

FATA MORGANA.

Spiegelbilder

aus

der Vergangenheit aller Völker.

Original-Novellen

treu nach authentischen Geschichtswerken.

Inhalt:

Kapitain Smith, der Abenteurer. — Cilli, die Tyrolerin.

Vierter Band.

Berlin.

Druck und Verlag von Albert Sacco,

Hausvoigteiplatz Nr. 7.

Kapitain Smith, der Abenteurer.

Historischer Roman

von

Adolf Mützelburg.

Die Rückkehr.

Es war am Vormittage eines Tages zu Anfange des Februar 1601, als ein ziemlich großes Boot, von zwei kräftigen Schiffsknechten gelenkt, rasch die Themse aufwärts ruderte. Woolwich, Greenwich und Deptford blieben zur Linken des Bootes liegen, das in gerader Richtung auf London lossteuerte und nach den Anstrengungen der Ruderer bemüht schien, sein Ziel so bald als möglich zu erreichen.

Trotz der kalten Jahreszeit war die Themse frei von Eis. Einige warme Tage hatten hingereicht, die schwache Winterdecke des Flusses zu schmelzen, und jetzt verkündeten nur die kalten Windstöße, die kleinen Eisschollen, die hier und da den Fluß hinabtrieben, und die kahlen Ufer der Themse, daß man noch mitten im Winter sei. Man hätte eher glauben können, daß der Frühling bereits seine Herrschaft angetreten habe.

Jedenfalls verrieth das Aussehen des jungen Mannes, der aufrecht in der Mitte des Bootes stand, nichts davon, daß die Kälte ihm unangenehm sei, obwohl seine Kleidung eben nicht die wärmste und für diese Zeit passendste war. Sein junges, höchst angenehmes, offenes und muthiges Gesicht glühte vor innerer Ungeduld und Erwartung; seine großen klaren blauen Augen waren mit dem Ausdruck sehnlicher Erwartung auf die Thürme von London gerichtet, die im bläulichen Grau vor ihm emporstiegen, zu jener Zeit noch nicht, wie jetzt, vom Kohlendampf und dem Rauche unzähliger Fabriken umdüstert. Er schien es sehr eilig zu haben, und für seine Ungeduld mochten die Anstrengungen der Schiffsknechte viel zu schwach sein, denn er war von seinem Sitze aufgesprungen und hatte jedem von ihnen eine Gallone Wein extra versprochen, wenn sie tüchtig zuruderten. Dennoch sah er zuweilen mit einem Anfluge ungeduldigen Mißvergnügens zu ihnen nieder, wie sie die Ruder im gleichmäßigen Takte in das Wasser senkten und ihre Arbeit mit der unerschütterlichen Ruhe englischer Schiffsknechte verrichteten.

Der junge Mann schien kaum zwanzig Jahr alt zu sein, und, wie schon erwähnt, konnte man sich kaum ein offeneres, frischeres und einnehmenderes Gesicht denken, als das seinige. Die Gesundheit und der Jugendmuth leuchteten aus jedem seiner Blicke, aus jeder seiner Bewegungen. Er war ein ächter Nordländer, das verkündete schon sein langes lockiges Haar, das bis zum Nacken herabwallte und im Winde wogte und dessen Farbe von jener eigenthümlichen Schönheit war, wie man sie jetzt nur noch sel-

ten findet, eine Mittelfarbe zwischen blond und goldbraun, die weder heller noch dunkler hätte sein dürfen, die aber gerade, wie sie war, mit ihrem röthlich goldenen Glanze das Auge eines Kenners entzückt haben würde. In einigem Widerspruch mit diesem Haar stand die gebräunte Farbe seiner Haut; doch ließ sich unter diesem braunen Anhauch die ursprüngliche Weiße und Frische noch recht gut erkennen, und man errieth bald, daß nur Sonne, Wind und Wetter diesem Kinde des Nordens einen südlichen Anhauch gegeben. Der eigenthümliche Reiz seines Gesichtes wurde dadurch nur erhöht, um so mehr, da es den großen blauen Augen nicht an Feuer und Kraft fehlte und die etwas gebogene, scharf markirte Nase dazu beitrug, den Ausdruck von Kühnheit, Muth und Adel zu erhöhen, der das Herz jedes Beobachters gleich von Anfang an für den jungen Mann einnehmen mußte. Ein schwacher Anflug von Bart kräuselte sich um die Oberlippe und das Kinn des Jünglings, und es schien, als ob er nicht wenig stolz auf diese unverkennbaren Zeichen seiner Männlichkeit sei, denn so oft seine Ungeduld ihn übermannte, griff er mit den Fingern nach dem blonden Barte und zupfte und kräuselte denselben — ein Zeichen unwillkürlicher Aufmerksamkeit, da er doch seine Ungeduld auf hundert andere Arten hätte zeigen können.

Was die Kleidung des jungen Mannes betraf, so unterschied sie sich merklich von derjenigen, die damals gerade am Hofe der Königin Elisabeth und also auch im ganzen Lande Mode war. Sie hatte nichts Stutzerhaftes und Geziertes, sondern war einfach und natürlich, wie das ganze Wesen des jungen Mannes, hatte aber daneben einen entschieden kriegerischen Anstrich. Ein schwarzer Hut mit breiter Krempe und wallender schwarzer Feder bedeckte sein goldblondes Haar. Ein Wams von braunem Leder und Hosen von derselben Farbe, die aber nur bis zum Knie gingen, bildeten den Hauptbestandtheil der Kleidung, die ein großer weißer Spitzenkragen, ein Paar dunkler, seidener Strümpfe, kurze, überfallende Stiefel und eine Art von spanischem Mantel aus dunklem Tuche vervollständigten. Am Gürtel hing ein langes, gerades, schmales Schwert mit vergoldetem Griff. Alles an diesem Anzuge war einfach und schmucklos; dennoch hob er die ganze Gestalt des jungen Mannes höchst vortheilhaft hervor. Ueberhaupt war die Tracht jener Zeit so malerisch, als es die Jugend oder die Künstler nur wünschen konnten. Das spanische Kostüm herrschte überwiegend vor. Spanische Hüte und spanische Mäntel waren bis in den hohen Norden vorgedrungen, und wenn sich die Leser an eines jener bekannten Portraits Vandyks, oder an die Tracht Gustav Adolfs, Wallensteins und Alba's erinnern, so werden sie eine ziemlich richtige Vorstellung von dem eben geschilderten Kostüm haben, in welchem wir unseren jungen Helden vorführen. Nichts konnte passender für seine schlanke, hohe Gestalt und für den kräftigen, ebenmäßigen Bau seiner Glieder sein, wenn auch die weiten Handkrausen nur von einfachem Linnen und die Gürtel- und Degenschnallen nur von Silber waren.

Dennoch lag trotz dieser schmucklosen Kleidung — die übrigens durch den kriegerischen Stand des jungen Mannes geboten sein konnte — in seinem ganzen Wesen etwas, das eine edle Abstammung, eine gute Erziehung, unterstützt von natürlichen Anlagen, bekundete. Alle seine Bewegungen waren trotz ihrer Kühnheit und Derbheit angenehm und fast elegant, oder wie man schon damals in England gesagt haben würde, fashionable, und es lag in seinem Blicke etwas, das nicht den Diener und Unterwürfigen sondern den Gebieter und Helden verkündete. Das schienen auch die Bootsleute zu fühlen, denn sie waren ruhiger und geduldiger, als englische Bootsleute sonst sind, namentlich, wenn ihnen das Alter ein gewisses Vorrecht giebt, wie das bei dem Einen, der mindestens sechszig Jahre zählte, der Fall war. Sie blickten nur manchmal, wenn er eine sehr ungeduldige Bewegung machte, neugierig zu ihm empor, ließen sich aber freilich dadurch nicht im Geringsten aus ihrer kaltblütigen Ruhe bringen.

— Bei Gog und Magog! rief der junge Mann jetzt. Ich glaube, wir werden wohl

vor heut Abend nicht in London sein, Ihr Schildkröten!

— Eile mit Weile, Sir! sagte der Aeltere. Wenn Ihr Seemann seid, müßt Ihr selbst am besten wissen, daß man mit regelmäßigem Ruderschlag am raschesten vorwärts kommt. He, meint Ihr nicht?

Diese letztere Frage schien absichtlich hinzugefügt zu sein, denn welcher englische Bootsmann könnte es ertragen, Stunden lang nicht die Lippen zu öffnen.

— Ei, ob ich ein Seemann bin! rief der Jüngling mit einem Anflug von Selbstbewußtsein. Seit drei Jahren schwimme ich auf dem Wasser und habe mehr Stürme erlebt, als Ihr Beide zusammengenommen. Aber das kann ich Euch sagen, wenn nur die Spanier hinter Euch wären, dann würdet Ihr wissen, wie man vorwärts kommt!

— Meint Ihr, Sir, ich wüßte das nicht? fragte der Alte etwas unmuthig. Drei Jahr auf dem Salzwasser! Bei der Ehre meines wackeren Admirals, das haltet Ihr der Rede werth? Jetzt sind es fünfundvierzig Jahre, daß ich die Theerjacke trage, junger Mann!

— Glaub's! rief dieser. Aber was habt Ihr weiter gethan, als auf der Themse herum zu krebsen, oder höchstens nach dem Niederland hinüber zu gucken. Ei, Du solltest nach dem Karaibenmeer kommen, Alter —

— Hm, unterbrach ihn dieser ruhig, es ist wohl möglich, daß ich das noch einmal wiedersehe, was ich längst vergessen habe.

— Also Du warst dort? rief der junge Mann freudig überrascht. Nun, dann nimm's nicht übel, Alter! Mit wem warst Du da?

— Mit wem? brummte der Schiffer. Mit unserem ersten Seehelden, mit dem Manne, vor dem jeder brave Matrose den Hut abziehen muß —

— Mit Sir Walter Raleigh? rief der Jüngling lebhaft.

— Ja, mit Sir Walter Raleigh! antwortete der Alte stolz. Es sind jetzt achtzehn Jahre her, daß Sir Walter zum ersten Mal mit seinem Halbbruder, Sir Humphrey Gilbert — Gott hab' ihn selig! — unter Segel ging, und da war ich mit dabei. Ja, junges Herrchen, das war eine Fahrt! Wir waren die Ersten, die Neufundland entdeckten, und ich war dabei, als wir nach England zurückkehrten. Ja, das war eine Fahrt!

— O, ich bitte Dich, Alter! rief der junge Mann, dessen Augen jetzt begeistert glänzten. Warst Du auch dabei, als Sir Gilberts Schiff unterging? Wie kamst Du davon? Das mußt Du mir erzählen!

— Ob ich dabei war! antwortete der Alte wohlgefällig. Ich war auf der goldnen Hündin, mit Sir Walter Raleigh. Ja, da hab' ich Vieles erlebt, was Ihr jungen Leute vielleicht nimmer glauben werdet, denn Ihr fahrt jetzt mit Dreimastern und stolzen Schiffen hinaus in die neue Welt, die wir mit unseren elenden Fahrzeugen entdeckten! Mein Lebtag werd' ich die Fahrt nicht vergessen! Mit fünf Schiffen waren wir in Neufundland gelandet, mit zwei erbärmlichen Fahrzeugen wollte Sir Gilbert nach England zurückkehren, um ein großes Geschwader auszurüsten. Er war auf dem Eichhorn, einem kleinen Fahrzeug von zehn Tonnen, ich mit Sir Walter Raleigh auf der goldenen Hündin, die auch nicht viel werth war. Es war eine Verwegenheit, und die hatten wohl Recht, die uns abriethen. Auch fehlte es nicht an bösen Ahnungen und Vorbedeutungen. Ich denk' noch immer dran, wie wir von Neufundland absegeln wollten und die Anker lichteten, da sahen wir plötzlich vom Verdeck aus — ich sah es selbst mit an — wie zwischen unseren Schiffen ein grausames Unthier durch das Wasser ging, ein Seelöwe, aber größer und erschrecklich anzuschauen, mit feurigen Augen und hoch erhobenem Schweif. Der schwamm nicht, sondern ging aufrecht auf dem Wasser, gähnte und sperrte den Rachen auf und wandte den Kopf nach beiden Seiten, wiewohl wir ihm drohten und nach ihm schossen. Und als er beinahe ans Land gekommen war, wandte er sich zu uns zurück und brüllte kläglich, daß es uns Allen durchs Herz schauerte, und selbst Sir Walter Raleigh, der neben mir stand, sagte:

1*

Das ist ein böses Zeichen! Aber Sir Gilbert ließ sich nicht abhalten. Wir lichteten die Anker und segelten nach Europa. Schon am dritten Tage aber erhob sich ein furchtbarer Sturm, gegen den wir mit unseren schwachen Fahrzeugen nichts ausrichten konnten. Wir hielten unsere Schiffe so dicht zusammen, als es das Unwetter zuließ, und bald sahen wir, wie das Eichhorn, auf dem Sir Gilbert sich befand, zu sinken anfing. Ja, Sir, da stand er, der wackere Seeheld, mitten auf dem Deck — wir sahen es deutlich — mit einem Buche, der heiligen Bibel, in der Hand, und rief laut und vernehmlich, daß wir es auf der goldnen Hündin hören konnten: Muth! Muth, Kinder! Wir sind hier auf dem Wasser dem Himmel eben so nah, wie auf der Erde und kommen eben so rasch dahin! Und als er das gesagt, schlugen die Wellen über das Schiff und das Eichhorn versank mit Mann und Maus. Das war Sir Walter Raleighs erste Fahrt, Sir, und daran will ich denken!

— Ja, ich habe davon gehört! rief der junge Mann, über dessen aufmerksames Gesicht während der Erzählung des alten Schiffers ein leichtes ungläubiges Lächeln geflogen war. Aber höre, Alter, mit dem Seelöwen, das ist ein schnurriges Ding! Ich glaube, es war ein Bär, den Du Dir hast aufbinden lassen. Gesteh's nur ein!

— Bei meiner Mutter Seele! rief der Alte unwillig. Ich hab' es selbst gesehen, und Niemand wird dem alten Sam etwas abstreiten wollen, was er selbst gesehen. Wenn Ihr noch zehn Jahr auf dem Salzwasser umgetrieben seid, dann wollen wir uns einmal wieder sprechen. Und auf welchem Schiffe wart Ihr denn eigentlich?

— Ich war auf Sir Richard Greenville's Schiff, antwortete der junge Mann stolz, und machte die Fahrt nach Guiana und den Antillen mit. Jetzt will ich mir London wieder ansehen und meinen alten Vater aufsuchen, von dem ich seit drei Jahren nichts gehört habe und der nicht einmal weiß, wo ich geblieben bin. Der wird Augen machen, wenn ich ihm sage, daß ich als jüngster Offizier von Sir Richard Greenville's Schiff zurückkomme!

Dabei nahm sein Gesicht einen halb freudigen, halb wehmüthigen Ausdruck an und er sah gedankenvoll und etwas weniger ungeduldig vor sich hin.

— Schon Offizier! sagte der alte Sam. Da müßt Ihr Euch wacker gehalten haben! Und Euer Vater wußte nicht, wo Ihr wart?

— Nein, antwortete der junge Seeoffizier gedankenvoll. Ich war ein wilder Bursche und mein Hang nach Abenteuern trieb mich auf und davon in die weite Welt. Sir Greenville's Geschwader segelte gerade an jenem Tage ab und ich fuhr mit, wie ich ging und stand, ohne einen Pfennig in der Tasche. Jetzt bringe ich wenigstens einen tüchtigen Koffer heim.

Dabei zeigte er lächelnd auf einen hölzernen, eisenbeschlagenen Koffer, der hinten im Boote stand, und setzte sich dann auf die Querbank, als ob seine Gedanken ruhiger geworden seien und seine Ungeduld etwas nachgelassen habe.

Das dauerte jedoch nicht lange. Bald sprang er wieder auf und richtete seine Augen auf ein Boot, das in einiger Entfernung vor ihm ebenfalls den Strom aufwärts, nach London zuruderte.

— Ei, beim Kreuz! rief er. Das scheinen ja die beiden Frauen zu sein, die ich schon heut Morgen in aller Frühe unten in Gravesend sah und die so traurig und bestürzt aussahen. Ich fragte sie, was ihnen widerfahren sei, aber sie antworteten mir nur wenig und zurückhaltend. Die Mutter hatte die Augen voll Thränen. Ich glaube, sie erwartete ihren Mann, und der Arme wird wohl jetzt unten auf den Korallenbänken schlummern oder von den Haifischen bewillkommt worden sein!

— Das ist Seemanns Loos! sagte der alte Sam und zuckte die Achseln, warf aber doch einen Blick auf das Boot, in dem zwei schwarzgekleidete und ganz verhüllte Frauen saßen, von denen die Eine noch ein Kind zu sein schien.

Da die Schiffsknechte dieses zweiten Bootes langsamer ruderten und sich eben keine große Mühe zu geben schienen, so hatte die Barke des jungen Offiziers bald das erstere Boot erreicht

und glitt jetzt, nur wenige Fuß von demselben entfernt, über das dunkle, trübe Wasser.

Der junge Mann musterte die beiden Frauen mit unbefangenem, wenn auch etwas neugierigem Blick und griff dann an seinen Hut.

— Guten Morgen, Myladies! rief er herzlich. Es scheint, als haben wir denselben Weg gemacht, und wenn ich nicht irre, so hatte ich schon die Ehre, Sie heut Morgen unten in Gravesend zu sehen.

Die größere und ältere von den beiden Ladies schien mit der Antwort zu zögern.

— Ich danke Ihnen, Sir, sagte sie dann. Ja, wir waren in Gravesend.

— Und Sie wollen auch nach London? rief der junge Offizier.

— Ja, Sir, antwortete die verschleierte Dame mit einem Seufzer.

Dieser Seufzer und der traurige Ton der Antwort erregten die Theilnahme des jungen Mannes, der das Gespräch wohl nur in der Absicht angeknüpft hatte, seine Ungeduld durch eine Unterhaltung mit den beiden Frauen zu verkürzen.

— Sie seufzen, Mylady! sagte er. Ich fürchte, Sie haben in Gravesend die Ankunft Jemandes erwartet, der nicht gekommen ist.

— Sie haben Recht! antwortete die Lady. Ich erwartete meinen Mann und er ist nicht gekommen. Ich muß ihn für todt halten.

Dabei senkte sie den Kopf und es schien dem jungen Offizier, als ob sie weine. Er hätte sie gern getröstet, aber wie sollte er das anfangen?

— Ihre Vermuthungen sind vielleicht gar zu trüb, Mylady, sagte er. Wenn ein Seemann ausbleibt, so ist das noch kein Beweis, daß er todt sei. Auch muß man Ihnen ja auf dem Schiffe bestimmte Auskunft gegeben haben. Entweder er lebt, oder er ist verschwunden, oder er ist todt.

— Ach, Sir, sagte die Lady mit trauriger Stimme, das sind eigenthümliche Verhältnisse. Ich habe eine Auskunft erhalten, die so gut ist wie gar keine. Mein Mann ist verschwunden.

— Das ist seltsam, und bei welcher Gelegenheit denn? fragte der junge Offizier. Verzeihen Sie mir meine Neugierde, Mylady, aber Sie sehen, ich bin selbst Seemann, und als solcher nehme ich Theil an Allem, was einem Kameraden widerfährt.

— Mein Mann war Kaufmann, sagte die Frau. Wir wohnten in Oxford. Er verlor den größten Theil seines Vermögens durch einen Betrüger, ließ mir und unserer Tochter den kleinen Rest zurück und ging in die weite Welt, um, wie er mir sagte, nicht eher zurückzukehren, als bis er wieder mit offenem und freiem Gesicht in seiner Vaterstadt Oxford erscheinen dürfe und sein Vermögen wiedergewonnen habe. Vor anderthalb Jahren erhielt ich einen Brief von ihm aus Ostindien. Er schrieb mir, daß ihm das Glück nicht hold sei und daß ich ihn für verloren halten solle, wenn er nicht zu einer bestimmten Frist auf einem Schiffe, die Amazone genannt, zurückkehre. Die Amazone ist vor acht Tagen in Gravesend angekommen, wie ich gestern Abend erfuhr, aber ohne meinen Mann. Doch hat er sich, wie ich hörte, auf dem Schiffe befunden, bis es nach Westindien kam. Dort ist er verschwunden, Niemand weiß wohin. Ach, ich mache ihm keine Vorwürfe, aber unrecht ist es von ihm, sein armes Weib so ohne alle Nachricht im größten Elend zu lassen. Denn ich weiß nicht, wo ich die Mittel finden soll, in der nächsten Woche zu leben.

Schluchzend senkte sie abermals den Kopf, und der junge Offizier sah traurig und mitleidig zu ihr hinüber. Sein junges Herz schien durch diese Erzählung, deren Aufrichtigkeit er nicht einmal kannte, tief bewegt zu sein.

— Und haben Sie denn keine Verwandte, an die Sie sich wenden könnten? fragte er dann. Sie werden doch Mitleid mit Ihrer Lage haben.

— O ja, ich habe Verwandte, antwortete sie, und zwar sehr reiche und vornehme. Aber eben weil sie reich und vornehm sind, darf ich sie nicht um Hülfe bitten. Sie kennen mich nicht mehr, weil ich meinen Mann heirathete. Sie riethen mir von der Verbindung ab. Vielleicht hatten sie Recht. Ich war damals noch ein blutjunges, thörichtes Mädchen!

Dieses abermalige Geständniß war nicht geeignet, die Theilnahme des jungen Mannes für die Gattin des Verschwundenen zu verringern.

— Darf ich Sie nach dem Namen Ihres Mannes fragen, Mylady? sagte er. Der Zufall spielt zuweilen wunderbar. Vielleicht habe ich von ihm gehört.

— Ich glaube es kaum, antwortete die Lady zögernd. Der Name meines Mannes ist Paul Ringrose, Kaufmann in Oxford.

— Paul Ringrose? rief der Offizier überrascht. Wie ist mir denn? Der Name ist mir ja so bekannt. Warten Sie einen Augenblick, Mylady, ich will mich nur besinnen!

— Sie scheinen mir zu jung zu sein, sagte die Gattin des Kaufmanns traurig, um die Lebensgeschichte meines Mannes zu kennen, obgleich sie abenteuerlich genug ist. Zu jener Zeit waren sie wohl noch —

— Nein, nein, werthe Frau, unterbrach sie der junge Offizier, jene Lebensgeschichte kenne ich nicht. Aber der Name ruft mir einige Erinnerungen zurück. Halt! Jetzt weiß ich! Warten Sie!

Dabei griff er in die Brusttasche seines Mantels, zog ein ledernes Täschchen hervor, das mit einem Bande umwunden war, knüpfte dasselbe auf und suchte eine Minute lang unter den Papieren, die sich in dem Täschchen befanden.

— Hier, hier ist der Brief! rief er dann lebhaft. „An die ehrenwerthe Frau Maria Ringrose in Oxford, abzugeben bei der Wirthin der Seejungfer in London.“ Nun, sind Sie das, Mylady?

— Mein Himmel, ja, der Brief ist für mich! rief die Lady. Ich kenne die Wirthin in der Seejungfer. Es ist die Einzige, die meinen Aufenthalt weiß.

Dabei streckte sie begierig die Hand aus, um den Brief zu ergreifen. Der Raum zwischen den beiden Booten aber war zu groß und der junge Offizier warf ihr den Brief hinüber. Sie öffnete ihn hastig.

Während sie ihn las, blieben die Boote in gleicher Linie mit einander und der junge Seemann benutzte die Zeit, um so viel es möglich war, das Gesicht der jungen Frau zu beobachten — denn jung war sie noch, das hatte er schon in Gravesend gesehen und konnte er auch jetzt noch durch den Schleier bemerken. Ihr Gesicht war blaß, wohl in Folge des Kummers, den sie erduldet, aber ihre Züge waren schön und ausdrucksvoll und trugen das unverkennbare Gepräge edler Abkunft.

Jetzt ließ die Dame die Hand mit dem Briefe sinken und sah traurig vor sich hin. Der Offizier wartete geduldig, bis sie sprechen würde.

— Ich danke Ihnen, mein junger Freund, sagte sie nach einigen Minuten. Die Nachricht, die ich durch diesen Brief erhalte, ist traurig genug, aber es ist doch immer ein Lebenszeichen und ich muß dem Ueberbringer dankbar sein. Es war in Barbadoes, wo Sie meinen Mann trafen?

— Ja, auf Barbadoes, einer Insel im atlantischen Ozean, drüben an der Küste von Amerika, antwortete der Jüngling. Ich lernte Ihren Mann auf eine seltsame Weise kennen und bin ihm sogar zu großem Danke verpflichtet. Sein Muth rettete mich aus einer gefährlichen Lage.

— Ja, muthig war er immer, nur zu sehr, seufzte Lady Ringrose, die jetzt den jungen Mann noch aufmerksamer betrachtete.

— Wir hatten ein Scharmützel mit einem spanischen Schiffe gehabt, rief dieser, und liefen in eine Bucht von Barbadoes ein, um frisches Wasser und heilsame Kräuter für unsere Verwundeten zu suchen. Wir glaubten, die Insel sei leer, wenigstens rief man uns das von einem englischen Schiffe zu, das gerade die Anker lichtete, als wir in den Hafen einliefen. Ich wagte mich deshalb ganz allein in das Innere der Insel, um den höchsten Punkt derselben zu erreichen und eine allgemeine Ueberschau zu gewinnen, theils um zu sehen, ob es nicht im Innern Kräuter und Pflanzen gäbe, denn an der Küste hatten wir nichts gefunden, als etwas Portulak. Ich hatte nichts als meinen Degen und meine Pistolen und war deshalb nicht wenig bestürzt, als ich von einer Felsenhöhe aus ungefähr zehn Spanier mit wildem Geschrei auf mich loseilen sah. Dennoch zog ich sogleich meinen Degen, nahm ihn zwischen die Zähne,

ergriff meine Pistolen mit beiden Händen und erwartete die Spanier. Aber noch ehe wir zu Feindseligkeiten gekommen waren, rief mir eine Stimme in unserer Landessprache zu, ob ich nicht ein Engländer sei. Ziemlich erstaunt bejahte ich es, und nun schien es mir, als ob mein Landsmann mit den Spaniern spreche und sie abzuhalten suche, mir etwas zu Leide zu thun. Sie schienen große Lust zu haben, sich nicht an seine Worte zu kehren, aber er schlug an seinen Degen und machte ihnen ein Zeichen, daß er sich an meine Seite stellen würde, wenn sie mich angriffen. Darauf steckten sie murrend ihre Schwerter in die Scheide, und der Engländer kam auf mich zu. Ganz erstaunt und fast unwillig fragte ich ihn, wie er dazu gekommen sei, mit unseren Todfeinden gemeinschaftliche Sache zu machen. Darauf antwortete er mir ungefähr Folgendes: Junger Mann, ich habe nicht nöthig, Euch die Gründe auseinanderzusetzen, die mich zu einer Verbindung mit den Spaniern gezwungen haben. Es sind gewichtige Gründe, das könnt Ihr glauben, und mein Benehmen gegen Euch muß Euch zeigen, daß ich es mit den Engländern immer noch gut meine. Ich habe Euch das Leben gerettet. Ihr sollt mir dafür einen Gefallen thun. Hier ist ein Brief. Ich konnte ihn nicht mit dem Schiffe fortschicken, mit dem ich hierher gekommen bin;" — ich besinne mich jetzt, daß er die Amazone nannte — „ich hätte fürchten müssen, mit Gewalt zurückgehalten zu werden, wenn man bemerkte, daß ich mich entfernen wollte. Gebt ihn, wenn Ihr nach unserem Vaterlande zurückkehrt, an die Wirthin in der Seejungfer ab, einem bekannten Weinhaus in London, das Euch ein Jeder zeigen wird. Vielleicht danke ich Euch einst für diesen Dienst. Jetzt kehrt zurück und sagt Eurem Kapitain, daß er möglichst bald die Insel verlassen möge, denn drüben in der Bucht sind soeben fünf spanische Schiffe mit sechshundert Mann gelandet, und es wird nicht lange dauern, bis man Euch bemerkt hat!" Damit übergab er mir den Brief, schüttelte mir die Hand und ging zu den Spaniern zurück, während ich nach unseren beiden Schiffen eilte und sie warnte. Das that auch noth. Denn bald darauf sahen wir auf der Spitze des höchsten Berges eine Fahne als Signal, die wahrscheinlich den Spaniern verkünden sollte, daß Engländer in der Nähe seien. Wir lichteten sogleich die Anker — denn wir hatten keine hundert Mann an Bord und segelten nach Norden zu. Die spanischen Schiffe verfolgten uns, holten uns jedoch nicht mehr ein.

— Das also war mein Mann! sagte Lady Ringrose schmerzlich. Es ist mir unbegreiflich, wie er zu den Spaniern kommen konnte. Er haßte sie tödtlich. In seinem Briefe schreibt er nichts davon. Er enthält nur wenige Zeilen und Sie können sie selbst hören. „Maria," schreibt er mir, „ich schicke Dir Nachricht von einem Orte aus, wo mich Niemand vermuthen darf. Ich habe die Amazone verlassen, ich mußte es thun, aus Gründen, die ich Dir vielleicht in Zukunft einst enthüllen werde. Alle meine Pläne, mein Vermögen wiederzugewinnen, sind mißglückt. Jetzt wage ich das Letzte und ich hoffe zu triumphiren. Bleibe mir treu und erziehe Alice, die ich wie Dich im Geiste tausendfach küsse, zu einer sittsamen, häuslichen Jungfrau. Wenn Du binnen drei Jahren spätestens keine Nachricht erhältst, so halte mich für todt. Bis dahin behalte Euch Gott in seinem gnädigen Schutze!"

— Ja, Gottes Schutz thut uns noth! fügte sie weinend hinzu. Drei Jahre! Drei Jahre noch! Wie sollen wir die hinbringen?

Sie ließ ihren Kopf auf die Brust sinken, und der junge Offizier sah, daß sie unter dem Schleier ihr Tuch an die Augen führte. Auch die Tochter schien zu weinen und eine traurige, peinliche Pause trat ein.

— Mylady, sagte der Offizier dann, Ihr Gemahl hat mir einen großen Dienst erwiesen, es ist deshalb meine Pflicht, daß ich mich seiner Gattin und seiner Tochter annehme. Wenn Sie in London Niemand haben, an den Sie sich wenden können, und wenn Ihre Lage der Art ist, daß Sie die Hülfe Anderer aufsuchen müssen, so wird es Ihnen wenigstens ein Trost sein, von Denen einen Dienst anzunehmen, die

dazu verpflichtet sind, und zu diesen gehöre ich. Erlauben Sie mir, daß ich in London für Sie sorge, bis Sie einen Aufenthalt gefunden haben, der Ihrer würdig ist und Sie vor Noth und Bekümmerniß sichert.

— Ich danke Ihnen, Sir! erwiederte Lady Ringrose zögernd. Sie meinen es gut. Aber bedenken Sie das Urtheil der Welt und den Ruf einer Frau, deren Gatte weit von ihr entfernt ist!

— Bei meiner Ehre! rief der junge Mann heftig und schlug an seinen Degen, den will ich sehen, der den geringsten Vorwurf gegen Sie zu erheben wagt! Ich werde Sie sicher nach der Seejungfer geleiten, werthe Frau, und sobald ich mich nach meinem Vater erkundigt — den ich jetzt in drei Jahren nicht gesehen habe — zu Ihnen zurückkehren, um Ihre Wünsche zu vernehmen. Man soll nicht sagen, daß ein brittischer Seeoffizier die Gattin und die Tochter eines Mannes, der ihm einen Dienst erwiesen, in der Noth verlassen habe!

— Ich danke Ihnen nochmals, Sir, erwiederte die Dame aufrichtig. Aber ich hoffe, die Wirthin der Seejungfer wird mir so viel Beistand gewähren können, daß ich Sie nicht länger zu belästigen brauche.

Der junge Mann wollte ein abermaliges Anerbieten machen; aber der Zufall half ihm mehr, als alle Worte vermocht hätten. Sams Gefährte, ein trockener, mürrischer Bursche, der auf der Seite nach dem anderen Boote zu saß, kam mit seinem Ruder demjenigen des einen Schiffsknechtes der Lady Ringrose zu nahe, und der Schlag war so heftig, daß das schwere Ruder aus der Hand des Schiffsknecht glitt und diesem mit großer Gewalt an Stirn und Auge schlug, so daß er mit einem lauten Schrei hinten über fiel und einen derben Fluch ausstieß.

— In des Teufels Namen, Du Eule, bist Du betrunken! kreischte der Gefährte des Getroffenen und zog sein Ruder ein. Soll ich Dir ein Loch in den Hirnkasten schlagen, da Du an den beiden Löchern vorn nicht genug zu haben scheinst, um zu sehen, wohin Du das Ruder fallen lässest, Du Tölpel?

— Ho! rief Sams Gefährte und zog ebenfalls das Ruder ein, Du scheinst mir zu viel von dem zu haben, was mir fehlt, Bursche. Ich will Dir den Mund mit dem Ruder stopfen, Du Grobian!

— Ruhig! rief der junge Offizier gebieterisch, während die Boote still hielten. Wir haben keine Zeit, Eure Redensarten mit anzuhören! Mylady, mit einem Ruder allein können Sie nicht den Strom hinauf kommen. Sie sehen, es bleibt Ihnen nichts weiter übrig, als mein Anerbieten anzunehmen. Legt die Boote aneinander, Burschen, damit die Ladies einsteigen können. Und dann frisch vorwärts nach London!

Es lag etwas in der Stimme des jungen Mannes, das den Bootsknechten keine Weigerung erlaubte. Sie murrten, legten aber die Boote aneinander. Lady Ringrose fühlte wohl, daß eine neue Weigerung ihren diensteifrigen jungen Freund beleidigen müsse, um so mehr, da der eine von ihren Ruderern wirklich zum Dienst untauglich war. Sie zögerte deshalb nicht länger, stand auf, reichte ihm die Hand und stieg, von ihm unterstützt, in sein Boot. Ein Gleiches that ihre Tochter, dem Anschein nach ein Mädchen von zehn Jahren.

— Hier! rief der Offizier dann, während Lady Ringrose und ihre Tochter auf der breiten Bank in der Mitte des Bootes Platz nahmen. Hier, Burschen, ist Euer Fuhrlohn und hier eine Krone Schmerzensgeld. Nun vorwärts, Sam! Sonst kommen wir vor Abend nicht nach London!

Eine Minute darauf flog das Boot rasch stromaufwärts. Der junge Mann hatte den beiden Frauen gegenüber auf einer anderen Bank Platz genommen. Er konnte jetzt trotz der Schleier die Gesichtszüge der Mutter und der Tochter deutlich erkennen und seine frühere Vermuthung, daß Lady Ringrose noch eine sehr schöne, junge Frau sei, fand sich vollkommen bestätigt. Es war natürlich, daß die Tochter ihn weniger beschäftigte, obgleich ein flüchtiger Blick ihm sagte, daß auch ihr Gesicht viel versprach und von einem eigenthümlichen, fesselnden und energischen Ausdruck sei.

— Und Ihr Name, Sir, wenn ich Sie fragen darf? sagte Lady Ringrose dann, als ihre Blicke denjenigen des jungen Offiziers begegneten.

— John Smith, Mylady! antwortete der Offizier. Jüngster Lieutenant auf Sir Richard Greenville's Schiff „Herkules."

— Und Ihre Eltern wohnen in London? fragte sie weiter.

— Mein Vater, ja, antwortete John Smith. Meine Mutter starb, als ich noch sehr jung war, und wer weiß, ob mein Vater noch lebt.

— Wir wollen es hoffen, Sir! sagte Lady Ringrose, als sie den Anflug von Bekümmerniß auf dem Gesichte des jungen Offiziers bemerkte. Sie werden ja bald Gewißheit haben.

— Ja, bald! rief John und sah sich um, nach der Richtung von London zu. Ah, beim Herkules! Da steigen ja schon die Thürme von Eastminster und St. Paul ganz deutlich auf, und da sind auch die alten Mauern des Tower. In einer halben Stunde, denke ich, sind wir an der Londonbrücke.

— He, Sam, rief jetzt die Stimme eines Bootsmannes aus einer langen Barke, die rasch den Strom herab kam. Willst Du nach London? Sieh Dich vor, alter Seehund, daß Dir nicht eine Flintenkugel auf den Pelz gebrannt wird!

— Oho, Jack, was soll das heißen? antwortete Sam und zog das Ruder ein wenig ein — ein Manöver, dem sein schweigsamer Gefährte sogleich folgte.

— Na, alter Brummbär, weißt Du nicht, daß sie in London jeden Augenblick denken, die Kugeln sollen pfeifen und die Kanonen brummen? rief Jack und machte seinen drei Gefährten in der großen Barke ein Zeichen, die Ruder ein wenig gegenzuhalten, damit das Fahrzeug langsamer hinabglitte.

— So will ich in meinem Leben kein Ruder mehr anrühren, wenn ich weiß, was Dein Geschwätz bedeuten soll! antwortete Sam mürrisch.

— Nun, das muß wahr sein! rief Jack — ein derber, vierschrötiger Geselle mit einem ächten Seemannsgesicht — da weißt Du weniger von dem, was in London passirt, als eine Auster unten auf den Sandbänken.

— Und werde ewig so dumm bleiben, rief Sam, wenn Du fortfährst, mit Worten um Dich zu werfen, die kein Mensch begreift!

— Ja, Sam hat Recht! rief jetzt der junge Offizier. Was geschieht in London, guter Freund? Ich hörte schon heut früh in Gravesend von verschiedenen Dingen munkeln. Es soll nicht ganz richtig sein.

— Richtig, junger Herr? erwiederte Jack. Na, wenn's in London richtig ist, dann ist's auch im Kopfe der alten Tony in Gravesend richtig, die einen alten Kompaß für die Seele ihres ertrunkenen Dick hält, weil er immer nach Süd zeigte und weil der Dick immer nach Süd wollte, und weil der Dick im Süden auf Sir Humphrey Gilberts Schiff Eichhorn ertrunken ist, sammt seinem Kapitain, dem bravsten Seemann!

— Ich glaube, wir thäten besser, uns in London zu erkundigen, als bei Deinem Kameraden, Sam! sagte John Smith ungeduldig.

— Ei, so thut es, Herr Brausekopf! rief Jack lachend. Da werden Euch die Büchsen und Karthaunen Bescheid geben. Seid froh, wenn man Euch einläßt. Mir ist's lieb genug, daß ich wieder heraus bin. Wenn sie wüßten, daß ich den Grafen Bedford nach Essex-Haus gebracht habe, so möchten sie mir vielleicht auch das Handwerk legen!

— Aber, Du Schwätzer! rief der junge Offizier ärgerlich. Wer kann Dir denn dafür etwas anhaben wollen? Seit wann ist es denn verboten, den Grafen Bedford nach dem Palast des Grafen Essex zu rudern?

— Seit wann? Seit heute! antwortete Jack. Seit heute, wo alle Welt weiß, daß Graf Essex in den Palast Ihrer Majestät der Königin dringen will, um seine Gegner zu vertreiben, das will sagen den Lordkanzler Buckhurst, Sir Robert Cecil und Sir Walter Raleigh!

— Sir Walter Raleigh? Unseren Admiral? So soll ihm das Wetter auf den Kopf fahren, dem übermüthigen Jungendrescher! rief Sam wüthend.

— Still, Sam! rief der Offizier. Also ist es wirklich wahr? Der Graf wagt es, sich gegen die Königin selbst aufzulehnen? Und dieses tollkühne Unternehmen sollte die geringste Aussicht auf Erfolg haben?

— Nun, Sir, man kann nicht wissen! sagte Jack, die Achseln zuckend. Königin Elisabeth — Gott segne sie! — ist eine gute und wackre Frau und regiert ihr Land trotz einem tüchtigen Manne. Aber bei alle dem, Sir, wenn Sie's nicht übel nehmen, hat sie doch ihre Weiberlaunen und sie hat selbst Schuld daran, wenn Graf Essex den Kopf hoch trägt und sich mehr dünkt, als die Königin selbst. Er hat eine Anzahl tüchtiger Edelleute für sich, wie zum Beispiel die Grafen Rutland, Southampton, Bedford und die Lords Sands, Mounteagle, Salisbury, Cromwell, Männer aus den ersten und besten Familien, die das Volk wohl leiden mag. Trotzdem aber wünsche ich, daß man ihm den Daumen aufs Auge setzen möge, denn der Bursche ist noch hochfahrender und stolzer, als sein Vater, Graf Leicester, um dessenwillen unsere gute Königin Beß (Elisabeth) manche Thorheit gemacht. Genug, Sir, Ihr werdet Euch wundern, wenn Ihr den Lärm in der Stadt seht. Die Straßen sind voll Menschen, als ob ganz London ein schwärmender Bienenstock wäre, und es sollte mich nicht wundern, wenn Ihr bei Eurer Ankunft mit scharfen Salutschüssen empfangen würdet. Nehmt Euch in Acht, schon der Ladies wegen!

— Ich danke Dir für den guten Rath und die Auskunft, und hier hast Du einen Groot, um auf das Wohl der Königin und Sir Walter Raleighs zu trinken! rief John Smith und warf ihm ein kleines Geldstück hinüber. Sei unseretwegen ohne Sorge. Und nun vorwärts, Sam! Ich bin doch neugierig, die gute Stadt London zu sehen, die jetzt mit einem Male so rebellisch ist. Ja, 's ist verteufeltes Volk, das keinen Scherz versteht!

Die Barke flog wieder stromaufwärts, und John sah zu Lady Ringrose hinüber, auf deren Gesicht sich Zweifel und Furcht malten.

— Wie, Mylady, rief er, Sie sind doch nicht besorgt? Ich will darauf wetten, daß dieser Schwätzer einen Elephanten aus einer Mücke gemacht hat. Es werden ein Paar Menschen auf der Straße stehen, um zu hören, was im Palast der Königin vorgeht. Das wird Alles sein.

— Ich will es hoffen, Sir, sagte Lady Ringrose. Jedenfalls bin ich sehr froh, einen so warmen und muthigen Beschützer gefunden zu haben.

Sie sprachen jetzt über die Neuigkeit, die sie so eben vernommen. Da indessen John Smith drei Jahre von London entfernt gewesen war, und die Lady sich wohl nur wenig um die Angelegenheiten des Hofes bekümmert hatte, so konnten sie sich Beide nur geringe Auskunft geben und mußten sich mit Vermuthungen begnügen. Die Ungeduld des jungen Mannes war jetzt wieder erwacht und er blickte oft nach London hinüber, dessen Vorstädte — jetzt zum Mittelpunkt der Stadt geworden — sich bereits zu beiden Seiten des Ufers zeigten.

Hier wurde der Strom auch belebter. Größere und kleinere Schiffe lagen auf beiden Seiten und eine Menge von Barken durchschnitt den Fluß. Die Mehrzahl derselben nahm ihre Richtung stromaufwärts nach London zu, und den Reden nach, die John Smith aus denselben herüberschallen hörte, hatten sie fast alle den gemeinsamen Zweck, sich nach dem Stande der Dinge in London zu erkundigen. Die Lage der Stadt mußte also ernster und kritischer sein, als der junge Mann zuerst geglaubt hatte.

Plötzlich, als John Smith gerade auf ein Gespräch lauschte, das in einer nicht weit entfernten Barke geführt wurde, fühlte er seinen Arm schnell und heftig ergriffen. Rasch wandte er sich um und sah in das bestürzte, todtenbleiche Gesicht der Lady Ringrose, die ihn mit allen Zeichen des Schreckens anstarrte und den einen Arm wie zum Schutze um ihre junge Tochter gelegt hatte, während sie mit der andern Hand immer noch den Arm des jungen Mannes festhielt.

— Retten Sie mich, schützen Sie mich, Sir! rief sie hastig und in tödtlicher Angst.

— Bei Gott, Mylady, das will ich! antwortete der junge Mann verwundert. Aber ich sehe keinen Feind. Vor wem soll ich Sie schützen?

— Dort, dort, vor jenem Manne in der Barke, die auf uns zukommt! flüsterte Lady Ringrose. Ich bin verloren, wenn er mich erkennt!

Der junge Mann erblickte eine Barke, die rasch den Strom hinab kam, in grader Richtung auf das Boot zu. Außer den beiden Ruderern befand sich in ihr ein einzelner Mann, seiner Kleidung nach zu schließen ein Mann aus den höheren Ständen. So viel John sehen konnte — denn der Fremde, bei dessen Anblick Lady Ringrose einen solchen Schrecken empfand, saß auf der Mittelbank — war es ein noch junger, fast athletisch gebauter Mann. Er hatte den Federhut tief in die Stirn gedrückt, den Mantel aber trotz der Kälte zurückgeschlagen, als ob er der eisigen Luft gern gestatten wolle, um seinen starken Hals und seine breite Brust zu wehen. Das Gesicht des Mannes schien finster und bleich zu sein. Sein Haar war schwarz, wie sein Bart, der nach damaliger Sitte Ober- und Unterlippe umgab.

— Ziehen Sie Ihren Schleier dichter vor, Mylady! sagte John leise. Wenn Sie diesen Mann wirklich zu fürchten haben, so wird er in mir einen Gegner finden, der ihm hoffentlich nicht verächtlich scheinen wird. Aber ich glaube, er wird Sie nicht erkennen. Sam, halte ein wenig rechts!

Diese Bewegung wurde von dem Bootsmann sogleich ausgeführt. War es nun aber Zufall, oder hatte der Fremde in dem Boot Lady Ringrose bemerkt — genug, seine Barke machte eine Wendung nach links und die beiden Boote fuhren in schnurgrader Linie auf einander zu.

Der junge Offizier war aufgestanden, und hatte eine Stellung angenommen, die dem Fremden in dem anderen Boot nicht gestattete, Lady Ringrose zu bemerken. Jedenfalls war indessen seine Neugierde rege geworden, denn er musterte den jungen Offizier und die Tochter der Lady mit scharfen, durchdringenden Blicken. Plötzlich schien er Verdacht zu fassen, richtete sich auf und zeigte dem jungen Mann jetzt eine hohe, breitschultrige Gestalt.

— Was soll das heißen, Herr, rief er, daß Sie Ihr Boot grade auf das meine zutreiben lassen? Aus dem Wege, Burschen, ich habe wenig Zeit!

— Antworten Sie ihm nicht, Sir! flüsterte Lady Ringrose. Versuchen Sie, schnell an ihm vorüber zu kommen. Er darf mich nicht sehen!

Dem jungen Manne, dessen finstere Miene zeigte, daß die barsche Anrede des Fremden ihn empfindlich beleidigt hatte, schien diese Bitte nicht sehr angenehm zu sein. Er bezwang sich jedoch und blieb ruhig.

— Sam, fahre vorüber! sagte er zu dem alten Bootsmann.

Es war indessen unmöglich, diesem Befehle Folge zu leisten. Die Richtung des Bootes ließ sich nicht so plötzlich ändern und die beiden Fahrzeuge geriethen so hart an einander, daß Sam sein Ruder einziehen mußte.

— Tod und Teufel! rief der Fremde jetzt plötzlich. Was ist das?

Seine Augen blitzten und ruhten mit einem überraschten und zugleich drohenden Ausdruck auf Lady Ringrose, die sich so gut als möglich hinter dem jungen Offizier zu verbergen suchte, was ihr aber nur halb gelang.

— Sir, rief John Smith jetzt, auch ich habe Eile. Vorwärts, Sam!

— Nicht von der Stelle! rief der Fremde. Wer ist diese Dame, Herr?

— Habe ich Euch darüber Auskunft zu geben? rief John. Haltet mich nicht auf!

Der schwarze Kavalier — so konnte man ihn nennen, denn sein Anzug war vorwiegend schwarz, wie sein Haar, und daß er ein Kavalier war, verkündeten Tracht und Wesen — war dicht an den Rand des Bootes getreten, hatte den linken Fuß auf den Bord gesetzt und beugte sich nach vorn über, um Lady Ringrose genauer sehen zu können. Diese war noch immer leichenblaß.

— Mylady! Sie sind es! rief er. Ich

fordere Sie auf, mich sogleich zu begleiten. Sie wissen, daß ich ein Recht habe, das zu fordern.

— Und ich ein Recht, es zu verweigern! rief John, den das übermüthige Benehmen des Kavaliers in jedem Augenblick mehr erbitterte. Diese Dame hat sich mit ihrer Tochter unter meinen Schutz begeben und ich fordere Sie deshalb auf, Ihren Ruderern die Weisung zu geben, die Fahrt fortzusetzen.

— Oho, Bürschlein! diese Sprache dulde ich nicht! rief der Kavalier spöttisch. Also Lady Ringrose hat sich unter Deinen Schutz begeben. Ei, sieh an! Was wird denn Paul Ringrose dazu sagen, wenn er das erfährt?

— Herr, ich rathe Euch zu schweigen, rief John wüthend, oder ich sage Euch, Ihr werdet Bekanntschaft mit meinem Degen machen, der schon manchem Spanier mit noch schwärzerem Haarwuchs und noch verbrannterem und gelberen Gesicht den Mund gestopft hat. Denkt Ihr, ich fürchte mich vor Zigeunern?

Der schwarze Kavalier erröthete vor Zorn bis an die Schläfe. Die Worte mochten getroffen haben. Es lag wirklich in seinem Gesichte, in den schwarzen, schmalen Augen, der gebogenen Nase und der gelblichen Haut etwas Zigeunerartiges. Aber diese Benennung war damals in England ein großer Schimpf.

— Hölle und Teufel! rief er und seine Augen flammten. Was hindert mich, Bursche, Dich niederzustechen? Aber ich will Mitleid mit Dir haben, Knabe! Heda, Ihr faulen Schlingel, legt das Boot an das meine, damit die Ladies einsteigen können. Zögert nicht, oder ich lasse die flache Klinge auf Eurem Rücken tanzen. Zieht das Boot heran! wandte er sich dann an seine eigenen Ruderer.

Sam und sein Gefährte schienen keine große Lust zu haben, diesen übermüthigen Worten Folge zu leisten. Desto eifriger aber zeigten sich die Schifferknechte des fremden Kavaliers, der bereits seinen Degen gezogen hatte, um, wie es schien, seinen Worten Nachdruck zu geben. Sie kehrten ihre Ruder um und zogen mit den Handhaben derselben das Boot des jungen Offiziers an das ihrige, wie es der Kavalier befohlen.

Kaum sah John Smith ein bloßes Schwert funkeln, so glänzte auch schon der Degen in seiner Hand und indem er sich vor Lady Ringrose stellte, die in zitternder Angst den Ausgang dieses Streites erwartete, schien er bereit, es auf einen ernstlichen Kampf mit seinem trotzigen Gegner ankommen zu lassen. Er streckte demselben sein Schwert parirend entgegen, denn ein eigenthümlich tückischer Zug im Gesicht des schwarzen Kavaliers ließ ihn vermuthen, daß er es mit einem arglistigen Manne zu thun habe.

— Sam! rief er. Schlage den Burschen, die sich an unser Boot wagen, mit dem Ruder über den Kopf. Ich werde für diesen Zigeuner sorgen!

— Ha, Bursche! Das sollst Du büßen! rief der Kavalier und führte einen geschickten und kräftigen Stoß auf den jungen Offizier, der diesen jedoch nicht erreichte, da der Abstand zwischen den beiden Booten noch mehrere Fuß betrug.

Sam und sein Gefährte hatten unterdessen ihre Ruder gegen das fremde Boot gestützt, um dadurch die Anstrengungen der Schiffsknechte des Kavaliers zu schwächen. In Folge dieses Manövers näherten sich die Boote nicht weiter und die beiden Gegner standen sich mit gezückten Degen und mit zornfunkelnden Gesichtern gegenüber. Gleich darauf gab Sam mit seinem Ruder einem von den beiden Schiffsknechten des Kavaliers einen Stoß, daß er hinten über fiel, schlug dann das Ruder des Anderen in die Höhe, stemmte sein eigenes Ruder gegen die fremde Barke und trennte sein Boot mit einem kräftigen Stoße von dem anderen Fahrzeug.

In Folge dieses geschickten Manövers befand sich John Smith im nächsten Augenblick schon mehr als zehn Fuß von seinem Gegner entfernt, und da Sam und sein Gefährte sogleich ihre Ruder einsetzten und zu arbeiten begannen, so wurde der Raum zwischen den beiden Booten in den nächsten Minuten noch größer.

— Ha, Sam! Das hast Du brav gemacht! rief John Smith. Obwohl ich gewünscht hätte,

diesem schwarzen Burschen eine Quarte nach Vincenzio Saviolo's bester Manier über das gelbe Gesicht zu hauen!

— Ei, Sir! brummte Sam. Der Andere schien mir auch bei einem guten Fechtmeister in die Schule gegangen zu sein!

Unterdessen hatte Lady Ringrose mit einem leisen: Gott sei gedankt! ihre Tochter umschlungen und zog das Mädchen an sich.

— Glückliche Reise, Mylady! tönte jetzt die tiefe und barsche Stimme des schwarzen Kavaliers, dem seine Beute für dieses Mal entgangen war, herüber. Wir sehen uns wieder, verlaßt Euch darauf. Schade, daß Paul Ringrose, Euer ehrenwerther Gemahl, nicht gesehen, wie freundschaftlich das junge Herrchen sich Eurer angenommen!

Dann gab er seinen Knechten ein Zeichen, die Fahrt stromabwärts fortzusetzen, und die beiden Barken waren nach einigen Minuten schon mehrere hundert Fuß auseinander. John Smith warf seinen Degen in die Scheide und setzte sich der Lady gegenüber.

Die Boote, die während dieser Scene die Themse zahlreich bedeckten, hatten nur wenig Antheil an dem Vorfalle genommen. Die Engländer kümmerten sich auch schon damals nicht viel um die Angelegenheiten ihrer Nächsten, und daß zwei Kavaliere auf offener Straße mit einander in Streit geriethen und die Degen zogen, war nichts Seltenes. Die ruhigen Bürger waren im Gegentheil froh, wenn sie nicht in solche Auftritte verwickelt wurden. Deshalb war es auch mit einigen neugierigen Blicken und mit einigen spöttischen Bemerkungen abgemacht und die Boote setzten ruhig ihren Weg nach London fort, wo wichtigere Ereignisse die allgemeine Theilnahme in Anspruch nahmen.

— Das war ja ein übermüthiger Bursche, Mylady! sagte der junge Offizier jetzt zu der Dame. Was in aller Welt, wenn Sie mir die Frage erlauben, konnte ihn bewegen, so gegen Sie aufzutreten?

— Ach, Sir, sagte die Dame, die sich noch immer nicht von ihrem Schrecken erholt hatte, mit einem Seufzer — ich kann und darf Ihnen nicht Alles sagen, was diesen Mann zu meinem Feinde macht. Er war der erbittertste Gegner meines Gatten und hat ihn ins Elend gestürzt. Auch mich verfolgt er mit schrecklicher Hartnäckigkeit. Ich wäre verloren gewesen, wenn Sie mich nicht geschützt hätten, und ich danke Ihnen tausendfach dafür. Doch nehmen Sie sich in Acht vor ihm. Er ist ein gefährlicher Mensch und steht in hohem Ansehen bei den einflußreichsten Personen. Suchen Sie ihn zu vermeiden!

— Ich danke Ihnen für den guten Rath, Mylady, sagte der junge Mann. Aber ich fürchte mich vor keinem Menschen und stände er so hoch, wie er wolle. Im Gegentheil, ich wünsche diesem Manne noch einmal zu begegnen, um ihn für seine Frechheit züchtigen zu können. Wer ist er, kennen Sie seinen Namen und seinen Stand?

— Sein Name ist Devilborn, weiter weiß ich nicht viel von ihm, antwortete Lady Ringrose. Sein ganzes Thun und Treiben ist in ein gefährliches Dunkel gehüllt, aus dem ich ihn nur hervortreten gesehen habe, um mir Unheil zu bringen. Daß ich ihm auch gerade jetzt begegnen mußte!

— Fürchten Sie nichts! sagte John ruhig. Es wird unseren vereinten Bemühungen gelingen, einen Ort zu finden, an dem Sie sicher sind. Sehen Sie, wir sind jetzt bereits am Tower. In zehn Minuten landen wir an der London-Brücke, oder wo Sie sonst wollen, Lady!

In der That befand sich das Boot jetzt am Eingange der eigentlichen Stadt, die hier auf dieser Seite vom Tower, jener berühmten und berüchtigsten Festung Londons, beherrscht wurde. Ein neues Bild bot sich hier den Ankommenden dar und fesselte namentlich die Aufmerksamkeit der jungen Offiziere. Der Fluß war mit einer großen Anzahl von Barken besetzt, und auch das nördliche Ufer desselben, die Themsestraße und Billingsgate, wimmelten von Menschen. Unter den Booten befanden sich auch einzelne mit Soldaten der Königin, die stromaufwärts ruderten,

und auf den Festungswerken am Ufer standen Truppen und Kanonen.

Der Tower selbst, dieses riesige, düstere Gebäude, zeigte ein lebendigeres Bild als sonst. Das Thor nach der Themse zu war geöffnet und mit Bewaffneten besetzt. Ein großes schönes Boot lag an der Treppe, die vom Thor nach dem Wasser führte, und schien, seinen Abzeichen zufolge, einem hochgestellten und vornehmen Würdenträger anzugehören.

— Beim Herkules! Die Sache scheint ernsthafter zu sein, als ich glaubte! rief John Smith. Jack hatte doch Recht! Aber sieh, Sam, wer ist der stattliche Mann, der dort die Treppe vom Tower nach der Themse herabsteigt, und dem die Schaar von Bewaffneten folgt?

— Ei, beim Licht meiner Augen, rief der Angeredete, dessen Gesicht vor Freude strahlte, das ist Sir Walter Raleigh, so wahr ich lebe!

— Sir Walter! rief der junge Offizier. Den muß ich näher sehen, Sam. Rudere heran! Ich will dem kühnen Seehelden meinen höflichen Gruß darbringen!

Sam ließ sich das nicht zwei Mal sagen und lenkte das Boot sogleich nach der Nordseite der Themse zu. Unterdessen war Sir Walter Raleigh in das große und schöne Boot gestiegen, in welchem außer ihm eine große Anzahl von Bewaffneten Platz nahm. Einige andere Boote mit Soldaten folgten.

Während der Admiral längs der Themsestraße hinauffuhr, machten alle anderen Boote Platz und der kühne und beliebte Seeheld wurde mit lebhaftem Zuruf empfangen. Der junge Mann brannte vor Ungeduld, in die Nähe des Admirals zu kommen, und Sam manövrirte so geschickt, daß sein Boot in der That das vorderste wurde und John Smith sich nur ungefähr zwanzig Fuß von der Barke des Admirals entfernt befand.

Jetzt zogen Sam und sein Gefährte die Ruder ein, pflanzten sie mit der linken Hand neben sich auf und griffen mit der rechten salutirend an ihre Mützen, während John seinen Hut in der Luft schwenkte und mit begeisterten Blicken und heller Stimme rief:

— Es lebe die Königin Elisabeth und Sir Walter Raleigh, ihr ruhmvoller Admiral!

Raleigh blickte zu dem jungen Mann herüber. Die kühne und doch ehrerbietige Haltung, sein offenes, schönes Gesicht, seine stattliche Figur mochten ihm gefallen. Er griff lächelnd an seinen Hut und dankte freundlich.

— Wer seid Ihr, junger Mann? rief er dann, indem er zugleich dem Führer seiner Barke ein Zeichen gab, langsam zu rudern.

— Mein Name ist John Smith, antwortete der Jüngling freudig überrascht. Ich bin jüngster Lieutenant auf Sir Richard Greenville's Schiff „Herkules" und bin gestern aus den westlichen Meeren zurückgekehrt.

— Ei, mein junger Freund, schon Offizier? sagte Sir Walter lächelnd. Das laß ich mir gefallen. Ah, ich besinne mich, Sir Greenville, mein ehrenwerther Freund, nannte mir heut früh Ihren Namen. Sie haben sich in einer Affaire gegen die Spanier ehrenvoll ausgezeichnet?

— Ja, Sir, mit Ihrer Erlaubniß! Es war bei den Antillen! antwortete John Smith, dessen Gesicht vor Freude strahlte. Aber ich habe nicht mehr gethan, als Sir Richard Greenville selbst und die Herren Offiziere!

— Ich würde Sie bitten, mich zu begleiten, wenn ich nicht sähe, daß Sie in so angenehmer Gesellschaft wären! sagte Sir Walter Raleigh und warf lächelnd einen Blick auf die verschleierten Frauen, die vielleicht seine Aufmerksamkeit erregen mochten — und nebenbei gesagt, der Admiral war noch ein sehr schöner und stattlicher Mann in den besten Jahren, der wohl ein Recht hatte, gegen Damen aufmerksam zu sein. Indessen, Sir, wenn Sie mich in meinem Hause aufsuchen und mir Etwas von Ihren Abenteuern erzählen wollen, so soll mir das lieb sein. Ich werde mich Ihres Namens erinnern, obgleich ich heut den Kopf etwas voll habe!

Er griff grüßend an seinen Hut und die Barke flog weiter. John Smith sah ihr einen Augenblick lang mit freudigen Blicken und dem Hut in der Hand nach. Dann brach er in den

lauten Ruf aus: Es lebe Sir Walter Raleigh! in den das Volk laut einstimmte. Gleich darauf verschwand die Barke des Admirals unter der Londonbrücke.

— Ja, er wird heut den Kopf voll haben! sagte Sam, während er dem Ufer zulenkte. Sonst hätte Sir Walter mich wieder erkannt. Es wäre nicht das erste Mal, daß er mich herausgefunden und sich daran erinnert hat, wie wir Beide auf der goldenen Hündin bei einander standen, als Sir Humphrey Gilbert einen ächten Seemannstod starb!

Gleich darauf landete das Boot an der Londonbrücke, die in damaliger Zeit ein äußerst plumpes und schwerfälliges Aussehen hatte, da sie ganz mit alten, winkligen Gebäuden bedeckt war. Ueberhaupt gewährte jener Stadttheil damals einen ganz anderen Anblick, als jetzt und selbst als zu Ende desjenigen Jahrhunderts, in dessen Anfange diese Erzählung spielt. Damals hatte noch nicht der große Brand (vom 2ten bis 7. September 1666) die ganze City (eigentliche Stadt) zerstört, und statt der freundlichen geschmackvollen steinernen Häuser sah man eine wirre Masse von hölzernen Gebäuden und plumpen Festungswerken sich auf beiden Seiten des Flusses erheben.

Der junge Offizier, noch freudig von seinem Gespräche mit Sir Walter bewegt, reichte Lady Ringrose die Hand und führte sie die wenigen Stufen zum Ufer hinauf. Dann wies er den Schiffern einen Ort an, wohin sie seinen Koffer zu tragen hätten, zahlte ihnen ein reichliches Fährgeld und folgte den Damen an das Ufer, um sie nach der Seejungfer in der Freitagsstraße, nicht gar zu weit vom Strande, zu führen.

Die schmalen Straßen, durch welche den jungen Mann sein Weg führte, waren mit einer Unzahl von Menschen bedeckt. Ganz London schien auf der Straße zu sein. Doch hatte die Haltung des Volkes nichts Drohendes. Im Gegentheil, man erschöpfte sich in Witzen und spöttischen Bemerkungen, und im Allgemeinen schien die Theilnahme für die Königin bei weitem größer zu sein, als die für den Grafen Essex. Nur hin und wieder sah man einen Bewaffneten, der nach dem Westende der City eilte und zuweilen vom Volke aufgehalten und verspottet wurde. Den größten Lärm machten die berüchtigten Londoner Lehrlinge, die haufenweis an allen Ecken standen und mit Herzenslust die Gelegenheit wahrnahmen, ihrem tollen Uebermuth Luft zu machen. Die Lehrlinge waren zu jener Zeit in London das, was die Gamins, die Straßenjungen, später für Paris geworden sind. Wehe dem, der sich ihr Mißfallen zugezogen hatte! Gegen diese wilde und übermüthige Rotte richtete selbst die bewaffnete Macht nichts aus. Sie kannten jeden Schlupfwinkel, jeden Ausweg, und wenn der Ruf: Knüttel heraus! Keulen heraus! erscholl, so konnte man darauf rechnen, in wenigen Minuten Hunderte, vielleicht Tausende von diesen tollen Burschen mit ihren gefährlichen Waffen durch die Straßen schwärmen zu sehen.

Mit einiger Mühe gelang es John Smith glücklich, seine Damen bis zur Seejungfer zu führen und das große Gastzimmer zu erreichen, das glücklicherweise nur von wenigen friedliebenden Bürgern besucht war. Die Seejungfer war berühmt wegen ihrer guten Weine, mehr aber noch wegen der häufigen Gelage, die Shakespeare dort mit seinen lustigen Freunden zu halten pflegte.

Die Wirthin, eine behäbige Frau mit frischen rothen Backen, trat freundlich auf den jungen Offizier zu und schien über den Besuch von Damen in ihrem Wirthshause etwas verwundert zu sein. Kaum aber hatte sie einen schärferen Blick auf die Begleiterinnen Johns geworfen, als sie ganz überrascht die Hände zusammenschlug und auf Lady Ringrose zueilte.

— Ei, Du lieber Gott, Sie sind es, meine gute Lady! rief sie freudig verwundert. Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß ich Sie sobald wiedersehen würde. Und da ist ja auch das herzliche Kindchen, Miß Alice! Ei, den freundlichsten Willkommen Ihnen Beiden! Aber wie blaß Sie aussehen, theuerste Lady! So bekümmert, so niedergeschlagen!

Dabei schüttelte sie der Lady Ringrose die vertraulich dargereichte Hand und küßte Alice,

nachdem sie den Schleier derselben zurückgeschlagen.

— Ja, meine liebe Hanna, sagte die Lady seufzend, ich habe wohl Ursache, bekümmert auszusehen. Das Unglück verfolgt mich hart. Paul ist nicht zurückgekehrt und die Nachrichten, die ich von ihm erhalten, sind auch wenig tröstlich für mich. Doch will ich Dir das nachher erzählen, meine gute Freundin! Jetzt frage ich nur an, ob Du ein kleines Zimmer leer stehen hast, das Du mir und meiner Tochter auf einige Tage einräumen kannst. Du weißt, ich mache Dir wenig Unruhe und Sorge in Deinem Hause.

— Ei, meine theuerste Lady, und wenn das auch wäre, rief die Wirthin, so sollten Sie doch bei mir wohnen, und zwar so lange Sie wollten, Ihr Lebtag lang. Ja, ich habe ein hübsches kleines Zimmerchen, da können Sie bleiben. Und wie ist es mit diesem jungen hübschen Herrn, will der auch bei mir wohnen? Er soll mir willkommen sein!

— Nein, gute Frau! sagte John lächelnd. Ich danke Euch. Ich habe die Ladies nur hierhergeleitet und bitte Euch nur um einen Becher Kanariensekt, der bei Euch vortrefflich sein soll. Dann will ich die Ladies Eurer Obhut überlassen und vielleicht heut Abend, wenn sie es erlauben, zurückkehren, um zu hören, welchen Entschluß sie gefaßt haben.

— Ja, Sir, Sie werden mir willkommen sein! sagte Lady Ringrose. Sie werden mir stets willkommen sein, denn ich danke Ihnen so viel — mehr, als ich Ihnen verrathen darf! Jetzt, mein werther Freund, erlauben Sie mir wohl, daß ich mich zurückziehen darf. Eine schlaflose Nacht, der Kummer und der Schrecken der letzten Fahrt haben mich so angegriffen, daß ich mich kaum aufrecht erhalten kann. Ich bedarf der Ruhe.

Sie reichte dem jungen Mann die Hand. Dieser ergriff sie und führte sie an seinen Lippen. Lady Ringrose hatte auch jetzt den Schleier nicht zurückgeschlagen, und John wagte es nicht, sie zu bitten, es zu thun, obwohl er gern einen schärferen Blick auf dieses Gesicht, das ihm unter dem Schleier so schön erschienen war, hätte werfen mögen.

— Alice, sage unserem freundschaftlichen Beschützer Lebewohl! wandte sich Lady Ringrose dann an ihre Tochter.

Alice trat auf John zu, und der junge Mann war überrascht von dem ernsten, sinnigen Ausdruck, der ihm aus den hellbraunen Augen des jungen Mädchens entgegenleuchtete. Er entsann sich nicht, jemals bei einem so jungen Mädchen ein so eigenthümliches und ausdrucksvolles Gesicht gesehen zu haben. Von unwillkürlicher Theilnahme ergriffen, nahm er das Kind in seine Arme und hauchte ihm einen Kuß auf die Stirn.

— Leben Sie wohl, Sir! sagte Alice. Ich werde nie vergessen, daß Sie so freundlich gegen meine Mutter und mich gewesen sind.

Diese Worte hatten nichts Kindisches mehr. Sie klangen bereits überlegt und hätten nicht ernster und bedeutungsvoller von einer gereiften Jungfrau gesprochen werden können.

— Auf Wiedersehn! sagte jetzt Lady Ringrose und ging mit ihrer Tochter in ein Nebenzimmer, während John sich stumm verbeugte.

Die Wirthin brachte ihm seinen Krug mit Kanariensekt, und während der junge Mann mit einem langen durstigen Zuge das perlende Getränk einschlürfte, überlegte er, ob er nicht die Wirthin, die ihm redselig genug schien, nach den näheren Verhältnissen und Lebensumständen der Lady Ringrose fragen solle. Er beschloß indessen, es nicht zu thun. Er hatte gelernt, seine Neugierde zu unterdrücken, und hoffte, die Dame werde ihm, wenn sie es für nöthig halte, selbst so viel von ihren Schicksalen mittheilen, als sie für gut befinde. Er betrachtete deshalb einige Minuten lang das schöne eichene Getäfel der Wände, die mannichfachen Verzierungen mit geschnitztem Laubwerk und Greifenköpfen, den schönen großen Kamin und die Darstellung des Seesieges über König Philipps „Armada", die sich auf den Tapeten befand und die den Jüngling lebhaft interessirte, da er bis jetzt mit Leib und Seele Seemann war und die Spanier, die durch jenen Sieg

der Engländer eine so empfindliche und entscheidende Niederlage erlitten, tödtlich haßte.

Er war gerade beschäftigt, die schönen Porzellan- und Glaskrüge zu bewundern, die in einem hellpolirten Schrank zur Schau aufgestellt waren, als die Wirthin, die bis dahin mit anderen Gästen gesprochen, sich ihm näherte und ihn freundlich anblickte.

— Nun, Sir, wie schmeckt Ihnen der Sekt? fragte sie wohlgefällig.

— Vortrefflich, gute Frau, erwiederte der junge Mann. Meister Shakespeare hat wahrlich nicht Unrecht, wenn er die Seejungfer allen anderen Schenken, selbst den „drei Kranichen" vorzieht! Kommt denn der Meister noch immer zu Euch, Frau Wirthin?

— Ei freilich, antwortete Frau Hanna geschmeichelt. Er war erst vorgestern Abend hier, mit dem witzigen Meister Ben Jonson und dem lustigen Herrn Burbadge, dem Schauspieler. Das sind gar zu liebe und nette Herren! Und sie trinken nicht wenig! Auch kommt ihretwegen mancher Herr, der sonst die einfache Seejungfer nicht aufsuchen würde, obwohl sie es recht gut mit den drei Kranichen an der Themsestraße aufnehmen kann. Meinen Sie nicht, Sir?

— Ich glaube es wohl, antwortete John. Doch kann ich darüber kaum ein Urtheil abgeben, da ich zu jung war, als ich von London fortging, um so ausgezeichnete Tavernen (Schenken) zu kennen. Sagt mir, gute Frau, besinnt Ihr Euch nicht auf einen alten, einfachen Herrn, der früher zuweilen mit Meister Shakespeare hierherkam?

— Sie meinen doch nicht Mister Smith mit dem grauen Haar und dem freundlichen Auge? fragte die Wirthin. Ei ja, auf den besinne ich mich sehr wohl.

— Gerade den meine ich, sagte John, dessen Wangen etwas röther geworden waren. Kommt er immer noch und wißt Ihr, wie es ihm geht?

— Es ist einige Zeit her, daß er nicht mehr kommt, antwortete Frau Hanna. Aber Meister Shakespeare war verreist und deshalb kam er wohl nicht. Doch hörte ich auch, er sei krank.

— Krank? rief der junge Mann und erbleichte. Nun, so lebt wohl, Frau Hanna, ich danke Euch? Was kostet der Becher Sekt?

— Ei, von Ihnen nehme ich nichts, Sie sind ja ein Freund meiner theuren Lady, rief die Wirthin abwehrend. Nein, nein, junger Herr, das könnte ich nicht verantworten. Aber kommen Sie bald wieder und besuchen Sie mich als Gast. Sie sollen mir herzlich willkommen sein!

— Nun dann lebt wohl, gute Frau und empfehlt mich noch einmal Eurer Lady, rief John, ergriff seinen Hut und eilte fort.

Die Nachricht, daß sein Vater krank sei, hatte den jungen Mann in lebhafte Unruhe versetzt. Sein Vater war ein alter Mann, stand ohne alle Stütze da, die einer jüngeren Schwester Johns ausgenommen, von der er nicht einmal wußte, ob sie noch lebe. Vielleicht war auch sein Vater — doch nein! diesen Gedanken wies er mit Schrecken zurück. Vielleicht war er nicht einmal krank gewesen, vielleicht hatte Frau Hanna sich geirrt! Er mäßigte seine Schritte. Weshalb sollte er sich im Voraus ängstigen. Bedurfte er doch ohnehin der Ruhe und Fassung, um würdevoll und ernst, wie es sich ihm jetzt ziemte, vor seinem Vater zu erscheinen!

John ging nach Norden, der St. Paulskirche zu, in deren Nähe sein Vater wohnte. Hier waren die Straßen weniger belebt. Um so größer aber war das Gewühl auf dem St. Paulskirchhofe, der zu damaliger Zeit der Sammelplatz aller Stutzer und Müßiggänger war. Edelleute, Bürger, Soldaten drängten sich hier lärmend durcheinander. Ganze Schaaren zogen fort und wurden durch neu Ankommende ersetzt. Man stritt sich, tobte, lachte, spottete und rief sich Neuigkeiten zu. Es war ein Getümmel, wie John es noch nie gesehen hatte.

Auf den jungen Mann, der drei Jahre lang von London entfernt gewesen und in dieser Zeit erst zum Jüngling gereift war, mußte dieses Schauspiel die größte Anziehungskraft ausüben und er mischte sich sogleich unter die lärmenden Gruppen. Zwar bemerkte er, daß seine einfache

Kleidung gewaltig gegen diejenige der hier versammelten Kavaliere abstach, die in seidenen und sammetnen Gewändern einherstolzirten und mit goldenen Ketten und Juwelen prunkten. Aber das war kein Grund, ihn einzuschüchtern. John hatte das Bewußtsein, daß er eben so viel werth sei, als alle diese stolzen Kavaliere, und diese mochten vielleicht bei sich eben so denken, denn Niemand wagte es, ein Wort über den einfach gekleideten Jüngling fallen zu lassen, wenn man ihm auch hier und dort einen etwas verächtlichen Blick zuwarf.

John schlenderte langsam durch die Reihen. Er war zu jung von London fortgegangen, um Viele von den Stutzern zu kennen, die sich täglich auf dem St. Paulskirchhofe versammelten. Dagegen waren die Läden der Buchhändler, die den Platz rings umgaben, ihm noch sehr gut bekannt und er sah manches Gesicht unter den Händlern, das sich auch nicht um eine Falte verändert hatte. Doch ließ sich John nicht die Zeit, irgend Jemand anzureden, obwohl ihn der Dämon der Eitelkeit gewaltig peinigte, sich auch hier als „jüngster Offizier auf Sir Richard Greenville's Schiff Herkules" zu erkennen zu geben. Es zog ihn nach der väterlichen Wohnung und er war im Begriff, den Platz zu verlassen, als er einen jungen Mann gewahrte, der, in tiefe Gedanken versunken, an einem Laden stand und mit gekreuzten Armen starr vor sich auf die Erde sah.

John betrachtete ihn aufmerksam. Es war ein bildschöner junger Mann von vielleicht kaum achtzehn Jahren. Jeder, der vorüberging, sah ihn an, weil die Schönheit und Regelmäßigkeit seines Gesichtes wirklich auffällig war. Man konnte sich nichts Einnehmenderes denken, als dieses ovale zarte Gesicht mit der leicht gebogenen Nase, dem feingeschnittenen Munde, dem runden, glatten Kinn, und als er jetzt einmal gedankenvoll und mit einem fast wehmüthigen Ausdruck die Augen aufschlug, wäre gewiß Jeder über die Schönheit dieser dunkelbraunen Augen mit den langen Wimpern und den hoch gewölbten Brauen erstaunt gewesen. Lange dunkelbraune und glänzende Locken fielen ihm auf die Schultern, und ein äußerst feiner, stutzerhafter Anzug hob seine schmale schlanke Gestalt geschickt und vortheilhaft hervor. Eine weiße Feder wallte von seinem schwarzen Hute und wurde von einer Goldagraffe mit einem Rubin gehalten. Eine blendend weiße Halskrause von den feinsten Brabanter Spitzen umschloß den Hals und einen Theil des Nackens, von dem ein kurzer, rothbrauner Sammetmantel bis auf die Hüften niederfiel. An der Seite trug er einen Degen mit vergoldetem Griff, an den feinen, braunen Stiefeln silberne Sporen. Die Handschuhe und Handkrausen waren eben so fein — Alles zierlich, stutzerhaft und darauf berechnet, die kleinsten Einzelnheiten seiner schönen Gestalt hervortreten zu lassen.

Gerade als er die Augen aufschlug näherte sich John langsam dem jungen Manne, dessen Gesicht er einige Minuten lang aufmerksam geprüft hatte. Die Blicke der Beiden begegneten sich und der schöne junge Mann wollte die Augen soeben wieder senken, als er sich plötzlich an Etwas zu erinnern schien und John aufmerksamer betrachtete.

— Robert, bist Du es? fragte der Offizier lächelnd.

— Beim Zeus, dies Gesicht kenne ich, rief der Andere mit wohllautender Stimme und trat auf John zu. Wer bist Du, Blondkopf?

— Kennst Du John nicht mehr, John Smith? rief der Offizier.

— Himmel, Du bist es, Vagabund! rief der mit Robert Angeredete. Wahrhaftig, es ist John! Und wo kommst Du her, Bruder Liederlich? In diesem Aufzug, wie ein Stallknecht? He?

— Oho! Respekt vor mir, rief John, während Beide sich herzlich die Hände schüttelten. Ich bin Lieutenant, Seeoffizier.

— Bah, auf welchem Torfschiff bist Du als Schiffsjunge angestellt? fragte der Andere lachend. Denkst Du, mir aufbinden zu können, Du wärest Lieutenant Ihrer Majestät! Da mußt Du weiter gehen, hier bei St. Paul findest Du Keinen, der das glaubt.

— Nein, das bin ich auch nicht, erwiederte

John. Aber der „Herkules" Sir Richard Greenville's, auf dem ich jüngster Offizier bin, ist auch kein übles Schiff und Sir Greenville ist ein tüchtiger Seemann.

— Ach ja, ich habe gehört, daß die alte Seeratte zurückgekommen, rief Robert. Also mit dem warst Du fort? Dann bist Du wohl erst seit Kurzem zurück? Nun, man sieht Dir an, daß Du aus den Regionen der Kannibalen und Karaiben kommst. Du siehst aus, wie ein Nachtwächter.

— Wenn Du das meinst, so werde ich immer mit Dir gehen, damit etwas von dem Glanz Deiner Brillanten auch auf mich fällt, antwortete John in demselben scherzhaften Ton, den Robert angestimmt hatte. Aber sag', Junge, weshalb hast Du Dich in ein solches Stutzerwams gesteckt?

— Bah, ich bin Page am Hofe Sr. Majestät des Königs Jakob von Schottland, antwortete Robert, und Du wirst begreifen, daß ich hier in London den Glanz meines königlichen Herrn repräsentiren muß. Uebrigens, beim Zeus, John, Du kommst mir ganz gelegen, Du bist ein Retter in der Noth. Ich bin in der größten Verzweiflung!

— Du machtest allerdings ein Gesicht wie ein durchgefallener Schauspieler, als ich Dich zuerst sah, sagte John. Hast Du Schulden, Jüngchen? Ich sollte es beinahe glauben. Die Pagen haben immer Ueberfluß an Geldmangel.

— Nein, das ist es nicht, antwortete Robert, dessen Gesicht plötzlich wieder betrübt und kläglich geworden war. Ich will nicht sagen, daß ich nicht hundert Pfund brauchen könnte, wenn Du sie gerade hättest. Du siehst mir aber gar nicht danach aus! Nein, John, was mir fehlt, das ist ein tapferer Arm, ein braves Freundesherz und guter Wille.

— Ei, beim Herkules, Robert, die kannst Du bei mir finden, rief John. Aber giebt es denn in London dergleichen nicht mehr?

— Ich bin in London fremd geworden, sagte Robert, und außerdem kann ich auch nicht Jeden brauchen, der sich mir anbietet. Aber Du, John, Du bist der rechte Mann dazu, Du kommst wie ein Engel vom Himmel! Ich fange wieder an zu hoffen!

— Nun, so laß die Seufzer, Junge, und erzähle mir, was Du hast! rief der junge Offizier. Wenn ich Dir helfen kann, so will ich es thun, beim Herkules! Aber bist Du wirklich Page des Königs, oder flunkerst Du?

— Straf mich Gott, wenn ich Dir nicht meine Klinge zwischen die Rippen stoße, falls Du das noch einmal sagst! rief der Page aufbrausend.

— Geduld! Kaltes Eisen und warme Freundschaft vertragen sich nicht, lachte John. Komm, ich will zu meinem Vater. Begleite mich bis dahin und erzähle mir unterwegs, womit ich Dir helfen kann.

Robert betrachtete den jungen Seemann eine Minute lang mit einem Blicke, der ganz deutlich sagte, daß er Anstand nahm, mit dem einfach gekleideten Freunde durch die Straßen zu gehen.

— Du bist ein Narr, rief John, der diesen Blick recht gut verstand. Sei froh, wenn ich mit Dir gehen will, Du Modepuppe!

Der Page nahm den Arm seines Freundes und die Beiden bogen in eine Seitengasse. Unterdessen erzählte der junge Stutzer seinem einfachen Begleiter die Geschichte seines Lebens in den letzten drei Jahren. Die Beiden hatten sich schon als Knaben gekannt. Robert Carr war der einzige Sohn einer adligen schottischen Familie, die sich ihrer Armuth wegen nach London begeben hatte, um dort unbemerkt im Gewühl der großen Stadt den verlorenen Reichthum und das gesunkene Ansehen wiederzugewinnen. Diese Absicht war jedoch mißglückt. Roberts Eltern waren gestorben, und ein Jahr nach dem Verschwinden Johns war Robert von einem entfernten Verwandten an den Hof König Jakobs von Schottland gebracht und von dem Könige, der schöne Gesichter liebte, zum Pagen angenommen worden. Jetzt befand er sich als Begleiter eines Gesandten, den König Jakob an den Hof der Königin Elisabeth geschickt hatte, wieder in London.

Alles das erzählte er seinem Begleiter nur

2*

sehr flüchtig und fragte ihn dann, indem er still stand und ihm die Hand auf die Schulter legte:

— Sag', John, um zur Hauptsache zu kommen, hast Du jemals geliebt?

John sah ihn an, lachte und schüttelte den Kopf.

— Nein, dazu habe ich keine Zeit gehabt, als ich fort war.

— Aber Du hast doch schon einem hübschen Mädchen von Liebe vorgeschwatzt?

— Gott bewahre! rief der Offizier, das ist mir nie eingefallen!

Der Page betrachtete seinen Freund mit scharfen Blicken. Er schien die Wahrheit zu errathen. Das Herz Johns war noch rein und unverdorben, vielleicht ebenso unschuldig, als das des Pagen bereits verderbt war.

— Das ist Schade, John, sagte er. Dann kannst Du die Angst und Qual, die Leidenschaft, die in meinem Herzen tobt, nicht begreifen, dann weißt Du nicht, daß ich der Unglücklichste aller Menschen bin.

— Bah! Du machtest zwar ein höchst unglückliches Gesicht, als ich Dich zuerst sah! rief John lachend. Aber das will nicht viel sagen. Ich halte Dich für einen ganz wohlgemuthen und lustigen Pagen, denn sonst würdest Du nicht so viel Fleiß auf Deine Halskrause verwenden.

— Ach, John, ich bitte Dich, das sind Aeußerlichkeiten! seufzte Robert, der jetzt wieder ganz betrübt geworden war und ein höchst klägliches Gesicht machte. Ich sage Dir, ich bin der unglücklichste Mensch in ganz London, und wenn ich nicht bald einen Freund finde, der sich meiner annimmt und mich unterstützt, so bin ich verloren!

— Sprichst Du im Ernst? sagte John, auf den das jammervolle Gesicht seines Freundes Eindruck machte und dessen gutes Herz bereits zur Hülfe bereit war. Dann heraus mit der Sprache und wir wollen sehen, was sich thun läßt. Ich bin bereit, Dir zu helfen! Hast Du einen Nebenbuhler, den ich auf's Korn nehmen soll. Gut, ich —

— Ach, liebster John, wenn es das allein wäre, so brauchte ich keine Hülfe! sagte Robert. Ich verstehe auch einen Degen zu führen. Nein, mein Leid ist größer, und die Schwierigkeiten, die meiner Liebe entgegenstehen, sind fast unüberwindlich. Ich brauche einen Kameraden, der muthig, tapfer, zu Allem entschlossen ist.

— Ei, ich glaube doch, ich bin etwas von alle dem! rief John und schlug zuversichtlich an seinen Degen. Hoffentlich bist Du nicht in die Königin selbst verliebt. Das wäre freilich eine traurige Geschichte.

— Das würde mir nicht das Herz brechen! rief der Page spöttisch. Elisabeth würde mich nicht hängen lassen, wenn sie hörte, daß ihre beinahe siebzigjährigen Reize mein Herz verführt hätten! Was waren Leicester und Essex weiter, als junge Burschen, wie ich, und was anders brachte Raleigh so bei ihr in Gunst, als daß er seinen Mantel über eine schmutzige Stelle breitete, als sie in ihr Boot stieg, und daß er nebenbei ein hübscher Bursche war. Denn einen Häßlichen würde sie für diese Verwegenheit in den Tower geschickt haben. Nein, John, wenn ich in die Königin verliebt wäre, dann könnte ich mir Glück wünschen. Ich würde Gnade vor ihren Augen finden, trotzdem, daß ich ein Page König Jakobs, ihres Feindes, bin, dessen Mutter, die arme Maria Stuart, sie hat hinrichten lassen, weil die Aermste frech genug war, hübscher und liebenswürdiger zu sein, als die jungfräuliche Königin Elisabeth. Haha! Die Jungfräuliche! Leicester und Raleigh wissen ein Wörtchen davon zu erzählen.

— Höre, Robert, Du hast immer noch ein gottloses Maul! rief John. Ich will nichts weiter hören. Jetzt sprich, was willst Du von mir?

— Ich liebe eine von den Hofdamen der Königin, sagte der Page, der sogleich wieder in seinen kläglichen Ton verfiel. Ach, ein Engel, ein wunderliebliches Geschöpf! Die Blüthe, der Stolz aller Hofdamen. John, wenn Du sie sehen könntest — ach, dann würdest Du begreifen, wie unglücklich, wie elend ich bin. Du würdest Mitleid mit mir haben!

— Ich glaube Dir, daß sie ein Engel an Schönheit und Herzensgüte ist, sagte John. Aber ich sehe nicht ein, weshalb Dich diese Liebe unglücklich macht.

— Weshalb? rief der Page. Freilich, Du weißt nicht, wie es am Hofe der Königin zugeht, wie alle ihre Damen bewacht werden! Es ist fast unmöglich, sie allein zu sehen, zu sprechen. Nur mit der größten Mühe, mit Aufopferung meines Lebens ist es mir gelungen, einige Minuten mit ihr allein zu sein, ihr meine glühende Liebe zu gestehen und von ihren Lippen das süße Geständniß ihrer Gegenliebe zu vernehmen. Ich sage Dir, John, Bertha ist ein Engel!

— Also Bertha heißt sie, das wüßte ich jetzt! sagte John lächelnd. Aber ich dächte, Robert, in Deiner Eigenschaft als Page könntest Du oft an den Hof kommen und also auch Deine Geliebte sehen!

— Guter Gott! Man hört, daß Du von den Karaiben kommst! rief der Page. Weißt Du denn nicht, daß Elisabeth höchst ungerechter Weise gegen meinen König und Herrn eingenommen ist, ja daß sie sogar daran denkt, ihm die Krone von England zu entziehen, die ihm doch von Rechts wegen nach dem Tode Elisabeths gehört? Natürlich ist sie auch nicht gut auf den Grafen von Marr, Jakobs Gesandten, zu sprechen, in dessen Gefolge ich mich hier befinde, und wir werden nur äußerst selten und auf kurze Zeit bei Hof zugelassen. Zwar habe ich Bertha einige Male heimlich gesehen, aber ist das hinreichend, um die Flamme meiner Liebe zu nähren?

— Nun, und was willst Du thun? So sprich doch! sagte John ungeduldig.

— Höre, ich will es Dir im Vertrauen mittheilen, antwortete der Page geheimnißvoll. Ich hoffe, Du wirst Deinen alten Freund nicht verrathen. Ich habe die Absicht, Bertha zu entführen und zwar heut noch.

— Bist Du wahnsinnig? Aus dem Palast der Königin? rief John bestürzt.

— Ah, jetzt erkenne ich Deinen Muth! sagte Robert verächtlich. Du zitterst vor einem solchen Plan zurück, Du, der vorhin — doch es ist gut! Ich sehe jetzt, was ich von Dir zu halten habe. Lebe wohl.

— Beim Herkules, Robert, ich verbitte mir diesen Spott! rief John hitzig. Sprich, und wenn eine Möglichkeit vorhanden ist, Dein tolles Unternehmen auszuführen, so will ich Dir helfen, und zwar heut noch, obgleich ich erst seit einer Stunde wieder in London bin und meinen Vater noch nicht einmal wiedergesehen habe. Sprich, aber mach' es kurz.

— Nun, das ist brav gesprochen! rief der Page und schüttelte seinem Freunde die Hand. Höre mich jetzt an, aber laß keinen Menschen ahnen, was ich Dir sage, selbst wenn mein Plan mißglücken sollte. Essex wird heut noch einen Aufstand versuchen und in den Palast der Königin dringen. Still, unterbrich mich nicht! Du hast gelobt, mir beizustehen und Du wirst Dein Wort halten, wenn Du ein Ehrenmann bist! Ich brauche Dir nicht zu sagen, in wiefern ich selbst, oder Graf Marr bei Essex's Plänen betheiligt ist. Genug, ich will bei dem Getümmel, das voraussichtlich entstehen wird, in den Palast eindringen und Bertha entführen. Aber dazu brauche ich einen muthigen und entschlossenen Begleiter, und der sollst Du sein!

— Wahnwitziger Mensch! Wie kannst Du denken, daß es dem Grafen gelingen wird, mit einer Handvoll Menschen die Königin zu stürzen! rief John. Wenn Du darauf hoffst, so bedauere ich Dich.

— Es ist nicht die Rede davon, die Königin zu stürzen, rief der Page. Es handelt sich nur darum, ein Paar Günstlinge der Königin zu vertreiben, durch welche Essex verdrängt worden ist. Und das wird gelingen, denn die Königin ist schwach und immer noch für Essex eingenommen. Aber ob es gelingt, das ist mir gleich, obwohl ich Ursache hätte, ebenfalls den Plänen des Grafen einen glücklichen Ausgang zu wünschen. Für mich ist die Hauptsache, in dem Getümmel bis zu den Zimmern der Hofdamen vorzudringen und Bertha zu entführen, ohne daß es Jemand bemerkt. Es muß geschehen, es muß, sage ich Dir! Bertha ist be-

reits benachrichtigt, daß ich komme. Sie erwartet mich, sie ist mit mir einverstanden. Und selbst, wenn es entdeckt wird, so haben wir nichts zu fürchten; mein Herr, der Graf von Marr, ist mächtig genug, mir bei König Jakob und auch bei Elisabeth Verzeihung auszuwirken. Eine Entführung ist kein Kapitalverbrechen und kostet nicht den Kopf. Man macht sich einen Namen damit und wird berühmt. Also, bist Du bereit, mich zu begleiten?

John sah nachdenklich vor sich hin und wußte nicht, was er antworten solle. Er bereute, so leichtsinnig sein Wort gegeben zu haben, denn das ganze Unternehmen erschien ihm viel zu tollkühn und verwegen, als daß es hätte gelingen können. Vor allen Dingen aber war es ihm unangenehm, daß gerade dieser Aufstand zur Ausführung des Planes benutzt werden sollte. Denn wenn John auch drei Jahre von London entfernt gewesen und überhaupt zu jung war, um in die Intriguen des Hofes eingeweiht zu sein, so wußte er doch, daß der leichtsinnige Graf von Essex es bei seinem Plane auf Männer abgesehen habe, die in der allgemeinen Achtung des Volkes standen, und von denen auch John Einzelne, zum Beispiel Sir Walter Raleigh, hoch verehrte. Der ganze Vorschlag war ihm höchst unangenehm, und seine innere Mißstimmung mochte sich wohl auf seinem Gesichte offenbaren, denn der Page rief spöttisch:

— Du hast Angst, mein guter Junge! Du willst den Kopf nicht in des Löwen Rachen stecken. Du fürchtest, er möchte drin bleiben.

— Ich gestehe Dir ganz offen, sagte John mißmüthig, daß mir die ganze Geschichte nicht gefällt. Warte, bis Essers übermüthige Pläne entweder erfüllt oder gescheitert sind, dann will ich Dir helfen. Aber mit diesem Aufstande mag ich nichts zu thun haben. Ich bin ein guter Engländer und liebe die Königin. Falls wir aber entdeckt und ergriffen werden, wird man auch mich als einen Aufrührer behandeln und das wäre die größte Schmach, die mir je widerfahren könnte. Laß es noch bis morgen oder übermorgen. Dann will ich Dir helfen.

— Gut, sagte Robert kalt, ich entbinde Dich von Deinem Worte. Aber wenn Jemand mich fragt, ob John Smith ein Mann von Ehre und Muth sei, so werde ich ihm antworten, daß er so viel Ehre im Leibe hat, wie die Edelleute von Bridewell*), und so viel Muth, wie ein Ellenritter von Threadneedlestreet! Lebe wohl, Bramarbas!

— Beim Herkules! rief John und griff nach seinem Schwert. Das wird mir zu viel, Bursche. Zieh und vertheidige Dich!

— Ich schlage mich nicht mit einem Wortbrüchigen! sagte Robert und wandte sich verächtlich ab. Du kannst mich niederstoßen, wie ein Meuchelmörder, aber Du wirst mich nicht zwingen, mein Schwert gegen einen Menschen zu ziehen, der bei den Wilden Ehre und Treue vergessen hat.

Johns Gesicht war bleich geworden. War es Wuth oder Schaam, die ihm das Blut aus den Wangen trieb? Er stand, die Hand noch immer auf dem Griff des Schwertes, und starrte den Pagen an, der im Begriff war, sich von ihm abzuwenden, aber doch zauderte, wahrscheinlich, weil die kurze Zeit der erneuerten Bekanntschaft hingereicht hatte, den schlauen Pagen einen tiefen Blick in das Herz seines Freundes thun zu lassen.

— Robert, rief John, bleib! Kannst Du mir Dein Wort geben, daß ich nicht zum Verräther an der Königin werde, wenn ich Dir helfe?

— Ich sagte Dir schon, daß es sich nur um meine Liebe handelt, um nichts weiter! antwortete der Page grollend. Aber, es ist überflüssig —

— Nein, wenn ich wirklich nicht durch dieses Unternehmen meinen Namen mit Schimpf bedecke, so will ich Dich begleiten. Wo wollen wir uns treffen und um welche Stunde?

Robert zuckte die Achseln und sah etwas spöttisch vor sich hin.

— Lieber John, sagte er dann, nimm mir's nicht übel, aber ich habe kein rechtes Zutrauen mehr zu Dir. Ich werde mir einen Anderen suchen!

---

*) Zuchthaus in London.

— Bei meiner Ehre! Laß das Geschwätz oder Du wirst es im Ernst mit mir zu thun haben! rief John lebhaft. Nenne mir den Ort und die Zeit. Ich begleite Dich auf jeden Fall, ich will es!

— Gut denn, sagte der Page und verbarg geschickt seine innere Freude während er an John herantrat. Jetzt ist es ungefähr Mittag. Um vier Uhr treffen wir uns in Charing Croß, am Fuß des Kreuzes!

— Mit oder ohne Waffen? fragte der junge Offizier.

— Mit dem Degen, das versteht sich! sagte der Page. Ich verlasse mich darauf — Punkt vier Uhr! Jetzt will ich gehen, um mich zu erkundigen, wie es mit Essex steht. Lebe wohl!

— Leb' wohl! erwiederte John. Die Beiden reichten sich die Hand und trennten sich dann — der Page, hoch erfreut, einen so kühnen und muthigen Genossen für sein tollkühnes Unternehmen gefunden zu haben, und John, wenn auch unzufrieden mit sich selbst über seine Einwilligung zu solcher Thorheit, doch bei sich fest entschlossen, das einmal gegebene Wort zu halten.

Bald indessen verscheuchte ein anderes Gefühl die Eindrücke der letzten Stunde. Als er in eine Seitenstraße bog, sah er nämlich das väterliche Haus vor sich liegen und dieser Anblick war wohl geeignet, ein zugleich freudiges und wehmüthiges Gefühl in der Brust des jungen Mannes wach zu rufen. Da lag das kleine alte Giebelhaus mit den schmalen dunklen Fenstern, den sonderbaren Holzverzierungen und Schnörkeln an den Vorsprüngen, welche die einzelnen Stockwerke von einander sonderten, mit der starken eichenen Thür, über welcher das alte Abzeichen der Familie, eine Hand mit einem Hammer, in Stein ausgehauen war. John stand unwillkürlich still, als er das einfache, stille Häuschen sah und eine Thräne trat in sein Auge. Mannichfaltige Gedanken bestürmten sein Herz. Wie sah es in diesem Häuschen aus? Lebte sein Vater noch, den er schon als schwachen, kranken Mann verlassen? Lebte seine Schwester noch, die ein Kind war, als er auf die See ging? Wirthschaftete die alte Dorothea noch im Hause, die gestrenge und doch so gutmüthige Haushälterin, die eigentlich die Ursache gewesen war, daß er davon lief. Denn hätte sie ihm nicht gedroht, dem Vater zu sagen, daß er es gewesen, der das schöne Bildniß der Königin Elisabeth durch einen unglücklichen Schuß mit der Armbrust zerstört — wer weiß, ob dann nicht sein jugendlicher Heldenmuth bald in einem der Läden oder einer der Gerichtsstuben der City von London ein frühes Ende genommen hätte.

Zögernd trat John auf das Haus zu und öffnete die Thür, die damals noch nicht wie heut zu Tage, verschlossen war. Auf dem Hausflur war Alles reinlich, sauber und still. Fußboden und Treppe waren mit frischem Sande bedeckt, ganz wie in früherer Zeit. John stieg die Treppe hinauf und stand vor der Thür, die zur Wohnung seines Vaters führte. Er klopfte mit zögerndem Finger und es war ihm, als müsse man innen das Pochen seines Herzens noch lauter hören als das Klopfen an der Thür. Jetzt wurde diese geöffnet. Das Gesicht einer alten Frau erschien. Ja, es war noch Dorothea, die alte Haushälterin, die den jungen Mann mit unsicheren und fragenden Blicken ansah!

— Ist Master Smith zu sprechen? fragte der junge Offizier, der mit einer Mischung von Stolz und Wehmuth bemerkte, daß die Alte ihn nicht wiedererkannte, was vielleicht die Schuld des Alters war, denn ihre Augen waren trüb und schienen einen Theil ihrer früheren Schärfe verloren zu haben.

— Master Smith? wiederholte die Alte. Nein, der ist nicht hier.

— Und darf ich fragen, wo er sich befindet? sagte John.

Die Alte zögerte und ihr Gesicht wurde finster. Eine bange Ahnung durchflog das Herz des Jünglings. Er war im Begriff, sich zu erkennen zu geben.

— Was wünschen Sie? Haben Sie etwas an ihn zu bestellen? fragte die Haushälterin dann statt der Antwort. Ich werde es den Herrn wissen lassen.

— Nein, ich möchte meinen Auftrag selbst ausrichten, antwortete John. Aber vielleicht kann ich es auch an Miß Mary Smith bestellen.

— An unser Fräulein? rief die Alte. Miß Mary ist für so junge Herren und am allerwenigsten für Soldaten nicht zu sprechen.

— Nun, gute Frau, ich erlaube Euch, bei meiner Unterredung mit Miß Mary zugegen zu sein, sagte John, den die Aengstlichkeit der Alten belustigte, um so mehr, da er jetzt zu wissen glaubte, daß sein Vater noch lebe und gesund sei. Meinen Namen braucht Ihr nicht zu nennen. Miß Mary kennt ihn wohl nicht und ich habe nur einen Auftrag auszurichten.

— So kommen Sie mit, Sir! sagte die Alte, die wohl etwas neugierig sein mochte, und ging voran. Gleich darauf öffnete sie eine Thür.

— Miß Mary, sagte sie, hier ist ein junger Herr, der Euch sprechen will.

John trat in das Zimmer, mit dem Hut in der Hand. Aber er hatte keine Zeit, einen Blick um sich zu werfen, um zu sehen, ob auch noch Alles unverändert sei. Der Anblick des jungen Mädchens, das ihm entgegentrat, fesselte seine ganze Aufmerksamkeit und erfüllte ihn mit Staunen und Ueberraschung. Das war seine Schwester? Diese hohe, schlanke und doch so stolze Gestalt in dem dunklen knapp anschließenden Kleide, mit den langen goldblonden Locken, die tief auf den Nacken niederfielen — diese Schönheit von so seltener und eigenthümlicher Art mit dem blassen, alabasterreinen Antlitz, den großen blauen Augen, dem sanften und doch durchdringenden Blick — diese schöne, herrliche Jungfrau war seine Schwester Mary, die er als Kind von vierzehn Jahren verlassen hatte, kränklich, schwach, zart — die er früher kaum eines Blickes gewürdigt hatte? Freilich, damals war er ein toller Knabe, der sich um Alles, nur nicht um Frauen kümmerte und kaum wußte, ob seine Schwester braune oder blaue Augen habe. Und doch hätte er nur in den Spiegel zu sehen brauchen, um zu wissen, daß das seine Schwester sein müsse — so ähnlich sah sie ihm, so unverkennbar waren die Züge, die der junge Mann trug, auch auf dem Gesichte seiner Schwester ausgeprägt, nur sanfter, zarter, weiblicher, vielleicht auch edler und großartiger, denn Mary hatte sich in den drei letzten Jahren vollständig entwickelt, während John erst im Begriff stand, ein Mann zu werden.

Voller Ueberraschung stand er da, sein Auge auf sie heftend. Mary verneigte sich und sah ihn erwartungsvoll an. Dann wurde sie unruhig, ihre Lippen öffneten sich und sie trat näher.

— Mary, meine liebe Schwester! rief der junge Mann.

— John! Mein Bruder! Es ist John! rief das Mädchen und die Beiden sanken sich in die Arme, mit Thränen der Freude und Ueberraschung.

Unterdessen starrte die alte Dorothea den jungen Mann an, rieb sich die Augen, schüttelte den Kopf, rieb sich wieder die Augen und brach dann in ein heftiges Schluchzen aus.

— Was? rief sie. Das ist John? Das ist unser Junge? Ei du meine liebe Seele, ist er das wirklich? Ja, er muß es wohl sein. Aber wie groß und stattlich, und wie er sich verstellen kann! Hätt's nimmer gedacht! Freilich, meine Augen sind auch schwach geworden — vom vielen Weinen! Kann nicht mehr hinüber sehen nach der Uhr am St. Paulsthurm! Ei, mein Gott, was wird der alte Herr sagen, daß der Junge wieder da ist! Und so stattlich! So gesund und munter, so groß! Und er trägt einen Degen! Ich glaube wirklich, er ist unter die Soldaten gegangen!

So hätte sie vielleicht noch länger fortgeschwatzt, wenn John sich nicht jetzt zu ihr gewendet und auch sie mit einer herzlichen Umarmung begrüßt hätte. Während dessen hatte sich Mary von ihrer Ueberraschung erholt. Freilich blieb ihr Gesicht trotz der freudigen Aufregung trüb und ernst. Es lag etwas Schmerzliches in ihren Zügen, das sie nicht verbannen konnte, obgleich sie sich in diesem Augenblicke vielleicht die größte Mühe gab.

John bemerkte es, als er aufs Neue den Arm um ihre Schultern legte.

— Mary, meine liebe Schwester, sagte er, was hast Du? Freust Du Dich nicht, mich so gesund wieder zu sehen? Und wenn Du wüßtest, was ich erlebt, was ich erfahren habe! Aber Du sollst Alles wissen!

— O, John, sagte das junge Mädchen und sah ihn sanft an, ich freue mich so herzlich, ach gewiß! Ich freue mich um so mehr, denn Du bist jetzt unser einziger Trost, unsere einzige Stütze. Ach, der Vater, der arme Vater!

— Der Vater? rief John bestürzt. Was ist mit ihm? Sagte Dorothea nicht, er wäre ausgegangen? Hat sie nicht die Wahrheit gesagt?

Mary schüttelte traurig den Kopf, während John erbleichte.

— Würden meine Augen so trübe sein und mein Gesicht in diesem Augenblicke so traurig, wenn ich nicht an den Vater dächte? sagte sie und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

— Um Gotteswillen, Mary, ich bitte Dich! Was ist mit dem Vater! rief der Jüngling in der größten Angst. Er ist doch nicht —

— Nein! unterbrach ihn Mary erschreckt. Nein, nein, was wolltest Du sagen! O, das wäre ja gräßlich! Nein, er ist nicht todt. Aber er ist im Tower!

— Unser Vater im Tower, im Gefängniß? rief John und starrte seine Schwester an. Was soll das heißen? Träume ich? Es ist nicht möglich!

— Es ist kein Traum! Und wenn es ein Traum ist, so ist es ein sehr schwerer und ich wünschte, er wäre vorüber! sagte Mary seufzend. Unser Vater ist ein Gefangener, schon seit vier Wochen! Aber beruhige Dich, John! Ich bitte Dich! Du bist jetzt hier, Du wirst Alles wieder in Ordnung bringen! Mir ist das Herz schon leichter, seit ich Dich hier in diesem Zimmer sehe. Mir ist, als müßte nun auch der Vater zurückkehren! Setze Dich, John, ich werde Dir Alles erzählen! Aber sei ruhig!

Es bedurfte dieser wiederholten Bitten, um die Aufregung, in welche diese Nachricht den jungen Offizier versetzt hatte, wenigstens einigermaßen zu besänftigen. Er warf sich in einen Sessel und starrte vor sich hin, stets wiederholend: Unser Vater im Tower! Mary setzte sich neben ihn und legte ihre Arme um seine Schultern. Sie konnte ein Gefühl des Trostes, der Hoffnung nicht unterdrücken, als sie ihren Bruder vor sich sah, so rüstig, so männlich — und auch John schien etwas Aehnliches zu empfinden, als er die Augen wieder auf seine Schwester richtete. Wenn er auch den Vater nicht fand, wenn auch ein Unglück, das er noch nicht kannte, auf dem alten Manne lastete, so war ihm doch eine Schwester geblieben, eine Schwester, die seine Träume, seine Hoffnungen, seine Erwartungen bei weitem übertraf, und die seinen Schmerz lindern mußte, mochte er auch größer sein, als er jetzt noch ahnte.

— Ja, ich will mich fassen, mich beruhigen, Mary! sagte er. Du sollst mir erzählen, wie etwas möglich geworden ist, das ich für unmöglich gehalten hätte! Wer hätte je geglaubt, daß unser guter Vater auch nur auf eine Stunde ein Gefangener sein könne! Aber was hat er denn verbrochen? Welchem Feinde hat er das zu danken? Du mußt es mir sagen, Mary, sogleich, ich kann nicht eher ruhig werden. Ich muß Gewißheit haben!

— Willst Du nicht erst ein wenig ausruhen, John? sagte Mary sanft. Du kommst, wie es scheint, von einer weiten Reise, bist Soldat! Was mag Alles mit Dir vorgegangen sein in den drei Jahren, seit Du von uns warst! John, wir glaubten Dich todt, verschollen!

— Meine liebe Schwester, erwiederte der junge Mann sanft aber fest, Du wirst Alles erfahren; aber glaubst Du, ich könnte die nöthige Ruhe und Fassung finden, ehe ich das Schicksal unseres Vaters kenne? Ich werde diesen Degen und dieses Kleid nicht eher ablegen, als bis ich ihn befreit habe. Es ist meine erste, meine heilige Pflicht!

— Lieber John, sagte Mary traurig, ich wünsche, daß es Dir gelingen möge, aber ich glaube es kaum. Doch Du bist ein Mann. Dir wird Manches möglich sein, was ich trotz aller meiner Bemühungen nicht erreichen konnte. Ich will Deinen Wunsch erfüllen. Es ist so

wenig, was ich Dir zu sagen habe! Soll ich Dir Alles erzählen, was in den drei letzten Jahren bei uns vorgefallen?

— Nein, nein! rief John. Sage mir nur das, was den Vater anbetrifft!

— Gut, ich will es thun, antwortete Mary, ich hätte Dir auch nur wenig zu erzählen, denn unser Leben verfloß einfach und ruhig. Außer unseren alten Bekannten und Nachbaren sahen wir nur selten Leute bei uns. Zuweilen besuchte uns Meister Shakespeare und holte den Vater ab, um mit ihm nach der Seejungfer zu gehen; zuweilen blieb er bei uns; und Dorothea und ich, wir sahen ihn immer sehr gern kommen, denn sein Gespräch erheiterte den Vater und vertrieb ihm die böse Laune, von der er oft geplagt wurde. Denn, ich will es Dir nur sagen, John, Dein Verschwinden hatte einen tiefen und schmerzlichen Eindruck auf den Vater gemacht. Er sprach sich nur selten darüber aus, aber wir Alle sahen, daß ein tiefer Schmerz an seinem Herzen nagte. Er hielt Dich für todt, oder wenigstens für verloren, obgleich Meister Shakespeare immer behauptete, daß noch etwas Rechtes aus Dir werden würde, denn solche tollen Burschen gingen selten zu Grunde. Genug, wir führten ein stilles, einsames und gerade nicht freudiges Leben. Vor ungefähr drei Monaten aber stellten sich auch andere Bekannte bei uns ein, die der Vater in der Seejungfer durch Meister Shakespeare kennen gelernt hatte. Es waren zum Theil recht artige und liebe Leute, die wir Alle gern sahen, zum Beispiel Meister Burbadge, der Schauspieler, und Donne, seine Kollegen. Auch manche edle Herren kamen zu uns, darunter Sir William Herbert, Graf von Pembroke, freilich auch mancher Gesell, der dem Vater und mir nicht behagte, namentlich Einer, dessen wahren Namen ich erst später erfuhr, da ihn seine Kameraden immer mit dem Spitznamen die Eule nannten. Doch mußten wir damit zufrieden sein und die schlechten Gäste mit den guten in den Kauf nehmen. Vor einiger Zeit aber bemerkte ich, daß der Vater unruhiger und schweigsamer wurde, als gewöhnlich. Ich fragte ihn nach der Ursache, aber er antwortete mir ausweichend. Dorothea indessen erzählte mir im Vertrauen, daß einer von den Edelleuten vom Vater verlangt habe, er solle mich an den Hof gehen lassen, als Zofe oder Gesellschafterin irgend einer vornehmen Dame. Der Vater hatte es abgeschlagen und er hatte recht daran gethan, denn ich hätte ihn auf keinen Fall verlassen. Doch begriff ich nicht, daß er so mürrisch und finster sein konnte, bloß dieses Vorfalls wegen. Dorothea zeigte mir die Sache freilich in einem anderen Lichte und jetzt erschrak ich selbst. Unterdessen wurde der Vater mit jedem Tage verschlossener und selbst Meister Shakespeare's Gegenwart vermochte kaum, ihn zu erheitern. Eines Tages hörte ich einen heftigen Wortwechsel in seinem Zimmer und ich glaubte die Stimme jenes Mannes zu unterscheiden, den unsere Freunde die Eule nannten. Am Tage darauf — es sind jetzt ungefähr vier Wochen her — wollte ich den Vater auf einem kurzen Spaziergange begleiten. Es war schon in der Dämmerungszeit und kaum traten wir aus dem Hause, so eilten vier Gerichtsbeamte auf uns zu, umgaben den Vater, erklärten ihm, daß er im Namen des Gesetzes ihr Gefangener sei und ihnen sogleich nach dem Tower folgen müsse. Der Vater fügte sich willig. Ich aber wollte nicht von ihm lassen. Doch die Beamten wiesen mich mit Gewalt zurück und als ich mich aus meiner Erstarrung erholte, war der Vater bereits fortgeführt und verschwunden. Ich brauche Dir nicht zu schildern, was ich empfand! In den ersten Tagen glaubte ich, es sei ein Irrthum und der Vater müsse sogleich wieder freigelassen werden. Dann aber, als er nicht kam, als ich nichts von ihm erfuhr, bemächtigte sich meiner fast eine Art von Verzweiflung. Und doch wußte ich nicht, an wen ich mich wenden sollte! Ich hätte Alles gethan, wenn mir nur Jemand einen Rath gegeben hätte! Ich wollte zur Königin eilen, sie um Gerechtigkeit anflehen, ich that es sogar — aber man ließ mich nicht vor. Endlich nach acht Tagen kamen Meister Shakespeare und Sir Herbert. Sie hatten die Verhaftung des Va-

ters erfahren und bemühten sich, mich zu trösten. Aber ich sah aus ihren Mienen, daß sie selbst wenig hofften, und ihre Antworten auf meine Fragen bestätigten meine traurige Vermuthung. Sie sagten mir, der Vater habe einen gefährlichen geheimen Feind, gegen den man nur mit der größten Vorsicht und Klugheit etwas ausrichten könne. Wahrscheinlich habe dieser den Vater unter dem Vorwande irgend eines Staatsverbrechens nach dem Tower bringen lassen; aber auf meine Frage, welches denn dieser Vorwand sei und wessen man den Vater beschuldigt habe, der gewiß nie an etwas Böses dachte, antworteten sie nicht. Dorothea meinte, vielleicht habe der Vater unvorsichtiger Weise eine Aeußerung über die Religion fallen lassen und sei als Puritaner und Ketzer verschrieen worden. Ich verstand davon wenig mehr, als sie, glaubte aber kaum, daß der Vater solche Aeußerungen öffentlich gethan habe, wenn er auch im Geheimen sich zu den Puritanern hinneigen mochte. Master Shakespeare bat mich, ihm die Angelegenheit zu überlassen. Er würde Alles thun, was er nur vermöge, um die Lage unseres Vaters zu erleichtern und seine Befreiung zu bewirken. Inzwischen solle ich keinen Anderen, als nur vertraute Freunde empfangen und überhaupt vorsichtig sein. Fürs Erste würde er mir die Erlaubniß auswirken, den Vater besuchen zu dürfen, und auch selbst mit ihm sprechen, um zu hören, ob er vielleicht den Grund seiner Verhaftung kenne. Sir Herbert rieth mir dasselbe an und am folgenden Tage brachte mir Meister Shakespeare ein Papier, das mir ein Mal wöchentlich den Eintritt in den Tower gestattete, um unseren unglücklichen Vater zu besuchen. Ich that es, aber nur in Begleitung Dorotheens und unseres Nachbars Brown und tief verschleiert, denn mein Freund hatte mir diese Vorsicht angerathen. Ich sah unseren Vater in einem dumpfen, finsteren Gefängniß — ach, John, ich will es Dir nicht näher beschreiben! Ich verließ ihn trostloser, als ich zu ihm gegangen war! Er selbst wußte keinen Grund für seine Verhaftung, oder wollte ihn wenigstens nicht sagen. Doch suchte er mich zu trösten und meinte, der Graf von Pembroke würde vielleicht etwas für ihn thun können. Damals, John, damals sagte er noch, wenn er nur wenigstens einen Sohn hätte, der ihn vertheidigen könne! — jetzt ist dieser Wunsch erfüllt. Du bist wieder hier, John, und morgen werde ich zum Vater eilen, um ihm diese frohe Nachricht zu bringen. Es wird ein Lichtstrahl sein in der Nacht seiner Gefangenschaft!

— Ich selbst, ich selbst will zu ihm gehen! rief John, der die Erzählung seiner Schwester mit gesenktem Kopf und traurig starrer Miene schweigend angehört hatte und sich erst jetzt lebhaft emporrichtete. Ich selbst will zu ihm! Dahinter steckt ein Gewebe von Lug und Trug. Ich will es zerreißen und sollte es selbst mit meinem Schwerte sein! Wehe dem Schändlichen, der es wagte, unsern Vater so zu beschimpfen. Er ist ein elender Schurke. Nie hat unser Vater daran gedacht, etwas zu thun oder zu sagen, was verbrecherisch heißen könnte. Und wie nennt sich der Elende, auf den Du Verdacht hast? Ich will ihn noch heut aufsuchen.

— Sir Devilborn nannte ihn Meister Shakespeare! antwortete Mary.

— Devilborn! rief John und sprang auf. Was, giebt es zwei Teufelskinder dieses Namens? *) Oder ist dies derselbe Schurke, mit dem ich schon heut früh meine Klinge kreuzte? Ha, wenn er es ist, so soll er büßen, blutig büßen! Diesen Bösewicht werde ich finden und wenn er sich in die Hölle verkröche, aus der er stammt. Devilborn! diesen Namen werde ich nimmer vergessen! Ich will ihn mit glühenden Zügen in mein Herz schreiben und diese Züge sollen mich in Ewigkeit brennen, wenn ich das Feuer nicht mit seinem Blute lösche, wenn ich den Vater und mich nicht an ihm räche!

— John, ich bitte Dich, sei ruhiger! bat die geängstigte Schwester. Kennst Du diesen Menschen? Wie ist es möglich, wenn Du erst heut angekommen bist?

---

*) Der englische Name Devilborn, den wir hier gewählt haben, würde ungefähr unserem deutschen „Teufelskind" entsprechen. D. V.

— Ich traf ihn schon, ich will Dir ein ander Mal erzählen, wo und bei welcher Gelegenheit, antwortete John noch immer in der größten Aufregung. Ha, jetzt ist mir leichter ums Herz, jetzt weiß ich, daß unser Vater nichts gethan hat, was meinen Arm lähmen könnte. Er ist kein Verbrecher und ich kann mich mit Stoz sein Sohn nennen. Er ist ein Opfer dieses Schändlichen. Jetzt weiß ich, wo ich seine Feinde zu suchen habe, und ich werde sie finden, wären sie selbst in Whitehall *).

Er schritt in heftiger Bewegung durch das Zimmer, während ihn Mary halb erstaunt, halb ängstlich anblickte. Dann wandte er sich ruhig und fast zärtlich zu seiner Schwester.

— Mary, sagte er, sei nicht mehr traurig, sei nicht mehr so besorgt. Ich bin jetzt hier und meine heilige Pflicht ist es, dem Vater Ehre und Freiheit wieder zu verschaffen. Ueberlaß mir alle Sorge! Mein Herz ist leichter geworden und ich hoffe, bald dieses Gewebe der Schurkerei zu zerreißen. Einen Augenblick lang litt ich schwer bei dem Gedanken, daß der Vater vielleicht durch eine Unbesonnenheit die Ehre seines Namens befleckt habe, jetzt weiß ich, daß dem nicht so ist. Wenn dieser Devilborn sein Feind ist, so hat der Vater nichts als seine Pflicht gethan, und ich hoffe, es wird Recht und Gerechtigkeit in England walten, wie bisher, wenn es auch einem Betrüger gelingen kann, auf kurze Zeit den Namen eines Ehrenmannes mit Schande zu bedecken. In wenigen Tagen wird der Vater wieder bei uns sein!

— Gott gebe es! seufzte Mary, die vielleicht glaubte, daß ihr Bruder diesen Devilborn genauer kenne und wisse, wie er die Pläne desselben vereiteln könne, was aber durchaus nicht der Fall war. Denn John vertraute nur auf die Gerechtigkeit der Sache seines Vaters und auf seinen eigenen Muth. Der heißblütige junge Mann zweifelte keinen Augenblick daran, daß vor seinem offenen Wort und vor seiner scharfen Klinge alle Feinde seines Vaters das Haupt senken würden. Er glaubte es, eben weil er seinen Gegner nicht kannte. Hätte er eine Ahnung gehabt, wie mächtig Sir Devilborn sei, so würde er nicht so muthig zu seiner Schwester gesprochen haben.

Diese war in der That durch Johns Zuspruch um Vieles ruhiger geworden und überließ sich nun ungetheilt der Freude des Wiedersehens, eben so wie die alte Haushälterin Dorothea, die sich in tausend einzelnen Fragen erschöpfte. John gab jetzt den Auftrag, seinen Koffer holen zu lassen, den die Schiffsknechte in eine benachbarte Taverne getragen hatten, und breitete dann vor den erstaunten Augen der Alten alle jene seltsamen Dinge aus, welche die ersten kühnen Schiffer aus der neuen Welt mitzubringen und durch welche sie die ruhig Daheimgebliebenen zu überraschen pflegten. Da waren goldene Schmucksachen der Wilden, Waffen und Putz der Amerikaner, Muscheln, seltsame Steine, ausgestopfte Vögel, Korallen und hundert andere Dinge, über deren Anschauen Frau Dorothea fast die Bereitung des Mittagsmahles vergessen hätte, für das die Zeit ohnehin beinahe vorüber war. Mary mußte sie daran erinnern. Aber die Alte konnte sich von den glänzenden Schmucksachen kaum trennen und war überglücklich, als John ihr einen guten Theil derselben zum Geschenk machte.

Mary betrachtete alle diese Dinge viel ruhiger. Viel aufmerksamer war sie auf John selbst, der so verändert, so männlich zurückgekommen war und in jedem seiner Worte so viel Edelmuth, Herzensgüte und Offenheit bekundete. John ging es ähnlich. Es war ein eigenthümliches Gefühl, das die beiden Geschwister bei ihrem Wiedersehen empfanden. Sie waren getrennt worden, als sie, wie das wohl der Fall zu sein pflegt, noch kaum auf einander geachtet hatten. Jetzt fand Jeder in dem Andern viel mehr, als er erwartet hatte — etwas Fremdes, aber Schönes, und dabei doch so Nahes und Verwandtes, denn dieses Wesen, das Jeder mit staunender, zärtlicher Neugierde betrachtete, war ja durch die engsten Bande der Blutsverwandtschaft an das andere geknüpt. Sie fühlten Beide, daß sie sich lieben mußten; aber sie fühlten

*) Der königliche Palast.

mehr — sie fühlten, daß sie sich gegenseitig achteten!

Namentlich konnte John nicht genug die Schönheit seiner Schwester bewundern. Es dünkte ihm, er habe nie etwas Edleres und Anmuthigeres gesehen. Zwar erschien sie ihm etwas ernst, aber das gefiel ihm nur um so mehr. Er konnte sich nicht satt sehen an ihren großen seelenvollen Augen und mehrere Male zog er sie unwillkürlich an sich, und gestand ihr in der überströmenden Freude seines Herzens, wie glücklich er sei, einen solchen Schatz gefunden zu haben, den er gar nicht vermuthet hatte. Mary war zurückhaltender. Sie gestand ihrem Bruder nicht, daß er ein gar stattlicher Kavalier geworden und daß sie stolz auf ihn sei. Aber ihre Augen ruhten mit Wohlgefallen auf ihm und strahlten in lebhafter Freude, als sie daran dachte, wie groß das Entzücken des Vaters sein würde, wenn er den verloren geglaubten Sohn in solcher Kraft und Rüstigkeit wiedersähe.

Unterdessen trug Frau Dorothea auf, was Küche und Keller nur zu liefern vermochten, und John, bei dem zuletzt doch die Anforderungen seines jugendlichen Magens über alle anderen Empfindungen siegten, sprach den Speisen und dem herrlichen alten Kanariensekt tüchtig zu. Plötzlich aber besann er sich des Versprechens, das er seinem Freunde gegeben.

— Beim Herkules! unterbrach er sich mitten in der Erzählung seiner Abenteuer. Es ist wohl bald vier Uhr! Ich muß fort.

— Vier Uhr? Ja bald, sagte Mary. Aber wohin willst Du, John?

— Ich habe einem Freunde, den ich zufällig auf meinem Wege vom Strande hierher traf, das Versprechen gegeben, ihn um vier Uhr zu treffen, antwortete John. Ich muß es halten, Weißt Du, wer es ist? Es ist — aber halt! da hätt' ich beinahe eine Dummheit gemacht! Ich darf ja nichts verrathen! Es ist eine alberne Geschichte, ich wünschte, ich hätte sie hinter mir!

Frau Dorothea machte noch einen schwachen Versuch, ihren jungen Herrn zur Mittheilung der Gründe zu bewegen, die ihn so plötzlich wieder dem elterlichen Hause entführten, aber John blieb schweigsam, obgleich auch Mary neugierig schien, zu wissen, was er vorhabe. Er ließ sich von der Alten sein früheres Zimmer aufschließen, kleidete sich dort um, steckte seine volle Börse zu sich, schnallte seinen Degen um und kam zurück, um von seiner Schwester für einige Stunden Abschied zu nehmen.

Er sah jetzt noch stattlicher aus, als vorher, und Frau Dorothea wunderte sich, daß man auf Sir Richard Greenville's Schiff Herkules so kostbare Stoffe und einen so guten Schneider habe. John aber klärte ihr die Sache auf, indem er ihr sagte, daß die Stoffe auf einem spanischen Schiffe erbeutet und von einem früheren Schneider, der die Nadel mit dem Schwert vertauscht und sich der Fahrt in die neue Welt angeschlossen hatte, zu einem fast stutzerhaften Anzuge umgearbeitet seien. In der That glich John jetzt einem jungen Manne aus vermögender Familie, der weder Aufsehen durch seine Kleidung erregen, noch von seines Gleichen unvortheilhaft abstechen will. Wams und Mantel waren von farbigem Sammet, Hals- und Handkrause von feinem Linnen, und der übrige Theil des Anzuges geschmackvoll und gefällig, ohne doch durch stutzerhafte Ueberfülle und Prunk aufzufallen. Frau Dorothea starrte den Jüngling ganz glücklich an und Mary konnte ein beifälliges Wort nicht unterdrücken, worauf ihr John sagte, daß er diesen Anzug nur angelegt habe, um seinem Freunde zu zeigen, daß er auch in seinem Aeußern ein Kavalier sein könne, und daß er neben demselben nicht etwa als sein Diener oder Stallmeister erscheinen wolle.

— Höre, John! sagte Mary lächelnd, als der junge Offizier Abschied von ihr nahm. Du gehst doch nicht etwa zu Essex, um Whitehall zu stürmen?

— Es lebe die Königin! antwortete John. Nein, Mary, ich bin ein guter Engländer. Lebe wohl! Auf Wiedersehen heut Abend!

Damit verließ er das Haus und eilte nach dem Orte, den ihm der Page zum Rendezvous bestimmt hatte.

Eine Nacht in Whitehall.

John hatte den größeren und volkreicheren Theil der City zu durchschneiden, ehe er nach Charing Croß gelangen konnte. Je weiter er kam, desto lebhafter fand er die Straßen, desto größer die allgemeine Aufregung. Auch schien es ihm, als sei die Stimmung für den Grafen Essex nicht mehr so ungünstig, als er am Morgen geglaubt. Er hörte hin und wieder Lebehochs auf den Grafen und Verwünschungen gegen die Minister der Königin, namentlich gegen Lord Buckhurst und Sir Robert Cecil. Der Name der Königin selbst wurde nicht genannt. Die Londoner hatten zu viel Ehrfurcht vor der ergrauten Königin, als daß sie es gewagt hätten, auch nur das Geringste gegen sie zu unternehmen.

Plötzlich befand sich John inmitten einer Schaar von Bewaffneten, die nach der Themse zu eilten, in der Richtung, in welcher der Palast des Grafen Essex lag. Der junge Mann hörte bald aus den Reden derselben, daß es Freunde des Grafen waren, die demselben zu Hülfe eilen wollten. Diese Entdeckung behagte ihm nicht; da er sich aber mitten in der Schaar befand, so war es ihm für den Augenblick unmöglich, sich loszumachen. Die Schaar war so erhitzt und so aufgeregt, daß man ihn wahrscheinlich niedergestoßen hätte, wenn er das geringste Zeichen machte, sich von ihr zu trennen, und ehe er sich noch besinnen konnte, was er thun solle, sah er sich bereits auf den großen Hof des festen und stattlichen Palastes gedrängt, der dem Grafen Essex zur Wohnung diente. Hinter der Schaar wurden die Thore geschlossen und John sah sich wider seinen Willen mitten unter den Anhängern des Grafen.

Der Palast war mit Bewaffneten angefüllt. Auf allen Höfen, in allen Sälen standen Ritter, Knappen und Musketiere, und an den glänzenden Trachten sah John, daß der Anhang des Grafen aus vornehmen und nicht zu verachtenden Männern bestehe. Er hörte viele der ersten Namen, und wie es schien erwartete man noch bedeutende Zuzüge. Auch hier wurde selten ein Ruf gegen die Königin ausgestoßen, und wenn es geschah, so kam er aus dem Munde eines betrunkenen Söldners.

John, der jetzt gar nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand und den eine tödtliche Angst ergriff, daß er möglichenfalls für einen Verräther gehalten und als solcher bestraft werden könne, war in einen der großen Säle gedrängt worden, in dem über zweihundert Bewaffnete, fast Alles vornehme Kavaliere, versammelt waren. Graf Essex befand sich nicht unter ihnen. Die Stille aber, die plötzlich eintrat, verkündete, daß der Graf sich nähere, und in der That sah John durch die geöffneten Flügelthüren einen Mann eintreten, der kein Anderer als der Graf Essex sein konnte.

Der Graf war ein noch junger, sehr schöner und stattlicher Mann, voll Adel und Anmuth in allen seinen Bewegungen. Er war halb festlich, halb kriegerisch gekleidet. Doch verkündete seine Miene weniger Muth und Entschlossenheit, als vielmehr einen gewissen stolzen Trotz. Der langjährige verzogene Günstling der Königin konnte auch in diesem Augenblicke seinen Hochmuth nicht ganz ablegen. Er hielt sich für den König selbst.

— Mylords und Gentlemen, sagte er zu den versammelten Kavalieren, deren Gruß er nur leicht erwiederte, ich danke Euch für den Eifer und die Anhänglichkeit, die Ihr mir an diesem Tage beweist. Es wird Keiner unter Euch sein, der nicht wüßte, mit wie gutem Recht ich Euch zu mir gerufen habe. Ihr Alle kennt die Liebe und Huld, mit welcher unsere glorreiche Königin Elisabeth mich stets überhäuft hat. Ihr kennt die Ehrenstellen, die hohen Aemter, die wichtigen Unternehmungen, die sie mir anvertraute. Aber ich glaube, Ihr kennt auch die Neider und Feinde, mit denen ich seit langen Jahren zu kämpfen habe — diese Schleicher und Nachteulen, die es nicht ertragen konnten, die Gunst der Königin auf einen Mann gerichtet zu sehen, dessen Leben stets offen vor aller Welt da lag! Ihr wißt, wie sie es angefangen haben, mich zu kränken, mir die Huld

unserer geliebten Königin zu entziehen. Sie beschuldigten mich der Verrätherei; sie behaupteten, ich hätte mit dem Irländer Tyrone, dem Rebellenhäuptling, in geheimem Einverständnisse gestanden. Und doch war der Grund meines Zögerns, meiner Unterhandlungen, kein anderer, als der Mangel an Truppen. Sir Robert Cecil, der listige Sohn eines schlauen Vaters, und Lord Buckhurst, sein würdiger Kollege, ließen mich macht- und kraftlos einem starken und erbitterten Feinde gegenüber, um mich dann, als ich zauderte, der Verrätherei anzuklagen. Es ist ihren schwarzen Plänen gelungen — leider! — mich bei der Königin zu verleumden. Elisabeth hat den Heuchlern, die früh und spät ihr Ohr belagerten, mehr geglaubt, als dem fernen treuen Diener. Man hat mich angeklagt, man hat mich in diesen Palast gebannt, den ich nicht verlassen darf, wenn ich nicht für einen Hochverräther gelten will. Mylords, ich bin nicht willens, diese Gefangenschaft, diese Schmach länger zu erdulden. Ich weiß, daß die Königin mir verzeihen wird, wenn sie meine Vertheidigung gehört hat, und sie soll sie hören, müßte ich auch vorher meine Feinde mit dem Schwerte in der Hand aus ihrer Nähe verdrängen. Ich will nicht länger ein Gefangener in meinem eigenen Hause sein. Entweder im Tower oder in Whitehall — das ist meine Losung! Im Gefängnisse, auf dem Schaffot — oder neben dem Throne der Königin! Ich bin entschlossen, noch heut meinen Willen durchzusetzen. Das Volk von London hängt mir an. Ihr hört es vor meinem Palast Verwünschungen gegen die Minister der Königin ausstoßen, es verlangt, mich an der Stelle derjenigen zu sehen, die nur an sich, nicht an das Volk denken. Es verlangt einen Minister, der es mit der Religion offen und ehrlich meint, und der bin ich, wie Ihr Alle wißt! Deshalb frage ich Euch, ob Ihr entschlossen seid, mich zu begleiten, ob Ihr mir Euren Arm und Euren Muth leihen wollt, um die Königin aus den Schlingen der Männer zu retten, die den edelsten Theil der Nation vom Throne fern halten und mich nur in der Absicht verdrängten, um ungestört ihr geheimes Spiel treiben zu können. Mylords und Gentlemen! Seid Ihr entschlossen?

— Ja, wir sind es! Es lebe Robert Devereux, Graf von Essex! tönte es durch den Saal, Schwerter und Hüte wurden erhoben und geschwenkt.

John gehörte nicht zu denen, die ihre Beistimmung auf so enthusiastische Weise kund gaben. Er wußte sehr gut, daß Graf Essex's Rede sehr weit von der Wahrheit entfernt sei. Er wußte, daß der Graf die Gunst, in der er bei der Königin stand, dazu mißbraucht hatte, sich zu bereichern, alle einträglichen Aemter an sich oder seine Kreaturen zu bringen, ungeheure Schulden zu machen und das Land in zahllose Verwirrungen zu stürzen. Auch war er in Bezug auf sein Verhältniß mit den irländischen Rebellen durchaus nicht so rein, wie er sich jetzt darzustellen bemühte, und was seine Moral und Religiosität anbetraf, so wußten so ziemlich Alle, was sie davon zu halten hatten. Essex war durch die frühe Gunst der Königin verdorben worden und haßte die Minister, die ihn aus Gründen der Klugheit und Sparsamkeit — vielleicht freilich auch aus eigennützigen Absichten — von der Königin zu entfernen suchten. Er konnte es nicht ertragen, vom Hofe verbannt zu sein, und glaubte, Elisabeth würde ihm Alles verzeihen, wenn sie ihn nur wieder zu ihren Füßen sähe. Deshalb war er entschlossen, zum Hochverräther zu werden. Darin hatte er freilich Recht: sein Unternehmen konnte nur im Tower oder an den Stufen des königlichen Thrones enden.

Während der Lärm, den die Rede des Grafen hervorgerufen hatte, noch fortdauerte, traten einige Diener zu Essex. Mit einem höhnischen Lächeln wandte sich dieser zur Versammlung.

— Man scheint in Whitehall zu ahnen, was hier vorgeht! rief er hochmüthig. Ich erfahre so eben, daß vier Herren vom königlichen Rathe, unter ihnen der Großsiegelbewahrer und der Lord Oberrichter, vor dem Thore meines Palastes stehen und Einlaß begehren. Ich will doch hören, was diese Herren mir zu sagen haben. Laßt sie ein! Aber nur durch eine Neben-

thür! Und ihr Gefolge, den Großsiegelbewahrer ausgenommen, mag draußen bleiben! Ha, ich bin neugierig, was sie wollen!

Bald darauf trat der Lord Oberrichter, gefolgt von drei königlichen Räthen, in den Saal, schritt auf Essex zu und forderte ihn im Namen der Königin auf, sogleich vor dem großen Rathe zu erscheinen. Essex hörte ihn mit höhnischen Blicken an und brach dann in ein lautes Gelächter aus, in das die Versammlung einstimmte. Dann erklärte er, er werde erscheinen, aber wenn er Lust habe und mit einer ausgewählten Begleitung. Das Geschrei und Getümmel, das sich darauf im Saale erhob, übertönte alle weiteren Verhandlungen.

— Schlagt sie todt! Behaltet sie als Geißeln! Werft das große Siegel zum Fenster hinaus! rief die Schaar durch einander und drang auf die Räthe ein.

Essex's Stimme stellte wieder einige Ruhe her. Er ließ die Thüren der Nebensäle öffnen, zeigte den Räthen die Musketiere, die in denselben standen und sagte, daß er in solcher Begleitung vor dem Rathe erscheinen werde.

Dann befahl er seinen Anhängern John Davis, Francis Tresham und Arden Salisbury, die Räthe gefangen zu halten und nicht eher aus dem Palaste zu lassen, als bis er Befehl dazu gebe.

— Und nun, meine Freunde, vorwärts! rief er dann und zog sein Schwert. Auf nach Whitehall! In einer Stunde sollt Ihr mich als Lordkanzler begrüßen!

Alle zogen die Schwerter und eilten ihm nach. Essex selbst war von ungefähr zwanzig Edelleuten umgeben, die sämmtlich den angesehensten Familien des Landes angehörten; ungefähr dreihundert Kavaliere und Bewaffnete folgten. Die Söldner und Musketiere blieben zur Bewachung des Palastes zurück.

So eilten sie durch die nächsten Straßen. Es dunkelte bereits. John befand sich unter der Schaar. Er wollte den ersten günstigen Augenblick benutzen, sich von den Anhängern des Grafen zu trennen.

Dieser Augenblick kam bald genug. Statt der zahlreichen Volksmenge, die, wie der Graf erwartet hatte, sich seinem Unternehmen anschließen würde, fand er nur einige Neugierige, die sich beim Herannahen der Schaar sogleich in die Häuser flüchteten. Die Ursache dieser plötzlichen Oede und Stille war einfach genug. Die Räthe der Königin hatten energische Maßregeln getroffen und starke Truppenabtheilungen durch die Straßen geschickt, um dieselben zu säubern und jeden Aufstandsversuch im Keime zu ersticken. Diese Maßregel hatte hingereicht, die Londoner Bürger zur Besinnung zu bringen, denn im Grunde genommen war ihre Theilnahme für den Grafen nur gering, und wenige Krämer ausgenommen, die durch den leichtsinnigen und verschwenderischen Essex viel verdient hatten, hielt es die Mehrzahl mit der Königin und ihren Ministern.

Diese Entdeckung übte die niederschlagendste Wirkung auf die kleine Schaar des Grafen. Als sie in die freiere Gegend am Westende der City gelangte, hatte sich schon Mancher davon geschlichen, und als der Graf von fern die Thürme und Mauern von Whitehall sah und sich umblickte, um seine Begleiter zur männlichen Ausdauer zu ermuthigen, sah er, daß ihm nur funfzig Getreue geblieben waren. Bestürzt und erschreckt stand er still. Sein Unternehmen war gescheitert. Es blieb ihm nichts übrig, als so schnell als möglich nach seinem Palast zurückzukehren. Das that er denn auch in größter Eile. Die gefangenen königlichen Räthe fand er schon in Freiheit gesetzt, und Essex war nicht unzufrieden damit, denn ihm ahnte bereits, daß er das Spiel verloren habe. Er gab Befehl, den Palast zu vertheidigen. Als aber die Nachricht kam, daß der Groß-Admiral mit zahlreichen Truppen und Geschütz anrücke, verlor er den Muth. Er hatte nicht einmal die Kraft, sich durchzuschlagen, wie Lord Sands ihm rieth. Er verzweifelte — und eine Stunde später war er mit seinen Anhängern im Tower!

John war einer der Ersten gewesen, die sich von dem Grafen trennten, und er schöpfte erst wieder Athem, als er den Lärm der rebellischen Schaar weit hinter sich hörte. So schnell als

möglich eilte er nach dem nahen Charing Croß. Es war beinahe fünf Uhr. Der Page mußte ihn schon lange erwarten.

Charing Croß, heut ein schöner Platz in London, an der Vereinigung des Strand, Whitehall und der Cockspurstraße, war damals eine ziemlich unansehnliche, wenig angebaute Gegend zwischen den Palästen, die sich westlich von der City, am Ufer der Themse, erhoben. Seinen Namen hatte der Platz von einem Kreuze (Croß) empfangen, das von Eduard I. dort zum Andenken seiner Gemahlin Eleanor errichtet worden. Heut steht an Stelle dieses Kreuzes eine bronzene Reiterstatue Karls I. von Lesueur, die schönste Reiterstatue in ganz England, und der Platz ist einer der schönsten und belebtesten in ganz London, da ihn eine Menge von hohen öffentlichen und Privatpalästen umgeben.

Am Fuße jenes Kreuzes sollte John, wie verabredet war, seinen Freund finden. Der Platz war leer, und die Dämmerung erlaubte dem jungen Manne nicht, die Gegenstände deutlich zu erkennen. Er schritt deshalb langsam und vorsichtig auf das Kreuz zu.

Es war ihm, als sehe er zwei Gestalten am Fuße desselben, und er zögerte, da er doch glauben mußte, den Pagen allein zu finden, und nicht von anderen Personen angeredet und aufgehalten werden wollte. Bald unterschied er jedoch die Stimme des Pagen, der angelegentlich mit einem anderen Manne sprach. Sollte Robert, in der Meinung, John käme nicht, einen anderen Freund für sein Unternehmen gewonnen haben? Dem Offizier wäre das gar nicht unangenehm gewesen, denn das seltsame Abenteuer wollte ihn noch immer gar nicht behagen. Aber weshalb zögerte der Page dann? Weshalb war er nicht schon nach dem Palaste gegangen? Wahrscheinlich hatte er Essex's Unglück vernommen und den ganzen Plan aufgegeben.

Doch zögerte John. Er konnte die zweite Gestalt nur ihren ungefähren Umrissen nach erkennen, und danach zu urtheilen, schien ihm der Freund des Pagen ein stattlicher, großer Mann zu sein. Obgleich er leise sprach, so hörte John doch, daß seine Stimme tief und rauh war. Ja, es schien ihm, als sei diese Stimme ihm nicht ganz unbekannt. Doch konnte er sich auch irren.

— Also es bleibt dabei, Carr! sagte der Fremde. Machen Sie keinen von Ihren gewöhnlichen dummen Streichen, sondern befolgen Sie sorgsam meine Anweisungen. Sie werden nicht leer ausgehen, wenn es Ihnen gelingt!

— Ich werde das Meinige thun, Sir, antwortete der Page, obgleich ich eigentlich dem armen Teufel dankbar sein sollte. Aber wie Sie befehlen!

— Gut denn! Auf Wiedersehen am bestimmten Orte! sagte der Fremde und verließ das Kreuz. Er ging dicht an John vorüber, hatte aber den Kragen seines Mantels so hoch hinaufgezogen, daß der junge Mann nichts weiter von seinem Gesichte zu erkennen vermochte, als ein Paar blitzende Augen.

John trat jetzt auf das Kreuz zu, und der Page schien überrascht, ihn zu sehen.

— Beim Zeus! Bist Du das, John? rief er. Nun, wahrhaftig, wenn die Nacht mich nicht täuscht, so hast Du alle Trödlerläden in London geplündert, um würdig mit mir Deinen Einzug in Whitehall zu halten!

— Also bist Du immer noch entschlossen, Dein tollkühnes Wagestück auszuführen? fragte John. Ich glaubte, Du hättest es aufgegeben, um so mehr, da Du, wie es scheint, schon einen Andern mit in das Vertrauen gezogen hast!

— Bah! Deine Vermuthungen sind so falsch, wie die Tressen an Deinem Sammetmantel! sagte der Page lachend. Das war ein Bekannter, den ich zufällig hier traf, als ich auf Dich wartete. Wo hast Du denn so lange gesteckt?

— Ich gerieth unter Essex's Schaar und mußte so lange bei derselben bleiben, antwortete John. Du weißt doch, daß Essex seinen aberwitzigen Plan aufgegeben hat? Mit dem Eindringen ins Schloß ist es also nichts mehr!

— Wie klug Du bist! lachte der Page. Nein, erst recht werde ich jetzt meinen Willen durchsetzen! Es läßt sich annehmen, daß man die Wachen nach Hause geschickt hat, und wenn das auch nicht ist, so habe ich das Losungswort,

das mir den Eingang in den Palast verschafft. Wie wir wieder heraus kommen, ist unsere Sache. Vorwärts, Du Hasenherz! Dachtest Du so leichten Kaufes davon zu kommen? Du hast Dich geirrt.

— Ich sehe noch immer keine Möglichkeit, Deine Absicht zu einem glücklichen Ende zu führen! sagte John kopfschüttelnd. Wenn nun Deine Geliebte —

— Ich bitte Dich, ungläubiger Thomas, verschone mich mit Deinen Wenn's und Aber's! Es ist Alles in Ordnung! rief der Page. Wenn Du nur Alles thust, was ich Dir sage, so wird uns Niemand ein Haar krümmen. Aber Du mußt mir auch folgen und nicht Alles besser wissen wollen, als ich!

— Meinetwegen! sagte John. Das ist nun doch einmal eine widersinnige Geschichte! Auf etwas mehr oder weniger Thorheit kommt's also gar nicht an. So wollen wir denn gehen. Ich muß bald nach Hause zurück. Doch, wer war der Fremde, mit dem Du sprachst? Seine Stimme schien mir bekannt.

— Hast Du gehört, was er sagte? fragte der Page argwöhnisch.

— Nein, nicht deutlich, erwiederte John. Wer war es?

— Ein Bekannter von mir, oder richtiger, ein Bekannter des Grafen von Marr, meines Herrn, antwortete Robert. Du wirst ihn nicht kennen.

John fragte nicht weiter. Der Page nahm seinen Arm und sie gingen Beide auf den königlichen Palast zu, dessen dunkle Mauern sich schwach vor ihnen auf dem Abendhimmel abzeichneten. John war sehr mißgestimmt. Das ganze Unternehmen erschien ihm so abenteuerlich, daß er beinahe versucht war, zu glauben, der Page wolle ihn nur foppen. Für diesen Fall war er bereit, ihn derb zu züchtigen. Es gab Dinge, in denen der lustige John keinen Spaß verstand.

Nach fünf Minuten standen die Freunde vor den Palast, der damals den Königen, wenn sie sich in London befanden, zur Residenz diente, von dem aber heut nichts mehr zu sehen ist, als das Bankethaus, das erst später von Jakob I. errichtet wurde und jetzt in eine Kapelle verwandelt ist. Damals bestand Whitehall aus einer Anzahl großer Gebäude, die zu verschiedenen Zeiten erbaut und ohne Schönheitssinn nur nach den augenblicklichen Bedürfnissen aneinander gereiht waren, ähnlich wie der Scotland- und der Westminster-Palast, die Whitehall im Nordosten und Südwesten umgeben. Daß der Palast befestigt war, verstand sich in jener Zeit von selbst. Nach Osten zu lehnte er sich an die breite Themse, im Westen umgaben ihn Gärten und Wald, von denen sich heut noch im St. James-Park Ueberreste finden.

John und der Page hatten sich dem Palast auf der Seite des Gartens genähert und standen hier unter den Bäumen still. Der Page hatte seinem Freunde die Weisung gegeben, nicht laut zu sprechen, und John that es nicht einmal leise, denn er war durchaus nicht zum Reden aufgelegt.

Jetzt zog der Page eine Strickleiter unter seinem Mantel hervor und warf sie, nachdem er noch einmal vorsichtig um sich gesehen, auf die Mauer, die den Park des Palastes von dem anstoßenden Walde trennte.

— Klettere Du zuerst hinauf, John! sagte er. Ich werde hier unten darüber wachen, daß Niemand uns überrascht. Nur Muth, mein Junge!

John fand es zwar sonderbar, daß sein Freund ihn vorausschickte, kletterte aber nichtsdestoweniger mit einer Geschicklichkeit an der Mauer empor, die sogleich den Seemann verrieth. Als er auf der breiten Mauer angelangt war, folgte ihm der Page, aber langsamer. Dann lauschten Beide nach dem Garten zu. Aber er war still und dunkel. Nur im Schlosse selbst war Alles noch hell und lebendig. Der Abend war ja auch kaum erst angebrochen, und John konnte nicht umhin, die Zeit sehr seltsam gewählt zu finden.

— Was willst Du denn eigentlich so früh schon in dem Palaste? fragte er seinen Genossen. Man muß uns ja sehen, sobald wir auf den Hof kommen.

— Frägst Du schon wieder, Narr! flüsterte der Page. Man soll uns auch sehen. Jetzt laufen hundert Pagen in allen Räumen des Palastes umher, es wird also nicht auffallen, wenn zwei junge Leute auf dem Hofe oder im Garten gesehen werden. Auch sind jetzt noch alle Thüren offen, und im Nothfall finden wir immer noch eine Ausflucht. Bei Nacht aber wird man uns für Diebe halten und an den ersten besten Baum aufknüpfen.

John fand diesen Grund nicht so ganz unvernünftig und war wieder der Erste, der in den Garten hinabkletterte. Ihm folgte der Page. Die Strickleiter ließen sie für die Rückkehr an der Mauer hängen.

Dann gingen sie langsam durch den Park, der durch ein Quergebäude von dem Hofe getrennt war. Wahrscheinlich befand sich an der Thür dieses Gebäudes eine Wache, oder jedenfalls ein verschlossenes Thor.

— Hoffentlich steht der alte Black hier! flüsterte der Page. Mit dem werde ich schon fertig werden. Schlage Deinen Mantelkragen in die Höhe, John, und nimm einen stolzen Gang an. Glücklicherweise hast Du Dein Matrosenwams ausgezogen und kannst im Nothfall für einen Kavalier gelten!

John murmelte eine Verwünschung über den hochmüthigen Patron zwischen den Zähnen, folgte aber doch der Weisung des Pagen, der jetzt voranschritt und sich vorsichtig dem Thor des Hofgebäudes näherte.

— Hollah, Black! Bist Du da? rief er leise.

— Nun, wer denn sonst? sagte eine rauhe Stimme. Aber wer ist das da im Garten. Heda, Antwort! Oder Du bist des Todes!

— Geduld, mein süßer Junge! flüsterte der Page. Es stirbt sich nicht so leicht. Ich bin es, Black, Du weißt ja!

Damit näherte er sich dem Söldner und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, während er ihm zugleich ein Geldstück in die Hand drückte.

— 'S ist heut ein schlimmer Tag! murmelte der Soldat. Wenn das herauskömmt, so bin ich verloren. Erst vor einer halben Stunde standen wir noch unser zwanzig Mann hier. Aber jetzt sind sie abgelöst.

— Und wie ist's auf dem Hofe? fragte der Page. Sind da noch Soldaten?

— Jetzt wohl nicht mehr, als gewöhnlich, lautete die Antwort. Aber wann kommen Sie zurück, Sir, ich bleibe nur noch eine halbe Stunde hier.

— Das ist eine verteufelt kurze Zeit! sagte der Page. Aber wenn es nicht anders ist, so muß man sich darin finden. In einer halben Stunde sind wir wieder hier, Black! Kommen Sie, Mylord!

John, an den die letzteren Worte gerichtet waren, nahm so gut als möglich die Miene eines Lords an, und es gelang ihm jedenfalls, den Söldner zu täuschen, denn dieser nahm seine Muskete in den Arm und machte eine Art von militairischer Reverenz. John vermuthete demgemäß ganz richtig, daß der Page schon öfter einen vornehmen Herrn auf demselben Wege in das Schloß geleitet habe, und folgte seinem Freunde in das Gebäude, durch welches ein breiter dunkler Gang nach dem Hofe führte.

— Robert, flüsterte er ihm zu, Du hast vergessen, der Schildwache zu sagen, daß wir nachher mit einer Dame zurückkommen werden.

— Ich werde mich hüten, ihm das zu sagen, antwortete der Page. Bertha wird in Männerkleidern mit uns gehen. Dafür ist gesorgt.

— Aber dann sind wir unserer Drei, versetzte John.

— Was liegt der Schildwache daran? sagte der Page. Wir sagen ihm, daß der Kavalier uns nach dem Park begleitet. Dann ist die Sache abgemacht.

Die Beiden traten jetzt auf den Hof, der hell erleuchtet war. Doch verhinderte die Größe desselben und die zahlreiche Dienerschaft, die sich überall befand, daß man die beiden jungen Leute bemerkte. Auch einzelne Abtheilungen Soldaten standen auf dem Platze, und zuweilen sah man Pagen und Kavaliere von einem Flügel des Palastes nach dem andern eilen.

— Wir können es gar nicht besser wünschen!

flüsterte Robert. Nur Muth, John! Du mußt thun, als wäre Whitehall Deine tägliche Wohnung. Den Mantelkragen laß jetzt fallen. Das könnte Verdacht erregen! So! Jetzt gehen wir die kleine steinerne Treppe hinauf, dort links. Das ist der Flügel, in dem die Hofdamen wohnen. Für den Fall, daß uns unvermutheter Weise Jemand entgegenkömmt, antworten wir, daß wir Pagen sind und einen Auftrag an — nun, an die Gräfin Howard haben! Das ist eine der ersten Hofdamen.

Bei diesen Worten stieg er schon mit keckem Schritt die steinerne Treppe hinan, und gleich darauf befanden sich die Beiden in einer geräumigen und hellerleuchteten Vorhalle, von der eine breite hölzerne Treppe nach den oberen Stockwerken führte.

— Noch eine Viertelstunde, und wir haben gewonnen! flüsterte der Page. Wenn nur Bertha nichts versäumt hat und nicht durch irgend einen unglücklichen Zufall zurückgehalten wird! Doch wir wollen hoffen!

Sie stiegen gemächlich die Treppe hinauf. Einige Diener und Dienerinnen kamen vorüber, hielten sie aber für Pagen und achteten nicht auf die jungen Leute. Auf dem Korridor des obern Stockwerks, der schwächer erleuchtet war, stand Robert still, sah sich forschend um und ging dann nach einer Nische, in der eine Vase mit trockenen Gräsern stand.

— Ha! rief er. Hier liegt ein Zettel! Der ist von Bertha! Was schreibt sie?

Hastig durchflog er die Zeilen und verbarg dann das Papier in der Tasche seines Mantels.

— Sie kommt! flüsterte er. Alles ist bereit! Wir haben gewonnen!

In demselben Augenblick ertönten schwere Männertritte und eine dunkle männliche Gestalt tauchte aus der Dämmerung des matterleuchteten Korridors hervor. Als John diese Gestalt erblickte, erinnerte er sich unwillkürlich an diejenige, die er mit dem Pagen zusammen am Fuß des Kreuzes gesehen. Derselbe schwere Gang, dieselbe breitschultrige Figur, dieselbe dunkle Tracht. Auch jetzt hatte der Kavalier den Mantelkragen hoch bis an die Augen hinaufgezogen. Da indessen weder Robert Carr noch der Kavalier auf einander zu achten schienen, so glaubte John, daß er sich irre. Plötzlich aber kam ihm ein Gedanke und seine Hand zuckte unwillkürlich nach dem Schwert. Doch ließ er sie sogleich wieder sinken. Nur seine Augen hingen noch starr auf dem Kavalier, der mit demselben schweren, langsamen Schritt die Treppe hinabstieg und verschwand.

Der Page hatte die unwillkürliche Bewegung seines Genossen bemerkt und ein Anflug von Schrecken malte sich auf seinem Gesichte.

— Robert, wandte sich jetzt John an seinen Kameraden, kanntest Du diesen Mann? War es etwa derselbe, den ich heut Abend mit Dir auf Charing Croß sah?

— Ich bitte Dich, was machst Du für ein Gesicht! flüsterte der Page. Man könnte glauben, Du hättest ein Gespenst gesehen. Nein, ich kenne diesen Menschen nicht.

— Es war Devilborn! murmelte John vor sich hin. Ich irre mich nicht.

— Devilborn? Sagtest Du nicht so? fragte der Page und sein Auge ruhte aufmerksam auf den jungen Offizier. Du meinst, das wäre Devilborn gewesen? Ich habe schon von ihm gehört. Es soll ein Günstling der Königin sein.

— Der Königin? rief John auffahrend. Unmöglich! Dann wünschte ich, Essex wäre heut nicht unverrichteter Sache nach seinem Palaste zurückgekehrt!

— Ich verstehe Dich nicht, sagte der Page. Aber es scheint mir, als wäre dieser Sir Devilborn, von dem ich so Manches gehört habe, nicht Dein Freund!

— Mein Freund! rief John mit verächtlichem Zorn. Lieber möchte ich einen dreimal Meineidigen meinen Freund nennen! Ha, wenn ich ihn zu einer anderen Zeit getroffen!

— Aber was hast Du denn gegen diesen Kavalier? fragte der Page listig.

— Davon ein ander Mal! antwortete John unmuthig. Mach, daß wir aus diesem Palaste kommen. Es wird mir heiß in diesen Mauern.

— Wie Du willst, ich hoffe, Bertha wird nicht lange auf sich warten lassen! sagte der

Page. Wir wollen den Gang ein wenig hinaufgehen!

John folgte schweigend mit gesenktem Haupte und finsterer Stirn seinem Genossen! Das Zusammentreffen mit diesem Manne, den er erst seit so kurzer Zeit kannte und doch so ingrimmig haßte, hatte seinen ganzen Zorn von Neuem angefacht und seinen Gedanken eine ganz andere Richtung gegeben. Er erwachte erst aus seinen düsteren Träumen, als sein Begleiter einen leisen freudigen Ruf ausstieß und eilig von ihm forteilte.

Ein junger Page — wie es schien — kam ängstlich und mit schüchternen Tritten den Korridor herauf. Sein Mantel war länger, als er gewöhnlich zu sein pflegt und ein Hut mit breitem Rande und lang herabwallenden Federn bedeckte sein Gesicht. Robert eilte sogleich auf den Pagen zu, schloß ihn flüchtig in die Arme und zog ihn dann mit sich fort, nach dem Theile des Korridors zu, in welchem sich John befand.

Der junge Offizier warf nur einen flüchtigen Blick auf den Pagen, in welchem er mit Recht die Geliebte Roberts vermuthete. Er bemerkte nur, daß der Page, oder vielmehr das Mädchen, noch sehr jung sei und kaum siebzehn Jahre zählen konnte. Ihr Gesicht war sehr schön, einnehmend und fein, wenn es auch jetzt durch den Ausdruck der Angst entstellt wurde. Aber ihre ganze Gestalt war noch nicht entwickelt. Bertha war noch ein Kind. Und nur ein Kind hatte einwilligen können, mit einem achtzehnjährigen Pagen zu fliehen, der ihr nichts bieten konnte, als die falsche Münze seines hübschen Gesichts und die leichte Waare seiner Schwüre!

John grüßte das Mädchen flüchtig, und dieses erwiederte den Gruß schüchtern und verlegen. Robert flüsterte mit ihr und schien ihr Muth einzusprechen.

— Muth, Muth, meine theure Bertha! flüsterte er. In fünf Minuten sind wir im Garten und über die Mauer. Dann sind wir geborgen.

Er ging rasch mit ihr die Treppe hinab. John folgte, noch immer mit den Erinnerungen und Gefühlen beschäftigt, die der Anblick Devilborns in ihm erregt hatte. Er achtete wenig auf seinen Genossen und die Geliebte desselben, die schnell über den Hof schritten und in den dunklen Gang traten, der durch das Hofgebäude nach dem Garten führte.

— Halt! Werda! rief plötzlich eine rauhe Söldnerstimme. Wer geht hier?

— Zwei Pagen, die ein Buch suchen wollen, das Lady Howard im Garten verloren hat! antwortete Robert Carr keck und furchtlos. Laß uns durch!

— Ein Buch im Garten? Und ohne Laterne? Das ist seltsam! sagte der Söldner.

— Ei, was geht es Dich an, ob wir eine Laterne haben oder nicht? lachte der Page. Mache Platz, Mann!

— Aber hier ist noch ein Dritter! sagte der Söldner. Was soll der?

— Der geht mich nichts an! rief der Page rasch und John hörte ihn forteilen.

— Schurke! murmelte John, der schnell das Gefährliche seiner Lage einsah, und dem das plötzliche Erscheinen dieses fremden Söldners verdächtig vorkam, der aber nicht wußte, wie er seine Anwesenheit an diesem Orte beschönigen solle.

— Nun, keine Antwort? rief der Söldner. Zünde die Laterne an, Dick!

John war unschlüssig, was er thun solle. Der Page war so schnell durchgelassen worden, — das überraschte ihn. Sollte er umkehren und fliehen? Aber wohin? Black, der erste Söldner, der ihn und Robert eingelassen, schien nicht mehr auf seinem Posten zu sein, und doch war noch keine halbe Stunde vergangen. Alles das war verdächtig. Sollte der Page ihn verrathen haben? Und doch — welchen Grund hatte er dazu? Es schien unmöglich!

Der Schein einer Laterne erhellte gleich darauf den Gang, und John erkannte vier mit Hellebarden bewaffnete Söldner, die ihn neugierig und mißtrauisch anstarrten. Hier war guter Rath theuer. Es fehlte dem jungen Offizier nicht an Geistesgegenwart und Besonnenheit. Aber hier, im königlichen Palast, am

Abende allein und ohne Zweck gefunden zu werden, und noch dazu an einem solchen Tage, das war eine mißliche Sache!

— Ich wollte Black, die Schildwache, sprechen! sagte er so ruhig als möglich.

— Black ist nicht mehr da! sagte Einer von den Söldnern, der das Abzeichen höheren Ranges trug. Aber, beim Kreuz, das ist am Ende der Bursche, von dem uns eben der schwarze Kavalier sagte, daß er sich in den Palast Ihrer Majestät geschlichen habe, und daß wir ihn auf jeden Fall festnehmen sollten!

Bei dem Namen des schwarzen Kavaliers zuckte John zusammen. Das konnte kein Anderer, als Devilborn sein. Also er hatte sich nicht getäuscht und sein Feind hatte ihn erkannt. Er griff nach seinem Schwert.

— Macht Platz, Leute! rief er. Ich bin ein Edelmann, und Euch kann es gleich sein, was ich hier thue. Laßt mich in den Garten oder ich brauche Gewalt!

— Hoho! rief der Führer, während die Söldner ihre Hellebarden vorstreckten. Er ist es! Ganz richtig. Der Lord sagte uns, wir sollten die beiden Ersten ruhig durchlassen, den Dritten und Größten aber festnehmen, den mit dem langen blonden Haar. Das ist er! Gebt Euch gefangen, Bursche!

John starrte die Söldner mit einem Ausdruck von Zorn und Entsetzen an. Also ein solcher Befehl war gegeben worden? Dann hatte der Page ihn verrathen, dann war es Devilborn gewesen, den er am Fuße des Kreuzes auf Charing Croß gesehen, und der Page hatte ihn wissentlich betrogen! Wie ein Blitz durchfuhr dieser Gedanke das Hirn des Jünglings. Weshalb der Page das gethan, war ihm nicht klar, aber wie leicht konnte eine Verbindung zwischen diesen beiden Leuten bestehen, die er so wenig kannte! Er sollte das Opfer ihrer gemeinschaftlichen Pläne werden. Devilborn mußte von dem Pagen erfahren haben, daß John der Sohn jenes Mannes sei, den er aus bis jetzt unbekannten Ursachen in den Tower geschickt hatte. War es nicht einleuchtend genug, daß er jetzt auch den Sohn, der vielleicht als Rächer des Vaters auftreten konnte, verderben und unschädlich machen wollte?

Jetzt galt es Muth und Entschlossenheit. John mußte entweder fliehen oder sich durchschlagen. In die Hände dieses Mannes durfte er nicht fallen, wenn er nicht seinen Vater, seine Schwester, sich selbst für immer ins Verderben stürzen wollte. Er zog seinen Degen und stürzte sich auf die Söldner. Aber vier Hellebarden trieben ihn zurück. Den Ausgang nach dem Garten konnte er nicht gewinnen. So blieb ihm denn nichts weiter übrig, als aufs Gerathewohl ins Schloß zurückzukehren und sich lieber einem Fremden anzuvertrauen, als Devilborns Rachepläne zu erwarten. Vielleicht war ihm der Zufall günstig. Vielleicht traf er Sir Walter Raleigh, oder einen Kavalier, der ihn zu diesem Manne führte, auf den er seine ganze Hoffnung setzte.

Ehe ihn die Söldner daran verhindern konnten, eilte er auf den Hof zurück. Es war ihm, als sehe er die hohe dunkle Gestalt des schwarzen Kavaliers in der Ferne auftauchen, und hastig eilte er, zum Theil unwillkürlich, nach derselben Treppe, die ihn vorhin nach dem Gebäude der Hofdamen geführt hatt. Ohne sich zu besinnen eilte er in das erste Stockwerk und von dort immer höher hinauf, bis er endlich athemlos in einem dunklen Raume still stand. Er wußte nicht genau, wo er war, doch mußte er im obersten Stockwerk, in der Nähe des Daches sein.

Eine Verwünschung gegen den verrätherischen Pagen war sein erster Gedanke. Er überlegte noch einmal Alles, was ihm Grund zum Verdachte geben konnte, und das Resultat seiner Ueberlegung war auch jetzt wieder, daß er schändlich verrathen worden sei. Aber was half ihm diese Gewißheit? Er befand sich in Whitehall, und daß Devilborn den Plan, ihn zu fangen, nicht so leicht aufgeben würde, lag auf der Hand. Es ließ sich voraussetzen, daß man den ganzen Palast untersuchen würde. Vielleicht gab Devilborn vor, ein Dieb sei eingedrungen, vielleicht gar ein von Essex gedungener Mörder! Die Faust des jungen Mannes ballte sich

krampfhaft. Jetzt, jetzt wünschte er, Devilborn möge ihm gegenübertreten! Und wer war dieser Mensch? War er wirklich ein Günstling der Königin, eine mächtige Standesperson? John konnte es kaum glauben. Wahrscheinlich war der schwarze Kavalier nichts als das Werkzeug eines hochstehendes Mannes. Und wer war dieser? John gerieth in ein Labyrinth von Zweifeln und Vermuthungen, war aber viel zu wenig mit den Verhältnissen am Hofe bekannt, um zu wissen, in wessen Solde Devilborn stehen könne.

Allmählich wurde er ruhiger. Um ihn herum herrschte die tiefste Stille. Nur in den unteren Stockwerken hörte er Thüren öffnen und Leute gehen. Aber wenn es später wurde, so mußte die Dienerschaft nach ihren Zimmern zurückkehren, und diese lagen wahrscheinlich unter dem Dache. Für diesen Fall sah sich John der Entdeckung ausgesetzt und mußte fürchten, mindestens für einen Dieb gehalten zu werden. Doch war jetzt ein Theil seiner gewöhnlichen Entschlossenheit in sein Herz zurückgekehrt. Vielleicht ließ sich das Schlimmste noch vermeiden. Vielleicht entdeckte man ihn nicht!

Nach einiger Zeit hörte er unten ein lebhafteres Geräusch und zahlreichere Schritte. Es schien ihm, als werde der Name Bertha gerufen. Man hatte also jetzt die Flucht des jungen Hoffräuleins entdeckt und der Page war nicht gefangen worden, sondern hatte glücklich das Weite erreicht. John wünschte den Verräther in die tiefsten Tiefen der Hölle. Aber was half ihm das! Seine Lage wurde dadurch nicht gebessert!

Allmählich wurde es unten stiller und John hörte Schritte die obere Treppe hinaufkommen. Zugleich wurde es heller und John gewahrte, daß er sich neben einem Treppenverschlage befand, dessen Thür nur angelehnt war. Rasch schlüpfte er hinein und gleich darauf sah er durch die Spalten der Thür zwei Diener mit Kerzen in der Hand auf den oberen Korridor treten. Sie trugen die Hoffarben, gehörten also zum Haushalt der Königin.

— Gute Nacht, Wilm! sagte der Eine zum Andern. Was mich anbetrifft, so werde ich heut gut schlafen. Ich bin lange nicht so viel auf den Beinen gewesen.

— Und denkst Du, ich nicht? sagte der Andere. So ein toller Tag ist mir lange noch nicht vorgekommen. Erst diese Geschichte mit Essex, und nun der Rumor im Palaste selbst! Meinst Du, die Lady würde das der kleinen Bertha so hingehen lassen und sich keine Mühe geben, ihren Aufenthalt zu entdecken?

— Wer weiß! sagte der Erste. Sie ist vielleicht froh, daß sie die Kleine los ist.

— Weshalb denn? Sie ist doch aus guter Familie und die Königin hatte sie gern.

— Das wohl! erwiederte der Erste. Aber die Lady hat auch ihre kleinen Geheimnisse, von denen Miß Bertha vielleicht mehr wußte, als der Dame lieb war. Sieh Dich übrigens vor, Wilm, es soll ein Dieb im Schlosse sein.

— Ein Dieb? Woher weißt Du denn das und weshalb fängt man ihn nicht?

— Dick, der Trabant, hat es mir gesagt, antwortete der Diener. Er ist ihnen entschlüpft, und sie haben ihn noch nicht finden können. Wer weiß übrigens, ob es ein Dieb ist. Die Sache scheint mir nicht richtig. Der schwarze Kavalier hat die Hand dabei im Spiele, und Du weißt, wo der sich hineinmengt, da ist immer Unheil dabei. Gute Nacht, Wilm, ich bin müde. Die Anderen werden auch wohl bald kommen und es ist gleich zehn Uhr.

Die Diener trennten sich und gingen nach verschiedenen Seiten. John wußte also jetzt, daß man ihn noch suchte und das war Grund genug, keine Vorsicht zu vernachlässigen. Bald darauf kamen auch noch andere Diener und Dienerinnen in das obere Stockwerk und Einige von ihnen sprachen ebenfalls über das Verschwinden Bertha's. Dann, ungefähr nach einer Stunde, wurde Alles still und John hörte nur noch tief unten auf dem Hof den abgemessenen Tritt und den Anruf der Schildwachen.

Sollte er die ganze Nacht in diesem Versteck bleiben, um am Morgen vielleicht entdeckt zu werden? Das wollte dem jungen ungeduldigen Mann nicht recht einleuchten. Er dachte

an die Besorgniß seiner Schwester, mit der er so gern geplaudert hätte, auch an Lady Ringrose und deren Tochter, die unter den jetzigen Verhältnissen vielleicht gern ein Asyl im Hause seines Vaters angenommen hätte, und der Gedanke, eine ganze lange Nacht in diesem Verschlage bleiben zu müssen, der ihm nicht einmal gestattete, sich gerade auszustrecken und den Kopf zu erheben, erschien ihm gräßlich. Er fühlte an seine gefüllte Börse und dachte, das sei ein gutes Mittel, auch in einem königlichen Palast zurechtzufinden und verließ leise den Verschlag, um nach einem der unteren Stockwerke zurückzuschleichen und zu sehen, ob der Hof vielleicht leer sei.

Es war ganz dunkel und John glaubte schon, daß er die Treppe verfehlt habe, als er eine Stufe vor sich und ein Geländer neben sich fühlte. Er ging leise einige Stufen hinab, bemerkte aber bald, daß er nicht auf der Haupttreppe sei, denn diejenige auf der er sich befand, war schmal und gewunden. Doch war ihm das gleichgültig. Er mochte treffen, wen er wollte, wenn es nur nicht Devilborn war! Und im Grunde hatte er ja ein gutes Gewissen. Er war entschlossen, die Ursache, die ihn in den Palast geführt, ganz der Wahrheit gemäß anzugeben. Auf den Pagen, der ihn so schändlich verrathen, hatte er keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Doch ging er sehr vorsichtig und mit kaum hörbaren Schritten. Zuweilen sah er ein Fenster neben sich, und es schien ihm, als befinde er sich in einem Thurme, den Windungen der Treppe nach zu schließen. Er hoffte auf eine Thür zu stoßen, vielleicht einen geheimen Ausgang zu erreichen. Aber bis jetzt hatte er nichts dergleichen gefunden.

Seiner Meinung nach mußte er jetzt schon tief und ungefähr in gleicher Höhe mit dem ersten Stockwerk sein, denn wenn er an ein Fenster kam, so hörte er die Bäume draußen im Nachtwind rauschen.

Die Treppe nahm jetzt ein Ende. John stand an einer Thür. Er faßte an den Griff derselben. Sie öffnete sich. Er zögerte einen Augenblick, dann aber trat er durch die Thür. Er befand sich in einem dunklen Zimmer. Doch war sein Auge jetzt so sehr an die Dunkelheit gewöhnt, daß er sich, vermöge des schwachen Lichtscheins, der durch die Fenster drang, im Allgemeinen zurechtfinden konnte. Er war in einem Vorzimmer. Ihm gegenüber war eine andere Thür. John war entschlossen, auch diese zu öffnen. Er wollte seiner Ungewißheit ein Ende machen und nicht länger für einen Dieb oder für etwas noch Schlimmeres gelten.

Im Begriff, auf die Thür zuzuschreiten, stieß er an einen Gegenstand, der auf dem Teppich lag und verursachte dadurch ein ziemlich lautes Geräusch.

Gleich darauf wurde die Thür des anderen Zimmers geöffnet.

— Still, Mylord! Sind Sie schon da! rief eine leise weibliche Stimme. Machen Sie kein Geräusch. Es ist noch Jemand bei der Lady!

Also wieder galt er für einen Lord! John war nicht unzufrieden damit. Im Nothfall wollte er lieber für einen Lord als für einen Dieb angesehen werden. Auch hatte er jetzt mit Frauen zu thun. Das war ein glücklicher Zufall, denn bei einer Frau durfte er eher auf Nachsicht und Theilnahme hoffen. John fing an zu glauben, daß Alles gut gehen würde und war entschlossen, für's Erste die Rolle eines Lords aufrecht zu erhalten.

Er schlug seinen Mantelkragen in die Höhe und warf sich auf einen Sessel, der neben ihm stand. Gleich darauf schlüpfte eine Frauenstalt in das Vorzimmer. Bei dem matten Scheine der Nachtlampe, der durch die geöffnete Thür drang, erkannte der junge Offizier, daß es eine Zofe sein müsse. Sie war leicht gekleidet und schien hübsch zu sein.

— Mylady wird Sie heut nicht erwarten, Mylord! flüsterte sie, sich vertraulich auf die Lehne des Sessels stützend. Sie glaubt, daß Ihre Amtsangelegenheiten Ihnen heut keine Zeit gestatten würden, an sie zu denken.

— Meine Geschäfte sind beendet! sagte John mit etwas mürrischer und verstellter Stimme, während er den Kopf senkte und den Hut tiefer

ins Gesicht drückte. Uebrigens dachte er schon daran, ob es am Ende nicht besser sei, sich der Zofe zu erkennen zu geben. Vielleicht war sie nachsichtiger, als ihre Herrin, die jedenfalls eine vornehme Dame sein mußte, wenn sie so spät noch Besuch hatte und nächtliche Visiten von Lords empfing. Denn nach Johns sehr übereilter Meinung waren Galanterieen dieser Art nur ein Vorrecht sehr hochgestellter und freier Damen.

— Sie scheinen sehr mürrisch zu sein, Mylord! flüsterte die Zofe. Mylady wird Ihnen wenig Dank wissen, wenn sie so zu ihr kommen.

— Ja, ich bin verstimmt! murmelte John, der aus der ganzen Sprache und dem Benehmen der Zofe errieth, daß die Kammerfrauen der vornehmen Damen mit den Liebhabern ihrer Herrinnen vertrauter zu sein pflegen, als es den Letzteren vielleicht lieb war.

— Aha, gewiß wegen der Flucht der kleinen Bertha, auf die Eure Lordschaft auch ein Auge geworfen hatten, wenn ich nicht irre! flüsterte die Zofe etwas hämisch. Mylady sagte vorhin lachend zu mir, daß sie sich darüber freue, Eurer Lordschaft einen solchen Streich gespielt zu sehen.

— Unsinn! Was geht mich das Mädchen an! murrte John, der um Alles in der Welt gern gewußt hätte, für wen er eigentlich gehalten wurde und welcher Dame sein unfreiwilliger nächtlicher Besuch galt. Wer ist bei Deiner Herrin?

— Bah! Ein fremder Tölpel, der sich Kavalier nennt und der heut schon einmal bei ihr war. Ich kenne nicht einmal seinen Namen. Aber Mylady scheint viel auf ihn zu halten. Sind Sie eifersüchtig, Mylord?

— Eifersüchtig! murmelte John, der seine Rolle möglichst gut zu spielen suchte. Hat man je von mir gehört, daß ich eifersüchtig bin?

Die Antwort der Zofe wurde durch das Oeffnen einer Thür unterbrochen.

— Betsy! rief eine weibliche Stimme. Wo bist Du? Wo steckst Du wieder?

Die Zofe eilte sogleich in das anstoßende Gemach und John hörte sie mit ihrer Herrin flüstern. Das Herz schlug ihm doch ein wenig, als er daran dachte, daß er in einer Minute vor einer vornehmen Dame stehen würde, die seine Kühnheit vielleicht sehr übel aufnahm. Aber die Würfel waren gefallen!

— Kommen Sie, Mylord! flüsterte die Zofe und ergriff den Arm des jungen Mannes. Mylady ist sehr erfreut, Sie zu sehen. Sie hat mit Ihnen zu sprechen.

John verbarg sein Gesicht wo möglich noch tiefer unter dem Hut und dem Mantelkragen, denn er hielt es für das Beste, wenigstens nur von der Herrin allein erkannt zu werden. Dann folgte er der Zofe schnell durch das anstoßende Zimmer, das ein Schlafgemach zu sein schien, und trat durch die Thür, die ihm Betsy öffnete, in ein anderes kleines, nur matt erleuchtetes, aber mit allen Reizen der Bequemlichkeit und des Luxus ausgestattetes Zimmer.

Eine junge schöne Dame von schlanker, hoher Gestalt und schon in etwas verwirrtem und nachlässigem Anzuge eilte ihm entgegen.

— Also kommen Sie doch, mein theurer Lord! Das freut mich sehr! rief sie und legte den Arm anmuthig und hingebend auf Johns Schulter.

— Sie irren sich, Mylady! sagte John, der jetzt all' seinen Muth zusammennahm und seinen Mantel zurückschlug.

— Was ist das? rief die Dame zurückfahrend und erbleichend. Ein fremder Mann in meinem Zimmer? Das ist Verrath! Zu Hülfe!

— Mylady! rief John, die Hand der Lady ergreifend und sich vor ihr auf das Knie niederlassend. Ich bitte Sie nur um wenige Minuten Gehör. Ich bin schuldig, Sie getäuscht zu haben, aber ich wußte keinen anderen Ausweg. Fürchten Sie einen Unglücklichen, einen Verfolgten?

Die Dame schien sich von ihrem Schrecken, von ihrer Ueberraschung noch nicht erholt zu haben. Sie starrte den jungen Mann an und schien nicht zu wissen, was sie von diesem plötzlichen Erscheinen eines fremden Kavaliers zu einer solchen Stunde zu halten habe.

— Verlassen Sie sogleich das Zimmer, Sir! sagte sie stolz, oder ich rufe meine Diener. Ich kann Sie nicht anhören, jetzt nicht!

— Ich kann dieses Zimmer nicht verlassen, Mylady! sagte John mit bescheidener, aber fester Stimme. Ich muß Sie um einige Minuten Gehör bitten.

— Sie können nicht? Sie müssen? Das wollen wir doch sehen! rief die Dame und war im Begriff, ihre Hand aus derjenigen Johns loszumachen und nach dem Klingelzug zu schreiten.

— Mylady, bedenken Sie, wenn man mich jetzt in Ihrem Zimmer fände! rief John. Haben Sie nur einige Minuten Geduld mit mir und ich werde selbst gehen. Ich bitte Sie, Mylady, halten Sie mich nicht für einen Unverschämten, sondern nur für einen Unglücklichen!

— Ich nehme keine Bitten an zu einer solchen Zeit! rief die Dame. Stehen Sie auf, Sir, und verlassen Sie sogleich das Zimmer auf demselben Wege, auf dem Sie gekommen sind. Betsy wird ihre Strafe erhalten für diese unverzeihliche Nachlässigkeit.

— Betsy ist unschuldig, ich habe sie getäuscht! sagte John, bestürzt über die Strenge und Kälte der Dame. O Mylady, können Sie so grausam sein und einem Hülfeflehenden eine so kleine Bitte abschlagen?

War es der Blick, den John zu der Dame aufschlug, war es sein ganzes Wesen, vielleicht auch die männliche Schönheit des jungen Mannes — genug, die Miene der Lady verlor etwas von ihrer Strenge und ihr Blick ruhte prüfend auf dem jungen Kavalier.

— So sprechen Sie, Sir! sagte sie. Aber fassen Sie sich kurz. Bedenken Sie, daß meine Ehre, mein Ruf, meine Stellung verloren ist, wenn man Sie hier entdeckt, wenn Jemand es erfährt.

John dachte daran, daß, wenn er der Lord gewesen, für den man ihn gehalten, die Ehre, der Ruf und die Stellung der Dame wahrscheinlich nicht auf dem Spiele gestanden hätten; aber er hütete sich wohl, eine solche Bemerkung laut werden zu lassen. Die Dame trat einige Schritte zurück und stützte sich mit der Hand auf einen Sessel, während sie den Jüngling aufmerksam, erwartungsvoll und kalt betrachtete.

— Mylady, sagte John, Sie sehen einen jungen Mann vor sich, der durch einen seltsamen Zufall in diesen Palast gekommen ist, den er früher nie betreten hat und den er auch nicht auf ähnliche Weise wieder sehen möchte. Ich bin erst am Morgen des heutigen, oder richtiger vielleicht, des gestrigen Tages nach einer langen Abwesenheit nach London zurückgekehrt, hatte aber das Unglück, einen verrätherischen Freund zu treffen, dem ich unkluger Weise mein Wort gab, ihm bei der Entführung einer jungen Hofdame aus diesem Palaste beizustehen.

— Ah! Wirklich! rief die Dame und ihre Züge zeigten plötzlich ein lebhaftes Interesse. Das ist wichtig und wer war diese junge Hofdame?

— Ich kenne sie nur unter dem Namen Bertha, antwortete John,

— Bertha! Es ist richtig! rief die Dame überrascht. Meine kleine Bertha! Also sie ist entführt. Nun das ist nicht übel und Sie waren dabei?

— Ja, Mylady, antwortete John, der jetzt wußte, daß er Lady Howard vor sich sehe, dem diese Entdeckung aber nicht eben angenehm war. Die Entführung gelang. Doch habe ich Grund zu glauben, daß mein Freund mich verrathen hat. Man ließ ihn entkommen und ich —

— Wer war dieser Freund, wer ist der Entführer? fragte die Lady gespannt.

John zögerte einen Augenblick, dann aber antwortete er:

— Ein Page des Königs von Schottland, der sich jetzt in Begleitung des Grafen von Marr in London befindet. Robert Carr ist sein Name.

— So! sagte Lady Howard und warf sich in den Sessel. Ei, da hilft mir ja der Zufall rascher, als ich geglaubt hatte. Stehen Sie auf und setzen Sie sich, Sir! Diese Angelegenheit ist wichtig für mich.

John folgte dem Befehl und nahm auf einem Sessel nicht weit von der Lady Platz. Seine

Besonnenheit war zugleich mit der Hoffnung zurückgekehrt.

— Ich kann Ihnen leider keine nähere Auskunft über diese Dinge geben, Mylady! fuhr er dann fort. Wie ich Ihnen bereits sagte, bin ich erst seit zwölf Stunden nach London zurückgekehrt und kenne weder die Verhältnisse des Pagen, noch die seiner Geliebten.

— Also kennen Sie auch mich wohl nicht? rief die Dame erwartungsvoll.

— Vor fünf Minuten noch nicht, Mylady, antworte John. Aber aus einigen Worten von Ihnen habe ich schließen müssen, daß ich die Ehre habe, Lady Howard vor mir zu sehen.

— Hm! Seltsam! sagte die Lady. Nun, und sagten Sie nicht, daß der Page entkommen sei? Weshalb sind Sie noch im Paläst?

— Ich erwähnte bereits, daß Verrätherei im Spiele gewesen sei, antwortete John. Ich muß es wenigstens glauben, Mylady. So kurze Zeit ich auch erst wieder in London bin, so habe ich mir doch bereits aus Gründen, die mir bis jetzt noch ganz unbekannt sind, die Feindschaft eines Mannes zugezogen, der, wie es scheint, einen großen Einfluß besitzt. Dieser wollte mich verhaften lassen, als ich den Palast verließ. Aber gewichtige Gründe bewogen mich, lieber alles Andere zu erdulden, als eine Verhaftung durch diesen Mann. Ich kehrte in den Palast zurück und der Zufall hat mich zu Ihnen geführt, Mylady. Sollte dieser Zufall ein unglücklicher gewesen sein?

— Wenn es sich in der That so verhält, wie Sie sagen, Sir, so sehe ich keinen Grund ein, weshalb ich Ihnen ernstlich zürnen sollte, antwortete Lady Howard freundlicher. Ich vermuthete Anfangs, daß Sie in ganz anderer Absicht hierher geschickt worden seien. Desto besser, wenn dem nicht so ist! Aber wer sollte der Kavalier sein, der Ursache hätte, einem so jungen und dem Anscheine nach so ungefährlichen Manne, wie Sie sind, feindlich gegenüber zu treten? Und wodurch haben Sie ihn beleidigt?

— Es ist eine Person, Mylády, antwortete John, der durch die Dame vielleicht etwas Näheres über seinen Feind zu erfahren hoffte — der ich durch ein unglückliches Verhängniß fast auf allen meinen Schritten hier in London begegnet bin. Niemand kann mir sagen, wer und was er ist und doch ist es für mich von der größten Wichtigkeit, das zu erfahren. Ich wünschte, sein Einfluß wäre nicht so bedeutend, als man ihn schildern will. Aber wäre er selbst der Günstling Ihrer Majestät der Königin — ich würde nicht anstehen, ihm den Handschuh vor die Füße zu werfen!

Johns Stimme war lauter, sein Gesicht drohender geworden.

— Aber Sie werden doch seinen Namen wissen, Sir? fragte Lady Howard.

— Man nennt ihn Devilborn und der Name paßt für ihn, antwortete John.

— Devilborn? wiederholte die Lady, während ihr Gesicht einen kalten und strengen Ausdruck annahm und ihre schönen Augen sich scharf und durchdringend auf John richteten. Sir Devilborn ist ein Freund von mir!

— Unmöglich! rief der junge Mann, dem die Veränderung in dem Gesicht der Lady nicht entgangen war. Dieser Mann kann nicht Ihr Freund sein!

— Er ist es, zufälliger Weise! rief Lady Howard mit gefalteter Stirn. Ich muß Sie bitten, mit mehr Ehrerbietung von Sir Devilborn zu sprechen!

John schwieg und sah düster vor sich hin. Das war ein Unglückstag für ihn. Er hatte gehofft, am Endpunkte seiner abenteuerlichen und gefährlichen Irrfahrten zu stehen und jetzt traf er auf eine Freundin seines verhaßten Gegners! Mußte Lady Howard den Feind ihres Freundes nicht auch als den ihrigen betrachten? Mußte sie nicht jetzt dem jungen Manne die Hülfe entziehen, die sie ihm sonst vielleicht geleistet hätte?

Dennoch, als er einen neuen schüchternen Blick auf Lady Howard wagte, schien es ihm, als ob ihr Gesicht nicht mehr ganz so streng und drohend sei, wie vorhin, und als ob ihr Blick wieder mit einer Art von prüfendem Wohlgefallen auf ihm ruhe. John war zwar ein Neuling im Umgang mit Frauen; aber sein

natürliches Gefühl sagte ihm dennoch, daß es hier vielleicht seine Person, sein Aeußeres sei, um dessenwillen ihm Manches verziehen werde, was man ihm sonst nicht ungestraft durchgehen lassen würde.

— Mylady, begann er schüchtern, darf ich mir eine kühne Frage erlauben? Darf ich fragen, in welchem Verhältnisse Sir Devilborn zu Ihnen steht?

— Sie sind sonderbar! sagte die Lady lächelnd. Ihre Frage hat einen Doppelsinn, den ich Ihrer Jugend zu gute halte. Viel natürlicher und einfacher ist es, wenn ich Sie frage, weshalb Sir Devilborn Ihr Feind geworden?

— Das will ich Ihnen sagen, Mylady! rief John lebhaft. Ich hasse ihn, weil er zwei unglückliche Damen verfolgt, die Anspruch auf die Theilnahme jedes rechtlichen Mannes haben. Ich hasse ihn, weil er meinen Vater, den unschuldigsten und ehrlichsten Mann in ganz London, auf eine schändliche Weise verleumdet und in den Tower geschickt hat. Ich hasse ihn, weil er auch mein Leben und meine Freiheit bedroht, wahrscheinlich, um mich zu verhindern, für meinen unglücklichen Vater aufzutreten.

— Das sind allerdings sehr harte Anklagen gegen einen Kavalier, wie Sir Devilborn! sagte Lady Howard fast zürnend. Ich zweifle daran, daß Sie diese Anklagen beweisen können, junger Herr!

— Ich kann es, Mylady, glauben Sie mir! rief John. Seien Sie mißtrauisch gegen diesen Mann, wenn er Ihr Freund ist, hohe Frau! Ich will ihn noch lieber zu meinem Feinde, als zu meinem Freunde haben!

— Ich danke Ihnen für den guten Rath, Sir! sagte die Dame etwas spöttisch. Ich habe begründete Ursache, Sir Devilborn für meinen Freund zu halten. Aber ein wenig neugierig bin ich doch, zu wissen, wer jene unglücklichen Damen sind, die Sir Devilborn mit solchem Haß verfolgen soll.

— Es ist die bedauernswerthe Gattin eines vielleicht noch unglücklicheren Mannes, antwortete John. Lady Ringrose mit ihrer Tochter, die jetzt —

— Lady Ringrose! rief die Dame mit allen Zeichen der Ueberraschung und des Zornes. Schweigen Sie von ihr! Kein Wort mehr! Ich will nichts von ihr hören! Alles, was Sir Devilborn gegen sie thut, ist gerecht und hat meinen Beifall! Diese Elende! Sie kennen sie und Sie wagen es, vor mich hinzutreten und mich um eine Gunst zu bitten?

Die Augen der Lady schleuderten Blitze auf John, der abermals seine Hoffnungen sinken fühlte. In welches Labyrinth hatte er sich verirrt? Lady Howard kannte die unglückliche Dame und schien nicht freundlicher gegen sie gesonnen zu sein, als Sir Devilborn. John bereute bereits seine Unklugheit. Weshalb verrieth er alle seine Geheimnisse? Wäre es nicht besser gewesen, nur die Milde eines weiblichen Herzens anzurufen und auf diese Weise den Ausgang aus einem Schlosse zu erlangen, das er innerlich tausend Mal verwünschte?

— Aber sprechen Sie! rief Lady Howard jetzt. Ich will wissen, wie Sie zu der Bekanntschaft dieser Frau gekommen sind. Ich zweifle jetzt an allen ihren Aussagen. Sie wollen erst gestern von einer Seereise zurückgekehrt sein und kennen bereits diese — Lady, von deren Aufenthalt Niemand etwas weiß. Ich glaube, Sir, Sie treiben Ihr Spiel mit mir!

— Ich habe in allen Dingen die Wahrheit gesagt, antwortete John, und da ihm weiter nichts übrig blieb, so erzählte er der Lady in aller Kürze die Art und Weise seines Zusammentreffens mit Lady Ringrose und die Dazwischenkunft Sir Devilborns, dessen ungestümes, anmaßendes Benehmen er mit lebhaften Farben schilderte.

Lady Howard hörte ihm sehr aufmerksam, sehr gespannt zu.

— Und wo ist Lady Ringrose jetzt? fragte sie dann, als John schwieg, nachdem er berichtet, daß er die Dame mit ihrer Tochter am Strande verlassen.

— Mylady, antwortete der junge Mann zögernd, ich glaube, daß ich das nicht verrathen darf. Lady Ringrose hat sich und ihre Tochter unter meinen Schutz gestellt und

Sie — Sie bekennen, daß Sie ihre Feindin sind!

— Schon gut, gut so! sagte die Dame und lehnte sich nachdenklich in den Sessel zurück. Mehrere Minuten saß sie dort und John, der sie von Zeit zu Zeit beobachtete, sah, daß sie eifrig zu überlegen schien und daß ihr Gesicht zuweilen einen sehr finsteren und unwilligen Ausdruck annahm. Dennoch gestand sich John, der jetzt zum ersten Mal Gelegenheit hatte, Lady Howard ungestört zu betrachten, daß sie eine sehr schöne Dame sei, deren Reize durch den halbaufgelösten Anzug nur noch mehr hervorgehoben wurden. Lady Howard war das ächte Musterbild einer schönen, stolzen, äußerlich kalten, aber innerlich nur um so glühenderen und leidenschaftlicheren englischen Dame.

— Und Sie können mir die bestimmte Versicherung geben, daß Sie den Mann dieser Frau, diesen Master Ringrose, fern von hier, auf einer Insel im Weltmeer gesehen und verlassen haben? fragte die Dame hastig und erwartungsvoll den jungen Mann.

— Auf mein Ehrenwort, Mylady, es ist so! antwortete John.

— Seltsam! Dann hätte ich allerdings fast Grund — doch wir werden sehen! Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, Sir! Aber sprachen Sie nicht auch von Ihrem Vater? Ei, wie heißen Sie denn eigentlich? Da Sie meinen Namen kennen, so ist es nicht mehr als billig, daß Sie mir auch den Ihrigen sagen.

— Mein Name ist John Smith, der meines Vaters William Smith.

— Ah! William Smith! den Namen habe ich schon gehört! sagte Lady Howard aufmerksam. Das ist einer von den gottlosen Puritanern und Ketzern, die sich gegen die Regierung der Königin auflehnen?

— Das ist eine Lüge, Mylady! rief John leidenschaftlich. Mag es gesagt haben, wer da will, ich werde den Lügner zu züchtigen wissen. Es ist eine Verleumdung dieses schändlichen Devilborn und ich bin bereit, jeden Augenblick einen Eid zu leisten und wäre es vor Ihrer Majestät selbst, daß mein Vater nie ein Wort gegen die Königin gesprochen hat!

— Hüten Sie Ihre Zunge, Sir! sagte Lady Howard zürnend, betrachtete aber doch den jungen, leidenschaftlichen Mann mit großer Aufmerksamkeit. Wenn Sie drei Jahre fern von London waren, wie wollen Sie dann wissen, was Ihr Vater gesagt oder gethan hat? Und welchen Grund sollte Sir Devilborn haben, einen alten, unschuldigen Mann zu verfolgen?

— Welchen Grund, Mylady? rief John. Ich kenne ihn nicht, aber ich ahne ihn. Ich habe eine Schwester, eine schöne Schwester, ich kann es wohl sagen —

— Ah, eine schöne Schwester? Das ändert die Sache! sagte Lady Howard, ihre Aufmerksamkeit unter einem fast spöttischen Lächeln verbergend. Und wie heißt diese Schwester, Sir, wenn ich fragen darf?

— Mary Smith, Mylady! antwortete John, dessen Gesicht glühte.

— Mary Smith! rief die Dame und ihre Augen leuchteten. Halt! Den Namen habe ich gehört! Mary Smith! Richtig, es ist so!

Sie stand auf und ging mit raschen Schritten durch das Zimmer, während sie eifrig zu überlegen schien. John sah sie verwundert an. Er begriff nichts von diesem Benehmen der Lady, von ihrer Bekanntschaft mit seinen heiligsten Angelegenheiten. Er war in solcher Verwirrung, daß er zu träumen glaubte.

— Sir, sagte Lady Howard dann und stand vor ihm still, als Sie vorhin in mein Zimmer kamen, glaubte ich nicht, daß Sie mir Sachen mittheilen würden, die für mich von der größten Wichtigkeit sind. Ich danke Ihnen dafür. Ihre Aussagen scheinen wichtiger zu sein, als ich im Anfang glaubte. Aber ich dächte, es wäre jetzt Zeit, daß wir uns trennen.

— Gewiß, Mylady, und ich hege keinen sehnlicheren Wunsch, als den, sobald wie möglich diesen Palast verlassen zu können! antwortete John. Aber, Mylady, Sie werden mir verzeihen — ich habe noch eine Bitte! Sie scheinen das Schicksal meines Vaters, Sie scheinen die Beziehungen zwischen ihm und diesem

Sir Devilborn zu kennen? Darf ich Sie bitten, mir, dem Sohne, dem besorgten Sohne, der seinen Vater noch nicht wiedergesehen, zu sagen, was er hoffen darf und was er thun muß, um seinen unschuldigen und verleumdeten Vater frei zu sehen?

— Ich finde diesen Wunsch sehr natürlich, antwortete die Dame etwas kalt. Aber es steht nicht in meiner Macht, Sir, Ihnen etwas Näheres zu sagen. Alles, was ich weiß, sind Vermuthungen, und ich würde Unrecht thun, sie Ihnen mitzutheilen, da sie vielleicht falsch sind.

— O, ich bitte Sie, Mylady! rief John. Nennen Sie mir Ihre Vermuthungen.

— Nein, Sir, auf keinen Fall! antwortete Lady Howard entschieden. Wenn Ihr Vater unschuldig ist, so wird er bald durch einen gerechten Richterspruch in Freiheit gesetzt werden. Was mich anbetrifft, so stehe ich der ganzen Sache fern und sie hat nur Wichtigkeit für mich aus einem einzigen Grunde, den ich Ihnen nicht mittheilen kann.

Die feste, entschlossene Sprache der Dame und ihr kalter, ruhiger Blick raubten dem jungen Offizier allen Muth zu weiteren Bitten. Er sah ein, daß er diesem entschlossenen Willen gegenüber nichts ausrichten könne, und erhob sich, um von der Lady Abschied zu nehmen.

— Lassen wir das eben besprochene ganz fallen! sagte Lady Howard jetzt. Wollen Sie schon gehen? Doch ja, ich vergaß, daß Sie sich sehnen, den Palast zu verlassen. Aber wie wollen Sie das anfangen?

Hatte die Kälte der Dame den jungen Mann noch vor einer Minute bestürzt und mißmüthig gemacht, so versetzte ihn jetzt der ganz veränderte Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Sprache in eine neue und noch größere Verwirrung. Alle Kälte, aller Stolz war aus den Zügen der Lady verschwunden. Der Blick ihrer schönen braunen Augen war sanft und verlockend, ein einschmeichelndes Lächeln schwebte um ihre feinen, halb geöffneten Lippen; ihr ganzes Wesen war nicht mehr das der stolzen, vornehmen Dame, sondern einer Freundin, einer Gönnerin. Es lag etwas Eigenthümliches in dem Blick, den sie auf den jungen Mann richtete. Das waren nicht mehr die großen, Blitze versendenden Augen, wie vorhin; jetzt waren sie halb geschlossen und die langen, seidenen Wimpern dämpften den Glanz der dunklen Sterne, die matt und feucht hinter ihnen schimmerten.

Johns Herz klopfte und er suchte zitternd nach seinem Hute.

— Mylady sagt, daß es Zeit wäre, uns zu trennen! stotterte er. Auch glaube ich, daß es spät ist. Wird Mylady mir helfen, das Schloß zu verlassen?

— Ei, wie kann ich das, mein Freund? rief Lady Howard lächelnd. Ich selbst kann Sie nicht bis zum Thore geleiten — das sehen Sie wohl ein. Auch Betsy kann ich nicht mit Ihnen schicken. Meine Zofe muß glauben, daß Sie der Kavalier gewesen sind, für den Sie gehalten wurden, und für den stehen hier alle Thore offen; er bedarf keines Schutzes. Wenn Sie gehen wollen, so bleibt Ihnen nichts übrig, als auf demselben Wege zurückzukehren, auf dem Sie gekommen sind und das Schloß zu verlassen, wann es Ihnen recht scheint!

— Aber, Mylady! rief John bestürzt. Man würde mich am Thore aufhalten und fragen, wer ich bin. Was soll ich dann thun?

— Ja, das ist schlimm! sagte Lady Howard und wieder ruhten ihre Blicke mit einem seltsamen Lächeln, das halb scherzend, halb spöttisch war, auf dem jungen Manne. Ich weiß Ihnen nicht zu rathen. Bleiben Sie meinetwegen bis zum Tagesanbruch im Vorzimmer, ich will es Ihnen erlauben, aber nur unter der Bedingung, daß Niemand Sie sehen darf, wenn Sie dasselbe verlassen. Was würde man davon denken!

— Am Morgen wäre es noch gefährlicher für mich, Mylady! rief John, der sich jetzt plötzlich in dieselbe unangenehme Lage zurückversetzt sah. Giebt es keinen geheimen und unbewachten Ausgang aus dem Schlosse?

Die Dame besann sich. Aber während dessen ruhten ihre Blicke immer noch mit demselben eigenthümlichen Ausdrucke auf John.

— Ja, es giebt einen Ausweg, sagte sie

dann. Eine Pforte auf der Nordseite, zu der ich den Schlüssel habe und zu der Sie von dem Gange aus, auf dem Sie gekommen sind, gelangen können. Aber Sie werden sie in der Nacht nicht finden und Betsy kann ich nicht mit Ihnen schicken, aus Rücksichten, die Sie begreifen. Sie darf nicht wissen, wer Sie sind.

— Ich werde die Pforte finden, Mylady, gewiß, auch in der Nacht! rief John, der vor Begierde brannte, endlich in freier Luft zu sein, denn er wurde heiß und seltsam unruhig bei den Blicken der Lady. Wenn ich Sie bitten darf, so geben Sie mir den Schlüssel. Wo ist die Pforte?

Lady Howard wandte sich kurz von ihm ab und kehrte dann mit einem Schlüssel zu ihm zurück. John sah sie ganz erstaunt an. Ihr Blick war jetzt wieder so kalt und stolz, ihre Miene so hochmüthig und abstoßend, wie vorhin.

— Hier, Sir! sagte sie kurz und mit einem spöttisch verächtlichen Zucken der Mundwinkel. Wenn Sie aus dem Vorzimmer gehen, so gehen Sie nicht die Treppe hinauf, sondern rechts in einen Gang, der Sie durch ein leeres und finsteres Gewölbe, in dem Sie sich zurechtfinden müssen, nach dem unteren Theil eines Thurmes führt. In diesem befindet sich die Pforte. Aber seien Sie vorsichtig. Wenn man Sie entdeckt und wenn Sie die Kühnheit haben, sich auf mich zu berufen, so werde ich Sie Lügen strafen und nichts dagegen einwenden, wenn man Sie für einen Dieb oder dergleichen hält. Besser also, Sie nennen mich für diesen Fall nicht. Adieu!

Es lag etwas Beleidigendes in dem Tone ihrer Worte, das John fühlte und das ihm die Röthe des Unwillens in das Gesicht trieb, um so mehr, da er den Grund dieser plötzlichen Aenderung ahnte. Doch hatte er wenigstens seinen Hauptzweck erreicht; er hielt den Schlüssel in seiner Hand.

Sei es nun, daß Lady Howard den aufsteigenden Zorn des jungen Mannes gewahrte und daß sie ihn besänftigen wollte, oder sei es, daß sie nur so handelte, um ihn noch mehr zu verwirren — ihr Gesicht wurde noch einmal freundlicher, ihre Lippen lächelten noch einmal verführerisch und einschmeichelnd.

— Ich hoffe, Sir, Sie werden mir diesen Schlüssel bald zurückbringen und ihn nicht etwa benutzen, um denselben Weg wieder zu machen! sagte sie scherzend.

— Ich werde Ihnen den Schlüssel schicken, sobald es in meiner Macht steht! antwortete John. Ich danke Ihnen für Ihre Güte und werde sie nicht vergessen.

Aber dazwischen murmelte er bei sich selbst: Der Geier hole diese vornehmen Damen, von denen man nicht weiß, ob sie kalt oder warm sind!

Dann wandte er sich nach der Thür, drückte auf das Geheiß der Lady den Hut tief in die Stirn, schlug den Mantelkragen wieder in die Höhe und versprach seiner Beschützerin, mit Betsy nicht zu reden.

Gerade aber, als er die Hand auf den Griff der Thür legte, wurde dieselbe leise von außen geöffnet und Betsy's kluges und hübsches Gesicht erschien in derselben, war aber jetzt ängstlich und verstört.

— Mylady! flüsterte sie. Darf ich Sie um einen Augenblick Gehör bitten?

John stand hinter der geöffneten Thür; Betsy konnte ihn also nicht sehen.

— Nun, was giebts? fragte Lady Howard unmuthig. Mach' schnell!

— Wenn nicht Mylord hier wäre, flüsterte das Kammermädchen, so würde ich glauben, er sei draußen. Im Vorzimmer steht ein Kavalier, der ihm sehr ähnlich sieht und wenn ich nicht wüßte —

— Nichts weißt Du! rief Lady Howard heftig. Bei Gott, das ist eine schöne Verwirrung! Geh und sage Mylord — denn es ist Mylord — daß mein Gemahl bei mir wäre und daß er mich heut nicht sprechen könne. Sage ihm, wenn es eilig sei, so möge er in einer Stunde zurückkehren!

Betsy verschwand und Lady Howard wandte sich finster zu John.

— Da sehen Sie, Sir, in welche Verwirrung ich mich Ihretwegen stürze! sagte sie hef-

tig. Jetzt ist der Kavalier da, für den Sie vorhin gehalten wurden. Ich begreife nicht, daß Betsy nicht sogleich den Irrthum erkannte und Sie abgewiesen hat. Warten Sie noch einige Minuten, bis Lord — bis der Kavalier sich entfernt hat. Dann können Sie gehen!

John stotterte einige Entschuldigungen. Sein ganzer männlicher Zorn war erwacht. Er stand im Begriff, der Lady den Schlüssel vor die Füße zu werfen und offen das Zimmer der hochmüthigen und stolzen Frau zu verlassen. Er wollte nicht länger der Spielball dieses Weibes sein. War er Schuld daran, daß Lady Howard nächtliche Besuche von fremden Kavalieren empfing? Dieses heimliche, intriguante Treiben ekelte ihn an. Lieber wollte er offen gestehen, wer er sei und nöthigenfalls lieber Devilborn selbst vor die Augen treten, als sich länger von diesem Weibe wie ein Knabe behandeln lassen. Sein natürliches Gefühl sagte dem Jüngling, was jene Blicke zu bedeuten gehabt. War es edel von der Dame, ihn jetzt wie einen ungeschickten Diener auszuschelten, weil er thöricht oder vielmehr klug genug gewesen war, jene Blicke nicht zu verstehen?

Ein Klopfen an der äußeren Thür unterbrach seine raschen Gedanken. Lady Howard stutzte und eilte nach der Thür.

— Was giebt's? Wer ist da? rief sie laut und barsch.

— Seine Lordschaft wünschen Mylady zu sprechen! tönte die Stimme eines Dieners.

— Ei, ich wollte, Seine Lordschaft wären bei allen —! rief die Dame zornig, unterbrach sich dann aber schnell und wandte sich zu John.

— Mein Gemahl kommt, Sir! sagte sie hastig zu dem jungen Manne. Ich muß öffnen lassen. Gehen Sie in das Vorzimmer und warten Sie dort einige Minuten, ehe Sie den äußeren Gang betreten. Es ist möglich, daß jener Kavalier sich dort noch aufhält. Und sprechen Sie nicht mit Betsy, das rathe ich Ihnen! Jetzt gehen Sie, machen Sie schnell!

John warf ihr einen finsteren, verächtlichen Blick zu, hüllte sich dicht in seinen Mantel und trat in das Schlafzimmer. Die Augen der Zofe, die im leichten Nachtgewand auf ihrem Bett saß, waren durchdringend und scharf auf ihn gerichtet. Aber John kümmerte sich nicht darum und schritt, ohne sie anzublicken, nach dem Vorzimmer.

— Ei! sagte die Zofe, die jetzt ihren Irrthum wohl erkannt haben mochte. Mylady ist nicht so dumm! Dieser junge, blondlockige Kavalier wäre mir auch zehnmal lieber, als der dürre Lord Cecil!

John hatte diese halblauten Worte noch gehört und erschrak. Lord Cecil! Also der mächtige Minister Elisabeths, der gefürchtete Sir Robert Cecil, Lord Burleigh, war es, der die Gunst der Lady Howard genoß, und für den man John gehalten hatte! Das war eine gefährliche Verwechselung, die dem jungen Manne die Freiheit oder das Leben kosten konnte, wenn der Lord sie erfuhr! Denn Burleigh war, gleich seinem Vater, die rechte Hand der Königin, und übte, seit der Ungnade des Grafen Essex, unumschränkte Herrschaft über England, da Elisabeth zu alt und zu schwach war, um noch einen festen Willen haben zu können.

John überlegte im Vorzimmer, daß es nicht gerathen sein würde, mit dem mächtigen und hitzigen Lord zusammen zu treffen. Er beschloß also, noch einige Minuten zu warten, bis derselbe sich entfernt habe. Während dessen dachte er an seine seltsame Unterhaltung mit der Lady Howard zurück, und eine Fluth von wirren Gedanken durchwogte sein Hirn. Welche Frau! Und wie hatte sie ihn behandelt! Wie kam sie dazu, Lady Ringrose, und noch mehr, seinen Vater, selbst seine Schwester zu kennen? In welchem Verhältnisse stand sie zu Devilborn, zu diesem Manne, dessen Name oder dessen Gestalt ihm überall unheilbringend entgegentrat? Und dann — diese Leichtigkeit der Sitten, dieses Benehmen der Lady und ihrer Dienerin an einem Hofe, der bei dem Volke im Rufe der größten Sittenreinheit stand! Diese Intriguen, kaum hundert Schritt entfernt von den Gemächern der Königin, die ihren Stolz darin setzte, die Jungfräuliche genannt zu werden! John hatte in dieser ersten Nacht seines Auf-

enthaltes in London reiche und seltsame Erfahrungen gesammelt!

Er dachte noch darüber nach und schüttelte ganz verwirrt den Kopf, als er Betsy in das Vorzimmer treten sah. Sie hatte es nicht für nöthig gehalten, ihr leichtes Gewand mit einem passenderen zu vertauschen, nicht einmal, es zu ordnen. Vielleicht wußte sie, daß sie sehr hübsch sei und daß ihre kleine, schlanke Gestalt den musternden Blick, selbst des verwöhntesten Kavaliers, ertragen könne. Sicherlich aber wußte oder ahnte sie nicht, daß der junge Kavalier, den sie noch nicht kannte, bei ihrem Eintreten mehr Verwirrung empfand, als sie selbst.

— Nun, Lord Stumm! flüsterte sie. Wissen Sie, daß ich Ihretwegen vielleicht meine Stelle verlieren werde?

John antwortete nicht, aber er griff in seine Tasche und nahm ein Goldstück. Das schien ihm das beste Mittel, die Zofe von sich fern zu halten.

— Also wirklich, Lord Stumm! sagte die Zofe spöttisch. Ob wohl Mylady auch mit dieser Sprache zufrieden gewesen ist? Aber warum nicht! Man kann sich verständigen auch ohne Worte, nicht wahr, Lord Stumm?

John antwortete auch jetzt nicht. Die frivole Zudringlichkeit der Zofe war ihm unangenehm. Aber sie war hübsch, ein Grund für jeden jungen Mann — selbst für einen John — ihr nicht zu sehr zu zürnen. Und überdem lag in ihrem Wesen so viel Schalkhaftes, daß man ihr nicht hätte böse sein können, auch wenn sie weniger hübsch gewesen wäre.

— Also Lord Taubstumm! Das ist der rechte Name! flüsterte sie lachend und sich dem jungen Manne noch mehr nähernd. Nicht wahr, Mylord, Sie sind nicht böse darüber, daß ich Sie vorhin eingelassen? Ah, und ich freue mich darüber, dem trocknen Philister, dem Lord Cecil, diesen Streich gespielt zu haben. Sollte es mich auch meine Stelle kosten, gleichviel!

— Mylady weiß, daß Sie nicht schuld sind! flüsterte John.

— Ei, meinen Sie? Das glaube ich selbst! lachte die Zofe. Sie wußte wahrscheinlich recht gut, daß ein blondgelockter Kavalier draußen stand!

— Schweigen Sie! flüsterte John und reichte ihr das Goldstück hin.

— Pfui! flüsterte die Zofe. Wer sind Sie denn, Lord Taubstumm, daß Sie mir Geld bieten? Das nehme ich wohl von so einem dürren Haubenstock, wie Lord Cecil, aber nicht von einem jungen, hübschen Kavalier, wie Sie sind! Stecken Sie nur ein, Sir, Sie werden das bei Hofe wohl nothwendiger brauchen, denn daß Sie noch ein Neuling sind, das sehe ich jetzt. Gewiß vom Lande? He? Ei, Mylady ist nicht so dumm!

— Meinst Du, daß der Lord sich schon entfernt hat? fragte John, der dem Gespräch um jeden Preis eine andere Wendung geben wollte, vielleicht, weil er fühlte, daß es ihm schwerer werden würde, die listige, einschmeichelnde Zofe abzuweisen, als die hochmüthige, veränderliche Lady.

— Weiß nicht, Sir! antwortete Betsy. Gelt! Sie möchten nicht gern mit der Vogelscheuche zusammen kommen? Möchte es Ihnen auch nicht rathen! Lord Cecil ist verwünscht eifersüchtig auf meine Lady, und er hat Recht, denn es giebt bei Hofe keine schönere und stolzere Frau. Er fürchtet ohnehin immer, sie werde ihm den Abschied geben.

— Aber weshalb liebt sie ihn, wenn er so hölzern und trocken ist? flüsterte John.

— Lieben! Ei, beim Kreuz, daraus sehe ich, daß Sie ein Landjunker sind! lachte die Zofe. Mylady den Minister lieben? Bah! Sie ist stolz, hochmüthig, ehrgeizig! Deshalb muß sie ihn sich zum Freunde halten. Weiter nichts!

Wieder ein neuer Blick, den John in das Getriebe des Hofes that. Er hätte seine Erkundigungen gern fortgesetzt, wenn er nur die Zofe weniger gefürchtet hätte. Aber ihre Nähe war ihm zu gefährlich! Wirklich, er war ein Landjunker, mehr noch, er war ein Seemann, der rein und unverdorben von seiner gefahrvollen Reise zurückkehrte, und die Zofe der Lady Howard hatte Recht, über ihn zu spotten!

— Ich gehe jetzt! flüsterte er. Sage Dei-

ner Herrin, Betsy, daß ich ihren Befehlen Folge leisten werde!

— Das heißt, Sie werden wiederkommen! lachte die Zofe. Nicht wahr?

— Nein! antwortete John entschieden. Das werde ich nicht thun!

— Das klingt ja ganz ernsthaft! rief sie verwundert.

— Und es ist auch so gemeint! erwiederte John. Adieu, Betsy!

Damit wandte er sich rasch nach der Thür, während ihm die Zofe verwundert nachschaute und halb ärgerlich, halb lachend vor sich hinmurmelte:

— Nun, so ein Stock ist mir auch noch nicht vorgekommen! Ich begreife nur nicht, wie Mylady den gekirrt hat!

Dann ging sie nach dem Zimmer zurück und warf sich mit einem Seufzer auf ihr schwellendes Lager, neben dem ihrer Herrin, die mit ihrem Gemahl noch im eifrigen Gespräch begriffen war.

Während dessen befand sich John bereits in vollständiger Dunkelheit auf dem äußeren Gange. Die Treppe sollte er nicht wieder hinaufsteigen, das hatte ihm Lady Howard gesagt, sondern sich rechts wenden. Das that er denn auch. Den Schlüssel hatte er in die Tasche gesteckt und nun suchte er mit ausgestreckten Händen den Gang, der sich rechts hinziehen sollte.

Plötzlich aber berührten seine Hände einen weichen, tuchartigen Stoff, der ihm schnell unter den Fingern entwich, und ein Augenblick darauf schlug ihm der helle Glanz einer Blendlaterne ins Gesicht.

John war so geblendet von diesem plötzlichen Glanze, daß er nichts weiter zu erkennen vermochte, als die Laterne und die Hand, die sie hielt. Wenig fehlte, so hätte er auch die Geistesgegenwart verloren, die ihm in diesem Augenblicke so sehr nöthig war. Jedenfalls zweifelte er nicht daran, daß er vor Lord Cecil stehe, der hier im Gange auf seinen glücklicheren Nebenbuhler gewartet hatte — denn wahrscheinlich wußte der Lord, daß der Gemahl der Lady Howard noch nicht bei der Dame war, als der Minister ihr seinen Besuch abstatten wollte.

— Bei meiner Ehre! Ein fremder Mann im Schlosse der Königin und in dieser Nacht! Was hat das zu bedeuten? rief der Lord.

— Still, Mylord! Still! flüsterte John, der sein Gesicht so gut als möglich verbarg und dem hellen Schein der Laterne zu entfliehen suchte.

— Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr? Was wollt Ihr hier? fragte der Minister. Antwortet, Mann, oder ich rufe die Wache.

— Wenn ich Euch nicht vorher den Degen durch den Leib gerannt habe! rief John ingrimmig, denn diese fortwährenden Hindernisse, die sich seiner Flucht entgegenstellten, begannen den jungen Mann allmählich zu erbittern, und sein Zorn erwachte.

Lord Cecil trat erschreckt einen Schritt zurück. Muth schien nicht die Haupttugend des Ministers zu sein. Auch wußte er vielleicht nicht, wen er vor sich habe. Er mußte annehmen, daß Lady Howard ihre Gunst nicht an einen Niedrigstehenden verschwenden würde, und ein gut geführter Degenstoß gehörte damals nicht zu den Seltenheiten am Hofe, selbst in der Nähe der friedliebenden Königin Elisabeth.

— Man droht mir! rief der Minister und griff nach seinem Degen. Antwort, Sir! Was führt Sie in diesen Theil des königlichen Schlosses?

— Dieselbe Frage könnte ich an Sie richten, Mylord! antwortete John, der einsah, daß nur Verwegenheit ihn aus dieser gefährlichen Lage retten könne.

— Ha! Diese Kühnheit! murmelte Lord Cecil. Sie kommen von der Lady Howard, Sir, ich weiß es recht gut.

— Sie irren, Mylord! antwortete John. Aber, ich müßte mich sehr irren, oder Sie sind im Begriff zu der Lady zu gehen. Was könnte den Minister Ihrer Majestät sonst hierher führen?

Lord Cecil, der jetzt begriff, daß sein Nebenbuhler ihn bereits kenne, während er sich selbst eines gleichen Vortheils nicht rühmen

konnte, schloß die Laterne halb und zog sich noch weiter zurück.

— Sie irren sich, Sir! sagte er weniger stolz. Sie halten mich für mehr, als ich bin. Aber ich muß meine Frage wiederholen.

— Hüten Sie sich, daß ich nicht die Wache rufe! antwortete John, dessen Muth mit der wachsenden Schüchternheit des Ministers stieg. Ihre Majestät würde wenig erbaut sein von dem Betragen ihres Ministers oder sonst eines ihrer Diener, wenn sie wüßte, daß derselbe nächtliche Besuche bei der Lady Howard abstattet!

— Was ermächtigt Sie, eine solche Sprache zu führen? rief der Minister. Ich werde Sie zur Rechenschaft ziehen, Sir!

— Was mich anbetrifft, so werde ich dieses Amt Ihrer Majestät überlassen! sagte John. Und jetzt lassen Sie mich gehen, Mylord! Ich habe Eile. Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie werden mich hier nicht wieder treffen!

— Also gestehen Sie ein, daß Sie von der Lady kommen? rief der Lord.

— Das ist möglich, ich räume es ein! sagte John. Aber jedenfalls haben andere Absichten mich dorthin geführt, als Sie!

— So sagen Sie mir Ihren Namen! rief der Lord, der wahrscheinlich vor Begierde brannte, seinen Nebenbuhler, oder doch den besonderen Günstling der Lady Howard kennen zu lernen.

— Meinen Namen werden Sie in den nächsten Tagen erfahren, Mylord! antwortete John. Jetzt könnte er Ihnen wenig nützen. Auch ist es zu dunkel, um eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Sie würden mich doch nicht wieder erkennen. Also, gute Nacht, Mylord!

— Halt! rief der Lord, so leichten Kaufs kommen Sie nicht davon, Sir! Ich habe noch einige Fragen an Sie zu richten.

— Versparen Sie das bis auf eine günstigere Gelegenheit, Mylord! antwortete John ungeduldig. Und vergessen Sie nicht, daß ich Ihre und der Lady Howard Ehre in Händen habe. Werden Sie sich daran erinnern, wenn wir uns wiedersehen, Mylord? Es dürfte in

kurzer Zeit geschehen und ich werde dann vielleicht nöthig haben, Ihnen diese Nacht ins Gedächtniß zurückzurufen.

— Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen gesagt hätte, was mich hierher geführt, antwortete der Lord. Und selbst wenn mich mein Weg zu Lady Howard geführt hätte, so müßten Sie als Kavalier darüber schweigen, Sir!

— Ich werde es thun, Mylord, wenn Sie mir das Versprechen geben, sich meiner bei unserem nächsten Wiedersehen günstig zu erinnern, sagte der junge Mann. Und nun gute Nacht, Lordschaft!

Sir Robert Cecil schien nicht Willens, den kühnen Unbekannten länger aufzuhalten, und John trat rasch in den Gang, den er bei dem schwachen Licht der Blendlaterne rechts vor sich liegen sah. Der junge Mann war erstaunt über seine eigene Kühnheit, freute sich aber zugleich über die glücklichen Erfolge, die sie ihm gebracht. Das Geheimniß des vertraulichen Verhältnisses, in welchem der Lord zu Lady Howard stand, konnte ihm möglichenfalls von großem Nutzen sein, denn die Königin Elisabeth liebte dergleichen Intriguen in ihrer nächsten Umgebung nicht, und dem Lord Cecil mußte viel daran liegen, sein Geheimniß bewahrt zu sehen. Daß dem so war, das schloß der junge Mann aus der Schüchternheit, mit welcher Lord Cecil gegen ihn aufgetreten war. Es lag zwar nicht in dem Charakter Johns, solche Intriguen für seine Zwecke zu benutzen, aber er vermuthete ganz richtig, daß er gegen einen Feind wie Devilborn alle nur möglichen Hülfsmittel werde anwenden müssen, und Lord Cecil war der Erste, an den er sich zu wenden hatte, wenn er die Freilassung seines Vaters erlangen wollte. Für diesen Zweck sollte ihm die Kenntniß des Geheimnisses gute Dienste leisten.

Während John langsam und vorsichtig vorwärts ging, fiel ihm indessen ein, daß der Lord ihm vielleicht folge, um auf diese Weise zu erfahren, wer der nächtliche Unbekannte sei. Er stand lauschend still und hörte in der That leise Schritte hinter sich. Das beunruhigte den jungen Mann und er war schon entschlossen, um-

zukehren und dem Lord sein unritterliches Betragen vorzuwerfen, als er eine Thür fühlte, die offen stand. John versuchte dieselbe zu schließen und es glückte. Auch ein verrosteter Riegel befand sich an der Thür, den John mit aller Kraft vorschob. Jetzt war dem Lord ein Hinderniß entgegengestellt, das sich so leicht nicht beseitigen ließ, und freier athmend schritt der junge Mann in dem dunklen Gange weiter.

An dem lauten und wiederhallenden Klange seiner Schritte bemerkte John bald darauf, daß er sich in dem Gewölbe befand, welches ihm von der Lady Howard bezeichnet worden war. Die Luft in diesem Gewölbe war dumpf und feucht und es währte lange, ehe John einen Ausweg aus demselben fand. Endlich entdeckte er umhertappend eine offene Thür, die zu einer kleinen steinernen Treppe führte, und ein schwacher Lichtschimmer, den er seitwärts in der Höhe bemerkte, belehrte ihn, daß er sich am Ziel seiner Wünsche, an der Umfassungsmauer und in dem Thurme befinde. Er zog den Schlüssel aus der Tasche.

Ehe er jedoch die letzte Pforte öffnete, lauschte er, ob er auch nicht draußen etwa verdächtige Stimmen oder den Fußtritt von Schildwachen höre. Er vernahm indessen nichts, als das Heulen des Windes und ein plätscherndes Geräusch, das nur von der Themse herrühren konnte, deren Fluthen einen Theil des nordöstlichen Flügels von Whitehall umspülten.

— Hoffentlich führt diese Pforte nicht auf die Themse, dachte John bei sich. Sonst hätte mir Lady Howard einen schlechten Streich gespielt! Nun, besser im Fluß, als in diesem verwünschten Palast! Schwimmen habe ich ja auf dem Ozean gelernt und ein Wasserbad könnte mich nur abkühlen. Vielleicht führt die Pforte aber auch auf das Ufer. Also vorwärts!

Er war im Begriff, den Schlüssel in das halbverrostete Schlüsselloch zu zwängen, als er plötzlich zu seinem nicht geringen Schrecken hörte, daß Jemand von außen dasselbe versuchte. Der Jüngling ließ ganz erstarrt die Hand sinken. Ein neues Hinderniß — und in diesem Augenblicke, da er sich schon als gerettet betrachtete! Das war mehr, als selbst der unerschütterlichste Muth ertragen konnte! John wußte wirklich nicht mehr, was er thun sollte. Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Es blieb ihm nichts übrig, als entweder in der Dunkelheit bei dem Eintretenden vorbei und in das Freie zu schlüpfen, oder in das Gewölbe zurückzukehren. Aber Beides war gefährlich. Draußen konnte er ergriffen werden und das Gewölbe kannte er viel zu wenig, um sich in der Dunkelheit schnell zurechtfinden zu können.

Mit einer zornigen Kaltblütigkeit, die zuweilen dem Sinken der letzten Hoffnung zu folgen pflegt, verbarg John den Schlüssel in seiner Tasche und trat auf die Seite, um den Augenblick und die Gelegenheit, die sich ihm vielleicht bot, zu benutzen. Unterdessen knarrte bereits das Schloß und die Thür bewegte sich geräuschlos in ihren Angeln.

— Mir nach, Catesby! sagte eine Stimme. Folgt mir auf dem Fuße, und auch Ihr Andern, damit Ihr nicht fallt. Das Ufer ist abschüssig.

John preßte ingrimmig die Lippen zusammen. An eine Flucht nach außen war jetzt nicht mehr zu denken. Er hatte es mit mehreren Männern zu thun. Und sich nach innen zurückziehen? auch das half ihm wenig. Die Männer trugen Laternen. Sie mußten ihn entdecken.

Aber plötzlich zuckte John zusammen. Bei dem schwachen Licht der Laternen hatte er die hohe, dunkle Gestalt erkannt, die in der Thür stand und zurückschaute. Dieser Mantel, dieser Hut, diese Stimme — es war Devilborn, den er vor sich sah, kein Anderer!

Eine Fluth von Gedanken wogte in einem Augenblick durch das Hirn des Jünglings. Sollte er sich mit dem Degen in der Hand auf seinen Feind stürzen? Die Klugheit verbot es, denn Devilborn schien von einer Anzahl bewaffneter Freunde umgeben zu sein. Ihn meuchlerisch von hinten angreifen — ein solcher Gedanke konnte in Johns Herzen keine Wurzel fassen. Es blieb dem jungen Manne also nichts übrig, als sich vorsichtig zurückzuziehen und das

beschloß er zu thun, schon um wo möglich zu erfahren, was den geheimnißvollen Kavalier zu so später Zeit nach diesem abgelegenen Theil des Palastes führe.

Vorsichtig zog er sich zurück, stieg die kleine Treppe hinab und harrte nun im Gewölbe, ob Devilborn mit seinen Gefährten ihm folgen werde. Geschah das, so wollte John entweder den Gang hinauf noch weiter zurückeilen oder sich im Gewölbe verbergen, um seine Feinde vorüber ziehen zu lassen und dann den Ausweg zu gewinnen.

Nur ein dumpfes, verworrenes Geräusch von Schritten und ein matter Schimmer von den Laternen drang in das Gewölbe, aber weder die Schritte noch der Lichtschimmer näherten sich. Dadurch ermuthigt ging John nach der Treppe zurück, stieg einige Stufen empor, bückte sich und blickte nach der Pforte, um zu sehen, wo Devilborn bleibe. Er sah zuerst nur die Umrisse einiger dunklen Gestalten, allmählich aber konnte sein Auge die nächtliche Gruppe deutlicher unterscheiden, und was er sah, war allerdings dazu geeignet, seine Neugierde in hohem Grade zu fesseln.

Außer Devilborn, der sich durch seine hohe, breite Gestalt von allen Anderen deutlich unterschied, bemerkte John noch drei andere Männer und in ihrer Mitte zwei Gestalten, die Frauen zu sein schienen und von zwei Männern geführt oder festgehalten wurden. Devilborn sprach aus der Pforte hinaus, wahrscheinlich mit den Bootsleuten, denn es ließ sich annehmen, daß er auf der Themse nach diesem Theil von Whitehall gekommen war. Seine Begleiter schienen zu warten, bis dieses Gespräch beendet sei. Sie hatten die halb geöffneten Blendlaternen auf die Erde gesetzt und sprachen leise mit einander.

Devilborn wandte sich jetzt an die Wächter der beiden Frauen.

— Laßt die Ladies los! sagte er gebieterisch und wartet hier an dieser Pforte, bis Sir Catesby zurückkommt. Er wird Euch Euren Lohn auszahlen! Catesby, Ihr werdet mir helfen, die Frauen in das Gewölbe zu bringen!

Als John, dessen Neugierde jetzt im höchsten Grade erregt war, das Gewölbe nennen hörte, verließ er sogleich vorsichtig die Treppe und zog sich in das Gewölbe zurück, um dort zu warten, bis ihm der Schein der Laternen zeigen werde, ob er im Gewölbe selbst ein Versteck finden könne oder sich nach dem Gange zurückflüchten müsse. Es währte auch keine fünf Minuten, so stieg Devilborn mit einer ganz geöffneten Laterne in das Gewölbe hinab und Catesby folgte ihm, die beiden Frauen am Arme führend.

John benutzte den Augenblick. Er sah, daß er sich neben einigen Fässern und Kisten befand, die mit Kohlen und Schutt angefüllt waren, und schnell verbarg er sich hinter denselben, die Augen stets auf Devilborn gerichtet haltend, der mit einer Sicherheit, als ob ihm das Gewölbe längst genau bekannt sei, durch dasselbe schritt, und sich einer alten, eisenbeschlagenen Thür näherte, die John natürlich erst jetzt zum ersten Mal erblickte.

Vor dieser Thür stand Devilborn still und suchte nach einem Schlüssel in der Tasche. Er befand sich dabei so nahe bei John, daß dieser ihn mit der Hand hätte berühren können, wenn er gewollt hätte. Auch mußte der Jüngling sich bücken und den Athem anhalten, um sich nicht zu verrathen. Zum Glück hatte Devilborn die Laterne auf die Erde gesetzt und zwar so, daß der Schein derselben den jungen Mann nicht traf.

John starrte in das Gesicht seines Feindes und als er denselben so dicht vor sich sah, als er die finsteren, kalten Züge des Mannes erblickte, gegen den er so viele Gründe zum Haß zu haben glaubte, da mußte er seine Ungeduld zügeln und seinen Arm zurückhalten, daß er nicht nach dem Degen fuhr. Aber der Gedanke an das, was den geheimnißvollen Kavalier in dieses Gewölbe führe, siegte auch dieses Mal über den gerechten Zorn des Jünglings. Vielleicht wollte Devilborn hier eine neue Frevelthat beginnen, vielleicht wurde dem jungen Offizier hier eine scharfe Waffe gegen seinen Gegner in die Hand gegeben — und er blieb ruhig.

Devilborn hatte jetzt den Schlüssel gefunden und die Thür geöffnet, die sich leichter in den Angeln drehte, als man nach ihrem verrosteten Ansehen hätte vermuthen sollen. Sie führte, wie John sogleich bemerkte, in einen ziemlich breiten Gang.

— Catesby, wandte sich Devilborn jetzt zu seinem Begleiter, ich bedarf Eurer nicht mehr. Wir sind am Ziele. Hier ist das Geld, das ich Euch versprochen habe und hier ist der Lohn für die Söldner. Ihr werdet ihnen noch einmal sagen, daß sie reinen Mund halten, sonst sollen sie meinen ganzen Zorn fühlen. Was Euch anbetrifft, nun, so habe ich Euch wohl keine besondere Vorsicht einzuschärfen. Ihr werdet schweigen!

Er trat dabei an Catesby heran und reichte demselben einen Beutel mit Geld, den Catesby dankend in die Tasche steckte.

— Ihr habt den morgenden Tag frei? fuhr Devilborn dann fort.

— Ja, Sir, ich stehe ganz zu Ihren Diensten, antwortete Catesby.

— Ich werde Euch nothwendig brauchen und zwar morgen Vormittag schon, sagte Devilborn. Es ist mir ganz lieb, das Essex's Plan mißglückt ist — ich sah es übrigens voraus. Er hätte uns Alle in Verwirrung gebracht, obschon ich meine Maßregeln getroffen hatte. Ihr wart mit Essex?

— Ja wohl, Sir, antwortete Catesby und ich muß gestehen, daß es mir lieb gewesen wäre, der Graf hätte seinen Zweck erreicht.

— Wahrscheinlich, weil er Euch einen Antheil am Lohn versprochen, sagte Devilborn. Nun, ich hoffe Euch dafür durch einige Arbeiten, die ich vorhabe, zu entschädigen. Also morgen Vormittag! Und verschafft Euch einen oder zwei tüchtige und verschwiegene Männer, hört Ihr, verschwiegene! Die Sache ist für mich von großer Wichtigkeit und wird Euch fast königlichen Lohn einbringen. Ich verlasse mich auf die Männer, die Ihr wählt, und hoffe Euch am bestimmten Orte zu treffen!

— Gut, Sir, ich danke Ihnen! sagte Catesby. Aber wäre es nicht gut, wenn Sie mir im Allgemeinen sagten, was Sie vorhaben? Ich würde meine Begleiter danach wählen. Es ist immer besser!

— Ihr habt Recht, sagte Devilborn, näherte sich Catesby noch mehr und flüsterte mit ihm. Dabei gingen Beide langsam bis zu der kleinen Treppe, die aus dem Gewölbe führte, und der Ton ihrer Stimmen war so gedämpft, daß John trotz seiner Neugier und Aufmerksamkeit auch nicht das Geringste verstehen konnte. Er richtete deshalb seinen Blick auf die beiden Frauen, die er bis jetzt noch gar nicht genauer beobachtet hatte.

Das Erste, was ihm auffiel, war die Verschiedenartigkeit ihrer Größe und ihr schwarzer Anzug. Sie waren Beide verschleiert, aber durch den Schleier glaubte John eine Binde zu sehen, die um die Augen der beiden Frauen gelegt war, und nach der Lage der Arme unter dem Mantel schienen auch diese gefesselt zu sein. Wahrscheinlich waren also auch diese Frauen unfreiwillige Begleiterinnen Devilborns, vielleicht die Opfer eines neuen Frevels. Die Haltung der Größeren schien dafür zu sprechen. Sie stand etwas gebückt, gleichsam versunken in die Größe ihres Unglücks. Die Kleinere schmiegte sich ängstlich an die Größere. Dieses Anschmiegen, dieser Unterschied der Gestalt, diese bekannte Tracht ließ dem jungen Manne wenig Zweifel mehr, wen er vor sich sehe, und sein Blut wallte rascher durch die Adern, als er erkannte, daß diese beiden Frauen Lady Ringrose und ihre Tochter Alice seien.

Aber wie war es Devilborn gelungen, sie aufzufinden, wie hatte er es möglich gemacht, sie aus der „Seejungfer" fortzulocken und mit sich zu führen? Und was wollte er hier mit diesen beiden Frauen, deren Schicksal auf eine so traurige Weise mit demjenigen Devilborns verbunden schien? Diese Fragen legte sich der Jüngling vor, während er seine beiden Freundinnen immer noch mit dem Gefühle des Mitleids und der Trauer betrachtete. War er etwa von Neuem berufen, sie zu retten? Sollte er in dem Gewölbe einen offenen Kampf mit Devilborn beginnen und das Schicksal der Frauen

der Entscheidung des Schwertes anheimstellen? Seine Ungeduld, sein Zorn gegen Devilborn drängte ihn zu einem solchen Entschluß. Die Ueberlegung aber gebot ihm sich ruhig zu halten. Devilborn war älter, kräftiger, stärker als er selbst, das erkannte der Jüngling. Freilich war er nicht gewohnt, seine Gegner nach ihrer Stärke zu messen — aber in diesem Falle war ihm die äußerste Vorsicht geboten. Fiel John, so waren Lady Ringrose und ihre Tochter, so waren Johns Vater, vielleicht auch Mary verloren!

Aber plötzlich durchzuckte den Jüngling ein Gedanke, und heißblütig, wie er war, hatte er ihn kaum gefaßt, als er ihn auch schon ausführte. Er befand sich ganz dicht neben dem Gange, zu dem Devilborn die Thür geöffnet hatte. Eine geschickte, leise Bewegung, und John war in diesem Gange, ohne von Jemand bemerkt worden zu sein. Freilich — kaum war er dort, so bereute er bereits sein tollkühnes Unternehmen. Er hatte sich freiwillig in die Hände seines Feindes gegeben. Indessen eine Rückkehr war nicht mehr möglich. Schon trennte sich Devilborn mit einem kurzen Gruße von Catesby, und John hörte die Schritte des Kavaliers in dem Gewölbe. Er eilte vorwärts, er hoffte eine Vertiefung, eine Nische, ein Versteck zu finden, das ihn den Blicken seines Gegners verbarg und ihm gestattete, den geheimnißvollen Schritten desselben weiter zu folgen, und eifrig spähte er in dem schwachen Dämmerlicht, das die Laterne in dem Gange verbreitete, nach einem solchen Zufluchtsorte. Und er fand ihn. Rechts neben ihm war eine Nische, vor der einige Bretter standen. John schob dieselben zurück, und kaum hatte er sich in der Nische verborgen und die Bretter wieder vor sich hingestellt, als Devilborn mit der Laterne in der Hand am Eingange des Ganges erschien.

— Mylady! sagte der Kavalier finster und herrisch. Gehen Sie voran. Zögern würde zu nichts helfen. Es könnte mich nur reizen.

— Aber wohin führen Sie mich? hörte John eine schwache Frauenstimme sagen, deren bekannter Ton ihm keinen Zweifel darüber ließ, daß sie Lady Ringrose angehöre.

— Wohin? Sie werden es in wenigen Minuten sehen! antwortete Devilborn, verschloß die Thür zu dem Gange und steckte den Schlüssel zu sich.

So war denn dem jungen Offizier auch der letzte Ausweg abgeschnitten! Jetzt galt es einen Kampf mit Devilborn, und wäre es auch nur gewesen, um Whitehall verlassen zu können, denn ob es noch einen andern Ausweg aus diesen unheimlichen Räumen gebe, wußte John nicht. Aber gerade bei diesem Gedanken wuchs der Muth des jungen Mannes. Jetzt, da es keine Wahl mehr gab, war er entschlossen, seinem Feinde Schritt für Schritt zu folgen, und ihm, wenn es zum Aeußersten gekommen sei, den Degen auf die Brust zu setzen und Genugthuung für all die Unbill zu fordern, die ihm und seiner Familie von Devilborn angethan worden.

In der nächsten Minute schritt Lady Ringrose langsam mit ihrer Tochter an dem Versteck des Jünglings vorüber. Devilborn folgte mit kaltem, überlegendem Blick, wie ein Henker, der seine unglücklichen Opfer in die düstere Zelle führt, die sie nie wieder verlassen sollen.

Kaum war der Kavalier den Gang einige Schritte weiter hinaufgegangen, als John geräuschlos sein Versteck verließ und ihm folgte. Er konnte es ohne große Gefahr thun, denn Devilborn hatte die Blendlaterne wieder halb geschlossen, und John befand sich deshalb in vollständiger Dunkelheit. Doch mußte er sich hüten, das geringste Geräusch zu machen. Er schlich deshalb auf den Fußspitzen. Sein Leitstern war das schwache Licht der Laterne, das ihm nur einen oberflächlichen Blick auf die Räume gestattete, in denen er sich jetzt befand. Der Gang war ziemlich breit und gewölbt. Die Mauern bestanden aus rohen, breiten Steinen, wie sie zum Fundament eines großen Gebäudes gebraucht werden. Die Luft war dumpf und feucht. Alles zeugte davon, daß diese Räume für gewöhnlich nicht bewohnt waren. Manche Hindernisse, an denen John jetzt nur mit Mühe vorüberschlüpfen konnte, hatten früher den Weg versperrt. Jetzt waren sie fortgeräumt — ein

Zeichen, daß Devilborn oder vielleicht ein anderer Genosse des finsteren Kavaliers öfter diesen Weg wähle.

Später führten einige Stufen in einen erhöhteren Theil des Gewölbes, der durch eine Thür versperrt war, die Devilborn jedoch nicht verschloß. Auf diese Weise gelang es John, seinem Feinde zu folgen. Hier wurde die Luft angenehmer, frischer, die Bauart freundlicher, obwohl die festen, dicken Mauern auch hier noch dem Ganzen etwas Gefängnißartiges gaben.

Devilborn trat hier in einen Seitengang und stand bald darauf, wie John gewahrte, vor einer Thür still, an der er klopfte. Die Thür ward geöffnet und Devilborn verschwand mit den beiden Frauen hinter derselben. John lauschte, ob etwa diese Thür verschlossen würde. Aber es geschah nicht. Der Kavalier schien sich hier sicher zu fühlen.

John näherte sich der Thür, in der sich ein kleines, mit Eisenstäben vergittertes Fenster befand, ähnlich, wie an den Thüren von Gefängnissen. Dieses Fenster gestattete dem jungen Mann einen freien Blick in das Innere des Gemaches, das Devilborn jetzt betreten hatte. Er war überrascht von dem Anblicke, der sich ihm darbot. Er hatte erwartet, ein düsteres, gewölbeartiges Zimmer zu sehen. Statt dessen erblickte er einen freundlichen Raum, der mit allen Bequemlichkeiten des Lebens, sogar mit einer Art von Luxus ausgestattet war. Große gepolsterte Sessel standen an den Wänden, die mit eichenem Getäfel und Tapeten bekleidet waren. Mehrere schöne Tische standen in verschiedenen Theilen des Zimmers; auf ihnen lagen Papiere, Bücher und Briefe. Eine Ampel hing von der Decke nieder und verbreitete ein helles Licht über das ganze Gemach. Armleuchter befanden sich an den Wänden.

Hier also hatte Devilborn seinen geheimen Aufenthalt. Oder vielleicht war das nur einer seiner Zufluchtsorte; denn John konnte nicht begreifen, weshalb ein Kavalier, der wirklich bei Hofe in Gunst und Ansehen stehe, einen so abgelegenen und unfreundlichen Theil des Palastes zu seiner Wohnung wähle. Wahrscheinlich benutzte er diese Räume nur für gewisse geheimnißvolle Zwecke.

Während John diese Vermuthungen anstellte, hatte Devilborn Hut und Mantel abgelegt und den Frauen ein Zeichen gegeben, sich zu setzen. Lady Ringrose folgte sogleich dieser Weisung. Sie schien sehr ermattet zu sein und sank fast ohnmächtig in einen Sessel, während Alice sich auf einen niedrigen Sessel zu ihren Füßen setzte und sich an sie schmiegte.

— Diego! rief Devilborn und klopfte auf den Tisch. Diego!

Unmittelbar darauf erschien ein Mann, den seine Tracht und seine unterwürfige Haltung als Diener offenbarten, durch eine Seitenthür, und schritt mit einer tiefen Verbeugung auf seinen Herrn zu. Das Aussehen dieses Dieners war eben so abstoßend und widerwärtig, wie das seines Herrn stolz, hochmüthig und gebieterisch. Er war von kleiner, aber untersetzter, muskulöser Gestalt und sein Gang hatte etwas Hinkendes. Sein Name, sein gelbes Gesicht, die schwarzen listigen Augen und das schwarze Haar verkündeten in ihm den Spanier. John zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß auch Devilborn ein Spanier sei, wie er gleich Anfangs vermuthet hatte. Denn Devilborn sprach die englische Sprache zwar mit einer vollkommenen Fertigkeit, betonte aber einige Laute auf fremdartige Weise, die entweder in einer eigenthümlichen Bildung der Zunge oder in einer fremden Abstammung ihren Grund hatte.

— Diego, sagte Devilborn auf spanisch zu seinem Diener, ist in meiner Abwesenheit ein Brief oder ein Auftrag gekommen?

— Ja, Sennor! antwortete der Diener. Hier ist ein Brief!

Devilborn nahm denselben und las ihn, während der Diener einen finsteren Seitenblick auf die beiden Frauen warf.

— Diego, sagte er dann mit finsterer Miene, wer hat diesen Brief gebracht?

— Ich weiß es nicht, Sennor! Er wurde am Thor abgegeben, an die Wache, und von dieser erhielt ihn Ihr Freund, der ihn hierher schickte.

Devilborn zerknitterte den Brief, der ihm unangenehm zu sein schien, und warf ihn bei Seite.

— Und sonst? Ist sonst nichts vorgefallen? fragte er dann.

— Ja, Sennor! Vor einer halben Stunde war ein Mädchen hier und sagte, Sie möchten, sobald Sie zurückkehrten, zu Lady Howard kommen.

— Zur Lady? Es ist gut! sagte Devilborn. Das wird wohl Zeit haben bis morgen früh. Ich bin müde. Nun, und die Hauptsache?

— Ich habe leider nichts davon gehört, Sennor, sagte der Diener, daß der junge Mann gefangen genommen worden sei. Wahrscheinlich ist es ihm gelungen, ein Versteck zu finden oder zu entkommen!

— Tausend Teufel! rief Devilborn. Ich hatte bestimmten Befehl gegeben, ihn an den Thoren festzuhalten. Er wird noch in Whitehall stecken. Wer weiß, bei welcher mitleidigen Seele der Blondkopf Schutz gefunden hat!

John — der jedes Wort deutlich verstand, denn die spanische Sprache war damals neben der französischen die bekannteste, und auf seinen Seezügen hatte er Gelegenheit genug gefunden, sie zu lernen — konnte bei diesen Worten nicht daran zweifeln, daß er gemeint sei. Er lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, denn die Worte drangen nur undeutlich und dumpf durch die Thür.

— Diego! fuhr Devilborn dann fort. Du wirst nachher, wenn ich zu Bette gehe, Dich erkundigen, wie die Person ausgesehen, die jenen Brief gebracht hat. Ich will es wissen. Es scheint, als ob mit diesem jungen Tölpel meine Feinde aus der Erde wüchsen. Der Brief hängt damit zusammen. Aber ich werde sie Alle mit langer Nase heimziehen lassen. Du wirst Dich auch erkundigen, ob der Junge noch nicht gefangen ist, und den Befehl geben — falls es nicht der Fall ist — überall eifrig nach ihm zu suchen. Ich muß ihn haben. Tod und Teufel! Er könnte mir einen infamen Strich durch die Rechnung machen. Jetzt nimm den Ladies dort die Stricke von den Händen und die Tücher von den Augen. Wie ich sehe, sind sie schon heruntergefallen.

Während Diego diesen Befehl ausführte, dachte John darüber nach, was das wohl für ein Brief sei, den Devilborn empfangen habe, und der, wie der Kavalier selbst gesagt, mit Johns Angelegenheiten im Zusammenhang stehe. Da er aber gar nicht wußte, welche Person sich wohl für ihn und sein Schicksal interessire, so hielt er die Vermuthung des Kavaliers für einen Irrthum.

Dieser hatte sich unterdessen aus einem schönen silbernen Kruge einen Becher mit Wein gefüllt und trank in langsamen Zügen, während er zuweilen einen Blick auf Diego und die Frauen hinüberwarf.

— Geh jetzt, Diego! sagte er dann. Nachher werde ich Dich rufen!

Der Diener verschwand. Lady Ringrose hatte ihre Tochter in die Arme genommen und ihr Gesicht auf das Haupt derselben niedergebeugt. Der Kavalier saß ruhig in seinem Sessel und schlürfte langsam seinen Wein.

— He, Mylady! sagte er dann und stellte den Becher bei Seite, glaubten Sie denn heut früh, daß wir uns so bald wiedersehen würden?

— Nein, Sir! antwortete Lady Ringrose mit einem Seufzer und ohne den Kopf zu erheben. Ich dachte es nicht, daß mich ein solcher Schlag so bald und so hart treffen würde. Aber Gott hat es so gewollt und ich füge mich!

— Bah, ich habe es gewollt! rief Devilborn spöttisch. Uebrigens freut es mich, zu sehen, daß Sie gefaßt sind und nicht unnütz lamentiren!

— Ich werde nicht vergessen, Sir, welche Pflichten ich mir, Ihnen gegenüber, schuldig bin. Sie werden mich gefaßt auf Alles finden!

In dieser Antwort lag ein gewisser Stolz, der dem Kavalier abermals ein leichtes spöttisches Lächeln entlockte. Dann aber wurde sein Gesicht wieder so kalt und marmorn wie früher. Nur sein Auge blitzte unstät zu Lady Ringrose hinüber und verkündete die Unruhe seiner Seele.

— Mylady! sagte er dann, haben Sie nicht

heut daran gedacht, daß Ihnen alle diese Unannehmlichkeiten erspart worden wären, wenn Sie jetzt Lady Devilborn hießen, anstatt Lady Ringrose?

— Nein, Sir! antwortete die Dame stolz. Es ist meine Freude und mein Trost, daß ich den Namen eines geliebten Mannes trage.

— Das sind Schwachheiten, sagte der Kavalier, ohne seine Miene zu verändern. Nun, Mylady, ich habe Ihnen damit keine Liebeserklärung machen wollen, wie sich von selbst versteht. Ueber dergleichen Thorheiten bin ich hinaus. Was glauben Sie wohl, was ich mit Ihnen beabsichtigte, als ich Sie heut so unvermuthet aus der Seejungfer abholte?

— Ich ergebe mich in den Willen dessen, der über die Wittwen und Waisen wacht, antwortete Lady Ringrose.

— Sie thun recht daran! sagte Devilborn. Dann darf ich hoffen, daß Sie meinen Absichten keinen unnützen Widerstand entgegensetzen werden. Ahnen Sie, was ich vorhabe?

— Nein, Sir! antwortete die Dame und ihre Stimme zitterte.

— Ich werde es Ihnen später sagen! fuhr Devilborn fort. Für jetzt erinnere ich Sie nur an die Antwort, die Sie mir einst gegeben haben und überlasse Ihnen selbst zu erwägen, welche Gedanken die Erinnerung an jene Antwort in mir wach rufen muß.

— Ich würde Ihnen heut noch dasselbe antworten, erwiederte Lady Ringrose fest und laut. Ich würde Ihnen heut noch wie damals sagen: daß ich keine Gemeinschaft mit einem elenden Schurken haben will und es vorziehe, den Namen eines armen geächteten, verleumdeten, verstoßenen Mannes zu tragen, als den eines hochstehenden Verräthers und Bösewichts.

— Sie haben jene Antwort beinahe so gut behalten, wie ich! sagte Devilborn, auf dessen Gesicht eine leichte Röthe emporgeflammt war. Sprechen wir jetzt von anderen Dingen. Wo ist Ihr Mann, Mylady?

— Fern von hier! Weiter werde ich Ihnen nichts sagen, antwortete die Dame.

— Ich bin damit zufrieden, sagte Devilborn. Und während seiner Abwesenheit trösten Sie sich mit der Gesellschaft jenes jungen Mannes, den ich gestern früh in dem Boot mit Ihnen zusammen sah?

— Ich wundere mich nicht, daß Sie mir das sagen! antwortete Lady Ringrose verächtlich. Diesen edelmüthigen jungen Mann hatte ich eine halbe Stunde zuvor zufällig getroffen und mich ihm angeschlossen, da er mir Nachrichten von meinem Manne überbrachte, und ich hörte, daß es in London unsicher sei. Indessen, Sie mögen glauben, was Sie wollen, mir ist es gleich. Ich kenne die Verworfenheit Ihrer Seele!

— Ich danke Ihnen, Mylady! erwiederte Devilborn spöttisch. Nun, mit diesem jungen Burschen werde ich nächstens noch ein Wörtchen sprechen, nicht Ihretwegen allein. Er steht mir auch anderswo im Wege. Jetzt, Mylady, jetzt will ich Ihnen auch sagen, was Ihnen bevorsteht. Ich bin mit Lady Howard überein gekommen, für Sie zu sorgen, und Ihnen ein Asyl zu verschaffen, in dem Sie vor allen Anfechtungen der Welt und vor jeder Sorge sicher sind. Lady Howard, wie Sie begreifen, hat ihr Interesse daran, Sie in Sicherheit zu wissen, und auch mir wird es angenehm sein, wenn Sie ein Obdach finden. Je stärker die Mauern desselben, je dichter vergittert die Fenster sind, desto lieber, hoffen wir, wird es Ihnen sein. Daß wir für die nöthige Unterhaltung, ich meine leibliche und geistige, sorgen, versteht sich wohl von selbst, wenn es auch mit der letzteren etwas schwach bestellt sein dürfte. Sind Sie damit zufrieden, Mylady?

— O, mein Gott! rief Lady Ringrose, indem sie den Kopf aufrichtete und den Kavalier starr anblickte. Was wollen Sie damit sagen, Sir? Soll das heißen, daß man mich in einen Kerker, in ein Gefängniß werfen will?

— Sie gebrauchen ein hartes Wort dafür! antwortete Devilborn. Im Grunde aber haben Sie Recht. Ich meine ein Gefängniß!

— Unmöglich, Sir! rief Lady Ringrose. Sie haben kein Recht dazu, und was habe ich gethan? Nichts, nichts auf der Welt! Nichts

gegen Sie, nichts gegen meine — gegen Lady Howard! Was geht es Sie an, wenn ich unglücklich, wenn ich elend bin? Habe ich Sie, habe ich Lady Howard je belästigt? Habe ich je auf meinem Rechte bestanden? Habe ich je etwas zurückgefordert, was mir unrechtmäßiger Weise entrissen worden? Habe ich je Ansprüche erhoben? Nichts, nichts habe ich gethan, nichts werde ich thun! Weshalb diese Grausamkeit, weshalb diese unmenschliche Rache?

— Sagten Sie mir nicht vorhin, daß Sie ruhig bleiben wollten, daß Sie auf Alles gefaßt seien? fragte Devilborn kalt. Sie vergessen Ihr Versprechen.

— Ruhig, kalt soll ich bleiben bei diesem teuflischen Plane? rief Lady Ringrose in der größten Aufregung. Ja, wenn ich allein es wäre, die man zu Grunde richten will — ich würde schweigen, denn ich habe der Welt entsagt, ich verlange nichts mehr vom Leben, ich habe keine Pflicht mehr, als diejenige, einen Gatten zu beweinen, den ich liebte, und der für mich verloren ist! Ich würde schweigen, und wenn man mich zum Tode führte. Aber ich habe ein Kind, eine Tochter, die nichts verbrochen, die nichts gethan hat. Wollen Sie auch dieses Kind, meine einzige Freude, mit mir begraben, wollen Sie auch dieses Mädchen unglücklich machen? Nein, Sir, Sie dürfen es nicht, Sie haben kein Recht dazu. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber lassen Sie mein Kind frei — stoßen Sie es in die Welt! Besser, wenn es betteln geht von Thür zu Thür, oder wenn es die niedrigsten Dienste verrichtet, als daß es in ewiger Gefangenschaft hinsiecht, eine arme welke Blume, die man in ewige Nacht verschließt, noch ehe ein Sonnenstrahl sie getroffen!

— Sie vergessen, Mylady, unterbrach Devilborn die Dame, daß ihre Tochter einst dasjenige fordern könnte, worauf Sie jetzt gar zu bereitwillig verzichten. Wenn sie auch kein Recht darauf hat, so könnte es doch Leute geben, die ihr wahnsinnige Gedanken in den Kopf setzen, und sie könnte einst mit Ansprüchen auftreten, die eben so thöricht als ungesetzlich sind.

— Meine Tochter wird keine Ansprüche machen, ich verspreche es in ihrem Namen! rief Lady Ringrose. Ich will es schriftlich versprechen!

— Das hilft wenig, antwortete Devilborn kalt. Sie können wohl für sich, aber nicht für Ihre Tochter einstehen. Ereifern Sie sich nicht, Mylady! Es ist ganz unnütz. Unser Plan ist wohlüberlegt, und da es Unrecht wäre, die Tochter von der Mutter zu trennen, so werden Sie Beide dasselbe Gefängniß theilen, bis die Zeit kommt, in der wir überzeugt sind, daß Sie alle Ihre thörichten Gedanken aufgegeben haben!

— Sir, ich wage das Aeußerste, ehe ich das dulde! rief Lady Ringrose heftig. Meine Tochter soll nicht vor der Zeit in der Nacht eines Gefängnisses sterben — denn das ist Ihr scheußlicher Plan! Ich werde Mittel und Wege finden, bis zur Königin vorzudringen. Der Gedanke an meine Tochter wird mir Muth und Kraft geben, das zu wagen, was ich für mich selbst nie gethan hätte. Alice wenigstens soll frei sein!

— Wir werden die geeigneten Maßregeln treffen, Sie von jedem übereilten Schritt abzuhalten, erwiederte Devilborn ruhig. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Uebrigens sehnen Sie sich jetzt wahrscheinlich nach Ruhe. Sie werden hier nebenan ein Zimmer finden, das Ihnen für diese Nacht alle Bequemlichkeit, die Sie nur verlangen können, gewähren wird. Morgen wird Lady Howard vielleicht mit Ihnen sprechen, oder auch nicht — je nachdem ich es für gut halte, jedenfalls nicht, wenn Sie nicht vollkommen ruhig und vernünftig sind. Später werden wir Sie nach Ihrem zukünftigen Asyl schicken!

Er erhob sich. Auch Lady Ringrose stand auf. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen. Ihr Gesicht war blaß, aber Ihre Augen flammten.

— Ja, ich werde mit Lady Howard sprechen, und ich hoffe, ihr Herz wird menschlicher sein, als das Ihre. Glauben Sie nicht, Sir, daß ich Alles ruhig über mich ergehen lassen

werde. Sie haben mich verwundet, verwundet auf der einzigen Stelle, die mir noch Schmerz und Zorn entlocken kann. Sie wollen meine Tochter mit mir verderben — das wird nicht geschehen! Tödten Sie uns, tödten Sie uns Beide zugleich! Aber in den Kerker soll meine Tochter nicht, eher soll sie sterben!

— Mylady, Sie sind zu aufgeregt, um die Sachen mit ruhigem Blute beurtheilen zu können! sagte Devilborn. Morgen früh werden Sie anders denken. Es giebt nur ein Mittel, Ihnen und Ihrer Tochter die Freiheit zu verschaffen.

— Und das ist? rief Lady Ringrose eifrig.

— Das ist eine Erklärung von Ihnen und Ihrem Manne, daß Sie allen Ansprüchen entsagen, eine rechtsgültige Erklärung. Da nun aber Ihr Mann fern ist, so wird diese Erklärung nicht leicht herbeizuschaffen sein.

— Also das ist das einzige Mittel? rief Lady Ringrose schmerzlich und bitter. Ja, Sie wissen recht gut, daß es unmöglich ist, diese Erklärung abzugeben, obwohl Paul und ich gern dazu bereit wären. Aber, er ist fern! Und ich, ich bin allein! Ich habe Niemand, der sich meiner annimmt!

Sie preßte die Hände vor das Gesicht und seufzte tief und schmerzlich.

— Nicht einmal Ihren blondgelockten Kavalier! sagte Devilborn spöttisch.

— Ja, hier ist er! rief plötzlich John, der mit gezogenem Degen neben Devilborn stand. Hier ist ein Vertheidiger dieser Dame und ein Gegner Deiner teuflischen Pläne, Du Schurke! Zieh und vertheidige Dich!

Die Erscheinung des jungen Mannes war eine so plötzliche und unerwartete, daß Devilborn bestürzt zurückfuhr und Lady Ringrose heftig erschrak. Was John selbst anbetraf, so hatte sein Zorn gegen Devilborn, sein Unwille über die schändlichen Pläne des kaltblütigen Bösewichts ihn so plötzlich ergriffen — sein Entschluß, der bedrängten Frau zu Hülfe zu eilen, war ein so rascher und unwillkürlicher gewesen — daß ihm jetzt die Worte fehlten, und er mit glühendem Antlitz, mit flammensprühenden, funkelnden Augen seinem verhaßten Gegner gegenüberstand.

Devilborn faßte sich indessen sogleich. Ein triumphirendes Lächeln zuckte für einen Augenblick über sein Gesicht — jetzt glaubte er den jungen Mann in seiner Gewalt zu haben! Dann wurde seine Miene ruhig und nahm den Ausdruck des Befremdens, der Verwunderung an.

— Was soll das heißen, Sir? sagte er. Sie dringen zur Nachtzeit in mein Zimmer und mit gezücktem Degen? Kennen Sie nicht die Gesetze des Anstandes?

— Ihnen gegenüber kenne ich keine anderen Gesetze, als die meiner Rache! rief John. Endlich ist es mir vergönnt, Ihnen gegenüber zu stehen und von Ihnen Rechenschaft zu fordern! Ich will es thun — blutige Rechenschaft!

— Ich begreife nicht, was Sie wollen! sagte Devilborn kaltblütig und richtete sich empor, gleichsam, um seine herkulische Gestalt dem jungen Feinde in ihrer ganzen Kraft zu zeigen. Ich könnte meine Diener rufen lassen, damit sie Ihnen den Weg zur Thür zeigten. Aber ich will Sie wie einen Kavalier behandeln. Was wollen Sie, wen suchen Sie hier? Weshalb dringen Sie mit gezücktem Degen in mein Zimmer?

— Sie fragen? rief John außer sich vor Zorn. Wollen Sie nicht diese Lady ins Gefängniß werfen lassen? Haben Sie nicht meinen Vater, meinen armen, unschuldigen Vater in den Tower geschickt? Haben Sie nicht im Einverständniß mit jenem schurkischen Pagen den Befehl gegeben, auch mich verhaften zu lassen? Und Sie fragen noch, weshalb ich komme? Ich will Rechenschaft haben und blutige Genugthuung!

— Sir, verzeihen Sie, sagte Devilborn mit einer Ruhe, die den jungen Mann in noch größeren Zorn aber zugleich auch in Verwirrung setzte — ich weiß nicht, ob ich es mit einem vernünftigen Menschen zu thun habe. Ich kenne Sie gar nicht, ich kenne Ihren Vater nicht!

— Bei Gott! rief John. Diese Frechheit

ist zu groß! Sie wissen nicht, daß ich John Smith, der Sohn des unglücklichen William Smith bin?

— Das Erste, was ich höre! sagte Devilborn scheinbar verwundert. Ah, jetzt besinne ich mich! Sind Sie nicht derselbe blonde Kavalier, den ich auf der Themse mit der Lady und ihrer Tochter in demselben Boot sah?

John starrte Devilborn an. Hätte er den geringsten Ausdruck von Hohn oder Spott in dem Gesichte seines Gegners bemerkt, so wäre es um diesen geschehen gewesen — denn noch hielt der Jüngling den gezückten Degen in seiner Hand. Aber das Gesicht Devilborns war ruhig, seine Miene kühl, befremdet, seine Sprache abgemessen und einfach. Hatte ihn Devilborn wirklich nicht wieder erkannt? John konnte es unmöglich glauben. Aber wozu diese Verstellung von Seiten des Kavaliers.

— Sir, sagte er, Sie wollen meiner spotten. Hüten Sie sich!

— Ich bin weit entfernt über Jemand zu spotten, den ich so wenig kenne, antwortete Devilborn. Jetzt freilich, da ich weiß, daß Sie der Sohn von William Smith sind, wird mir Manches klarer, obgleich ich noch immer nicht begreife, weshalb Sie sich dieser Damen annehmen und wie Sie in dieses Zimmer gelangt sind. Es scheint, als müßten wir uns mehr darüber aussprechen. Stecken Sie Ihren Degen ein, Sir, und setzen Sie sich!

So groß war die Macht, die das kalte, ruhige Wesen, die eiserne Gelassenheit des Kavaliers über den jungen, heißblütigen und unerfahrenen Mann ausübte, daß dieser mechanisch den Degen in die Scheide steckte und sich zögernd auf den Sessel niederließ, den ihm Devilborn hinschob. Zwar sagte ihm eine innere Stimme, daß er dem Kavalier nicht trauen dürfe. Aber sein edelmüthiges Herz gebot ihm zu gleicher Zeit, sich nicht mißtrauischer und ängstlicher zu zeigen, als der Kavalier selbst. Es war ja immerhin eine Möglichkeit vorhanden, daß hier ein Irrthum obwaltete, den eine ruhige Erörterung aufklären konnte. So folgte er der Einladung Devilborns mit einem dunkelen, eigenthümlichen Gefühl seiner geistigen Ohnmacht, gegenüber diesem geheimnißvollen Manne — mit einem Gefühle, nicht unähnlich dem, wie es den bangen, flatternden Vogel ergreifen muß, den die Schlange in ihren Bereich bannt. Und John dachte daran, denn an den Küsten Amerika's hatte er von der märchenhaften, dämonischen Gewalt jener Schlange gehört.

— Also, Sir, jetzt, da Sie ruhiger geworden sind, lassen Sie uns ein vernünftiges Wort mit einander sprechen! sagte Devilborn. Sie machen mir große Vorwürfe, Sie klagen mich an, Ihren Vater in den Tower geschickt zu haben? Womit wollen Sie das begründen?

— Ich begründe es durch die Aussagen mehrerer Personen, in deren Worte ich keinen Zweifel setzen darf! antwortete John, der so gut als möglich seine frühere Festigkeit wieder zu gewinnen suchte. Diese haben mir gesagt, daß Sie, daß ein Sir Devilborn es gewesen, der meinen Vater habe verhaften lassen. Da ich nun aber für mein Theil überzeugt bin, daß mein Vater nie, nie das Geringste gesagt und gethan, was eine solche Verhaftung rechtfertigen könnte, so muß ich glauben, daß dieser That andere persönliche und verabscheuenswerthe Absichten zu Grunde liegen und über diese fordere ich Aufklärung von Ihnen!

— Von mir? Und wenn ich nun nichts gewesen wäre, als der Vollstrecker eines höheren Befehls? sagte Devilborn, während er mit der größten Ruhe einen zweiten Becher mit Wein füllte und vor John hinsetzte. Doch die ganze Sache erfordert, wie ich sehe, eine reifliche Besprechung. Wollen Sie mir vorher erlauben, einen Zug zu thun, denn ich bin sehr durstig. Ich hoffe, Sie werden mir Bescheid thun! Auf daß wir als gute Freunde auseinander gehen, Sir! Nun, Sie zögern?

John zögerte in der That. Der Trinkspruch des Kavaliers behagte ihm nicht, sonst hätte er gewiß getrunken, denn seine Zunge war trocken von der Aufregung und inneren Hitze, die den jungen Mann verzehrte. Er hatte noch nie einen so glühenden Durst empfunden.

— Gut denn, Sie haben Recht! Wir müssen uns erst aussprechen! sagte Devilborn lächelnd. Also auf das Wohl unserer guten Königin Elisabeth! Und mögen alle ihre Feinde ein so schnelles und schmähliches Ende finden, wie Graf Essex!

Das war ein Trinkspruch, gegen den John nichts einzuwenden hatte. Er ergriff den Becher und setzte ihn an die Lippen.

In demselben Augenblick aber sah er eine kleine, weiße Hand denselben umspannen und ihm entreißen.

— Um Gotteswillen, Sir! Trinken Sie nicht! rief die Stimme Alicens. Es ist Gift darin, ich habe es gesehen!

— Ist das Mädchen toll? rief Devilborn mit einem höhnischen Gelächter, während er die rechte Hand auf dem Rücken hielt.

John war erstarrt. Der plötzliche Gedanke, daß Alice Recht haben könne, durchfuhr ihn mit Blitzesgewalt. Er warf hastig einen dankenden Blick auf Alice und fuhr mit der Hand nach dem Degen.

Aber schon war es zu spät. Devilborn sprang auf und streckte die rechte Hand aus. Eine feste Schlinge, ein breiter Lederriemen, fiel über den Kopf und auf die Arme des Jünglings, den unmittelbar darauf ein heftiger Stoß Devilborns von dem Sessel auf den Boden schleuderte.

— Ha! Jetzt habe ich Dich, Bursche! rief der Kavalier triumphirend. Ein Narr, wer solche Vögel nicht zu fangen verstände. Diego! Diego!

John krümmte sich auf dem Boden. Devilborn hatte ihm den Fuß auf die Kehle gesetzt und drohte ihn zu ersticken. Alice war entsetzt zurückgewichen; auch Lady Ringrose sprang auf. Ein Pistol lag auf dem Tische. Sie ergriff es und richtete es auf Devilborn.

— Gott stehe mir bei! rief sie außer sich. Ich zerschmettere Ihnen den Kopf, Sir, wenn Sie den jungen Mann nicht freilassen!

— Wahnsinniges Weib! lachte Devilborn und warf ihr einen kaltblütigen, verächtlichen Blick zu, während er den Riemen, der Johns Arme gefesselt hielt, fester schnürte. Diego, Du siehst, was hier zu thun ist!

Der Diener eilte auf John zu. In demselben Augenblick donnerte der Schuß, den Lady Ringrose auf Devilborn abfeuerte. Die Kugel schien die Schulter Devilborns gestreift zu haben, denn der Kavalier zuckte zusammen. Unmittelbar darauf sank Lady Ringrose ohnmächtig nieder.

Nach einer Minute war John an Händen und Füßen so fest gebunden, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Eine Leichenblässe bedeckte das Gesicht des unglücklichen, verrathenen Jünglings und seine Augen waren mit dem Ausdrucke des wildesten Zornes und des tödtlichsten Hasses auf seinen Feind gerichtet. Aber dieser Zorn, dieser Haß waren ohnmächtig. Jede Gegenwehr war vergeblich.

— Diego! sagte Devilborn, trage die Lady in das Kabinet und führe das Mädchen auch dorthin! Dieser Bursche hier kann für die Nacht in diesem Zimmer bleiben. Morgen früh wollen wir sehen, was wir mit ihm anfangen. Dann komm und sieh nach, ich glaube, ich bin an der Schulter verwundet. Es scheint aber nicht viel auf sich zu haben.

Während Diego die ohnmächtige Lady in das anstoßende Kabinet trug und Alice ihm folgte, untersuchte Devilborn, ohne sich um John zu kümmern, seine Schulter. Schritte vor der Thür und ein Klopfen an derselben, machten ihn jedoch aufmerksam. Er eilte nach der Thür, welche in demselben Augenblicke geöffnet wurde.

Der wachthabende Hauptmann erschien mit der Wache in derselben.

— Ah, Herr Hauptmann! rief ihm Devilborn entgegen. Sie kommen zur rechten Zeit. Ich überliefere Ihnen hier diesen Verbrecher!

— Wir hörten einen Schuß, Sir! sagte der Hauptmann, und es schien uns allerdings, als müsse hier etwas vorgefallen sein.

— Sie haben Recht! rief Devilborn. Sehen Sie, dieser Elende ist kein anderer, als der junge Bösewicht, den ich Ihnen gestern Abend beschrieb und der in den Palast gedrungen ist, um die Königin zu morden. Ein Zufall führte

ihn an meine Thür und als er sah, daß er sich geirrt, feuerte er ein Pistol auf mich los, das mich an der Schulter verwundete. Aber es gelang mir, ihn mit Hülfe meines Dieners zu überwältigen. Lassen Sie ihn in den festesten Gewahrsam bringen, Herr Hauptmann, machen Sie aber vor morgen früh keine Anzeige, auf meine Verantwortung! Ich will Ihrer Majestät die Sache selbst vorstellen, da ich im Besitz des Geheimnisses dieses Elenden bin!

— Er lügt! Er lügt! rief John in entsetzlichem Zorne.

— Natürlich lüge ich! sagte Devilborn lachend. He, Bürschchen! Die Folter wird Dich schon zur Besinnung bringen und im Tower wirst Du die Wahrheit gestehen! Kehren Sie sich nicht an seine Reden, Herr Hauptmann. Er wird freilich Alles versuchen, um sich rein zu brennen. Aber das kennen wir ja! Lassen Sie ihn in das festeste Gefängniß werfen!

— Gewiß, Sir! Wie Sie befehlen! sagte der Hauptmann. Bringt den Burschen in den Gefängnißthurm und habt kein Mitleid mit ihm! wandte er sich dann an die Wache, die sich bereits dem Jüngling näherte.

John hatte, als er von Devilborn den Tower nennen hörte, mit einem Seufzer den Kopf sinken lassen, den er vorhin langsam erhoben. In einem Zustande, der fast an Ohnmacht grenzte, ließ er sich ruhig von der Wache emporheben. Der Hauptmann verabschiedete sich mit einer Verbeugung von Devilborn. John wurde fortgetragen.

— Nun, Diego! sagte der Kavalier, als der Diener in das Zimmer zurückkehrte, mit meiner Wunde hat es nicht viel auf sich, wie ich gesehen habe. Lege mir einen Verband an! Der Sorge für diesen Burschen sind wir überhoben. Der Tower kann ihn von morgen ab beherbergen! Jetzt will ich schlafen gehen. Ich habe heut genug gethan!

Der Großschatzmeister.

Es war noch vollständige Nacht, als der Großschatzmeister, Lord Cecil Burleigh, seinem Kammerdiener schellte und das weiche Bett verließ, in dem er nur wenige Stunden geruht hatte. Das war nichts Seltenes. Lord Cecil schlief wenig. Seine Stellung zwang ihn viel zu wachen, denn jede Stunde, in der er schlummerte, konnte von seinen Feinden benutzt werden, ihn zu stürzen. Vielleicht geschah es deshalb, daß er oft am Tage schlief, wenn seine Gegner ihn thätig glaubten und in der Nacht arbeitete, wenn sie ihn für unschädlich hielten.

Der vergangene Tag, derselbe, an dem Graf Essex seinen wahnsinnigen Aufstand unternommen, war unruhig und bewegt gewesen. Auch der kommende, dessen sechste Stunde noch nicht geschlagen hatte, mußte viel Arbeit mit sich bringen und Manches mußte im Stillen abgethan sein, ehe die Freunde und Staatsbeamten kamen. Es gab viele Dinge, die Lord Cecil nur geheim betreiben konnte. Er spielte ein verstecktes, räthselhaftes Spiel. Es durfte ihm Niemand in die Karten sehen.

Der Lord, ein ächter Staatsmann, blaß und hager, mit einem feinen, für gewöhnlich ausdruckslosen und gleichgültigen Gesicht, aber einem feingeschnittenen, lebendigen Auge, schien Manches zu überlegen, während sein Diener ihm die nothwendigen Dienste beim Ankleiden leistete.

Er hatte die Last des Schlafes mit einem Male abgeschüttelt und sein Geist, der vor wenigen Minuten noch in den phantastischen Regionen der Traumwelt geschwebt, schien bereits sehr ernst und sehr bestimmt auf die Dinge dieser irdischen Welt gerichtet zu sein. Der Diener kannte seinen Herrn und störte ihn deshalb durch keine Frage. Als er seine Handreichungen beendet hatte, ordnete er das anstoßende Zimmer, setzte eine schöngeschliffene Flasche mit Wasser, eine Karaffe mit Wein und einiges Backwerk auf den Tisch und war im Begriff, sich zurückzuziehen, als Lord Cecil zu ihm hinüberblickte.

— Sind Briefe für mich in der Nacht gekommen, George? fragte er kurz.

— Drei, Lordschaft! Sie liegen auf dem Tisch im Kabinette!

— Oeffne die Fenster auf einige Minuten und bringe Alles dort in Ordnung! Die Lichter sind doch angezündet? Reiche mir die Pfeife!

George brachte die Pfeife, ein Prachtstück mit reichverziertem Kopf und zündete sie an. Das Rauchen war damals erst seit kurzer Zeit eingeführt, aber es gehörte bereits zur Mode. Sir Walter Raleigh hatte 1579 den Tabak nach England gebracht und seine ersten Raucherproben bei Hofe abgelegt. Königin Elisabeth begünstigte jedoch die neue Gewohnheit nicht, so wenig wie später das schöne Geschlecht im Allgemeinen. Auch die Priester eiferten dagegen und erklärten das Rauchen für ein Werk des Satans. Aber die Stutzer waren damals nach Neuerungen so begierig, wie heutzutage, und selbst der feine, höfische Lord Cecil konnte sich in seinen einsamen Stunden den Gebrauch des duftenden Krautes nicht versagen. Vielleicht liebte er es deshalb, weil es in so früher Morgenstunde seinen Geist aufregte und ihn um so schneller in den Stand setzte, seine Geschäfte mit der gewohnten Emsigkeit zu beginnen. Er that einige Züge, während er langsam durch das Zimmer schritt und blickte gedankenvoll in die blauen Wolken. Dann trat er in das anstoßende Kabinet, sein Arbeitszimmer, in welchem George die Fenster geöffnet hatte.

Die Flammen der Kerzen flackerten im Luftzuge auf dem Tisch und dem Lord schien der kalte Strom, der vom Fenster her in das Zimmer drang, angenehm zu sein. Er warf einen flüchtigen Blick auf das Gemach. Alles war in Ordnung. Die Papiere lagen auf dem Tische, wie er sie am Abend verlassen.

Der Lord trat an das Fenster und blies die Rauchwolken hinaus in den Nebel, mit dem sie sich schnell vermischten. Es war kalt draußen und wegen des Nebels war noch kein Anzeichen der Dämmerung zu erblicken, die doch jetzt schon angebrochen sein mußte. Gedankenvoll sah er hinaus in die grauen Dunstmassen, die sich über dem Flusse aufthürmten — denn dicht unter seinen Fenstern floß die Themse. Die Zimmer, die für ihn in Whitehall eingerichtet waren, wenn er sich dort aufhielt — was oft, und bei wichtigen Ereignissen stets der Fall war — lagen in dem östlichen Flügel des Palastes, den die Themse begrenzt, und der Großschatzmeister hatte auf diese Weise Gelegenheit, den Palast so oft und so heimlich als er wollte zu verlassen und sich auf dem Flusse nach London, oder nach dem gegenüberliegenden Ufer, Lambeth und Southwark, zu begeben.

Dann schloß er die Fenster, stellte die Pfeife bei Seite, trank einen Zug Wasser und einen größeren Wein und setzte sich an den Tisch. Die drei Briefe, die auf demselben lagen, fielen ihm in die Augen. Er erbrach den ersten, las ihn aufmerksam und legte ihn gleichgültig in ein Kästchen von Ebenholz, das er vorher mit einem kleinen Schlüssel geöffnet. Dasselbe geschah mit dem zweiten. Den dritten jedoch, obgleich er nur aus wenigen Zeilen bestand, behielt er in der Hand und las ihn noch einmal, während sein bis jetzt so ruhiges und empfindungsloses Gesicht den Ausdruck des Mißtrauens und der Verwunderung annahm. Er besah die Adresse; sie war ganz einfach. Er hielt das Siegel näher an die Kerze und betrachtete es aufmerksam. Es war ein Siegel, das er nicht kannte. Er las den Brief noch einmal, oder vielmehr er betrachtete die Schriftzüge und schüttelte kaum merklich den Kopf. Dann griff er nach der Klingel.

— George, fragte er den Diener, der sogleich erschien, wer hat den Brief, diesen Brief hier gebracht? Und er zeigte dem Diener die Aufschrift.

— Er wurde mir von einem Soldaten der Wache überbracht, nebst einem anderen an Sir Devilborn, den ich sogleich ablieferte, antwortete George.

— Und derselbe Bote hat die beiden Briefe gebracht? fragte Lord Cecil.

— Ich glaube ja, Lordschaft! Form und Handschrift waren dieselbe.

— Ob der Soldat noch auf der Wache ist?

— Ja, Lordschaft. Die Ablösung geschieht erst um sechs Uhr. Noch ist es Zeit.

— So geh hinab und laß Dir genau be-

schreiben, wie der Bote ausgesehen, und ob er sonst etwas gesagt. Aber säume nicht länger als nöthig.

Der Diener verschwand sogleich, und die Blicke des Großschatzmeisters richteten sich noch einmal prüfend auf den Brief. Er lautete:

„Mylord!

Es scheint, als ob Sie Ihr Vertrauen einem Manne schenken, der dasselbe nicht verdient. Wenn das der Fall ist, so warne ich Sie, denn dieser Mann meint es wahrscheinlich nicht ehrlich mit Ihnen. Vielleicht wollen Sie ihn auch nur zum Werkzeug Ihrer Pläne benutzen, aber auch das ist gefährlich. Dieser Mann ist im Stande, selbst Sie zu täuschen. Was er thut, thut er nur für sich, und Sie sind vielleicht mehr sein Werkzeug, als er das Ihre. Hüten Sie sich namentlich, ihn in Angelegenheiten einzuweihen, bei denen Ihre bekannte Galanterie gegen die Damen im Spiele ist. Das ist ein Punkt, bei dem er Sie am ersten fassen kann, und, wie Sie wissen, versteht die Königin in solchen Dingen keinen Scherz. Ich weiß, daß er Sie auch noch in anderen Dingen betrügt und werde Ihnen nächstens mehr darüber mittheilen. Sie wissen übrigens doch, wen ich meine. Es ist der Spanier.

Ein Freund Ew. Lordschaft."

So wenig Werth ein solches Schreiben ohne Namensunterschrift und ohne Beweise auch für einen so hochstehenden Mann wie Lord Cecil haben konnte — wenigstens hätte man es glauben sollen — so war seine Miene doch bedächtiger als gewöhnlich, als er den Brief jetzt aus der Hand legte, und während er in die Flammen der Kerze sah, die Rückkehr seines Dieners erwartete.

Seine Lippen waren fest geschlossen, denn der Lord wußte, eine wie üble Angewohnheit es für einen Staatsmann sei, seine Gedanken im Selbstgespräch zu offenbaren. Aber hinter seiner schmalen gutgebildeten Stirn war es um so lebendiger. Der Lord überlegte, wer wohl der Absender dieses Briefes sein könne. Nicht, daß man ihn warnte, überraschte ihn — er war oft vor Leuten gewarnt worden, die er in sein Vertrauen zog, gewarnt aus verschiedenen Gründen, aus redlicher Theilnahme, aus Eifersucht, aus Bosheit. Hätte weiter nichts in dem Briefe gestanden, so hätte er ihn unbeachtet in den Papierkorb geworfen. Aber der unbekannte Schreiber hatte einen ganz eigenthümlichen Umstand erwähnt. Er hatte darauf angespielt, daß der Lord seinen Vertrauten auch zu Angelegenheiten benutze, die durchaus nichts mit der Politik und den Hofintriguen zu thun hatten — und das war sehr seltsam, denn Devilborn hatte ihm darüber das tiefste Schweigen gelobt, und der Lord selbst war vorsichtig genug gewesen, Niemand mit den Angelegenheiten seines Herzens vertraut zu machen. Wer also war der unbekannte Schreiber? Das Papier war fein, die Handschrift aristokratisch, nachlässig und doch energisch. Der Lord wurde unmuthig. Nichts war ihm unangenehmer, als Geheimnisse, um die er nicht wußte.

— Nun, fragte er den eintretenden Diener, was sagte der Soldat?

— Es war die höchste Zeit, antwortete George. Soeben schlägt die große Glocke auf der Westminsterabtei sechs und die Ablösung kommt.

Der Lord machte eine ungeduldige Handbewegung, die der Diener sogleich verstand.

— Ich habe nur wenig von dem Soldaten erfahren, sagte er. Nachts gegen ein Uhr wurden die beiden Briefe von einem Boten abgegeben, der ein Diener eines vornehmen Herrn zu sein schien. Er entfernte sich aber sogleich wieder, nachdem er die Briefe abgegeben.

— Und die Livree? Welche Farbe hatte sie? fragte Lord Cecil.

— Der Diener trug einen Mantel und einen einfachen Hut.

Der Lord schien mit dieser Auskunft nicht zufrieden. Eine kurze Handbewegung gebot dem Diener, sich zu entfernen.

— Ich habe Ew. Lordschaft noch zu melden, sagte er, daß Se. Excellenz Graf Marr sich im Vorzimmer befinden und um Gehör bitten.

— Graf Marr? So früh? sagte Lord

Cecil. Gut, führe ihn in das Nebenzimmer und zünde dort Licht an. Ich werde sogleich kommen.

Der Lord schien nur wenig von dem frühen Besuch überrascht, obgleich derselbe zu einer solchen Tageszeit etwas Befremdendes hatte. Vielleicht kannte er schon die Gründe, die den Gesandten des Königs von Schottland so früh nach Whitehall führten. Er warf einen Blick auf seine Papiere, bedeckte sie mit einem großen weißen Bogen Papier, steckte den Brief, der ihm so viel Nachdenken verursacht, zu sich, und ging in das Nebenzimmer, wo ihn der Gesandte erwartete.

Der Graf war ein schöner, stattlicher Mann. Doch konnte man jetzt weder von seiner Figur noch von seinem Anzuge viel erkennen. Er war in einen weiten Mantel gehüllt, aus dem nur die Spitze seines Degens hervorsah. Den Hut hatte er auf einen nahestehenden Tisch geworfen.

Die beiden Staatsmänner begrüßten sich mit vertraulicher Höflichkeit.

— Mylord, sagte der Graf dann, nachdem er auf einem Sessel dem Großschatzmeister gegenüber Platz genommen, ich komme in einer Privatangelegenheit, nicht in Staatssachen.

— Das konnte ich mir denken, sagte Lord Cecil. Sonst wären Sie wohl nicht so früh gekommen. Ich weiß, Sie lieben die frühen Morgenstunden eben so wenig, als die kalten Themsenebel. Womit kann ich Ihnen dienen, mein lieber Graf?

Diese Worte waren in dem Tone des vollsten Vertrauens und persönlicher Freundschaft gesprochen. Dennoch war der Minister in seinem Innern überzeugt, daß diese sogenannte Privatangelegenheit nichts sei, als die Maske für einen wichtigeren politischen Zweck.

— Es ist, genau genommen, eine Kleinigkeit, Mylord, sagte der Graf, und ich würde mich gewiß nicht so früh auf den Weg nach Whitehall gemacht und Sie in Ihren Morgenarbeiten gestört haben, wenn nicht der arme Schelm, den meine Bitte betrifft, mich so sehr gequält hätte.

— Nun, ich hoffe, Ihre Mühe wird nicht vergebens gewesen sein, sagte Lord Cecil.

— Wenn Sie sich meines Schützlings annehmen, dann nicht, Mylord! erwiederte der Gesandte. Es betrifft einen Pagen, der in meinem Gefolge sich jetzt in London befindet. Es ist ein hübscher Bursche. Er hat sich in ein junges Mädchen verliebt, das, so viel ich weiß, im Dienste der Lady Howard steht, oder gar mit ihr verwandt ist, und der Bursche ist kühn genug gewesen, sie gestern Abend zu entführen. Nachher hat ihm aber doch das Gewissen geschlagen, und er hat mich fußfällig gebeten, mich für ihn zu verwenden, einmal, damit er der Strafe entgehe, und zweitens, daß man seine Geliebte nicht zwinge, nach Whitehall zurückzukehren.

— Lieber Graf, sagte Lord Cecil bedächtig, ich habe von der Sache gehört. Aber ich weiß nicht recht, wie ich Ihren Wunsch erfüllen soll, so gern ich es auch möchte. Die Sache wird jedenfalls heut ruchbar werden, und die Königin versteht in diesen Dingen keinen Spaß. Er wird sie heirathen müssen, wenn die Verwandten einwilligen. Das wäre der einzige Ausweg. Hat er dazu Lust?

— Ich weiß es nicht, antwortete der Gesandte und zuckte lächelnd die Achseln. Es ist ein blutjunger Mensch, achtzehn Jahr, das Mädchen ist noch jünger. Das wäre zwar kein Hinderniß, aber er ist nichts als Page, hat weder Familie noch Vermögen. Ich selbst würde ihn von einer Heirath abrathen.

— Weshalb? fragte der Großschatzmeister. Mir scheint es das beste Mittel, die Sache in Ordnung zu bringen, denn sonst fürchte ich, wird Ihr Schützling London und vielleicht auch den Hof Ihres Königs verlassen müssen.

— Ich will Ihnen meine Gründe dagegen mittheilen, Mylord, sagte der Graf. Der Page — Robert Carr heißt er — ist ein bildhübscher junger Mensch, gewandt, schlau, intriguant, wie geschaffen dazu, noch einmal eine Rolle zu spielen. Der König hat ihn sehr lieb, das weiß ich, und ich bin überzeugt, daß der Page bald schnell in der Gunst des Monarchen stei-

gen wird. Sie kennen die Vorliebe König Jakobs für einzelne Persönlichkeiten, und dieser Page ist wie geschaffen dazu, ein Günstling des Monarchen zu werden. Wenn ich das nicht glaubte, wenn ich nicht davon überzeugt wäre, so würde ich mich gar nicht um ihn kümmern. Eine Heirath aber, meine ich, würde jetzt seine ganze Carrière zerstören, auch könnte die ganze Entführungsgeschichte ihm schaden, wenn sie gar zu ruchbar würde. Das sind die Gründe, die mich bewegen, für eine jetzt noch so unbedeutende Persönlichkeit aufzutreten. Ich denke dabei an die Zukunft, Mylord!

Er warf dabei einen bedeutsamen Blick auf den Minister, den dieser sehr gut verstand, für jetzt aber nicht weiter zu beachten schien. Er wußte, daß der Gesandte damit andeuten wollte, wie bald vielleicht König Jakob auf dem Throne von England sitzen könne, und wie gut es sei, die Günstlinge desselben zu Freunden zu haben,

— Ich werde thun, was ich kann, lieber Graf, sagte er dann. Ich hätte freilich meine Gründe, Ihrem Plane entgegenzuwirken. Ich habe genug von den Günstlingen meiner Königin zu leiden gehabt, als daß ich nicht wünschen sollte, von dieser Plage befreit zu sein, wenn einst König Jakob in diesem Palaste residirt. Wenn ich alles Mögliche thue, um das herbeizuführen — und ich habe einen schweren Stand, lieber Graf, denn Elisabeth ist jetzt mehr als je gegen ihren königlichen Verwandten eingenommen — so sollte ich füglich auch wohl ein wenig an mich denken, und mich vor den verschwenderischen Günstlingen des künftigen Monarchen zu wahren suchen. Mein Vater hat seine Noth mit Leicester gehabt; wie ich jetzt durch Essex leide, das wissen Sie selbst, Graf. Soll ich mir für die Zukunft eine neue Bürde aufladen, wenn ich jetzt dazu beitrage, diesen Pagen zum Günstling König Jakobs zu machen? Vielleicht grabe ich mir selber eine Grube damit.

— Jedes Ding hat zwei Seiten, Mylord, erwiederte der Graf lächelnd. Ich glaube wohl, daß Sie als Großschatzmeister Ihre Mühe mit Essex gehabt haben, so gut wie Ihr seliger Vater ruhmvollen Andenkens mit Leicester. Aber müssen Sie mir nicht zugeben, daß es in einem Lande wie England ein großer Trost ist, Manches auf den Günstling wälzen zu können, wofür man nicht selbst einstehen mag? Während Sie jetzt eine ehrenvolle Stellung einnehmen und alle Welt Sie bewundert, wie Sie trotz des Günstlings das Land mit solcher Umsicht, Gewissenhaftigkeit und Sparsamkeit zu regieren wissen, während man jetzt die Schuld aller Ausgaben auf den leichtsinnigen und übermüthigen Günstling wirft — würden Sie künftig alle Verantwortlichkeit allein tragen und den Angriffen aller Derer ausgesetzt sein, die jetzt ihre Vorwürfe gegen Essex richten, wie einst gegen Leicester und Raleigh. Wäre ich erster Minister dieses Landes, Mylord, so würde ich dem jedesmaligen Monarchen einen Günstling schaffen, selbst wenn er es nicht wollte!

— Nun, Sie haben Recht, Graf, man kann Alles von verschiedenen Seiten auffassen! antworte der Lord beistimmend. Ich werde mich Ihres Pagen annehmen, doch kann ich nichts versprechen. Es kommt darauf an, in welcher Laune die Königin ist und was Lady Howard thut. Vielleicht gelingt es mir, die Letztere von ernsteren Schritten abzuhalten.

— Ich zweifle nicht daran, sagte Graf Marr mit einem feinen Lächeln, und ich danke Ihnen im Voraus für ihre Verwendung, Mylord. Uebrigens ist das Mädchen hübsch, ich habe sie gesehen.

— Ich kenne sie, sagte der Großschatzmeister. Es ist noch ein Kind. Sie ist aus guter Familie, aber arm. Es thut mir leid um sie.

— Mylord, Sie werden skrupulös! sagte der Graf lächelnd.

— Man wird alt! erwiederte der Lord, auf den Scherz eingehend.

— Bah, Sie stehen in der Blüthe Ihres Lebens! rief der Graf. Ich bin überzeugt, daß Sie eben so alt werden, wie Ihr Vater. Sie vermeiden Alles, was Ihnen schaden könnte. Sie gehören glücklicher Weise zu jenen Naturen, die nichts mit den Leidenschaften zu thun haben. Da, sehen Sie diesen armen Grafen Essex an.

Er dauert mich. So jung noch, und wie lange wird er es noch machen? Das ist das Ende ungezügelter Leidenschaften!

Der Graf warf diese Worte scheinbar leicht hin und schien sogar im Begriff, aufzustehen. Nichtsdestoweniger ruhte sein Blick forschend auf dem Gesichte des Großschatzmeisters.

Dieser blieb so ruhig, wie er bisher gewesen war. Er wußte aber nun, welches der Hauptgegenstand des frühen Besuches war.

— Ja, sagte er achselzuckend, weshalb konnte er seine Leidenschaften nicht zähmen!

— Man muß bedenken, daß er noch jung war! versetzte der Graf.

— Wir beide sind nicht viel älter, erwiederte Lord Cecil.

— Das ist wahr, aber wir haben ruhiges Blut und überlegen die Dinge, ehe wir sie thun, sagte der Gesandte. Der arme Schelm. Als er seinen tollkühnen Streich begann, wird er wahrscheinlich nicht daran gedacht haben, daß er sein Leben lang dafür im Tower würde büßen müssen!

— Das wird nicht der Fall sein, sagte der Großschatzmeister kurz.

— Sie glauben doch nicht, daß Elisabeth ihn begnadigen wird? rief der Graf.

— Im Gegentheil, antwortete Lord Cecil, die Königin verlangt, daß er vor ein Gericht von Pairs gestellt und nach Recht und Gesetz wegen Hochverraths und Angriffs mit gewaffneter Hand gegen Ihre Majestät verurtheilt werde.

— Das hieße ja Tod! rief der Gesandte sichtbar bestürzt.

Lord Cecil zuckte abermals die Achseln und schwieg.

— Sollte die Königin wirklich so hart mit ihrem früheren Lieblinge umgehen wollen? sagte der Graf dann kopfschüttelnd.

— Die Zeit, wo Elisabeth ihm gewogen war, ist längst vorüber, erwiederte der Lord. Sie mag nichts mehr von ihm hören.

— So mag sie ihn verbannen oder gefangen setzen! rief Marr.

— Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf nehmen, sagte der Lord. Das Verbrechen, das Essex begangen hat, ist ein todeswürdiges.

— Ich bitte Sie, Mylord, ist das Ihr voller Ernst? fragte der Gesandte in offenbarer Bestürzung. Glauben Sie in der That, daß man es wagen wird, Graf Essex zu verurtheilen?

— Wagen? rief der Lord und sein Gesicht wurde finster. Excellenz, das war ein seltsames Wort. Wo das Gesetz so deutlich spricht, da ist von keinem Wagniß die Rede. Der Pairshof wird seine Schuldigkeit thun, und wäre der Angeklagte auch mehr als ein gesunkener Abenteurer!

Der Gesandte preßte die Lippen zusammen und schien im Begriff, heftig zu antworten, bezwang sich jedoch sogleich.

— Ich werde also vertraulich berichten können, daß Essex mit dem Tode bestraft werden wird? sagte er dann.

— Ja, das können Sie, antwortete der Großschatzmeister ruhig. Denn wenn ich mir auch nicht anmaßen will, dem Urtheil des Pairshofes vorzugreifen, so sehe ich doch keinen andern Ausweg. Hochverrath und Angriff auf die geheiligte Person des Monarchen werden in England mit dem Tode bestraft. Ist es in Schottland nicht ebenso?

— Gewiß, gewiß! antwortete der Gesandte hastig und sah vor sich nieder. Ein feines Lächeln zuckte um Robert Cecils Lippen. Er wußte, daß er dem Grafen einen empfindlichen Schlag versetzt habe.

Dieser erhob sich jetzt und nahm seinen Hut.

— Mylord, sagte er freundlich und ruhig, wie vorhin, verzeihen Sie. Ich habe Sie von unserem ersten Gespräch abgelenkt. Sie werden also die Gefälligkeit für mich haben, ein gutes Wort für Robert Carr einzulegen, falls die Sache besprochen werden sollte?

— Gewiß, mein theurer Graf! antwortete der Großschatzmeister, ihm herzlich die Hand schüttelnd. Ich hoffe im besten Fall die Sache ganz beizulegen. Jedenfalls thue ich, was in meinen Kräften steht.

— Mylord, Sie werden mich erkenntlich finden, sagte der Graf.

— Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht von einer solchen Kleinigkeit, sagte der Lord abwehrend. Und wenn Sie an den König schreiben, so vergessen Sie nicht zu erwähnen, daß ich stets sein ergebener Diener bleibe!

— Er kann keinen besseren Freund finden! versetzte der Graf. Adieu, Mylord! Ich hoffe, wir sehen uns noch im Lauf des Tages. Ich werde der Königin meinen Glückwunsch überbringen, daß die drohende Gefahr glücklich von ihrem Haupte abgewendet worden.

— Gut denn, auf Wiedersehen, mein theurer Graf! sagte Lord Cecil.

Sie schüttelten sich die Hände. Der Minister führte den Gesandten bis zur Thür. Dann kehrte er zurück. Ein spöttisches Lächeln schwebte auf seinen Lippen und sein Auge blitzte heller.

— Der Narr! flüsterte er vor sich hin. Dann ging er in das Kabinet.

— Der Narr, dachte er bei sich, als er sich wieder an den Arbeitstisch gesetzt. Er denkt wohl gar, ich sollte mich für Essex verwenden, ich sollte ihn retten? Als ob ich nicht wüßte, daß er den Aufstand mit allen Mitteln begünstigt hat und daß er nicht den Finger rühren würde, um mich zu retten, wenn Essex gesiegt hätte. Nein, der Schwächling soll aus dem Wege geräumt werden. Der König würde ihn begünstigen, mehr als es Elisabeth gethan hat, und dann wäre es um mich geschehen! Er soll die Krone haben, aber nur durch mich, durch keinen Andern. Er muß von mir abhängig sein, wie Elisabeth es jetzt ist. Jetzt liegt ihm noch wenig an dem Tode des Grafen, er kennt ihn nicht, er weiß nicht einmal, was er von ihm zu hoffen hat, also muß Essex jetzt fallen! Dann bin ich der Einzige, von dem er etwas erwarten kann. Und Sie, Graf Marr, Sie hofften einst meine Stelle einzunehmen, wenn Essex der Günstling König Jakobs wäre. Sie irren sich. Ich denke noch manches Jahr in diesem Palaste zu bleiben!

Er ergriff die Feder und schrieb einige kurze Briefe an hochstehende Personen des Hofes, die sogleich dem Kammerdiener übergeben und abgeschickt wurden. Sie bezogen sich sämmtlich auf den Weg, den man einschlagen müsse, um Essex zu vernichten. Die Hauptsache war, die Königin möglichst ungünstig gegen ihn zu stimmen, denn Lord Cecil wußte recht gut, daß die alte Anhänglichkeit an den früheren Günstling noch nicht ganz in ihrem Herzen erloschen sei und daß es einen heißen Kampf kosten werde, sie dazu zu bewegen, den Grafen vor den Pairshof zu stellen und verurtheilen zu lassen, um so mehr, da es sehr schwer zu erweisen war, daß der Graf wirklich einen Angriff auf die Königin selbst beabsichtigt hatte. Dieser Gedanke schien ihn viel zu beschäftigen. Er ließ oft die Feder sinken und wurde nachdenklich. Er bedurfte seiner ganzen Ruhe und Besonnenheit.

— Nun, was hast Du? fragte er seinen Kammerdiener, als er ihm einige Briefe übergab und dieser zauderte. Was ist vorgefallen?

— Man spricht von seltsamen Dingen, die in der Nacht im Schlosse geschehen! antwortete George. Man hat einen jungen Mann gefangen genommen, der nichts weniger beabsichtigt haben soll, als einen Angriff auf die Person Ihrer Majestät.

— Ah! rief der Lord. Wirklich? Weißt Du mehr davon?

— Nein, Lordschaft. Mir sagte es ein Diener von der Nachtwache, der ihn hat verhaften helfen. Er sitzt im Gefangenenthurm. Aber die Sache soll noch ein Geheimniß bleiben. Natürlich habe ich weiter geforscht und wenn ich nicht sehr irre, ist Sir Devilborn dabei im Spiele.

— Es wird wohl nur ein Gerücht sein, warf der Lord ungläubig hin. Du meinst also, Sir Devilborn müsse darum wissen? dann wäre es gut, wenn man zu ihm schickte und ihn herkommen ließe.

— Wenn Ew. Lordschaft befehlen, soll es sogleich geschehen.

— Ja, schicke zu ihm. Laß sagen, ich hätte mit ihm zu sprechen. Warte noch einen Augenblick, George. Was den Brief anbetrifft, so brauchst Du nicht zu erwähnen, daß ich ihn empfangen habe. Ueberhaupt, George, erwarte ich, daß Du

Deine Pflicht kennst und nicht plauderst. Du weißt, daß ich mehr für Dich thun kann, als Sir Devilborn.

— Ich weiß es, Lordschaft, und werde es nie vergessen! antwortete der Diener mit einer tiefen Verbeugung. Doch ich höre die Klingel draußen.

Er ging und kam nach einer Minute zurück.

— Sir Devilborn! meldete er.

— Ach, das ist mir lieb! rief der Lord. Er mag eintreten. Vergiß die Briefe nicht.

George verschwand und der Kavalier trat in das Zimmer. Er war bereits vollständig angekleidet, sogar noch vollständiger, als am vergangenen Tage, aber auch heut fast ganz schwarz.

Mit einer tiefen Verbeugung begrüßte er den Großschatzmeister, der ihn mit einem vertraulichen Kopfnicken empfing.

— Ei, was führt Sie denn so früh zu mir, Sir? rief er ihm entgegen.

— Mylord, antwortete Devilborn ehrerbietig, eine doppelte Absicht. Ich habe Ihnen erstens eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen und zweitens mir noch einige Verhaltungsbefehle für heut Vormittag zu erbitten.

— Gut, Sir, ich freue mich über Ihren Eifer, sagte der Lord. Setzen Sie sich. Nun, und die wichtige Neuigkeit? Wir wollen mit ihr anfangen.

— Mylord, es ist mir gelungen, diese Nacht eines Menschen habhaft zu werden — hier im Palaste selbst — der gewiß keine andere Absicht gehabt hat, als die, Ihre Majestät die Königin zu ermorden.

— Hm, Devilborn, das wäre von großer Wichtigkeit! sagte der Großschatzmeister und beobachtete ihn, trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit, sehr genau. Würden Sie denn im Stande sein, die Beweise dafür beizubringen, daß der Mensch die That wirklich beabsichtigt und welcher Grund ihn zu einem solchen Verbrechen getrieben hat?

— Ja, Mylord. Er ist unter den Begleitern des Grafen Essex gestern gesehen worden und ist die ganze Nacht allein durch das Schloß geirrt. Ich glaube, daß sind hinreichende Beweise.

— Ich glaube nicht, Sir, erwiederte der Großschatzmeister, der seinen Vertrauten immer noch sehr scharf beobachtete. Sind Sie persönlich davon überzeugt, daß er das Verbrechen verüben wollte?

Devilborn zögerte mit der Antwort, dann flog ein verstecktes Lächeln über seine Züge und er sah den Lord bedeutsam an.

— Mylord, erwiederte er, meine persönliche Ueberzeugung gilt hier nicht viel. Es ist nothwendig, daß der Mensch die Absicht gehabt hat.

— Nothwendig? Ich verstehe Sie nicht, Sir, sagte der Großschatzmeister.

— So muß ich mich deutlicher erklären, sagte der Kavalier. Dieser junge Mann, den ein merkwürdiger Zufall in meine Hand gegeben hat, Mylord, ist der größte und gefährlichste Gegner unserer Pläne in Bezug auf eine Angelegenheit, die Ihnen sehr am Herzen liegt.

— Wie soll ich das verstehen? fragte der Lord gespannt und aufmerksam.

— Es ist der Bruder jener Mary Smith, antwortete Devilborn. Er ist gestern aus Amerika zurückgekehrt und scheint eine dunkle Ahnung davon zu haben, daß etwas gegen seine Schwester im Schilde ist.

— Das ist seltsam! murmelte der Lord, der sehr überrascht zu sein schien.

— Ja, das ist es, bekräftigte Devilborn, der ganz ruhig und langsam sprach. Aber noch seltsamer ist es vielleicht, daß ich sogleich seine Ankunft erfuhr, und mehr noch, daß ich einen Plan entdeckte, durch den ich den hitzigen, tollkühnen und energischen jungen Mann nicht nur unschädlich, sondern sogar noch zum Werkzeuge Ew. Lordschaft machen konnte.

— Sie müssen wirklich deutlicher sprechen, sagte der Lord, der jetzt seine Spannung unter einer angenommenen Ruhe zu verbergen suchte. Ich verstehe nichts von diesen Räthseln, mit denen Sie um sich werfen.

— Gut, Mylord, ich will mich kurz fassen, antwortete Devilborn. Der junge Smith ist merkwürdiger Weise der Freund eines Pagen,

Namens Robert Carr, eines Pagen des Königs von Schottland, der sich mit dem Grafen Marr hier befindet. Sie haben sich gestern zufällig getroffen und der Page wußte seinen Freund für einen Plan —

— Gut, ich weiß, unterbrach ihn der Lord. Es handelte sich um eine Entführung, die gelungen ist. Aber woher erfuhren Sie das?

Dabei warf er einen flüchtigen prüfenden Blick auf den Kavalier.

— Ich kenne zufällig den Pagen, antwortete dieser.

— Sie müssen ihn genau kennen, sonst hätte er Ihnen sein Geheimniß wohl nicht mitgetheilt, sagte der Großschatzmeister forschend.

— Je nun, ich habe ihn öfter gesehen und gesprochen, erwiederte Devilborn mit einem leichten Lächeln. Sie wissen ja, daß ich den Grafen Marr öfter besuche, aus Absichten, die Sie kennen. Die Jugend ist vertrauensvoll. Er erzählte mir Alles und ich beschloß, die Gelegenheit zu benutzen, ihn in Whitehall festnehmen zu lassen.

— Und weshalb ließen Sie denn den Pagen mit seiner Geliebten entwischen? fragte der Lord. Sie konnten ja Alle festnehmen lassen.

— Es lag mir nichts daran, Mylord, den jungen Smith wegen einer bloßen Entführungsgeschichte angeklagt zu wissen, antwortete Devilborn. Das konnte wenig helfen. Mehr aber konnte ihm nicht bewiesen werden, sobald die Drei einander gegenübergestellt und verhört wurden. Jetzt habe ich den doppelten Zweck erreicht, daß der Page reinen Mund hält und zweitens, daß wir den jungen Mann anklagen können, weshalb wir wollen.

— Gut! sagte der Lord und sah mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Und es gelang Ihnen so ohne Weiteres, ihn festzunehmen?

— Nein, Mylord! Im Gegentheil, ich glaubte meine Absicht bereits verfehlt, denn Niemand konnte ihn im Schlosse finden. Er war in die Gewölbe geflohen, die in der Nähe meiner Zimmer liegen, und hatte sich wahrscheinlich dort versteckt. Der Zufall ließ ihn später an meine Thür kommen. Ich wollte ihn allein festhalten, er schoß nach mir, die Wache kam dazu, ich ließ ihn festnehmen und jetzt sitzt er im Gefangenenthurm. Ich habe dem Hauptmann der Wache das Versprechen abgenommen, zu schweigen, weil ich vorher erst Ihren Rath einholen wollte, Mylord.

— Das war klug von Ihnen, sagte der Großschatzmeister, der eifrig zugehört und überlegt hatte. Und es steht fest, daß er unter den Anhängern Essex's gesehen worden ist? Oder ist das nur —

— Nein, das steht fest! unterbrach Devilborn die zweifelnde Frage des Lords. Ich kann es beweisen. Es scheint nur Zufall gewesen zu sein, aber die Sache steht fest. Er befand sich unter denen, die mit entblößten Schwertern nach Whitehall eilten.

— Das ist von Wichtigkeit! sagte der Lord. Und wie sieht er aus?

— Er ist ein stattlicher junger Mann, antwortete Devilborn. Blond, frisch und keck, er würde den Frauen gefallen. Auch ist er muthig, sogar tollkühn. Er wäre ein nicht zu verachtender Vertheidiger für seine Schwester.

Der Lord sah gedankenvoll vor sich auf den Tisch und überlegte. Seine Brauen waren finster zusammengezogen. Die Entdeckung, der ganze Plan Devilborn's konnte ihm nur angenehm sein; aber vielleicht gefiel es ihm nicht, daß ein Anderer für ihn gedacht und gehandelt hatte.

— Und weshalb wollen Sie ihn denn durchaus des beabsichtigten Mordes anklagen? fragte er dann rasch den Kavalier.

Dieser zögerte mit der Antwort. Er warf nur dem Minister einen bezeichnenden Blick zu, der mehr sagte, als alle Worte.

— Ich müßte mich irren, wenn ich nicht das Rechte getroffen hätte, sagte er dann.

— Was meinen Sie damit? Sie sprechen heut wirklich in Räthseln! rief der Lord.

— Sie wollen mich nicht verstehen, Mylord! antwortet Devilborn ehrerbietig. Ich meine, daß Graf Essex diesen Mann gedungen hat, um die Königin zu tödten.

Der Lord preßte die feinen Lippen zusam-

men und sah finster vor sich hin. Er fühlte, daß er hier mit einem Menschen zu thun hatte, der ihm an Schlauheit gewachsen war und ihm ins Innerste des Herzens schaute.

— Wollen Sie die ganze Verantwortung einer solchen Anklage übernehmen, Sir? fragte er dann finster den Kavalier.

— Ja, Mylord, sobald ich auf Ihre Unterstützung rechnen darf.

Der Lord schwieg. Nichts konnte erwünschter kommen, als diese Anklage, die mehr als alles Andere die Königin günstig für seine Pläne gegen Essex stimmen mußte. Hätte er die Anklage selbst machen, selbst begründen können, so würde er im Innern frohlockt haben. Aber einen Zweiten zum Vertrauten eines solchen Geheimnisses zu machen — das war viel gewagt, vielleicht zu viel!

— Und wenn er leugnet, wenn er der Königin die Wahrheit sagt? fragte er dann. Er wird sich nicht so ohne Weiteres hängen lassen.

— Man darf ihn nicht zu Worte kommen lassen, sagte Devilborn.

— Hm! das wird schwer halten! meinte der Lord. Es handelt sich nicht um sein Schweigen, sondern um ein Bekenntniß.

— Wir haben die Folter! antwortete Devilborn kurz.

Die Hand des Lords spielte mit der Feder und den Papieren auf dem Tisch, aber sein Auge, seine Miene zeigte, wie lebhaft ihn der Gedanke beschäftigte, wie aufgeregt sein Inneres war.

— Wir wollen es überlegen, Devilborn! sagte er dann kurz und schien abbrechen zu wollen.

— Ich erlaube mir, Ihnen zu entgegnen, Mylord, daß die Zeit drängt! sagte der Kavalier. Was mich anbetrifft, so bin ich gern bereit, den ganzen Plan fallen zu lassen, wenn er Ew. Lordschaft nicht zusagt. Mir liegt wenig daran, diesen jungen Menschen in meiner Gewalt zu haben. Ich werde ihn unschädlich machen können, auch wenn er frei ist.

Trotz dieser Versicherung war seine Miene etwas gespannt und erwartungsvoll. Freilich konnte er kaum daran zweifeln, daß der Lord einwilligen werde. Aber große Herren haben zuweilen ihre eigenen Ideen. Devilborn mußte fürchten, voreilig gehandelt zu haben.

Lord Cecil sah immer noch vor sich auf den Tisch und antwortete nicht.

— So werde ich Befehl geben, den Burschen frei zu lassen, sagte Devilborn.

— Nein, das geht nicht, das würde Verdacht erregen! rief der Lord.

— Es würde sich vielleicht noch machen lassen, sagte Devilborn, der kein Auge von dem Großschatzmeister wegwandte. Noch hat es die Königin nicht erfahren und ich kann sagen, daß ich mich geirrt habe.

— Da es einmal so ist, so mag es auch bleiben! sagte der Lord und stand auf. Dann ging er gedankenvoll durch das Zimmer. Devilborn verhielt sich ganz ruhig und warf nur von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf den Lord. Nach wenigen Minuten setzte dieser sich wieder.

— Devilborn, sagte er dann, den Kavalier scharf fixirend, Sie sind der Urheber dieses Planes gewesen, Sie müssen auch die ganze Verantwortlichkeit desselben tragen.

— Ich könnte erwiedern, daß ich nur einen Vorschlag gemacht habe, antwortete Devilborn. Aber ich bin gern bereit, all' und jede Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen, wenn ich nur die Zustimmung Ew. Lordschaft erhalte.

— Und was verstehen Sie unter dieser Zustimmung, Sir? fragte der Minister.

— Daß Sie die Anklage, die ich im Nothfalle erheben werde, unterstützen, und mich vor den Folgen einer möglichen Entdeckung sichern! sagte Devilborn.

— Gut, dafür will ich sorgen! antwortete der Lord. Also ich überlasse es Ihnen, Ihre Anklage zu beweisen, sobald ein solcher Beweis nöthig wird. Uebrigens darf die Sache nicht in die Oeffentlichkeit kommen. Sie muß durchaus geheim gehalten werden. Nur die Königin und die vertrautesten Räthe dürfen von dem beabsichtigten Attentat erfahren.

— Ich war derselben Ansicht, Mylord! sagte

Devilborn sich verneigend. Deshalb habe ich dem Hauptmann von der Wache Schweigen anempfohlen.

— Gut! Gut! nickte Lord Cecil. Nun, und was wollen Sie gegen den armen Schelm vorbringen, den sein Unstern sehr zur unrechten Zeit nach London zurückgeführt hat?

— Vor allen Dingen, daß er sich gestern bei Essex befunden hat, erwiederte Devilborn. Es wird mir nicht schwer werden, einen Zeugen zu finden, der aussagt, daß Worte zwischen ihm und dem Grafen oder einem Vertrauten gefallen, die auf eine frevelhafte That gegen die Person Ihrer Majestät hindeuten. Nöthigenfalls bin ich dieser Zeuge selbst. Ich glaube sogar, das wird das Beste sein.

— Gewiß! sagte Lord Cecil, und trotz seiner Selbstbeherrschung konnte er ein freudig triumphirendes Lächeln nicht unterdrücken.

— Genug davon! rief er dann. Ich werde Sie zur schicklichen Zeit holen lassen, damit die Königin aus Ihrem eigenen Munde die Wahrheit höre. Sagten Sie mir nicht vorhin, daß noch ein anderer Gegenstand Sie zu mir geführt habe?

— Ja, Mylord! antwortete Devilborn. Ich wollte Sie fragen, ob es bei der Verabredung in Bezug auf die Schwester dieses jungen Menschen bleibt?

— Welche Schwester? Ah so! Mary Smith! Ich vergesse ganz, daß sie einen Bruder hat! rief Cecil. Ja wohl, Devilborn, ich habe Ihnen keine anderen Anweisungen zu geben. Es bleibt dabei.

— Und wünschen Sie, die Lady vorher zu sehen? fragte der Kavalier.

— Wenn es sich machen ließe, ja! Aber es wird hier in London schwer halten. Auch dürfte ich im Laufe des Tages wohl kaum Zeit dazu finden.

— Ganz wie Sie wünschen, Mylord! sagte Devilborn. Vielleicht ist es sicherer, wenn Sie die erste Unterredung noch aufschieben.

— Und wie geht es ihrem Vater, dem alten Smith? fragte Lord Cecil.

— Er ist krank, wie ich gehört habe! antwortete der Kavalier.

— Nun, das paßt ganz gut! sagte der Großschatzmeister. Und nun, Devilborn, verzeihen Sie, aber ich habe noch eine große Menge von Arbeiten vor mir, die auf der Stelle beendet sein müssen!

— Ich gehe sogleich, Mylord! sagte Devilborn, indem er aufstand und sich verneigte. Nur um die Erfüllung einer kleinen Bitte möchte ich Ew. Lordschaft ersuchen, um eine Unterschrift.

— Wozu? fragte der Lord. Wollen Sie eine Anweisung auf meinen Kassirer?

— Nein, Mylord, ich danke! Ich meine eine Unterschrift, die mich ermächtigt, zwei Frauen zu einer beliebigen Zeit in den Tower abzuliefern.

— Was haben Sie denn da schon wieder? rief der Lord lachend. Jetzt wollen Sie sogar Frauen in den Tower bringen. Sind sie hübsch?

— Nein, Mylord, eine Mutter mit ihrer Tochter! antwortete der Kavalier. Ich würde Ihnen sagen, weshalb, aber —

— Nein, nein, ich habe auch jetzt keine Zeit! unterbrach ihn der Lord. Ein ander Mal davon! Geben Sie her! Aber hier fehlt ja der Tag der Ablieferung? Soll ich ihn hinzufügen?

— Wenn ich Sie bitten darf, nein! sagte Devilborn. Ich werde mir erlauben, ihn selbst auszufüllen, wenn es Ew. Lordschaft recht ist!

Der Großschatzmeister unterzeichnete, ohne zu antworten und gab dem Kavalier das Papier zurück. Dieser war im Begriff, sich zu entfernen, als der Kammerdiener eintrat.

— Ihre Majestät die Königin lassen Ew. Lordschaft zu sich befehlen! meldete er.

— So früh? Freilich, sie steht früh auf! Das ist eine gute Eigenschaft von uns Beiden! sagte er. George, Du mußt mich sogleich ankleiden. Begleiten Sie mich zur Königin, Devilborn, und warten Sie im Vorzimmer. Vielleicht kommen wir auf die bewußte Angelegenheit zu sprechen, und dann ist es gut, wenn Sie bei der Hand sind.

Es lag etwas Hastiges, Freudiges in dem Wesen des Großschatzmeisters, das ihm sonst fremd war und das Devilborn sehr gut zu deuten wußte. Er war innerlich hoch erfreut über

die unerwartete und günstige Gelegenheit, die sich ihm dargeboten hatte, Essex sicher zu vernichten. Er feierte den sicheren Triumph schon im Voraus.

Unterdessen war es Tag geworden und die kalte Februar-Sonne rang mit den Nebeln, welche die Zinnen und Mauern von Whitehall umwogten. George stellte die Kerzen bei Seite und beeilte sich dann, seinem Herrn den Anzug zu reichen, dessen er für seinen Besuch bei der Königin bedurfte. Die Halskrause, das enganschließende Wams wurden gewechselt, die Morgenschuhe mit feinen Stiefeln vertauscht, Degen und Ordensketten umgehängt, das Haar und der Bart geordnet.

Während dessen stand Devilborn ruhig und schweigsam, wie eine Bildsäule, die Blicke auf das Fenster gerichtet. Er überlegte jedes der Worte, das er vor der Königin zu sprechen, und jede Erwiederung, die er auf die möglichen Einreden des Gefangenen zu machen hatte. Er sah ein, daß sein Stand ein schwieriger sein würde, aber er fühlte sich einem so jungen Gegner gewachsen und zweifelte nicht daran, zu triumphiren.

Lord Cecil hatte jetzt seine Toilette beendet. Sie war sorgsam, wenn auch nicht gerade glänzend, diente aber wenig dazu, sein Aeußeres zu heben. Der Lord hatte eine von jenen schmächtigen, feinen Gestalten, wie man sie bei Hofleuten oft findet. Auch war sein ganzes Auftreten nicht imponirend. Nur sein lebhaftes, glänzendes Auge erregte Aufmerksamkeit und fesselte die Theilnahme dessen, der ihm entgegentrat. Um Eroberungen bei Frauen zu machen, dazu fehlte es seinem Wesen an Anmuth und Stolz. Dennoch sprach man viel von den Galanterien des Großschatzmeisters, wußte aber selten etwas Bestimmtes. Wie über die politischen, so herrschte auch über seine Liebes-Intriguen stets ein Dunkel, das selten aufgeklärt wurde.

Der Lord nahm einige Papiere aus dem verschlossenen Kästchen, das er sorgfältig wieder verschloß und ging voran. Devilborn folgte. Ihr Weg führte durch eine lange Reihe von Galerien und Zimmern, die von dem matt eindringenden Tageslicht nur spärlich erhellt waren. Während dieses Ganges sprach der Minister kein Wort, denn er wußte, daß die Wände Ohren hatten, und daß selbst gleichgültige Worte zuweilen eine falsche Deutung fanden. Auch überlegte er, wie er der Königin entgegentreten solle.

Der Lord wurde sogleich eingelassen und auf einen Wink von ihm auch Devilborn. Der Letztere blieb jedoch in einem Vorzimmer, während Lord Cecil nach einer abermaligen kurzen Meldung in das Geheimzimmer der Königin trat.

Königin Elisabeth saß nachdenklich auf einem Sessel. Sie war damals nahe an siebzig Jahre alt und selbst die sorgsamste Pflege hatte es nicht hindern können, daß der Zahn der Zeit tiefe Furchen in ihr königliches Antlitz gegraben. Elisabeth war nie schön gewesen; wohl aber war ihre ganze Gestalt und der Ausdruck ihres Gesichtes und ihrer glänzenden Augen fürstlich und imponirend. Selbst jetzt hatten sich diese Eigenschaften noch nicht ganz verloren, und oft glänzte noch, wie fernes Wetterleuchten, einer jener Strahlen aus ihrem Auge, die vor dreißig, vierzig Jahren einen mächtigen Kreis großer und kühner Geister gebändigt hatten.

An diesem Morgen jedoch sah sie älter aus als je. Wahrscheinlich hatten Kummer und Gram sie nicht schlafen lassen. Sich mit so schnödem Undank belohnt, sich von Essex, ihrem Lieblinge, verrathen und angefeindet zu sehen — das war ein harter Schlag, selbst für ein Herz, das schon Manches erduldet! Essex's Vater, Graf Leicester, war der Mann gewesen, den sie von Allen am meisten geliebt und dem sie eine Vertraulichkeit bewiesen, die selbst ihren Ruf gefährdet. Essex hatte sie geliebt, wie einen Sohn. Sie hatte ihn bestrafen müssen, weil seine Kühnheit in Unverschämtheit überging und das Land murrte. Aber im Innersten ihres Herzens sprach immer noch eine Stimme für ihn. Jedes Frauenherz, und schlüge es selbst auf einem Throne, hat das Bedürfniß der Liebe — und nun sah sich Elisabeth auch dieses letzten und reinsten Gefühls beraubt, sie sah Essex

als einen Hochverräther, sie sah ihn die Hand ausstrecken nach ihrem Thron — kein Wunder also, wenn auch sie, die Königin, von bitteren Gedanken über die seltsamen Fügungen des Schicksals erfüllt wurde, und wenn der Gedanke, daß sie Essex strafen, hart strafen müsse, ihr den Schlaf geraubt hatte.

Hätte der tiefblickende Lord Cecil diese Stimmung der Königin nicht gekannt, so würde er sie auf ihrem Gesichte gelesen haben, als er in das Zimmer trat und Elisabeth mit düsterem Auge und mit einem Seufzer ihn empfing. Es war Niemand weiter bei ihr, als eine ältere Hofdame, von der es hieß, daß sie halb taub sei.

— Lord Cecil lassen uns warten! sagte die Königin, nachdem sie dem Lord einen Wink gegeben, sich zu setzen.

— Majestät, ich bedurfte einiger Minuten, um würdig vor Ihnen erscheinen zu können, antwortete der Lord.

— Sie sind eitel, Burleigh! sagte die Königin. Ich weiß es.

— Majestät, ehe der Adler zur Sonne fliegt, schüttelt er sein Gefieder! antwortete der Lord mit einer Verbeugung.

Ein leichtes Lächeln überflog das Gesicht der Königin. Es gab nichts, wofür sie empfänglicher war, als Schmeichelei.

— Ei, Mylord! sagte sie. Sie vergleichen sich mit einem Adler. Das ist kühn!

— Meine gnädigste Königin, antwortete der Lord ehrerbietig, alle Gleichnisse hinken, wie man sagt; ich hätte mich besser mit einem Hahn vergleichen sollen.

— Weshalb? fragte die Königin, die eine große Freundin von Wortspielen war. Weil Sie so früh aufstehen?

— Ich meinte, Majestät, weil mir die Gnade zu Theil geworden ist, über das Wohl Ew. Majestät und des Landes wachen zu können.

— Ja, seit der arme verblendete Essex fern von uns ist, sind Sie Hahn im Korbe! sagte die Königin gedankenvoll und blickte aus dem Fenster. Vielleicht dachte sie daran, daß der Vergleich mit dem Adler besser auf Essex gepaßt hätte.

— Majestät, sagte der Großschatzmeister, der es für gut hielt, die Gedanken der Königin sogleich auf einen bestimmten Gegenstand zu lenken — Majestät, Graf Essex hat sich selbst verbannt aus dem Bereiche der strahlenden und erwärmenden Sonne. Er ist den bösen Mächten der Finsterniß anheim gefallen.

— Ja, es ist so, sagte die Königin und konnte einen Seufzer kaum unterdrücken. Haben Sie Nachrichten von ihm, Burleigh?

— Ich empfing gestern Abend spät einen Bericht vom Kommandanten des Towers, antwortete der Lord. Er meldete nichts Wesentliches.

Diese etwas zögernd gesprochenen Worte erregten die Aufmerksamkeit der Königin, und sie sah den Minister fragend an.

— Ist er trotzig oder bereut er? fragte sie hastig und laut.

— Wie es scheint, mehr das Erstere, antwortete Lord Cecil.

— Beim Kreuz! Es ist ein verstockter Bösewicht! rief Elisabeth heftig. Ich glaube, es thut ihm leid, daß er uns nicht gefangen genommen, und daß wir nicht an seiner Stelle im Tower sitzen!

Der Großschatzmeister antwortete nicht, aber er zuckte unmerklich die Achseln und spielte mit den Papieren, die er in der Hand hielt.

— Wir haben zu Buckhurst und Raleigh geschickt, um die Meinung unserer Freunde über die Strafe zu vernehmen, die Essex auferlegt werden soll! sagte die Königin dann.

Bei dem Namen Raleigh wurde das Gesicht des Großschatzmeisters auf einen Augenblick finster, nahm aber dann sogleich wieder den früheren Ausdruck der Ruhe und Ueberlegung an. Raleigh war kein vertrauter Freund des Lords. Die Beiden mußten zwar offen im besten Einverständnisse miteinander leben; im Geheimen aber suchten sie sich möglichst zu schaden und Raleigh, so ergeben er auch der Königin war, hätte sich vielleicht sogar an Essex angeschlossen, wenn der Plan desselben mehr Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.

— Gnädigste Königin, sagte der Lord ehr-

erbietig aber fest, ich glaube, die Ansicht darüber kann nur eine einzige sein.

— Und welche? fragte Elisabeth schnell und erwartungsvoll.

— Daß Graf Essex vor ein Pairsgericht gestellt und diesem das Urtheil über die Strafe überlassen werde! antwortete Lord Cecil.

Die Königin sann nach. Ihr Gesicht war düsterer geworden und hatte wieder einen schmerzlichen Ausdruck angenommen.

— Ich glaube, Sie haben Recht! sagte sie dann. Und wie wird die Anklage lauten, die unser Anwalt erhebt?

— Auf Hochverrath, ausgeübt mit bewaffneter Hand gegen Ihre Majestät! antwortete der Minister. Die Thatsache steht fest.

— Und welches wird die Strafe sein, Burleigh? fragte sie dann und ihre Augen hingen erwartungsvoll auf dem Gesichte des Lords.

— Majestät, ich kann es nicht voraussagen! antwortete dieser. Aber wenn es erwiesen wird, daß Essex wirklich nach dem geheiligten Leben Ihrer Majestät getrachtet hat, so kann es keine andere sein, als der Tod.

Die Königin zuckte zusammen und schien im Begriff, heftig zu antworten. Aber sie unterdrückte ihre Bewegung und stand auf. Einige Minuten lang ging sie durch das Zimmer. Dann, mit der Hand sich auf den Sessel stützend, fragte sie scheinbar ruhig:

— Glauben Sie, Burleigh, daß man das wird beweisen können?

— Wenn ich offen antworten soll, Majestät, antwortete der Minister, so glaube ich ja! Ich meinestheils wenigstens habe die Gewißheit, daß Essex, wenn Sie sich nicht in seinen Wunsche gefügt, vielleicht das Aeußerste gewagt hätte. Ja, er hat sogar —

— Was hat er? fragte die Königin heftig, als er sich unterbrach.

— Majestät zwingen mich zu einem traurigen Bekenntniß, sagte der Lord zögernd und mit gesenkten Blicken. Ich habe durch einen Kavalier, in dessen Bericht ich Vertrauen setze, die Nachricht empfangen, daß Essex selbst im Augenblicke noch, als er an dem Gelingen seines schändlichen Planes verzweifelte, einen Mann gedungen hat, um —

— Um mich zu tödten? rief die Königin mit funkelnden Augen, als der Lord stockte.

— Ja, Majestät, Sie sprechen es aus! antwortete Cecil. Man hat ihn in der Nacht im Palaste gefunden, und obwohl er nicht eingesteht, so scheinen doch triftige Gründe dafür zu sprechen, daß er wirklich in dieser Absicht heimlich in den Palast eingedrungen. Ein Kavalier, dessen Name Ew. Majestät nicht unbekannt ist, hat ihn entdeckt und mit Gefahr seines Lebens gefangen genommen. Es ist Sir Devilborn. Ich habe ihn mit mir hierher gebracht, und er wartet im Vorzimmer, um Ew. Majestät, wenn Sie es verlangen, selbst Bericht über den wichtigen Vorfall abzulegen.

Die Königin war wieder in den Sessel gesunken. Auf ihrem verstörten, gramdurchzuckten Gesichte las der Großschatzmeister den ganzen bitteren Schmerz, der das königliche Herz erfüllte. Essex, ihr Liebling, hatte einen Mörder gegen sie gedungen, gegen sie, die alte schwache Frau, die ihm so viel Gutes und Liebes erwiesen! Es bedurfte einiger Zeit, ehe sie diesen Gedanken fassen konnte.

— Lassen Sie den Kavalier eintreten! sagte sie dann matt.

Aber noch ehe Lord Cecil den Auftrag ausführen konnte, meldete der Kammerdiener Sir Walter Raleigh und Lord Buckhurst. Sie traten Beide zu gleicher Zeit ein, und nachdem sie die Königin ehrerbietig gegrüßt, blieben sie schweigend in einiger Entfernung vor ihr stehen.

Elisabeth empfing sie mit einem stummen Gruß und wandte sich dann an die Hofdame, die hinter ihrem Sessel stand.

— Wo bleibt Lady Howard? fragte sie. Ich habe zu ihr geschickt.

Die Hofdame ging und kam nach einer Minute mit der Nachricht zurück, daß Lady Howard bereits in einem Nebenzimmer warte, aber nicht einzutreten gewagt habe, da sie gehört, daß die Räthe der Krone bei der Königin versammelt seien.

— Ich wünsche die Gegenwart der Lady!

sagte Elisabeth, und gleich darauf trat die Dame ein.

Sie war in geschmackvoller und reicher Morgentoilette, und wer sie jetzt sah, mußte wohl der allgemeinen Ansicht beipflichten, daß sie die schönste und stolzeste Dame des Hofes sei. In der malerischen Tracht der damaligen Zeit, umrauscht von dem weiten bauschigen Seidenkleide, den schönen stolzen Nacken umschlossen von dem abstehenden Spitzenkragen, das dunkle glänzende Haar über die Stirn zurückgekämmt und in großen Locken auf den Nacken niederfallend — schritt sie mit fürstlichem Anstande und doch ergebener Miene auf die Königin zu, die ihr die Hand zum Kusse reichte, und nahm dann, nachdem sie die Minister stolz und beinahe herablassend gegrüßt, auf einem Sessel Platz. Dasselbe thaten auch die Herren Raleigh und Buckhurst.

Auf das Geheiß der Königin hielt jetzt Lord Cecil einen Vortrag über die Lage der Dinge. Er war kurz, denn es ließ sich voraussetzen, daß die gegenwärtigen Personen mit allen wesentlichen Ereignissen bekannt waren. Dann folgte eine Verhandlung über das Verfahren, das man gegen Essex einschlagen müsse, und Raleigh und Lord Buckhorst waren ebenfalls der Meinung, daß der Graf vor den Pairshof zu stellen und des Hochverraths anzuklagen sei. Erst ganz zuletzt erwähnte der Großschatzmeister des Mörders, den man im Palaste der Königin gefangen genommen habe. Diese Nachricht schien großen Eindruck auf Raleigh und Buckhurst zu machen, und der Letztere wagte sogar den Vorschlag, ob es nicht angemessen sei den Verbrecher sogleich in geheimer Sitzung zu verhören.

— Sie haben Recht, Buckhurst! sagte Elisabeth. Sir Devilborn ist doch noch im Vorzimmer, Burleigh?

— Ich glaube, Majestät! antwortete der Großschatzmeister.

— So geben Sie den Befehl, den Gefangenen unter starker Bedeckung heraufzuführen, und Sir Devilborn zu gleicher Zeit mit ihm eintreten zu lassen. Ich will den Angeklagten und den Kläger gegenüberstellen.

Dieser Vorschlag schien dem Lord nicht zu behagen. Es lag in demselben ein geheimer Zweifel an der Anklage, der dem Plane gefährlich werden konnte. Der Großschatzmeister zögerte.

— Wollen Ew. Majestät wirklich einem solchen Verbrecher die Gnade gewähren, vor Ihrem erlauchten Angesicht erscheinen zu dürfen? sagte er ehrerbietig. Ew. Majestät, wenn ich mir die Ansicht erlauben darf, sind in einer aufgeregten Gemüthsstimmung und ich fürchte —

— Fürchten Sie nichts, Mylord! unterbrach ihn die Königin unmuthig. Ich weiß selbst, was ich zu ertragen im Stande bin. Der Gefangene wird natürlich gefesselt und gut bewacht sein.

Burleigh ging, um den Auftrag auszurichten und mit Sir Devilborn noch einige Worte zu sprechen. Die Versammlung blieb in gespannter Erwartung im Zimmer zurück. Lady Howard war bei der Erwähnung Devilborn's aufmerksam geworden, erlaubte sich jedoch keine Frage, so wenig wie Raleigh und Buckhurst. Die Königin sah finster auf den Teppich, der den Fußboden bedeckte.

Auch als Burleigh wieder eingetreten war, wurde das Schweigen nicht unterbrochen. Der Großschatzmeister wechselte einige flüchtige Blicke mit Lady Howard, die dem scharfen Auge Sir Walter Raleigh's nicht entgingen. Dann hörte man Geräusch und Stimmen im Nebenzimmer. Die Thüren wurden geöffnet. Sir Devilborn trat ein. Ihm folgte der Gefangene, John Smith, mit auf den Rücken gebundenen Armen, begleitet von zwei Hauptleuten der Wache, die den gezückten Degen in der Hand trugen.

Die Königin achtete nicht auf den tiefen und ehrerbietigen Gruß Sir Devilborns, sondern richtete ihre Augen auf den Gefangenen, von dem es hieß, daß er nach ihrem Leben getrachtet habe. Dasselbe thaten Raleigh, Buckhurst und Lady Howard und der Großschatzmeister. Devilborn seinerseits ließ seine Blicke prüfend über die Personen im Zimmer schweifen.

Was er sah, mußte ihn mit Erstaunen er-

füllen. Lady Howard zuckte zusammen, als sie den Gefangenen erblickte und schien blasser zu werden. Der Großschatzmeister dagegen erröthete flüchtig und wurde unruhig. Raleigh machte große und verwunderte Augen und schien sich zu besinnen. Plötzlich richteten sich die Blicke dieser drei Personen auf Devilborn, und zwar mit einem so zürnenden, verwunderten Ausdrucke, daß der Kavalier, der nicht ahnen konnte, welche Erinnerungen der Anblick des jungen Mannes namentlich bei Lady Howard und Lord Cecil wach gerufen, sie seinerseits ganz erstaunt anblickte und fast verlegen wurde.

John mußte in gemessener Entfernung von der Königin stehen bleiben. Sein Gesicht war verstört und übernächtig, wurde aber ernst und beinahe finster, als er sich der Königin gegenüber sah. Das Haar und den Anzug hatte man ihm wahrscheinlich geordnet, damit das Auge der Königin nicht durch das verwilderte Aussehen desselben beleidigt werde. So machte denn der junge Mann selbst in dieser Lage noch immer einen stattlichen und einnehmenden Eindruck. Auch war seine Haltung stolz und aufrecht.

Er grüßte die Königin ehrerbietig und ließ dann seine Blicke über die Versammlung schweifen. Der Erste, den er erkannte, war Sir Walter Raleigh, und ein Strahl von Freude schien über das düstere Gesicht des Gefangenen zu zucken, als er den Admiral erkannte. Dann fiel sein Blick auf Lady Howard und er schien aufs Höchste überrascht und wandte seine Blicke sogleich von ihr ab. Länger weilte sein Auge auf dem Großschatzmeister. Endlich schien er auch diesen zu erkennen, und sein Gesicht nahm einen überlegenden, nachdenklichen Ausdruck an, blieb jedoch ruhig und gefaßt.

Die Königin hatte den jungen Mann während dessen aufmerksam betrachtet, und da sie nichts in seinem Aeußern oder in seinem Benehmen fand, was ihr Mißfallen erregte, fragte sie ihn ruhig:

— Also Ihr gesteht ein, daß Ihr vom Grafen Essex gedungen worden seid, mir nach dem Leben zu trachten?

— Majestät, antwortete John ruhig, nie ist ein solches Geständniß über meine Lippen gekommen, denn ich habe nie einen solchen Plan gefaßt.

— Aber man beschuldigt Euch dessen, Sir! rief die Königin lebhaft.

— Majestät, sagte der junge Mann mit einem bittern Lächeln, es vergeht wohl selten ein Tag, an dem nicht ein Mensch wegen einer That beschuldigt wird, an die er nie gedacht hat. Es ist die Sache der Gerechtigkeit, den Verleumder zu strafen.

— Wenn es Verleumdung ist, ja! sagte die Königin. Aber womit wollt Ihr beweisen, daß Ihr unschuldig seid?

— Ich glaube, es ist die Sache meiner Ankläger, mir zu beweisen, daß ich schuldig bin, antwortete John ruhig.

— Da habt Ihr Recht! rief Elisabeth. Nun, wer ist der Ankläger?

Eine kurze Pause trat ein. Der Großschatzmeister warf einen Blick auf Devilborn.

— Ich bin es, wenn Ew. Majestät erlauben, sagte der Kavalier.

— Nun gut, so sprecht! sagte die Königin finster und kurz.

— Ich beschuldige diesen Menschen und werde es beweisen, sagte Devilborn, daß er vom Grafen Essex gedungen worden ist, um nach dem geheiligten Leben Ew. Majestät zu trachten. Ich fordere ihn fürs Erste auf, zu sagen, ob er nicht gestern Nachmittag unter der Schaar des Grafen gewesen ist, die nach Whitehall zog.

— Das ist wahr! antwortete John ruhig. Aber es geschah ohne meine Schuld. Ich wurde auf der Straße von den Anhängern des Grafen umringt, mit nach dem Palast desselben gezogen, und fand nicht eher eine Gelegenheit, dem verbrecherischen Haufen zu entfliehen, als bis derselbe aus einander ging.

— Das ist nicht unmöglich, sagte die Königin. Es müßte mehr bewiesen werden. Hat er mit Essex gesprochen?

— Ja, antwortete der Kavalier, an den diese Frage gerichtet war. Im geheimen Auf-

trag befand ich mich selbst im Palast des Grafen, um genau von Allem unterrichtet zu sein, und dort sah ich diesen Menschen. Ich sah auch, wie der Graf ihm winkte und ihn in ein Nebenzimmer zog. Die Thür blieb aber ein wenig offen und ich hörte ganz deutlich, wie der Graf zu ihm sagte: John, für den Fall, daß ich Whitehall nicht stürme, weißt Du, was Du zu thun hast. Wenn die Königin verblendet genug ist, mich von sich zu stoßen, so mag die Schuld auf ihr Haupt fallen. Triff gut! Sobald sie todt ist, werden meine Anhänger triumphiren!

— Das sagte er? rief die Königin mit flammenden Augen.

— Nein, Majestät, zu mir hat Graf Essex dergleichen nicht gesprochen! rief John schnell und laut. Vielleicht hat er es gesagt, aber nicht zu mir. Er kennt mich gar nicht.

— Womit willst Du das beweisen? herrschte ihn die Königin an.

— Ich könnte erwiedern, Majestät, antwortete der junge Mann mit unerschütterlicher Ruhe, daß man mir beweisen müßte, daß Graf Essex mich kenne. Aber ich habe einen Gegenbeweis. Man hat mir eine Brieftasche abgenommen. In dieser befindet sich mein Patent als Offizier auf Sir Richard Greenville's Schiff „Herkules". Mit diesem bin ich erst vor einigen Tagen von einer dreijährigen Reise nach London zurückgekehrt und gestern hier eingetroffen, das kann ich beweisen. Das Patent muß in meiner Brieftasche sein.

— Wo ist sie? fragte die Königin, die jetzt ruhiger geworden war.

— Ich habe sie bei mir! sagte der Hauptmann, derselbe, der John verhaftet hatte, und der auch den Degen und die Börse des Gefangenen als vielleicht nothwendige Beweisstücke bei sich trug.

Die Brieftasche wurde geöffnet und das Patent verlesen. Es war im Januar ausgestellt und lautete dahin, daß Richard Greenville den John Smith wegen seiner Treue, seines Diensteifers und seiner Tapferkeit, die er auf einem dreijährigen Seezuge bewiesen, trotz seiner Jugend zum Offizier ernenne. Raleigh prüfte das Patent und fand es richtig und in aller Form ausgestellt.

— Ich muß hinzufügen, sagte dann der Admiral, daß Sir Richard Greenville mit mir von diesem jungen Manne gesprochen und ihn mir empfohlen hat. Auch sah ich ihn, wenn ich nicht irre, gestern in London ankommen und hörte aus seinem Munde ein Lebehoch für Eure Königliche Majestät!

— Das ist merkwürdig! sagte Elisabeth und warf einen finstern Blick auf Devilborn. Wie ist es denn möglich, wenn dieser junge Mensch erst gestern nach London zurückgekehrt ist, daß ihm Graf Essex einen so wichtigen und schändlichen Auftrag anvertraut?

— Ich erlaube mir, Ew. Majestät ehrerbietigst zu bemerken, sagte der Kavalier, dessen Stirn sich bei Raleighs Zeugniß in düstere Falten gezogen hatte, daß dieser Mensch sich das Patent auf unerlaubte Weise angeeignet haben kann und daß es ihm gar nicht gehört. Oder vielleicht ist jener John Smith ein Freund von ihm.

— Aber Raleigh sagt doch, daß er ihn gesehen, warf die Königin mißtrauisch ein.

— Gewiß, Majestät, es war derselbe junge Mann! sagte der Admiral.

— Ich möchte doch beinahe behaupten, daß hier eine Täuschung obwalte, entgegnete Devilborn etwas beleidigt. Ich bin sicher, daß ich mich nicht irre.

— Ich selbst möchte darauf schwören, diesen jungen Mann schon früher in London gesehen zu haben! sagte jetzt auch der Großschatzmeister.

Er schien noch mehr sprechen zu wollen, aber es traf ihn ein so finsterer und zürnender Blick aus Johns Augen, daß selbst der kluge und feine Staatsmann in Verwirrung gerieth und schwieg.

— Nun gut! rief die Königin, die mit dem bisherigen Verlaufe des Verhörs nicht zufrieden schien — gesetzt, er wäre bei Essex gewesen und hätte ihn schon länger gekannt, wie will man beweisen, daß der Graf ihn zu einer solchen Schandthat gedungen?

— Ich erlaube mir, Ew. Majestät noch

einmal unterthänigst mein Zeugniß vorzulegen! sagte Devilborn ehrfurchtsvoll.

— Ist es das einzige? rief die Königin, ihn mißmüthig anblickend.

Der Kavalier schwieg und senkte die Blicke, als wäre sein Stolz und seine Ehre gekränkt. Es schien ja, als zweifle Elisabeth an seinem Zeugniß.

— Die Hauptsache scheint mir, daß dieser Mann zur Nachtzeit im königlichen Palaste gefunden worden! warf jetzt Lord Buckhurst ein.

— Ja wohl, Sir, ich nehme an, Ihr wäret so rein und unschuldig, wie Ihr Euch machen möchtet, rief die Königin — was hattet Ihr dann in unserem Palaste Whitehall zu thun, bei nächtlicher Zeit, hm?

— Majestät, erwiederte John ehrerbietig, ich will die Wahrheit sagen, obgleich sie mich schuldig erscheinen läßt. Ich begleitete einen Pagen, der ein junges Mädchen aus dem Palast entführte.

Er wollte fortfahren, aber die Königin gerieth bei diesen Worten in so heftigen Zorn, daß es ihm unmöglich wurde, einen getreuen Bericht seines Mißgeschickes abzustatten. Sie fragte bald diesen, bald jenen, und Lady Howard mußte ihre ganze Gewandheit aufbieten, das drohende Unwetter von sich abzuwenden, und sich so gut als möglich zu entschuldigen, daß sie nicht schon früher Anzeige gemacht.

Während dessen benutzte Devilborn einen Augenblick und näherte sich John, ohne daß selbst die Hauptleute darauf achteten.

— Bursche, flüsterte er ihm zu, wenn Du mich verräthst, so lasse ich Deinen Vater, Deine Schwester und Lady Ringrose in der nächsten Viertelstunde erdolchen — ich schwöre es beim Heil meiner Seele! Aber wenn Du schweigst, so sollst Du frei sein! Mein Wort als Kavalier darauf!

John warf einen verächtlichen Blick auf Devilborn, der sogleich zurücktrat; aber auf dem finstern Gesicht des Kavaliers stand ein so fester Entschluß, daß der Jüngling fürchten mußte, sein Feind werde Wort halten. Ueberlegend und nachdenkend sah er vor sich hin und blickte dann zu Lady Howard hinüber, die mit der Königin sprach. Es war ein merkwürdiger Blick, der ihn aus dem Auge der Lady traf — halb drohend, halb stolz, halb bittend und schmeichelnd. Unwillkürlich überflog ein Lächeln die Züge des jungen Mannes und er senkte die Augen.

— Also die Wahrheit ist, rief die Königin dann, daß ein Page des Grafen Marr die kleine Bertha entführt hat. Schönes Volk, diese Schotten! Wie die Herren, so die Diener! Und Du hast ihm beigestanden, Bursche?

— In einem unbesonnenen Augenblicke gab ich dem Jugendfreunde, den ich auf dem Wege nach dem Hause meines Vaters begegnete, mein Wort, und das mußte ich halten. Ich bereue es tief.

— Du sollst Gelegenheit haben, es noch mehr zu bereuen, rief die Königin zornig. Aber Ihr, Sir Devilborn, was wollt Ihr? Wenn es feststeht, daß dieser junge Mensch den Pagen begleitete, dann hatte er ja guten Grund, in Whitehall zu sein. He, erklärt mir das!

— Majestät, antwortete Devilborn, der ganz ruhig blieb, obwohl der Schatten inneren Unmuthes auf seinem Gesichte schwebte — Majestät, ich zweifle daran, daß dieser Mensch den Pagen begleitete. Er wird von der Entführungsgeschichte gehört und sie zu seinem Zwecke ausgebeutet haben. Und weshalb blieb er zurück, als der Page sich entfernte?

— Ja, das ist wahr! sagte die Königin, die von einem Zweifel in den andern geworfen wurde. Rechtfertige Dich, Bursche!

John wollte sprechen. Aber es traf ihn ein so drohender Blick aus den Augen Devilborns, daß er zögerte. Sollte er seinen Vater, seine Schwester und die unglückliche Lady Ringrose der Rache des Kavaliers opfern, nur um sich selbst zu retten? Vielleicht war es besser, wenn er jetzt noch schwieg. Es war ohnehin kein günstiger Augenblick, die Königin mit einer langen Erzählung zu belästigen.

— Majestät, sagte er, ich wurde durch die Söldner aufgehalten, während mein Genosse mit seiner Geliebten entkam und flüchtete zurück in

den Palast, um mich dort zu verbergen, bis ich Zeit zur Flucht fände.

— Zufällig kam er an meine Thür, fuhr Devilborn fort, ich erkannte ihn, er schoß auf mich, die Wache kam zu Hülfe und ich ließ ihn festnehmen.

— Man hätte mir sogleich Anzeige machen sollen, sagte die Königin.

— Es war nach Mitternacht, entgegnete der Kavalier bescheiden.

— Und wo hat er sich so lange umhergetrieben? fragte Elisabeth weiter.

Die Frage war halb an John gerichtet. Der junge Mann warf abermals einen Blick auf Lady Howard, die ihn wieder so seltsam ansah, wie vorhin, nur noch ängstlicher.

— Majestät, sagte er dann ruhig, ich irrte planlos durch die dunklen Gänge des Palastes.

— Und wo liegt denn die Wohnung Devilborns? fragte die Königin mißmüthig. Ich wußte nicht, daß der Kavalier sich bei uns einquartiert hat.

— Allergnädigste Herrin, nahm der Großschatzmeister jetzt für seinen Vertrauten das Wort, Sir Devilborn ist einer meiner ergebensten Diener und mir in manchen Angelegenheiten von großem Nutzen. Ich ließ ihm einen unbewohnten Theil in einem Gewölbe einräumen, um ihn zuweilen auf längere Zeit in meiner Nähe zu haben.

— Man hätte mich vorher fragen sollen! warf die Königin mißmüthig hin. Nun es ist genug geredet worden. Ich habe es satt. Die Anklage scheint mir nicht erwiesen. Es muß genauer nachgeforscht werden. Wenn es feststeht, daß dieser junge Mensch der Schiffslieutenant John Smith ist, daß er erst gestern London wiedergesehen und jenen übermüthigen Pagen begleitet hat, so muß eine Verwechselung vorliegen, und bis nicht ganz genaue Erkundigungen eingezogen sind, muß sich Sir Devilborn gefallen lassen, daß wir seine Angaben in Zweifel ziehen. Wir bekennen offen, daß wir den Grafen Essex trotz seiner Verblendung einer solchen Schändlichkeit nicht für fähig halten. Der Verlauf der Untersuchung wird uns zeigen, ob wir Recht haben.

Niemand wagte, auf diese streng und scharf gesprochenen Worte etwas zu erwiedern. Devilborn und Burleigh sahen finster vor sich hin. Lady Howard athmete freier, und als John abermals zu ihr hinübersah, begegnete er einem dankenden Blicke ihres schönen Auges. Er hatte ihn verdient!

Die Nachricht, daß der Schloßhauptmann dringend Ihre Majestät zu sprechen wünsche, unterbrach das Stillschweigen.

— Was giebt's? rief die Königin. Wenn es nicht wichtige Dinge sind, so soll man uns damit verschonen!

— Majestät, erwiederte der Meldende, ein Offizier der Schloßwache — es scheint ein ganz ähnlicher Fall, wie der mit diesem Angeklagten.

— Gottes Zorn! rief die Königin auffahrend. Hat er zwei Mörder gedungen? Der Hauptmann soll eintreten. Vielleicht ist das der richtige!

Burleigh und Devilborn sahen sich überrascht an. Gleich darauf trat der Hauptmann ein. Ein Wink der Königin gebot ihm, sogleich zu sprechen.

— Vor einer halben Stunde — so berichtete er — ward mir gemeldet, daß in dem südlichen Flügel des Palastes, in der Nähe des Westminsterthores, ein verdächtiger Mensch in einer mit Brettern und alten Geräthschaften gefüllten Nische entdeckt und festgenommen worden sei. Ich begab mich sogleich dorthin und erblickte einen noch jungen Menschen, der sich scheinbar im Zustande der größten Angst und Verzweiflung befand. Sobald er mich sah, fiel er auf die Knie und bekannte, daß er sich gestern durch das Westminsterthor in den Palast Ihrer Majestät geschlichen habe, um eine gräßliche That zu vollbringen, zu der er durch den Grafen Essex gedungen worden. In der Dunkelheit habe er jedoch den ihm bezeichneten Weg nach den Gemächern Ihrer Majestät der Königin verfehlt und sei von solcher Angst und solchen Gewissensbissen erfaßt worden, daß er sich in eine Nische geflüchtet und mit großer Sehnsucht

auf eine Gelegenheit zur Flucht gewartet habe. Diese habe sich jedoch nicht gefunden, da das Thor fortwährend besetzt gewesen sei, und in der Angst, Hungers zu sterben, sei er eben im Begriff gewesen, sich herauszuwagen und Alles zu bekennen, als ein Diener ihn entdeckt. Sein Name ist Thomas Lee, und man hat außer einem langen Stoßdegen einen kurzen zweischneidigen Dolch, ein Pistol und eine ziemlich gefüllte Börse bei ihm gefunden. Ich erlaube mir pflichtschuldigst bei Ew. Majestät anzufragen, was mit dem Gefangenen geschehen soll.

Elisabeth war blaß geworden und ihre Hand, die auf der Lehne des Sessels ruhte, zitterte sichtbar. Es schien, als wage sie Niemand anzusehen, denn ihre Blicke schweiften im Zimmer umher, ohne auf Jemand zu weilen. Ihre Hoffnung, daß Essex es nicht gewagt habe, an ein so schändliches Verbrechen zu denken, war durch die Ereignisse auf eine traurige Weise Lügen gestraft worden. Ihr Vertrauen war abermals getäuscht.

Auch auf die anderen Versammelten machte die Nachricht einen tiefen Eindruck. Devilborn und der Großschatzmeister wechselten Blicke des Einverständnisses, Raleigh und Buckhurst blickten nicht ohne einen Anflug geheimer Freude vor sich hin, und Lady Howard wagte es sogar, einen freundlichen und aufmunternden Blick auf John zu werfen, der fast allein scheinbar gleichgültig den Bericht anhörte.

— Man führe ihn sogleich hierher! sagte die Königin mit erzwungener Fassung. Wir wollen sein Geständniß aus seinem eigenen Munde hören.

Dann stützte sie den Kopf auf die Hand und sah aus dem Fenster, ihr Gesicht vom Zimmer abwendend, so daß Niemand es sehen konnte. Die Versammlung bewahrte das tiefste Stillschweigen.

Wenige Minuten darauf trat, ebenfalls von Bewaffneten mit gezücktem Degen geleitet, der neue Gefangene in das Zimmer. Sein Gesicht war von Angst und Furcht verzerrt. Er wagte die Augen nicht zu erheben und fiel sogleich auf die Knie, als er über die Schwelle war.

Was indessen Allen auffiel, das war eine merkwürdige Aehnlichkeit in dem Aeußern und der Kleidung des Gefangenen mit John Smith. Er war ungefähr von derselben Größe, zwar etwas älter, aber noch jung, und langes blondes Haar fiel auf seine Schultern, während ein kurzer blonder Bart Lippen und Kinn umgab. Wenn John Smith und Thomas Lee neben einander standen und genauer mit einander verglichen wurden, so konnte man sie allerdings nicht mit einander verwechseln. Schon die stolze Haltung des Ersteren, sein ausdrucksvolles Gesicht und seine größere Jugend gaben ihm einen vortheilhaften Vorzug vor dem Verbrecher. Aber wer Beide nur flüchtig gesehen, der konnte sie allerdings verwechseln, namentlich, da ihre Kleidung selbst in den Einzelnheiten fast genau übereinstimmte.

Sobald Devilborn das erkannte, heiterte sich sein Blick wieder auf und man konnte deutlich sehen, wie seine Miene wieder den Ausdruck der Zuversichtlichkeit und des Selbstvertrauens annahm. Der Großschatzmeister winkte ihm mit den Augen, und er antwortete lächelnd auf dieselbe Weise. Es war nicht schwer, zu errathen, was diese Winke bedeuteten.

Die Königin warf nur einen flüchtigen und verächtlichen Blick auf den knieenden Missethäter; da sie aber nachher ihre Blicke auch auf John weilen ließ, so ließ sich annehmen, daß auch ihr die Aehnlichkeit zwischen Beiden aufgefallen sei.

— Burleigh, sagte sie dann. Wir wollen uns mit diesem Menschen nicht befassen. Wir ermächtigen Sie, ihn zu verhören.

Der Großschatzmeister schien nicht unzufrieden damit und leitete das Verhör mit meisterhafter Geschicklichkeit. In weniger als zehn Minuten hatte der Verbrecher Alles gestanden, was er zu bekennen hatte, und Lord Cecil wußte so zu fragen, daß Essex's Schuld aus den Antworten klar hervorging. Zufälliger Weise stimmten seine Aussagen theilweise mit dem früheren Berichte Devilborns über John Smith überein. Thomas Lee war ein Diener des Grafen Essex gewesen und der Graf hatte ihn zu bewegen gewußt, wenn das Unternehmen mißlinge, in Whitehall

einzudringen und entweder die Königin oder Lord Cecil zu tödten. Die letzte Verabredung darüber war erst am vergangenen Tage getroffen worden und zwar im Palast des Grafen in einem Zimmer neben dem Saale, in welchem die Genossen des Grafen sich versammelt hatten. Wenn Thomas Lee wirklich die Wahrheit sprach und nicht etwa von einem geheimen Feinde Essex's gedungen worden, um den Grafen zu kompromittiren — ähnlich wie der Großschatzmeister John Smith benutzen wollte — so war die Schuld des Grafen Essex außer allem Zweifel. Es ist aber bis auf den heutigen Tag noch nicht erwiesen, ob Thomas Lee das Werkzeug Essex's oder eines seiner mächtigen Feinde gewesen.

Die Königin schien durch das Geständniß des Verbrechers aufs Tiefste erschüttert. Sie athmete schwer und unregelmäßig und vermied es, Burleigh, Raleigh und Buckhurst anzublicken, deren Mienen von geheimer Freude leuchteten. Sie winkte endlich mit der Hand, daß das Verhör beendigt werden solle und blickte dann auf John.

— Es scheint, Sir, sagte sie, als habe eine Verwechselung zwischen Euch und diesem Elenden stattgefunden.

— Ja, Majestät, erwiederte der junge Mann, es scheint so, und ich danke Gott, daß ich einem so furchtbaren Verdachte und einer solchen Gefahr entronnen bin.

— Wenn Ew. Majestät mir eine Bemerkung gnädigst erlauben wollen, sagte nun auch Devilborn, so möchte ich jetzt meinen Irrthum eingestehen. Nicht dieser ehrenwehrte Herr und Offizier war es, wie ich jetzt wohl begreife, den ich bei Essex sah, sondern jener Elende. Aber die Aehnlichkeit zwischen beiden ist so groß, daß eine Täuschung wohl möglich war. Ich glaubte meine Pflicht zu thun, ich freue mich indessen —

— Schon gut! unterbrach ihn die Königin mit matter Stimme. Wir danken Euch für Euren Eifer. Es wird eine Verwechselung gewesen sein. Man gebe dem Offizier seinen Degen und was ihm sonst gehört zurück. Er mag frei ausgehen und die überstandene Angst als Strafe für seine Theilnahme an der Entführung betrachten, über die wir uns unsere Entscheidung noch für später vorbehalten.

John verneigte sich dankend. Er empfing seine Börse, seine Brieftasche, seinen Hut und seinen Degen. Als er den letzteren umgürtete, leuchteten seine Blicke auf und glänzten herausfordernd und trotzig zu Devilborn hinüber. Der Kavalier schien jedoch nicht darauf zu achten.

— Und was soll mit dem Elenden geschehen? fragte Burleigh die Königin.

— Man verfahre mit ihm nach dem Wege Rechtens! antwortete sie und machte Miene sich zu erheben. Lady Howard stand auf und wollte ihr den Arm bieten. Zufällig aber stand die andere Hofdame der Königin näher und Elisabeth stützte sich auf diese.

— Majestät, sagte jetzt John, indem er ehrerbietig einen Schritt vortrat, darf ich die Gnade Ew. Majestät in Anspruch nehmen und um wenige Minuten Gehör in einer Angelegenheit bitten, die —

— Nicht jetzt, nicht jetzt! unterbrach ihn die Königin ungeduldig. Später davon. Unser Herz ist durch den tückischen Verrath eines Mannes, dem wir einst unsre ganze Huld geschenkt hatten, tief verletzt worden. Wir bedürfen der Ruhe. Wendet Euch später an Uns, Sir.

Dann aber, sich stolz aufrichtend und ihre großen Augen der Reihe nach auf alle Anwesenden richtend, rief sie mit lauter Stimme:

— Und Euch Allen befehlen wir, über das zu schweigen, was Ihr hier gesehen und gehört. Es ist unser Geheimniß! Wir wollen es! Die böse Welt soll nicht erfahren, daß ein Verstoßener es gewagt hat, nach dem Leben seiner guten und gnädigen Königin zu trachten. Wir wollen den Lästerzungen keinen Spielraum gönnen, und dem drohen wir mit unserer ganzen Ungnade, der auch nur eine Sylbe verlauten läßt von dem, was hier geschehen. Es ist unser gestrenger und königlicher Wille. Man wird ihn beachten!

Mit dieser letzten Anstrengung verließen sie ihre Kräfte; sie sank auf die Schulter der Hofdame und schwankte, von ihr gestützt, aus der

Thür, während die Versammelten ihr ehrerbietig nachschauten.

Eine peinliche Stille folgte für einige Augenblicke dieser Scene. Die Lords sahen vor sich hin, Lady Howard blickte zum Fenster hinaus, oder ließ zuweilen ihren Blick durch das Zimmer schweifen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie etwas, was kein Anderer sah, selbst John nicht — einen Blick des Einverständnisses und des Triumphes zwischen Devilborn und dem Großschatzmeister und sie verließen unmittelbar darauf mit einer Verbeugung, die allen Anwesenden galt, das Gemach, aber durch eine andere Thür, als diejenige, durch welche die Königin geschritten.

Gleich darauf gab der Großschatzmeister den Hauptleuten von der Wache einige Befehle. Thomas Lee wurde abgeführt; nach ihm verließen Devilborn und Burleigh zugleich das Gemach.

— Was befehlen Ew. Excellenz, daß mit dem Thomas Lee geschehen soll? fragte der Hauptmann der Wache im Vorzimmer den Großschatzmeister.

— Führen Sie ihn auf die Schloßwache, antwortete Lord Cecil und lassen Sie das Boot in Stand setzen, um ihn sogleich nach dem Tower zu bringen. Sie werden meinen schriftlichen Befehl sogleich zugeschickt bekommen. Lassen Sie auch das andere Boot in Stand setzen!

Der Hauptmann ging, Devilborn und Lord Cecil befanden sich allein.

— Nun? sagte der Lord leise zu Devilborn. Sie können von Glück sagen, daß die Sache so abgelaufen. Ich fürchtete schon das Schlimmste.

— Ich hatte noch mehr zu fürchten, flüsterte Devilborn mit einem boshaften Lächeln, und habe doch nicht gezittert. Was machen wir nun mit dem jungen Burschen? Haben Sie mich verstanden, Mylord?

— Sie meinen, wir sollen ihn an Stelle dieses Lee nach dem Tower schicken? fragte der Lord. Es scheint mir das Beste.

— Wir könnten ihn überhaupt die Stelle dieses Lee vertreten lassen, flüsterte Devilborn tückisch. Dann sind wir ihn ein für alle Mal los.

Der Großschatzmeister schien sich zu besinnen.

— Aber wie wollen wir das bewerkstelligen, Devilborn? fragte er dann.

— Lassen Sie mich nur machen, Mylord, antwortete der Kavalier leise. Ich verlange nichts, als daß Sie den Befehl, Thomas Lee abzuliefern und hinzurichten mir übergeben und außerdem einen Verhaftsbefehl für John Smith ausstellen. Das Uebrige wird sich finden.

— Es ist viel gewagt! sagte der Lord nachdenklich. Wenn es herauskömmt, daß der Unschuldige für den Schuldigen hat büßen müssen, so wird man Lärm schlagen. Es ist eine gefährliche Sache!

— Niemand wird es erfahren, flüsterte Devilborn. Wer kümmert sich um diesen jungen Menschen? Und vielleicht ist Lee eben so unschuldig wie er. Wir müssen ihn aus dem Wege räumen, das steht fest, und ich halte diese Gelegenheit für die günstigste. Im Falle der Entdeckung kann uns nicht einmal die Schuld treffen. Die Gefangenwärter haben ihn verwechselt — sie sehen sich täuschend ähnlich! Das ist Alles!

— Aber er wird sich nicht gutwillig fangen lassen! warf Burleigh ein.

— Dafür werde ich sorgen, Mylord, erwiederte Devilborn lächelnd. Aber Sie müssen mir erlauben, Raleigh und Lord Buckhurst aus seiner Nähe zu entfernen. Es wäre das Beste, wenn ich die beiden Herren zu Ihnen bestellte. Geben Sie mir Ermächtigung dazu.

— Ja wohl, gut! rief Lord Cecil. Ich wollte ohnehin sogleich mit ihnen sprechen. Ja, so wird es gehen. Adieu, Devilborn. Ich danke Ihnen. In fünf Minuten sollen Sie die beiden Papiere haben. Wohin soll ich sie schicken?

— Nach der großen Galerie; dort werde ich den Boten erwarten, sagte Devilborn. Aber, Mylord, ich bitte Sie, zu eilen.

— Gut denn, Adieu! rief der Lord und ging schnell ab.

Devilborn sah sich im Zimmer um, als

wolle er sich überzeugen, daß kein Lauscher das verhängnißvolle Gespräch gehört habe. Er sah Niemand. Das Zimmer war leer. In einem anstoßenden Gemach schwatzten die Kammerdiener. Ruhig ging Devilborn nach dem Geheimzimmer der Königin, um die Herren Raleigh und Buckhurst zu Lord Cecil einzuladen.

Und dennoch hatte ein unberufenes Ohr dieses Gespräch vernommen. Dennoch gab es eine Seele, die über diesen Verrath entrüstet war, obgleich sie sonst ähnlichen Intriguen vielleicht nicht fremd gewesen. Aber ob sie die Macht und den Willen hatte, ihn zu hindern?

John war mit Sir Walter Raleigh und Lord Buckhurst im Geheimzimmer der Königin zurückgeblieben, und die Ruhe und scheinbare Gleichgültigkeit des jungen Mannes erregte die Verwunderung der beiden Herren. Sie wußten nicht, daß es für John noch wichtigere Dinge gab, und daß, wenn auch das Verbrechen des Königsmordes nicht mehr auf seinem Rufe lastete, dennoch genug Gründe zu Befürchtungen und Zweifeln in seinem Herzen zurückblieben. Der junge Offizier war mehr nachdenklich als erfreut, und nur der Leutseligkeit, mit welcher Sir Walter Raleigh ihn anredete und beglückwünschte, gelang es, den Ausdruck der Sorge von seinem Gesichte zu verscheuchen. Der Admiral erkundigte sich nach den Verhältnissen des jungen Mannes und versprach ihm, wenn er es wünsche, eine baldige Anstellung bei Hofe. John dankte herzlich, aber er war zerstreut und schien sich entfernen zu wollen, als Devilborn in der Thür erschien und im Namen des Großschatzmeisters die beiden Herren ersuchte, bei Lord Cecil einzutreten, ehe sie den Palast verließen. Sie versprachen es und Devilborn ging sogleich wieder.

John war im Begriff, mit den beiden Herren das Privatgemach der Königin zu verlassen und ließ die beiden Großwürdenträger voranschreiten, als er plötzlich das Gesicht der Lady Howard hinter einem Vorhange erblickte, der die Thür versteckte, durch welche sie vorhin das Zimmer verlassen. Das Zeichen, das sie ihm gab, zu bleiben, war deutlich genug. Dennoch schien er es nicht bemerken zu wollen, bis er sich plötzlich besann, daß er noch den Schlüssel habe. Er wollte bleiben und ihr denselben zurückgeben. In demselben Augenblicke wandte sich Raleigh nach ihm um.

— Nun, kommen Sie, Sir! sagte er lächelnd. Wir müssen Ihnen wohl den Weg aus dem Palaste zeigen. Wahrscheinlich kennen Sie ihn nicht.

John zögerte, dachte dann aber, daß er den Schlüssel ja ein ander Mal zurückgeben könne und folgte den beiden Herren.

Sie begleiteten ihn durch eine Menge von Zimmern und Galerieen.

— Hier müssen wir uns trennen, sagte dann der Admiral. Lord Cecil erwartet uns. Gehen Sie nur geradeaus, bis Sie in die große Galerie kommen. Von dort führt eine Treppe nach dem Hofe und Sie können sich das Thor wählen, das Ihnen am besten paßt. Auf Wiedersehen, mein junger Freund! Und wenn Sie Richard Greenville sehen, so grüßen Sie ihn! Vergessen Sie aber nicht, was die Königin gesagt hat und halten Sie reinen Mund!

Die beiden Herren entfernten sich mit freundlichem Gruße und John setzte seinen Weg allein fort. Es war dem jungen Manne seltsam zu Muthe. War es die Anstrengung einer qualvoll durchwachten Nacht, die Abspannung nach so großer Aufregung, oder sonst ein Grund — die Luft des Palastes schien mit Centnerschwere auf ihm zu lasten und er vermochte kaum Athem zu holen. Freude empfand er nicht. Sein gutes Gewissen hatte ihm gesagt, daß die schändliche Anklage, die gegen ihn erhoben worden, bald zusammenbrechen müsse, da er hinreichende Gegenbeweise für sich hatte. Auch durfte er jetzt hoffen, seine Schwester, vielleicht seinen Vater wiederzusehen. Aber seltsamer Weise vermochte er es nicht, sich diesen Gedanken lebendig auszumalen. Er konnte sich nicht freuen, obgleich er es wollte. Er dachte an Devilborn, an das Netz schändlicher Pläne, das der Kavalier um ihn gezogen, und trotz des hellen Sonnenlichtes, das durch das Fenster glänzte, war es ihm, als laste ein Alp auf seiner Brust.

Er begriff sich selbst nicht. Er fühlte eine unsägliche Lässigkeit und Müdigkeit, nicht blos des Körpers, sondern auch des Geistes. Die Füße wollten ihn kaum tragen. War es die bange Ahnung, die auf ihm lastete?

Er ging langsam und erreichte endlich, von einigen Dienern, die ihn neugierig anstarrten, zurechtgewiesen, die große Galerie, die ganz leer war. Er hörte kein Geräusch, als das seiner eigenen Schritte und es schien ihm dumpf und unheilverkündend zu klingen. Doch ermannte er sich und zwang sich, über seine eigene Bangigkeit zu lächeln. Dann ging er rascher nach dem Ende der Galerie, von der eine Treppe auf den Hof führte.

Er stutzte, als ihm hier sechs Bewaffnete entgegentraten und er hinter diesen Devilborn erkannte. Seine Hand fuhr nach dem Degen.

— Was giebts? rief er. Das ist ein Irrthum. Ihre Majestät die Königin hat befohlen, mich frei gehen zu lassen.

— Lassen Sie sich auf keine weiteren Erörterungen ein, Herr Hauptmann, sagte Devilborn ruhig. Sie haben den Verhaftsbefehl für diesen Mann, John Smith, gesehen, der von Sr. Excellenz dem Herrn Großschatzmeister selbst ausgestellt ist. Also vorwärts mit dem Gefangenen!

— Das ist Verrath, Schurkerei! rief John heftig. Laßt mich durch!

— Verzeihung, Sir, sagte der Hauptmann finster, Ihr werdet mir später für diese Worte Rede stehen. Ich habe den Befehl gesehen und für richtig erkannt, thue also nur meine Pflicht. Jede Weigerung wäre umsonst. Ihr seid mein Gefangener und müßt mir folgen.

John warf einen Blick auf Devilborn. Der Kavalier lächelte kalt.

— Ihr seid ein Schurke, ein wortbrüchiger Verräther! rief der junge Mann ingrimmig.

Devilborn antwortete nicht. Er gab nur den Söldnern ein Zeichen. Sie nahmen John in ihre Mitte und ein ziemlich unsanfter Wink bedeutete den jungen Mann, vorwärts zu gehen. Er fügte sich willig. Was sollte er thun? Er sah sich in den Händen eines mächtigen Bösewichts. Doch gab er nicht alle Hoffnung auf. Er mußte irgend wohin geführt werden und nahm sich vor, sogleich von dem Gefängnisse aus an Sir Walter Raleigh und die Königin zu schreiben und ihnen bis in die kleinsten Einzelnheiten sein ganzes Mißgeschick zu erzählen. Daran konnte ihn Niemand hindern — wenigstens glaubte er das!

John folgte den Söldnern schweigend über den Hof. Er wurde durch den Flügel geführt, der an die Temse stößt, und unter einer Art von Thor, das eine Treppe überwölbte, die zur Temse führte, wurde Halt gemacht. Hier standen eine Menge Söldner und einzelne große und gut bemannte Boote lagen an der Treppe.

John sah, wie die Söldner, die ihn bewachten, zweimal durch andere vertauscht wurden. Devilborn blieb stets in der Nähe und schien Alles anzuordnen. John sah jetzt auch den anderen Gefangenen, Thomas Lee, herbeiführen. Auch die Mannschaft, die den Mörder bewachte, wurde durch andere ersetzt. Endlich bedeutete man den jungen Offizier, er möge die Treppe hinabgehen und in ein Boot steigen, das in der Mitte einen bedeckten Raum hatte. In diesen mußte er steigen und hinter ihm wurde die Thür verschlossen. John hörte noch Devilborns Stimme, ebenfalls im Boote, und dieses stieß ab. Dann hörte er nichts mehr, als das Plätschern der Wellen und das leise Gespräch der Schiffsknechte.

Die Fahrt stromabwärts dauerte nicht sehr lange. John hörte ein Gitter rasseln und schwere Tritte auf einer Steintreppe.

— Ei, wen bringen sie denn da? hörte er eine Stimme fragen.

— Es ist der Mensch, den Essex gedungen hat, um die Königin zu morden, hörte John leise antworten. Er heißt Thomas Lee. Es wird wohl bald mit ihm zu Ende sein. Wie ich höre, soll er heut noch sterben.

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte den jungen Mann. Die Thür wurde geöffnet. Er stieg aus und sah sich um. Da war kein anderes Boot, kein Thomas Lee, von dem man gesprochen haben konnte. Man mußte ihn ge-

meint haben. Er wollte sprechen. Aber starke Arme ergriffen ihn und zogen ihn die Treppe hinauf. John sah und hörte nichts mehr. Das Blut drang ihm nach dem Kopf. Es funkelte und flimmerte ihm vor den Augen. Halb besinnungslos fühlte er sich weiter schleppen, und als eine schwere Thür hinter ihm zugeschlagen wurde und die Schlüssel rasselten, sank er erschöpft auf ein Bündel Stroh, das die nackten Fliesen des Gefängnißbodens spärlich bedeckte.

— — — — — — — — — — — — —

Am Abend desselben Tages, als der Großschatzmeister in sein Zimmer trat und nach dem Tische ging, auf dem die angekommenen Berichte und Briefe lagen, fiel ihm zuerst ein Billet in die Augen, das nur die Aufschrift trug: An Lord Cecil Burleigh.

Er öffnete es und las folgende Zeilen:

„Mylord!

Alles ist glücklich ausgeführt. Wir sind in Theobalds angekommen. Aber Ihre Anwesenheit wird bald nöthig sein. Vielleicht kehre ich morgen zurück. Doch erwarte ich Ihre Befehle.

D."

Der Großschatzmeister schien befriedigt und verschloß den Brief in das Kästchen. Dann ergriff er einen Rapport, der offen auf dem Tische lag. Er kam von dem Kommandanten des Tower und meldete, daß Thomas Lee, dem Willen Ihrer Majestät und den Befehlen Sr. Excellenz gemäß, Nachmittags um vier Uhr in aller Stille hingerichtet worden sei.

Der Lord nahm eine Feder und schrieb mit ganz kleinen Buchstaben einen Namen an den Rand des Rapportes. Dieser Name hieß: John Smith. Es geschah dies, als wenn der Lord sich in späteren Zeiten daran erinnern wolle, daß dieser Name mit dem Rapport in Verbindung stehe. Darauf legte er das Papier in einen Schrank, der zur Aufnahme der geheimen Aktenstücke diente.

Dann schellte er seinem Diener und gab ihm den Auftrag, für morgen Vormittag die Pferde in Bereitschaft zu halten, da er nach Theobalds, seinem Landgute, hinüberreiten wolle.

Theobalds.

Es war am frühen Morgen desselben Tages und der Schleier der Dämmerung ruhte noch über der City von London, als Mary Smith in das Wohnzimmer des Hauses trat und nachdem sie sich überall umgesehen und, wie es schien, nichts gefunden, was ihre Unruhe mindern konnte, der alten Dorothea zurief, sie möge in das Zimmer kommen.

— Ist John noch nicht zurück? fragte sie. Ist er auf seinem Zimmer?

— Nein, Miß! antwortete die Alte kopfschüttelnd. Ich habe nichts von dem jungen Herrn gehört und gesehen. Ja, ja, jetzt wird das unruhige Leben wohl anfangen! So ein junger Brausekopf, und noch dazu ein Offizier, der macht das ganze Haus rebellisch und die Nacht zum Tage.

— Ich weiß nicht, sagte Mary gedankenvoll, er kam mir gar nicht so vor. Ich hielt ihn für ruhig und still. Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist. Gleich die erste Nacht auszubleiben, das wäre doch unrecht!

— Er ist ein Hitzkopf, ein Brausekopf, ich habe es immer gesagt! meinte die Alte. Er hat keine Ruhe. Wir werden es erleben, daß er in den nächsten Tagen wieder auf und davon geht. Es wäre schade! Er hat ein so hübsches, reputirliches Ansehen bekommen, der junge Herr. Er könnte hier sein Glück machen! Aber so sind die jungen Leute!

— Wenn er nur wenigstens Vormittag noch kommt, sagte Mary. Heut ist der Tag, wo ich zum Vater gehen wollte und er sollte mich begleiten. Nun bleibt er fort! Ich begreife es nicht. Wenn er nur wenigstens ein Wort gesagt hätte, wohin er ging, dann könnte man doch nachforschen lassen. Wirklich, ich bin so unruhig. Drei Jahre lang habe ich ihn nicht gesehen und kaum an ihn gedacht, ich sollte mich also gar nicht darum kümmern, wenn er einen Tag ausbleibt. Aber mir ist immer, als müßte ihm etwas Schlimmes begegnet sein.

— Ei, er wird schon kommen! meinte die

Alte. Wahrscheinlich hat er ein paar Bekannte von seinem Schiff getroffen und sie feiern ihre Ankunft!

Mary schüttelte den Kopf. Es wollte ihr nicht recht einleuchten, daß ihr Bruder auf diese Weise seinen Aufenthalt in London antrat. Die wenigen Stunden, in denen sie ihn gesehen, hatten ihr einen anderen Eindruck von ihm zurückgelassen. Sie hielt ihn für ernst, still und allen Schwelgereien abgeneigt und je mehr sie sich sein Bild zurückrief, desto unwahrscheinlicher kam es ihr vor, daß John leichtsinnig genug gewesen sein solle, die erste Nacht seiner Rückkehr einem wilden Zechgelage zu opfern. Sie glaubte, daß ein wichtigerer Grund ihn fern halte, zwang sich aber allmählich zur Ruhe und tröstete sich damit, daß er, der so manche Gefahren in fernen Welttheilen überstanden, auch jetzt unversehrt zu ihr zurückkehren werde.

Die alte Dorothea brachte das Frühstück, das sie gewöhnlich in Gesellschaft ihrer jungen Herrin einnahm. Aber Mary aß wenig und setzte sich bald an das kleine Fenster mit den dicken runden Glasscheiben, durch die man eine Aussicht auf die schmale Straße hatte. Sie nahm eine Arbeit, aber bei jedem Schritte, der von der Straße heraufklang, sah sie aus dem Fenster, ob der Erwartete nicht komme. Aber die Zeit verging, er kam nicht, und Mary wurde noch unruhiger. Sie legte die Arbeit fort und nahm aus dem Fache ihres Arbeitstisches ein großes zusammengerolltes und beschriebenes Heft. Es war Romeo und Julie, das herrliche Schauspiel ihres Freundes William Shakespeare.

Sie las eine Zeit lang darin und allmählich schienen alle ihre Gedanken von dem herrlichen Meisterwerke angezogen zu sein. Sie las sehr langsam. Oft ruhten ihre Blicke eine Viertelstunde lang auf derselben Seite und sie schien die geistvollen, prächtig klingenden Worte ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Ein Zug an der Klingel unterbrach jedoch die süße Ruhe, die sich mit zauberhafter Gewalt ihrer Seele bemächtigt hatte.

— Es wird John sein! rief sie freudig und sprang auf, das Heft bei Seite legend.

Aber bald sah sie ein, daß sie sich geirrt. Ein Mann von mittelgroßer, schlanker und angenehmer Gestalt trat in das Zimmer. Er war nach damaliger Sitte, aber einfach gekleidet. Lang und glänzend fiel ihm das dunkle Haar zu beiden Seiten auf die breite weiße Halskrause nieder, und ließ zurückgestrichen, die freie, hohe und mächtige Stirn deutlich erkennen. Sein Gesicht war etwas länglich und blaß, aber sehr regelmäßig und beinahe schön geformt. Die großen hellen Augen, die etwas gebogene starke Nase, der ausdrucksvolle Mund und die feste Haltung verliehen ihm etwas Stolzes, Selbstbewußtes, das jedoch durch die Anmuth, die über seinem ganzen Wesen ruhte und durch den sanften Glanz seiner Blicke gemildert wurde. Er mochte zwischen dreißig und vierzig Jahre alt sein. Genau ließ sich sein Alter schwer angeben, denn sein Auge leuchtete noch mit jugendlicher Kraft, während einzelne Falten auf der Stirn verkündeten, daß bereits eine lange Reihe von Jahren mühsamer Geistesarbeit an ihm vorübergegangen sein mußte.

Mary's Blick blieb freundlich, obgleich der Eintretende nicht ihr erwarteter Bruder war.

— Ei, Master Shakespeare! rief sie. So früh schon? Das ist recht! Man hat mir immer gesagt, daß es gute Freunde sein müssen, um derenwillen man früh aufsteht.

— Das ist ein wahres Wort, Miß Mary! antwortete der Dichter lächelnd. Aber es ist nicht mehr so früh, und da ich zufällig vorüberging, so wollte ich doch sehen, wie meine junge Freundin sich befindet.

— Ich danke Ihnen, Master Shakespeare! rief Mary. Aber setzen Sie sich! Sie kommen gerade zur rechten Zeit und ich habe Ihnen Vieles zu sagen. Wissen Sie, wer gestern angekommen ist? John, mein Bruder!

— Der Wildfang? rief Meister Shakespeare erfreut. Das ist ja herrlich! Das ist eine Freude, die Ihren Vater neu beleben wird. Und wo ist er? Wohl schon fort? Ich möchte ihn sehen.

— Und Sie würden sich freuen! antwortete Mary mit einem glücklichen Lächeln. Er ist

nicht nur groß und stark, er ist schön, männlich geworden. Ich war ganz überrascht. So hatte ich ihn nicht erwartet!

— Und wie fand er Sie? fragte Shakespeare, dessen Blicke mit unverkennbarem Wohlwollen auf dem jungen Mädchen ruhten. Ging es ihm nicht ebenso mit Ihnen?

— Ich weiß es nicht, wir sprachen nicht darüber, antwortete Mary flüchtig erröthend. Aber denken Sie sich, kaum ist er zwei Stunden bei uns, so wirft er sich in seinen besten Staat, geht lachend fort und kommt nicht wieder. Seit gestern Nachmittag vier Uhr warten wir auf ihn.

— Vielleicht ist er wieder auf Abenteuer ausgegangen und kommt erst nach drei Jahren zurück! rief der Dichter lachend. Der Wildfang ist im Stande, das zu thun!

— Ich glaube es nicht, sagte Mary ernster. Das Schicksal unseres Vaters schien ihn tief zu ergreifen und er schwor mir, nicht eher zu ruhen, als bis er Rache genommen und den Vater befreit habe. Wenn ich eine Befürchtung habe, so ist es die, daß er vielleicht gar zu unvorsichtig bei diesem Vorhaben zu Werke gegangen und daß ihm irgend ein Unglück begegnet ist.

Meister Shakespeare suchte ihr diese Vermuthung auszureden und es gelang ihm in der That, das junge Mädchen zu beruhigen. Mary erzählte ihm von John und man sah die schwesterliche Freude über den stattlichen Bruder aus ihren blauen Augen leuchten. Dann wandte sich das Gespräch auch auf andere Gegenstände. Shakespeare erzählte ihr von dem vereitelten Aufstande des Grafen Essex und sprach seinen Schmerz darüber aus, daß der Graf von Southampton, sein hoher Gönner und Freund, mit Essex gefangen genommen worden sei und vielleicht einem traurigen Schicksale entgegensehe. Er kam eben von einem Gange, den er gemacht hatte, um sich die Erlaubniß auszuwirken, seinen Freund sehen zu dürfen. Aber man hatte den Dichter abschläglich beschieden und den Gerüchten in der Stadt zufolge sollte Southampton dieselbe Strafe erleiden, wie Essex. Welches diese Strafe sein würde, konnte noch Niemand voraussehen.

Mary versuchte es, den trauernden Dichter zu trösten, und es gelang ihr besser, als sie gehofft hatte. Es lag etwas in dem sanften, melodischen Klang ihrer Stimme, in dem freundlichen Blicke ihres Auges, das besser tröstete, als alle Worte. Auch zeigte Mary in dieser Unterredung mit dem größten Manne jener Zeit eine solche Anmuth des Geistes und einen Adel der Seele, wie man sie bei einer einfachen, in der Stille erzogenen bürgerlichen Jungfrau nie vermuthet hätte. Der Umgang mit Shakespeare und seinen Freunden hatte auch auf sie veredelnd und erhebend eingewirkt, und ihre von Natur große und für alles Hohe empfängliche Seele hatte nur eines solchen Anstoßes bedurft, um sich herrlich und weit über die Kreise der Gewöhnlichkeit hinaus zu entfalten. Auch schien es, als ob Shakespeare großen Werth auf die geistige Entwickelung des jungen Mädchens lege. Er bewies ihr eine Aufmerksamkeit, die beinahe über die Grenzen der Freundschaft hinausging, und wäre er nicht seit langer Zeit verheirathet gewesen und hätte bereits Töchter gehabt, die um Weniges jünger waren, als Mary, so hätte man dem Eifer, mit dem er den Umgang der Tochter seines älteren Freundes suchte, vielleicht ein tieferes Gefühl zu Grunde legen mögen, als das der Freude an der herrlichen Entfaltung eines schönen weiblichen Gemüths. Vielleicht war das auch in der That der Fall. Shakespeare stand damals noch in der vollen Blüthe der männlichen Jahre. Aber sein großer Geist verrieth sich nie durch ein Zeichen der Schwäche, und wenn ein heißeres Feuer in seinem Innern brannte, so war es durch die Stärke des Willens zur reinen und erwärmenden Flamme der Freundschaft geläutert worden.

— Es ist Zeit, daß ich gehe! rief er endlich und stand auf. Aber beinahe hätte ich etwas vergessen. Ich soll Sie grüßen von Herbert, Mary!

Ein flüchtiges Roth färbte die Wangen des jungen Mädchens.

— Ich danke Ihnen, Master! antwortete

sie. Wie geht es dem Grafen von Pembroke? Er ist lange nicht bei uns gewesen.

— Auch ich sah ihn selten, erwiederte Shakespeare. Er scheint wichtige Geschäfte zu haben. Gestern Abend kam er auf eine Viertelstunde nach der „Seejungfer" und trug mir auf, Sie zu grüßen und Ihnen zu sagen, daß er vielleicht heute noch bei Ihnen mit vorsprechen würde; er habe Ihnen einige Sachen von Wichtigkeit mitzutheilen.

— Was könnte das sein? fragte Mary und sah zum Fenster hinaus.

— Sie werden es ja erfahren, meinte Shakespeare lächelnd. Sind Sie zu Hause?

— Gewiß, antwortete das junge Mädchen. Sie wissen ja, daß ich nicht fortgehe. Doch nein, Vormittags noch will ich zum Vater nach dem Tower. Ich hoffte, John sollte mich begleiten, aber ich sehe wohl, er kommt nicht.

— So grüßen Sie Ihren Vater herzlich, sagte Shakespeare und erinnern Sie ihn daran, daß ich nichts unterlasse, um ihm die Freiheit wieder zu verschaffen. Aber der Augenblick ist sehr ungünstig für meine Bemühungen. Essex's thörichter Streich nimmt jetzt alle Gemüther in Anspruch und man will von nichts Anderem hören. Doch hoffe ich bald mehr thun zu können. Leben Sie wohl, Mary, und grüßen Sie John und Ihren Vater! Ich würde Sie begleiten, aber ich muß zu Burbadge gehen und mit ihm sprechen. Die Königin hat eine Vorstellung meines Sommernachtstraums anbefohlen und ich muß die nöthigen Vorkehrungen dazu treffen.

Er reichte ihr die Hand und schaute ihr noch einmal freundlich in die Augen. Dann ging er, von ihr bis zur Thür geleitet.

Mary konnte nicht länger auf ihren Bruder warten. Wenn sie ihren Vater sehen wollte, so war es die höchste Zeit. Sie rief die alte Dorothea, ließ sich von ihr den Pelzmantel und die Winterhaube bringen und sagte ihr dann, sie möge zum Nachbar Brown gehen und ihn fragen, ob er bereit sei, sie nach dem Tower zu begleiten, wie er es gewöhnlich that.

Dorothea kam bald mit einer bejahenden Antwort zurück, und Mary verließ nun, nachdem sie noch ein Körbchen mit Erfrischungen unter ihrem Mantel verborgen, das stille, friedliche Haus.

Der Nachbar Brown war ein freundlicher, gemüthlicher Mann. Er war Waffenschmied gewesen und hatte sich durch seine vortrefflichen Arbeiten ein schönes Vermögen erworben, das ihn in den Stand setzte, den Rest seines Lebens in gemächlicher Ruhe zu vollbringen. Als Freund und Nachbar des alten Smith und von Jugend auf mit ihm bekannt, gehörte er fast zur Familie, und sowohl Mary, als auch früher John, hatten ihn stets Oheim genannt und diese Gewohnheit auch später beibehalten. Er selbst hatte keine Kinder, und seine Frau war schon vor längerer Zeit gestorben; mit um so größerer Liebe hing also sein Herz an den Kindern seines Freundes Smith und namentlich an Mary. Die alte Dorothea hatte ihn am vergangenen Tage natürlich sogleich benachrichtigt, daß John zurückgekehrt und wie stattlich und schön er geworden sei. Aber als er in das Haus seines Nachbars kam, um den Wildfang zu sehen, war dieser bereits fort, und ein zweiter Besuch am Morgen des gegenwärtigen Tages war aus bekannten Gründen eben so vergeblich gewesen.

Als Mary bei ihm erschien, war er bereits vollständig zu dem Gange gerüstet und man konnte sich keinen stattlicheren, behäbigeren Londoner Bürger denken, als den Nachbar Brown. Das schwarze Barett mit der kleinen Feder keck auf das krause Haar gedrückt, den Sammetmantel frei über die Schulter geworfen, den Degen an der Seite, sah er mit seiner kurzen, kräftigen, gedrungenen Figur und seinem offenen, rothen, frischen Gesicht und den glänzenden Augen noch so stattlich und rüstig aus, daß Niemand in ihm den angehenden Sechsziger vermuthet hätte. Er selbst wollte auch scherzhaft nie zugestehen, daß er schon so alt sei.

— Nun, ist der Junge noch nicht da? rief er dem eintretenden Mädchen entgegen. Nein? Ei, sieh einer den Bruder Liederlich an. Nun, ich will ihm die Epistel lesen, daß er Respekt bekommen soll. Es ist unverantwortlich von

ihm. Der scheint eine richtige Theerjacke geworden zu sein!

Mary suchte ihren Bruder zu entschuldigen, und ihre Vermuthungen, daß ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen sei, machten den Nachbar, der es übrigens gar so böse nicht gemeint, verstummen. Beide verließen dann das Haus und traten auf die Straße. Mary hatte ihren Pelzkragen in die Höhe geschlagen und den Besatz ihrer Haube über das Gesicht gezogen. Es geschah dies weniger der Kälte wegen, als aus Vorsicht. Der Nachbar litt nie, daß sie anders ging. Er sagte, ihr Vater habe es befohlen.

— Wenn ich nur wüßte, murmelte er halblaut vor sich hin, was jener verdammte Galgenschlingel hier in der Straße zu thun hat. Seit dem frühen Morgen lungert der Bursche hier auf und ab. Das ist gewiß so ein Aufpasser. Vielleicht hat einer von Essex's Helden sich hier versteckt und der Bursche da lauert ihm auf.

Mary sah nach einer Straßenecke hinüber, an welcher die Person stand, von der Brown sprach. Es war eine ziemlich verdächtige Figur, ganz in den Mantel gehüllt. Als der Fremde zu bemerken schien, daß die Blicke des Waffenschmiedes und des jungen Mädchens sich auf ihn richteten, veränderte er seine Stellung und ging die Straße entlang.

Brown und Mary setzten darauf ihren Weg fort, bogen in die Wallingsstraße ein und gingen dann über Eastcheap nach der Towerstraße. Der Weg war nicht weit und in weniger als einer Viertelstunde hatten sie ihn zurückgelegt.

Als sie auf dem freien Raum vor dem Tower ankamen, eilte eine vermummte Gestalt an ihnen vorüber und verschwand nach wenigen mit der Wache gewechselten Worten in dem düsteren Gebäude.

— Ha, das ist ja derselbe Kerl, der in unserer Straße stand! rief der Waffenschmied. Gewiß hat er etwas ausspionirt und meldet nun, wo seine Beute zu fangen ist. Die Pest über dieses Gesindel! Wahrlich, Mary, ich wünschte, Dein Vater wäre erst wieder frei, blos damit Du nicht mehr in dieses Nest hineinbrauchtest! Ich stehe immer eine Todesangst aus, wenn ich Dich hinter den Brücken und Thüren verschwinden sehe, und mir wird nicht eher wieder leicht ums Herz, als bis Du wieder da bist. Mach nur nicht gar zu lange; ich stehe wie auf Kohlen.

— Sei unbesorgt, Ohm! antwortete das junge Mädchen. Es ist mir noch nie Jemand im Tower zu nahe getreten. Auch bin ich nicht furchtsam. In spätestens einer Stunde bin ich zurück. Ich habe dem Vater ja heut von John zu erzählen.

— Nun, geh mit Gott, Kind! sagte der Waffenschmied, und bleibe so lange, als Du darfst. Ich will mir die Zeit hier schon vertreiben.

Er begleitete sie bis zum Löwenthor, das geschlossen war, neben dem sich aber eine kleine Pforte befand, durch welche die Besucher eingelassen wurden. Dort zeigte Marie ihren Erlaubnißschein vor, verhüllte dann ihr Gesicht noch dichter und ging in das Innere des riesigen Gefängnisses, um den Kerkermeister aufzusuchen und sich von ihm zu der Zelle ihres Vaters führen zu lassen.

Sie fand das Innere des Tower lebendiger als je. Gefangene wurden eskortirt, wahrscheinlich Theilnehmer an dem Aufstande des Grafen Essex; Wachen wurden abgeordnet, Befehle ertheilt. Aber Alles das geschah mit einer unheimlichen, beängstigenden Stille, und Mary eilte so schnell als möglich durch dieses Gewirr, aus dem mancher neugierige und verletzende Blick auf sie geworfen wurde.

Sie fand den Kerkermeister nicht in seinem Zimmer. Dagegen empfing sie ein anderer stattlich aussehender Mann, dessen Züge das Gepräge der Kraft und des Muthes, aber auch der Wildheit und Zügellosigkeit trugen. Er fragte das junge Mädchen sogleich nach ihrem Begehr, und als sie ihm sagte, daß sie zu ihrem Vater William Smith geführt zu werden wünsche, schlug er ein großes Buch auf und antwortete dann:

— Er ist nicht mehr in derselben Zelle, Miß. Er hat einem Anderen Platz machen

müssen. Auch hier wird zuweilen das Quartier verändert. Er wohnt jetzt drüben im Brick-Tower, und da ich einen Augenblick Zeit habe, so will ich Sie selbst dahin geleiten.

Mary konnte das Anerbieten nicht ablehnen, obgleich ihr das Aussehen des Kavaliers nicht zusagte. Er nahm seinen Hut, seinen Mantel und einige Schlüssel und ging, ohne weiter mit dem jungen Mädchen zu reden, voran. Der Weg führte durch düstere Gänge und niedrige Pforten, die erst geöffnet werden mußten, nach dem nordöstlichen Theile des Tower. Dort traten sie in einen Thurm mit kleinen Fenstern und ungeheueren Mauern. Das Innere desselben war so dunkel, daß Mary kaum den Kavalier, der vor ihr ging, zu erkennen vermochte.

Sie befand sich in einer Art von Vorhalle, die aber ebenfalls ganz finster war, als die dunklen Gestalten mehrerer Männer auf sie zutraten und ihr den Weg versperrten. Ihr Begleiter stand still.

— Ist das Mary Smith? fragte eine starke männliche Stimme.

— Ja, Sir! antwortete der Begleiter des jungen Mädchens.

— Mylady, sagte der Unbekannte, der vorhin gesprochen und der alle seine Begleiter an Größe überragte, ich habe Ihnen zu melden, daß Sie mir folgen müssen. Leisten Sie keinen thörichten Widerstand. Der Arm des Gesetzes ist zu stark, als daß Sie ihn zu beugen vermöchten.

— Mein Gott, Sir, rief Mary zusammenschreckend, was soll das heißen? Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Wohin wollen Sie mich führen?

— Sie werden es sehen! Ob Sie schuldig oder unschuldig sind, das wird sich zeigen! sagte der Unbekannte. Jetzt folgen Sie uns.

— Sir, ich werde mich dem Gesetze unterwerfen, obgleich ich nicht weiß, ob es Ihnen zur Seite steht! rief das geängstigte Mädchen. Aber ich bitte Sie um eine Gnade. Lassen Sie mich wenigstens vorher mit meinem Vater sprechen, nur wenige Minuten!

— Unmöglich, Miß! antwortete der Unbekannte. Wir dürfen keinen Augenblick zögern, Sie werden Ihren Vater später noch sehen können. Und nun benachrichtige ich Sie, Mary Smith, daß man Ihnen einen Knebel in den Mund stecken wird, wenn Sie den geringsten Versuch machen, zu rufen oder zu schreien. Es liegt aber in Ihrer Macht, diese Maßregel zu verhindern.

Mary stand starr vor Entsetzen. Was hatte sie gethan? Weshalb wurde auch sie verhaftet, und auf eine so geheimnißvolle Weise? Ihre Angst trieb sie, nach Hülfe zu rufen, aber zwischen den Mauern dieses Thurmes mußte jeder Schrei verhallen, und wer war der Freund, der ihr hier Beistand und Schutz hätte angedeihen lassen können? Sie sah ein, daß sie sich fügen müsse, und so unerwartet dieser Schlag auch kam, so suchte sie doch ihre ganze Kraft zusammenzunehmen, um ruhig und gefaßt zu erscheinen. Aber es gelang ihr kaum. Ihr Entsetzen, sich zwischen diesen dunklen, geheimnißvollen Gestalten zu sehen, war größer, als ihr Muth. Der Tower war im Volke als ein Ort geheimnißvoller, furchtbarer Schrecken bekannt. Mancher war in demselben verschwunden, um nie zurückzukehren, und Mary zitterte so heftig, daß man es trotz der Dämmerung bemerken konnte. Der Kavalier, der sie vorhin begleitet hatte, ergriff deshalb ihren Arm, und Mary duldete es, da sie fürchten mußte, ohne diese Stütze zu Boden zu sinken.

Zu gleicher Zeit wurde ihr ein Schleier über das Gesicht geworfen. Er war so dicht, daß sie sich jetzt in vollständiger Nacht zu befinden glaubte. Sie stieß einen Ruf des Schreckens aus und das Körbchen mit Erfrischungen, die sie für ihren Vater bestimmt hatte, entfiel ihr.

— Fürchten Sie nichts, Mylady! sagte die Stimme des Unbekannten, der die Verhaftung anbefohlen hatte. Es wird Ihnen nichts geschehen. Nur verhalten Sie sich ruhig. Und nun vorwärts!

Von dem Kavalier geführt, schwankte das junge Mädchen weiter. Sie hörte Thüren ras-

seln, sie ging über Treppen und, wie es schien, auch über Brücken, aber sie sah nichts. Der Schleier war so dicht, daß selbst dann, wenn sie sich im Freien befand, Alles um sie her in ein tiefgraues Dunkel gehüllt war, in dem sie nur die Gestalten ihrer Begleiter zu erkennen vermochte. Endlich stand man still, in einem Raume, der für Mary wieder ganz dunkel war. Eine Pforte wurde geöffnet, einige Worte mit fremden Personen gewechselt, dann bemerkte Mary an der plötzlichen Helle, daß sie sich im Freien befand.

Ihr Auge hatte sich jetzt schon so an den Schleier gewöhnt, daß sie jetzt ziemlich deutlich die Gegenstände um sich her zu erkennen vermochte. Sie befand sich auf einer Art von Hof, auf dem ein Mann mit drei gesattelten Pferden hielt. Eines davon trug einen Damensattel. Beunruhigt über diese Bemerkung warf Mary einen ängstlichen Blick auf ihre Begleiter und zu ihrem Erstaunen und Schrecken erkannte sie jetzt in einem derselben jenen Devilborn, den sie nur selten gesehen, dessen Gesicht aber ihrer Erinnerung stets noch beängstigend und drohend vorschwebte. Diese Entdeckung vermehrte ihre Furcht und sie war im Begriff, zu fragen, als sich Devilborn zu ihr wandte.

— Mylady, sagte er, können Sie reiten? Wo nicht, so muß ich Sie zu mir auf mein Pferd nehmen.

— Ich kann es! antwortete Mary zitternd, und in der That hatte sie diese Kunst, die jetzt ein Vorrecht der Damen höherer Stände ist, die aber damals aus Mangel an anderen Beförderungsmitteln ohne Unterschied des Geschlechtes allen Ständen bekannt war, oft geübt. Aber auch wenn das nicht der Fall gewesen wäre, würde sie doch diese Antwort gegeben haben — so gräßlich war ihr der Gedanke, in unmittelbare Berührung mit diesem Manne zu kommen.

— Dann muß ich Sie bitten, ohne Verzug dieses Pferd zu besteigen, sagte Devilborn.

Von ihrem bisherigen Begleiter unterstützt, schwang sich Mary mit aller Kraft, die sie aufbieten konnte, auf das Pferd. Eine Minute darauf hielt Devilborn neben ihr zu Pferde. Es begleitete ihn nur noch jener Kavalier, der es übernommen, Mary nach der Zelle ihres Vaters zu führen.

— Und wohin führen Sie mich? fragte das junge Mädchen, eben so erstaunt als erschreckt über die seltsamen Vorbereitungen.

— Vielleicht werden Sie ihren Vater sehen, antwortete Devilborn kurz.

Diese Nachricht, obgleich sie nichts Wahrscheinliches hatte, war doch hinreichend, Mary neu zu beleben. Vielleicht hatte man ihren Vater nach einem anderen Gefängnisse gebracht und sie sollte ihn dort wiedersehen, vielleicht ihm gegenüber als Zeugin bei einer Anklage auftreten, deren Grund sie nicht kannte. Aber sie sehnte sich nach diesem Augenblicke. Mochte die Anklage sein, welche sie wolle, sie war bereit, ihren Vater zu vertheidigen und jede Bürgschaft zu übernehmen, die man von ihr verlangte.

— Und Sie erlauben mir nicht, die Nachricht nach Hause zu senden, daß ich —

— Es wird geschehen, antwortete Devilborn finster. Und nun vorwärts! Noch einmal erinnere ich Sie daran, Mylady, daß der geringste Ruf oder irgend ein Versuch zur Flucht oder auch nur, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, für uns das Zeichen wäre, Gewalt anzuwenden.

Er gab seinen zurückbleibenden Genossen einen Wink. Das Thor wurde geöffnet; die Reiter trieben ihre Rosse an, und Devilborn ergriff die Zügel des Pferdes, auf dem Mary saß. Langsam ritt man über eine Zugbrücke, und Mary erkannte, daß sie sich außerhalb des Tower, in der Nähe des Tower-Hügels befand.

Doch kaum hatte sie diese Bemerkung gemacht, als ihre Begleiter anfingen, zu galoppiren. Der Tower bildete in damaliger Zeit die südöstliche Grenze von London, und östlich von der Stadt befanden sich nur einzelne Wohnhäuser, Gärten und Speicher. Die Gegend hatte hier ein ländliches Ansehen und wenige Leute waren auf den Straßen, auf denen nur

zuweilen ein einsamer Reiter oder ein Bauernwagen der Gesellschaft begegnete.

In weniger als einer Viertelstunde lag London weit hinter ihnen. Mary war zu wenig mit der Umgebung der Stadt bekannt, um zu wissen, wohin sie ritt. Sie glaubte nur im Allgemeinen zu bemerken, daß die Richtung, die man eingeschlagen hatte, eine nördliche war. Auch kümmerte sie sich weniger um die Richtung, als um das Ziel der Reise. So sehr sie sich auch abmühte, zu errathen, wohin man sie führe — es war ihr unmöglich. Doch fing sie an, starken Verdacht zu hegen, daß es sich hier vielleicht mehr um eine gewaltsame Entführung, als um eine Verhaftung handle und sie wurde unruhiger. Ihre Begleiter aber ließen ihr keine Zeit zum Fragen. Sie trieben die Rosse stets zu erneuter Eile an und waren Beide so stumm und finster, daß Mary es nicht wagte, eine Frage an sie zu richten.

Länger als zwei Stunden waren sie geritten, als man vor einem einsamen Wirthshause Halt machte. Die Rosse wurden gefüttert und getränkt und Devilborn und sein Begleiter ließen sich ein Frühstück bringen, das sie schweigend verzehrten. Mary hatte die Aufforderung, daran Theil zu nehmen, abgelehnt.

Es war ein leidlich klarer und erträglicher Februartag, das Wetter wie geschaffen zu einem scharfen Ritt. Auch die Wege waren durch den Frost fest geworden, und als die Gesellschaft wieder im Sattel saß, ging es pfeilschnell vorwärts. So viel als möglich wurden Dörfer und Gehöfte vermieden, und Mary bemerkte, daß ihre Begleiter sich nie in die Nähe eines von den Schlössern wagten, deren es hier in der Nähe von London mehrere gab und die von reichen, angesehenen Adlichen bewohnt wurden. Das fiel ihr auf. Devilborn und seine Begleiter mußten also kein gutes Gewissen haben. Aber was sollte sie thun? Sie war vollständig der Gewalt ihrer Begleiter anheim gegeben und so sehnsüchtig Mary auch in die Ferne hinausspähte, so bemerkte sie doch Niemand, den sie um Hülfe hätte ansprechen mögen.

Wieder waren einige Stunden vergangen und der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als die Gegend einen gefälligeren Charakter annahm. Zwar war es Winter und die Felder waren zum Theil mit Schnee bedeckt, die Bäume starrten kahl in die frische Luft, eine leichte Eisrinde lagerte auf den Flüssen und Seen. Aber eine lebhafte Einbildungskraft konnte sich diese Gegend im Schmucke des Frühlings denken und dann mußte sie lieblich und fesselnd sein. Lange Alleen von mächtigen alten Bäumen, Wildgatter und einzelne Wärterhäuschen, die sich längs des Weges zeigten, verkündeten die Nähe irgend eines größeren Landsitzes oder eines Schlosses.

Mary harrte in ängstlicher Spannung, ob dieses Schloß etwa das Ziel ihrer Reise sei, oder ob man auch an diesem, wie an so vielen anderen, vorüberfliegen werde. In die Ferne konnte sie noch nicht blicken, der Schleier hinderte sie daran; aber sie bemerkte, daß sie sich in einer langen, gut gehaltenen Allee von großen Bäumen befand und vermuthete daraus, daß sie dicht in der Nähe des Gebäudes sei, zu dem diese Allee wahrscheinlich führte. Sie irrte sich darin auch nicht.

— Sie können den Schleier jetzt fortnehmen, Mylady! rief Devilborn ihr zu.

Mary zögerte nicht, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Sie schlug den Schleier zurück und erblickte in einer Entfernung von ungefähr fünfhundert Schritten gerade vor sich ein großes und imponirendes Gebäude, das seiner Bauart nach ein königliches Schloß oder der Landsitz eines sehr vornehmen Herrn sein mußte. Vier hohe Thürme auf jeder Seite zierten das Schloß; in ihrer Mitte erhob sich ein fünfter, der die andern überragte. Eine Anzahl nicht unbedeutender Gebäude schloß sich an das größere, und mit seiner Menge von kleinen Thürmchen, Balkonen, Schornsteinen, Thoren und Fenstern erschien das Ganze beinahe wie eine kleine Stadt.

— Kennen Sie dieses Schloß, Mylady? fragte Devilborn jetzt das junge Mädchen, während sie noch immer scharf vorwärts ritten.

— Nein, Sir! antwortete Mary.

— Und Sie vermuthen auch nicht, welches es sein könnte?

— Nein, Sir. Ich weiß nicht einmal, in welcher Gegend ich mich befinde, antwortete das junge Mädchen und sah dabei nach der Sonne, denn es fiel ihr zum ersten Male ein, sich auf diese Weise zu orientiren. Die Sonne stand links von ihr, tief am Horizont. Sie war also nach Norden geritten.

Die Drei hielten jetzt vor einem schönen, großen Thor, das verschlossen war und durch dessen Gitterstäbe man in einen sehr schönen, großen Hof blicken konnte, den ein prächtiger Brunnen von schwarzem und weißem Marmor zierte. Der Hof war ganz leer. Uebrigens schien das Schloß gar nicht bewohnt zu sein.

Devilborn zog heftig an einer großen Glocke. Einige Diener erschienen im Inneren des Hofes und durcheilten denselben, als sie die beiden Reiter in Begleitung der Dame erblickten. Devilborn hatte nicht nöthig, seinen Namen zu nennen oder sonst irgend einen Grund anzugeben, um Einlaß zu erhalten. Er wurde sogleich eingelassen, und an der Art und Weise, an der Unterwürfigkeit, mit der ihn die Diener behandelten, sah Mary, daß er hier bekannt und geachtet sein müßte.

Jetzt erschien auch ein anderer älterer Mann, von würdigerem Aussehen auf einer großen Treppe, die zu einer schönen Thür führte, und schien die Ankommenden zu erwarten.

— Führt die Pferde in den Stall! sagte Devilborn zu den Dienern. Haltet ein frisches bereit in einer Stunde, für diesen Kavalier, meinen Begleiter! — dabei zeigte er auf seinen Genossen, den er bis jetzt noch nicht mit seinem Namen genannt hatte, der aber derselbe Catesby war, dessen er sich in der vergangenen Nacht bedient, um Lady Ringrose nach Withehall zu bringen.

— Mylady, wandte er sich dann an Mary, ich wünschte, daß Sie den Schleier wieder vornähmen. Ich vergaß, Ihnen das zu sagen.

Mary folgte der Weisung, denn es war ihr unangenehm, daß die Diener sie so neugierig anstarrten. Dann stieg sie, von Catesby unterstützt von ihrem Pferde und ging an seinem Arme die Treppe hinauf.

— Guten Tag, Wingow! sagte Devilborn zu dem Alten, der seinem Aeußern nach Kastellan des Schlosses zu sein schien und dessen Gesicht ein seltenes Gemisch von Gutmüthigkeit und Verschmitztheit zeigte. Ihr habt den Brief empfangen, nicht wahr?

— Ja wohl, Mylord! antwortete der Kastellan. Vorgestern.

— Und habt Alles demgemäß eingerichtet?

— Gewiß, Mylord, Ihr werdet mit mir zufrieden sein!

— Gut, sagte Devilborn. So führt uns denn in ein Zimmer. Ich werde die Nacht und vielleicht auch morgen noch hier bleiben. Mein Begleiter wird in einer Stunde wieder fortreiten, nachdem er sich, wie sich von selbst versteht, durch eine gute Mahlzeit erquickt hat. Was diese Dame anbetrifft, so wird sie ebenfalls der Erholung bedürfen. Laß sie deshalb in ihre Zimmer führen, das Uebrige wißt Ihr.

Der Alte verneigte sich und die Drei traten, von ihm geführt, in das Schloß. Es war, wie Mary im Allgemeinen bemerken konnte, mit der größten Pracht erbaut und eingerichtet. Alles war in großartigem Style errichtet, die Treppen und Fußböden mit Marmor oder geglättetem Granit ausgelegt, die Gänge mit Säulen und Statuen geschmückt, die Fenster mit buntem Glase zierlich ausgelegt. Mary hatte nie eine solche Pracht gesehen und ihre Ueberraschung stieg. Das war jedenfalls kein Gefängniß. Hier konnte nur die Königin wohnen oder Jemand, der ihr nahe stand.

Eine geräumige Halle, dem Anscheine nach ein Speisesaal, empfing das junge Mädchen und ihre Begleiter. Eine wohlthuende Wärme herrschte in demselben, ein Zeichen, daß die Ankunft von Gästen erwartet war. Ein Tisch war sogar gedeckt.

— Mylady, sagte Devilborn jetzt zu Mary, ich überlasse Sie der Führung dieses Mannes, melde Ihnen aber im Voraus, daß ich Sie nach einiger Zeit um einige Minuten Gehör bitten werde.

— Ich muß mich ihren Anordnungen fügen, obgleich sie mir seltsam erscheinen, antwortete Mary. Ich weiß wirklich nicht —

— Sie werden nachher darüber Aufklärung erhalten, unterbrach sie Devilborn in einem Tone, der jede weitere Frage abschnitt.

Mary schwieg und folgte dem Kastellan. Es schien, als solle sie alle Herrlichkeiten des imposanten und weitläufigen Palastes bewundern, so weit war der Weg, den der Alte sie führte. Er hielt sich jedoch dabei immer in so großer Entfernung von Mary, daß diese sich scheute, ihn zu fragen. Sie folgte ihm schweigend und auf ihrem ganzen Wege begegnete ihr nicht ein einziges lebendes Wesen. Nur auf den Höfen sah sie hie und da einzelne Diener und Mägde.

Mary war schon mehrere Treppen emporgestiegen und befand sich in den obern Räumen des Palastes, als der Kastellan vor einer schönen Flügelthür von Eichenholz still stand und dieselbe öffnete. Mit allen Zeichen der Ehrerbietung, aber schweigend, bedeutete er Mary einzutreten, und diese that es, nicht wenig erstaunt über dieses seltsame Gefängniß. Sie befand sich in einem schönen Vorzimmer. Auch dieses durchschritt der Kastellan, öffnete eine zweite Flügelthür und bat das junge Mädchen, einzutreten. Mary trat in ein herrlich ausgestattetes Gemach, das für den Aufenthalt einer Dame eingerichtet und bereits für die Ankunft einer solchen vorbereitet schien, denn eine angenehme Wärme strömte ihr entgegen.

— Mylady befinden sich in Ihren Zimmern, sagte der Kastellan mit einer tiefen Verbeugung. Sie werden Alles finden, was Sie wünschen, und sollte etwas fehlen, so bitte ich Sie, zu klingeln. Mylady wünschen gewiß zu speisen. Ich werde in dem Hinterzimmer decken lassen, wenn es Mylady recht ist.

— Aber wo bin ich denn? rief Mary ganz überrascht.

— Mylady wissen das nicht? fragte der Kastellan mit einem schlauen Lächeln.

— Gewiß nicht, liebster Mann, und ich hoffe, Ihr werdet es mir sagen.

— Ich bedaure, den Wunsch Mylady's nicht erfüllen zu können! sagte der Alte. Mein hoher Herr hat vielleicht Gründe, meine Verschwiegenheit zu wünschen. Falls aber Mylady nicht gern allein sein wollen, so werde ich meine Tochter heraufschicken.

— Ja, thut das! rief Mary, geängstigt von dem Gefühle des Alleinseins in diesen ihr ganz unbekannten Räumen.

— Also, falls Mylady sonst etwas wünschen — dort ist die Klingel! sagte der Alte und ging mit einer Verbeugung. Mary hörte ihn die äußere Thür schließen und erschöpft warf sie sich in einen Sessel.

Also hierher hatte man sie gebracht, und wo war sie? Auf dem ganzen Wege, während des schnellen Rittes hatte nur der Gedanke sie beschäftigt, wohin man sie führen werde. Aber dieses Ziel übertraf alle ihre Erwartungen. Sie hatte geglaubt, in einem Kerker zu übernachten, und jetzt befand sie sich in Gemächern, wie sie ihr Fuß noch nie betreten. Und doch war auch das ein Gefängniß — die Thür war hinter ihr verschlossen! Was hatte das zu bedeuten? Und vor allen Dingen, wie hieß dieser Ort und wem gehörte er?

Ihre Ungeduld ließ ihr keine Ruhe. Sie stand auf. Eine Nebenthür war geöffnet und sie trat durch dieselbe in ein anderes Zimmer, das an Pracht und Bequemlichkeit mit demjenigen wetteiferte, in dem sie sich bis jetzt befunden. Spiegel, Sessel, Teppiche, Schildereien an den Wänden, die mit den feinsten Tapeten bekleidet waren — nichts fehlte. Doch bemerkte sie nirgends das königliche oder ein anderes Wappen, das ihr Aufschluß über den Besitzer hätte geben können. Aehnlich ausgestattet war ein anderes kleines Zimmer, in dem sich eine Bibliothek kostbarer und seltener Bücher befand. An dieses Gemach stieß das Schlafzimmer mit einem hohen, prächtigen Himmelbett und einigen kostbaren Gemälden, die Mary voller Bewunderung und Scheu betrachtete, da sie Scenen aus der griechischen Mythologie darstellten und sie nie Aehnliches gesehen hatte.

Das junge Mädchen faßte auch an die Thür,

die von diesem Schlafzimmer weiter führte, aber sie war verschlossen. Dann wandte sie sich nach dem Fenster. Eine weite Aussicht öffnete sich vor ihren Blicken. Vor ihr lag ein großer, dunkler Wald, seitwärts sah sie hier und dort den Kirchthurm eines Dorfes emportauchen. Sie wollte das Fenster öffnen, um einen Blick auf die nächste Umgebung zu werfen, aber es gelang ihr nicht. Eine eigenthümliche Vorkehrung hinderte das Oeffnen, und während Mary dieselbe noch untersuchte, hörte sie Schritte hinter sich.

Sie sah sich um. Ein junges Mädchen ungefähr in ihrem Alter, aber blaß und schmächtig, mit großen braunen Augen, stand vor ihr und grüßte sie ehrerbietig. Die Haltung und das ganze Wesen des jungen Mädchens waren einfach und bescheiden, der Ausdruck ihres Gesichtes gutmüthig und treu.

— Mylady hat mich rufen lassen, sagte sie mit sanfter, wohllautender Stimme. Ich bin die Tochter des Kastellans und heiße Cecily. Wenn Sie es wünschen, Mylady, so bleibe ich in Ihrer Nähe.

— Gewiß wünsche ich das! rief Mary, erfreut über den Anblick des sanften jungen Mädchens. Aber ich wundre mich darüber, daß man Ihnen erlaubt, bei mir zu sein. Ich bin eine Gefangene.

— Eine Gefangene, Mylady? sagte Cecily mit einem leichten Lächeln. Das glaube ich kaum. Doch ich vergesse, daß mein Vater mir verboten hat, darüber mit Ihnen zu sprechen.

— Also auch Ihnen ist das verboten? rief Mary bestürzt, denn sie hatte gehofft, von dem jungen Mädchen Näheres zu erfahren.

— Ja, Mylady, und ich muß Ihnen leider sagen, daß ich Ihnen auf einzelne Fragen gar nicht antworten darf, erwiederte Cecily.

— So will ich gar nicht fragen! Aber ich begreife nichts davon! rief Mary. Wenn ich keine Gefangene bin, was soll ich dann hier?

Cecily zuckte die Achseln und sah Mary Smith aufmerksam an. Da sie aber auf dem Gesichte derselben nichts lesen konnte, als Verwunderung und Ueberraschung, so schien sie nachdenklicher zu werden.

— Durch welche Thür sind Sie denn gekommen? fragte Mary jetzt. Ich fand die Ausgänge verschlossen. Giebt es noch eine andere Thür?

— Ja wohl, Mylady, aber sie öffnet sich nur von außen, nicht von innen, antwortete Cecily. Die Diener sind mit mir durch dieselbe Thür gekommen, um den Tisch zu decken.

In der That hörte Mary im anstoßenden Zimmer das Geräusch von Tellern und Messern. Von einer verzeihlichen Neugier getrieben, wollte sie die Thür zu diesem Zimmer öffnen, aber Cecily vertrat ihr mit einer abwehrenden, bittenden und ergebenen Miene den Weg.

— Mylady, sagte sie, ich habe den Auftrag, Sie zu bitten, sich nicht vor den Dienern zu zeigen. Man sagte mir, es würde Ihnen schaden.

— Gut, so will ich es nicht thun, sagte Mary kopfschüttelnd. Aber ich begreife nichts von alle dem. Ich bin wie in einem Traume.

Während dessen war es ziemlich finster geworden. Mary, die bis jetzt noch ihren Mantel umbehalten, legte ihn ab und Cecily half ihr eifrig dabei. Als die Tochter des Kastellans den einfachen Anzug des jungen Mädchens bemerkte, schüttelte sie leicht den Kopf, aber ohne daß es Mary bemerkte, dann sah sie durch die Nebenthür.

— Es ist Alles bereit, Mylady, sagte sie. Wollen Sie eintreten?

Mary trat in das Eßzimmer. Eine Tafel war fertig gedeckt und die Kerzen der silbernen Armleuchter ließen das reiche und prächtige Geschirr in blendendem Glanze schimmern. Auf einem Nebentisch standen die Speisen. Mary, die an die größte Einfachheit gewöhnt war, hatte nie dergleichen gesehen, doch fühlte sie keine Befangenheit, denn sie empfand weder Achtung noch Scheu vor dem Glanze des Reichthums, und da der scharfe Ritt und die kalte Luft ihre Eßlust gereizt hatten, so aß sie mit großem Behagen, wenn auch wenig. Cecily bediente sie dabei und ließ sich nicht durch

Mary's Bitten bewegen, ihr Gesellschaft zu leisten, sondern begnügte sich nur, ihre jetzige Herrin freundlich zum Essen aufzufordern.

Mary fühlte sich gestärkt und erquickt. Wäre es nicht Devilborn gewesen, der sie hierher geführt, so würde sie ihre Lage abenteuerlich und gar nicht unangenehm gefunden haben. Aber die düstere Gestalt des schwarzen Kavaliers schwebte stets wie ein Schatten vor ihrer Seele und sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihr ein Unglück oder wenigstens eine schlimme Nachricht bevorstehe. Nur die Auszeichnung, die Aufmerksamkeit, mit der sie behandelt wurde, ließ sie glauben, daß eine mächtige Hand sie in ihren Schutz genommen habe. Aber wohin das führen solle und wie das zusammenhänge — das war ihr ein Räthsel!

Mary dachte noch darüber nach, während Cecily das Feuer im Kamin schürte, als es an die Wand oder an eine Thür klopfte.

— Das ist mein Vater! rief Cecily und eilte nach der Thür.

Diese wurde auf ein Zeichen des jungen Mädchens von außen geöffnet, und Beide sprachen einige Minuten halblaut mit einander. Dann kehrte Cecily zu Mary zurück.

— Mylady, sagte sie, der Kavalier, der Sie hierher geleitet, wünscht Sie zu sprechen. Wollen Sie sich zu dem Zwecke nach dem vorderen Zimmer begeben, durch das Sie eingetreten sind?

Mary erhob sich rasch. Nichts konnte ihr in diesem Augenblicke erwünschter sein, als der Anblick Devilborn's, denn sie hoffte durch die bevorstehende Unterredung endlich Gewißheit zu erhalten.

Cecily ergriff einen Armleuchter und ging voraus, um ihr die Thür zu dem Sprechzimmer zu öffnen, dann blieb sie zurück.

Das vordere Zimmer war bereits erleuchtet, aber noch war Niemand in demselben zu sehen. Gleich darauf öffnete sich jedoch die Thür und Devilborn trat ein.

Sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen, ruhigen, beinahe freundlichen Ausdruck, wie man ihn wohl nur selten bei dem Kavalier sah. Er grüßte Mary höflich und bat sie durch ein Zeichen, sich zu setzen.

— Mylady, sagte er dann, sie werden mit Recht erwartet haben, daß ich Ihnen die seltsame Art und Weise, in der Sie hierher geführt worden, erkläre. Ich will es jetzt thun. Ihre Freiheit, Ihr Leben, Mylady, schwebte in Gefahr. Es ist mir nicht erlaubt, Ihnen ein Weiteres zu sagen, aber Sie können überzeugt sein, daß dem so ist. Ohne die Dazwischenkunft eines mächtigen Freundes wären Sie jetzt im Tower, vielleicht an einem noch schlimmeren Orte. Ich wurde von Ihrem Beschützer dazu ausersehen, Sie zu retten. Da diese Maßregel aber nur in der größten Stille und ohne Aufsehen zu erregen ausgeführt werden konnte, so mußte ich zu jener geheimnißvollen Art und Weise, die Sie kennen, meine Zuflucht nehmen und Sie zwingen, mich zu begleiten, selbst auf die Gefahr hin, mir ihr Mißtrauen zuzuziehen. Glücklicher Weise befolgten Sie meine Rathschläge und Sie sind gerettet. Vielleicht morgen schon, jedenfalls in den nächsten Tagen, werden Sie das Nähere erfahren. Mir selbst ist es nicht erlaubt, Ihnen noch mehr zu berichten.

— Aber ich begreife nicht, Sir, antwortete Mary, die nicht wußte, wie sie diese Erklärung aufnehmen solle — ich begreife nicht, weshalb man mir meine Freiheit nehmen wollte. Ich bin mir keines Vergehens bewußt und kenne Niemand, der mir feindlich gesinnt wäre.

— Mylady, sagte Devilborn achselzuckend, Niemand ist vor geheimen Feinden sicher. Denken Sie an das Schicksal Ihres Vaters, der gewiß unschuldig ist und dennoch im Tower schmachtet. Sie haben geglaubt, daß ich die Ursache seiner Gefangennehmung bin; aber Sie irren; im Gegentheil, ich würde Alles, was in meiner Macht stand, gethan haben, um ihn zu befreien!

Diese Worte waren in einem offenen Tone gesagt, der Vertrauen erwecken sollte. Dennoch konnte sich Mary des Gedankens nicht entwehren, daß der Kavalier nicht ganz aufrichtig sei.

— Sie sagten mir, Sir, erwiederte sie, daß

ich vielleicht meinen Vater wiedersehen würde. Wird diese Hoffnung erfüllt werden?

— Ja, ich hoffe es, antwortete Devilborn. Vielleicht findet die mächtige Hand, die über Ihrem Schicksale gewacht hat, Gelegenheit und Mittel, auch Ihren Vater in dieses sichere Asyl zu führen.

— Es würde ein großer Trost für mich sein, wenn das geschähe! sagte Mary. Denn ich muß Ihnen gestehen, Sir, daß ich mich hier so allein, unter fremden Leuten, an einem Orte, den man mir nicht nennen will, sehr beängstigt und beklommen fühle.

— Ich finde das natürlich, meine werthe Dame, sagte Devilborn lächelnd, aber Ihre Furcht wird in kurzer Zeit schwinden und Sie werden einsehen, daß Sie nirgends sicherer sein konnten, als hier.

— Noch eine Frage, Sir, sagte Mary. Man wird zu Hause besorgt sein wegen meines Verschwindens. Darf ich keine Nachricht dorthin senden? Ich habe einen Bruder. Darf er nicht wenigstens wissen, daß ich in Sicherheit bin?

— Sie haben einen Bruder? das wußte ich gar nicht, sagte Devilborn verwundert.

— Er ist erst gestern von einer langen Seereise zurückgekehrt, antwortete Mary. Es wäre mir lieb, wenn ich ihm Nachricht geben könnte.

— Niemand wird Sie daran hindern, Mylady, sagte Devilborn. Schreiben Sie an Ihren Bruder, an Ihren Vater, an wen sie wollen und übergeben Sie die Briefe dem Kastellan oder seiner Tochter. Sie werden pünklich bestellt werden. Ich finde Ihren Wunsch ganz natürlich. Sollte sonst noch etwas Ihnen unangenehm oder beschwerlich sein, so bitte ich Sie, es mir zu sagen. Es wird abgeändert werden.

— Bleiben Sie in diesem Schlosse? fragte Mary etwas unruhig.

— Nein. Ich erwarte hier nur die Ankunft meines Freundes und Gebieters, der wahrscheinlich morgen hier eintreffen wird. Jetzt empfehle ich mich Ihnen, Mylady. Sie werden ermüdet sein und der Ruhe bedürfen. Noch eins! Ich bitte Sie, gegen den Kastellan und die Tochter desselben möglichst verschwiegen zu sein. Sie wissen wohl, große Herren lieben es nicht, daß man ihre Diener in ihre Geheimnisse einweihe. Gute Nacht, Mylady. Ich hoffe, Sie werden die erste Nacht in diesem Schlosse glücklich und sanft verbringen.

Er stand auf und verließ mit einer höflichen Verbeugung das Zimmer.

Mary blieb überrascht zurück. Dieses Abenteuer, das ihr zu Anfang so schrecklich geschienen, nahm scheinbar einen ganz unerwarteten und glücklichen Ausgang. Devilborn hatte so sanft und freundlich gesprochen, daß sie sich wirklich etwas beruhigt fühlte. Zwar konnte sie nicht ahnen, welches die Gefahr gewesen sei, von der sie bedroht worden, auch wußte sie nicht, wer der mächtige Herr sein könne, der sie in seinen Schutz genommen — aber die Erklärung Devilborns hatte nichts Unwahrscheinliches; Mary dachte unwillkürlich an Jemand, dessen Namen sie heut schon einmal gehört und sie erröthete flüchtig. Jedenfalls hielt sie es jetzt für das Beste, sich heiter und ruhig in ihre Lage zu finden. Sie nahm einen Armleuchter und ging in das anstoßende Zimmer zurück.

Dort traf sie Cecily, ihrer harrend. Das junge Mädchen stand gedankenvoll mitten im Zimmer und ein unverkennbarer Ausdruck düsterer Traurigkeit war über ihre Züge gebreitet. Doch bemühte sie sich sogleich, jede Spur derselben zu verwischen, als Mary eintrat.

— Weshalb so traurig? fragte diese, deren Auge die Veränderung bemerkt hatte.

— Ich bin nicht traurig, Mylady, antwortete Cecily und versuchte zu lächeln.

— Doch schien es mir so, sagte Mary. Aber ich will nicht weiter fragen.

— Kannten Sie den Kavalier, mit dem Sie so eben gesprochen haben, Mylady? fragte die Tochter des Kastellans, ohne Mary anzublicken.

— Nur flüchtig, antwortete diese. Aber weshalb fragen Sie?

— War es nicht Sir Devilborn? fragte Cecily.

— Ja, so heißt er. Sie müssen ihn doch kennen!

— O ja, ich kenne ihn, antwortete Cecily, während sie ihr Gesicht von Mary abwendete. Dabei zitterte ihre Stimme und sie schien einen Seufzer zu unterdrücken.

Mary war überrascht von dem traurigen Tone dieser Antwort. Da aber Cecily keine weitere Frage zu wünschen schien, sondern sich mit einigen Geräthschaften im Zimmer beschäftigte, so schwieg Mary, obgleich sie den Wunsch nicht unterdrücken konnte, etwas Näheres über Devilborn zu erfahren, mit dem sie bis jetzt auf eine so seltsame und nicht erfreuliche Art in Berührung gekommen war.

Abgespannt von der langen Reise und von der Aufregung des Tages, setzte sich Mary in der Nähe des Kamins in einen Sessel und überließ sich ihren Gedanken, während Cecily nicht weit von ihr mit einer Handarbeit beschäftigt war. Die tiefste Stille herrschte in dem Gemach. Nur die Flamme im Kamin knisterte.

So verging eine lange Zeit. Mary war in einen Zustand des Träumens versunken, Cecily saß still über ihre Arbeit gebeugt.

Ein Geräusch an der Decke unterbrach die Stille. In einem Zimmer, das gerade über demjenigen liegen mußte, in dem Mary sich befand, hörte man schwere Tritte, später einen dumpfen Schrei, dann ein Aechzen. Mary fuhr empor und lauschte. Cecily beugte sich noch tiefer über ihre Arbeit. Das Geräusch oben dauerte fort. Man hörte einen Fall, von dem die Decke zitterte. Ein dumpfes Stöhnen, zuweilen auch ein hellerer Schrei folgte. Das Alles hatte etwas Unheimliches, Beängstigendes.

— Mein Gott, was ist das? fragte Mary halblaut und erschreckt.

— Es ist nichts, Mylady, antwortete Cecily leise und ohne aufzublicken.

— Es scheinen mehrere Männer mit einander zu kämpfen! sagte Mary.

— Nein, ich glaube, es ist einer von den Dienern. Er ist krank und liegt im Fieber. Ich werde es meinem Vater sagen, damit er in ein anderes Zimmer gebracht werde.

Mary wurde durch diese scheue und ängstliche Antwort nicht ganz beruhigt. Sie stand auf und ging durch das Zimmer. Das Geräusch oben verstummte jetzt. Dieselbe tiefe Stille trat ein.

Um sich zu beruhigen, nahm Mary eines von den Büchern aus der Bibliothek im Nebenzimmer. Es war Edmund Spensers „Feenkönigin", das berühmte und vielgelesene Gedicht des vor nicht langer Zeit gestorbenen Dichters. Mary kannte es und da sie den in damaliger Zeit überall verbreiteten Geschmack an abenteuerlichen und allegorischen Gedichten theilte, so hatte sie es oft mit Vergnügen gelesen, und auch jetzt wurde ihr Geist bald von den romantischen Schilderungen des Dichters gefesselt. Einige schöne Stellen las sie laut, und Cecily lauschte ihr mit Entzücken, denn es ließ sich nichts Schöneres denken, als die volle, sanfte, einschmeichelnde Stimme Mary's, die jedem Worte Anmuth und Reiz verlieh, auch ohne daß sie es wollte.

So vergingen wieder einige Stunden, und die große Uhr mit vergoldeten Figuren auf der Alabasterkonsole zeigte bereits die zehnte Stunde, als Mary sich ermüdet genug fühlte, um zu Bett zu gehen. Cecily half ihr beim Entkleiden, ordnete Alles, zündete die Nachtlampe an, deren mattrothe Glasglocke ein rosiges Licht durch das Zimmer verbreitete, und sagte ihrer Herrin, daß sie in der Nähe schlafe und jeden Augenblick durch die Klingel herbeigerufen werden könne. Dann wünschte sie Mary freundlich eine sanfte Nacht und ging, während Mary sich mit einem eigenthümlichen gemischten Gefühl von Behäbigkeit, süßen Schauerns und geheimnißvoller Scheu unter der leichten und doch so warm anschmiegenden Decke barg und nach wenigen Minuten, von der Anstrengung des Tages ermüdet, einschlummerte.

Die Träume des jungen Mädchens waren seltsam und verworren, wie die Erlebnisse des Tages. Bald flog sie in finsterer Nacht auf einem pfeilgeschwinden Rappen über eine unendliche Ebene, und ein dunkler Schatten schwebte neben ihr, in dem sie Devilborn erkannte. Dann

brach die Sonne plötzlich durch die schweren Wolken und sie sah das frische Antlitz ihres Bruders, umwallt von der Fülle blonder Locken, vor sich schweben. Dann tauchte ein anderes Bild vor ihrem träumenden Geiste auf, das Bild eines jungen, schönen Mannes, mit edlem, ausdrucksvollen Gesicht. Bald darauf wurde es wieder Nacht. Der Mond schien bleich vom Himmel. Es war kalt, und der Wind fuhr in wilden Stößen über die Flur. Das Gesicht ihres Vaters, vom Monde beschienen, tauchte vor ihr auf. Es war bleich und abgehärmt. Sein weißes Haar spielte im Winde, sein Auge war starr und unbeweglich, seine Lippen fahl. Mary zitterte im Traume bei dieser Erscheinung, die wie ein Alp auf ihr lastete. Eine unendliche Angst ergriff sie, und die Furcht schüttelte die schwere Last des Schlafes von ihren Augenlidern. Halbwachend öffnete sie die Augen. Sie wußte nicht, wo sie war. Eine Gestalt stand vor ihrem Bette, die Gestalt eines Mannes. Mary stieß einen unterdrückten Schrei aus. Sie glaubte noch weiter zu träumen und wollte die Augen schließen. Aber die Gestalt bewegte sich. Mary schauderte zusammen und fühlte es eiskalt durch ihre Glieder rieseln. Das Entsetzen öffnete ihr die Augen. Nein, es war keine Täuschung. Das war wirklich ein lebendes, menschliches Wesen, aber gräßlich anzuschauen! Das lange Haar hing wirr über die Stirn in das todtenbleiche Gesicht, aus dem die Augen, tief in schwarzen Höhlungen vergraben, gespenstisch hervorblickten. Der Anzug war zerrissen und verwirrt, der Hals entblößt, dürr und knöchern, wie die Hand dieses Menschen, die sich langsam bald aufwärts, bald niederwärts bewegte.

Kaltes Entsetzen fesselte Mary's Sinne. Sie starrte die Erscheinung an. Sie glaubte wirklich, ein Gespenst zu sehen. Sie vermochte sich nicht zu bewegen, nicht einmal zu rufen. Sie wollte die Augen schließen, aber auch das vermochte sie nicht. Sie war wie von einem Starrkrampf ergriffen.

Der Wahnsinnige — denn daß er ein solcher sei, zeigte sein verwirrter, starrer Blick — hatte die Augen auf Mary gerichtet und betrachtete sie mit einem eigenthümlich finstern und doch wehmüthigen Ausdruck.

— Junges Blut! Junges Blut! sagte er endlich mit seiner hohlen, schauerlichen Stimme. Was willst Du hier in der Höhle des Drachen?

Er schien eine Antwort zu erwarten, aber Mary war viel zu sehr von der schrecklichen Erscheinung ergriffen, als daß sie im Stande gewesen wäre, zu antworten. Dennoch erleichterte es ihr Herz ein wenig, als sie die Gestalt sprechen hörte.

— Wehe Dir, wehe Dir, armes, verlorenes Kind! sagte der Wahnsinnige und erhob seine knöcherne Hand. Der Drache hat Dich in seine Höhle geschleppt und wird Dir das Herzblut aussaugen. Deine frischen Wangen werden welken, wie meine; der Glanz Deiner Augen wird erlöschen. Er wird Dich morden! Noch ist Keiner lebend aus seiner Höhle gegangen! Er wird Dich zerfleischen, armes, junges Blut!

Der beschwörende, drohende Ton seiner Stimme hatte etwas so Erschütterndes, daß Mary kaum zu athmen vermochte. Wenn sie auch einsah, daß sie es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe, so blieb die Nähe dieses Menschen ihr doch immer fürchterlich. Vielleicht meinte er sich selbst mit dem Drachen in der Höhle.

Der Wahnsinnige hatte jetzt die Hände über einander gelegt und sah mit einem düstern, sinnenden Blick auf Mary nieder.

— Du bist schön, Mädchen! sagte er dann mit dumpfer Stimme. Deshalb bist Du hierhergekommen. Wehe Dir! Es wäre besser gewesen, Gott hätte Dir ein so häßliches Gesicht gegeben, wie ihm. Warte nur! Bald wird er da sein und seine Netze um Dich schlingen. Pfui! Die garstige, ekelhafte Spinne!

Sein Gesicht verzog sich zu einer gräßlichen Fratze, in welcher der tiefste Abscheu und schaudernder Ekel sich offenbarten. Mary zitterte, aber sie begriff jetzt, daß der Wahnsinnige von einem Andern spreche.

— Oder kennst Du ihn? rief er jetzt plötz-

lich lauter und streckte seine Hand drohend nach ihr aus. Du liebst ihn wohl gar?

— Wen meint Ihr? stieß Mary bebend hervor.

— Wen? rief er mit einem gellenden Lachen. Ha, den feinen, großen, vornehmen Herrn, vor dem die Schmeichler und Speichellecker sich beugen! Die listige Schlange, die Alle mit ihren schillernden Ringen umschlingt! Du kennst ihn nicht, armes Mädchen? Ich sage Dir, Du wirst ihn kennen lernen, und er wird Dich liebkosen, Dir schmeicheln. Die Schlange wird ihre bunteste Haut zeigen. Aber wehe Dir! es ist doch Gift, das er Dir ins Herz spritzt!

Seine erhobene Hand fiel nieder und seine Stimme sank zu einem tiefen, unverständlichen Murmeln. Auch der Kopf senkte sich tiefer auf die Brust. Mary war in tödtlicher Angst. Sie wußte nicht, was sie thun sollte. Jeden Augenblick konnte der Wahnsinn dieses Menschen sich auf eine andere, gefährlichere Weise offenbaren. In ihrer Angst dachte sie nicht einmal daran, den Klingelzug zu ergreifen, der sich über ihrem Bett befand, und Cecily herbeizurufen.

— Weißt Du wohl, was er mit Dir machen wird? flüsterte der Wahnsinnige jetzt, indem er sich über Mary beugte. Er wird Dir Deine Ehre, Deine Tugend, Alles nehmen und Dich dann hinausstoßen in die Kälte, oder Dich wahnsinnig machen und oben, da oben einsperren und harte Wächter vor Deine Thür stellen, damit Du nicht entrinnen und den Menschen Deine Schande und seine Freventhat erzählen kannst. Flieh, Du armes, junges Blut, wenn Du noch kannst, sonst bist Du verloren! Denn morgen schon wird er da sein, ich weiß es! Morgen schon! Er eilt, wenn es zu morden gilt!

— Aber wer, von wem sprecht Ihr? flüsterte Mary.

— Von wem? Was frägst Du noch? rief der Wahnsinnige auflachend. Von meinem Bruder! Von dem großen Lord! Ja, ich soll nicht sein Bruder sein, ich soll mich nicht so nennen, er will es nicht. Deshalb hat er mich fangen und einsperren lassen, wie ein wildes Thier. Ja, ich bin wahnsinnig, er hat mich wahnsinnig gemacht. Aber noch weiß ich, was Wuth und Rache ist! O, wenn mich die Henker nur einmal mit ihm zusammenließen! Ich wollte ihn erwürgen mit meinen eigenen Händen, ich wollte ihm das Herz aus dem Leibe reißen, und wo ich wüßte, daß ihm etwas lieb wäre, das wollte ich mit ihm erwürgen! Bist Du ihm lieb? Ja, er liebt Dich! Er will kommen und sich an Deinem Anblick weiden. Er will Deinen Leib umfassen und Dir süße Worte ins Ohr flüstern. Er sehnt sich nach Dir und es wäre ihm ein Stich durchs Herz, wenn er Dich nicht fände! Was hindert mich, Dich zu morden, damit Du eine Leiche bist, wenn er kommt — Dich zu würgen, damit ich mich an ihm räche! Ich will Rache haben, Rache!

Seine Stimme hatte einen furchtbar gellenden Ton, sein Gesicht einen entsetzlichen, rachedürstenden Ausdruck angenommen. Seine beiden Hände erhoben sich und die Finger krümmten sich zu Tatzen, die sich niedersenkten, als wollten sie das junge Mädchen zerfleischen. Mary sah seine Augen dicht über sich funkeln, sie fühlte die Berührung seiner Hand und mit einem gellenden Schrei sank sie in Ohnmacht.

Als sie wieder erwachte, war Alles still. Sie wagte die Augen nicht aufzuschlagen. Ein kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn und ihre Glieder zitterten heftig. Es war, als laste ein Alp auf ihr, als werde sie von einer bleiernen Decke zu Boden gedrückt. Aber endlich, als sie keinen Laut, keine Bewegung mehr hörte, öffnete sie mit einem raschen Entschluß die Augen, bereit, einen Kampf mit dem Ungeheuer zu wagen, wenn es noch in der Nähe sei. Aber Alles war leer. Eine Todtenstille herrschte im Zimmer und rings umher.

Mary richtete sich auf. Sie mußte die Angst abschütteln, die auf ihr lastete. Sie sah durch das Zimmer, das von der Flamme der Nachtlampe genugsam erhellt wurde. Niemand war in demselben zu sehen. Sie sprang auf und hüllte sich in den Mantel, der neben dem Bett lag. Der Gedanke, daß der Wahnsinnige noch in der Nähe sei, war ihr gräßlich. Sie wollte

Gewißheit haben, daß er fort sei. Mit fliegender Hand, mit klopfendem Herzen zündete sie eine Kerze an. Die Thür zum Nebenzimmer stand offen. Sie leuchtete hinein. Sie eilte durch alle Zimmer, entschlossen, nach Hülfe zu rufen, wenn die furchtbare Erscheinung ihr noch einmal entgegenträte. Aber Alles war ruhig, still und einsam, Alles, wie sie es am Abend verlassen. Sie faßte an die äußeren Thüren, sie waren verschlossen. Dann faßte sie an die geheime Thür, die sich nur von außen öffnete, sie war ebenfalls fest verschlossen. Die Erscheinung war verschwunden. Die Uhr schlug eins.

Mary war in furchtbarer Aufregung. Das Blut wallte ihr siedend durch die Adern. Hatte sie geträumt, oder war jener Wahnsinnige wirklich vor ihrem Bett gewesen? Keine Spur deutete auf das letztere, und Mary dachte auf Augenblicke wirklich, daß nur ein entsetzlicher Traum sie geängstigt habe. Und doch, diese Erinnerung war zu lebhaft, sie hatte nicht geträumt. Aber wer war dieser Wahnsinnige? Und von wem hatte er gesprochen? Waren seine Worte nur die wirren Hirngespinnste eines Tollen, oder befand sich Mary wirklich in einer Gefahr, die sie selbst nicht kannte und die der Wahnsinnige voraussah? In ihrer jetzigen Aufregung war sie geneigt, das Letztere zu glauben. Sie hätte fliehen mögen. Aber ein neues Geräusch drang an ihr Ohr und das Blut gerann ihr zu Eis. Sie befand sich in demselben Zimmer, in dem sie am Abend mit Cecily gesessen. Ueber sich hörte sie dasselbe Stöhnen, dasselbe Wimmern, dazwischen einen helleren Schrei, dann einen Fall. Die Stimme schien dieselbe zu sein, wie die jenes Wahnsinnigen. War es etwa der Fieberkranke, von dem Cecily gesprochen, der ihr seinen gräßlichen Besuch abgestattet. Aber wie war er durch die wohlverschlossenen Thüren gekommen? Wie hatte er seinen Wächtern entrinnen können?

Mary vermochte kaum zu athmen. Das Geräusch verstummte allmählich, aber ihre aufgeregte Phantasie spiegelte ihr tausend schreckliche Erscheinungen vor. In jedem Augenblick glaubte sie den Wahnsinnigen vor sich aufsteigen zu sehen oder seine hohle Stimme zu hören. Sie vermochte es kaum mehr zu ertragen. Allein, in einer solchen Nacht, in einem fremden Hause, der Willkür von Menschen überlassen, von denen sie kaum etwas Gutes zu hoffen hatte! Ihre Wangen brannten, in ihren Schläfen pochte und hämmerte es. Und wenn sie nur wenigstens das Fenster öffnen und die kalte Luft hätte athmen können! Aber sie mußte in diesen unheimlichen, fremden Zimmern bleiben, in denen die Luft sie drückend und schwül umgab. Wenigstens ihre Stirn, ihre Schläfe wollte sie an dem Fenster kühlen, und sie legte ihr Haupt an die Scheiben, erglühend und doch zitternd, wie im Fieber.

Allmählich wurde sie etwas ruhiger. Sie versuchte durch die runden Scheiben hinaus zu sehen. Die Nacht war ziemlich klar. Die Sterne flimmerten am Himmel und sendeten ein mattes, liebliches Licht auf die Erde. Sie konnte die schwarzen Stämme und die blätterlosen Aeste der großen Bäume in den Alleen deutlich erkennen, und sie bemühte sich, immer schärfer hinauszusehen, nur um ihre Gedanken von der schrecklichen Erinnerung an die furchtbare Erscheinung abzulenken.

Allmählich gewöhnte sich ihr Auge an die Dunkelheit draußen und sie konnte die einzelnen Gegenstände deutlich erkennen. Es war ihr, als sehe sie zwei männliche Gestalten unter den Bäumen. Sie konnte nichts als die dunklen Umrisse derselben erkennen, und wenn sie sich nicht zuweilen bewegt hätten, so würde sie dieselben vielleicht für Pfähle gehalten haben. Die Beiden gingen langsam auf und ab, näherten sich zuweilen dem Schlosse und entfernten sich dann wieder, verschwanden auch zuweilen ganz hinter einem vorspringenden Theile des Gebäudes. Doch schien es Mary, als würde die Aufmerksamkeit der beiden nächtlichen Wanderer immer wieder durch das Licht in ihrem Zimmer angezogen, denn sie blieben stets am längsten dem Fenster gegenüber stehen und so viel Mary bemerken konnte, sahen sie auch zu ihr hinauf. Jedenfalls mußte die dunkle Gestalt des jungen

Mädchens am Fenster von außen sichtbar sein und von den Fremden bemerkt werden.

Mary dachte viel darüber nach, wer das wohl sein könne. Die Zahl der Möglichkeiten war jedoch so groß, daß es thöricht von ihr gewesen wäre, eine bestimmte Meinung darüber zu fassen. Doch hatte sie eine Art von Ahnung, daß die Anwesenheit dieser beiden Gestalten zu einer so späten Stunde mit ihrem Aufenthalt im Schlosse selbst zusammenhänge. Sehnlichst wünschte sie, das Fenster öffnen zu können.

Mehrere Male näherten sich die Gestalten, und Mary glaubte sogar zu sehen, daß sie die Arme ausstreckten und ihr Zeichen machten. Aber sie wußte nicht, auf welche Weise sie darauf antworten solle. Sie konnte sich auch täuschen. Vielleicht war es Devilborn mit einem Genossen.

Dennoch behielt das Gehen und Kommen dieser Gestalten eine eigene Anziehungskraft für die aufgeregte Phantasie des jungen Mädchens, und als sie einmal ganz absichtslos den Arm ausstreckte, um sich mit demselben gegen die Pfosten des Fensters zu lehnen, kamen die Beiden rasch näher. Das war ein bedeutsames Zeichen. Sie war jetzt beinahe überzeugt, daß die Beiden Freunde seien und ihretwegen dort auf- und abgingen.

Gleich darauf hörte sie jedoch den lauten Ruf einer Schildwache. Die beiden Gestalten, die sich dem Schlosse bis dicht zu einer Mauer genähert hatten, stutzten und entfernten sich schnell. Auch Mary trat vom Fenster zurück und ging in ihr Schlafzimmer. Waren es wirklich Freunde, die draußen auf sie achteten, so wollte sie nicht den Verdacht der Schloßbewohner erwecken und sie nicht glauben machen, daß sie mit den Fremden im Einverständnisse stehe.

Mary war durch diesen Zwischenfall viel ruhiger geworden. Ihre Gedanken hatten jetzt einen anderen und freudigeren Gegenstand gefunden, mit dem sie sich beschäftigen konnten. Erst als ihr das Bett wieder in die Augen fiel, kehrte auch die lebhafte Erinnerung an den Wahnsinnigen zurück. Sie warf den Mantel ab und versuchte zu schlafen. Aber es war ihr unmöglich. Sobald sie die Augen schloß, stand die gräßliche Erscheinung wieder vor ihr. Sie wollte sich zwingen, aber ihre Aufregung wuchs nur um so mehr und steigerte sich allmählich wieder zu der früheren Höhe. Von Neuem verließ sie das Bett, kleidete sich halb an und beschloß, den Rest der Nacht, so lang er auch war, wachend zuzubringen.

Sie ging deshalb nach der kleinen Bibliothek und suchte unter den Büchern, um eines zu finden, das ihren Geist möglichst beschäftige und von den Gedanken an ihre düstere Umgebung abziehe. Sie setzte sich an den Tisch, der neben dem Bücherschrank stand, und nahm die Bücher einzeln heraus. Es waren meistentheils starke Bände in Quart oder gar Folio, denn damals kannte man noch nicht die kleinen, zierlichen Toilette-Ausgaben, mit denen die Damen heut zu Tage ihre Tische schmücken. Die Bücher waren alle prächtig in rothes Leder mit vergoldetem Rücken gebunden und manche waren so schwer, daß Mary Mühe hatte, sie herauszunehmen. Zuweilen fand sie auch einzelne beschriebene Blätter in den Büchern, und diese erregten vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit, da sie hoffen durfte, durch dieselben etwas über den Besitzer dieser Bibliothek zu erfahren. Meistentheils enthielten jene Blätter aber nur Auszüge aus den dichterischen Werken; nur zuweilen fand sich eine Betrachtung, die aus dem Geiste des Schreibenden selbst geflossen zu sein schien. Nirgends fand Mary aber einen Namen, höchstens zuweilen einen Anfangsbuchstaben, aus dem sie nichts enträthseln konnte.

Ganz zuletzt, nachdem sie Alles durchblättert, fand sie im untersten Fache des Schrankes ein altes Buch, das durch seinen weniger kostbaren Einband und sein altes Aussehen ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Es schien seit langer Zeit nicht berührt zu sein, denn der Lederband war mit dichtem Staub bedeckt. Dennoch nahm es Mary heraus und öffnete es. Es war ein ganz altes Werk über den englischen Adel und die Wappen der einzelnen Familien, in lateinischer Sprache geschrieben und mit vielen Wappenbildern geziert. Den lateinischen Text ver-

stand Mary nicht, aber es interessirte sie, einzelne Wappen aufzuschlagen, und sie blätterte bis zu den letzten Seiten. Hier fielen einige Papiere aus dem Buche, die ihrem frischen Aussehen nach noch nicht lange in demselben gelegen hatten. Mary nahm sie auf, entfaltete sie und sah, daß es Briefe waren. Sie warf einen flüchtigen Blick auf den ersten, bald aber wurde ihre Aufmerksamkeit gefesselt und sie las eifrig weiter. Der Brief war ohne Zweifel von einer Frauenhand geschrieben, und zwar der Handschrift und dem Styl nach zu schließen, von einer feinen und gebildeten Dame. Er lautete:

„Meine theure Arabella!

Ich nenne Dich immer noch so, obgleich ich vielleicht kein Recht mehr darauf habe, denn es scheint, als hättet Ihr Alle mich verstoßen. Daß der Vater es that, der harte und strenge, und alle seine Verwandten, vor denen ich stets zitterte und bebte — das wundert mich nicht. Sie können ein weibliches Herz nicht verstehen und sind gewohnt, uns zu Sklavinnen ihres eisernen Willens zu machen. Aber daß auch Du nicht an mich denkst, Arabella, daß auch Du mir kein Zeichen Deiner Theilnahme, Deiner Liebe sendest — das könnte mich tief niederbeugen, wenn ich nicht dächte, daß Dein Schweigen entweder ein erzwungenes ist, oder daß Du im Glanze des Hofes, umgeben von all den Herrlichkeiten, nach denen Du Dich so oft sehntest, keine Zeit findest, an Deine arme Maria zu denken. Ich beneide Dich nicht, Arabella. Wenn auch verstoßen aus dem väterlichen Hause, in dem ich die erste Stelle einnehmen müßte, wenn auch verbannt in die Niedrigkeit eines kleinbürgerlichen Lebens — fühle ich mich doch glücklich, denn ich habe das Bewußtsein, meines stolzen Namens würdig gehandelt zu haben, wenn Ihr auch das Gegentheil sagt. Nicht das ist das Zeichen eines adeligen Charakters, sich in alle Meinungen und Vorurtheile der Welt zu fügen, sondern unbeirrt den Pfad des Rechtes zu wandeln und das auszuführen, wozu man sich entschlossen. Arabella! Ich weiß nicht, ob Du jemals ernstlich darüber nachgedacht, wie man mit mir verfahren. Es wird mir schwer, aber ich muß den Vater schuldig nennen, denn sich verblenden zu lassen von einem Menschen, den er so wenig kennt, seinetwillen ein Kind zu opfern, ohne dessen Vertheidigung anzuhören — das ist eine Schuld, eine schwere Schuld! Du weißt, aus welchem Blute Paul entsprossen, daß sein Geschlecht ein so edles ist, wie das unsere, und daß mehr als einmal Töchter unserer Familie an Edle niedrigeren Ranges verheirathet worden sind. Es war also kein Grund vorhanden, gleich Anfangs meiner Verbindung mit ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Der Spanier war daran Schuld, ich weiß es wohl, er hatte den Vater schon zu bestricken gewußt. Aber ich hätte es verziehen, denn vielleicht trieb ihn die Eifersucht. Doch Paul zu verleumden, ihn zu einem Elenden herabzuwürdigen, ihn eines schimpflichen Verbrechens bezüchtigen, nur um ihn aus dem Wege zu räumen — das war eine Schändlichkeit, die nur in der Seele eines gemeinen Menschen entstehen kann, und die ihn zu meinem Todfeinde machen mußte. Blieb ihm nicht der offene Weg, selbst der Zweikampf? Wäre Paul gefallen, ich hätte ihn mein ganzes Leben lang betrauert und gewiß seinem Gegner nie die Hand gereicht — aber er hätte mir wenigstens immer noch mit freier Stirn vor die Augen treten können. Doch der hinterlistige Spanier wählte die Verleumdung und ersann nichtswürdige Ränke, um einen Mann aus meinem Herzen zu verdrängen, der mir durch die Anfeindungen nur theurer werden mußte. Denn, Arabella, Du wirst nicht glauben, daß ich Paul für schuldig halte. Wenn das wäre, hätte ich mich sogleich von ihm getrennt — freilich mit blutendem Herzen. Nein, Paul ist unschuldig der That, die man ihm vorwirft, das schwöre ich Dir zu. Ich kenne sein Herz, sein großes, edles Herz, das keinen bösen Gedanken hegt. Wenn seine Familie ihn verstoßen, so mag

sie die Schuld tragen. Sie hat den Edelsten und Besten des Geschlechtes verloren. Paul wird zur geeigneten Zeit seine Ansprüche geltend machen und auf die Wiederherstellung seiner Ehre dringen. Jetzt fehlen ihm die Mittel dazu, und er ist gezwungen, zu einer Auskunft zu greifen, die vielleicht in den Augen seiner Familie einen neuen Makel auf ihn werfen wird. Aber mag es so sein! Wir Beide sind entschlossen, gemeinsam die Last der Verbannung zu tragen. Vielleicht scheint sie uns einst keine Last mehr! Schon jetzt denke ich seltener an die Vergangenheit zurück. Nur Dein Bild steht oft vor meinen Augen und ich wünschte wohl, ich könnte Dich wiedersehen. Vielleicht würde der Vater sich mit mir aussöhnen, wenn er mein süßes Kind, meine Alice, sähe! Sie ist so schön, so munter und schelmisch — doch nein! Sein Zorn würde vielleicht nur heftiger erwachen, wenn ihn das Antlitz meines Kindes daran erinnerte, daß Paul mein Gatte ist ohne eine andere Einwilligung, als die Gottes und meines Herzens. Aber Dir, Dir wünschte ich sie zu zeigen. Ich glaube, sie sieht Dir etwas ähnlich — oder ich täusche mich auch wohl, weil ich so oft an Dich denke und Dein Bild mir so oft vor Augen steht. Sie ist jetzt bald fünf Jahr und ich lasse sie jeden Abend für Dich — für Euch Alle beten! Denn was Ihr auch thun mögt, ich werde nie vergessen, daß ich meine Jugend bei Euch verlebt habe, und daß es nur ein elender Verleumder gewesen, der uns auseinander gerissen. Ach, wenn es möglich wäre, uns wieder zu versöhnen!

Du weißt, daß wir schon seit einiger Zeit in Oxford leben. Wenn Du mir schreiben willst, so richte Deinen Brief an meinen Mann. Du weißt ja den Namen, den er angenommen hat und den er mit Recht tragen darf, da eines seiner Erbgüter so genannt wird. An eine Versöhnung mit seiner Familie denkt er kaum, und wenn ich davon spreche, bittet er mich zu schweigen. Er ist zu stolz, um sich zu beugen. Er will sich durch seine eigene Kraft emporarbeiten, und auch dann will er nur auf die Wiederherstellung seiner Ehre dringen; sein Vermögen will er seinen habsüchtigen Verwandten gönnen. Ich glaube, er ist zu großherzig und seine Feinde mißbrauchen seinen Edelmuth. Und fast zweifle ich daran, daß es ihm gelingen wird, sich auf dem Wege, den er eingeschlagen, emporzuschwingen. Er denkt zu rechtschaffen, zu brav. Man wird ihn täuschen, übervortheilen. Er ist kein Kaufmann. Wie könnte er es auch sein, er, der an der Spitze unserer Ritterschaft stehen müßte! Doch ich will hoffen, daß Alles gut geht. Meine Alice ist mein Trost und meine Stütze. Aber mit Zittern denke ich daran, daß sie keinen Menschen auf der Welt hat, der sich ihrer annehmen könnte, wenn Paul und ich sterben. Arabella, willst Du daran denken, daß sie das Kind Deiner Schwester ist?

Ich kann nicht weiter schreiben. Dieser Gedanke hat mich zu mächtig ergriffen. Auch habe ich Dir ja genug gesagt. Du wirst doch in den Zerstreuungen des Hofes eine freie Stunde für mich finden und mir antworten können. Man sagt, der Vater kränkle. Schreibe mir, daß dem nicht so ist und beruhige mich. Ach, ich darf ihm nicht sagen lassen, nicht einmal durch Dich, wie oft ich an ihn denke, und wie gern ich ihn, wenn auch nur auf wenige Minuten, wiedersehen möchte. Lebe wohl, Arabella! Der Himmel segne und beschütze Dich!

Maria R."

Mary ließ ihre Augen sinnend auf dem Briefe weilen, als sie ihn zu Ende gelesen. Ihr Herz war bewegt durch das Gemälde rührenden Kummers, das sich in diesen Zeilen offenbarte. Wer mochte wohl den Brief geschrieben haben und an wen mochte er gerichtet sein? Das Datum, das er trug, war beinahe fünf Jahre alt, und wahrscheinlich war er nur durch Zufall mit den andern Papieren an diesen Ort gerathen. Jedenfalls handelte es sich um die Tochter einer reichen und angesehenen Familie,

die verstoßen worden, weil sie einen Mann liebte, den ihr Vater nicht zum Eidam wünschte. Mary bedauerte, daß kein Familienname in dem Briefe stand, der ihr hätte Auskunft geben können. Aber eine Ahnung, über die sie sich keine Rechenschaft geben konnte — denn sie hatte nie von einer solchen Angelegenheit gehört — sagte ihr, daß sie mit den erwähnten Personen in irgend einer Beziehung stehen müsse. Es giebt dergleichen Ahnungen, die man nicht zurückweisen kann, so thöricht sie einem auch erscheinen — und so erging es Mary. Es war ihr, als sei in diesem Briefe von wohlbekannten Personen die Rede, und ihr Herz wurde theilnehmend bewegt. Mit einer Art Spannung ergriff sie deshalb einen anderen Brief, der dieselbe Handschrift zeigte. Er war kürzer und lautete:

„Arabella!

Ich weiß jetzt, daß ich auch von Dir verlassen bin! Auf keinen meiner Briefe hast Du geantwortet. Daß Du die Gattin eines reichen, hohen Lords geworden bist, daß der Vater gestorben — ich habe es durch fremde Leute erfahren! Er ist todt, und ich habe ihn nicht wiedergesehen, ich weiß nicht, ob er mir verziehen hat. Arabella, wenn Du wüßtest, welch' ein Trost es für mich wäre, inmitten all' des Kummers, der mich niederdrückt, wenigstens ein freundliches Wort von Dir, eine tröstende Botschaft über den Tod des Vaters zu hören — Du würdest Dich nicht so kalt und streng von mir wenden, Du würdest meine Bitte erfüllen! Von mir selbst will ich Dir nichts schreiben. Es würde Dich stören in Deinen Freuden, es wäre ein Trauerklang in dem Jubel, der Dich umgiebt, wenn ich Dir von meinen Leiden erzählen wollte. Paul ist im Begriff, England zu verlassen. Alle seine Mühen, seine Anstrengungen sind vergeblich gewesen. Seine Freunde ehren und bedauern ihn, aber Niemand will ihm helfen, denn Alle sagen, er habe zu mächtige Feinde. Wer diese Feinde sind — ich ahne es wohl. Es ist nur Einer, aber der Eine thut mehr, als hundert Andere. Es ist der Mensch, den ich verabscheue und der sich für die Verachtung, die ich ihm bewiesen, dadurch rächt, daß er das Glück meines Mannes, meines Kindes, mein eigenes zerstört. Es ist ihm gelungen. Paul ist fast ein Bettler. Und dieser Mann — ich glaube es wenigstens — hält auch Dich von mir fern, raubt mir auch die letzte Freundin. Das ist bitter. Womit, Arabella, womit habe ich Deine Kälte verdient? Weshalb willst Du nicht wenigstens im Geheimen meine Schwester bleiben, wenn auch die eingebildeten Vorurtheile der großen Welt Dich öffentlich von mir fern halten? Doch ich will Dich nicht mit Bitten quälen. Ich kenne meine Zukunft nicht. Ich weiß nicht, wohin ich gehe, wenn Paul mich verlassen. Er muß gehen, das sehe ich ein. Aber ich gebe Dir das Versprechen, daß ich Dich nicht belästigen werde. Nur um Eins bitte ich Dich! Ich kann sterben, ich bin krank. Dann denke an Alice, an meine Tochter! Arabella, gieb mir nur das eine Versprechen, daß Du für sie sorgen willst — dann will ich alles andere vergessen, dann will ich Dein Bild liebend und verehrend in meinem Herzen tragen, wie ich es bisher gethan und nicht daran zweifeln, daß Du meine gute Schwester bist. Schreibe mir das bald. Es wird mich stärken und trösten.

Maria R."

Dieser Brief war ebenfalls in Oxford und zwei Jahre später geschrieben, als der erste. Die Schriftzüge waren verworren und unsicher, und nach dem verblichenen Aussehen mancher Stellen schien mehr als eine Thräne auf diese Zeilen geweint zu sein. Gar zu gern hätte Mary gewußt, wer den Brief geschrieben und an wen er gerichtet. Die Empfängerin mußte jedenfalls in diesen Zimmern gewohnt haben, vielleicht war sie die Besitzerin des Schlosses selbst. Noch lag ein dritter Brief bei den beiden andern. Die Schriftzüge in demselben trugen das Gepräge einer männlichen Handschrift. Sie waren flüchtig, aber kräftig. Das Papier

war fein und hauchte noch jetzt ein feines Parfüm aus. Er lautete:

„Meine theure Lady!

Wie sehr bedauere ich, daß wichtige Angelegenheiten mich nach London zurückgerufen haben, und daß ich die herrlichen Frühlingstage nicht mit Ihnen in meinem ländlichen Paradiese verleben kann. Ich kehre jedoch in den nächsten Tagen zurück und habe während meiner Anwesenheit hier Ihren Auftrag nicht vergessen. Ich habe eine längere Unterredung mit D. gehabt. Er scheint ein sehr brauchbarer und geschickter Mensch zu sein und ich werde ihn näher an mich ziehen. Nur, glaube ich, darf man ihm nicht gar zu viel Vertrauen schenken. Er ist klüger, als vielleicht gut ist. Ich habe mit ihm über die Stellung gesprochen, die Sie Maria gegenüber einnehmen müssen. Bleiben Sie bei Ihrem bisherigen Verhalten. Es wird das Beste sein. Jede Theilnahme für die Gattin jenes Trotzkopfs könnte Ihnen Schaden bringen. Wenn er wirklich England verläßt, so ist das um so besser und man kann ja sehen, was sich später für Maria thun läßt. Sie dürfen nicht vergessen, daß die Ansprüche derselben besser begründet sind, als wir auf den ersten Blick glaubten. Ihr Vater hat einen unverzeihlichen Fehler gethan, sie nicht vor seinem Tode förmlich zu enterben. Es dürfte deshalb gut sein, Maria in gehöriger Entfernung und also auch in Unwissenheit über ihre Rechte zu halten, denn ich glaube kaum, daß sie ihren Ansprüchen freiwillig entsagen wird, wäre es auch nur der Tochter wegen. Begehen Sie also keine Schwäche und überlassen Sie D. die ganze Angelegenheit. Er ist mit allen Verhältnissen genau bekannt und wird die Sache am besten zu ordnen wissen. Sobald ich wieder bei ihnen bin, will ich mehr darüber mit Ihnen sprechen. Vergessen Sie mich nicht ganz während dieser Zeit. Ich gestehe, daß ich Sie nur ungern allein mit Essex zurückgelassen habe. Man sagt, er mache Ihnen eifrig den Hof. Wenn das wahr ist, so schicken wir ihn nach Irland gegen die Rebellen oder nach Holland, denn ich will nicht dulden, daß ein Anderer die Gunst meiner theuren Lady theile. Ihren Mann achte ich für nichts. Er ist ein gutmüthiger Bursche, mit dem sich machen läßt, was man will. Leben Sie wohl, theure Arabella. In den nächsten Tagen bin ich wieder bei Ihnen.“

Dieser Brief trug keine andere Unterschrift, als das Zeichen B. Aber er mußte von einem sehr hochstehenden Manne geschrieben sein. Das bewies die Stelle, in der von Essex die Rede war. Eine leise Ahnung dämmerte in Mary's Seele auf. Aber es war keine freudige, eher eine ängstliche, beklemmende. Sie las den Brief noch einmal. Ohne Zweifel war die Maria, von der in diesem Briefe gesprochen wurde, dieselbe, welche die beiden früheren geschrieben. Es handelte sich darum, sie von ihrer Schwester fern zu halten und Mary konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Devilborn seine Hand dabei im Spiele habe und unter jenem D. gemeint sei. Sie empfand eine bange Furcht bei dem Gedanken, daß auch sie jetzt der Gewalt dieser Menschen anheimgegeben sei, und daß ein unsichtbares Netz sie umschlinge. Sie dachte lange darüber nach, konnte aber keinen Ausweg aus diesem Labyrinth finden, und ermüdet von allem Nachdenken und von der Aufregung dieser Nacht schlief sie endlich auf dem Stuhle ein.

Der Morgen dämmerte durch die Fenster, als sie erwachte. Die Bücher, die Briefe lagen noch vor ihr. Sie legte die letzteren an ihren früheren Platz und stellte die Bücher wieder in den Schrank. Es fröstelte sie und sie empfand das ganze Unbehagen, das man beim Erwachen an einem fremden, einsamen Orte fühlt. Die Ereignisse der Nacht standen nur noch wie ein wirrer Traum vor ihrer Seele. Sie sehnte sich nach einem menschlichen Antlitz und klingelte, um Cecily herbeizurufen.

Die Tochter des Kastellans erschien sogleich und begrüßte sie freundlich.

— Sie sehen blaß aus, Mylady! sagte sie. Sie haben nicht gut geschlafen?

— Wie wäre das auch möglich gewesen! antwortete Mary, während ein Schauer der Erinnerung sie durchrieselte. Es war eine gräßliche Nacht!

— Aber weshalb, Mylady? Was ist vorgefallen?

— Ich würde es für einen Traum halten, antwortete Mary, wenn ich nicht wüßte, daß ich gewacht habe. Ich finde es unverantwortlich, daß man wahnsinnige Menschen frei in diesem Schlosse umhergehen läßt!

— Wahnsinnige? rief Cecily erschreckt. Mein Gott, der Wahnsinnige war bei Ihnen? Ich hörte, daß er auf kurze Zeit verschwunden war, während die Wächter schliefen. Und er war bei Ihnen?

— Ja wohl. Und es ist derselbe, der über uns wohnt und von dem Sie mir sagten, daß er ein Fieberkranker sei? fragte Mary.

— Ja, Mylady, antwortete Cecily schüchtern. Ich wollte Ihnen nicht sagen, daß es ein Wahnsinniger sei, um sie nicht zu ängstigen. Aber hätte ich eine Ahnung gehabt, daß er die geheime Thür kenne, so würde ich meinen Vater gewarnt haben. O, es muß gräßlich für Sie gewesen sein! Weshalb haben Sie nicht geklingelt?

— Ich war zu erschreckt, um daran zu denken, antwortete Mary. Aber was hat es für eine Bewandniß mit diesem Wahnsinnigen? Er sprach seltsame Worte.

— Mylady, antwortete Cecily sichtlich befangen, ich weiß selbst nicht, wer es ist und weshalb er hier ist. Ich selbst habe ihn nur selten gesehen, wenn es ihm gelungen, seinen Wächtern zu entfliehen. Doch ahne ich wohl, wer es ist. Aber ich kann mich irren, und deshalb will ich nicht darüber sprechen.

Cecily schien die letzten Worte absichtlich zu betonen.

— Es ist ein unheimliches Haus! sagte Mary schaudernd. Aber es wird wohl nöthig sein, daß ich mich ankleide, Cecily?

— Wie Mylady befehlen! antwortete das Mädchen. Was für ein Kleid wünschen Sie? Jener Schrank enthält eine schöne Auswahl.

— Wie? Es giebt hier auch Anzüge für die —

Gefangenen — hätte sie beinahe gesagt, aber sie unterbrach sich schnell und folgte verwundert der Tochter des Kastellans, die sie nach einem schönen, großen Schranke von Nußbaumholz führte, in dem eine Anzahl prächtiger sammtener und seidener Kleider neben einander hingen.

— Welches wünschen Sie, Mylady? fragte Cecily.

— Keines, keines! erwiederte Mary mit einer Geberde des Widerwillens. Denken Sie, ich würde ein anderes Kleid tragen, als das meine?

Cecily sah sie erstaunt an und schloß zögernd den Schrank.

— Und auch keinen Spitzenkragen? Keine von diesen feinen Krausen? Kein Geschmeide? fragte sie dann, das Fach eines anderen niedrigeren Schrankes aufziehend, in dem eine Menge der feinsten Spitzen sichtbar wurden.

— Nichts, nichts, als was mein ist! antwortete Mary und ein bitteres, verächtliches Lächeln zuckte über ihr Gesicht. Dann, während Cecily noch mehr verwundert schien, begann sie schweigend, selbst ihren Anzug zu ordnen und duldete es nicht, daß Cecily ihr dabei half. Bald war sie angekleidet und hatte ihr Haar gescheitelt, das in prachtvoller Fülle auf ihren freien, blendend weißen Nacken niederwallte. Cecily konnte eine Miene der Bewunderung nicht zurückhalten. Mary war schön auch in ihrem einfachen dunklen Kleide, das knapp ihre hohe, stolze Gestalt umschloß. Die Anstrengung der letzten Stunden, die Aufregung und Angst hatten das Roth ihrer Wangen, den frischen, thauichten Glanz ihrer Augen nicht verwischen können.

Aber das Roth war ein wenig bläßer als gewöhnlich, und eine sanfte Mattigkeit umflorte die Augen und verlieh ihrem edlen, ausdrucksvollen Gesichte einen eigenen, fesselnden Reiz. Cecily betrachtete sie lange, ohne daß Mary es

bemerkte, und wandte sich dann mit einem unterdrückten Seufzer von ihr ab.

Mary hörte diesen Seufzer und fragte nach der Ursache desselben, aber Cecily antwortete ausweichend.

Eine Tasse Chokolade — damals noch ein neues und nur in den höchsten Kreisen übliches Getränk — die Cecily selbst ihrer Herrin brachte, bildete das Frühstück der jungen Gefangenen. Niemand außer Cecily ließ sich sonst sehen und der Vormittag verging still und einförmig. Mary trat oft an das Fenster. Sie dachte an die beiden Gestalten, die sie in der Nacht gesehen, und hoffte dieselben auch jetzt in der Nähe des Schlosses zu erblicken. Aber Niemand war sichtbar, als hier und da ein Diener, oder ein Bauer, der Lebensmittel nach dem Schlosse brachte. Der Tag war trübe. Der Himmel mit Wolken bedeckt und zuweilen fielen einzelne Schneeflocken langsam nieder, als ob sie zögerten, die kalte, traurige Erde zu berühren.

Dieser Anblick, im Verein mit den bangen Gedanken, die Mary's Herz erfüllten, war nicht geeignet, das junge Mädchen aufzuheitern. Mit Cecily konnte sie wenig sprechen, denn sie wollte die Dienerin eben so wenig in ihre eigenen Angelegenheiten einweihen, als diese ihr Auskunft über das geben konnte, was Mary am meisten beschäftigte.

Das Mittagessen wurde auf dieselbe geräuschlose Weise aufgetragen, wie am vergangenen Tage, und Mary sah keinen von den Dienern. Sie aß wenig. Sie war von Stunde zu Stunde trauriger geworden. Sie fühlte, daß sie wirklich eine Gefangene sei, und um sich ein wenig zu zerstreuen, beschloß sie, an ihren Vater und ihren Bruder zu schreiben. Devilborn hatte ihr ja gesagt, daß ihr das freistehe und daß er die Briefe abliefern würde.

Sie hatte kaum damit begonnen, als an der geheimen Thür geklopft wurde und Cecily, nachdem sie einige Worte mit ihrem Vater gesprochen, ihrer Herrin sagte, daß der Herr des Schlosses angelangt sei und Mary zu sprechen wünsche. Ueberrascht und mit klopfendem Herzen sprang Mary auf. Cecily verließ das Zimmer und Mary blieb voller Erwartung allein zurück.

Es vergingen noch einige Minuten, während deren das junge Mädchen sich zu sammeln suchte. Dann hörte sie eine Thür im Nebenzimmer gehen. Tritte wurden hörbar. Dann öffnete sich die Thür zu dem Eßzimmer, in dem sich Mary befand, und ein Mann trat ein.

Es war der Großschatzmeister. Er war sorgfältig und geschmackvoll gekleidet. Eine Diamantagraffe hielt die Feder seines Hutes, den er sogleich abnahm, und goldene Ketten mit kostbaren Steinen funkelten auf seiner Brust. Seine Haltung war stolz und aufrecht. Dennoch lag aber in seinem Wesen nichts Imponirendes. Sein blasses, feines Gesicht, seine kleine Figur konnten schwerlich ein Frauenherz im ersten Augenblick erobern.

Mary erglühte, als der ihr unbekannte Kavalier eintrat, und als sein rascher, scharfer, musternder Blick sie traf. Sie besann sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Und doch — ja, eine blitzschnelle Erinnerung tauchte in ihr auf. Vor einiger Zeit, zu Ende des vergangenen Jahres, war sie mit einigen Freunden ihres Vaters im Theater gewesen, um ein Schauspiel von Shakespeare zu sehen. Die Königin war zugegen gewesen und in ihrer Nähe hatte sich dieser Kavalier befunden, und sie erinnerte sich deutlich, daß er sie aufmerksam betrachtet hatte. Es war derselbe. Kurze Zeit nach jenem Abend war ihr Vater verhaftet worden.

— Mylady, sagte der Lord mit einem graziösen Lächeln, ich heiße Sie in meinem Hause willkommen!

— Ich danke Ihnen, Sir! erwiederte Mary — sich etwas kalt verbeugend, denn die ganze Erscheinung des Kavaliers machte einen unangenehmen Eindruck auf sie. Aber ich weiß bis jetzt weder wo, noch bei wem ich mich befinde.

— Wie? rief der Lord. Das hat man Ihnen nicht gesagt? Aber freilich, ich wünschte es selbst, damit die Diener nicht in Sachen eingeweiht würden, die sie nichts angehen. Mylady, dies Haus ist mein Landsitz und heißt

Theobalds. Ich glaube, ich habe nicht nöthig, mehr hinzuzufügen.

— Nein, Excellenz! erwiederte Mary, bemüht, ihre Verwirrung niederzukämpfen. Sie wußte jetzt, daß sie vor dem ersten Manne des Königreichs stand. Aber sie wußte, oder sie ahnte auch mehr und ihr Herz begann unruhiger zu schlagen. Die alte Dorothea hatte früher einmal ein Wort fallen lassen, daß Devilborn im Auftrage eines Mächtigern handle. Sie wußte jetzt, wer dieser Mächtigere war.

Der Großschatzmeister schien sich einen Augenblick an der Verwirrung des jungen Mädchens zu weiden, die er wahrscheinlich ihrer Ehrerbietung und Scheu vor seinem mächtigen Namen zuschrieb.

— Mylady, sagte er dann lächelnd, Sie erlauben mir wohl, mich zu setzen. Ich bin heut von London hierher geritten in einem Zuge. Und es geschah Ihretwegen, nur Ihretwegen!

— Mylord, sagte Mary und schob ihm einen Sessel hin, ich weiß wahrlich nicht, welchem glücklichen Zufall ich diese Aufmerksamkeit zu danken habe.

— Aber Sie sind doch nicht unwillig darüber? fragte der Lord lächelnd.

— Excellenz, erwiederte Mary, ich erlaube mir nie über eine That zu urtheilen, deren Gründe ich nicht kenne.

Der Lord biß sich auf die Lippen. Er hatte das junge Mädchen bis jetzt unverwandt, mit beinahe verletzenden Blicken und einer Miene, in der sich Befriedigung und Siegesgewißheit paarten, betrachtet. Jetzt suchten seine Augen für einen Augenblick den Boden, hefteten sich dann aber sogleich wieder auf Mary.

— Verehrte Dame, sagte er, ich habe es für gut befunden, Sie unter meinen besonderen Schutz zu nehmen.

— Das sagte mir schon der Kavalier, der mich hierherführte, erwiederte Mary. Aber er ließ mich über die Gründe in Zweifel.

— Sie waren von einer großen Gefahr bedroht, Mylady, sagte der Lord.

— Excellenz würden mich sehr verpflichten, wenn sie mir dieselbe näher bezeichneten, sagte Mary. Ich wüßte nicht, daß ich irgend etwas gethan hätte, was mir gefährlich werden könnte, und gegen ungerechte Beschuldigungen, glaube ich, schützen die Gesetze Englands.

Des Lords Stirn verfinsterte sich einen Augenblick bei dem stolzen Ton dieser Worte.

— Nicht immer, theure Lady, sagte er dann, den Kopf wiegend. Sie haben mächtige Feinde und es giebt immer Mittel, die Gesetze zu umgehen.

— Wenn ich Feinde habe, erwiederte Mary, so glaube ich, sie unter den Freunden des Kavaliers suchen zu müssen, der mich hierher führte.

— Sie meinen doch nicht Devilborn? rief der Lord, scheinbar verwundert. Wenn das ist, so irren Sie, liebes Kind. Wir meinen es wirklich gut mit Ihnen. Es war die höchste Zeit, Sie in Sicherheit zu bringen.

— Mylord, sagte Mary, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Wenn Sie mir aber nicht sagen wollen, welche Gefahr mir drohte und weshalb gerade Sie sich bewogen fühlten, mich derselben zu entziehen, so muß ich Sie bitten, mir meine Freiheit wieder zu geben. Denn ich bin hier eine Gefangene, und will lieber in der Freiheit mein Schicksal erwarten, das jedenfalls kein Schlimmes sein kann!

— Ei, diese Kühnheit gefällt mir! rief der Lord lächelnd. Ich glaube wirklich, Sie hätten keines Schutzes bedurft, und vielleicht hat mich meine Theilnahme für Sie zu weit geführt. Sie wollen wissen, welche Gefahr über Ihrem Haupte schwebte? Das ist nicht mehr als billig. Aber ich darf es Ihnen nicht sagen. Es ist eine geheimnißvolle Geschichte und Sie können wirklich froh sein, Mylady, sich in Sicherheit zu befinden.

— Ich denke anders, Mylord, sagte Mary mit fester Stimme und ihn scharf anblickend, denn jede Scheu vor dem mächtigen Manne war bei ihr verschwunden. Ich weiß jetzt, daß Sie mich ohne irgend einen rechtlichen Grund auf gewaltsame Weise hierher haben führen lassen. Wenn aber Jemand, den wir nicht kennen, uns einen Dienst erweist, so haben wir das Recht, ihn zurückzuweisen, und ich mache

von diesem Rechte Gebrauch. Ich habe Freunde, Mylord, die mich vor jedem Unrecht schützen werden. Ich bitte Sie deshalb, mir meine Freiheit wiederzugeben, ich fordere es. Ich will nach London zurückkehren und zwar sogleich.

— Das ist unmöglich, liebes Kind, sagte der Lord. Sie wären verloren. Und vielleicht hängt das Schicksal Ihres Vaters von dem Ihrigen ab.

— Auch Sir Divilborn sagte mir das, erwiederte Mary. Aber ich erlaube mir, an der Wahrheit dieser Behauptung zu zweifeln.

— Sie wissen, mit wem Sie sprechen, Miß! rief der Lord auffahrend.

— Ich weiß es, Mylord, erwiederte Mary mit einem verächtlichen Lächeln.

Der Lord stand auf. Seine Stirn war finster. Aber so drohend er auch scheinen mochte — er verschwand vor der hohen Gestalt Mary's, die stolz und mit zürnendem Blicke ihm gegenüber stand.

— So hätte ich vielleicht eine Thorheit begangen, sagte er dann, sich bezwingend und in den früheren Ton einlenkend. Ja, ja, Undank ist der Welt Lohn. Das hätte ich längst wissen sollen!

— Hier handelt es sich nicht um Undankbarkeit, Mylord, sagte Mary. Aber Sie werden begreifen, daß ich in meiner Stellung, in meiner augenblicklichen Lage die Dienste, die Sie mir anbieten, zurückweisen muß.

— Nein, das begreife ich nicht, wirklich nicht! rief der Lord verwundert.

— So scheinen Sie mein Geschlecht zu vergessen, Excellenz, sagte Mary.

— O nein! rief der Lord. Aber ist es etwas Seltenes, daß eine junge Dame die ehrerbietigen Dienste eines Kavaliers annimmt.

— Diese Dienste können aber nur erwiesen werden, wenn die Dame bereit ist, sie anzunehmen und ihre Einwilligung gegeben hat, erwiederte Mary.

— Nun, und ist das hier nicht der Fall? fragte Lord Cecil gespannt.

— Nein durchaus nicht, Mylord! erwiederte Mary. Ich kann Ihre Dienste nicht annehmen, wenigstens nicht in meiner jetzigen Lage. Sie vergessen, daß Dienste, die aufgedrungen werden, keine Dienste mehr sind, sondern Gewaltthätigkeiten.

— Sie sprechen kühn! rief der Lord und runzelte die Stirn. Hätte ich vorher gewußt, daß das mein Dank sein würde, so hätte ich anders gehandelt.

— Sie würden es gewußt haben, wenn Sie mich gekannt hätten, sagte Mary.

Es lag eine Betonung in den Worten, die den Lord stutzig machte. Doch suchte er sein Befremden zu verbergen. Er sah Mary fragend von der Seite an und lachte dann laut auf.

— Es war ein Mißgriff von mir, ich gestehe es! rief er. Sie sind ein Trotzkopf und wollen keine Gefälligkeit annehmen. Nun gut, man muß Ihnen Ihren Willen lassen. Aber heut können Sie unmöglich nach London zurück. Sie werden für diese Nacht noch meine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen müssen. Wenn es Ihnen recht ist, können Sie Morgen mit mir zurückkehren.

— Ich danke Ihnen, Mylord, erwiederte Mary. Aber das Liebste wäre mir, ich könnte heut noch zurück. Die Meinigen werden um mich besorgt sein.

— Wen verstehen Sie darunter? fragte der Großschatzmeister.

— Meinen Vater, der mich gestern zu sehen erwartete und meinen Bruder, der über mein Verschwinden auf's Höchste beunruhigt sein wird.

— Sie haben einen Bruder? rief der Lord verwundert. Das wußte ich gar nicht. Da haben Sie ja einen natürlichen Beschützer!

— Da Sie meine Verhältnisse so wenig kennen, so muß ich mich um so mehr wundern über die Theilnahme, die Sie mir angedeihen lassen, Excellenz! sagte Mary.

— Sie haben Recht! rief der Lord. Aber mein Herz siegte über meinen Verstand.

Er warf bei diesen Worten einen fragenden, forschenden Blick auf Mary. Aber das Gesicht des jungen Mädchens blieb unverändert kalt und ruhig.

— Wie finden Sie Theobalds? fragte er dann leichthin.

— Es ist ein sehr hübsches Gefängniß, antwortete Mary spöttisch.

— Wie gereizt Sie sind! sagte der Lord beinahe vorwurfsvoll. Sie müssen beleidigt sein, aber ich weiß nicht wodurch. Hat man Ihnen nicht genug Aufmerksamkeit bewiesen. Meine Schuld ist es nicht. Ich hatte befohlen —

— Nein, das ist es nicht! unterbrach ihn Mary schnell. Aber beleidigt bin ich allerdings, Mylord, beleidigt durch die Rücksichtslosigkeit, mit der man mich meiner Familie entriß und mir Dienste aufdringen wollte, die ich nicht verlangt hatte und deren Natur ich nicht kenne.

— Beim Kreuz! rief der Lord heftig. Sie werden doch zugestehen, Miß, daß der Großschatzmeister Ihrer Majestät das Recht hat, eine Londoner Bürgerstochter in seinen Schutz zu nehmen?

— Ich glaube, in diesem Falle würde Ihre Majestät anders denken, antwortete Mary.

— Mit Ihnen ist nichts anzufangen! rief der Lord lachend, aber wirklich, Sie gefallen mir. Ich sehe, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt hatte.

— Ich verstehe Sie nicht, Mylord, sagte Mary kalt.

— Nun, ich meine, daß Sie eine sehr charakterfeste und entschlossene Dame sind, sagte der Lord. Das hatte ich mir längst gedacht.

— Aber ich hatte nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, sagte Mary.

— O doch! rief der Lord. Ich habe Sie zwei Mal gesehen, einmal im Schauspiel und ein anderes Mal auf einem Spaziergange.

— Und das hat hingereicht, Ihnen meinen Charakter zu offenbaren und Sie zu bewegen, mich in Ihren Schutz zu nehmen? fragte Mary spöttisch.

— Gewiß, Mylady! Ein Staatsmann sieht mit anderen und schärferen Augen, als ein gewöhnlicher Mensch, sagte der Lord. Aber erlauben Sie mir zu sagen, meine theure Freundin, daß es nicht der Charakter und der ächt weibliche Stolz, den ich in Ihrem ganzen Wesen las, allein war, der mich bewog, mich Ihrer anzunehmen. Ihre Erscheinung machte noch einen anderen Eindruck auf mich. Aber wollen Sie sich nicht setzen, Mylady? Sie hindern mich sonst, es auch zu thun.

Er hatte sich schon wieder langsam, während seine Augen stets auf Mary gerichtet waren, auf einen Sessel niedergelassen. Er schien also noch länger bleiben zu wollen.

— Ich danke, Mylord, erwiederte Mary. Es geziemt mir, der einfachen Londoner Bürgerstochter, die Befehle Ew. Excellenz stehend anzuhören.

— Sie wollen sich rächen, sagte der Lord lachend. Aber ich muß Ihnen dankbar für diese kleine Rache sein. Sie gestatten es mir, auf diese Weise Ihre herrliche Gestalt um so besser zu bewundern.

— Excellenz spotten! sagte Mary verächtlich. Das ist unrecht, denn wie Sie selbst gesagt haben, bin ich Ihr Gast.

— Bei Gott, ich spotte nicht! rief der Lord. Ich bewundere Ihre Schönheit!

— Ich darf an Ihrem Wort, wenn Sie es auf diese Weise bekräftigen, nicht zweifeln, antwortete Mary kalt. Dann darf ich vielleicht auch hoffen, daß es nicht nur mein Charakter, sondern auch meine von Ihnen bewunderte Schönheit gewesen, die mir das Vergnügen verschafft haben, Theobalds zu sehen?

— Um die Wahrheit zu sagen, meine theure Lady — ja! rief der Lord. In der That, ich konnte so vielen Reizen nicht widerstehen, und als ich erfuhr, daß eine Gefahr über Ihrem Haupte schwebte, faßte ich den Entschluß, Sie sogleich in Sicherheit zu bringen, koste es, was es wolle.

— Und Sie fanden es sicherer, mich nach Theobalds führen zu lassen, als meinen Feinden entgegenzutreten? fragte Mary spöttisch. Gesetzt, es gäbe in England einen Menschen, dessen ungesetzliche Absichten nicht durch den Widerstand Ew. Excellenz verhindert werden könnten — wäre es nicht sicherer gewesen, die

Gnade Ihrer Majestät der Königin für mich in Anspruch zu nehmen?

— Und wenn nun die Königin selbst Ihnen nicht wohlwollte? fragte der Lord.

— Excellenz, das ist eine Unmöglichkeit, sagte Mary. Ich wüßte keinen Grund, der mir das Mißfallen Ihrer Majestät zugezogen haben könnte.

— Nun, wir wollen nicht davon sprechen, sagte der Lord. Wir wollen auf unser früheres Gespräch zurückkommen, mein liebes Kind. Wirklich, ich begreife nicht, wie eine solche Blüthe der Schönheit, wie ich sie in Ihnen vor mir sehe, in den engen Straßen der City erblühen konnte — und noch mehr, ich begreife nicht, daß so lange Zeit verging, ehe diese Blüthe einen Bewunderer fand.

— Vielleicht wollte es das Geschick, daß Ew. Excellenz diese Blüthe zuerst entdeckten, sagte Mary — und da es inzwischen dunkel im Zimmer geworden war, so konnte der Lord den Ausdruck bitteren, verächtlichen und doch schmerzlichen Spottes auf dem Gesicht des jungen Mädchens nicht erkennen.

— Beim Kreuz, ja, Sie haben die Wahrheit gesagt! rief der Lord lebhaft. So ist es! Es scheint, als hätte nur mein Auge diese herrliche Blume entdecken und bewundern sollen. Meine theure Lady, verzeihen Sie es mir, daß ich diese Blume nach meinem Garten in Theobalds verpflanzte?

— Ei, Mylord, wenn diese Blume aber lieber in London blühte? fragte Mary.

— Ich glaube, hier ist es sicherer, stiller und ruhiger, antwortete der Lord. In London ist eine häßliche stürmische Luft. Die Nebel sind den Blüthen nicht günstig.

— Die Blume glaubt das Gegentheil, Mylord! sagte Mary in festem und entschiedenem Tone. Sie will in den väterlichen Boden zurückkehren.

— Lassen Sie uns im Ernst sprechen, Miß! rief der Lord. Sie wissen jetzt, weshalb Sie hier sind, mein süßes Kind, und was mich von London hierher getrieben hat. Darf ich hoffen, daß Sie mir wegen meiner Kühnheit nicht zürnen, daß Sie mir den Eifer meiner Leidenschaft verzeihen?

— So hochgestellte Männer, wie Sie, Excellenz, sagte Mary, dürfen sich Alles erlauben. Aber es giebt doch noch gewisse Rechte, die wir Frauen uns vorbehalten haben. Ich mache von denselben Gebrauch und bitte Sie, mich zu verlassen, Excellenz. Ich will allein sein.

— Wie? Ist das Ihr Ernst? rief der Lord verwundert. Ist Ihnen meine Gegenwart lästig? Habe ich Sie beleidigt?

— Ihre Gegenwart in meinem Zimmer ist unpassend und muß mich beleidigen! sagte Mary fest. Ich hätte Ihnen das schon früher sagen müssen, und als Mann von Ehre und Kavalier werden Sie einsehen, daß ich Recht habe.

— Himmel, welcher Stolz, mein schönes Kind! Habe ich das verdient? rief der Lord. Und wenn ich nun mein Hausrecht gebrauchte, wenn ich Sie daran erinnern wollte, daß Sie in meinem Schlosse sind?

— Sie vergessen, Excellenz, daß ich nicht freiwillig hierher gekommen bin, und das ändert die Sache, sagte Mary. Man hat mich gewaltsam hierhergeführt. Wenn ich nicht das Recht habe, in meinem Zimmer allein zu sein, so wäre ich eine Gefangene. Aber dann, Excellenz, dann wäre Ihre That ein Verbrechen, das die Gesetze ahnden müßten. Sie werden nicht wollen, daß ich das glaube. Sie werden gehen.

— Gut, so will ich gehen! rief der Lord und stand auf. Sie scheinen in ungnädiger Stimmung zu sein, Mylady! Das thut mir leid. Wenn Sie erlauben, so führe ich Sie morgen früh nach London zurück.

— Sie werden mir einen großen Gefallen erzeigen, Excellenz, sagte Mary kalt und wendete sich von ihm ab.

Der Lord zögerte und sah zu Mary hinüber. Aber sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. Er murmelte einige Worte zwischen den Zähnen; dann ging er nach der Thür, öffnete sie ziemlich heftig und verließ das Zimmer.

Als er hinab kam nach den für ihn bestimmten Gemächern, empfing ihn Devilborn, und

der schlaue Kavalier errieth sogleich aus den finsteren Mienen des Lords, daß der Letztere unglücklich gewesen sei. Doch fragte er nicht. Er überließ es dem Lord, zu sprechen.

— Ein verteufeltes Mädchen! rief dieser ärgerlich und warf sich in einen Sessel. Sie hat mich zuweilen beinahe in Verlegenheit gesetzt. Aber desto besser! Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Bis jetzt habe ich ihr den Lord und Großschatzmeister gezeigt. Das nächste Mal will ich den Liebhaber spielen und meine Minen springen lassen. Das wird mir weiter helfen!

Ein leichtes seltsames Lächeln zuckte über Devilborns Züge. Aber der Lord bemerkte es nicht. —

Als der Großschatzmeister das Zimmer verlassen hatte, drückte Mary die Hände vor das Gesicht und suchte ruhig zu bleiben, denn die Kaltblütigkeit, die sie im Angesicht des Lords bewahrt, drohte sie zu verlassen. Aber ihr Busen wogte, ihre Wangen glühten, ihre Lippen zuckten schmerzlich. Jetzt wußte sie Alles. Jetzt ahnte sie den ganzen Verrath, dessen Opfer sie geworden war, und sie erröthete vor sich selbst, sie hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, daß man gewagt hatte, ihr diese Schmach anzuthun.

Sie bedurfte lange Zeit, um sich zu sammeln. Ihr erster Gedanke war: fort! Aber wohin sollte sie flüchten? Die Nacht brach an, der Weg war weit, und wahrscheinlich hielt man sie mit Gewalt zurück. Sie beschloß, den andern Morgen zu erwarten. Zwar traute sie dem Lord nicht. Sie glaubte in seinen Zügen genug gelesen zu haben, um zu wissen, daß er sein Opfer nicht so leichten Kaufs fahren lassen würde. Aber vielleicht handelte er als Kavalier, vielleicht führte er sie nach London zurück, in der Hoffnung, dort ein günstigeres Gehör zu finden. Und wenn sie nur erst dort war — dann hoffte sie auf ihren Bruder, auf ihre Freunde. Sie war entschlossen, sich ihnen offen anzuvertrauen, denn sie fühlte, wie schwer es sein würde, der vereinten List Devilborns und des Lords zu widerstehen.

— Ich kann ja nichts dafür! seufzte sie, als ob sie sich vor sich selbst rechtfertigen wolle. Dann klingelte sie nach Cecily.

Die Tochter des Kastellans trat mit Licht herein und warf einen forschenden Blick auf Mary. So jung sie war, so schien sie doch Menschenkennerin genug zu sein, um auf Mary's Gesicht den verletzten Stolz, die verletzte jungfräuliche Scheu zu lesen, und der Ton ihrer Stimme war ehrerbietiger als je, als sie fragte:

— Wünschen Mylady allein zu sein, dann will ich gehen?

— Nein, bleiben Sie, Cecily! sagte Mary. Ich weiß jetzt, wo ich bin, mein liebes Kind. Der Lord hat mit mir gesprochen. Sagen Sie mir offen, Cecily, behandelt man mich hier wie eine Gefagene oder ist es mir erlaubt, zu gehen, wann ich will?

— Ich glaube kaum, Mylady, antwortete das Mädchen. So viel ich gehört habe, ist den Wächtern und Dienern strenger Befehl gegeben worden, Sie anzuhalten, falls Sie sich außerhalb Ihrer Zimmer zeigen.

— Ich konnte es mir denken, sagte Mary seufzend. Kommen Sie her, Cecily, und reichen Sie mir Ihre Hand. Was denken Sie von mir?

Cecily sah ihre Herrin mit ergebenem und liebevollen Blick an, und statt aller Antwort küßte sie ihr, ehe es Mary hindern konnte, die Hand.

— Sie sind ein Mädchen! sagte Mary mit bewegter Stimme. Sie sind nicht weniger als ich, denn ich bin nichts, als die Tochter eines einfachen Bürgers. Wir müßten Freundinnen sein. Cecily, ahnen Sie, weshalb man mich hierher geführt hat, weshalb ich hier bin?

— Ja, Mylady, ich konnte es ahnen, antwortete das Mädchen. Sind Sie freiwillig hieher gekommen?

— Freiwillig? rief Mary lebhaft. Nie hätte ich das gethan! Man hat mich gewaltsam entführt, im Namen des Gesetzes verhaftet.

— Ja, ja, es sieht ihm ähnlich! seufzte die Tochter des Kastellans.

— Wem? Wen meinen Sie? fragte Mary. Devilborn?

Cecily machte traurig ein bejahendes Zeichen. Eine Thräne war ihr ins Auge getreten und sie drückte Mary's Hand, die sie noch in der ihren hielt.

— Cecily, sagte Mary leise, der Lord hat mir gesagt, er wolle mich morgen nach London zurückführen. Aber ich traue ihm nicht. Wenn er mich hier länger gewaltsam festhalten will, so muß ich fliehen. Ich will Sie nicht der Gefahr aussetzen, indem ich Sie auffordere, mir dabei behülflich zu sein. Aber Sie können mir vielleicht Mittel und Wege angeben, wie ich die Flucht allein bewerkstelligen kann, denn fliehen muß ich!

— Mylady, bei dem Heil meiner Seele schwöre ich es Ihnen zu, daß ich es thun würde, denn ich fühle die tiefste Theilnahme für Sie! rief Cecily. Aber ich weiß kein Mittel. Sie wohnen in einem Theil des Palastes, aus dem es unmöglich ist, zu fliehen, ohne bemerkt zu werden. Sie müssen überall auf Diener und Wächter stoßen. Die Fenster sind zu hoch, um durch dieselben eine Flucht wagen zu können. Auch wäre es zu gefährlich.

— Wenn ich nur wüßte, wie man sie öffnet! sagte Mary.

— Nein, nein, Ihr Leben könnte in Gefahr sein! rief das Mädchen.

— Ich verspreche Ihnen, nicht durch die Fenster zu fliehen, sagte Mary. Aber ich möchte zuweilen wenigstens Luft schöpfen.

— Dann will ich es Ihnen zeigen, antwortete Cecily und führte ihre Herrin an das Fenster, wo sie ihr eine verborgene Feder bemerklich machte, durch deren Druck die Fenster sich leicht und geräuschlos öffneten.

Dann trat eine lange Pause ein. Mary saß gedankenvoll in ihrem Lehnstuhl, Cecily war traurig mit einer Arbeit beschäftigt.

— Was sind das eigentlich hier für Zimmer? fragte Mary dann.

— Sie wurden schon vor längerer Zeit, als ich noch ein Kind war, für die Hofdamen der Königin eingerichtet, als Ihre Majestät den alten Großschatzmeister, den Vater des jetzigen Lords, besuchte, antwortete Cecily.

— Und wissen Sie vielleicht zufällig, wer hier gewohnt hat?

Cecily nannte eine Menge verschiedener vornehmer Damen, von denen Mary wohl zuweilen sprechen gehört hatte.

— Auch Lady Howard wohnte hier, als die Königin zum letzten Male unseren Lord beehrte, setzte sie dann mit einem schlauen Blicke hinzu.

— Lady Howard? fragte Mary. Weshalb erwähnen Sie das besonders?

— Wissen Sie nicht, daß der Lord eifrig um die Gunst der Lady wirbt, und daß er nicht ganz unglücklich in seinen Bemühungen sein soll? fragte Cecily.

Mary schüttelte den Kopf, aber sie dachte daran, daß die Briefe, die sie in der Nacht gefunden, wahrscheinlich an Lady Howard gerichtet gewesen.

Der Abend verging in vollständiger Ruhe. Mary las und Cecily unterbrach das Schweigen nicht. Es war noch ziemlich früh, als Mary sagte, daß sie schlafen wolle. Cecily ordnete das Bett und ging, ihrer Herrin mit einer Miene, in der Ergebenheit und Zärtlichkeit sich paarten, die Hand küssend.

Es war zweifelhaft, ob Mary ihre Gesellschafterin nur deshalb entfernt hatte, weil sie müde war, oder um allein zu sein. Sie ging wenigstens sogleich nach dem Fenster und öffnete es vermittelst der Feder, aber nur ein wenig.

Sie hatte nämlich, als sie las, ein eigenthümliches Pfeifen gehört und an die beiden Männer in der vergangenen Nacht gedacht. Zwar schien es ihr gewagt, so früh schon sich dem Schlosse zu nähern. Aber sie überlegte, daß wenn es Freunde von ihr waren, diese sich schon zeitig in der Nähe des Schlosses aufstellen mußten, weil Mary sonst vielleicht zu Bett ging.

Es war eine kalte, traurige Nacht. Der Himmel war noch immer mit Wolken bedeckt, und erst nachdem Mary eine lange Zeit hinausgesehen, konnte sie einzelne Gegenstände unterscheiden. Sie erkannte die beiden Gestalten

wieder, die sich zuweilen bewegten, wahrscheinlich, um sich ihr bemerkbar zu machen. Sie öffnete das Fenster etwas weiter und ein leises Pfeifen drang herauf.

Doch war Mary ihrer Sache zu ungewiß, um irgend eine Antwort durch Zeichen zu geben. Sie fürchtete eine abermalige Falle.

Eine starke Mauer umgab auf dieser Seite das Schloß. Sie war mindestens zwölf Fuß hoch und Mary sah die beiden Gestalten hinter derselben verschwinden. Bald jedoch tauchte auf der Mauer ein Kopf empor, gerade unter dem Fenster, an dem sich Mary befand.

— Wer ist da oben? rief eine gedämpfte Stimme herauf und Mary schrak freudig zusammen, denn diese Stimme schien ihr bekannt.

— Mary Smith! antwortete sie dann leise hinunter, sich weit aus dem Fenster beugend.

In demselben Augenblicke aber donnerte ein Schuß durch die Nacht, und Mary hörte den Kalk an der Mauer, die wahrscheinlich getroffen war, fallen. Der Kopf verschwand. Die lauten Stimmen der Wächter tönten durch die Nacht. Ein Thor wurde mit Geräusch geöffnet und der Schall von Fußtritten auf dem hart gefrornen Boden drang hell zu ihr herauf.

Bestürzt und erschrocken dachte sie nicht daran, das Fenster zu schließen, sondern beugte sich weit über die Brüstung desselben, um den Verlauf der Ereignisse, deren Zeuge sie war, zu verfolgen. Noch einige Schüsse blitzten in größerer Entfernung durch die Nacht. Dann aber wurde es still und nach einer Viertelstunde hörte sie die Schritte der Zurückkehrenden. Vergebens strengte sie ihre Augen an, um zu erkennen, ob die beiden Männer gefangen seien; die Dunkelheit war zu groß.

Unruhig und aufgeregt schloß sie das Fenster. Als sie sich nach dem Zimmer zurückwandte, stand der Großschatzmeister vor ihr.

— Ei, ei! sagte er lächelnd, während Mary erbleichte, wer hat Sie denn gelehrt, das Fenster zu öffnen?

— Ich fand selbst die Feder, antwortete das junge Mädchen in der ersten Bestürzung. Dann aber sammelte sie sich sogleich.

— Mylord, sagte sie, es scheint, als wollten Sie von Ihrem Hausrechte Gebrauch machen?

— Nein, Mary, sagte er sanft und fast bittend, ich kam nur, um zu fragen, um welche Zeit Sie morgen reisen wollen.

— Die Stunde ist eigenthümlich gewählt dazu, erwiederte Mary und zwang sich zu einem Lächeln. Sie würden gut thun, mir offen zu erklären, Excellenz, daß ich eine Gefangene bin und daß Sie mein Kerkermeister sind. Dann würde ich Ihr Erscheinen zu dieser Stunde weniger seltsam, weniger — kühn finden!

— Mary, weshalb so trotzig, so bitter? fragte der Lord vorwurfsvoll und wollte ihre Hand ergreifen.

Aber sie duldete nicht, daß er sie auch nur berührte.

— Mary, fuhr er dann in gedämpftem aber leidenschaftlichen Tone fort, ich habe Sie heut Nachmittag beleidigt, ich weiß es. Aber mein Herz blutete selbst bei dem Stolz, den ich zeigte. Verzeihen Sie einem Mann, der Alles thun würde, um einen freundlichen Blick Ihres Auges zu erhalten.

Mary war, ohne den Lord anzusehen, nach ihrem Sessel gegangen.

— Mylord, sagte sie, sich setzend, da ich weder die Kraft, noch auch vielleicht in Ihren Augen das Recht habe, Sie aus diesem Zimmer zu weisen, so muß ich mir Ihr Betragen gefallen lassen.

Der Lord war ihr gefolgt. Er schien sich weder durch Kälte, noch durch beleidigenden Spott zurückschrecken lassen zu wollen.

— Mary, sagte er lebhaft, ich selbst fühle, wie sehr Sie Recht haben, über mein Betragen beleidigt zu sein. Aber bleibt mir ein anderer Weg, meine Gefühle zu offenbaren? Ich habe eine gewaltsame That gewagt, nur um mit Ihnen sprechen zu können. Ich habe meine Ehre aufs Spiel gesetzt, denn man würde über mich spotten, oder auch mich tadeln, wenn man erführe, was ich Ihretwegen gethan. Darf ich nicht hoffen, jemals von Ihnen Verzeihung zu erhalten?

— Niemals! antwortete Mary kurz und entschlossen.

— Mylady, rief der Lord dringender, Sie kennen mich nicht. Sie wissen nicht, welcher Liebe und Aufopferung ich fähig bin. Als ich Sie gesehen, war es mein fester Entschluß, Ihnen die Gefühle meines Herzens zu offenbaren. Aber meine Schritte in London sind bewacht. Ich fand keinen anderen Ausweg, als Sie entführen zu lassen. Nun bin ich hierher geeilt nach meinem stillen Landsitz, der Sie in seinem süßen Frieden birgt, wie das tiefe Meer die reine Perle. Mary, fordern Sie von mir, was Sie wollen, mein Herz, meine Reichthümer, Alles will ich Ihnen weihen. O, ich wünschte, auch meine Hand wäre frei! Sie würde das Siegel des Großschatzmeisters fallen lassen, um sich in die Ihre zu legen! Mary, wenden Sie sich nicht so kalt ab! Haben Sie Mitleid mit mir! Lassen Sie mich wenigstens hoffen, daß Sie einst weniger streng sein werden!

— Mein Herz ist nicht mehr frei! antwortete Mary, und das Zittern ihrer Stimme verrieth, wieviel Anstrengung ihr dies Geständniß kostete.

— Das ist unmöglich! rief der Lord. Wer könnte es sein! Ich weiß, wie still, wie einfach Sie in Ihrer Familie gelebt haben. Und wenn es selbst wäre! Niemand kann Sie so lieben, wie ich! Mary, ich biete Ihnen ein Leben voll Glück, voll Glanz, voll Reichthum, voll Wonne —

— Und voll Entehrung! unterbrach ihn Mary bitter und verächtlich.

— Ihr Vorurtheil verblendet Sie! rief der Lord. Werfen Sie diese thörichten, mädchenhaften Gedanken bei Seite. Die Liebe des Großschatzmeisters kann Sie nie entehren! Die ersten und angesehensten Damen des Königreichs würden glücklich sein, wenn ich ihnen mein Herz darböte. Aber ich liebe nur Sie, Mary! Keine Reize, keine Lockungen können mich verführen. Mary, bleiben Sie in Theobalds, ich bitte, ich beschwöre Sie! Ich flehe auf den Knieen zu Ihnen, stoßen Sie mich nicht von sich!

Und der Lord sank vor ihr auf die Knie und suchte ihre Hand zu ergreifen.

— Mylord! rief Mary mit der Röthe aufflammenden Zornes, indem sie ihn zurückdrängte, ich bin dieses Spieles müde. Ich weiß, was ich von Ihren Bitten und Versprechungen zu halten habe, und ich gebe Ihnen mein feierliches Wort, daß mein Herz nie etwas Anderes für Sie empfinden wird, als Kälte und Gleichgültigkeit, wenn auch mein Verstand Ihre List und Ihre Ränke bewundert.

— Teufel! murmelte der Lord und erhob sich schnell. Sie treiben den Scherz zu weit, Miß! Sie sind in meiner Macht, vergessen Sie das nicht!

— Eben weil ich in Ihrer Macht bin, erwiederte Mary kalt, werden Sie nie ein anderes Geständniß von mir hören. Lassen Sie mich frei. Vielleicht ändert sich dann die freie Entschließung meines Herzens.

— Daß ich ein Thor wäre! rief der Lord. Hören Sie, Miß, zwei Leben hängen von Ihrer Entscheidung ab, das Ihres Vaters und Ihres Bruders!

— Mein Gott! was sagen Sie? rief Mary erbleichend.

— Denken Sie, daß ich ein Kind bin? sagte der Lord finster; daß ich Pläne entwerfe, um sie beim ersten Widerstand fallen zu lassen? Nehmen Sie Vernunft an und gewähren Sie freiwillig, wozu ich Sie zwingen könnte. Ihr Vater und Ihr Bruder sind in meiner Gewalt. Der Erstere soll frei, der Zweite mit Ehren überhäuft sein, wenn sie das große Opfer bringen, die Geliebte des ersten Mannes in England zu sein. Ich denke, das Opfer ist nicht schwer, Miß! Andere würden schwerere bringen, um an Ihrer Stelle zu sein.

— O Gott! rief Mary entsetzt. Mein Vater wird nie die Schande seiner Tochter wollen! Und mein Bruder — er wird sich gegen Sie zu schützen wissen!

— Er ist in meiner Macht! erwiederte der Lord finster.

— Haben Sie ihn gefangen? rief Mary erschreckt. Also war er es?

— Wer? fragte der Lord aufmerksam und sie finster anblickend.

Mary bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Sie war in Verzweiflung.

— Ich überlasse Ihnen eine kurze Zeit zur Entscheidung! sagte der Lord kalt. Morgen früh werde ich die Befehle nach London schicken. Welcher Art sie sind, wird von Ihnen abhängen. Seien Sie eine liebende Tochter, eine gute Schwester!

— Nein! rief das junge Mädchen entschlossen. Mein Vater, mein Bruder werden ihre Freiheit niemals durch meine Schande erkaufen wollen. Sie würden mich verachten, verstoßen, und sie hätten Recht. Mylord, ich bin in Ihrer Gewalt, thun Sie, was Sie wollen. Aber hoffen Sie nie, daß ich etwas anderes als Verachtung für Sie empfinden werde!

— Gut denn! rief der Lord heftig. So bleiben Sie bis auf Weiteres in Theobalds! Ich werde alle Spürhunde fern zu halten wissen. Sie haben die Nacht zur Ueberlegung. Morgen früh sprechen wir uns noch einmal.

Er wandte sich nach der verborgenen Thür. Aber sein Fuß schien festgebannt und ein dumpfer Laut des Schreckens entfuhr seinen Lippen. Mary blickte auf und auch sie erschrak. Die geheime Thür war geöffnet. In derselben stand der Wahnsinnige, noch gräßlicher anzuschauen, als in der vergangenen Nacht. Sein Gesicht war todtenbleich; eine Wunde, von welcher der Verband losgerissen war und das Blut niederrieselte, klaffte auf seiner Stirn. Sein struppiges, schwarzes Haar hing wirr auf den Nacken herab. Den linken Fuß hatte er vorgesetzt, den Körper gebückt, wie zum Sprunge. Seine Hände waren geballt, seine stieren Augen hafteten auf dem Lord.

Der Großschatzmeister erbebte und wagte sich nicht von der Stelle zu rühren. Er schien nach seinem Degen greifen zu wollen, aber seine Hand fiel zurück.

— Fort! rief er dann. Was willst Du hier? Man wird Dich binden!

Aber seine Stimme, die drohend sein sollte, klang furchtsam und zitternd.

Der Wahnsinnige starrte ihn noch immer mit demselben Blicke an. Dann aber sprang er plötzlich mit einem furchtbaren Sprunge und einem Schrei der Wuth auf den Lord zu. Dieser wich ihm aus und zog seinen Degen, während er nach Hülfe rief. Der Wahnsinnige stürzte von Neuem auf ihn zu. Der Tisch mit den Leuchtern fiel. Die eine Kerze erlosch, die andere brannte noch matt auf dem Teppich.

Mary war voller Entsetzen aufgesprungen. Sie stand dicht neben der geöffneten Thür. Sie wollte nach Hülfe rufen, aber die Stimme versagte ihr. Plötzlich kam ihr jedoch ein anderer Gedanke. Ihr Mantel lag sauber von Cecily zurechtgelegt auf einem Stuhl neben der Thür. Sie ergriff ihn und eilte hinaus. Der Lärm der mit einander Ringenden, der Hülferuf des Lords schallte hinter ihr her. Sie stürzte vorwärts, einer matt erleuchteten Galerie zu.

Zwei Wächter standen in derselben, auf ihre Hellebarden gestützt.

— Eilt hinein, dem Lord zu Hülfe! Er kämpft mit dem Wahnsinnigen! rief sie den Söldnern zu, die sie verwundert anstarrten, und eilte vorüber.

Ein lauter Hülferuf drang jetzt aus den inneren Zimmern bis zur Galerie. Die Wächter mochten wohl die Stimme des Lords erkennen, denn sie eilten sogleich in das Innere. Jetzt kamen auch mehrere Diener eine Treppe herabgestürzt und riefen nach dem Wahnsinnigen.

— Er ist drin bei dem Lord! antworteten ihnen die Wächter und Alles rannte in blinder Hast nach dem Zimmer. Mary wurde nicht weiter bemerkt. Sie schlug den Mantel um die Schultern und eilte vorwärts.

Die Galerie war lang und wurde nach dem Ende zu finsterer. Doch bemerkte das junge Mädchen eine Thür. Sie stieß sie auf und sah sich an einer Treppe, die nur durch eine am unteren Ende befindliche Laterne matt erleuchtet war. Niemand begegnete ihr auf dieser Treppe und sie erreichte einen Hof, der ebenfalls nur spärlich von einigen Laternen beleuchtet wurde und kleiner war, als derjenige, den Mary bei

ihrem Eintritt in Theobalds gesehen. Hohe Gebäude umgaben ihn rings, und unschlüssig stand Mary mitten auf dem Hofe still. Sie wußte nicht, wohin sie sich jetzt wenden sollte.

Sie hatte die Kapuze ihres Mantels hochgeschlagen, so daß sie auf den ersten Blick schwerlich zu erkennen war. Aber jetzt kam eine ganze Schaar von Diener über den Hof und sie mußte bemerkt werden. Sie ging deshalb rasch vorwärts, rannte auch zuweilen eine kleine Strecke und gab sich den Anschein der größten Hast, vermied aber die Diener nicht, sondern näherte sich ihnen absichtlich.

— He, wer ist denn das so spät noch? sagte einer von den Dienern.

— Ich bin es, Cecily! antwortete Mary. Wo ist mein Vater? Da oben ist ein Unglück geschehen. Der Wahnsinnige kämpft mit dem Lord.

— Beim Kreuz! Ist's wahr? riefen die Diener. Dann müssen wir hinauf. Euer Vater ist drüben in seinem Zimmer. Der Kavalier ist bei ihm.

Devilborn war damit gemeint. Mary hoffte also, ihm nicht zu begegnen. Sie fürchtete das Zusammentreffen mit ihm am meisten. Nach einer Minute war sie in einem Flügel des großen Gebäudes. Hier war es fast ganz dunkel und rathlos stand sie abermals still. Doch bemerkte sie am Ende des Ganges ein Fenster. Sie eilte auf dasselbe zu und versuchte es zu öffnen. Es gelang. Sie blickte hinaus. Ein Garten schien hier an das Schloß zu stoßen, und ohne sich zu besinnen, schwang sich Mary auf die Brüstung und sprang aus dem Fenster. Es war höher, als sie gedacht hatte und sie stürzte nieder, raffte sich jedoch sogleich auf und blickte um sich.

Der Garten schien groß zu sein und in der Dunkelheit konnte Mary nicht erkennen, ob eine Mauer ihn umschloß. Sie ging deshalb rasch vorwärts. Ihr Fuß schmerzte sie, aber sie achtete nicht darauf. Zuweilen strauchelte sie auch über Hecken und abgebrochenen Baumzweigen. Aber nichts hielt sie auf. Plötzlich jedoch stand sie vor einer hohen Mauer.

Dieses Hinderniß schien ihr unüberwindlich. Mochte der Kampf zwischen dem Lord und dem Wahnsinnigen ausfallen, wie er wollte — ihre Flucht mußte jedenfalls bald bemerkt werden und dann bot ihr dieser Garten keine Sicherheit vor Entdeckung. Schon war sie entschlossen, einen Baum zu suchen, dessen Aeste sich bis zur Mauer erstreckten und auf diese Weise die Höhe derselben zu erreichen, als sie an einen festen Gegenstand stieß. Als sie über denselben fortschreiten wollte, bemerkte sie, daß es eine Leiter sein müsse, und freudig überrascht griff sie nach der Erde, um sich von der Richtigkeit ihrer Entdeckung zu überzeugen. Es war in der That eine Leiter, lang genug, um mit derselben die Höhe der Mauer zu erreichen. Mary richtete sie sogleich empor und wenige Minuten später befand sie sich, nachdem sie die Leiter nach sich gezogen und herabgelassen, auf der anderen Seite der Mauer.

Hier athmete sie leichter auf, doch sah sie ein, daß auch dieser Ort ihr keine Sicherheit gewähren könne und sie ging weiter. Die Nacht war sehr finster. Der Schnee fiel in dichten Flocken, der Wind pfiff kalt durch die Bäume des Waldes — denn es war ein Wald, in dem sich Mary jetzt befand. Welche Richtung sie eingeschlagen hatte, wußte sie selbst nicht. Aber es war ihr gleichgültig. Einmal mußte sie doch Menschen finden, und zwar mitleidigere, liebevollere, als sie in Theobalds zurückgelassen hatte.

Sie war schon über eine halbe Stunde gegangen und der Wald wollte kein Ende nehmen. Freilich besann sie sich, davon gehört zu haben, daß Theobalds wegen seiner schönen und großen Waldungen berühmt sei. Doch fühlte sie keine Müdigkeit und schritt rüstig vorwärts. Zum Glück war der Boden fest und nur mit einer ganz dünnen Schicht von Schnee bedeckt.

Plötzlich hörte sie Pferdegetrappel ganz in ihrer Nähe und in demselben Augenblick knisterte es unter ihren Füßen und der Boden wankte. In der Dunkelheit war sie auf die dünne Eisdecke eines kleinen Sees gerathen. Das Eis brach und Mary stieß unwillkürlich einen Schrei

aus. Dann arbeitete sie sich mit aller Anstrengung empor. Aber der heftige Schreck hatte ihre Glieder gelähmt. Kaum war sie auf dem festen Boden, so sank sie halb ohnmächtig nieder.

— Beim Zeus! rief eine männliche Stimme. Ist hier Jemand in der Nähe?

Mary wollte antworten. Doch die Furcht, etwa in die Hände eines Dieners des Lords zu fallen, hielt sie zurück. Der Fragende schien sich jedoch durch dieses Schweigen nicht beirren zu lassen. Mary hörte ihn vom Pferde springen und nach der Stelle kommen, von der aus er wahrscheinlich das Knistern des Eises und den Schrei vernommen hatte.

— Bei meiner Mutter Seele! rief der Fremde, hier ist was Lebendiges!

— Wer sind Sie? rief Mary, sich rasch emporrichtend. Suchen Sie Jemand?

— Das sind zwei närrische Fragen, antwortete der Mann, dessen Stimme einen biedern und gutmüthigen, aber noch sehr jugendlichen Klang hatte. Ich bin John Rolfe aus St. Albans, ein Bursche aus guter Familie, und suche Niemand hier, ausgenommen einen Unglücklichen, der meines Beistandes bedarf.

— Nun, Sir, dessen bedarf ich! rief Mary. Ich bin verfolgt, und jeder Kavalier hat die Pflicht, mich zu schützen. Wollen Sie mein Kavalier sein?

— Ja, Mylady, oder Miß, oder wie ich Sie sonst nennen soll! erwiederte John Rolfe. Das will ich sein. Und zufällig habe ich ein Pferd bei mir, außer meinem eigenen, das ich in Maldon am Blackwater verkaufen wollte. Das können Sie gebrauchen.

— Und wohin wollen Sie? fragte Mary. Etwa nach London?

— Nein, Miß. Etwas weiter! erwiederte der junge Mann. Aber das schadet nicht. Beim Zeus, man soll nicht sagen, daß John Rolfe nicht eine Lady gebracht hat, wohin sie nur wollte, vorausgesetzt, daß sie ein gesittetes und anständiges Frauenzimmer war.

— So will ich mit Ihnen gehen, sagte Mary. Sind Sie etwa bei Theobalds vorübergekommen, Sir?

— Nein, das kenne ich sattsam, erwiederte John Rolfe. Ich hatte zwar Lust, in dem Nest einzusprechen, weil das Wetter so schlecht wurde. Aber man weiß nicht, ob man nicht von den Maulaffen am Thore abgewiesen wird. Deshalb will ich bis zum nächsten Dorfe reiten und dort die Nacht bleiben.

— Sir, wenn ich Sie bitten darf, so reiten Sie noch weiter und nehmen Sie mich in Ihren Schutz. Ich möchte gern recht weit von Theobalds sein.

— Wie Sie wollen, Miß! Es kommt mir nicht darauf an, die ganze Nacht hindurch zu reiten, wenn es Ihnen nur recht ist! sagte der junge Mann treuherzig. Kommen Sie! Ich will Ihnen den Sattel auf meinem Handpferde zurechtmachen.

Mary nahm den Arm, den er ihr anbot und begleitete ihn durch die Dunkelheit nach dem Orte, wo die beiden Pferde standen, die ruhig die Rückkunft ihres Herrn erwarteten.

— Es ist ein geduldiges, zahmes Thier, sagte er. Sie brauchen nichts zu fürchten, Miß.

— Ich fürchte mich nur vor den Menschen, Sir! erwiederte Mary. Aber sagen Sie mir offen, Master Rolfe, wie lange Zeit brauche ich wohl, um morgen nach London zu gelangen?

— Für Frauenzimmer ist das eine gute Tagereise, meinte der junge Mann. Aber Sie können doch nicht allein reiten, Miß. Oder wollen Sie?

— Ich wünschte wohl, ich hätte Begleitung, antwortete Mary.

— Nun, dann will ich Ihnen ein vernünftiges Wort sagen, erwiederte John Rolfe. Kommen Sie mit nach Maldon. Dort treffe ich ein paar Freunde, mit denen ich zusammen hinüber will nach den Niederlanden. Wir fahren bis Rochefort die Küste entlang. Dort habe ich Verwandte, Kaufleute, mit denen können Sie die Themse hinauffahren, wann Sie Lust haben. Es ist nicht der kürzeste Weg, Miß, aber der sicherste.

— Und Sie wollen sich meiner so lange annehmen, ohne mich zu kennen, ohne zu wissen, mit wem Sie zu thun haben? fragte Mary.

— Warum nicht! sagte Rolfe. Es ist vielleicht eine Dummheit von mir, aber ich bin noch jung, und bis jetzt habe ich nicht viel Anderes gemacht, als Dummheiten. Uebrigens werden Sie mir ja wohl sagen, was ich wissen soll.

— Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und werde es rechtfertigen, Sir! antwortete Mary, die jetzt im Sattel saß. Und nun, wenn's Ihnen recht ist, wollen wir scharf zureiten, denn ich bin eiskalt vor Frost.

— Vorwärts, Dicky! rief John Rolfe und gab seinem Rosse einen Schlag mit der flachen Hand. Du hast gedacht, Brauner, Du würdest bald im Stalle sein. Mußt aber noch ein paar Stunden warten! Du darfst nicht unhöflicher sein gegen die Damen, als Dein Herr, und der weiß, was Galanterie sagen will!

So ritten sie beide im scharfen Trabe die gerade Straße durch den Wald entlang. Der Schnee wirbelte noch immer in dichten Flocken nieder, und der Wind blies kalt durch den Forst. Aber Mary war doch um Vieles ruhiger geworden. Es schien ihr, als habe sie einen guten Begleiter gefunden, und sie berechnete die Zeit, die vergehen würde, bis sie London wiedersähe.

Wer hätte ihr in dieser Nacht gesagt, daß lange Jahre darüber hingehen würden, ehe sie nach ihrer Vaterstadt zurückkehrte!

Johns Tagebuch *).

I.

.... Ich hörte ein Gitter hinter mir zufallen, und an der Dämmerung und der kalten feuchten Luft bemerkte ich, daß ich mich im Tower befand. Weiter hatte ich keine Besinnung. Ich weiß nicht, ob man mich führte oder ob ich allein vorwärts schwankte. Aber nach einiger Zeit stieß man mich in einen Raum, der ganz dunkel war. Der Boden schien mir unter den Füßen zu schwanken und ich sank nieder. Unwillkürlich faßte ich mit den Händen nach einer Stütze. Ich berührte eine feuchte Wand und einen kalten, eisernen Ring. Aber meine Hand hatte nicht die Kraft, ihn zu halten. Ich fiel auf ein Bündel Stroh, das schon lange gelegen haben mochte und einen Moderduft verbreitete.

Ich glaube, daß ich ziemlich lange ohne Besinnung gelegen habe. Als ich erwachte, fühlte ich mich zwar sehr matt und abgespannt, aber doch etwas beruhigt, und ich war im Stande, meine Erinnerungen zu sammeln. Ich

---

*) Wir versuchen es, den Helden dieser Erzählung hier selbstredend einzuführen. Es giebt eine Lebensbeschreibung des Kapitain Smith, von ihm selbst geschrieben. Wir haben sie aber trotz unserer Bemühungen nicht auffinden können und bitten die Leser, sich mit diesen kurzen Auszügen zu begnügen. Daß unser Held wirklich eine geschichtliche Person ist, wissen Alle, die auch nur Bancroft's vortreffliche „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika" gelesen haben. Einmal nennt er ihn den „Abenteurer von seltenem Genie und unsterblichem Ruhm"; an einer anderen Stelle rühmt er die Elastizität seines Geistes, seinen heroischen Muth, seine Menschenkenntniß und die Kraft seines entschlossenen Willens, die es ihm allein möglich gemacht hätten, der Begründer des Staates Virginien in Nordamerika zu werden. Zum Schlusse sagte er wörtlich von ihm: „Er war der Vater Virginiens, der wahre Anführer, welcher zuerst das Geschlecht der Sachsen nach den Vereinigten Staaten verpflanzte. Sein Urtheil war immer hell und ungetrübt, selbst mitten in der allgemeinen Verzweiflung. Er vereinigte den hochfliegendsten Unternehmungsgeist mit der unermüdlichsten Thatkraft, und durch Muth und Geistesgegenwart vollbrachte er, was Anderen ein verzweifeltes Wagestück zu sein schien. Erfinderisch in Auskunftsmitteln, verfuhr er rasch mit Anwendung derselben. Obgleich ihn der böswillige Neid auf das Härteste verfolgte, so frischte er doch nie das Andenken an die Fehler seiner Feinde auf. Er war gewohnt, seine Leute in die Gefahr zu führen, nicht zu schicken, litt lieber Mangel, als daß er borgte, und darbte sich die Bezahlung vom Munde ab. Er hatte nichts Falsches und Verstelltes in seinem Wesen, sondern war offen, ehrlich und aufrichtig. . . . u. s. w." Nach diesem gewiß vollgültigen Zeugniß, bedürfen wir wohl keiner Entschuldigung, wenn wir diesen denkwürdigen Mann, dessen Erlebnisse in Amerika wo möglich noch interessanter sind, als in Europa, zum Helden eines Romans gewählt haben.

Der Verfasser.

ließ die Ereignisse, die mich hierher geführt hatten, an meinem Geiste vorüber ziehen. Ich dachte an den schurkischen Pagen, an Lady Howard, an die gräßliche Nacht, die ich einsam und gefesselt auf der Wache zugebracht hatte, an das Verhör bei der Königin und an den schändlichen Verrath, den man mir gespielt. Ich besann mich auch auf die Aengstlichkeit, mit der Lady Howard mich hatte zurückhalten wollen, und es fiel mir ein, daß sie vielleicht die Absicht gehabt hatte, mich zu warnen. Hätte ich nur auf sie gehört!

Welchen Plan man mit mir hatte, wußte ich ganz genau. Man wollte die Aehnlichkeit zwischen mir und jenem elenden Verbrecher benutzen, um mich an seiner Stelle hinrichten zu lassen. Ein gräßlicher Gedanke! Hier im Tower heimlich, ungesehen, unbetrauert zu sterben — und weshalb? Weil ich das Unglück gehabt hatte, die schändlichen Pläne eines Bösewichts zu durchkreuzen! Ich dachte an meinen Vater, der vielleicht nicht weit von mir auf einem ähnlichen Strohlager, in einer ähnlichen Zelle seine Seufzer zum Himmel schickte, und mein Herz, das ich mit Muth und Entsagung waffnen wollte, wurde weich. Wenn ich starb, so verlor er seinen Retter, seine Stütze! Auch an meine theure Schwester Mary dachte ich. Es fiel mir ein, daß sie mir gesagt, ich solle um diese Stunde den Vater besuchen. Wahrscheinlich harrte sie jetzt auf mich und schalt mich einen leichtsinnigen, wortbrüchigen Burschen. Ach, ich hätte mir die Stirn zerschellen können an der harten Mauer meines Gefängnisses! Und doch konnte ich den Gedanken an den Tod nicht fassen. Es schien mir eine Unmöglichkeit, daß ich sterben solle!

In den ruhigeren Augenblicken bereitete ich mich auf den Moment vor, in dem die Henker erscheinen würden, um mich zum Tode zu führen. Ich war bereit, mich mit Worten, wo möglich mit Gewalt zu vertheidigen. Seltsamer Weise hatte man mir meinen Degen gelassen. Wahrscheinlich glaubte Devilborn, daß ich keine Gelegenheit mehr haben würde, ihn gegen meine Feinde zu ziehen. Ich hielt es für gewiß, daß man mir erlauben würde, zu sprechen, und wenn ich Einspruch erhob und die Wahrheit sagte, so mußte man mich doch anhören und eine Untersuchung anstellen. Aber freilich, im Tower ist von Untersuchungen nicht viel die Rede. Möglicherweise ließ man mich gar nicht zu Worte kommen oder verlachte meine Einreden. Auch glaubte ich, daß Devilborn bei meiner Hinrichtung zugegen sein würde. Freilich konnte ich mir später erklären, weshalb er fehlte.

Eine Stunde ungefähr war vergangen, als es an meiner Thür rasselte. Unwillkürlich schauderte ich zusammen, denn ich glaubte, meine Henker eintreten zu sehen.

Statt dessen erschienen jedoch nur zwei Männer, von denen der Eine ganz verhüllt war und sogar eine Maske trug. In dem Andern glaubte ich den Kommandanten des Tower zu erkennen.

— Dies ist die Zelle, sagte der Kommandant, und dort der Gefangene.

— Ueberzeugen Sie sich selbst von der Wahrheit meiner Behauptung, sagte der Vermummte leise. Wenn seine Aussagen nicht mit meinen Behauptungen übereinstimmen, so bin ich bereit, von meiner Forderung abzustehen.

Ich weiß nicht, wie es geschah, aber die Stimme dieses Mannes — dem Klange nach jugendlich und mir ganz unbekannt — tönte mir so hoffnungsverkündend und ermuthigend ins Ohr, daß ich mich sogleich aufrichtete.

Der Kommandant zog die Thür hinter sich zu, so daß die Zelle ganz dunkel blieb, und redete mich an:

— Sir, beantworten Sie mir jetzt kurz aber der Wahrheit getreu einige Fragen. Jedoch sprechen Sie nichts weiter. Wie heißen Sie?

— John Smith, antwortete ich, von dieser Anrede überrascht.

— Seit wann sind Sie in London?

— Seit gestern Vormittag.

— Welche Stellung bekleideten Sie bisher?

— Ich war Seeoffizier auf Sir Richard Greenville's Schiff „Herkules".

— Was führte Sie in den Palast Ihrer Majestät der Königin?

— Unbesonnene Theilnahme an dem thörich-

ten Entführungsplane eines schurkischen und verrätherischen Pagen. Ich bereue diese That.

— Weshalb verließen Sie nicht den Palast mit dem Pagen zugleich?

— Weil mir ein Mensch, den ich verachte, eine Falle legte, weil es ihm gelang, mich zu überwältigen und weil er mich der Wache überlieferte.

— Sie wurden angeklagt, nach dem Leben Ihrer Majestät getrachtet zu haben?

— Ja, leider! Aber Ihre Majestät selbst sprach mich frei und ließ mir meinen Degen wiedergeben, den ich jetzt noch trage, wie Sie sehen.

— Kennen Sie den Namen des Kavaliers, der Sie verhaftete?

— Ja, und ich werde ihn nicht vergessen. Er nennt sich Devilborn.

— Wie kam es, daß man Sie in Whitehall verhaftete?

— Ich weiß es nicht, aber es scheint eine abermalige Schurkerei jenes Devilborn zu sein. Ich muthmaße sogar, daß er die Absicht hat, mich an die Stelle des Königsmörders Lee hinrichten zu lassen.

— Gut, Sir! sagte der Kommandant jetzt. Ob Ihre Muthmaßungen gegründet sind, weiß ich nicht. Jedenfalls werden sie nicht in Erfüllung gehen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie über das, was jetzt zwischen uns gesprochen worden und was noch folgen wird, schweigen wollen und Sie sollen frei sein.

— Nein, Sir! rief ich. Ich werde jenen Verräther zur Rechenschaft ziehen und ihn öffentlich an den Pranger stellen!

— Sie würden mir einen schlechten Gefallen thun für den Dienst, den ich Ihnen mit Gefahr meines Kopfes erweise, sagte der Kommandant. Doch es sei! Geben Sie mir Ihr Wort, so lange ich noch Kommandant des Tower oder in Diensten Ihrer Majestät bin, nicht zu verrathen, daß ich es gewesen, der Sie hat befreien helfen.

— Also Sie wollen mich in Freiheit setzen? rief ich aufs Freudigste überrascht. Ja, Sir, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.

— Gut, so folgen Sie diesem Kavalier! sagte der Kommandant. Aber wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, so verlassen Sie London und kehren Sie erst nach langer Zeit zurück. Sie scheinen sehr mächtige Feinde zu haben.

— Ich werde Ihren Rath befolgen, erwiederte ich, aber erst dann, wenn ich die Unmöglichkeit einsehe, mich zu rächen. Doch verlassen Sie sich darauf, daß ich, was Sie anbetrifft, mein Wort halten werde.

Der Kommandant und der Verhüllte sprachen jetzt leise mit einander. Doch konnte ich ihre Unterredung deutlich hören, da sie dicht neben mir standen.

— Sie werden gut thun, Kommandant, sagte der Verhüllte, den wirklichen Verbrecher sogleich in diese Zelle führen zu lassen. Dann können Sie sich stets mit einer Verwechselung entschuldigen, ähnlich, wie es der schwarze Kavalier hat thun wollen. Alles Weitere nehme ich auf mich.

— Ich werde es thun, Graf, erwiederte der Kommandant. Aber seien Sie vorsichtig. Sie wissen, wer seine Hand hierbei im Spiele hat. Ich gestehe offen, daß ich nicht weiß, weshalb man diesen jungen Mann so heftig verfolgt.

— Aber ich ahne es! sagte der Verhüllte, dem der Kommandant den Titel Graf beigelegt hatte, was mich sehr stutzig machte, da ich durchaus keine Ahnung hatte, welcher Graf mir seine Gunst angedeihen lassen könne.

— Und verlassen Sie sobald als möglich den Tower! sagte dann der Kommandant.

Der Graf wandte sich zu mir und reichte mir etwas.

— Nehmen Sie! sagte er. Es ist eine Maske. Man darf Sie nicht erkennen, wenn Sie den Tower verlassen. Verhüllen Sie sich, so gut Sie können und versprechen Sie mir, sich nicht aufzuhalten und Niemand anzureden, sei es, wer es auch sei. Wir müssen diese Vorsicht gebrauchen.

Ich band die Maske vor und hüllte mich in meinen Mantel. Die beiden Männer traten aus der Zelle. Ich folgte ihnen. Ich wußte gar nicht, wie mir geschah. Ich war auf den

Tod vorbereitet gewesen und plötzlich gab man mir die Freiheit wieder! Doch mischte sich sogleich ein anderer Gedanke in das freudige Gefühl, das mich mit neuer Lebenskraft durchströmte. Ich wandte mich an den Kommandanten.

— Sir, sagte ich, ich habe eine große Bitte an Sie. Es ist eine Kleinigkeit für Sie, sie zu erfüllen. Seit länger als drei Jahren habe ich meinen Vater nicht wiedergesehen. Er ist im Tower, ein Gefangener, wahrscheinlich, wie ich, ein Opfer des Menschen, der auch meinen Tod wollte. Geben Sie mir die Erlaubniß, ihn, wenn auch nur auf einige Minuten, wiederzusehen!

Der Kommandant sah den Grafen fragend an.

— Ich wünschte zwar keine Verzögerung, sagte dieser, aber ich dächte, man könnte dem jungen Mann die Bitte wohl gewähren.

— Wenn Sie meinen, gut! erwiederte der Kommandant. Ihr Name, Herr Graf, und Ihr Wort, daß ich es erlaube, wird den Kerkermeister bestimmen, die Zelle zu öffnen. Ich kann Sie nicht begleiten, denn ich will Maßregeln treffen lassen, jenen Thomas Lee in diese Zelle zu bringen. Doch dürfte es gut sein, den Kerkermeister nicht wissen zu lassen, wer den alten Smith sprechen will.

— Ich danke Ihnen, Kommandant, sagte der Graf, und werde Ihre Rathschläge befolgen. Kommen Sie, Smith. Wir haben nicht viel Zeit.

Ich folgte dem Grafen durch einige Gänge und Galerien. Während dessen hatte ich Gelegenheit, seine feinen Manieren, seine hohe, schöne Gestalt, seinen stolzen Gang zu bewundern. Man kann sich denken, wie neugierig ich war, zu erfahren, wem ich meine Befreiung verdankte.

— Herr Graf, sagte ich, während ich neben ihm herging, ist es unbescheiden von mir, nach dem Namen meines Retters und Befreiers zu fragen?

— Sie werden ihn erfahren, Smith, antwortete er mir. Für's Erste will ich Ihnen nur sagen, daß ich hoffe, Mary wird mir dankbar dafür sein, daß ich ihren Bruder aus einer großen Gefahr befreit habe.

— Sie kennen meine Schwester? rief ich auf's Höchste überrascht.

— Ja, mein Freund, ich kenne sie nicht nur, sondern ich achte und verehre sie, antwortete er. Und wenn Sie ihr gleichen, so wird es mir nicht leid thun, Ihretwegen die Zahl meiner Feinde um zwei mächtige Gegner vermehrt zu haben.

Wie wonnig es mir zum Herzen drang, als er so warm von Mary sprach! In diesem Augenblicke gewann ich ihn lieb und faßte ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Aber meine Neugierde, zu wissen, wer der Graf sei, der Mary kenne, wuchs um so mehr.

— Bleiben Sie hier! sagte der Graf, als wir ein Vorzimmer erreicht hatten. Ich werde mit dem Kerkermeister sprechen. Und bleiben Sie nicht zu lange bei Ihrem Vater. Ich erinnere Sie daran, daß es gut für Sie ist, wenn Sie den Tower so bald als irgend möglich verlassen.

Ich blieb erwartungsvoll zurück. Mir schlug das Herz bei dem Gedanken, meinen armen, unglücklichen Vater wiederzusehen.

Nach wenigen Minuten kam der Graf mit dem Kerkermeister. Der letztere sah mich forschend von der Seite an.

— Zu dem alten Smith wollen Sie? sagte er gleichgültig. Der ist krank, schon seit einigen Tagen. Ich wundere mich, daß seine Tochter heut nicht gekommen ist. Heut ist der Tag und sonst war sie immer pünktlich. Vielleicht kommt sie noch. Es ist ein artiges Mädchen.

Also mein Vater war krank. Ein Grund mehr, meine Ungeduld zu vergrößern. In diesem Augenblicke gelobte ich mir, Alles zu thun, um meinen unglücklichen Vater so bald als möglich zu befreien. Er sollte wissen, daß er seinen Sohn wiederhabe, und einen entschlossenen, muthigen Sohn!

Nach ungefähr zehn Minuten standen wir in einem matt erleuchteten Gange vor einer niedrigen Thür. Der Graf war etwas zurück-

geblieben. Wie schlug mir das Herz, als der Kerkermeister das Schloß öffnete.

Die Thür that sich auf und ich blickte in eine kleine Zelle, die durch ein rundes Fenster einiges Tageslicht erhielt. Ich hörte noch, daß der Graf den Kerkermeister sogleich zu sich rief. Dann trat ich ein.

Eine Gestalt lag auf dem Stroh. Dieser Mann mit dem todtenbleichen, abgehärmten Gesicht — fast ein Skelett! — mit dem schneeweißen Haar, mit den erloschenen Augen — war das mein Vater? Ein jäher Schmerz zuckte mir durch die Brust. Ich werde es nie in meinem Leben vergessen, und immer wird der Gedanke ein Vorwurf für mich sein, daß ich seine Gefangenschaft vielleicht hätte hindern können, wenn ich bei ihm gewesen wäre!

Er schien sich aufrichten zu wollen, aber er vermochte es nicht. Er wandte nur das Gesicht nach mir. Erkennen konnte er mich nicht. Ich hatte die Maske noch vor dem Gesicht.

— Ach! sagte er mit leiser Stimme. Ich glaubte, es wäre meine Tochter.

— Nein, Sir, erwiederte ich mit so ruhigem Tone, als mir möglich war, Mary kann heut nicht kommen. Aber ich soll Grüße von ihr bringen.

Ich sah, wie er bei dem Klange meiner Stimme aufhorchte, wie seine Augen etwas lebhafter wurden und wie er mich anstarrte.

— Ich soll auch noch Grüße von einem Anderen bringen! fuhr ich fort und meine Stimme zitterte. Grüße von — von —

Ich konnte nicht weiter reden. Ich riß die Maske ab.

— John! rief er laut und stark. Du bist es, John, mein Kind!

— Ja, Vater, ich bin es! rief ich und warf mich zu ihm nieder, um sein weißes Haar, seine bleiche Stirn mit Thränen der Freude und des Schmerzes zu netzen. Wir Beide konnten nicht sprechen. Die Ueberaschung schien ihn betäubt zu haben. Er drückte mir nur die Hand, er zog mich an sein Herz.

Ich sagte ihm, daß es mir nur kurze Zeit vergönnt sei, ihn zu sehen. Dann erzählte ich ihm in fliegender Hast Einiges von meinen Erlebnissen. Doch von den letzten vierundzwanzig Stunden sprach ich nicht. Ich gab ihm die Versicherung, daß ich Alles aufbieten würde, ihn zu befreien. Dann fragte ich ihn, ob er nicht die Ursache seiner Gefangenschaft wisse.

— O, ich weiß sie wohl! sagte er, bitter lächelnd. Dir kann ich es sagen, mein Sohn! Denke nicht an mich, meine Tage sind gezählt und es liegt wenig daran, ob ich hier oder in meinem Hause sterbe. Aber denke an Mary. Ihretwegen bin ich hier, und der Gedanke, sie ohne Schutz, ohne eine männliche Stütze zu wissen, war es, der mich so tief niedergebeugt hat. Es ist ein herrliches, gutes Mädchen, John! Trage sie auf Händen! Ach, ich sollte es nicht sagen, aber ich wünschte, sie wäre weniger schön. Es ist ein Unglück für ein Mädchen, hier in London, in der Nähe des Hofes, schön zu sein. Ich will Dir sagen, weshalb ich hier bin, damit Du auf Deiner Hut sein kannst. — Ein elender Mensch, ein Spanier glaube ich, der zufällig mit einigen Freunden uns besuchte, sah Mary, und der Schurke schien sie für seine Pläne passend zu finden. Ich konnte ihn nicht aus dem Hause weisen, denn er soll mächtig sein. Aber er zwang mich zuletzt dazu. Er sagte mir, daß ein hochgestellter Mann — ich ahne wohl, wer es ist! — Mary gesehen habe, und er bot mir eine große Summe, wenn ich einwilligen wollte, meine Tochter die Geliebte jenes Mannes werden zu lassen. Ich gebot ihm zornig, das Haus zu verlassen. Kurze Zeit darauf ward ich verhaftet. Du weißt also, was man wollte, und daß ich nur hier bin, damit Mary um so sicherer den nichtswürdigen Plänen jener Menschen überliefert sei. Sie ist gut und tugendhaft, auch wird Brown, der Nachbar, sie schützen; aber es ist doch besser, daß Du bei ihr bist. John, wache über sie! Ich kann es nicht mehr. Mit mir wird es bald zu Ende sein. Sei Du ihre Stütze!

Mit Thränen in den Augen bat ich ihn, sich zu beruhigen und versprach ihm, über Mary zu wachen und mit meiner Ehre für sie zu haften. Dabei nannte ich auch den Namen Devil-

born, und er fragte mich überrascht, woher ich ihn kenne. Ich versprach, ihm ein ander Mal Aufklärung darüber zu geben, da meine Zeit nach Minuten gemessen sei, und sagte ihm nur kurz, daß Devilborn auch mich verfolge.

— John, mein Kind, sagte er und drückte mir matt die Hand. Du weißt nicht, welche schwere Last mir vom Herzen fällt, seit ich weiß, daß Du hier bist. Ich glaube, ich werde das Licht der Freiheit nicht wiedersehen. Meine Tage sind gezählt; ich bin ein alter Mann und der Kummer hat mir tiefe und unheilbare Wunden geschlagen. Nun, ich ergebe mich gern in mein Schicksal. Ich weiß jetzt, daß Du ein tüchtiger und braver Mensch geworden bist und kann in Frieden von dieser Erde scheiden. Wenn ich sterbe, so wird der Nachbar Brown Dir sagen, wohin ich mein Vermögen gerettet habe. Es ist nicht ganz unbedeutend. Wenn Du genügsam bist, wirst Du zufrieden und glücklich damit leben können. Aber vergiß nie, daß Du eine Schwester hast und daß die Frauen stets Anspruch auf die Fürsorge der Männer haben. Vertritt meine Stelle bei ihr, wenn ich todt bin!

Ich versuchte abermals, ihn auf andere Gedanken zu bringen; aber an seinem düstern Blicke sah ich wohl, daß er selbst an die Wahrheit seiner Ahnungen glaubte. Ich versprach ihn zu besuchen, sobald ich könne und unterdessen mein Möglichstes aufzubieten, um ihn zu befreien, oder seine Gefangenschaft zu erleichtern. Dann nahm ich tiefbewegt Abschied von ihm. Ich sollte ihn nur noch einmal wiedersehen.

Ich band die Maske wieder vor und fand, als ich aus der Zelle trat, den Grafen im Gespräch mit dem Kerkermeister. Dem Letzteren drückte ich ein Geldstück in die Hand, das ihn sehr höflich machte. Dann folgte ich dem Grafen, der in eine Seitengalerie trat und mir sagte, daß wir nun auf dem kürzesten Wege den Tower verlassen wollten. Er erkundigte sich angelegentlich nach meinem Vater, und ich konnte einige bittere Bemerkungen darüber nicht unterdrücken, daß es in einem freien Lande wie England erlaubt sei, unschuldige Bürger ohne Recht und ohne Verhör in den Tower zu schicken.

— Mein lieber Freund, sagte der Graf, was wollen Sie? Wenn diese gesetzwidrige Handlung wirklich entdeckt würde, so würden die Haupturheber derselben dennoch straflos ausgehen, denn sie stehen zu hoch, um von einer gerechten Vergeltung erreicht zu werden. Höchstens würden einige Helfershelfer niederen Ranges für die Thaten ihrer Herren büßen müssen. Das Einzige, was uns übrig bleibt, ist, den Plänen dieser großen Herren eben so geheimnißvoll entgegenzutreten, da sie nicht mit offener Gewalt verfahren dürfen.

Das schien mir ein trauriger Trost für alle diejenigen, denen die Mittel zum Widerstande fehlten. Doch blieb mir nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Wir überschritten jetzt den großen Hof und näherten uns dem westlichen Thor. Der Graf nannte hier dem wachthabenden Hauptmann seinen Namen, den ich nicht verstand, und man ließ uns passiren.

— Werden wir nicht auffallen, wenn wir die Maske tragen? fragte ich den Grafen.

— Man wird uns vielleicht für geheime Spione halten, antwortete dieser. Aber das ist immer besser, als wenn man uns entdeckt. Doch, wenn ich mich nicht irre, so steht da Ihr Nachbar Brown. Ja, er ist es. Was mag der hier wollen? Er sieht so ängstlich aus und blickt unruhig nach dem Tower hinüber. Er pflegt Ihre Schwester gewöhnlich zu begleiten, wenn sie nach dem Tower geht. Sollte Mary vielleicht jetzt in der Festung sein?

— In der That, das ist der Oheim Brown, unser guter Nachbar, rief ich erfreut. Er wird verwundert sein, mich hier und in Ihrer Begleitung zum ersten Male wiederzusehen.

Wir näherten uns dem Waffenschmied, der scheu zurückwich, als er die beiden verhüllten und maskirten Gestalten auf sich zukommen sah.

— Er kann uns nicht erkennen! flüsterte der Graf. He, Meister Brown, wandte er sich dann rasch an den Waffenschmied — was führt Euch denn schon so früh nach dem Towerplatz? Wen erwartet Ihr?

Meister Brown murmelte einige Worte zwischen den Zähnen, sah den Grafen mißtrauisch an und zog sich vorsichtig noch weiter zurück.

— Nun, ich sehe wohl, daß Ihr mich nicht erkennt! rief der Graf lachend.

Dabei trat er näher an den Waffenschmied heran und lüftete seine Maske ein wenig.

— Ei, daß ich Euch auch nicht an der Stimme erkannte! rief jetzt Meister Brown sogleich und trat freudig näher. Aber der Henker traue hier in der Nähe des Tower den maskirten Gestalten! Ihr kommt zur rechten Zeit, gnädigster Herr! Ich bin in der größten Angst. Denkt Euch nur, seit zwei Stunden warte ich hier schon auf mein liebes Kind, die Mary!

— Ihr könnt lauter sprechen! sagte der Graf zu dem Waffenschmied, der die letzten Worte nur geflüstert hatte. Das ist Mary's Bruder.

— Der John? Was? Dieser große stämmige Bursche ist mein Junge? rief der Meister mit dem Zeichen der innigsten Freude und eilte auf mich zu.

— Still, still! flüsterte der Graf. Hier dürfen keine Namen genannt werden! Die größte Vorsicht ist nöthig. Ihr sollt Euren jungen Freund nachher sehen, so oft Ihr wollt, ja vielleicht mehr, als Euch lieb ist. Aber jetzt still!

Meister Brown drückte mir schweigend die Hand.

— Mary ist seit zwei Stunden im Tower? fragte dann der Graf. Das ist unmöglich.

— Nicht unmöglich, gnädigster Herr, denn ich kann es mit einem Eide bekräftigen, antwortete der Nachbar. Ich habe sie hierher begleitet.

Ich sah den Grafen an und er mich. Wir schüttelten Beide den Kopf. Dann theilte der Graf dem Waffenschmied leise mit, daß wir aus dem Tower kämen, und daß weder der Kerkermeister noch mein Vater Mary gesprochen hätten.

Der alte Brown starrte uns verwundert an. Dann erzählte er uns auf die Frage des Grafen, daß Mary sich endlich, da ich nicht gekommen, entschlossen habe, allein nach dem Tower zu gehen, daß er sie bis zum Thor begleitet habe und daß er seit zwei Stunden auf sie warte. Die Wache habe ihm nicht gestattet, einzutreten und sich nach ihr zu erkundigen. Er erwähnte dann auch eine verhüllte Gestalt, die er seinem Hause gegenüber bemerkt und dann in den Tower habe eilen sehen.

Wir Alle geriethen in die größte Bestürzung und unwillkürlich fiel mir das leise Gespräch ein, das Devilborn im Gewölbe von Whitehall mit seinem Begleiter geführt hatte. Ich fragte den Grafen, ob er einen gewissen Catesby kenne und er bejahte es.

— Wir müssen Gewißheit haben! sagte er dann. Ich werde sogleich in den Tower zurückkehren und ihn nicht eher wieder verlassen, als bis ich weiß, wo Mary geblieben ist. Geht Ihr unterdessen nach den „Drei Kranichen" und laßt Euch ein besonderes Zimmer geben, damit man Euch nicht bemerkt. Ich werde Euch dorthin folgen und nach Meister Brown fragen.

Damit verließ er uns schnell, und da wir keine Lust hatten, auf dem Towerplatz zu bleiben, wo wir den Blicken aller Neugierigen und Spione ausgesetzt waren, so gingen wir schnell die Themsestraße hinauf und bogen dann in eine Seitengasse ein, an deren Ecke die berühmte Taverne zu den „Drei Kranichen", die der Graf genannt hatte, sich befand. Sie war berühmt wegen ihrer guten und billigen Weine und ihrer prachtvollen Einrichtung.

Was mich anbetraf, der ich seit beinahe vierundzwanzig Stunden keinen Bissen über meine Lippen gebracht hatte, dessen Kräfte fast ganz erschöpft und nur durch die Aufregung angespannt waren — so ließ ich dem vortrefflichen Gaskognerwein und dem saftigen Rinderbraten der behäbigen Wirthin volle Gerechtigkeit widerfahren. Mein guter Oheim Brown — ich war gewohnt, ihn so zu nennen — ließ mir jedoch fast keine Ruhe, und da ich einsah, daß ich früher oder später doch die Wahrheit würde sagen müssen, so offenbarte ich ihm, unter dem Siegel der Verschwiegenheit den größten Theil meiner abenteuerlichen Erlebnisse im

Palaste von Whitehall. Er hörte mir mit offenem Munde zu und konnte vor Erstaunen kaum sprechen. Als ich ihm dann sagte, daß ich nahe daran gewesen, an Stelle eines gemeinen Mörders hingerichtet zu werden und daß ich meine Befreiung nur dem Grafen verdankte, umarmte er mich mit Thränen in den Augen und brach in ein begeistertes Lob des Grafen aus.

Ich benutzte diese Gelegenheit, um ihn zu fragen, wer denn eigentlich mein Retter sei.

— Was, Junge, rief er, das weißt Du nicht? Ei, das ist kein anderer, als der hochedle und sehr ehrenwerthe William Herbert, Graf von Pembroke, der Sohn einer der ersten Familien unseres Landes, verschwistert und verschwägert mit den vornehmsten Geschlechtern. Junge, Du kannst keinen adlicheren, ritterlicheren Patron finden, als den jungen Grafen!

— Aber, liebster Ohm, sagte ich verwundert, was in aller Welt bewegt denn den Grafen dazu, unserer Familie so viel Theilnahme zu beweisen?

— Ja, mein Junge, siehst Du, das ist ein häßlicher Punkt! antwortete mir der Alte lächelnd. Meister Shakespeare, Burbadge, Johnson haben den Grafen mit Deinem Vater bekannt gemacht und in sein Haus eingeführt. Da hat er denn Mary gesehen, und ich glaube, er hat Deiner hübschen Schwester ein wenig zu tief in die blauen Augen geguckt. Aber Alles in Ehren. Ich halte den Grafen für einen rechtschaffenen, guterzogenen Kavalier. Er ist keiner von den gewöhnlichen Pflastertretern, die Mittags auf dem Sankt Paulskirchhof ihre Narrheit an den Mann zu bringen suchen. Er wird seine fünf Sinne beisammen behalten und Mary nicht unglücklich machen.

Ich fand nichts natürlicher, als daß der Graf in meine Schwester verliebt war; ich war es ja selbst, möchte ich sagen. An den großen Standesunterschied dachte ich kaum. Ich hatte bisher in meinem Leben zu wenig Gelegenheit gehabt, die Ahnen zu zählen und Titel zu wägen.

— Und Mary? fragte ich. Was hält Mary von dem Grafen?

— Lieber Junge, antwortete mir der Ohm lachend und kraute sich hinter dem Ohr — das Herz des jüngsten und einfachsten Mädchens ist wie ein tiefer Brunnen. Du magst noch so oft hineingucken, Du siehst es höchstens glitzern, und wie tief er ist, erfährst Du vielleicht erst, wenn Du selbst hineinfällst, und dann bist Du gewöhnlich verloren.

Ich wußte damals noch nicht, daß mein Ohm mit seinem Gleichniß Recht hatte, konnte auch weiter nicht darüber nachdenken, denn der Graf trat zu uns in das Zimmer.

Er hatte die Maske abgenommen, und ich sah das feinste, schönste und edelste Gesicht, das ich jemals erblickt. Er war etwas blaß, aber seine dunklen, großen Augen glänzten so hell, freundlich und offen, daß ich ihn von jener Stunde an in mein Herz schloß. Jetzt freilich war sein Gesicht etwas verstört und unruhig. Uebrigens war es mir, als seien die Züge seines Antlitzes mir nicht ganz unbekannt.

— Liebste Freunde, sagte er, ich fürchte, es ist ein schändlicher Verrath begangen worden. Mary ist im Tower gewesen, und man hat sie in Begleitung eines Mannes nach dem östlichen Flügel der Festung gehen sehen. Dieser Mann ist der Beschreibung nach kein anderer gewesen, als Catesby, ein wüster Geselle und Freund Devilborns. Auch der schwarze Kavalier selbst ist um dieselbe Zeit in jenem Flügel des Gebäudes gesehen worden. Außerdem steht fest, daß drei Pferde in einem Hofe des Towers bereit gehalten worden, eines mit einem Damensattel, und daß zwei Reiter in Begleitung einer verschleierten Dame vom nordöstlichen Thore der Festung aus nach dem Towerhügel geritten sind. Es handelt sich also um nichts mehr und nichts weniger, als um eine Entführung.

Brown und ich, wir Beide, sprangen ganz bestürzt auf.

— Tod und Teufel, Herr Graf! rief mein heißblütiger Ohm. Da werden wir wohl unsere Degen gebrauchen müssen?

— Wahrscheinlich! antwortete Pembroke. Vorher aber bedürfen wir noch einiger Erkundigungen. Wir müssen wissen, wohin Mary

entführt worden ist. Und das ist vielleicht schwer zu entdecken.

— Wir müssen es erfahren! rief ich, den Hut ergreifend. Sogleich!

— Geduld, lieber Smith! rief der Graf. Gerade Sie dürfen sich bei der ganzen Angelegenheit am wenigsten betheiligen. Vergessen Sie nicht, daß Sie mir Ihre Befreiung verdanken und erlauben Sie mir deshalb, Ihnen einige Vorsichtsmaßregeln aufzulegen. Sie dürfen sich durchaus nicht öffentlich zeigen. Sie dürfen auch nicht in dem Hause Ihres Vaters wohnen, denn es wird von Spionen bewacht sein. Meister Brown wird Ihnen eine Zufluchtsstätte gewähren, und Sie dürfen sein Haus nicht eher verlassen, als bis ich Ihnen die Erlaubniß dazu gebe. Jetzt rathe ich Ihnen, mit Ihrem Nachbar nach dessen Wohnung zu gehen und dieselbe wo möglich unbemerkt zu betreten. Was mich anbetrifft, so habe ich einige Vermuthungen, die mich wahrscheinlich zur Entdeckung der Spur führen werden. In spätestens zwei Stunden bin ich bei Ihnen und werde Ihnen Nachricht bringen.

— Herr Graf, sagte ich zögernd, so dankbar ich Ihnen für meine Befreiung bin, so werden Sie es doch entschuldigen, wenn ich Ihrem Wunsche widerspreche. Mary ist meine Schwester, und eine doppelte Pflicht zwingt mich, für ihre Rettung thätig mitzuwirken.

— Das sollen Sie auch, liebster Freund! rief der Graf. Ich werde Ihrer thätigen Mitwirkung sogar sehr nothwendig bedürfen. Bei den Erkundigungen indessen, die ich jetzt einziehen will, könnten Sie mir nur hinderlich sein. Warten Sie nur, vielleicht brauchen wir heut noch Ihren Degen.

— Ja, ja, Junge! sagte mein Ohm. Verlaß Dich nur auf den Herrn Grafen.

Ich fügte mich in die Nothwendigkeit. Pembroke versprach, in spätestens zwei Stunden bei Brown zu sein und verließ uns. Dann machten wir Beide uns auf den Weg nach meines Ohms Wohnung, und treu den Weisungen, die uns der Graf gegeben, betraten wir dieselbe durch ein Hinterpförtchen, zu der wir durch das anstoßende Haus einer anderen Straße gelangten. Da übrigens die Höfe von Browns und meines Vaters Hause aneinanderstießen und durch eine Pforte mit einander zusammenhingen, so war es mir fast gleichgültig, ob ich bei meinem Ohm oder zu Hause wohne.

Der Oheim ging, um die alte Dorothea zu unterrichten, daß Mary noch einige Stunden ausbleiben würde und daß ich bei ihm sei. Weiter sollte er ihr nichts sagen. Während der Zeit setzte ich mich in den alten, wohlbekannten Lehnstuhl meines Oheims, und so groß war meine Ermattung, daß ich trotz meiner Unruhe einschlief. Als ich aufwachte, stand Graf Pembroke vor mir.

— Es ist gut, daß Sie geschlafen haben, Smith! sagte er zu mir. Wir werden jetzt eine Zeit lang wachen müssen. Fürs Erste haben wir einen scharfen Ritt von mindestens sechs Stunden zu machen.

— So wissen Sie, wo meine Schwester ist? rief ich und sprang auf.

— Ich ahnte es schon vorhin, jetzt weiß ich es mit Bestimmtheit, antwortete er. Sie ist in Theobalds, dem Landschlosse des Großschatzmeisters.

Ich starrte ihn an und begriff nicht, was er sagen wollte.

— Die Sache ist sehr einfach, liebster Freund, fuhr er fort, als er mein Staunen bemerkte. Unser Herr Großschatzmeister beschäftigt sich nicht nur, wie vielleicht der große Haufe meint, mit hochwichtigen, diplomatischen Dingen, sondern hat auch seine kleinen Intriguen, wie wir gewöhnlichen Menschenkinder. Schon seit längerer Zeit wußte ich, daß er Mary gesehen und sie auf die Liste seiner Eroberungen gesetzt hatte. Devilborn war nichts, als sein Werkzeug, sein Bote, sein Zwischenhändler, der Merkur dieses diplomatischen Jupiter. Ich ahnte, daß der Schlag binnen kurzer Zeit ausgeführt werden würde und legte mich deshalb ein wenig aufs Spioniren. Die fatale Geschichte mit Essex jedoch brachte alle Angelegenheiten in solche Verwirrung, daß ich beinahe den Faden meiner Entdeckungen verloren hätte.

Auch glaubte ich nicht, daß die Stunde zur Ausführung dieses Planes so nahe sei. Glücklicherweise kenne ich die Gewohnheiten des Großschatzmeisters und die Sommer- und Winterquartiere der schönen Damen, denen er seine Huldigung darbringt. Für den Winter schickt er sie gewöhnlich nach Theobalds, seinem Lustschlosse. Das ist auch mit Mary geschehen. Ich weiß es jetzt bestimmt, und unsere Aufgabe muß es sein, sie mit List oder Gewalt zu befreien.

— Ich danke Ihnen, Herr Graf! rief ich und drückte ihm die Hand. Wir müssen auf der Stelle nach Theobalds. Meine Schwester darf keine Minute länger als nöthig in der Gewalt dieser heimtückischen Schurken bleiben.

— Das denke ich auch, sagte der Graf. Aber die Gefahr ist nicht so groß. Ich glaube, daß Lord Cecil sich erst morgen nach Theobalds begeben wird. Bis dahin bleibt Devilborn der Beschützer Mary's.

Ich ballte die Faust, als er diesen Namen nannte.

— So werde ich endlich ein Wort mit ihm sprechen können! rief ich ingrimmig.

— Vielleicht, sagte Pembroke. Aber besser scheint es mir, wenn es so bald noch nicht nöthig wäre. Wir müssen versuchen, Mary durch List zu befreien. Denn Sie dürfen nicht vergessen, daß auch im Winter mindestens zwanzig kampffähige Diener Theobalds bewachen.

— Nun, wie Sie wollen, Graf, rief ich. Ich vertraue mich Ihnen an. Ich sehe wohl, daß Sie in allen diesen Dingen weit besser unterrichtet sind, als ich. Aber Mary muß sobald als möglich wieder bei uns sein.

— Darin sind wir einer Meinung, sagte er. Jetzt holen Sie Ihre Pistolen, John, und dann begleiten Sie mich nach meiner Wohnung. Wir müssen möglichst schnell zu Pferde sitzen, damit wir noch am Abend Theobalds erreichen.

Brown, der unsere Unterredung mit angehört hatte, gab mir seine prächtigen Pistolen, ermahnte uns zur Vorsicht und entließ mich mit einer väterlichen Umarmung. Dann verließ ich mit dem Grafen durch die Hinterpforte das Haus. Wir nahmen jetzt die Masken nicht vor, weil diese mitten in der City die Aufmerksamkeit aller Bürger auf uns gezogen haben würde. Doch suchten wir die leersten Straßen auf, um jedes Zusammentreffen mit einem Bekannten des Grafen zu vermeiden.

Die Wohnung des Grafen lag am westlichen Ende der Stadt, in der Nähe von Charing Croß. Bald standen wir vor dem schönen, alterthümlichen Gebäude, das er als der einzige männliche Erbe seiner Familie allein bewohnte. Die Güter seiner Familie lagen, wie ich wußte — denn die Pembroke's waren eine bekannte alte und berühmte Familie — in der Grafschaft Wales und waren ebenso ausgedehnt, als reich an fruchtbaren Ländereien.

Eine edle Einfachheit herrschte in den Zimmern, die wir jetzt betraten. Der Graf, der den Anschein vollkommener Ruhe annahm, gab seinen Dienern den Auftrag, ihm seine drei besten Pferde zu satteln, Mundvorrath und Wein in die Satteltaschen zu stecken und ihm seine Pistolen zu bringen. Dann ließ er seinem Hausmeister melden, daß er London auf einige Tage verlasse, schrieb einige Zeilen, die er einem Diener zur Besorgung übergab, wählte einen warmen Pelzmantel für sich und mich und erklärte mir dann, daß Alles zur Reise fertig sei.

Nichts war mir willkommener. Die Pferde standen im Hofe und die Diener blickten neugierig auf das dritte Pferd, für das sich kein Reiter fand. Fünf Minuten später sprengten wir nach Norden, bei Tyburn und Marylebone vorüber, und bald lag die Stadt hinter uns. Hätte es ein Wettrennen um das Leben gegolten, wir hätten nicht rascher über den hartgefrorenen Boden dahinfliegen können.

So ging es eine gute Stunde lang und während dessen wechselten wir fast kein Wort mit einander. Allmählich aber mußten wir den rasenden Lauf unserer Rosse mäßigen, wenn wir nicht fürchten wollten, sie stürzen zu sehen. In einer kleinen Waldschenke machten wir Halt. Mittag war schon vorüber.

— Herr Graf, sagte ich zu meinem Begleiter, als wir vor der Schenke auf- und ab gingen, während unsere Rosse fraßen — Herr Graf,

Sie werden es verzeihlich finden, wenn ich eine Frage an Sie richte. Sie haben mir eine Theilnahme bewiesen, die ich, wenn Sie es mir erlauben, fast eine brüderliche nennen möchte. Schon das könnte mich in Erstaunen setzen. Noch mehr bin ich indessen verwundert darüber, daß Sie mit dem schändlichen Betruge, dessen Opfer ich werden sollte, so genau bekannt sind. Wie war es möglich, daß Sie die Einzelnheiten dieses Verrathes so genau erfuhren? Ich selbst ahnte sie nur.

— Ich finde Ihre Neugierde begreiflich, antwortete der Graf lächelnd. Doch kann ich Ihnen nur kurze Aufschlüsse geben. Ich besuchte heut Vormittag eine Hofdame der Königin, mit der ich sehr nahe verwandt bin. Zufällig und aus Gründen, die ich jetzt noch nicht weiß, fragte sie mich nach Ihrer Schwester. Ich war erstaunt darüber, als jene Dame mir sagte, daß der Großschatzmeister gegen Ihre Schwester intriguire, denn ich glaubte, dieses Geheimniß nur mit wenigen meiner Freunde zu theilen. Noch mehr überrascht aber war ich, als jene Dame mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte, daß Mary Smith einen Bruder habe, und daß dieser des Königsmordes angeklagt worden sei. Genug, sie erzählte mir den Vorfall bei der Königin und fügte hinzu, daß sie eine Unterredung zwischen Devilborn und dem Großschatzmeister belauscht habe, aus der klar hervorginge, daß Sie zum Opfer für die hinterlistigen Pläne dieser beiden Menschen ausersehen seien. Ich gestehe Ihnen, daß die schändliche Art und Weise, mit der man Sie verderben wollte, mich entrüstete, und daß ich sogleich den Plan faßte, Sie zu retten, um so mehr, da ich Ihren Vater und Ihre Schwester kenne. Meiner Freundschaft mit dem Kommandanten des Towers habe ich es zu verdanken, daß ich Sie wirklich befreien konnte, sonst wäre es mir unmöglich gewesen, da wie Sie jetzt wissen, der Großschatzmeister selbst die Hand dabei im Spiele hat, und Sie werden einsehen, daß selbst ich Gründe habe, mir einen solchen Mann nicht zum Feinde zu machen.

— Aber was in aller Welt konnte den Großschatzmeister bestimmen, meinen Tod zu wünschen! rief ich verwundert.

— Sie standen ihm bei seinen Plänen gegen Ihre Schwester im Wege, antwortete mir der junge Graf. Freilich, er wußte nicht, daß noch ein anderer Arm zu ihrer Vertheidigung bereit war.

— Und jene Dame, von der Sie sprechen, war Lady Howard? sagte ich.

— Woher wissen Sie das? fragte er aufmerksam. Es ist wahr.

— Es kann keine andere gewesen sein, erwiederte ich, und ich mußte unwillkürlich bei der Erinnerung an jene nächtliche Scene lächeln. Doch um Ihnen das zu erklären, müßte ich Ihnen die ganze Geschichte der letzten Nacht erzählen, und ich glaube, ich habe jetzt nicht die Ruhe dazu.

Wir bestiegen unsere Pferde und abermals ging es im rasenden Galopp vorwärts. Der Graf schien die Wege gut zu kennen, und das war ein Glück, denn die Dämmerung brach an. Wir ritten einige Stunden. Dann machten wir abermals einen kurzen Halt, den wir dazu benutzten, uns selbst durch die mitgenommenen Erfrischungen zu stärken. Dann ging es weiter.

Es war jetzt so finster geworden, als es nur werden konnte. Wir vermochten eben nur die allernächsten Gegenstände zu erkennen. Pembroke sagte mir, daß wir in einer guten Stunde in Theobalds sein würden. Bald darauf hörten wir die Hufschläge eines Rosses, das uns entgegenkam. Ein Reiter mußte gerade auf uns zugesprengt kommen, und wir ritten langsamer, um ihm auszuweichen und ihn beobachten zu können. Nach wenigen Minuten sprengte auch ein Reiter zwischen uns beiden durch. Wir sahen den bloßen Degen in seiner Hand blitzen. Vielleicht war er auf einen Angriff gefaßt gewesen.

— Wer mag das gewesen sein? fragte ich den Grafen.

— Er kam aus der Richtung von Theobalds, antwortete mir Pembroke und ich kann mir denken, wer es ist. Es war gewiß jener Catesby, der Genosse Devilborn's und er bringt

jetzt die Nachricht nach London, daß die Räuber mit ihrer Beute glücklich in Theobalds angelangt sind. Wir könnten den Schurken verfolgen, wenn wir Lust hätten. Aber es würde uns wenig helfen. Wir haben nun doch einen Feind weniger in Theobalds.

Wieder war eine Stunde im raschen Ritt vergangen, als der Graf sein Pferd langsamer gehen ließ. In einiger Entfernung sah ich helle Fenster und Laternen. Das mußte Theobalds sein.

— Es wird uns nun nichts weiter übrig bleiben, lieber John, sagte der Graf, als die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Wir müssen spioniren. Mit Gewalt können wir nichts ausrichten. Wäre Devilborn nicht im Schlosse, so würde ich mich dort ohne Weiteres als Gast anmelden, denn der alte Mingow kennt mich, und auch für Sie wäre dort nichts zu fürchten. Aber Devilborn, der mich kennt und der weiß, daß ich auch mit der Familie Ihres Vaters bekannt bin, würde Verdacht schöpfen. Besser, wir bleiben hier draußen und sehen, was möglich ist.

Ich stimmte ihm bei. Wir stiegen ab und führten unsere Pferde in den dichtesten Theil des Waldes, der das Schloß umgab. Dort banden wir sie fest an einen Baum, warfen ihnen die Decken über und gingen dann nach dem Schlosse, dessen Fenster wir von fern glänzen sahen.

Wir mußten natürlich mit der größten Vorsicht verfahren, denn gewiß hatte man Wachen aufgestellt. Vor allen Dingen lag uns daran, den Theil des Gebäudes aufzufinden, den Mary bewohnte. Wir machten deshalb die Runde um das Schloß, und bald fielen uns in einem der oberen Stockwerke einige erleuchtete Fenster ins Auge. Der ganze übrige Theil des Gebäudes auf dieser Seite war dunkel. Lange blickten wir zu jenen Fenstern hinauf, und da wir den Schatten einer weiblichen Gestalt am Fenster sahen, so zweifelten wir nicht daran, daß Mary sich hier befinde. Auch erinnerte sich Pembroke, der öfter in Theobalds gewesen war, daß dieser Flügel des Schlosses die Wohnzimmer der zum Besuch anwesenden Damen enthielt.

So gut es uns die Dunkelheit erlaubte, untersuchten wir diese Seite des Gebäudes. Eine ziemlich hohe Mauer trennte uns von dem Schlosse selbst, aber sie war leicht zu übersteigen. Schwieriger schien es, die Außenmauer des Schlosses selbst zu erklimmen. Jedenfalls war es nöthig, vorher bei Tage eine genaue Untersuchung vorzunehmen. Unterdessen war der Schein oben an den Fenstern erloschen und nur noch hinter zwei Fenstern schimmerte ein mattes Licht, wahrscheinlich die Nachtkerze. Ich blickte gedankenvoll und traurig hinauf. Wie mußte meiner armen Schwester zu Muthe sein! Wenn wir ihr nur wenigstens ein Zeichen von unserer Nähe hätten geben können!

Obschon nun für diese Nacht alle Aussicht verschwunden schien, das Letztere versuchen zu können, so blieben wir doch in der Nähe des Schlosses stehen und sahen nach den Fenstern hinauf. Der Graf meinte, jetzt sei es Zeit, ihm die Abenteuer der vergangenen Nacht zu erzählen, und ich that es mit leiser Stimme. Ich verschwieg ihm wenig, und meine Nachrichten schienen seine große Theilnahme zu erregen, wie ich aus einzelnen Ausrufungen entnehmen konnte. Als ich von Lady Ringrose sprach, bat er mich, ihm mit der größten Ausführlichkeit Alles zu erzählen, was ich von ihr wisse, und es fiel mir auf, daß er nachher sehr nachdenklich und still war. Dann fragte er mich, ob ich den Schlüssel zu der Pforte noch habe und ob ich wohl die Pforte wiederfinden würde. Ich bejahte es, und er meinte, ich solle ihn bewahren, man könne ihn vielleicht noch brauchen, um Devilborn in seiner eigenen Höhle aufzusuchen.

Während dessen waren wohl einige Stunden vergangen, und wir wollten zurückgehen, als wir plötzlich die Fenster oben heller werden und eine Gestalt mit Licht durch das Zimmer gehen sahen. Das dauerte eine Zeit lang. Ich meinte, wahrscheinlich habe Mary nicht schlafen können und sei aufgestanden. Der Graf gab mir Recht. Kurz darauf sahen wir

eine weibliche Gestalt dicht am Fenster. Sie schien in die Nacht hinauszusehen. Wir gingen deshalb unter den Bäumen auf und ab, um uns ihr merklich zu machen, standen still, streckten die Arme aus, gingen dann weiter und kehrten wieder zurück. Sie blieb am Fenster und einmal, als wir uns näherten, sahen wir sie deutlich den Arm ausstrecken. Wir näherten uns noch rascher, da wir glaubten, sie würde das Fenster öffnen. Aber plötzlich hörten wir den Ruf einer Schildwache und das Klirren einer Waffe. Wir eilten zurück und da Pembroke meinte, wir hätten für heut unseren Zweck erreicht und Mary wisse nun, daß Freunde in der Nähe seien, so gingen wir zu unseren Pferden, banden sie los und ritten nach einem entfernten Dorfe, um dort die Nacht zu bleiben.

Am folgenden Tage, gegen Mittag, ritten wir wieder nach Theobalds hinüber, ließen jedoch das Handpferd zurück, da es unmöglich schien, Mary am Tage zu befreien. Mit großer Vorsicht untersuchten wir nun den Flügel des Gebäudes, und berechneten, daß es mit einiger Gewandtheit und Kühnheit nicht unmöglich sein würde, an der Strickleiter vermittelst der einzelnen Absätze der Mauer bis zu jenen Fenstern emporzuklimmen. Freilich war Derjenige, der ausglitt, so gut wie verloren, aber daran dachten wir Beide nicht. Zufrieden mit unseren Nachforschungen, gingen wir zu unseren Pferden zurück. Am Fenster hatte sich Niemand gezeigt.

Wir ritten nach dem Dorfe zurück, als der Wind den Schall von Pferdegetrappel an unser Ohr trug. Schnell und vorsichtig ritten wir durch den Wald nach jener Richtung, und sahen vier Reiter durch die große Allee nach Theobalds sprengen. Pembroke erkannte sogleich den Großschatzmeister unter ihnen. Jetzt war jeder Zweifel für uns verschwunden, daß Mary sich wirklich im Schlosse befinde. Ich sah, wie das Gesicht des Grafen blässer wurde, als er den Großschatzmeister beobachtete. Auch mir schlug das Herz banger, als ich an die Gefahr dachte, die meiner Schwester drohe. Dann ritten wir Beide schweigend nach dem Dorfe.

Sobald jedoch die Dunkelheit angebrochen war, machten wir uns wieder auf den Weg nach Theobalds. Das Handpferd nahmen wir mit uns, da unser Plan wo möglich in dieser Nacht ausgeführt werden sollte. Wieder banden wir die Pferde an die Bäume und gingen nach dem Schlosse. Es war noch früh. Aber wir fürchteten, daß Mary zu Bett gehen würde, und daß dann unsere Absicht vereitelt sei. Zuweilen ahmte Pembroke oder ich das Pfeifen des Brachvogels nach, um Mary aufmerksam zu machen. Wir unterließen es jedoch später, da wir fürchteten, den Verdacht der Wachen zu erregen.

Lange zeigte sich Niemand oben an den Fenstern. Endlich aber erstarb der helle Schein und wir sahen einen schwachen Schatten. Deutlich bemerkten wir, daß ein Fenster geöffnet wurde, und mir klopfte das Herz vor Freude bei dem Gedanken, daß unser Wagestück gelingen könne.

Pembroke hatte die Strickleiter in die Hand genommen und vorsichtig schlichen wir uns nach der Mauer. Alles im Schlosse schien todt und still. Ein leiser Streit entspann sich zwischen mir und dem Grafen, wer die Mauer hinaufklimmen solle. Endlich gab ich seinem Bitten nach und ließ ihn voransteigen. Ich ahnte, was in seinem Herzen vorging.

Bald war er auf der Höhe der Mauer. Wir sahen Mary, die sich zum Fenster hinausbeugte. Doch wollte der Graf Gewißheit haben, und fragte, wer oben sei. Wir hörten deutlich die Antwort: Mary Smith.

In demselben Augenblick blitzte ein Schuß ganz in der Nähe. Ich hörte die Kugel an die Mauer schlagen und glaubte, Pembroke sei getroffen. Aber er war unverletzt und kam rasch die Strickleiter hinabgestiegen. Wir hörten Lärm, Waffengeklirr und sahen den Schein von Fackeln; es blieb uns also keine Zeit zur Ueberlegung und wir eilten zu unseren Pferden, bereit, im Nothfalle uns mit den Waffen zu vertheidigen.

Man verfolgte uns auch längere Zeit und einige Schüsse wurden nach der Richtung ab-

gefeuert, in der man uns vermuthete. Aber unseren Schlupfwinkel fand man nicht, und allmählich schienen sich unsere Verfolger zurückzuziehen. Doch waren wir Beide sehr mißgestimmt. Unsere Hoffnungen waren vereitelt. Es schien unmöglich, sich Mary auf diese Weise zu nähern.

Wir standen noch bei unsern Pferden — eine gute Stunde mochte vergangen sein — als wir abermals Lärm hörten und Fackeln durch die Bäume leuchten sahen. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen hin, und wir glaubten, daß es jetzt auf eine ernstliche Verfolgung abgesehen sei. Wir zogen deshalb unsere Pferde aus dem Dickicht, bestiegen sie und machten uns zum Kampfe oder falls die Ueberzahl zu groß war, zur Flucht bereit. Bald hörten wir jedoch aus verschiedenen Ausrufungen der Diener, daß es sich nicht um uns, sondern um jemand anders handele. Wir ritten so nahe als möglich an die Suchenden heran und bald blieb uns kein Zweifel mehr, daß es Mary gelungen sei, zu entfliehen und daß man sie verfolge. Diese Nachricht versetzte uns in die größte Aufregung. Wir unternahmen es nun auch unsererseits, die Entflohene aufzufinden, und oft kamen wir den Dienern so nahe, daß wir jedes ihrer Worte verstehen konnten. Mary war auf eine seltsame Weise, die den Dienern selbst ein Räthsel schien, entflohen.

Der größte Theil der Nacht verging mit Nachforschungen nach allen Seiten. Aber die Diener waren nicht glücklicher als wir und allmählich zog sich eine Abtheilung nach der anderen zurück. Wir folgten bis in die Nähe des Hauptthores, wo sie sich alle versammelten, um zu sehen, ob Mary nicht doch von einer andern Schaar aufgefunden sei. Wir erkannten deutlich Devilborn, der neben dem Kastellan unter dem erleuchteten Thore stand und die Ankommenden empfing. Aber Mary war nicht aufgefunden worden. Wir hörten auch, daß noch nach einer anderen Person, nach einem Wahnsinnigen, gefragt wurde, und so viel wir davon verstanden, schien es uns, als ob auch dieser entsprungen und nicht wieder aufgefunden sei. Endlich wurde Alles still und auch wir zogen uns zurück.

Wir wußten nicht recht, ob wir uns über diese Flucht Mary's freuen sollten. Den Plänen des Großschatzmeisters war sie nun zwar entgangen. Aber vielleicht irrte sie in der dunklen, kalten Nacht umher, und ging Abenteuern entgegen, die vielleicht gefährlicher waren, als die in Theobalds. Doch hofften wir, sie am nächsten Morgen aufzufinden, denn wir konnten annehmen, daß sie nur entflohen sei, um uns aufzusuchen. Wir kehrten deshalb gar nicht nach unserem Dorfe zurück, sondern ritten in allen Richtungen durch den Wald und riefen den Namen Mary, wenn wir weit genug von Theobalds entfernt waren, um nicht gehört zu werden. Wir hatten dabei mit manchen Hindernissen zu kämpfen. Der Schnee fiel immer dichter, und zuweilen geriethen wir in Sümpfe, die mit einer schwachen, trügerischen Eisdecke überzogen waren und aus denen wir uns nur mit Mühe herausarbeiteten. Wir zitterten bei dem Gedanken, daß Mary in einen solchen Sumpf oder See gerathen sein könne.

Als der trübe Morgen anbrach, waren wir und unsere Pferde ganz erschöpft. Wir machten unter einer hohen und dichten Tanne Halt und lagerten uns auf dem Boden, den die Zweige des Baumes vor dem fallenden Schnee geschützt hatten. Unseren Pferden gaben wir etwas Brod mit spanischem Wein getränkt und wir selbst hielten eine einsilbige, traurige Morgenmahlzeit. Dann überlegten wir, ob es gerathen sei, die Nachforschungen fortzusetzen. Es ließ sich annehmen, daß dasselbe auch von Seiten unserer Gegner geschehen würde, da dem Großschatzmeister nichts unangenehmer sein konnte, als die Aussagen, die Mary etwa an Fremde machte. Wir konnten deshalb leicht mit den Dienern zusammentreffen, vielleicht gar mit Devilborn, und der Graf fürchtete dabei am meisten für mich, obgleich mir ein solches Zusammentreffen gar nicht unerwünscht gewesen wäre.

Wir sprachen noch darüber, als wir es plötzlich über uns in den Zweigen der Tanne rauschen hörten. Eine Wolke von Schnee fiel auf

uns herab. Wir glaubten, es sei ein Raubvogel und sprangen auf, stießen dann aber einen Ruf des Erstaunens aus, als wir ein menschliches Wesen erblickten, das auf einem Zweige des Baumes kauerte und sich krampfhaft mit den Armen an den Stamm der Tanne klammerte.

Wir glaubten, wir hätten es mit einem Dieb, einem Landstreicher oder einem Wildschützen zu thun, der bei unserer Annäherung in den Zweigen des Baumes Schutz gesucht. Als wir jedoch den zerrissenen Anzug, das blutige Gesicht, das wirre Haar und das rollende Auge des Menschen erkannten, änderte sich unsere Ansicht, und ich sprach die Vermuthung aus, daß es der Wahnsinnige sein möge, der aus dem Schlosse entsprungen. Pembroke gab mir Recht. Doch wußten wir nicht recht, was wir mit diesem neuen Funde, den wir gar nicht gewünscht hatten, anfangen sollten. Wir konnten ihn unmöglich seinem Schicksale überlassen, und doch war er uns sehr hinderlich bei unseren Nachforschungen.

Er starrte uns fortwährend mit seinen großen Augen an, klammerte sich zuweilen fester an den Baum und schien dann wieder im Begriff, herabzusteigen. Pembroke meinte, es wäre das Beste, wenn er den Wahnsinnigen nach Theobalds zurückbringe. Ich solle ihn in dem Dorfe erwarten, und er wolle bei der Gelegenheit zu erfahren suchen, ob man gesonnen sei, die Nachforschungen nach Mary fortzusetzen.

Der Wahnsinnige schien jedes Wort zu hören, das wir sprachen.

— Nicht nach Theobalds! Nein, nein! rief er plötzlich mit gellender Stimme und klammerte sich verzweifelnd an den Baum.

— Er scheint nicht so ganz wahnsinnig zu sein! bemerkte der Graf.

— Ich bin nicht wahnsinnig! Man hat mich wahnsinnig gemacht! rief er halb jammernd, halb zornig. Tödtet mich, aber nur nicht nach Theobalds!

— So kommt herab! sagte Pembroke. Wenn Ihr ein Unglücklicher, ein Verfolgter oder ein Kranker seid, so könnt Ihr unseres Schutzes gewiß sein!

Er starrte uns fragend und ungewiß an. Es lag etwas in seinem bittenden, irren Blick, das unser Mitleid erweckte.

— Kommt herab! sagte der Graf. Ihr müßt ja halb erfroren sein.

— Ja, kalt, sehr kalt! murmelte er. Aber es ist besser hier, als in Theobalds.

— Kommt, wir haben Decken hier, um Euch zu erwärmen, sagte Pembroke.

Er versuchte in der That herunterzusteigen. Aber seine erstarrten Arme und Füße versagten ihm den Dienst. Er fiel. Wir griffen nach ihm und fingen ihn auf. Er sank uns halb ohnmächtig in die Arme.

— Nicht nach Theobalds! Nur nicht nach Theobalds! wimmerte er fortwährend.

— Vielleicht auch ein Opfer! sagte Pembroke leise zu mir.

Bei diesen Worten erhob der Kranke den Kopf, starrte den Grafen mit weitgeöffneten Augen an, und nickte bedeutungsvoll.

— Ja, ein Opfer, auch ein Opfer! sagte er dann dumpf und sank zurück.

Wir rieben ihm die Schläfe und das Gesicht mit Wein und kaltem Wasser — denn eine Quelle war in der Nähe — wuschen auch eine Wunde aus, die er auf der Stirn hatte und die von einem Falle herzurühren schien. Allmählich erholte er sich. Aber jetzt war er ruhig, still und schweigsam. Wir kamen überein, ihn nach dem Dorfe zu bringen und ihn dort unter sichere Obhut zu lassen, bis wir nach London zurückkehrten. Was wir dann mit ihm anfangen wollten, wußten wir noch nicht. Pembroke meinte, man müsse sich vor allen Dingen nach der Ursache und der Natur seines Wahnsinnes erkundigen.

Wir setzten ihn auf das freie Pferd und er hielt sich wider unser Erwarten ganz gut im Sattel. Es schien uns sogar, als schweife ein Ausdruck von Freude über sein Gesicht, als er die Zügel des Pferdes faßte. Dann nahmen wir ihn zwischen uns und ritten nach dem Dorfe.

Unser Weg führte uns einmal dicht an der Straße vorüber, die von Theobalds nach Sü-

den, nach der Richtung von London führt. Der Kranke — oder Wahnsinnige — saß über den Hals seines Pferdes gebückt und achtete auf nichts. Wir aber sahen desto aufmerksamer um uns, da wir jedes Zusammentreffen zu vermeiden wünschten. Bald gewahrten wir auch fünf Reiter, die Theobalds vor Kurzem verlassen haben mußten, und rasch nach Süden ritten. Wir hielten hinter dichtem Gebüsch und ließen sie an uns vorüberziehen. Es waren der Großschatzmeister, Devilborn und drei bewaffnete Diener.

— Mary muß entkommen sein, sonst verließe er nicht sein Schloß, flüsterte mir der Graf zu. Diese Gewißheit hätten wir nun.

Ich nickte ihm bejahend zu und mir fiel die gebückte Haltung des Großschatzmeisters auf. Sein Gesicht war blaß und unter seinem Hute sah man ein schwarzes Tuch. Er schien verwundet zu sein.

Wir flüsterten noch darüber mit einander, als der Kranke den Kopf erhob. Eine Minute lang haftete sein Auge aufmerksam auf den Reitern. Dann loderten seine Blicke auf. Ein flüchtiges Roth schoß in seine Wangen, seine Lippen flogen und seine Nasenflügel hoben sich. Er glich einem Rosse, das in die Schlacht stürzen will — und ehe ich noch daran dachte, was er thun könne, hatte er mir den Degen aus der Scheide gerissen und war von unserer Seite verschwunden.

Ich war im Begriff ihm nachzueilen, aber der Graf hielt mich zurück. Erschreckt und erstaunt folgten wir dem Wahnsinnigen mit den Blicken. Ein breiter, tiefer Graben trennte den Wald und das Gebüsch, hinter dem wir uns befanden, von der Allee, in welcher Lord Cecil mit seinen Begleitern ritt. In einem Nu war das Pferd des Wahnsinnigen — sonst ein ruhiges, sanftes Thier — über den Graben gesetzt, und den Degen kunstgerecht auslegend, sprengte der tolle Reiter auf die Gruppe zu.

Wir sahen deutlich, wie Lord Cecil zusammenschrack und sein Roß anhielt. Im nächsten Augenblick blitzten die Klingen in den Händen seiner Begleiter und auch der Lord zog den Degen.

— Es ist der Wahnsinnige! Stoßt ihn nieder! rief der Großschatzmeister.

Aber das war nicht so leicht gethan; denn mit wunderbarer Geschicklichkeit lenkte der Wahnsinnige, ohne Sporen, hoch in den Steigbügeln stehend, sein Roß. Er schien die Reihe der Ritter, die den Lord umgaben, durchbrechen zu wollen, und vertheidigte sich nur gegen die Streiche die sie nach ihm führten, während Lord Cecil, sichtbar erschreckt, sich hinter seinen Vertheidigern verbarg. Unwillkürlich mußte ich die Geschicklichkeit des Irren bewundern. Ich hatte nie einen Kavalier so gewandt mit Degen und Roß umgehen sehn. Selbst Devilborn vermochte ihm nichts anzuhaben. Die Klingen flogen und blitzten. Aber es floß kein Blut. Dann rieß der Wahnsinnige sein Roß herum, galoppirte eine Strecke fort, legte von Neuem aus und sprengte abermals auf die Reiter los, aber von einer anderen Seite. Dieses Mal hätte er beinahe den Großschatzmeister erreicht. Aber Devilborn schützte ihn mit seinem Leibe. Es gelang dem Wahnsinnigen nicht, seinen Zweck zu erreichen, der offenbar darauf gerichtet war, den Lord zu treffen — denn gegen die Anderen vertheidigte er sich nur. Endlich aber, als er einzusehen schien, daß sein Bemühen vergebens sei, riß er sein Pferd herum und sprengte pfeilschnell davon, in der Richtung nach dem Dorfe zu.

Wir Beide waren auf Aeußerste erstaunt. Aber die Verwirrung unter den Begleitern des Lords schien noch größer zu sein.

— Wir müssen ihn verfolgen, ihm nachsetzen! rief Devilborn heftig.

— Nein, nein! sagte der Großschatzmeister. Ich mag nichts mit ihm zu thun haben.

— Aber wo hat er das Pferd, den Degen her? rief Devilborn.

— Lassen Sie! sagte der Großschatzmeister und winkte mit der Hand. Es ist einerlei. Es mag aus ihm werden, was da will. Mir ist es gleich.

Devilborn sprach noch mit ihm, aber der Lord schüttelte den Kopf. Dann nahmen je zwei von den Reitern auf jeder Seite des Lords

Platz, und so ritten sie mit gezückten Degen weiter, bis sie unseren Blicken entschwunden waren. Auch den Wahnsinnigen sahen wir nicht mehr.

— Das ist kein gewöhnlicher Narr, sagte der Graf kopfschüttelnd, als wir das Gebüsch verließen. Er muß einen furchtbaren Groll gegen den Lord hegen. Vielleicht wäre es gut, wenn wir ihn von seiner Krankheit genesen ließen, denn er scheint nur krank zu sein. Aber vielleicht ist er verschwunden.

Wir ritten nun rasch nach dem Dorfe zu und hatten die Hälfte des Weges noch nicht zurückgelegt, als wir den Wahnsinnigen langsam auf uns zureiten sahen. Er schien jetzt wieder still und ruhig geworden zu sein. Wenigstens bemerkten wir auf seinem Gesichte keine Spur der früheren Aufregung. Den Degen hielt er gesenkt in der Hand.

— Hier, Sir, sagte er und reichte mir den Degen. Es ist kein Blut daran, leider!

— Weshalb sagt Ihr leider? fragte ich ihn.

— Die Zeit zur Rache ist noch nicht da, murmelte er finster. Aber sie wird kommen. Verlaßt mich nicht, Ihr Herren. Ich werde vernünftig sein. Mir wird schon wohler in der freien Luft. Laßt mich Euch folgen.

— Wir wollen es Euch gestatten, sagte Pembroke, vorausgesetzt, daß Ihr Euch ruhig verhaltet und uns nicht durch Eure Tollheiten in Gefahr bringt, wie es leicht vorhin der Fall hätte sein können. Denn wir sind keine großen Freunde des Lords und seiner Begleiter.

— Ihr haßt sie? rief er und seine Augen leuchteten. Dann folge ich Euch bis in den Tod. Habt Erbarmen, habt Mitleid mit mir! Ich werde genesen und ich werde mich rächen können.

— Wie heißt Ihr denn? fragte der Graf.

Der Wahnsinnige schüttelte den Kopf und seufzte.

— Ich habe keinen Namen, sagte er dann. Ich darf keinen haben. Er ist daran schuld, er! Doch nennt mich Francis, Ritter Francis.

— Weshalb Ritter? fragte Pembroke. Seid Ihr aus edlem Blute?

— Vielleicht so gut wie Ihr! rief er finster und trotzig.

— Gut, Sir Francis, sagte der Graf. Wir nehmen Euch unter unseren Schutz.

Der Wahnsinnige nickte zufrieden, und von jetzt an sprach er kein Wort mehr. Wir ritten nach dem Dorfe. Dort setzte er sich still in eine Ecke des Zimmers, das wir gemiethet hatten. Unsere Wirthsleute schienen nichts von den Ereignissen der Nacht zu wissen. Im Winter und auch im Sommer, wenn der Lord nicht dort war, kümmerte man sich in der Umgegend nicht viel um Theobalds, obgleich es eines der schönsten und größten Schlösser Englands war. Der Großschatzmeister schien diese Gleichgültigkeit absichtlich zu begünstigen. Er liebte es nicht, seine Handlungen von aller Welt bewacht zu sehen.

Ich berathschlagte nun mit Pembroke, was uns zu thun übrig bleibe, und wir kamen schließlich dahin überein, daß es thöricht und nutzlos sein würde, unsere Nachforschungen nach Mary fortzusetzen. Sie mußte jetzt schon weit entfernt sein, falls sie nicht verunglückt war. Und war das letztere geschehen, so konnten wir ihr Leben selbst mit unserem Herzblut nicht zurückerkaufen. Wir beschlossen also, nach London zurückzukehren und Mary's Rückkehr dort zu erwarten. Kam sie nicht, dann wollten wir zurückkehren und nicht eher ruhen, als bis wir eine Spur von ihr gefunden hätten.

Nach einigen Stunden Ruhe brachen wir auf und langten am späten Abend in London an. Ich begleitete den Grafen nach seiner Wohnung, und er kam dann mit mir zu Meister Brown, der uns mit der größten Unruhe erwartete. Unsere Nachrichten waren nicht eben geeignet, ihn zu erfreuen, doch stimmte er mit uns darin überein, daß man noch einige Tage warten müsse. Wir übergaben ihm den Wahnsinnigen, der bis jetzt kein Wort weiter gesprochen hatte. Er erhielt ein stilles, abgelegenes und sicheres Zimmer, und mein Ohm versprach, für ihn zu sorgen und einen befreundeten Arzt zu Rathe zu ziehen.

So endete unser Zug nach Theobalds.

II.

Eine schwere Unglückswoche ist vorüber. Ich will versuchen, meinem Herzen Luft zu machen, indem ich meinen Kummer mittheile.

Die ersten Tage nach meiner Rückkehr von Theobalds vergingen sehr still. Mein Freund, Graf Pembroke — nach den Beweisen, die er mir von seiner Theilnahme giebt, kann ich ihn wohl Freund nennen — hatte mich gebeten, das Haus meines Ohms nicht zu verlassen, oder doch nur spät Abends und ganz verhüllt auszugehen und jedes gefährliche Zusammentreffen zu vermeiden. Ich folgte seinen Anweisungen, um so mehr, da stets einige Spione in unserer Straße auf der Lauer standen. Sie waren nach unserer allgemeinen Ansicht von Devilborn geschickt, um zu erfahren, ob Mary zurückgekehrt sei. Doch harrten sie so vergeblich, als wir selbst. Keine Nachricht kam von meiner Schwester. Pembroke, der mich jeden Tag wenigstens einmal besuchte, brachte mir Nachrichten vom Großschatzmeister und Devilborn. Er hatte Beide gesehen und Beide waren ihm sehr mürrisch erschienen. Er hatte den Letzteren sogar gefragt, ob er nichts von Mary wisse, die verschwunden sei, und er hatte es finster verneint. Pembroke kam übrigens nur sehr vorsichtig zu mir, der Spione wegen. Er ging immer in das Haus meines Vaters und kam dann durch die Pforte zu mir, welche die beiden Nachbarhöfe verbindet. Die alte Dorothea mußten wir freilich ins Geheimniß ziehen. Doch erfuhr sie nichts, als daß Mary entführt worden sei und daß man mir nachstelle — Grund genug für die Alte, die mich so sehr liebt, verschwiegen zu sein wie die Nacht.

Was den Wahnsinnigen anbetrifft, so verhält er sich ganz ruhig. Er scheint in einen Zustand geistiger Erstarrung versunken zu sein, und murmelt nur selten einige unverständliche Worte vor sich hin. Doch hat der Arzt erklärt, daß er genesen würde. Er meint, die Zerrüttung seines Geistes sei nur die Folge einer heftigen Gemüthsaufregung, vielleicht auch einer erzwungenen Gefangenschaft gewesen. Das ist wohl möglich. Ich fühle an mir selbst, daß nichts leichter zum Wahnsinn führen kann, als eine ungerechte Gefangenschaft, namentlich, wenn man jung und heißblütig ist. Bis jetzt hat noch Niemand den Kranken nach seiner Herkunft und seinen Schicksalen gefragt. Wir wollen warten, bis er selbst sie uns mittheilt.

Die erste und zwar eine große Freude hatten wir am dritten Abend nach unserer Rückkehr von Theobalds. Ein Kaufmann aus Maldon brachte einen Brief an Meister Brown. Er war von Mary und lautete:

„Mein lieber Oheim!

Man hat mich auf eine schändliche und verrätherische Weise im Tower gefangen genommen und entführt. Wohin, und wer es gewesen, das mag ich dem Briefe nicht anvertrauen. Genug, ich bin geflohen und wie ich glaube auch gerettet. Nur fürchte ich, daß die Freunde, die mich befreien wollten, gefangen sind, und das bekümmert mich tief. Unter dem Schutze eines braven und redlichen jungen Kavaliers, John Rolfe aus St. Albans, bin ich glücklich hierher nach Maldon gekommen und habe einen Kaufmann, der geraden Weges nach London reist, gebeten, diesen Brief für Dich mitzunehmen, damit Du nicht länger in Ungewißheit bleibst. Wahrscheinlich heut noch fahre ich mit meinem Begleiter die Küste entlang nach Rochefort oder nach der dortigen Gegend. Dort verläßt er mich und wird mich seinen Bekannten übergeben, die in den nächsten Tagen nach London reisen. Mit diesen hoffe ich in den nächsten Tagen dort einzutreffen, vielleicht, wenn die Gelegenheit günstig ist, schon am Tage, nach dem Du diesen Brief empfangen hast. Sei also unbesorgt um mich, mein lieber Ohm. Es hat sich Alles zum Besten gewandt. Nur das Schicksal meines unglücklichen Vaters und John's beunruhigt mich. Bis auf Wiedersehen

Deine Mary."

Bald darauf, am Abend, kam Pembroke, der unsere Freude theilte. Wir beriethen sogleich, ob es nicht das Beste sei, Mary ent-

gegenzureisen. Wir fürchteten, daß die Spione sie bei ihrer Ankunft sehen möchten. Aber Brown meinte, es wäre eben so gut möglich, daß wir sie verfehlten. Das Beste sei, sie am Strande, wo die Schiffe anlegen, zu erwarten. Wir stimmten ihm bei, und Pembroke übernahm es, sie dort in Empfang zu nehmen und heimlich in die Wohnung unseres Ohms zu führen.

Der folgende Tag schien mir eine Ewigkeit. Mary kam nicht, und wir bereuten es beinahe, ihr nicht entgegengereist zu sein, da wir nun immer in der Furcht leben mußten, daß Mary möglicher Weise von Devilborn oder seinen Spionen bei ihrer Ankunft gesehen und gefangen genommen worden. Auch der folgende Tag verstrich, und Pembroke kam am Abend, um zu melden, daß Mary nicht gekommen. Mein Ohm suchte uns damit zu beruhigen, daß er sagte, Mary habe wahrscheinlich keine passende Reisegesellschaft gefunden, und allein könne sie doch nicht reisen. Aber das beruhigte uns nicht. Wir berechneten die Stunden ihres Aufenthalts in Maldon, ihrer Fahrt nach Rochefort und von dort nach London, und zogen den Schluß daraus, daß sie längst hier sein könne. Pembroke war wo möglich noch unruhiger als ich. Doch beschlossen wir, noch den Abend des folgenden Tages zu erwarten, und wenn Mary dann nicht kam, nach Rochefort zu reisen.

Am folgenden Tage kam Pembroke schon sehr früh. In seiner ängstlichen Miene las ich nichts Gutes. Ich dachte an Mary, aber er sagte mir, daß er mir eine andere traurige Botschaft zu melden habe: mein Vater sei gefährlich krank und man erwarte seinen Tod. Ich war außer mir vor Betrübniß und verwünschte meine Feinde, deren Hinterlist mich sogar hinderte, meinem Vater in den letzten Augenblicken seines Lebens Beistand zu leisten. Doch sagte mir Pembroke, er hoffe es möglich zu machen, daß ich ihn noch einmal sehen könne, und bat mich, ihn zu begleiten. Ich mußte dieselben Vorsichtsmaßregeln gebrauchen wie damals, als Pembroke mich aus dem Tower befreite. Wir Beide maskirten uns und verließen durch die Hinterpforte das Haus.

Als der Graf seinen Namen nannte, gestattete man uns den Eintritt in den Tower, und nach einer längeren Unterredung mit dem Kerkermeister erhielt er sogar die Erlaubniß, mich allein nach der Zelle meines Vaters zu führen. Wahrscheinlich fürchtete man nicht, daß ein Sterbender entfliehen werde.

Ich kam, um die letzten Augenblicke meines Vaters zu sehen. Ich werde sie nicht vergessen. Schon bewußtlos, mit dem halbgebrochenen Blick lag er auf dem feuchten Boden. Ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um die Ruhe des Gerechten, mit der er hinüberschlummerte in das Jenseits, nicht durch meinen Jammer zu stören. Er erkannte mich und lächelte. Dann fragte er, weshalb Mary nicht komme. Ich sagte ihm, daß sie großherzig genug gewesen sei, mich an ihrer Stelle zu ihm gehen zu lassen, da es nur Einem von uns gestattet sei, ihn zu besuchen. Was sollte ich ihm Anderes sagen? Sollte ich ihn mit Sorge und Angst um sein liebstes Kind aus dem Leben scheiden lassen? Er segnete Mary und segnete auch mich. Noch einmal empfahl er sie meinem Schutze und erinnerte mich an das, was er mir über seine Verhältnisse gesagt hatte. Er meinte, es sei nicht unmöglich, daß man sein Haus als das eines Gefangenen in Beschlag nehme, und gab mir Anweisungen, wie ich zu verfahren habe. In seinen letzten Augenblicken dachte er noch an seine Kinder.

Er starb in meinen Armen und ich drückte ihm die Augen zu. Es schien mir unmöglich, mich von seiner Leiche zu trennen. Aber Pembrok zog mich mit sich fort, band mir die Maske vor und gab mir das heilige Versprechen, meinen Vater ehrenvoll begraben zu lassen. Dann führte er mich nach Hause. Es war gut, daß die Maske mein Gesicht und meine Thränen verbarg! Den Feinden, den Mördern meines Vaters aber schwor ich Rache!

Auch mein guter Ohm, so betrübt er selbst war, suchte meinen Schmerz zu lindern, der noch heftiger gewesen wäre, wenn nicht der Gedanke an Mary und die Unruhe über ihr Schicksal mich fast eben so stark beschäftigt hätten. Brown gab mir auch die Mittheilungen,

auf die mein Vater mich verwiesen. Ich erstaunte über das bedeutende Vermögen, das mein Vater hinterließ und zu dessen Verwalter mein Ohm eingesetzt war. Auch sagte er mir, daß er selbst das Haus gekauft habe, für den Fall, daß es der Staatsschatz in Beschlag nehmen wolle, und daß er mich und Mary zu seinen Erben eingesetzt habe. Alle diese Eröffnungen konnten mich jedoch weder trösten, noch von meinen traurigen Betrachtungen abziehen. Ich konnte den Gedanken kaum ertragen, daß ich nach dreijähriger Abwesenheit zurückgekommen sei, um meinen Vater sterben zu sehen!

Mary kam auch an diesem Abend nicht, wohl aber Pembroke, der sich erbot, allein nach Rochefort zu reisen, um sich nach ihrem Schicksal zu erkundigen. Ich war jedoch entschlossen, ihn zu begleiten, und mein Ohm bestärkte mich in diesem Entschluß, wahrscheinlich, um mich von meinen traurigen Gedanken abzuziehen. Am anderen Tage, noch vor Tagesanbruch, mietheten wir ein Boot und fuhren die Themse hinab, landeten an der Straße von Rochefort und legten den Weg bis dahin zu Fuße zurück.

Wir gingen sogleich nach einer Taverne am Strande, wo wir Erkundigungen über die Boote, die in den letzten Tagen angekommen waren, einziehen wollten. Es währte auch nicht lange, so trafen wir Einwohner von Rochefort, die zu demselben Zweck gekommen waren, und bald hatten wir Gewißheit, aber welche Gewißheit!

Das Boot von Maldon, auf dem sich John Rolfe, der Begleiter meiner Schwester, befand, hatte schon vor drei Tagen an der Küste von Rochefort eintreffen müssen, war aber nicht gekommen. Ein heftiger Sturm hatte in den letzten Tagen an der Küste gewüthet, eine Menge von Handelsbooten war untergegangen, und Niemand wagte es, die Vermuthung aufzustellen, daß jenes Boot allein dem allgemeinen Schicksale entgangen. Die Strecke von Maldon bis Rochefort war zu kurz, als daß man nicht längst hätte Nachrichten haben müssen, falls das Boot irgendwo gestrandet oder eingelaufen war. Die Verwandten derer, die auf dem Schiffe sich befunden, betrauerten ihre Angehörigen als Todte. Und wir? Was blieb uns übrig?

Zuerst hielten wir es für unmöglich, daß Mary uns auf diese Weise entrissen sein könne. Wir nahmen sogleich Pferde und ritten den Strand hinauf. In jedem Dorfe fragten wir, in jedem Dorfe fanden wir auch Ueberreste gestrandeter Schiffe, in vielen zeigte man uns Leichen, die an den Strand getrieben waren. Es war eine gräßliche Reise! Auch Frauen befanden sich unter den Ertrunkenen, und jeder dieser Leichen näherten wir uns mit klopfendem Herzen, mit tödtlicher Furcht. Doch fanden wir Mary's Leiche nicht. Am andern Morgen kamen wir nach Maldon. Wir hatten noch die eine Hoffnung, daß der drohende Sturm das Boot vielleicht zurückgehalten hatte. Aber nein. Bald erfuhren wir, daß es an demselben Tage, an welchem Mary den Brief geschrieben, bei ruhiger See abgefahren war, und daß es die Gegend von Rochefort schon erreicht haben mußte, als der Sturm losbrach. Der Kaufmann, der den Brief an meinen Ohm gebracht, war schon wieder anwesend. Nach seinen und seiner Bekannten Aussagen war es kein Zweifel, daß Mary sich auf dem Schiffe befunden, und Alle waren fest davon überzeugt, daß es untergegangen sei. Nur Wenige sprachen die zweifelnde Ansicht aus, daß der Sturm es auf die hohe See getrieben habe. Aber auch von dort, meinten sie, müsse es Rochefort schon erreicht haben. Genug, wenn nicht ein Wunder geschehen war, so ruhte Mary, meine liebe Schwester, jetzt schon auf dem Grunde des Meeres, oder ihr Leichnam trieb auf den Wellen!

Das war die Kunde, die wir von unserer Reise nach London brachten. Ich will es nicht versuchen, meinen Schmerz zu schildern. Ich war in einem Zustande der Verzweiflung. Halb geächtet, angefeindet, zur Gefangenschaft verurtheilt — mein Vater todt, meine Schwester ein Opfer des Meeres — wahrlich, es gehörte die Kraft einer jungen biegsamen Seele dazu, eine solche Fülle von Unglück zu ertragen. Wenn ich daran zurückdenke, so scheint es mir

fast unmöglich, daß ich es überstanden. Ich wünschte, ich hätte Vater und Schwester gleich bei meiner Rückkehr todt gefunden. Es wäre schmerzlich gewesen, aber es hätte mein Herz nicht so zerrissen, wie jetzt. Ich hätte nicht das Elend meines Vaters, nicht die liebliche Anmuth meiner holden Schwester gesehen. Ich hätte sie beweint, wie meine frühgestorbene Mutter. Aber die Wunde wäre nicht so tief, so zerstörend gewesen! —

Wir kehrten nach London zurück. Ich weiß nicht, wer von uns Beiden mehr litt, Graf Pembroke oder ich. Wir sprachen nicht darüber. Jedenfalls gab es noch einen Dritten in unserem traurigen Bunde — meinen guten Ohm. Er litt mehr, als er zeigen und gestehen wollte, und es ist wahr, da er mich liebte, so hatte er noch den Trost, wenigstens mich gerettet zu wissen. Ihm war es vor allen Dingen darum zu thun, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, und da es mir leider in London unmöglich war, öffentlich aufzutreten, so meinte er, ob ich nicht wieder auf die See gehen wolle, um meine Ausbildung als Seemann zu vollenden.

Ich selbst hatte schon daran gedacht, London zu verlassen, wo mir nichts geblieben war, als die Trümmer getäuschter Hoffnungen. Doch stimmte das gar nicht mit meinen früheren Plänen überein. Ich hatte gehofft, durch Sir Richard Greenville's Verwendung unter den königlichen Seeleuten angestellt zu werden und später vielleicht auf eigene Hand eine Entdeckungsreise unternehmen zu können. Ich hatte mir im Verein mit meinem Vater und meiner Schwester das Leben in London so schön gedacht! Jetzt war Alles dahin. Ich durfte mich nicht einmal öffentlich zeigen. Wie ein Dieb, wie ein Verbrecher mußte ich mich verbergen. Erst wenn Lord Cecil, wenn Devilborn vom Schauplatze ihrer Wirksamkeit abgetreten waren, durfte ich hoffen, die kühnen, vielleicht ehrgeizigen Hoffnungen meiner Jugend verwirklicht zu sehen.

Das Letztere wollte mir noch immer nicht in den Kopf, und ich hatte eine ernste Unterredung darüber mit meinem Oheim und Pembroke. Ich sagte ihnen offen, daß es mir besser schiene, meinen Feinden offen gegenüberzutreten und die Intriguen meiner Feinde gewaltsam zu vernichten, als die schönste Zeit meines Lebens in fortwährender Furcht und freiwilliger Verbannung zu verschmachten. Ich sagte, daß Sir Walter Raleigh sich äußerst günstig gegen mich gezeigt und mir seinen Beistand versprochen habe, daß ich die Königin zu versöhnen hoffe, und daß ja auch Pembroke's Einfluß mächtig genug sei, um meine Feinde von ferneren Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. Aber Brown und der Graf widerlegten mich. Sie sagten mir, daß der Großschatzmeister und Devilborn jetzt durch die Furcht dazu gezwungen sein würden, mich zu beseitigen. Sie müßten in jeder Stunde gewärtig sein, daß ich als Ankläger gegen sie aufträte, und das wäre hinreichend, meinen Untergang zu beschleunigen. Daß aber dem Großschatzmeister hundert Mittel und Wege zu Gebote ständen, mich zu vernichten, das hätte ich doch genugsam in den letzten Tagen erfahren. Sir Walter Raleigh allein könne mich nicht schützen, sei auch jetzt gezwungen, mit Lord Cecil im besten Einverständnisse zu leben. Pembroke selbst aber sei so jung und stehe dem Hofe so fern, daß er nichts für mich thun könne. Das Beste sei, mich für einige Zeit aus England zu entfernen. Die Freundschaft Lord Cecils und Devilborns werde nicht lange dauern, und ob der Lord selbst am Ruder bleibe, stehe noch dahin, da Elisabeth bald sterben werde. Pembroke selbst hoffe, unter dem nachfolgenden Könige Jakob, dessen Freunde die seinigen seien, eine hervorragendere Stellung einzunehmen, und hoffe dann, mich schützen zu können. Genug, sie sprachen so lange, bis ich ihnen Recht gab. Und im Grunde genommen sehnte ich selbst mich auch schon aus dieser Luft fort, die mir mit ihrem ersten Hauche so viel Unglück gebracht hatte.

Nun überlegte ich, wohin ich mich wenden solle. Sir Richard Greenville, mein bisheriger Hauptmann, war krank und wollte eine Zeit lang der Ruhe pflegen. Eine andere Expedi-

tion nach Amerika wurde augenblicklich nicht ausgerüstet, wie mir Pembroke mittheilte. Mit einem Kauffahrer die Küsten entlang zu fahren, dazu hatte ich wenig Lust. Ich hätte möglicherweise selbst ein Schiff ausrüsten können, denn ich war jetzt reich genug dazu. Aber das hätte Aufsehen erregt — und ich durfte mich ja nirgends zeigen!

Ein zufälliger Umstand bestimmte mein Schicksal. Eines Morgens kam ein junger Mann zu meinem Ohm, der Sohn eines entfernten Verwandten aus guter Familie. Ich war im Nebenzimmer und hörte sie sprechen. Der junge Mann theilte dem Waffenschmied mit, daß er gesonnen sei, mit einer Schaar gleichgesinnter junger Leute nach den Niederlanden hinüberzuziehen, um dort gegen die Spanier zu kämpfen. Dergleichen Züge waren nichts Seltenes. England, von jeher feindlich gegen Spanien gesinnt, dessen Ueberlegenheit zur See es vernichten wollte, hatte die niederländischen Provinzen schon früher durch Geld- und Truppensendungen unterstützt, und König Philipp von Spanien dadurch so sehr erbittert, daß er eine Flotte, wie die Welt sie nie gesehen, absandte, um England zu vernichten. Die Armada wurde jedoch vom Winde zerstreut, und englische Schiffe unter der Anführung Sir Walter Raleighs, Lord Howards und des Grafen Essex hatten oft genug kühne und erfolgreiche Angriffe auf die spanischen Küsten selbst gewagt. Außerdem kreuzten englische Schiffe in allen Meeren und machten mit den holländischen gemeinschaftliche Sache, um den Spaniern zu schaden und ihnen die Schätze abzunehmen, die sie aus Mexiko nach dem Mutterlande führen wollten. Eine große Anzahl englischer Kavaliere focht außerdem in den Reihen der Niederländer unter den Prinzen von Oranien gegen Spaniens erbitterte Heere. Ich selbst hatte in den westlichen Meeren, an den Küsten Amerika's und der Antillen manchen Strauß mit den Spaniern bestanden. Der Entschluß jenes jungen Mannes also, der von meinem Oheim Abschied nehmen wollte, ließ auch in mir den Wunsch aufkeimen, im Kampfe gegen die verhaßten Spanier meinen Schmerz und meine getäuschten Hoffnungen zu vergessen, und kaum war der Wunsch in meiner Seele aufgekeimt, als mich auch schon eine heftige Sehnsucht ergriff, ihn erfüllt zu sehen. Kaum war der junge Mann — Morton hieß er — fort, als ich meinem Oheim meinen Entschluß mittheilte. Er war ganz einverstanden damit. Auch Pembroke billigte meinen Entschluß und sagte mir, er würde uns begleiten, wenn nicht Familienangelegenheiten ihn zurückhielten. Der junge Graf sah übrigens sehr blaß und krank aus. Ich glaube, der Verlust Mary's nagte an seinem Herzen. Ich empfand die tiefste Theilnahme für ihn.

Der Zug nach den Niederlanden hatte schon in den nächsten Tagen stattfinden sollen, wurde jedoch bis zum Anfange des Monat März aufgeschoben. Das sagte meinen heißen Wünschen freilich wenig zu. Doch mußte ich mich darin finden. Während dieser ganzen Zeit verließ ich nur selten das Haus meines Oheims; aber fast täglich sah ich den Grafen bei mir. Auch Shakespeare, der Freund meines Vaters, kam zuweilen. Ich verehrte ihn aufs Höchste. Auch er war über den Verlust Mary's aufs Tiefste betrübt und sagte oft, daß er den Gedanken gar nicht fassen könne, daß ein so reich begabtes Wesen, so herrlich an Schönheit und Geist ausgestattet, ein Raub des Todes geworden sei. Er erzählte mir oft von ihr, und ich sah sein Auge feucht werden. Auch ich mußte ihn oft von meinen Seeabenteuern erzählen. Sie waren mannichfaltig genug und er fragte mich, ob ich sie nicht niederschreiben wolle. Aber ich sagte ihm, daß ich keine Ruhe dazu hätte. Vielleicht thue ich es später.

Auch der Wahnsinnige wurde jetzt mehr von uns beachtet. Er verdiente diesen Namen nicht mehr, denn er zeigte durchaus keine Spuren von Tobsucht oder Irrsinn. Dank seiner starken Natur, Dank dem Beistande des Arztes, Dank der Ruhe in dem friedlichen Hause meines Oheims war er so gut wie genesen. Nur blieb er still und einsilbig. Er war jetzt so weit in seiner Genesung vorgeschritten, daß er oft zu uns herabkam und Stunden lang bei

uns saß. Doch sprach er selten ein Wort. Auch hüteten wir uns, den Großschatzmeister oder Devilborn zu erwähnen, da er einmal, als es geschah, in heftigen Zorn ausgebrochen war, so daß wir fürchteten, er werde in seine frühere Raserei zurückfallen. Sein Aussehen wurde täglich besser. Sein Auge hatte nicht mehr den starren, unheimlichen Blick; die Farbe seines Gesichtes wurde gesunder. Zufällig hatten wir bis jetzt nie in seiner Gegenwart von meinem Plane, nach den Niederlanden zu gehen, gesprochen. Als es aber einmal geschah, sah ich, wie er aufmerksam wurde, eifrig zuhörte und wie sein Auge sich belebte.

— Ich werde Euch geleiten, Sir John! sagte er plötzlich.

— Ist das Euer Ernst? Fühlt Ihr Euch stark genug dazu, Sir Francis? fragte ich ihn.

— Stark genug? Ja! rief er und hob seinen kräftigen Arm. Ich glaube, ich kann das Schwert wieder schwingen trotz Einem. Ich habe hier lange genug auf der Bärenhaut gelegen, Meister Brown und Ihr Alle habt genug für mich gethan! Ich werde es nie vergessen — nie! Ohne Euch, Sir John, wäre ich jetzt noch ein wildes Thier! Aber es ist Zeit, Euch von der Last zu befreien, die Ihr mit mir habt. Ich werde Euch nach Holland begleiten. Ich will wieder ein Mann sein!

Ich hatte bis jetzt noch keine so zusammenhängende und vernünftige Rede von ihm gehört und freute mich sehr darüber.

— Wenn Euch nichts hier zurückhält, Sir, sagte ich, so kann es uns nur lieb sein, einen so braven und edlen Waffengenossen zu finden.

— Nein, sagte er finster, mich hält nichts zurück. Ich weiß, was Ihr meint, und ich habe meine Rache nicht aufgegeben. Aber ich will erst wieder ein Mann sein, wenn ich vor die Augen der Welt trete. Jetzt würde man mich doch nur für einen Irrsinnigen halten, wenn ich meine hohen und mächtigen Feinde vor aller Welt des Betruges, des Meineids und der schändlichsten Verrätherei beschuldigte. Dann aber wehe denen, die mein Elend auf dem Gewissen haben!

Sein Auge funkelte, doch war es nur der Zorn des beleidigten Mannes, nicht mehr die Wuth des Wahnsinnigen, die aus ihm sprach. Mein Ohm besprach mit ihm die Einzelnheiten seiner Theilnahme an unserem Zuge, und er antwortete ganz vernünftig. Er bedauerte, meinem Oheim nicht vergelten zu können, was dieser für ihn gethan und noch thun wolle, aber wir schlugen seine Bedenken nieder, und ich bat ihn, die Kosten zu seiner Ausrüstung als ein Darlehen von mir anzunehmen. Er willigte freudig ein, und von dieser Stunde an waren wir fast immer beisammen und sprachen über unseren Plan und über manche andere Dinge. Er war mit vielen Personen und Verhältnissen der Vergangenheit genauer bekannt, als ich geglaubt hatte. Doch sprachen wir nie über seine eigene Vergangenheit.

Der Tag unserer Abreise nahte heran. Morton, der junge Verwandte meines Oheims, erfuhr weiter nichts, als daß ein junger Seemann, der so eben erst von Westindien zurückgekehrt, an dem Zuge Theil nehmen werde. Mein Name wurde ihm nicht genannt. Doch sollte ich ihn behalten und in den Niederlanden weiter führen, da er in England so verbreitet ist, daß er kein Aufsehen erregen konnte, wenn er auch zu den Ohren des Großschatzmeisters oder Devilborns kam. Mein Ohm sagte mir, es gäbe in London wenigstens funfzig junge Leute, die John Smith hießen, und gewiß hatte er Recht.

Ich hatte während der letzten Zeit auch öfter an Lady Ringrose und ihr trauriges Schicksal gedacht. Begreiflicher Weise aber sah ich mich außer Stande, etwas für sie zu thun. Dagegen sprach ich in den letzten Tagen vor meiner Abreise noch einmal mit dem Grafen Pembroke darüber, und er schenkte mir eine Aufmerksamkeit, die mich glauben ließ, daß er ihrem Schicksale mehr Theilnahme schenkte, als er verrathen wollte. Er fragte mich auch, ob ich ihren Mann wirklich auf Barbadoes getroffen, und ich erinnerte mich daran, daß auch Lady Howard mich ausdrücklich danach gefragt hatte. Uebrigens versprach mir der Graf, stets an Lady Ringrose zu denken, und falls er hel-

fend in ihr Schicksal eingreifen könne, es gewiß zu thun, schon meinetwegen, da ich soviel Antheil an ihm nehme.

Der Tag der Abfahrt kam heran. Meister Brown hatte mich herrlich ausgestattet. Er gab mir sein bestes Schwert, eine vortreffliche Büchse und zwei Pistolen, wie sie in London nicht besser zu finden waren. An Geld fehlte es mir nicht. Sir Francis war ähnlich ausgestattet, und in seinem neuen Anzuge sah er so edel und stattlich aus, daß er Jedem Achtung einflößte, der ihn sah. Von meiner alten Dorothea nahm ich zärtlichen Abschied. Sie war in den letzten Wochen sehr hinfällig geworden. Der Kummer über den Tod Mary's und meines Vaters nagte an ihrem treuen Herzen. Sie sagte, sie sei jetzt überflüssig auf der Welt, für mich sei sie zu alt — und ich habe sie nicht wiedergesehen!

Es war noch vor Anbruch eines kalten, trüben Märzmorgens, als Meister Brown und Graf Pembroke mich und Sir Francis nach der Londonbrücke begleiteten, von der wir abfahren sollten. Das Herz war mir schwer, denn ich dachte an die Vergangenheit und an den Tag, an dem ich dort mit Lady Ringrose gelandet war und Sir Walter Raleigh begrüßt hatte. Aber als ich das Schiff betrat, als ich mich inmitten einer jubelnden Schaar von jungen, kampflustigen, gut ausgerüsteten Männern sah — unter ihnen Söhne der ersten Familien Englands — da wurde mir leichter, und es war mir, als ob ich doch wohl noch einmal froh und glücklich werden könne. Ich beschloß, die Vergangenheit hinter mich zu werfen und mich kühn in ein neues Leben zu stürzen. Noch lag die ganze Welt vor mir offen, wenn auch England mir verschlossen war. Ich drückte meinem guten Oheim die Hand und nahm herzlichen Abschied von dem Grafen, und als das Schiff die Anker lichtete und der freudige Ruf erscholl: „Lebt wohl! Wir kehren ruhmvoll oder nie zurück! — da stimmte ich freudig mit ein und schwenkte meinen Hut so lustig, wie nur Einer. Die Sonne brach durch die Nebel, und die Zuschauer am Strande jauchzten uns zu, während unser Schiff stolz den Fluß hinabzog, voranwehend die Fahnen Englands und der Niederlande. Nur als ich mich wandte, und einen Kavalier seitwärts von mir stehen sah, den ich zu kennen glaubte und auf den ich mich doch nicht besinnen konnte — da wich meine Begeisterung, denn dieser Kavalier schien in die Geschichte meiner Leiden verwebt zu sein. Gleich darauf hörte ich seinen Namen. Es war Catesby.

Die Belagerung von Ostende.

(Aus John's Tagebuch.)

Die See ging hohler und hohler. Der Südwestwind wurde immer gewaltiger. Wir hatten schon den größten Theil der Segel gerefft. Dennoch trieb das Schiff mit Pfeilgeschwindigkeit vorwärts. Und wohin? Schon einmal, am Nachmittage hatten wir Land gesehen. Es mochte die Nordküste von Frankreich gewesen sein. —

Wir hatten London und die Themse bei dem schönsten Wetter und mit herrlichem Winde verlassen, so daß wir hofften, vielleicht schon bei Anbruch der Nacht am holländischen Ufer zu sein. Aber am Nachmittage war der Wind konträr geworden. Wir kreuzten und lavirten und kamen kaum von der Stelle, und auf die allgemeine Heiterkeit folgte bald eine bedenkliche Stille. Die wenigsten von den jungen Helden, die muthig nach den Niederlanden strebten, waren je auf dem Salzwasser gewesen, und die Natur forderte ihren Zoll. Auf dem Deck und in den Kajüten stöhnten und ächzten sie. Es war ein lächerlicher Anblick. Ich stand bei den Matrosen und plauderte mit ihnen. Sie meinten, es sei gut, daß die Spanier die junge Schaar nicht in diesem Zustande erblickten, sie würden sonst wenig Respekt vor ihr haben.

Mir aber war auf dem Meere ganz wohl geworden. Der Wind und die Wellen schienen mich zu grüßen; lächelnd neigten sich die Wimpel zu mir nieder und wallten dann wieder hinauf in die Luft, als wollten sie mir sagen,

daß man nicht ewig den Kopf hängen solle. Ich will nicht sagen, daß ich Vater, Schwester und Freunde vergessen hatte. Aber ich fühlte, daß ich einem bewegten und wechselvollen Leben entgegenging, und das erfüllte meine Seele mit Lust und Hoffnung.

Catesby war unten in der Kajüte und das war mir lieb. Ich mochte sein Gesicht nicht leiden, obgleich es männlich und kühn, wenn auch finster war. Er erinnerte mich an die schmerzlichsten Stunden meines Lebens, und Niemand kann es mir verargen, wenn ich einen Freund oder Diener Devilborn's als meinen Feind betrachtete. Ich war entschlossen, ihm aus dem Wege zu gehen. Auch traute ich ihm nicht.

Morton und Francis, die, wie es schien, an die See gewöhnt waren, kamen zu mir und sprachen über die Verzögerung, die unsere Fahrt wahrscheinlich erleiden würde, wenn der Wind nicht umsprang. Francis ganzes Wesen hatte sich gehoben, seit er Schwert und Kavaliersmantel trug. Er bewegte sich stolz und gewandt unter der jungen Schaar — ich will sie so nennen, obgleich sich unter ihr auch manche alte bärtige Knaben befanden — und sein ernstes, würdevolles Aussehen verlieh ihm sogar eine Art von Uebergewicht. Er sprach wenig, und hatte den Blick gewöhnlich in die Ferne gerichtet. Uebrigens hatte er sich unter dem Namen Sir Francis Hackew in die Liste einschreiben lassen. Doch zweifelte ich daran, daß es sein richtiger Name sei.

Ich fragte Morton, wie er denn dazu gekommen sei, sich dem Zuge anzuschließen. Er erröthete und wollte nicht recht antworten. Dann meinte er, es sei nur seine Lust zu Abenteuern, die ihn auf die See und nach den Niederlanden treibe. Bald darauf jedoch — er schien großes Zutrauen zu mir gefaßt zu haben — sagte er leise, er habe eigentlich auch noch einen anderen Grund, unglückliche Liebe. Ich lachte darüber, denn bis jetzt wußte ich nicht, was das sei, und Morton sah mir viel zu lustig aus, als daß ich hätte glauben können, es nage ein tödtlicher Wurm an seinem Herzen — und als solchen hatte man mir die unglückliche Liebe stets geschildert. Er meinte jedoch, es sei ihm bitterer Ernst, und für den Augenblick machte er ein ganz trübseliges Gesicht. Da er sich aber nicht deutlicher aussprach, so fragte ich auch nicht weiter.

Wie erwähnt also kreuzten und lavirten wir und hatten die tröstliche Aussicht, einige Tage zwischen den fünf Häfen und der Küste von Flandern zubringen zu müssen. Es währte auch richtig die ganze Nacht durch und bis zum späten Nachmittag des anderen Tages. Dann aber sprang der Wind plötzlich um und zwar mit solcher Macht, daß wir eilig die Mars- und Bramsegel reffen mußten und das Schiff sich auf die Seite legte, worüber die Landjunker höchlichst erschraken, die Schiffsleute aber lachten und jauchzten.

Bald jedoch wurde die Sache ernster. Der Wind wurde zum Sturm und die freundlichen weißgrauen Wolken zu einem dunklen, drohenden Gewitterhimmel. Auf dem Deck gab es bald nichts als bange Gesichter. Und in der That — es wäre wohl Keinem von uns lieb gewesen, hier unterzugehen, bevor wir wenigstens einmal den Spaniern ins Auge geschaut. Doch wer dachte ans Scheitern! Ich wenigstens nicht. Ich fand bis jetzt nichts Außerordentliches an dem Wetter, obgleich selbst die Matrosen bedenkliche Gesichter machten. Meine Seemannslust erwachte, und da der Kapitain schon wußte, daß ich drei Jahre lang auf gefährlichen Meeren gewesen, so hatte er nicht nur nichts dawider, daß ich auf dem Deck blieb, sondern übertrug mir sogar das Unterkommando.

Der Abend brach an. Ich wußte mit Bestimmtheit, daß wir nicht mehr weit vom Lande sein konnten und daß wir direkt auf die Küste von Flandern zutrieben. Der Kapitain aber wollte es nicht recht Wort halten, und meinte, wir wären südlicher. Ich merkte bald, daß er kein großer Held in seinem Fache war. Ueberhaupt taugte das Schiff nicht viel und war schlecht bemannt. Es war nur für die Ueberfahrt gemiethet und hatte nur zwei Kanonen am Bord, die mir ganz so aussahen, als ob sie

den Spaniern wenig Schaden thun würden, falls es diesen einfiel, uns zur See anzugreifen. Dieses Letztere war übrigens fast wahrscheinlich, denn die Küste von Flandern war von spanischen Kreuzern umschwärmt, die Jagd auf die niederländischen Handelsschiffe machten. Für ein solches Seerencontre war also schlecht gesorgt, falls wir nicht enterten — und ich war entschlossen, das Letztere anzurathen, falls wir die spanische Flagge zu Gesicht bekämen. Ich hielt es den Spaniern gegenüber für das Beste.

Unterdessen rasten die Wogen immer drohender an das Schiff. Vielleicht hatte irgend ein spanischer Zauberer sie beschworen, um die kleine muthige Schaar zu vernichten. Indessen meinte ich, daß unsere gute englische Seemannspraxis es immer noch mit allen fremden Kniffen aufnehmen könne und trat selbst zum Steuer, denn der Steuermann war betrunken und sang Liebeslieder an seine Liebste in Greenwich, während die Rippen des Schiffes unter den Stößen der anbrandenden Wogen knisterten und krachten. Schon fing auch hier und da eine Welle an, ihren Schaum und ein gut Theil Wasser auf das Deck zu spritzen. Dabei war die Nacht so dunkel, daß man nicht von einem Ende des Schiffes nach dem anderen sehen konnte. Die Laternen waren vom Sturme bereits zertrümmert, und es herrschte eine Verwirrung unter den Matrosen, die mich das Schlimmste fürchten ließ. Ich besichtigte deshalb die beiden Boote. Sie waren ziemlich groß und in leidlichem Zustande. Dann ging ich hinab in die Kajüte, wo ich Alles in der größten Bestürzung antraf. Doch hörte ich kein nutzloses Jammern, sondern nur Klagen über einen so frühzeitigen Untergang. Sir Francis saß still und nachdenkend in einer Ecke, nicht weit von ihm entfernt Catesby, der ebenfalls ruhig schien. Morton war etwas bleich geworden, bewahrte aber eine männliche Haltung. Ueberhaupt benahm sich die ganze Schaar — wir mochten unserer achtzig sein — so gut, wie man es nur von Leuten erwarten konnte, die sich zum ersten Male in einer solchen Lage befanden.

Die Laterne in der Hand stieg ich hinab in die untersten Schiffsräume, um dort nachzusehen, denn ich wußte wohl, daß unser Schiff eins von denen war, auf dem der Kapitain Alles selbst nachsehen mußte. Erschreckt stand ich still, als ich die unteren Räume voller Wasser erblickte. Ich eilte an die Pumpen. Sie knarrten, schöpften aber kein Wasser. Das Leck war nicht mehr zu stopfen — das hatte ich mit einem Blicke gesehen. Es galt nur noch Rettung auf den Booten.

Ich eilte zurück in die Kajüte.

— Freunde! rief ich meinen Genossen zu. Nehmt Eure Waffen und Euer Gepäck! Vergeßt nichts und seid eilig. In spätestens einer Viertelstunde sinkt das Schiff. Wer zögert, ist verloren!

Alle starrten mich entsetzt an. Ich schwur ihnen zu, daß ich im Ernst gesprochen und eilte hinauf zum Kapitain.

— Laßt die Boote aussetzen, Sir! rief ich ihm zu. Es ist hohe Zeit!

— Weshalb? fragte er und schien verwundert über meinen Befehl.

— Wir haben ein Leck, antwortete ich. Es ist nicht zu stopfen, die Pumpen taugen nichts. Laßt diesen alten Kasten sinken! Er ist nicht zu retten. Laßt die Boote aussetzen, sage ich Euch!

Er zögerte noch, aber die Matrosen schienen mehr Zutrauen zu mir zu haben, als zu ihm und eilten, um die Boote loszumachen und auszusetzen. Alles rannte in unbeschreiblicher Verwirrung durcheinander, und ich merkte wohl, daß der Augenblick gekommen sei, alle falsche Bescheidenheit aufzugeben und das Kommando zu übernehmen, denn der Kapitain hatte vollständig den Kopf verloren. Sir Francis und Morton waren die Ersten, die auf dem Deck erschienen. Sie trugen auch meine Waffen und mein Gepäck. Darüber beruhigt, wandte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf das Schiff, dessen Sinken jetzt Jeder deutlich wahrnehmen konnte. Die Wellen stürzten jetzt häufiger über das Verdeck, und ich bat meine Freunde, wenigstens die Pistolen in Acht zu nehmen, da-

mit das Pulver nicht naß würde. Dann untersuchte ich die Boote noch einmal. Sie waren glücklicherweise neu und gut gezimmert. Es ließ sich hoffen, mit ihnen das Ufer zu erreichen.

Unterdessen füllte sich das Deck mit unseren Genossen. Sie hatten Alles, was ihnen gehörte, in der Eile zusammengerafft und drängten sich nach der Seite, auf der die Boote ausgesetzt wurden.

— Freunde und Genossen! rief ich, so laut ich konnte, und ich glaube, meine Stimme drang durch das Heulen des Sturmes. Jetzt könnt Ihr zum ersten Male zeigen, daß Ihr brave Söhne Englands und der Aufgabe gewachsen seid, die Ihr unternommen! Ein Grund zur Furcht ist nicht vorhanden. Die Boote sind gut und werden uns sicherer als dieses alte Gebäude an das Ufer bringen. Aber Alles ist verloren, wenn Ihr nicht besonnen und ruhig zu Werke geht. Die Boote fassen uns Alle. Sie sind gleich groß. Jeder steige einzeln hinab. Niemand braucht sich zu fürchten, der Letzte zu sein. Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit!

Meine Worte wirkten. Einer nach dem anderen stieg behutsam hinab, und es herrschte die größte Ordnung. Das war ein Glück, denn die Wogen rauschten immer mächtiger über das Deck. Ich blieb bis zuletzt. Vor mir stieg der Kapitain hinab. Dann ergriff ich die schwankende Strickleiter und sprang in das Boot. Wir stießen ab.

— Was haben Sie da mitgenommen? fragte mich der Kapitain, und deutete auf ein großes Bündel, das ich unter dem Arme trug.

— Eine Strickleiter zum Entern und unsere Flaggen! erwiederte ich. Man kann nicht wissen!

Wir warfen einen letzten Blick auf das Schiff hinter uns. Dann ergriff ich das Steuer, und wir schwankten nun auf der offenen See. In jedes Boot war eine Laterne mitgenommen worden. Sie war das einzige, was wir von dem anderen Boote sahen, und auch sie verschwand zuweilen hinter den Wogenbergen.

Es war eine schauerliche Fahrt, selbst für einen Seemann, der Himmel und Meer schon im wildesten Aufruhr gesehen. Doch hatte ich die Hoffnung nicht verloren. Das Boot hielt sich wacker, und die eiserne Nothwendigkeit zwang die Schiffsleute, ihre Schuldigkeit zu thun. Mich dauerten die armen Jungen, die nicht gedacht hatten, daß ihr Kriegeszug mit einem solchen Abenteuer beginnen würde. Doch saßen sie ruhig und still, und das war die Hauptsache, denn das Boot faßte eben nur fünfzig Leute.

Eine genaue Richtung inne zu halten, war natürlich unmöglich. Doch war es mir, als hätte ich zuweilen in weiter Ferne Leuchtfeuer gesehen, und ich vermuthete, daß wir der Küste nahe seien.

Plötzlich jedoch blitzte es in unserer Nähe auf und durch das Toben und Heulen des Sturmes klang der Donner von Kanonenschüssen. Waren es Nothzeichen? Nein. Es blitzte und donnerte von einer anderen Seite. Ich richtete mich auf. Wahrlich! Mitten in diesem gräßlichen Sturme ein Kampf! Das war mir neu. Bei solchem Sturme hatte ich noch nie zwei Schiffe mit einander fechten sehen. Ich überließ das Steuer dem Kaptain und drängte mich nach dem Kiel, um besser sehen zu können.

Da sah ich die beiden dunklen Massen auf dem weißen Schaume schwanken. An der Bauart erkannte ich in dem größeren von beiden sogleich ein spanisches Kriegsschiff. Das andere war kleiner und schien ein Kauffahrer zu sein. Die Sache war klar. Der Spanier und der Niederländer waren im Sturme aneinandergerathen, und selbst die Wuth der Elemente hatte nicht vermocht, dem Hasse der Menschen Schranken zu setzen.

Ich ließ sogleich nach dem Kauffahrer hinsteuern. Man bemerkte uns auch und ich hörte Stimmen und Geschrei auf dem Schiffe. Gleich darauf donnerte eine neue Ladung von dem Spanier herüber. Ich hörte die Planken des Kauffahrers krachen. Nur wenige Kugeln flogen über uns fort. Die Spanier hatten besser gezielt, als gewöhnlich, oder es war der Zufall

gewesen, denn die aufgeregten Wellen machten ein genaues Zielen unmöglich.

— Freunde oder Feinde? rief man uns vom Kauffahrer aus zu.

— Freunde! Engländer! antwortete ich ihnen.

— Hurrah! rief die Stimme eines Engländers vom Kauffahrer. So wahr ich John Rolfe heiße, es sind brave Jungen. Sie lassen uns nicht im Stich. Aber es ist weiter nichts, als ein Boot!

John Rolfe? Himmel, das war ja der Name des Kavaliers, der Mary begleitet hatte! Schon hielt ich die Strickleiter in der Hand und wollte sie nach dem Bord hinaufwerfen — aber ich besann mich. Was konnte es uns helfen, ein Schiff zu besteigen, das jeden Augenblick in Gefahr stand, von den Kanonen der Spanier zertrümmert zu werden! Vielleicht befand sich Mary auf dem Schiffe! Aber mochte es sein! Ein anderer Gedanke fuhr mir durch die Seele. Er mußte ausgeführt werden, koste es was es wolle!

— Ruhig! rief ich hinauf. Haltet Euch nur noch zehn Minuten und Ihr sollt sehen, das wir brave Engländer sind. Aber still!

— Wir sinken! rief der Kavalier herab.

— Zehn Minuten, sage ich! Länger nicht! rief ich hinauf, und eilte nach dem Steuer, während der Spanier dem Kauffahrer eine neue Salve schickte.

— Freunde! rief ich jetzt zu denen im Boot. Ich glaube, Ihr Alle sehnt Euch nach einem besseren und sichereren Fahrzeuge. Wir werden es haben, wenn Ihr entschlossen seid, mir zu folgen. Nehmt Eure Schwerter und Pistolen, weiter nichts! Werft die Mäntel ab, denn sie könnten Euch hindern. Und wenn ich sage vorwärts: dann folgt mir! Ich habe zwei Flaggen bei mir, die vom Schiffe. Ich meine, sie sollen auf dem Spanier flattern!

Ein freudiges Jauchzen war die Antwort.

— Löscht die Laterne aus! rief ich. Und still wie das Grab!

Die Laterne erlosch. Ich hielt das Steuer. Das Herz schlug mir vor Ungeduld. Durch einen glücklichen Zufall war die Laterne auf dem andern Boot ebenfalls erloschen. Der Spanier konnte es also nicht bemerken. Doch sah ich es nicht weit von uns auf den Wellen schwanken und ließ sogleich nach demselben hinrudern. Morton und Catesby befanden sich auf diesem Boote, das eben so groß war als das unsere.

— Freunde! rief ich ihnen zu. Haltet Euch dicht hinter uns und folgt unserem Beispiel. Dann werdet Ihr in kurzer Zeit einen trockenen Sitz haben.

Ohne mich weiter um das zweite Boot zu kümmern, ließ ich nun das unsere bis dicht an den Spanier hinanrudern. Man schien uns nicht zu bemerken. Alle im Boote waren todtenstill und untersuchten ihre Waffen. Ich selbst hatte mir meine Pistolen von Francis geben lassen, schüttete trockenes Pulver auf die Pfanne, und nahm dann die Strickleiter, die ich zufällig auf dem gesunkenen Schiff entdeckt, und die wie zum Entern gemacht war, unter den Arm. Die Hauptsache war jetzt, dem Spanier so nahe zu kommen, daß ich die Strickleiter auf das Deck desselben werfen konnte. Aber das war fast unmöglich, denn unser Boot schwankte auf den wüthenden Wogen und der Spanier lag ebenfalls nicht ruhig. Doch benahm sich der Kapitain jetzt entschlossener und führte das Steuer mit gewandter und kräftiger Hand. Es gelang uns, die Steuerbord-Seite des Spaniers zu gewinnen, und gleich darauf warf ich das eine Ende der Strickleiter, das mit spitzen eisernen Haken versehen war, hinauf. Die Haken faßten. Sir Francis und noch einige Andere ergriffen das untere Ende, ich schwang mich hinauf, und arbeitete mich rasch empor. Francis war der Erste der mir folgte.

Es war ein tollkühnes Unternehmen, das uns einen fast sicheren Untergang bringen mußte. Da hingen wir — unserer Vier — an der Strickleiter, fast mitten in den schäumenden Wogen, und unter uns schwankte das Boot, das jeden Augenblick zurückgerissen werden konnte. Dann waren wir Vier allein auf dem Spanier, auf einem Kriegsschiffe von wenigstens vierzig

Kanonen und zweihundert Mann Besatzung. Ja, wenn die Anderen uns folgen konnten, wenn wir unserer achtzig zugleich auf das Deck stürmten — aber wer bürgte uns dafür, daß das geschah? Einen Augenblick lang zögerte ich selbst. Dann aber winkte ich mit der Hand meinen Gefährten zu, ruhig zu sein, kletterte weiter und schwang mich auf das Deck.

Die Spanier hatten sich fast Alle nach der anderen, der Backbord-Seite gedrängt und harrten auf den Augenblick, wo es die Wogen erlaubten, dem kleinen Kauffahrer eine neue Salve zu schicken. Auf den ersten Blick sah ich, daß sie auch im Begriff standen zu entern, und das war das Vernünftigste, namentlich da sie die Uebermacht für sich hatten.

— Kapitain! rief ich hinab, da wir bis jetzt unbemerkt waren. Legt das Boot so dicht als möglich an! Vergeßt auch die Flaggen nicht! Und Ihr, Kameraden, Ihr werdet uns nicht allein lassen!

Sir Francis und zwei Andere knieten neben mir auf dem Deck. Schon hielten wir die Pistolen und die bloßen Schwerter in der Hand. Niemand bemerkte uns. Bald folgten wieder Vier, dann noch Einzelne. Die Spanier rannten zuweilen dicht an uns vorüber, aber sie sahen uns nicht, da wir uns lang auf die Erde streckten und langsam auf dem Deck vorwärts krochen. Ich sah mich um. Eine ganze Schaar von schwarzen Gestalten war jetzt hinter mir, und das Herz schlug mir höher vor Freude. Es schien zu glücken. Ich wäre im Stande gewesen, den Spanier mit zwanzig Mann zu nehmen. Meine Kriegsabenteuer in den westindischen Meeren hatten mich tollkühn gemacht.

Noch einmal sah ich mich um und zählte flüchtig. Es waren über dreißig, und in jeder Minute schwangen sich Andere auf das Deck. Ich sprang auf.

— Vorwärts, Freunde! rief ich so laut ich konnte. Nieder mit den Spaniern!

Ich werde die Scene, die nun folgte, nicht vergessen. Der Sturm heulte, die Segelstangen und Taue klapperten, die Maste ächzten — aber Alles übertönte das wilde Jauchzen der Engländer, die hinter mir her stürmten. Es waren brave Burschen, ja, trotz der Seekrankheit. Kein Schuß fiel eher, als bis wir dicht bei den Spaniern waren. Dann schossen wir unsere Pistolen zu gleicher Zeit ab und stürzten uns in einer langen Linie mit dem Degen in der Faust auf die Feinde. Was weiter geschehen, weiß ich natürlich nur theilweise.

Ich glaube, daß wir eine große Anzahl von Spaniern über Bord drängten. Wenigstens hörte ich ein klägliches Geschrei aus den hinteren Reihen. Jedenfalls war das Entsetzen, das unser plötzliches Erscheinen unter den Spaniern hervorrief, ein furchtbares, und in den ersten Minuten leisteten sie gar keinen Widerstand, obwohl sie so gut für ein Handgemenge bewaffnet waren, als wir. Sir Francis blieb stets an meiner Seite. Mein Zweck war mich zum Kapitain des Schiffes durchzuschlagen und ihn womöglich gefangen zu nehmen. Ich hörte seine Stimme. Aber er war von einer großen Schaar Spanier umgeben. Ich konnte ihn nicht erreichen.

Bald darauf sah ich auch Morton und ich rief ihm einen jubelnden Gruß entgegen. Ich wußte nun, daß es auch dem anderen Boote gelungen, anzulegen, und jetzt erst hielt ich unser Wagestück für gelungen, obwohl der Spanier stärker bemannt war, als ich gedacht hatte.

Doch fochten wir zu vereinzelt, und ich sah ein, daß es nothwendig sei, Ordnung in unsere Reihen zu bringen, um einen schnellen Erfolg zu erreichen. Freilich vermochte meine Stimme nicht durch das Schwertergeklirr und das Knallen der Pistolen zu dringen. Doch gelang es mir, nach und nach zwanzig Engländer um mich zu versammeln. An diesen Kern schlossen sich denn auch die Anderen an, und wir drangen nun in geschlossenen Reihen nach dem Hinterdeck, wohin die Spanier sich zurückgezogen hatten.

Jetzt war mein Zweck erreicht. Ich ließ die Kanonen auf das Hinterdeck richten, und als die Spanier meiner Aufforderung, sich zu ergeben, nicht Folge leisteten, ließ ich sogleich unter

sie feuern. Die Kugeln schienen eine entsetzliche Verwirrung angerichtet zu haben und der allgemeine Ruf: Pardon! erschallte. Ich rief ihnen auf spanisch zu, sie sollten einzeln und ohne Waffen vortreten, sonst würde ihnen eine zweite Salve zugeschickt, und der Erste, der erschien, war der Kapitain, ein schöner, stattlicher, dem Anscheine nach aber feiger Mann. Nach und nach folgten die Anderen. Einmal schienen sie zu zögern und Anstalten zum Widerstand treffen zu wollen. Sie hatten vielleicht unsere kleine Anzahl bemerkt. Aber ich ließ ihnen eine Kugel über die Köpfe schicken. Darauf stellten sie sich Alle freiwillig, und in einer Viertelstunde war die schöne Fregatte Incarnacion mit 44 Kanonen und dreihundert Mann Besatzung in unserer Gewalt, und die englische und niederländische Flagge flatterten im Sturmwinde vom Mast.

Während ich nun die nothwendigsten Maßregeln traf, die Gefangenen bewachen, die Posten besetzen ließ und namentlich den Matrosen einschärfte, ihre Schuldigkeit zu thun, denn der Sturm wüthete noch mit seiner früheren Gewalt — während dessen hatte ich keine Zeit gehabt, mich nach dem niederländischen Kauffahrer umzusehen. Ich dachte, die Mannschaft würde sich wohl von selbst melden. Da dies aber nicht geschah, so ließ ich nach verschiedenen Seiten auslugen, und man meldete mir, daß er wie ein Wrack auf den Wellen treibe. Ich gab sogleich den Befehl, ihm zu Hülfe zu eilen; gleich darauf aber hörten wir Geschrei aus einem Boote, das unserem Schiffe nahte. Es war die Mannschaft des Kauffahrers, die sich zu uns retten wollte. Wir warfen ihnen Strickleitern und Taue hinab. Aber das Boot schlug um, und nur vier Männer wurden gerettet. Ein jäher Schreck ergriff mich. Ich dachte an Mary. Vielleicht hatte sie sich auf dem Boote befunden. Vielleicht war auch John Rolfe ertrunken. Aber nein! Ich hörte seine derbe, kräftige Stimme und sah, wie er triefend und frierend, aber mit freudeleuchtenden Augen seinen Landsleuten die Hand drückte. Dann fragte er nach dem Anführer der Engländer, und man zeigte auf mich.

Er kam auf mich zu und schüttelte auch mir die Hand. Ich dankte ihm und fragte ihn, ob er John Rolfe aus St. Albans sei.

— Ja, Sir, das bin ich! erwiederte er. Und seit ich aus der Gewalt dieser verwünschten Spanier befreit bin, kann ich mich wieder mit Ehren so nennen.

— Waren Frauen bei Euch an Bord? fragte ich ihn dann so ruhig ich konnte.

— Nein, Sir! erwiederte er. Keine Frauenzimmerseele!

Ich war wenigstens etwas beruhigt, und da Catesby nicht weit von mir stand, so fragte ich nicht weiter, sondern sagte ihm nur, daß ich ihn nachher zu sprechen wünsche. Dann fuhr ich fort, die geeigneten Maßregeln zu treffen, um uns den Besitz des Schiffes und das Schiff selbst zu sichern. Denn die Anzahl der gefangenen Spanier war uns immer noch fast dreifach überlegen, und der Sturm schien uns unsere schöne Beute streitig machen zu wollen.

Seine Wuth ließ jedoch bald nach. Ich erkundigte mich bei den spanischen Matrosen, in welchem Fahrwasser wir seien. Sie wollten erst nicht recht mit der Sprache heraus. Als ich ihnen aber sagte, daß ich sie aufknüpfen lassen würde, wenn sie nicht die Wahrheit sagten, gestanden sie ein, daß wir uns in der Nähe von Ostende befänden, so nahe, daß wir sogar Gefahr laufen könnten, zu stranden.

Ich sagte ihnen, daß, wenn das Letztere geschähe, ich die gefangenen Spanier zwingen würde, auf dem sinkenden Schiffe zu bleiben, und daß ich es in die Luft sprengen würde, wenn sie uns etwa in die Nähe der spanischen Flotte führten, die möglicher Weise vor Ostende kreuzte. Sie antworteten, das Letztere sei nicht der Fall. Ich trat nun selbst zum Steuer, da ich den hinterlistigen Spaniern nicht traute, und während die ganze englische Mannschaft unter den Wachen blieb, erwartete ich den Anbruch des Morgens, der bald erfolgen mußte.

Er kam, und mit ihm legte sich der Sturm. Bald sahen wir die flache Küste von Flandern und die Festungswerke von Ostende. Die Festung befand sich, wie wir wußten, noch im

Besitz der Niederländer, sollte aber von den Spaniern belagert werden.

Ich verließ nun das Steuer und gab den Befehl, direkt auf Ostende zu segeln. Der Sturm schien die feindlichen Kreuzer verscheucht zu haben, das Fahrwasser war frei. Dann besichtigte ich die Gefangenen, deren Haltung mit dem anbrechenden Tage drohender wurde, da sie jetzt erkannten, daß sie es nur mit einer Schaar von achtzig Engländern zu thun hatten. Ich ließ jedoch die Kanonen gegen sie richten und stellte Leute mit brennenden Lunten daneben. Auch mußte mehr als die Hälfte unserer Mannschaft stets in ihrer Nähe bleiben.

Alles das that ich, nicht weil man mich zum Befehlshaber ernannt hatte, sondern weil ich sah, daß kein Einziger von den Anderen im Stande war, es zu thun. Auch erhob Niemand den geringsten Widerspruch. Die Mehrzahl nannte mich sogar Kapitain, ein Beispiel, dem auch die Anderen folgten. Und doch war ich vielleicht der Jüngste unter Allen.

Uebrigens kann ich wohl sagen, daß alle meine Gedanken darauf gerichtet waren, meine neue Pflicht würdig zu erfüllen. Ich brannte vor Begierde, mit John Rolfe über Mary zu sprechen. Aber ich ließ mir nicht die Zeit, zu ihm in die Kajüte hinabzugehen. Ich wußte, daß meine Anwesenheit auf dem Deck nöthig war, wenn wir nicht noch im Angesicht des Hafens das Schiff verlieren wollten.

Da ich den spanischen Matrosen nicht traute und das Fahrwasser nicht kannte, so ließ ich nur langsam und vorsichtig auf Ostende zusteuern. Der Sturm hatte sich fast ganz gelegt; der Wind war umgesprungen und trug nur dazu bei, die empörten Wogen zu glätten. Jetzt sah ich auch Segel in der Nähe auftauchen und glaubte zu erkennen, daß es spanische Schiffe seien. Sie waren jedoch zu fern, um uns schaden zu können. Wir waren jetzt im Angesicht von Ostende, und ich ließ das Zeichen geben, uns einen Lootsen zu schicken. Bald kamen auch trotz der bewegten See eine Menge von Booten an uns heran. Wahrscheinlich hatte man nämlich erkannt, daß unser Schiff eine Prise sei. Ich hatte die englische und niederländische Flagge über der spanischen aufhissen lassen.

Nach kurzer Zeit und nachdem wir uns an den Forts, die den Hafen deckten, so gut als möglich legitimirt hatten, gingen wir im Hafen vor Anker. Der Strand war mit Menschen, der Hafen mit Booten bedeckt. Ich schickte nun eine Gesandtschaft von fünf Engländern, den stattlichsten und vornehmsten unter der ganzen Schaar, an den Kommandanten von Ostende und ließ ihn wissen, in welcher Absicht wir gekommen seien. Das Boot wurde am Ufer mit Freudengeschrei begrüßt, und nach einer guten halben Stunde sahen wir ein Staatsboot auf uns zu rudern.

Ich hatte unsere Engländer in der besten Ordnung aufgestellt, auch die Fregatte, die im Sturm sehr gelitten, so gut als möglich auftakeln lassen und empfing die Abgesandten des Kommandanten von Ostende mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen. Vorher schon hatte ich in einer allgemeinen Berathung die Hauptgegenstände der bevorstehenden Verhandlung besprochen. Ich erklärte also den Niederländern, daß wir gekommen seien, um ihnen im Kampfe gegen die Spanier Hülfe zu leisten, und daß wir der Regierung der niederländischen Provinzen die spanische Fregatte zum Geschenk machten, da wir uns im Augenblicke des Gefechtes bereits als im Dienste der Generalstaaten betrachtet hätten.

Der holländische Hauptmann war aufs Höchste erfreut und erklärte, daß die Regierung uns mit Freuden aufnehmen und unserem Verdienste gemäß belohnen werde. Den Engländern wurden Quartiere angewiesen, die Prisengelder bestimmt, dann erfolgte die förmliche Uebergabe des Schiffes an den Kommandanten, und am Mittag landete ich mit meiner Schaar auf dem Hafendamm von Ostende. —

Wie sich voraussehen ließ, machte diese That meinen Namen in den ganzen Niederlanden bekannt und trug ihn bis nach England hinüber. Man bot mir Titel und Ehren an, aber ich lehnte sie ab, weil ich mich noch zu

jung fühlte. Der einfache Titel eines Kapitains genügte mir vollkommen, und ich habe ihn nie abgelegt. Ich behielt das Kommando über meine Engländer, die sich bald durch frische Zuzüge bis auf zweihundert verstärkten, und man gab uns das Versprechen, daß wir dem Feinde bald ins Auge schauen sollten.

Unsere Schaar erhielt ein festes Gebäude zum Quartier, doch war es jedem Einzelnen unbenommen, sich eine eigene Wohnung zu wählen, und da ich das Letztere vorzog, so miethete ich mit Sir Francis, Morton und John Rolfe ein Haus in der Nähe unseres Hauptquartiers. Daß John Rolfe mit uns zog hatte seinen Grund darin, daß ich in ihm einen braven, offenen und muthigen Kavalier fand und ihn gern um mich sehen wollte.

Treu dem Versprechen, das ich meinem Ohm und dem Grafen Pembroke gegeben, verrieth ich nichts von meinen Abenteuern in England und verhehlte sogar, daß ich Offizier bei Sir Richard Greenville gewesen, weil diese Spur leicht zu weiteren Entdeckungen führen konnte. Es gab eine große Anzahl von Engländern in Ostende, und ich konnte annehmen, daß Devilborn oder der Großschatzmeister selbst sich gewiß erkundigen würden, wer eigentlich der John Smith sei, der die spanische Fregatte genommen. Nun fürchtete ich mich wahrlich nicht vor meinen Gegnern. Aber es war immerhin möglich, daß sie mir auch hier Hindernisse in den Weg legten, die ich nicht mit meinem Schwerte und meinem guten Recht beseitigen konnte. Das wollte ich vermeiden. Auch war Catesby täglich in meiner Nähe, konnte mich also genau beobachten.

Derselbe Grund bewog mich auch, vorsichtig gegen John Rolfe zu sein, denn der junge Mann war so arglos und offenherzig, daß er wahrscheinlich Alles, was ich ihm anvertraute, ausgeplaudert hätte, ohne sich etwas Böses dabei zu denken. Ich sprach deshalb in den ersten Tagen gar nicht über seine Vergangenheit mit ihm. Länger aber konnte ich meine Ungeduld, etwas über Mary zu erfahren, nicht zügeln, und ließ ihn deshalb am dritten Abende nach unserer Ankunft in Ostende auf mein Zimmer rufen.

— Nun, Rolfe, redete ich ihn an, es scheint Euch hier in Ostende zu gefallen. Ich hoffe also, Ihr werdet bei uns bleiben.

— Gewiß, Kapitain! erwiederte er und lachte mich mit seinem offenen, freundlichen Gesicht zutraulich an. Wo könnte ich's denn besser finden, als hier? Bei meiner Ehre, ich habe hier die beste Gesellschaft, lauter Kinder aus guter Familie, keine Trunkenbolde und Gotteslästerer darunter — die Aussicht, den verdammten Spaniern nächstens ins Auge zu sehen — was kann ich mehr verlangen?

— Da habt Ihr Recht, Rolfe! sagte ich. Ihr scheint mir übrigens ein Puritaner zu sein. Ist's nicht so?

— Richtig gesehen, Kapitain! erwiederte er. In England darf man das nicht dreist sagen, aber hier hat's keine Noth. Die Niederländer sind fast alle Puritaner und ordentliche, stille Leute, die den Feiertag heiligen, nicht saufen, nicht fressen und nicht schlemmen, vernünftig beten und in die Kirche gehen.

— Und nebenbei eine derbe Faust führen! sagte ich. Man findet's aber selten, daß junge Leute wie wir Puritaner sind!*)

— Ihr seid auch einer, Kapitain! erwiederte er offenherzig. Wenn auch nicht in Worten, so doch in Thaten, und deshalb will ich bei Euch bleiben.

— Nun, das freut mich, antwortete ich ihm. Uebrigens kenne ich Eure Sekte nicht. Ich weiß nur, daß die Königin die Puritaner nicht leiden mag.

— Deshalb bin ich eben aus England fortgegangen, sagte er. Meine ganze Familie ist puritanisch, deshalb darf ich nicht hoffen, es weit zu bringen. Ich mache mir zwar nichts

*) Puritaner nannte man in England eine Sekte, die sich schon vor der Regierung Elisabeths gebildet hatte und eine größere Einfachheit und Strenge des kirchlichen Regiments verlangte, als die herrschende anglikanische Kirche gewährte. Eine Sekte derselben, die Independenten, von Brown gestiftet, und zu der auch Cromwell gehörte, bewirkte später die englische Revolution.

aus Aemtern und Ehrenstellen, aber meinen Glauben will ich offen bekennen. Und das kann ich hier.

— Seid Ihr denn allein aus England fortgegangen? fragte ich ihn.

— Nein, wir waren unserer Drei und wollten uns in Rochefort treffen, antwortete er. Woher wußtet Ihr denn eigentlich meinen Namen, Kapitain? Ihr fragtet doch damals in der prächtigen Nacht, ob ich John Rolfe aus St. Albans wäre?

— Ich habe Euren Namen gehört, erwiederte ich so aufrichtig, als mir möglich war. Man sagte, Euer Schiff wäre an der Küste gescheitert.

— Ja, das ist es auch, und eine merkwürdige Geschichte bleibt es immer, daß ich mit heiler Haut nach Ostende gekommen bin! erwiederte er. Indessen Ihr habt derlei Dinge zu Dutzenden erlebt, so jung Ihr auch noch seid, Kapitain, sonst würde ich's Euch erzählen.

— Laßt hören! sagte ich zu ihm. Es ist immer etwas Neues dabei.

— Ja, das ist wohl möglich! meinte er, in so fern, als ich beinahe gewünscht hätte, in der Gewalt der verdammten Spanier zu bleiben.

— Und warum denn das? fragte ich ihn mit unverstellter Neugierde.

— Nun, Kapitain, da muß ich etwas weiter ausholen, sagte er. Wenn's Euch Spaß macht, so sollt Ihr's wissen, obwohl ich es nicht Jedem auf die Nase binde, denn die Lady sagte mir, ich solle reinen Mund halten.

— Aha, rief ich, es ist also eine Dame im Spiele?

— Ja, Kapitain, und zwar ein sehr hübsches Frauenzimmer, bei meiner Ehre! antwortete er und erröthete dabei. Und was wirklich merkwürdig ist, sie hieß auch Smith, wie Ihr, aber Mary —

— Nun, unterbrach ich ihn lächelnd, das ist doch in England nichts Merkwürdiges!

— Nein, aber sie sagte, sie hätte einen Bruder, der hieße John, wie Ihr, Kapitain, und ich will sterben, wenn sie Euch nicht ähnlich sah!

— Das ist seltsam! sagte ich scheinbar verwundert. Aber nun weiß ich immer noch nicht, wie die Geschichte zusammenhängt.

— Das sollt Ihr jetzt erfahren, antwortete er. Hört also! Ich ritt von St. Albans nach Maldon, allein, ohne eine menschliche Seele. Es war spät Abends, oder richtiger Nacht, als ich im Walde von Theobalds, den Ihr vielleicht kennt, ein Geräusch hörte und ein Frauenzimmer fand, das vor Kälte und Nässe — sie war in einen Teich gefallen — halb erstarrt an der Erde lag. Ich fragte nicht viel, wer sie sei und woher sie käme, sondern nahm sie mit mir, denn ich hatte noch ein Handpferd bei mir, das ich in Maldon verkaufen wollte. Wißt Ihr, ich hatte so meine eigenen Gedanken über sie. Ich fand sie nicht weit von Thebbalds, und da sie meinte, sie wolle gern recht weit davon sein, und weiter gar nichts sagte, so dachte ich mir — nichts Genaues eigentlich, aber es schien mir, als wäre das wieder so einer von Lord Burleighs Streichen, und das Frauenzimmer sei aus Theobalds geflohen.

— Da könnt Ihr nicht Unrecht gehabt haben! sagte ich zu ihm, als er eine Pause in seiner bedächtigen Rede machte.

— Nun, ich fragte nicht danach! fuhr er fort. Ich ritt die Nacht ein gut Stück mit ihr, ließ ihr in einem Dorfe ein Nachtquartier geben, und am anderen Morgen sah ich, daß ich mit einem sehr ehrbaren und einem sehr hübschen Frauenzimmer zu thun habe. Wirklich, Kapitain, sie war allerliebst. Ich sehe sie noch vor mir, die großen, blauen Augen —

— Ei, Ihr seid ja ganz verliebt, unterbrach ich ihn lachend, und macht selbst ein Paar Augen, die funkeln, wie ein Paar Strandfeuer.

— Nun, sie war auch hübsch! rief er abermals erröthend. Doch das gehört gar nicht hierher. Noch mehr, sie war ein gescheites, kluges Frauenzimmer, und obwohl ich bis heut nicht erfahren, von welcher Herkunft sie war, so will ich doch darauf schwören, daß gutes Blut in ihren Adern floß.

— Als Puritaner dürftet Ihr gar nicht

schwören! sagte ich zu ihm, um meine Theilnahme zu verbergen und ihn glauben zu machen, daß mir seine Erzählung nicht gar zu wichtig sei.

— Na, so genau nehme ich's nicht! erwiederte er gutmüthig. Nur das Fluchen mag ich nicht leiden. Uebrigens, das will ich ein für alle mal sagen, hätt' ich nicht lange mit dem Mädel zusammen sein dürfen, sonst hätte sie mich meiner Lehre abwendig gemacht, denn sie war nichts weniger, als eine Puritanerin, sprach von Shakespeare, von heidnischen Göttern, von Komödien, Versen und dergleichen Dingen, die mir eigentlich ein Greuel sein mußten. Und, weiß der Himmel, ich hörte ihr so aufmerksam zu, als hörte ich den Prediger, denn sie sprach wie ein Buch. Sie hätte mich können zum Rechtgläubigen machen, Kapitain!

— Das glaube ich! rief ich lachend. Ein hübsches Mädchen kann Alles.

— Glaub's selber beinah'! meinte er treuherzig. Genug, wir kamen nach Maldon und wollten von dort nach Rochefort segeln. Dort wollte ich sie meinen Verwandten übergeben, und mit denen sollte sie nach London, ihrer Vaterstadt, reisen. Aber eigentlich, offen gesagt, wollte mir's gar nicht in den Kopf, daß wir uns trennen sollten. Kapitain, ich will's Euch gestehen, beinahe wäre ich der guten Sache abtrünnig geworden, hätt' die Niederländer kämpfen lassen, so viel sie wollten, und wäre mit ihr nach London gegangen.

— Ei nun, es kam auf das Mädchen an! sagte ich, als er mich fragend ansah und gleichsam mein Urtheil hören zu wollen schien. Uebrigens ergötzte mich seine Erzählung im höchsten Grade. Ich fand nichts natürlicher, als daß er sich sterblich in Mary verliebt hatte.

Meint Ihr, Kapitain? Ihr nehmt es ziemlich leicht, sagte er ernst. Doch hört! Wir segelten bei prächtigem Wetter von Maldon ab und konnten in ein paar Stunden in Rochefort sein. Aber, als wenn der Himmel mich für meine sündigen Gedanken strafen wolle, erhob sich plötzlich ein heftiger Wind, der bald zum Sturm wurde. Mit dem kleinen Fahrzeuge konnten wir gar nichts ausrichten. Wir arbeiteten erst nach dem Ufer hin. Aber der Wind trieb uns auf die offene See. Jeden Augenblick dachten wir, das Schiff würde untergehen. Wirklich, wenn ich daran zurückdenke, wird mir noch jetzt ganz bang zu Muthe. Es war meine erste Fahrt auf der See, und welche Fahrt! Wir mußten uns an den Mast und, als der fort war, an Taue und Bretter klammern, um nicht von den Wellen mit fortgerissen zu werden, die über das Fahrzeug fortrollten, als wäre es eben nur ein Stück Holz.

— Und wie benahm sich das Mädchen dabei? fragte ich ihn.

— Wacker! sehr wacker! rief er. Sie jammerte und weinte nicht, sondern sprach den Schiffern Muth ein. Aber was half das? Die Wellen spielten mit uns, wie die Katze mit der Maus, und bald hatten sie alle unsere Gefährten vom Deck gerissen.

— Auch das Mädchen? rief ich, bemüht, meine Aufregung zu verbergen.

— Nein, Kapitain, die hielt aus. Wie sie es möglich machte, das weiß ich nicht. Aber wir Beide waren die Letzten auf dem Fahrzeuge. So trieben wir zwei Tage auf dem offenen Meere, und als der Sturm nachließ, waren wir nicht besser daran, als vorher. Keinen Mast, kein Steuer, kein Segel, keinen Mundvorrath — nichts hatten wir, und als das noch einen Tag so fortging, waren wir Beide zum Sterben matt. Ich wenigstens hatte bereits mein Gebet gesprochen und glaubte, es würde das letzte sein. An einem Mittag aber sahen wir ein Segel, und als das Fahrzeug näher kam, erkannte ich die spanische Flagge. Das war nun wieder ein Mißgeschick, und ich wußte nicht recht, ob ich ein Zeichen machen sollte oder nicht. Zuletzt aber dachte ich an das arme Frauenzimmer und dachte, es wäre vielleicht doch besser, wenn wir uns von dem Spanier aufnehmen ließen. Auch hatte man uns schon bemerkt, und ein Boot wurde ausgesetzt, uns aufzunehmen. So machte ich denn mit den Spaniern Bekanntschaft, noch ehe ich eigentlich,

so zu sagen, von England abgereist war. Und angenehm war's mir nicht, das könnt Ihr glauben, Kapitain! Doch biß ich in den sauren Apfel und that, als wäre ich ein simpler Schiffer, sonst hätten sie mich aufgeknüpft, denn der Kapitain des Schiffes war ein rauher, finstrer, barscher Gesell, der keinen Spaß verstand. Mein ganzes Sinnen und Trachten war nun natürlich darauf gerichtet, wieder zu meinen Landsleuten oder nach den Niederlanden zu kommen. Aber dazu bot sich wenig Aussicht. Das spanische Fahrzeug war ein Kreuzer von zehn Kanonen, dazu bestimmt, holländische Kauffahrer wegzukapern, und der Kapitain, wie ich hörte, hatte gelobt, nicht eher wieder an's Land zu steigen, als bis er eine gute Prise gemacht. Das ließ aber lange auf sich warten, und wir kreuzten volle vierzehn Tage in der Straße von Calais, zwischen Holland und England, so daß mir Zeit und Weile lang wurde. Das heißt, wär's nicht auf einem Spanier gewesen, so hätte ich mich vielleicht ganz gut befunden. Denn die Spanier ließen mich mit dem Mädchen frei und ungehindert verkehren, und so lange ich mit ihr sprach, wurde mir die Zeit nicht lang. Was ich fürchtete, war nur, daß man mich irgendwo absetzen und sie zurückbehalten könne.

— Und wie benahm sich denn das Mädchen bei den Spaniern? fragte ich.

— Wieder wacker, sehr wacker! rief er. Ich merkte wohl, daß die Spanier, und namentlich der Kapitain sie zuweilen mit frechen Blicken betrachteten, aber sie schien nichts davon zu ahnen und trug den Kopf stets so stolz und hoch, daß sie Alle einen heimlichen Respekt vor ihr hatten und ihr nicht zu nahe traten. Doch dachte ich bei mir, das würde nicht ewig dauern, und wünschte oft heimlich, es möchte ein braves englisches oder niederländisches Schiff kommen und den Spanier kapern. Aber es geschah nicht, und ich machte mich schon darauf gefaßt, Zeit meines Lebens bei den Spaniern Küchenjunge spielen zu müssen — denn dazu brauchten mich die Schufte! Endlich aber, eines Mittags, hörte ich sie schreien und lamentiren, das war ein Lärm! Sie rannten hin und her, schwangen die Waffen, rückten die Kanonen zurecht, fuchtelten mit den Säbeln in der Luft und schrieen wie besessen. Der Kapitain lugte selbst aus und ich sah ein Segel auftauchen. Bald darauf aber wurden sie kleinmüthig, setzten alle Segel bei, und ich sah wohl, daß sie Miene machten, zu entfliehen. Unterdessen war das andere Fahrzeug näher gekommen, und ich erkannte, daß es ein tüchtiges holländisches Kriegsschiff sei, mit dem unser Spanier sich nicht messen konnte und wollte. In mir aber rumorte und tobte es. Ich hatte gehofft, der Spanier würde genommen werden, nun aber sah ich, daß das kleine Ding besser segelte, als der Holländer, und ihm wahrscheinlich entschlüpfen würde. Das paßte durchaus nicht in meine Rechnung, und ich überlegte, ob ich nicht über Bord springen und zu dem Holländer schwimmen solle. Es war keine Kleinigkeit, aber im Schwimmen suche ich meinen Meister. Nun aber — und das war wieder eine Hauptsache — dachte ich an das Frauenzimmer. Sollte ich die im Stich lassen? Es wollte mir nicht recht in den Kopf, und ich stritt mich lange mit mir selber herum. Zuletzt aber dachte ich: Was kannst Du ihr denn eigentlich helfen? Die Spanier thun doch, was sie wollen. Außerdem bist Du in Gefahr, wenn Du bei ihr bleibst, ein vollständiger Ketzer zu werden — denn halb war ich es schon. Es ist weit vernünftiger, wenn Du nach Holland gehst und das Schwert nimmst, anstatt Dich hier wie Simson von der Delilah fangen zu lassen. Genug, ich ging zu ihr; aber es war mir doch seltsam dabei um's Herz. Hört, Miß! sagte ich heimlich zu ihr. Da seht Ihr einen Holländer, zu dem ich hinüberschwimmen könnte, wenn ich wollte. Habt Ihr etwas dagegen, wenn ich's thue? — Nein, Sir! antwortete sie ruhig. Ihr könnt mir hier doch nichts helfen, guter Rolfe. Schwimmt hinüber, und wenn Ihr nach London kommt, so sucht meinen Bruder auf und sagt ihm, was aus mir geworden ist. — Nun, Miß, sagte ich, so lebt wohl. Möge Gott Euch schützen! — Und dann schlich ich nach dem Hinterdeck und kroch in das Tauwerk,

ohne daß Einer es sah. Aber mir war doch sonderbar zu Muthe. Ich konnte nicht fort. Immer war mir's, als müßte ich bei ihr bleiben. Zuletzt aber faßte ich mir ein Herz. Hebe dich weg, Satan! rief ich und sprang ins Meer, und das kalte Bad kurirte mich augenblicklich und im Wasser wurde ich wieder ein vernünftiger und frommer Christ.

— Also Ihr hieltet das hübsche Mädchen für den Satan? fragte ich scherzend und suchte den Schmerz zu verbergen, den mir diese Nachricht machte.

— Glaubt mir, Kapitain, sagte er ernst, ein hübsches Mädchen ist oft schlimmer als der Satan, und es war hohe Zeit, daß ich mich von ihr losmachte, sonst hätten meine Eltern am Ende erlebt, daß ich mit dem Frauenzimmer ins Schauspiel gegangen wäre oder heidnische Stücke gelesen hätte. Denn ich wäre im Stande gewesen, sie zu heirathen.

— Aber liebte sie Euch denn, Rolfe? rief ich, trotz des Kummers, den Mary's Schicksal mir verursachte, laut auflachend.

— Nein, Kapitain, antwortete er ganz verwundert. Das glaube ich nicht. Sie hat mich zwar manchmal freundlich angesehen, aber weiter nichts. Und für gewöhnlich machte sie ein Gesicht, daß ich lieber von allen anderen Dingen als von Liebe mit ihr gesprochen hätte. Doch das ist nun vorbei. Genug, ich sprang ins Wasser, ohne daß es Einer bemerkte, und nachdem ich ein paar Stunden lang geschwommen und schon verzweifelte — denn der Holländer gab die Jagd auf — kam er endlich auf mich zugesteuert und ich wurde aufgenommen. Da das Fahrzeug jedoch zum Kreuzen gegen die Spanier bestimmt war und in den ersten Wochen nicht nach Holland zurückkehrte, so ließ ich mich von einem vorüberziehenden Kauffahrer aufnehmen, von demselben, den die Fregatte in den Grund bohrte.

Er schwieg. Ich hatte den letzten Theil seiner Rede kaum gehört. Ich dachte an Mary. Sollte ich mich über die Wendung, die ihr Schicksal genommen, freuen oder betrüben? Was war besser für sie, todt oder in der Gewalt der Spanier zu sein? Ich wollte das Letztere hoffen. Rolfe hatte gehandelt, wie seine Pflicht es ihm vorschrieb. Ich konnte ihn nicht deshalb tadeln.

Er ging, nachdem wir noch über einige Dinge gesprochen, und ich schrieb sogleich einen kurzen Brief an Pembroke, worin ich ihm das Schicksal Mary's mittheilte. Ich faßte ihn so ab, daß er keinen Verdacht erregen konnte, auch wenn er in andere Hände fiel, und übergab ihn später einem verwundeten Engländer, der zur Herstellung seiner Gesundheit nach London reiste.

Bald darauf kamen Sir Francis und Morton und fanden mich noch in meiner nachdenklichen Stimmung.

— Kennt Ihr diesen Catesby, Kapitain? fragte mich Sir Francis, als wir gerade über die Ernennung einzelner Lieutenants sprachen.

— Nein, antwortete ich, doch glaube ich seinen Namen schon früher gehört zu haben.

— Ich kenne ihn, sagte Sir Francis düster, und begreife nicht, was ihn dazu bewogen, sich unserer Schaar anzuschließen. Ich besinne mich darauf, er ist Katholik und gehörte zu den eifrigsten Anhängern seiner Kirche in England. Seine Güter wurden deshalb eingezogen und er mußte flüchten. Ich begreife nicht, weshalb dieser Mann das Schwert zieht gegen seine Glaubensgenossen, die Katholiken. Ich würde es weit erklärlicher finden, wenn er auf Seiten der Spanier stände.

Ich hörte ihm aufmerksam zu und billigte seine Ansicht.

— Wir wollen ein wachsames Auge auf ihn haben, Sir Francis, sagte ich bedeutsam zu ihm. Zurückweisen können wir ihn nicht, denn bis jetzt hat er uns keinen Grund zum Tadel gegeben. Es wäre aber wohl möglich, daß er uns eine Verrätherei auf den Hals brächte. Doch wollen wir schweigen, damit er nicht ahnt, daß er beobachtet wird.

Morton versprach ebenfalls, ihn zu beobachten, und wir trennten uns. —

Ueber die folgenden Monate meines Aufenthaltes in den Niederlanden will ich ganz kurz hinweggehen. Ich unternahm mit meinem Corps

einzelne Streifzüge gegen die Spanier, und wir kehrten fast jedesmal reich an Ehre und Beute nach Ostende zurück. Es war eine Lust, diese kleine Schaar zu kommandiren, von der jeder Einzelne tapfer wie ein Löwe und einsichtsvoll wie ein Feldherr war. Ihre glänzenden Waffenthaten verschafften meinem Namen einen unverdienten Ruhm. Die Generalstaaten boten mir ein Kommando über eine Heeresabtheilung an; aber ich lehnte es ab. Ich zog es vor, mit den Engländern zu kämpfen. Doch sollte ich nicht lange auf dieser Laufbahn verharren. Ein Ereigniß, das mir und der Festung gleiche Gefahr drohte, führte bald genug eine entscheidende Aenderung meines Schicksals herbei. —

Der Spätsommer war gekommen, und schon seit einigen Wochen hatten wir Ostende nicht mehr verlassen können, da die Spanier unter der Anführung des Herzogs Albrecht die Festung umzingelt hatten und sich anschickten, dieselbe ernstlich zu belagern. Einzelne mehr oder weniger glückliche Ausfälle abgerechnet, führten wir jetzt ein ziemlich unthätiges Leben und ich fürchtete vielleicht nicht ohne Grund, daß meine Schaar durch den Müßiggang mehr leiden möge, als durch die bisherigen anhaltenden Kämpfe. Ostende war übrigens nur schlecht vertheidigt. Zwar hatte man die Festungswerke nach der Landseite zu in guten Stand versetzt; aber die Besatzung war so schwach, daß sie einem ernstlichen Sturm der Spanier wahrscheinlich erlegen wäre. Glücklicherweise hatten es die Spanier nicht möglich machen können, uns auch zur See einzuschließen, und unsere Verbindung mit England, sowie mit den übrigen niederländischen Provinzen blieb vollständig frei.

Bald sahen wir an den Belagerungsarbeiten der Spanier, daß sie entschlossen waren, die Stadt um jeden Preis zu nehmen, und es wurden dringende Bitten an den Prinzen von Oranien, den Oberbefehlshaber der niederländischen Armee, abgeschickt, uns Hülfstruppen zu senden. Wir erhielten auch das Versprechen, daß es bald geschehen solle, und zwar auf dem Seewege, dem leichtesten und sichersten. In Erwartung dieser Hülfstruppen verhielten wir uns ganz ruhig und machten selbst keine Ausfälle, um die Kräfte der Besatzung nicht zu schwächen. Die spanischen Truppen rückten jedoch immer näher und wir erwarteten in kürzester Zeit einen Sturm.

Unsere kleine Abtheilung war, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, vom Wachdienste ausgeschlossen. Wir führten also ein vollständiges Müßiggängerleben, und John Rolfe, der stets mit mir und Morton und Sir Francis zusammen war, fing bereits an, sich bitter über das heidnische Leben der Engländer zu beklagen. Doch war es schwer, unter einer Schaar von Freiwilligen, die zum Theil von vornehmer Herkunft und stets gut mit Geld versehen waren, eine strenge Mannszucht einzuführen, und ich war schon zufrieden, wenn kein gar zu großes und öffentliches Aergerniß gegeben wurde.

Es war in dieser Zeit, als ich einst gegen Abend mit Morton und Sir Francis den Strand auf und ab ging. John Rolfe war zu Hause geblieben und studirte in einer großen holländischen Bibel, die er zugleich als Uebungsbuch benutzte, um die Sprache zu erlernen. Ich sprach mit Francis und Morton über den wahrscheinlich nahe bevorstehenden Angriff der Spanier und über die Möglichkeit einer Einnahme der Stadt, falls nicht die versprochenen Hülfstruppen sehr bald einträfen. Sie waren für die nächsten Tage angemeldet. Aber wir vermutheten nicht ohne Grund, daß ihre Ankunft sich wohl noch verzögern würde.

Sir Francis sprach über diesen Gegenstand mit einer Klarheit und Einsicht, die Niemand hätte vermuthen lassen, daß derselbe Mann noch vor einem halben Jahre die Fesseln des Wahnsinns getragen hatte. Nichts in seinem ganzen Wesen verrieth mehr seinen früheren Zustand. Sein Gesicht hatte zwar stets einen ernsten, fast trüben Ausdruck. Aber es gab Stunden, in denen er auch heiter sein konnte, und nie nahm ich irgend eine Schwäche der Denkkraft oder des Urtheils bei ihm wahr. Das bewegte, kriegerische Leben hatte seine Wangen wieder gefärbt und sein Auge belebt; die Bläße der Krankheit war einem frischen, kräftigen Roth gewichen.

Sein Aussehen war stattlich und schön, und der starke schwarze Schnurr- und Knebelbart gab ihm einen energischen und kriegerischen Ausdruck, während seine große, kräftige Gestalt auf den ersten Blick Achtung einflößte. In allen Gefechten war er einer der Ersten und Tapfersten gewesen und hatte mit wahrhafter Todesverachtung gekämpft. Unter allgemeiner Beistimmung war er zum Führer der einen Abtheilung gewählt worden, und ich hatte ihm sogar den Oberbefehl über die ganze Truppe angeboten. Er hatte jedoch mein Anerbieten entschieden abgelehnt.

Was Morton anbetraf, so war er der gutmüthigste, fröhlichste und sorgloseste Mensch von der Welt, zufrieden in allen Lagen des Lebens, der Erste im Kampfe, der Letzte beim Zechgelage, dabei offen, ehrlich und unverdorben, wie ein Kind, und in dieser Hinsicht das wahre Ebenbild John Rolfe's. Dennoch lagen die Beiden stets im Streite. Morton, der in London reiche Eltern hatte, war an den leichten Ton der dortigen Stutzer gewöhnt, und der St. Paulskirchhof war sein Lieblingsaufenthalt gewesen. Er trank, schwur und fluchte auch zuweilen, guckte auch wohl nach einer hübschen holländischen Bürgerstochter, ohne daß man ihm jedoch einen ernstlichen Vorwurf machen konnte. Für John Rolfe aber war das genug, ihm stets die Epistel zu lesen und ihm die Hölle, auf die er mit vollen Segeln lossteure, in den glühendsten Farben zu malen. Morton lachte ihn aus und meinte, man sei nur einmal jung. Rolfe dagegen behauptete, man könne nicht früh genug anfangen, seine Sünden zu bereuen, und so lagen sich die Beiden stets in den Haaren. Ich glaube aber, daß sie sich nebenbei herzlich lieb hatten, und wirklich waren sie fast immer beisammen.

Wir gingen also am Strande auf und ab. Der Wind blies ziemlich stark aus Westen, und wir hörten die Wellen donnernd gegen die Hafendämme und die Festungswerke branden. Da ich nun nichts lieber sah, als die stürmisch bewegte See, so gingen wir nachher auf dem Hafendamm entlang, bis an die Nähe der äußersten Befestigungen, und sahen die Wogen im Licht der untergehenden Sonne schäumen und ferne Segel am Horizont vorüberziehen.

Während wir dort standen und sprachen, bemerkte ich eine weibliche Gestalt, die auf dem äußersten Punkte des Dammes saß, ganz allein. Ihr Kleid flatterte im Winde und der Schaum spritzte zu ihr hinauf. Sie hatte uns den Rücken zugekehrt und schien hinauszublicken auf die See. Ihrer Kleidung nach war sie keine Holländerin. Auch hatte ich bei den letzteren nie eine so schwärmerische Neigung für die See bemerkt. Ich betrachtete die einsame Gestalt deshalb mit einiger Aufmerksamkeit, wollte sie jedoch nicht durch unsere Nähe stören und blieb deshalb mit meinen Freunden in schicklicher Entfernung.

Plötzlich aber sahen wir Alle sie sich rasch erheben, die Arme ausbreiten und in das Meer stürzen. Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr uns und wir eilten Alle zu gleicher Zeit nach der Stelle, wo sie verschwunden. Ich war der Vorderste, und im Laufe warf ich Hut, Mantel und Degen ab, um sogleich zur Hülfe bereit zu sein.

Als ich am Strande des Dammes anlangte, sah ich das Mädchen — denn für ein solches mußte ich sie halten, da sie noch sehr jung war — mit den Wellen ringen. Doch drang kein Hülferuf von ihren Lippen. Sie befand sich mitten in der tosenden Brandung, die in raschen Schlägen gegen die Mauer brauste. Nach wenigen Minuten mußte sie bewußtlos und verloren sein, wenn auch die Gewalt der Wellen sie noch eine Zeit lang auf der Oberfläche erhielt. Ich besann mich also nicht lange. Ohne an die Gefahr zu denken, die mir selbst drohte, warf ich mich in das Wasser, und schon im nächsten Augenblicke hatte ich sie erreicht. Eine Sturzwelle war inzwischen über sie fortgegangen und sie war ohnmächtig geworden.

Jetzt waren auch Sir Francis und Morton am Rande des Dammes angelangt und standen unschlüssig still, da sie den Hauptzweck bereits erreicht sahen. Beide begriffen indessen sogleich, daß die größte Gefahr noch nicht vorüber sei.

Denn wie sollte ich mit dem ohnmächtigen Mädchen den Hafendamm erklimmen, der wenigstens mannshoch über die Brandung emporragte?

Auch ich sah erst jetzt ein, wie gefährlich meine Lage sei. Eine mächtige Welle warf mich gegen den Steinwall, eine zweite riß mich zurück und rollte über mich fort. Ich arbeitete mich empor und bot alle meine Kräfte auf, um nicht zum zweiten Male gegen den Damm geschleudert zu werden. Aber vergebens. Wieder riß mich eine Welle gegen die Steinwand. Diesmal bemerkte ich jedoch einen eisernen Ring in derselben, der wahrscheinlich dazu diente, Boote und kleinere Fahrzeuge an dem Damme zu befestigen. Ich ergriff ihn und hielt mich an demselben fest, während die Wellen mich schüttelten und der Schaum mir scharf und schmerzhaft ins Gesicht spritzte.

Unterdessen war Morton bereits fortgeeilt. Sir Francis blieb zurück, um mir im Nothfalle Beistand zu leisten. Diese Vorsicht war nicht überflüssig, denn ich fühlte meine Kräfte allmählich schwinden. Mit der Linken hielt ich das ohnmächtige Mädchen, mit der Rechten klammerte ich mich an den Ring, und beide Arme begannen mir nach und nach zu erstarren. Augen und Mund waren mir mit Schaum bedeckt; ich konnte kaum noch sehen. Auch das Athmen wurde mir schwer — so gewaltig dröhnten die Wogen des anwachsenden Sturmes gegen meine Brust.

— Francis! rief ich hinauf. Ihr müßt versuchen, mir ein Seil zuzuwerfen.

— Morton holt es! antwortete der Kavalier, und ich wartete nun ruhig auf die Rückkehr unseres Freundes. Das Mädchen in meinen Armen blieb bewußtlos.

Jetzt erschien Morton. Er und Francis warfen das starke Seil zu mir herab. Ich ergriff es mit der Rechten und hatte noch Kraft genug, mich einige Fuß empor zu heben. Dann ergriffen mich Morton und Francis an den Schultern und Armen und zogen mich ganz hinauf. Ich glaube, es war die höchste Zeit, denn meine Kräfte fingen an mich zu verlassen.

Wir legten das Mädchen auf die Erde. Ihr Gesicht war blaß und mit Schaum bedeckt. Doch bemerkten wir, daß sie Anstrengungen machte, die Augen zu öffnen. Morton beugte sich über sie und rieb ihr das Gesicht.

— Himmel! rief er plötzlich und hielt inne. Was ist das?

Wir sahen ihn fragend an. Seine Blicke hafteten mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens auf dem Gesichte des jungen Mädchens, dessen Wangen sich allmählich rötheten und die Farbe des Lebens annahmen. Auch mir erschien dieses Gesicht jetzt bekannt. Es war mir, als müsse ich dasselbe schon einmal, wenn auch nur flüchtig, gesehen haben.

— Ist es möglich! Ist es möglich! rief Morton noch immer ganz erstaunt und starrte kopfschüttelnd das Mädchen an.

— Was soll denn möglich sein? Wer ist es? fragte Francis.

— Still, still! flüsterte Morton. Wir werden es ja erfahren. Die Hauptsache ist, daß wir sie wohlbehalten nach Ostende bringen.

— Ja, das ist die Hauptsache, sagte ich. Und da kein Boot in der Nähe ist, so dürfte es am besten sein, wenn wir sie führen oder tragen.

Unterdessen hatte das Mädchen die Augen geöffnet und starrte uns groß an. Verwirrung, Schmerz und Furcht malten sich in den Zügen ihres feinen, lieblichen Gesichtes, das jedoch die Spuren großer Leiden und Entbehrungen trug. Als ihr Blick auf Morton fiel, schien sie sich zu besinnen und wandte dann die Augen ab. Der junge Mann murmelte immer noch vor sich hin: Himmel! Himmel! Welch ein Zufall!

Wir machten jetzt Miene, sie zu unterstützen und ihr zu helfen, aufzustehen.

— Wer sind Sie? fragte sie in englischer Sprache mit leiser Stimme, halb abwehrend, halb gewähren lassend.

— Fürchten Sie nichts, Mylady, sagte ich. Wir meinen es gut mit Ihnen.

— Und wohin wollen Sie mich führen? fragte sie, als sie jetzt zwischen mir und Morton stand, denn wir Beide hatten ihr den Arm gereicht.

— Nach Ostende; wir wissen keinen andern Ort, antwortete ich.

— Nicht nach Ostende, nein, nein! rief sie heftig und wollte sich losmachen.

— Weshalb fürchten Sie nach Ostende zurückzukehren? fragte ich sie. Wir wissen jetzt, daß sie eine Engländerin, eine Landsmännin von uns sind, Mylady, und Sie können unseres Beistandes, unseres Schutzes versichert sein!

— Ich danke Ihnen, Sir! sagte sie leise. Aber ich mag diesen Catesby nicht wiedersehen, nein, niemals. Lieber will ich Schutz bei den Wellen suchen.

— Catesby? fragte ich, während wir Alle verwundert aufhorchten. Hat Ihnen dieser Kavalier etwas zu Leide gethan? Wir sind stark genug, um Sie gegen seine Anmaßungen zu schützen, Mylady. Ich bin sein Hauptmann und Vorgesetzter und habe sogar die Pflicht, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, wenn er etwas gegen sie begangen, was der Sitte und Ehre widerspricht.

— Nein, nein! sagte sie im Tone der tiefsten Verzweiflung. Ich mag ihn nicht wiedersehen. Ich will sterben. Ich bin ein elendes Geschöpf!

Wir konnten darauf nichts erwiedern. Sie ließ sich jedoch ruhig weiter führen. Unterdessen war es Abend geworden, und als wir in die Nähe des Strandes kamen, war es bereits so dunkel, daß man die Häuser und Festungswerke nur noch als dunkle, unbestimmte Massen unterscheiden konnte.

Plötzlich aber stand sie still und machte eine Bewegung, als wolle sie sich von uns losreißen. Es gelang ihr jedoch nicht. Wir hielten sie zu fest.

— Nein, nein! Ich will ihn nicht sehen! rief sie. Da wohnt er.

Sie zeigte dabei auf das große Gebäude, das der englischen Freischaar zum Quartier diente, und das deutlich über die Umgebung emporragte.

— Mylady, sagte ich, Sie sind jetzt in unserem Schutze. Fürchten Sie also nichts! Auch werden wir Sie nicht nach jenem Gebäude, sondern nach unserer Wohnung führen, die hier ganz in der Nähe ist.

— Thun Sie, was Sie wollen, sagte sie mit matter Stimme. Aber es wäre besser, ich wäre gestorben. Ich bin ein elendes Geschöpf.

Wir führten sie nach unserer Wohnung, in der glücklicher Weise sich Niemand anders befand, als John Rolfe. Der junge Puritaner starrte uns groß an, als er uns mit dem Mädchen zurückkehren sah. Er klappte seine große Bibel zu, warf einen finsteren Blick auf das unglückliche Mädchen und sagte mürrisch:

— Hütet Euch vor den Weibern und den Fallstricken, die sie Euch legen!

— Beim Kreuz! rief Morton ärgerlich. Ich glaube, ich werde Dir zeigen müssen, Rolfe, wie ein englicher Kavalier eine Lady empfängt!

Rolfe zuckte die Achseln und murmelte einen Bibelspruch, warf aber doch einen aufmerksamen Blick auf das junge Mädchen.

Ich eilte nun sogleich zu der alten Wirthin, der das Haus gehörte, und bat sie, für unseren Schützling aufs Beste zu sorgen, aber auch darüber zu wachen, daß sie das Haus nicht ohne unsere Einwilligung verließe. Dann führte ich unsere junge Landsmännin zu ihr, und bat dieselbe, sich den Anordnungen der guten alten Frau zu unterwerfen. Sie war so kraftlos und matt, daß sie sogleich auf einen Stuhl sank und einer neuen Ohnmacht nahe schien, erholte sich jedoch bald unter den Bemühungen der Alten, und ich verließ sie nun, um Francis und Morton aufzusuchen und meine Kleider zu wechseln, denn ein heftiger Frost schürtelte mich.

Als ich nach unserem gemeinsamen Wohnzimmer kam, fand ich Morton und John Rolfe im heftigsten Streit. Der Gegenstand desselben ließ sich leicht errathen. Rolfe schalt seinen Waffengefährten einen Heiden und gottlosen Sünder, weil er es wagte, die Galanterie in Schutz zu nehmen; Morton dagegen nannte den jungen Puritaner einen fühllosen, hölzernen Burschen, einen Landjunker, eine Betschwester, und Beide waren nahe daran, ganz ernst aneinander zu gerathen, als ich dem Streit ein Ende machte.

— Ruhe! rief ich lachend. Niemand von Euch Beiden kennt das junge Mädchen. Morton weiß weder, ob sie die Blume der Schönheit und Tugend ist, noch kann der fromme Rolfe behaupten, daß der Teufel sie abgesendet hat, um uns zu verderben. Vielleicht könnte ich am besten Auskunft über sie geben, denn ihr Gesicht scheint mir bekannt, und ich muß sie irgendwo in London gesehen haben. Wie ist's denn, Morton? Auch Ihr schient ja erstaunt, als Ihr zum ersten Male ihr Gesicht saht? Kennt Ihr sie?

— Ja, Kapitain, sagte er und wurde purpurroth, ich kenne sie.

— Aha! rief Rolfe. Da hört Ihr's! Er hat mit Selbstmörderinnen und verworfenen Geschöpfen zu thun — der Heide!

— Ruhig! rief ich. Heraus mit der Sprache, Morton! Wer ist das Mädchen?

Der junge Mann blickte verlegen auf Francis und Rolfe.

— Ich bin hier in Gesellschaft eines so engherzigen Menschen, antwortete er dann zögernd, daß ich Anstand nehmen muß, mich auszusprechen.

— Seid ohne Sorge deshalb, liebster Freund! sagte ich lächelnd. Sir Francis wird Nachsicht mit Euch haben, und was unseren Kameraden Rolfe anbetrifft, so weiß ich, daß auch er den Lockungen der Schönheit nur schwach widerstanden hat. Er kann Euch keine Vorwürfe machen.

Jetzt erröthete Rolfe seinerseits und drückte sich in eine Ecke.

— Ich sagte Euch doch einmal, Kapitain, begann nun Morton, daß mich eine unglückliche Liebe aus London vertrieben habe. Der Ausdruck war eigentlich nicht richtig gewählt. Ich hätte sagen sollen, daß ich fortging, weil ich erkannte, daß der Gegenstand meiner Liebe derselben unwürdig war und daß mich der Gram darüber in die weite Welt trieb. Ich liebte das Mädchen, Kapitain, das Ihr heut aus dem Wasser gerettet.

— Nun, da haben wir's! sagte Rolfe verächtlich.

— Ich glaube, daß ich nicht Unrecht gethan habe, sagte Morton und warf einen finstern Blick auf Rolfe. Ich hütete mich, die süße Frucht der Liebe zu pflücken, weil ich den Wurm in derselben sah.

— Sehr schön! unterbrach ihn Rolfe höhnisch. Ganz wie die Heiden!

— Ich flüchtete, weil ich erkannte, daß ich nicht mit Ehren lieben konnte, fuhr Morton fort. Doch ich muß mich näher erklären. Es war einige Wochen vor unserer Abreise von London. Ich gestehe, daß ich in manchen Beziehungen ein lockerer Vogel gewesen war, aber ich hatte noch nie geliebt, noch nie einem Frauenzimmer ernstlich den Hof gemacht. Um diese Zeit aber sah ich, als ich einst in dem Garten unseres Hauses stand, an dem Fenster eines Gebäudes, das an unseren Garten stieß, ein junges Mädchen, dasselbe, das wir heut auf eine so seltsame Weise gefunden. Ich hatte nie bis dahin ein Mädchen dort bemerkt und hatte immer geglaubt, daß dieses Haus unbewohnt sei. Es gehörte zu den Gebäuden, die an den Palast des schottischen Gesandten stießen. Die Erscheinung dieses jungen Mädchens erweckte meine ganze Aufmerksamkeit. Es schien mir, als habe ich nie ein schöneres und zarteres Antlitz gesehen, und jetzt, da ich von meiner thörichten Leidenschaft geheilt bin, nehme ich keinen Anstand, zu gestehen, daß ich wie närrisch in die Unbekannte verliebt war. Zuweilen jedoch sah ich das Gesicht und die Gestalt eines jungen und sehr schönen Mannes neben ihr. Ich glaubte zuerst, es sei ihr Bruder; bald aber bemerkte ich, daß sie sich auf eine Weise herzten und küßten, die unter Geschwistern nicht üblich ist. Das gab mir einen tiefen Stich ins Herz; meine Eifersucht gegen den glücklichen Nebenbuhler war grenzenlos. Aber meine Leidenschaft für die Unbekannte wurde dadurch nicht gelöscht. Ich konnte es nicht unterlassen, in jeder freien Stunde, bei Tag und bei Nacht, nach ihrem Fenster emporzuschauen, und wie mir schien, blickte auch sie zuweilen schüchtern und holdselig zu mir nieder. Genug, ich war ein gründlich verliebter Narr!

— Das glaube ich! murmelte John Rolfe.

— Herzen von Stein und Eisen können mich freilich nicht verstehen, fuhr Morton mit einem Seitenblick auf den jungen Puritaner fort. Fühlende Herzen aber werden meine Qualen begreifen, und Niemand kann leugnen, daß der Gegenstand meiner Sehnsucht schön war. Natürlich suchte ich Erkundigungen über ihre Herkunft und ihre Verhältnisse einzuziehen. Es wollte mir zuerst nicht gelingen. Später aber machte ich die Bekanntschaft eines alten Dieners der schottischen Gesandtschaft, und von diesem erfuhr ich nun unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß das Mädchen die Geliebte eines Pagen des Königs von Schottland sei, der seinen Herrn, den Grafen Marr, nach London begleitet, hier das Mädchen entführt und in diesem einsamen Gebäude in Sicherheit gebracht habe. Ihren Namen kannte er nicht, oder wollte er nicht kennen.

— Ein Schotte? rief John Rolfe heftig. Das ist nicht wahr? Die Schotten sind gottesfürchtige Leute, fromme Puritaner und gute Christen!

— Mein lieber Rolfe, sagte ich lächelnd, es giebt unter den Schotten und namentlich unter den Pagen Schurken und Sünder so gut wie überall. Ich kann ein Liedchen davon singen!

Weiter verrieth ich nichts. Aber jetzt wußte ich, wer das Mädchen war. Ich hatte mich nicht geirrt, als ich glaubte, ihr Gesicht zu kennen. Ich hatte es nur einmal flüchtig in Whitehall gesehen. Es war die Gesellschafterin der Lady Howard, die kleine Bertha, die Geliebte Robert Carr's, des Pagen. Da ich indessen meinen Freunden diese Mittheilung nicht machen konnte, ohne zugleich die Veranlassung zu erzählen, die mich nach Whitehall geführt, so beschloß ich zu schweigen. Doch wuchs meine Theilnahme für das unglückliche Mädchen und ich war neugierig, zu erfahren, weshalb sie nach Ostende gekommen, und in welchem Zusammenhange sie mit Catesby stehe.

— Ihr werdet nun begreifen, Kapitain, sagte Morton jetzt schmerzlich, weshalb ich London verließ. Es wäre eine Schande für einen braven Kavalier gewesen, ein Mädchen zu lieben, das von einem Pagen entführt war und mit ihm zusammen lebte. Doch konnten alle meine Vernunftgründe meine Liebe nicht unterdrücken, und ich sah kein ander Heil für mich, als London zu verlassen und die Nähe des armen Geschöpfes zu meiden. Deshalb schloß ich mich dem Zuge nach den Niederlanden an. Ich bin aufs Höchste gespannt, zu erfahren, was sie vermocht hat, London zu verlassen. Sie muß sehr elend sein, sonst würde sie nicht den verzweifelten Entschluß gefaßt haben, ihrem Leben ein Ende zu machen.

— Das ist gewiß! sagte ich. Wahrscheinlich hat jener Page sie verrathen und verlassen. Doch wir werden ja hören! Vielleicht erzählt sie uns selbst ihr Schicksal, wenn sie sich erholt hat.

— Wie Kapitain? rief John Rolfe ganz erstaunt. Ihr seid doch nicht Willens, diese verworfene Kreatur auch nur einen Augenblick länger als nöthig in unserem Hause zu dulden?

— Mein lieber Freund, sagte ich, Menschlichkeit ist die erste Pflicht eines braven Kavaliers. Das Mädchen ist unglücklich, und wir dürfen nicht den Stab über sie brechen, weil sie der Verführung eines gewandten Höflings unterlegen ist. Ihr kennt ja die Bibel, Rolfe und müßt wissen, daß auch Christus Erbarmen hatte mit jenem unglücklichen Weibe!

— Der Kapitain hat Recht! rief Morton. Was hast Du darauf zu erwiedern, Rolfe?

— Nichts! antwortete der Puritaner erröthend. Ich war zu streng. Hoffentlich wird sich aber Morton mit dem Mitleid begnügen, dem einzigen Gefühle, das man einem solchen Wesen schenken darf.

— Meine Gefühle gehören mir, antwortete Morton. Uebrigens brauchst Du nichts zu fürchten. Ich bin von meiner Thorheit geheilt!

Einer von unserer Schaar, der jetzt eintrat, um mir zu rapportiren, unterbrach das Gespräch. Er meldete, daß es in der Stadt und anscheinend im feindlichen Lager ruhig sei. Außerdem seien Nachrichten eingetroffen, welche die

Ankunft der Hülfstruppen füs morgen in sichere Aussicht stellten.

Sobald er sich entfernt hatte, hielt ich es für das Beste, zu Bertha zu gehen, und noch an demselben Abend mit ihr zu sprechen, sowohl um sie über ihre jetzige Lage zu beruhigen, als auch um einige Aufklärung über ihr Schicksal zu erhalten.

Ich fand sie weinend, sehr blaß und in tiefer Trauer. Doch schienen die Bemühungen der guten alten Holländerin sie etwas beruhigt zu haben. Sie wollle aufstehen und mir entgegenkommen, aber ich bat sie, sitzen zu bleiben.

— Sir, sagte sie, ich bin erst jetzt im Stande, Ihnen zu danken. Und doch kann ich es nicht von ganzem Herzen thun. Denn ich weiß nicht, ob es nicht besser für mich wäre, wenn ich in den Wellen begraben läge.

— Mylady, sagte ich, ich weiß nicht, welcher Kummer Sie drückt. Aber wenn man so jung ist, wie Sie, so sollte man nie verzweifeln.

— Sie kennen mein erbarmenswerthes Schicksal nicht, antwortete sie seufzend, sonst würden sie anders sprechen. Es ist wahr, ich bin noch nicht siebzehn Jahr alt. Aber ich habe das Leben hassen und verachten gelernt.

— Mylady, sagte ich, ich will nicht in Sie dringen, mir Ihr Vertrauen zu schenken. Aber wenn Sie es thäten, so könnte ich vielleicht etwas dazu beitragen, ihr Schicksal zu erleichtern.

Sie schüttelte den Kopf und sah traurig vor sich hin.

— Der junge Mann, den ich heute bei Ihnen sah, ist er aus London? fragte sie dann.

— Ja, antwortete ich, und er kennt Sie. Auch ich kenne Sie, Mylady. Sie waren früher in der Gesellschaft der Lady Howard, und wurden von einem Pagen des schottischen Königs aus Whitehall entführt.

Sie starrte mich erschreckt an und Purpurröthe übergoß ihr Gesicht.

— Mein Gott! rief sie bestürzt. Wie ist es möglich, daß das Gerücht meiner Schande schon bis hierher gedrungen ist. Sollte Catesby mich verrathen haben?

— Nein, Mylady, sagte ich, ich kenne Sie schon von London her, und keiner von meinen Genossen steht mit Catesby in einem so vertrauten Verhältnisse, um seine Geheimnisse zu erfahren.

— Nun, rief sie, immer noch verwirrt und erröthend, wenn Sie bereits meinen Namen und den Anfang meines Unglücks kennen, so habe ich keinen Grund, Ihnen die traurige Geschichte meiner Verirrung zu erzählen.

— Ich errathe sie bereits, Mylady, sagte ich, als sie zögerte. Sie wurden von dem leichtsinnigen Pagen, der Sie entführte, verlassen und vergessen.

— Ja wohl, so ist es! antwortete sie, und die Thränen strömten aus ihren Augen. Ach, wie tief bereue ich den ersten Fehltritt, den ich in kindlicher Unwissenheit gethan. Aber ich bin nicht so schuldig, wie es scheint. Die Gesellschaft der Lady Howard war kein Aufenthalt für mich. Ich hörte und sah dort Manches, was mir besser verschwiegen geblieben wäre. Ich wünschte, ich hätte den Glanz des Hofes nie gesehen, mir wäre besser gewesen! Ich wäre ein thörichtes und einfaches Mädchen geblieben!

— Ich verstehe Sie, Mylady, sagte ich. Und es war ein Unglück für Sie, daß die Augen eines Menschen auf Sie fielen, der ganz dazu geschaffen war, ein so junges Herz zu verblenden und zu verführen.

— Ja, ja, Sie haben Recht, Sir! rief sie schmerzlich. Robert hatte Alles, was mich verführen und elend machen mußte. Er war schön, er war beredt, gewandt, und trotz seiner Jugend erfahren in den Künsten des Hofes. Er sah mich, und bald war es ihm gelungen, mein unerfahrenes Herz zu erobern. Der Reiz des Geheimnisses — denn er konnte mich nur selten sehen — trug dazu bei, meine thörichte Leidenschaft für ihn noch mehr zu entflammen. Er sagte mir, daß er ohne mich nicht leben könne, daß er aber nicht hoffen dürfe, mich zu besitzen, wenn ich nicht einwillige, mich entführen zu lassen. Sonst würden es meine Verwandten nie zugeben, daß ich ihn heirathe. Ich war schwach genug, es zu glauben. Ich konnte mir kein anderes Glück denken, als an seiner Seite

zu leben, und ich willigte ein, Whitehall zu verlassen.

— Sie kannten ihn nicht, sagte ich, sonst würden sie gewußt haben, daß Sie mit einem Verräther zu thun hatten.

— Ja wohl! sagte sie traurig. Es ist bitter für mich, das eingestehen zu müssen. Aber es ist die Wahrheit. Ich folgte ihm auf Treu und Glauben. Er hatte mir geschworen, daß er unmittelbar nach meiner Flucht mit mir vor den Altar treten wolle. Ich glaubte ihm. Ich glaubte ihm auch noch, als er zögerte, als er stets von den Hindernissen sprach, die sich unserer Verbindung entgegen stellten. Er wußte sich ja den Anschein zu geben, als ob er unglücklicher darüber sei, als ich selbst. Und doch hätte ich bald ahnen können, daß ich betrogen sei. Er hatte mir versprochen, daß ich fern von aller Welt leben solle, und doch führte er seine Freunde zu mir, aus deren Reden ich ersehen konnte, wie gering sie von mir dachten. Sie hielten mich für ein leichtsinniges, verlorenes Geschöpf. Ich klagte über den Grafen Marr, über Devilborn, aber er verlachte meine ängstlichen Bitten, mich vor ihren Besuchen zu schützen, und bald ahnte ich, daß er vielleicht wünschte, ich möge seinem Beispiele folgen und meine Gunst auch Anderen schenken. Ich fühlte, daß er mich nicht liebte. Das war der erste harte Schlag für mein Herz! Dann fing er an, mich zu vernachlässigen. Er kam oft Tage lang nicht zu mir, ich sah, daß er ein wüstes Leben führte. Da fühlte ich, daß auch ich ihn nicht liebte! Und doch war ich an ihn gefesselt, doch hatte ich keinen anderen Menschen mehr auf der Welt, dem ich vertrauen konnte! Von dieser Zeit an wurde meine Lage unbeschreiblich elend. Er schalt mich eine Närrin, manchmal schien auch seine alte Zuneigung zu mir zu erwachen, aber daß er nicht an eine Verbindung mit mir denke, sah ich wohl ein, und ich wußte nicht, ob ich darüber trauern solle, denn ich fühlte, daß ich mich in ihm getäuscht hatte. Später sah ich ihn oft Wochen lang nicht und litt den bittersten Mangel. Ich war entschlossen, zu Lady Howard zurückzukehren. Aber ich fürchtete ihren stolzen Charakter, es war möglich, daß sie mich verstieß und verhöhnte — diesen Gedanken konnte ich nicht ertragen. So war ich denn gezwungen, zu bleiben. Vor ungefähr vierzehn Tagen verließ er mich, um wie er sagte, nach Schottland zum Könige zu reisen. Ich zweifle daran, ob er die Wahrheit sagte. Bald darauf erhielt ich einen Brief, der in den liebevollsten Ausdrücken geschrieben war und noch einmal mein Herz rührte. Er bat mich, nach Ostende zu reisen, wohin ihn ein Auftrag seines Königs geführt habe und wo er längere Zeit bleiben müsse. Ich glaubte ihm. Was sollte ich auch Anderes thun, als ihm folgen? Er hatte mir Reisegeld geschickt und geschrieben, daß ich mich, falls er gerade nicht in Ostende anwesend sei, an seinen Freund Catesby wenden solle.

Hier schwieg sie und ihr Gesicht nahm den Ausdruck des Zorns und der Verachtung an.

— Seinen Freund nannte er diesen Elenden! fuhr sie dann fort. Ja, ich glaube es. Sie gleichen sich Beide an Verworfenheit. Genug, ich reiste nach Ostende. Ich kam hier an. Catesby empfing mich. Ich fragte nach Robert. Er sagte mir, daß er noch nicht angekommen sei, daß er aber vielleicht eintreffen würde. Ich erschrak. Doch dachte ich noch nicht an das Schlimmste. Schon an demselben Tage aber ahnte ich die ganze schreckliche Wahrheit. Catesby behandelte mich, wie die Verworfenste meines Geschlechts und aus seinen Reden konnte ich abnehmen, daß Robert nie daran gedacht habe, nach Ostende zu kommen, und daß Catesby dazu ausersehen sei — seine Stelle bei mir zu vertreten! Ach, Sir, denken Sie sich meine Lage! Allein, in einer fremden Stadt, fern von meinem Vaterlande, anheimgegeben der Unverschämtheit eines Menschen, der meine Thränen verspottete, und meinen Schmerz Verstellung schalt — ich war in der bittersten Verzweiflung. Drei Tage lang kämpfte ich mit mir selbst. Ich sah keinen Ausweg mehr vor mir, keinen Pfad, der mich zur Tugend, zur Ehre zurückführen konnte! Catesby's Betragen gegen mich wurde mit jedem Tage beleidigender

— ich beschloß zu sterben und ich hätte meinen Entschluß ausgeführt, hätten Sie mich nicht davon abgehalten!

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte laut. Ich war aufs Tiefste bewegt. Ich empfand die wärmste Theilnahme für das arme unglückliche Mädchen, das ein Opfer desselben Menschen geworden war, der auch mich an den Rand des Verderbens geführt hatte. Doch wie sollte ihr geholfen werden? Hier in Ostende, wo das Kriegshandwerk herrschte, war kein Ort für sie. Das Einzige, was ich für sie thun konnte, war, sie nach London zurückzuschicken, und dem Schutze meines Oheims oder des Grafen Pembroke anzuvertrauen.

— Mylady, sagte ich, ich begreife jetzt die Gründe, die Sie zu einem so verzweifelten Entschluß treiben konnten. Doch kann ich sie nicht billigen. Sie sind verirrt, verführt, aber nicht schuldig, und wenn Ihr Herz, Ihr Gewissen Sie frei spricht, so dürfen Sie nicht verzweifeln. In Ostende dürfen Sie nicht bleiben. Zwar habe ich Macht genug, um Sie vor Catesby zu schützen —

— Nein, nein! unterbrach sie mich heftig. Fort von hier. Die Nähe dieses Menschen ist mir verhaßt, Ich mag die Luft nicht athmen, in der er lebt!

— Sie haben Recht, Mylady, sagte ich. Sie müssen also nach England, nach London zurückkehren.

— O Gott, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, ich habe keine Freunde, keine Verwandten mehr dort.

— So werde ich Ihnen neue Freunde schaffen, die vielleicht besser sind, als die alten, sagte ich. Es kommt nur auf Ihren Willen an.

— O, Sir, sagte sie und sah mich schmerzlich fragend an. Wollen Sie sich wirklich einer so tief Gefallenen annehmen? Thun Sie es nicht. Lassen Sie mich meinen Weg gehen. Es ist vielleicht besser so.

— Ich würde es nie mit meinem Gewissen vereinigen können, erwiederte ich, wenn ich ein hülfloses und unglückliches Mädchen verließe. Wenn Sie bei Lady Howard waren, so kennen Sie auch gewiß den Grafen Pembroke?

— O gewiß, Sir, antwortete sie. Es ist der Bruder der Lady.

Diese Nachricht war mir neu. Und doch hätte ich längst wissen können, daß der Graf in einem solchen Verhältnisse zu der Lady stand. Nur der Zufall hatte mir diese Entdeckung bis jetzt vorbehalten können. Sie gab mir übrigens die Erklärung zu Manchem, was mir bis jetzt räthselhaft gewesen war.

— Nun wohl, sagte ich, Graf Pembroke ist mein Freund, und wenn ich ihn bitte, sich Ihrer anzunehmen, so wird er es thun.

— Glauben Sie? fragte sie zweifelnd. Ich habe ihn lieb, er ist nicht so stolz, wie seine Schwester, aber er thut selten etwas, ohne sie um Rath zu fragen. Und Lady Howard, glaube ich, ist mir nicht gewogen.

— Lassen Sie mich nur machen, sagte ich. Sie sollen gar nicht mit Lady Howard in Berührung kommen, wenn es nicht Ihr Wille ist. Ein Brief von mir an Graf Pembroke wird genügen, Ihnen ein sicheres Obdach bei einem unserer gemeinsamen Freunde, einem alten schlichten Bürgersmann, zu gewähren. Ich wünsche sogar, daß nur der Graf es erfährt, daß ich mich Ihrer angenommen, und daß Sie mit Niemand anders darüber sprechen.

— Ich weiß nicht, ob ich so viel Aufopferung Ihrerseits verdiene, Sir, sagte sie traurig. Mich fesselt nichts mehr an das Leben. Alles, was ich wünsche, ist die tiefste Einsamkeit und Zurückgezogenheit. Wäre ich Katholikin, so würde ich in den Mauern eines Klosters Vergessenheit und ungestörte Reue suchen. Doch will ich Ihre großmüthige Hülfe nicht zurückweisen. Vielleicht kann ich noch irgend einem Menschen auf Erden nützlich sein.

— Gewiß, sagte ich. Ein so junges Leben darf der Welt nicht verloren gehen. Sie sollen einen alten Mann pflegen und unterstützen, der in kurzer Zeit Alles verloren hat, was ihm auf Erden lieb war. Aber noch einmal muß ich Sie bitten, Mylady, über Alles, was ich Ihnen anrathe, das tiefste Schweigen zu beobachten

Meine Sicherheit hängt davon ab. Gewichtige Gründe nöthigen mich zu dieser Bitte.

— Es bedarf nicht mehr, um mir ewiges Schweigen aufzuerlegen, Sir! antwortete sie.

— Und nun Ihr Name, Mylady? fragte ich, während ich an einen Tisch ging, um sogleich den Brief an Pembroke zu schreiben. Ich kenne ihn nicht genau.

— Bertha Herbert, antwortete sie.

— Dann sind Sie wohl selbst mit dem Grafen verwandt? fragte ich.

— Ja, erwiederte sie. Ich stamme aus einer Nebenlinie, deren letztes und einziges Glied ich bin. Deshalb hatte mich Lady Howard zu sich genommen.

Ich schrieb nun einen kurzen Brief an den Grafen, in welchem ich ihn bat, sich des unglücklichen Mädchens anzunehmen und je nach dem Willen desselben Lady Howard um ihre Verwendung zu ersuchen, oder Meister Brown zu bitten, ihr Wohnung und Schutz zu gewähren, wo möglich auch den schurkischen Pagen zur Rechenschaft zu ziehen. Ich ließ sie den Brief lesen und bat sie, das nöthige Reisegeld von mir als ein Darlehen anzunehmen. Sie war tief bewegt. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie ergriff meine Hand und ihre Stimme zitterte heftig, als sie mir dankte. Dann brach sie in ein heftiges Schluchzen aus, und es gelang mir erst nach längerer Zeit, sie zu beruhigen.

— Wenn Sie mit dem Kavalier sprechen, der Sie heut begleitete, ich meine den jüngeren, sagte sie dann bedeutungsvoll, so erzählen Sie ihm die traurige Geschichte meines Lebens. Ich mag nicht, daß Jemand mich für besser halte, als ich bin.

Ich verstand, was sie sagen wollte. Die Gefühle Mortons waren ihr nicht verborgen geblieben, und da auch ich es für das Beste hielt, Morton vor dem Rückfalle in eine Leidenschaft zu schützen, die das junge Mädchen meiner Ansicht nach für jetzt nicht erwiedern konnte, so versprach ich ihr, Morton Alles mitzutheilen. Doch bemerkte ich wohl, daß sie erröthete, als ich agte, ich hielte dies für nothwendig, und ich schloß daraus, daß Morton vielleicht einen tieferen Eindruck auf sie gemacht, als sie sich selbst gestehen wollte.

— Und werden Sie im Stande sein, mich, so lange ich noch hier bin, vor dem verhaßten Anblick dieses Catesby zu schützen? fragte sie mich dann.

— Gewiß, Mylady, antwortete ich. Sie haben nicht nöthig, dieses Zimmer eher zu verlassen, als bis Sie nach London zurückkehren. Außerdem bin ich der Vorgesetzte und Hauptmann Catesby's, und wären nicht Gründe vorhanden, die mich nöthigen, die größte Vorsicht zu gebrauchen, so würde ich ihn wegen seines unritterlichen Betragens gegen Sie, Mylady, zur Rechenschaft ziehen.

— So sind Sie vielleicht der Anführer der englischen Freischaar, fragte sie, dessen Heldenthat bei der Ankunft in Ostende so großes Aufsehen in England machte. Ihr Name ist John Smith, nicht wahr? Robert brachte mir ein fliegendes Blatt, in welchem die Eroberung der spanischen Fregatte beschrieben war. Devilborn war gerade zugegen, und Robert meinte, er kenne Sie, Sie wären wahrscheinlich ein Freund von ihm. Und in der That, wenn ich mich besinne, waren Sie es nicht, der Robert begleitete, als er mich entführte?

— Das ist ein Irrthum, Mylady, sagte ich, beunruhigt von der Möglichkeit einer Entdeckung, trotz meiner bis jetzt angewandten Vorsicht. Was sagte Devilborn darauf?

— Er meinte, es sei wohl möglich, aber er glaube es nicht, antwortete sie.

— Dann hat er Recht gehabt, sagte ich. Ich kenne den Pagen nur flüchtig dem Namen nach, und weiter Niemand von seinen Bekannten. Freilich ist mein Name John Smith, aber ich theile ihn mit Vielen. Dagegen ist es richtig — fügte ich lächelnd hinzu — daß ich die spanische Fregatte wegnahm und der Anführer der englischen Freischaar bin.

— Und gehört Catesby auch zu dieser Schaar? fragte sie, und ich sah, wie ihr Gesicht plötzlich einen ganz anderen, ernsten und überraschten Ausdruck annahm.

— Ja wohl, erwiederte ich, obwohl er ein Katholik ist.

— Dann ist er ein Verräther! rief sie, indem sie aufsprang und mit allen Zeichen des Schreckens auf mich zueilte und meine Hand ergriff.

— Sie können Recht haben, sagte ich und verbarg meine Theilnahme. Aber worauf gründen Sie Ihren Verdacht?

— Bei Gott, er ist ein Verräther! rief sie in der größten Aufregung. Und erst jetzt denke ich daran, es Ihnen zu sagen! Ihr Leben, das Leben meines Retters ist in Gefahr, so wie die Sicherheit dieser Stadt!

— Mylady, sagte ich ernst, sprechen Sie ruhiger. Was Sie hier sagen, ist für mich von der größten Wichtigkeit. Wenn Sie etwas wissen, was die Sicherheit der Stadt oder der Besatzung gefährden könnte, so ist es Ihre Pflicht, mir dasselbe ohne Hehl und Zaudern mitzutheilen.

— Gut, Sir, sagte sie, etwas ruhiger werdend, ich will Ihnen sagen, was ich weiß. Es giebt in der Freischaar oder unter der Besatzung einige Spanier. Catesby verkehrte viel mit ihnen, wie es mir aber schien, ohne daß seine Genossen es bemerkten. Da er wahrscheinlich glaubte, daß ich die spanische Sprache nicht verstehe, so sprachen sie in dem Zimmer, das an das meine stieß, oft ganz laut und deutlich. Sie werden es begreifen, Sir, daß ich in der trostlosen Lage, in der ich mich befand, wenig auf Gespräche hörte, die kriegerische Maßregeln betrafen. Ich weiß nur, daß sie gestern und vorgestern viel von den spanischen Belagerungstruppen, von der Ankunft der Hülfstruppen und von einem Angriff sprachen. Heut Mittag jedoch schienen sie etwas sehr Wichtiges zu verhandeln. Sie sprachen leiser und geheimnißvoller als sonst. Doch konnte ich Alles deutlich hören und ich besinne mich jetzt auf den Gegenstand der Unterredung. Der eine Spanier sagte, daß man die Ankunft der Hülfstruppen für morgen erwarte und also noch in dieser Nacht handeln müsse. Er habe bereits einen heimlichen Boten an den feindlichen General geschickt und ihm anzeigen lassen, daß Alles bereit sei. Um Mitternacht solle der Plan ausgeführt werden. Er und sein Freund, so wie Catesby und noch einige Genossen sollten die Wache in einem Thurme übernehmen und durch die Pforte desselben die Feinde einlassen, bis sie stark genug wären, das nächste Thor zu überrumpeln. Mehr habe ich nicht verstanden. Es wurde auch nicht mehr verabredet. In meiner Verzweiflung dachte ich wenig daran, daß es in meiner Macht stand, die Stadt zu retten. Ich vergaß es, und ohne Ihre Dazwischenkunft wäre das Geheimniß mit mir in den Wellen begraben.

— Um Mitternacht? rief ich auf's Höchste bestürzt und sah nach der Uhr. Elf war bereits vorüber. Ich gestehe, daß mich meine Besonnenheit einen Augenblick verließ, als der Gedanke der entsetzlichen Gefahr, in der die Stadt schwebte, mir vor die Seele trat. Dann aber war ich entschlossen, zu handeln.

— Ich danke Ihnen für diese Nachricht, Mylady! rief ich. Sie wiegt Alles auf, was ich für Sie gethan habe und thun könnte. Leben Sie wohl. Wenn ich morgen noch lebe, dann mehr! Sie verlassen dieses Zimmer nicht. Die Vorsicht gebietet es. Auf Wiedersehen!

Ich eilte fort. Ich einem Augenblick war ich in unserem gemeinschaftlichen Zimmer. Sir Francis und Rolfe schliefen bereits. Morton saß auf einem Stuhl. Wahrscheinlich hatte er meine Rückkehr erwarten wollen.

— Weckt Francis und Rolfe! rief ich ihm zu, während ich meine Pistolen, Hut und Mantel ergriff. Dann folgt mir Alle nach unserm Hauptquartier, in der größten Eile, aber ohne Lärm und Aufsehen zu erregen. Die Stadt ist in Gefahr. Fragt nicht lange. In spätestens fünf Minuten müßt Ihr bei mir sein!

Morton starrte mich an, aber ich eilte bereits aus dem Zimmer. Das Hauptquartier war nur wenige Schritte von unserer Wohnung entfernt. Alles schlief bereits, die Wache ausgenommen. Ich gab mir den Anschein der Ruhe und that, als ob ich nur eine Runde vornehmen wolle. Aber das Herz schlug mir und der Boden brannte mir unter den Füßen.

— Wo ist Catesby? Weißt Du es vielleicht? fragte ich die Wache.

— Ich hörte davon, daß er ein paar Freunden Gesellschaft leisten wolle, die draußen auf dem einsamen Thurme Wache stehen, antwortete er.

Ich eilte in den großen Saal, in dem die Mehrzahl meiner Krieger schlief. Ein kleinerer Theil wohnte in der Nähe. Doch konnte ich in kurzer Zeit über hundert Mann zur Verfügung haben.

Ich schlug auf die Trommel, die im Saal stand. Die Schläfer fuhren auf, und als sie mich erblickten, sprangen sie bestürzt aus den Betten.

— Zu den Waffen! rief ich den Schlaftrunkenen zu. In fünf Minuten müßt Ihr zum Kampfe fertig sein! Dann wird Sir Francis Hackew Euch kommandiren. Das Schicksal der Stadt hängt von Euch ab!

Sie waren daran gewöhnt, meinen Befehlen zu gehorchen, und Alle eilten sich anzukleiden und zu bewaffnen. Jetzt sah ich auch meine drei Freunde in den Saal treten. Sir Francis und Rolfe waren vollständig bekleidet und gewaffnet.

— Sir Francis, flüsterte ich dem Kavalier zu, ich übertrage Euch das Kommando dieser Schaar. Ihr werdet sie schweigend aber in der größten Eile nach dem einsamen Thurm führen. Sobald Ihr von dort her einen Schuß hört, laßt Ihr Alarm schlagen, aber nicht eher. Ein Paar Leute, die Ihr zurücklaßt, sollen die Uebrigen von unserer Schaar wecken.

— Gut, Kapitain! sagte er, und ohne weiter zu fragen, trat er mitten in den Saal, um sogleich das Kommando zu übernehmen.

Ich selbst zog Morton und Rolfe und den wachthabenden Krieger mit mir fort. Welche Absicht ich eigentlich hatte, wußte ich selbst nicht genau. Die Hauptsache schien mir zu sein, dem verrätherischen Plane Catesby's und der Spanier zuvorzukommen und das war nicht leicht, denn der einsame Thurm lag an der äußersten Grenze der Befestigungen, und Mitternacht war nahe. Es wäre zwar ein Leichtes gewesen, die Besatzung durch Lärmschüsse zu alarmiren. Aber ich fürchtete, daß dann auch die Spanier einen rascheren Angriff wagen würden. Auch handelte es sich darum, Catesby der Verrätherei zu überführen und ihn zu entlarven, auch wo möglich den Spaniern einen bedeutenden Verlust zuzufügen. Deshalb gebot ich Schweigen.

Mit Morton und Rolfe eilte ich nun durch die finsteren Straßen von Ostende. Unser Weg führte uns an dem Hauptquartier vorüber. Ich eilte zu dem wachthabenden Offizier und theilte ihm mit, daß es sich um eine Verrätherei handle, die in größter Stille vereitelt werden müsse. Ich bat ihn, sogleich einen Theil der Besatzungstruppen so geräuschlos als möglich zusammenrufen zu lassen und nach den äußeren Befestigungswerken zu schicken. Er schien mir keinen rechten Glauben beizumessen und sagte, daß man in der ganzen Nacht keine verdächtige Bewegung bemerkt habe, traf jedoch die nöthigen Anordnungen. Ich eilte weiter.

Der einsame Thurm lag, wie erwähnt, auf der äußersten Grenze der Festungswerke und bildete mehr einen Wacht-, als einen Vertheidigungsposten. Der Weg dahin führte über mehrere Gräben und Brücken, durch Schanzen und Abtheilungen des Heeres, die im Freien lagerten. Ich benachrichtigte die einzelnen Führer von der drohenden Gefahr. Dadurch, und bei dem Niederlassen der Zugbrücken ging viel Zeit verloren. Es mußte Mitternacht sein, als ich den einsamen Thurm schwarz und düster in die Nacht emporragen sah. Einige Offiziere hatten sich mir angeschlossen. Ich bat sie, die größte Ruhe zu beobachten, und schickte einen von ihnen ab, um die Besatzung des nächsten Thores von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen und zu verstärken.

In dem einsamen Thurm befand sich eine kleine Thür, die auf einen Graben führte. Wahrscheinlich sollten die Spanier durch diese eingelassen werden. Ich erstieg deshalb den Wall, um einen vorsichtigen Blick auf diesen Theil des Grabens zu werfen. Zu meinem Schrecken sah ich drüben bereits die schwarzen Reihen feindlicher Söldner. Eine Brücke war

über den Graben geschlagen. Soldaten überschritten dieselbe schweigend und geräuschlos. Der einsame Thurm mußte bereits mit Spaniern angefüllt sein.

Ich eilte zurück. Ich war entschlossen, mit meinen Begleitern in den Thurm zu dringen und die Spanier dort so lange aufzuhalten, bis Hülfe herbeigekommen wäre. Das Pistol in der einen, den Degen in der anderen Hand trat ich in den Thurm. Das Innere desselben war dunkel, aber ich hörte ein Summen und Surren, wie von vielen Stimmen. Ohne mich lange zu besinnen, schoß ich in die Dunkelheit hinein. Bei dem flüchtigen Blitze desselben sah ich eine Menge von Bewaffneten. Unmittelbar darauf schoß Rolfe sein Pistol nach Außen ab, um die Zurückgebliebenen zu benachrichtigen.

Jetzt folgte eine Scene voll der furchtbarsten Verwirrung. Ich kann die Einzelnheiten derselben nicht beschreiben, da ich nur an meine eigene Vertheidigung dachte. Auch weiß ich überhaupt nicht viel von dem Kampfe, der nun folgte. Eine Menge Schüsse wurden auf mich abgefeuert. Doch traf nur einer, leider in den rechten Arm. Ich achtete indessen wenig darauf. In der Dunkelheit fochten wir gegen die Spanier, die uns aus der Thür drängen wollten. Ob draußen schon der Kampf begonnen, konnten wir nicht hören. Dann wurde es hell. Die Spanier hatten einige Holzstücke im Thurm angezündet. Bald darauf hörte ich die Kanonen in der Nähe donnern. Doch wurde ich mit meinen Begleitern zurückgedrängt. Plötzlich wichen jedoch die Spanier. Ich hörte die Kommandoworte ihrer Führer, die den Rückzug befahlen. Mit Rolfe drang ich auf die Fliehenden ein. Catesby war unter ihnen. Ich wollte ihn erreichen. Wir wagten uns bis an den Graben. Da traf mich eine Kugel in die Brust, auch Rolfe sah ich sinken. Besinnungslos taumelte ich nieder.

Als ich wieder zur Besinnung kam, dämmerte der Morgen. Rings um mich sah ich Spanier. Neben mir war Rolfe. Er richtete sich auf, als er mich die Augen öffnen sah. Er hatte ein Tuch um den Kopf.

— Wo sind wir? fragte ich ihn. Ist Ostende genommen?

— Nein, antwortete er traurig. Die Stadt ist gerettet. Aber wir sind in der Gewalt der Heiden. Wir sind gefangen! — — —

Ich will über die folgenden Ereignisse kurz hinweggehen. Wir genasen allmählich von unseren Wunden, obwohl sie nicht unbedeutend waren, und die Spanier behielten uns lange Zeit in ihrem Lager vor Ostende, ohne über uns als Kriegsgefangene abzuurtheilen, oder uns, wie wir baten, gegen spanische Gefangene auszuwechseln.

Es hatte das seinen guten Grund. Man wußte, daß ich es gewesen, der den Ueberfall vereitelt hatte, und obgleich mein Verdienst dabei ein sehr geringes war, so schrieb man mir doch alle Schuld zu. Der Anführer der spanischen Truppen befragte mich persönlich über die Art und Weise, wie ich die Verschwörung entdeckt habe. Ich antwortete ihm jedoch ausweichend, da ich keinen Grund einsah, einen spanischen General mit meinen Verhältnissen vertraut zu machen. Ich hoffte, man würde mir Catesby gegenüberstellen. Aber es geschah nicht. Ueberhaupt sah ich ihn im spanischen Lager nie wieder und ich hörte, daß er mit irgend einer Botschaft nach Spanien geschickt worden sei.

Der Herbst kam und unser Schicksal war noch nicht bestimmt. Eines Tages jedoch wurde mir und Rolfe anbefohlen, uns einer Reiterschaar anzuschließen, die nach dem Süden zog, und bald hörte ich aus den Reden der uns bewachenden Söldner, daß wir graden Wegs nach Spanien geschickt werden sollten. Da es eine Seltenheit war, daß Engländer gefangen wurden, und da man meiner Person eine Wichtigkeit beilegte, die ich nicht verdiente, so sollte unsere Aburtheilung in Spanien selbst vollstreckt werden, um dem spanischen Volke das ergötzliche Schauspiel der Hinrichtung zweier gefangenen Engländer zu gewähren. Die Spanier sprachen sogar davon, daß wir als Ketzer verbrannt werden sollten.

Das war keine sehr tröstliche Aussicht und

ich überlegte Tag und Nacht, ob es nicht möglich sei, zu entfliehen, noch ehe wir das Schiff bestiegen, das uns nach Spanien führen sollte. Wir waren jedoch so gut bewacht, daß ein Fluchtversuch eine Unmöglichkeit schien, und der Hauptmann des Zuges schien besondere Ordre zu haben, uns nie außer Acht zu lassen.

Es war am Mittag des letzten Tages. Am Abend sollten wir in einem Hafen eintreffen und am folgenden Tage zur See nach Spanien befördert werden. Ich hatte mich schon in mein Schicksal ergeben, das heißt, ich hoffte immer noch, daß ein englisches oder niederländisches Kriegsschiff den Spanier, der uns weiter führen sollte, kapern würde. Wir hatten Halt gemacht und die Ration für den Mittag wurde vertheilt. Große Vorsichtsmaßregeln traf man nicht, da diese Gegend ganz in den Händen der Spanier war und man keinen Ueberfall zu befürchten hatte.

Plötzlich jedoch hörten wir Pistolenschüsse und der ganze Zug gerieth in Bewegung. Hinter einem Hügel hervor brach eine Schaar Reiter, voran ein Standarte mit den französischen und niederländischen Farben. Die Schaar war klein, sprengte aber die Spanier in wenigen Minuten auseinander. Unsere Wächter flohen, nachdem sie einige Pistolenschüsse auf uns abgefeuert, die nicht trafen, und fast ehe wir uns noch besinnen konnten, waren wir von französischen Reitern umringt und befreit.

Ein schöner, stolzer, noch sehr junger Reiter sprengte an uns heran und fragte in französischer Sprache nach unserem Namen und Stande. Die Antwort, die ich ihm gab, machte ihn sehr höflich. Er sagte mir, daß er meinen Namen bereits kenne, und daß er sich freue, mir diesen Dienst geleistet zu haben. Ich dankte ihm in den wärmsten Ausdrücken.

Unser Befreier, der Anführer der französischen Schaar, war ein junger Edelmann aus Languedoc und hieß Montbar. Der Waffenruhe müde, die in Frankreich herrschte, aufgezogen im Hasse gegen die Spanier, mit denen Heinrich der Vierte so ruhmvolle Kriege geführt, hatte er eine Schaar von französischen Kavalieren und Kriegern um sich versammelt, um den Niederländern zu Hülfe zu ziehen. Unsere Befreiung war seine erste Waffenthat, und er hoffte, siegreich durch die Reihen der Spanier zu dringen und das Heer des Prinzen von Oranien zu erreichen.

Ich fand den Plan etwas kühn, denn seine Schaar bestand aus kaum hundert Reitern. Dennoch schloß ich mich mit Rolfe ihm sogleich an. Gleiche Absichten, gleiche Gesinnung, gleicher Haß gegen die Spanier machten uns bald zu Freunden. Montbar besaß alle Eigenschaften eines liebenswürdigen französischen Kavaliers. Sein Haß gegen die Spanier aber übertraf den meinen bei Weitem und artete in Grausamkeit aus. Er schonte selbst die wehrlosen Gefangenen nicht, und ich mußte oft meine ganze Ueberredungsgabe aufbieten, um die Frauen und die Kinder spanischer Soldaten vor seinem Racheburste zu retten. Rolfe war darin mit ihm einverstanden. Der sonst so gutmüthige Puritaner kannte ebenfalls in seinem Hasse gegen die Spanier, die er Heiden nannte, keine Grenzen. Sonst war er nicht gut auf Montbar zu sprechen, weil derselbe etwas locker in seinen Sitten war, hübsche Frauen, Wein und Würfel liebte.

Montbar sah übrigens bald ein, daß er sich geirrt hatte. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, mitten durch die spanische Armee zu dringen. Wir mußten mehrere heftige Scharmützel bestehen, in denen Montbar die Hälfte seiner Leute verlor, und als wir nichtsdestoweniger fortfuhren, die Transporte der Spanier anzugreifen und zu plündern, schickte man eine starke Reiterabtheilung gegen uns ab, die uns mehr als zehnfach überlegen war. Wir bestanden ein hitziges Gefecht. Dann wurden wir über die französische Grenze zurückgeworfen. Montbar gab seinen Plan auf, und ich reiste mit ihm und Rolfe nach Paris.

Dort blieben wir fast den ganzen Winter über, zum großen Leidwesen Rolfe's, der täglich darüber jammerte, daß die Welt viel schlechter sei, als er geglaubt habe. Ich schrieb an Francis und Morton nach Ostende, so wie an

meinen Oheim nach London. Francis schickte mir meine Baarschaft aus Ostende und schrieb mir, daß Morton das junge Mädchen nach London begleitet habe. Mein Oheim übersandte mir eine beträchtliche Summe, benachrichtigte mich, daß Bertha Herbert bei ihm wohne und ihm sehr lieb geworden sei, und bat mich dringend im Namen des Grafen Pembroke, noch nicht nach London zurückzukehren, da Devilborn mächtiger als je sei und einzelne Anzeichen darauf hindeuteten, daß er mich noch nicht vergessen habe. Auch Rolfe erhielt eine beträchtliche Unterstützung aus St. Albans, und wir sahen uns nun in den Stand gesetzt, ganz nach Belieben über unsere nächste Zukunft zu bestimmen.

Ich wäre gern nach Spanien gegangen, um etwas über Mary's Schicksal zu erfahren. Rolfe aber war nicht zu bewegen, mich zu begleiten, und auch ich fürchtete, dort auf gefährliche Hindernisse zu stoßen. Nach Ostende und den Niederlanden wollte ich nicht zurückkehren, da mir der Krieg dort zu langsam geführt wurde. Rolfe fand endlich ein bestimmtes Ziel. Er war mit einem jungen Franzosen bekannt geworden, der nach Ungarn gehen wollte, um dort gegen die Türken zu kämpfen, und die unruhige Seele des jungen Puritaners wurde von dem Gedanken, gegen die Ungläubigen, die wirklichen „Heiden", zu kämpfen, so mächtig eingenommen, daß Nichts ihn mehr zurückhalten konnte. Auch mich reizte die Aussicht, in jenen Kämpfen, die wegen ihres wilden und abenteuerlichen Charakters berühmt waren, Ehre und Ruhm zu erwerben. Bald fand sich eine kleine Schaar von jungen Franzosen zusammen, die uns begleiteten, und im Februar des Jahres 1602 traten wir unseren Zug durch Deutschland nach Ungarn an. In Ungarn selbst kämpfte der Erzherzog Maximilian mit italienischen und spanischen Hülfstruppen gegen die Türken. Eine solche Bundesgenossenschaft verschmähten wir.

Außerdem aber kämpfte Sigismund Bathory, der Fürst von Siebenbürgen, gegen die Heere Sultan Mohammed's des Dritten. Zu diesem beschlossen wir zu ziehen, und Ende März langten wir nach einer fröhlichen und wechselvollen Reise in Siebenbürgen an, wo man uns mit Freuden aufnahm.

Das Schloß an der Aluta.

Wir waren versprengt. Ein heftiges Gefecht zwischen einer Schaar siebenbürgischer Reiter, zu der wir uns gesellt, und einer starken Abtheilung türkischer Reiterei hatte stattgefunden. Der Ausgang war lange unentschieden gewesen. Endlich aber hatten die Türken unerwartete Hülfe erhalten, und die Uebermacht war dadurch so groß geworden, daß wir uns genöthigt gesehen hatten, in wilder Flucht unser Heil zu suchen. Die Türken verfolgten uns wüthend. Ein heftiges Schneegestöber, das erste in dem anbrechenden Winter, gesellte sich dazu und bald sahen wir unser Vier uns ganz allein und mußten auf ungebahnten Wegen eine Abtheilung des christlichen Heeres zu erreichen suchen.

Meine drei Begleiter waren zuerst Rolfe, mein braver, gutmüthiger, zuweilen mürrischer, immer aber tapferer und unverdrossener puritanischer Freund — dann ein junger, kecker, übermüthiger Franzose, der nie bei einem Scharmützel fehlte, Namens Armand de Bertac, und der Führer der siebenbürgischen Reiterschaar, ein Verwandter des Fürsten Sigismund Bathory, ein stattlicher, kerniger Gesell, rauh in seinen Sitten, der Erste und der Letzte auf dem Kampfplatze, ein begeisterter Verehrer des herrlichen Ungarweins, und nebenbei ein guter Protestant, was ihn zum Freunde John Rolfe's machte, der ihm um seines strengen Glaubens willen manche andere Schwäche verzieh. Wir Vier waren in der letzten Zeit viel zusammen gewesen und hatten den letzten unglücklichen Streifzug gemeinschaftlich unternommen, weil uns das müßige Leben in den Winterquartieren, die bereits bezogen waren, nicht zusagte.

Wir jagten also querfeldein über die Hügel, die sich in dem Winkel zwischen der Mündung der Aluta und der Donau erheben. Ich kannte die Gegend nicht. Aber sie mußte einsam und

öde sein. Wenigstens fanden wir nirgends ein Dorf, einen Weiler. Doch bot die Natur manchen Reiz. Noch waren die Wälder mit dem gelben Laube des Herbstes geschmückt, und trotz des gräßlichen Schneegestöbers bot sich uns manchmal ein freundlicher Blick auf schöne Thäler und sanft schwellende Hügel dar. Unsere Pferde waren ermüdet und wir mußten jeden Augenblick fürchten, die Türken, die besser beritten und weniger ermüdet waren, aus einer Schlucht hervorbrechen zu sehen. Uebrigens durften wir kaum hoffen, eine Abtheilung unseres Heeres zu erreichen. Die nächsten Quartiere waren weit jenseits der Aluta. Unser Zug war eines jener Wagestücke gewesen, die jene Kriege zu hunderten aufzuweisen hatten. Es war möglich, daß wir glücklich davon kamen. Aber zehn gegen eins gewettet gingen wir dieses Mal unter. Doch wir scherzten mit dem Leben, und vielleicht trotzten wir gerade dadurch selbst den drohendsten Gefahren.

— Mordelement! stöhnte der Siebenbürge, dessen vertrackten Familiennamen ich vergessen habe, und den ich nur mit seinem Vornamen Stephan bezeichnen will — ich sehne mich nach einer Schenke und einem Becher kühlen Weins! Der Teufel hole diesen Ritt!

Dabei wischte er sich den Schweiß von der Stirn, der in hellen Tropfen auf derselben stand, während Hals und Brust seines Pferdes mit Schaum bedeckt waren. Jedenfalls hatte sein Thier am meisten zu tragen, denn er war der schwerste und am stärksten gebaute von uns Allen.

— Morbleu! rief der Franzose. Sie haben Recht, Monsieur Stephan! Aber es giebt hier keine Hotels!

Ich will dabei bemerken, daß unsere Unterhaltung nicht so geführt wurde, wie ich sie niederschreibe. Unsere Sprache bildete ein wunderbares Gemisch von Französischem, Englischem, Ungarischem und Lateinischem. Die Hauptsprache war französisch, wurde aber durch eine Menge fremder Wörter fast bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, und oft mußten wir, um uns gegenseitig zu verständigen, Zuflucht zu unseren Schulerinnerungen nehmen und unser Latein heraufbeschwören; denn Latein verstanden wenigstens die gebildeten Einwohner jener Gegenden meistentheils.

— Wenn nur das Schneegestöber nicht wäre, meinte Rolfe, so könnten wir in einem Walde Halt machen.

— Um elend zu verhungern und zu verdursten, Sackerment! rief Stephan. Dafür dank ich, Sir Rolfe! Mein Pferd wird bald mit mir zusammenbrechen, und was dann? Gott verdamme diese Türken!

— Und bekehre sie! Amen! sagte John Rolfe.

— Aber Sie kennen doch die Gegend, Monsieur Stephan! rief ich jetzt dem Kavalier zu. Giebt es an der Aluta kein Dorf? Wir müssen doch in der Nähe der Aluta sein, wenn ich nicht irre!

— Ja, das sind wir! antwortete er. Aber ein Dorf an der Aluta? Ich weiß nicht, ob es eins giebt, und wenn eins da war, so werden es wohl die Türken niedergebrannt und geplündert haben.

Ich dachte mir, daß es die Siebenbürger eben so gut gewesen sein könnten, denn kein Mensch wußte recht, wem die Moldau und Walachei gehörte. Plötzlich jedoch sah ich durch das Schneegestöber in der Ferne eine Reiterschaar, die ich sogleich als Türken erkannte. Sie war schon vor uns, hatte uns wahrscheinlich überholt und kehrte nun zurück. Wenn wir gradeaus ritten, mußten wir unfehlbar mit ihr zusammentreffen, und wir Alle fühlten uns nicht aufgelegt, jetzt gegen eine zehnfache Uebermacht zu kämpfen. Ich gab deshalb rasch meinen Begleitern ein Zeichen und wir trieben unsere Pferde in den nahen Wald, durch den wir dann vorsichtig und schweigend weiter ritten, bis wir außer Gefahr zu sein glaubten.

So gelangten wir allmählich in eine wilde, zerklüftete Gegend. Unsere Pferde konnten kaum noch vorwärts. Auch war der Weg so schlüpfrig und so gefährlich, daß wir absteigen und sie am Zügel führen mußten. Das vermehrte Stephans üble Laune, der vielleicht nie tausend Schritt hintereinander in seinem Leben gegan-

gen war. Doch half jetzt weder Fluchen noch Schimpfen. Ein Obdach mußten wir haben. Es war spät Nachmittags. Die Dunkelheit mußte bald anbrechen, und wenn sie uns überraschte, ehe wir wenigstens an einem sicheren Orte eine Hütte aus Zweigen errichtet hatten, so stand uns ein Nachtquartier unter freiem Himmel bevor.

Der Wind und das Schneegestöber wurden noch heftiger. Wir erreichten jetzt ein Thal, zu dem die Berge steil abfielen, und erkannten bald, daß die Aluta dicht an unseren Füßen dahin rauschte. Da sich annehmen ließ, daß uns schwerlich türkische Reiter bis hierher folgen würden und die Gegend ein wüstes, verlassenes Ansehen hatte, so beschlossen wir, hier zu übernachten. Bäume mit starken und noch dicht belaubten Zweigen waren im Ueberfluß vorhanden, und schon machten wir uns daran, einige Aeste abzuhauen, als ich in der Nähe eine dunkle Masse durch das blasse Weiß des wirbelnden Schnees über uns ragen sah. Eine dichte Schneewolke verhüllte zwar im nächsten Augenblicke den Gegenstand, den ich erblickt hatte, doch glaubte ich ein Gebäude erkannt zu haben, und ich theilte meinen Genossen diese Bemerkung mit.

— Ein Schloß oder ein Dorf hier, ich wüßte nicht! brummte Stephan. Aber Sackerment ja, jetzt fällt mir ein, hier muß ja das verrufene Türkennest liegen, von dem ich gehört habe!

Wir schauten Alle nach oben, und da ein heftiger Windstoß die Schneewolken zerriß, so sahen wir eine Sekunde lang deutlich die grauen, düsteren Mauern eines festen Gebäudes, einer Art von Schloß.

— Herrlich! rief Armand. Das kommt uns ja ganz recht. Es wird doch einen Zugang zu dem Nest geben. Dort oben sind wir wenigstens im Trockenen, und brauchen nicht auf der Erde zu liegen!

— Ich fürchte sehr im Trockenen! murmelte Stephan, dessen Gesicht noch mürrischer geworden war. Es wird keinen frischen Trunk für uns dort oben geben!

— Weshalb nicht? rief Armand. Haben es die Türken besetzt? Wir stürmen es! Ich habe Lust, ein Dutzend Türken niederzuhauen, nur um mich zu erwärmen.

— Ich wüßte nicht, daß es besetzt wäre! sagte Stephan bedenklich.

— Gut, so wollen wir hinauf! sagte ich. Es scheint noch leidlich erhalten.

— Bleiben Sie! rief Stephan beinahe ängstlich. Es ist ein verrufenes Nest.

— Verrufen? Weshalb? fragte ich, ganz verwundert über die scheue Miene, die der sonst so unerschrockene Krieger zeigte.

— Ich war noch nicht dort oben, Gott sei Dank! sagte Stephan. Aber in diesem Jahr hat man mir schon öfter von seltsamen Dingen erzählt, die dort vorgekommen sind. Viele sind hineingegangen, wie wir, das heißt Christen — und sind nie wieder herausgekommen! Den Türken schadet das Nest nichts, aber auch sie sollen es meiden, wie man erzählt.

— Ach was, rief Armand, das sind Ammenmährchen! Wer glaubt daran? Vorwärts, Kameraden! Wir wollen uns in dem Schlosse einquartieren.

— Wenn keine türkische Besatzung dort oben ist, so bin ich bereit! sagte ich, und schloß mich dem voranschreitenden Franzosen an.

Rolfe folgte bedächtig, Stephan zögernd. Wir führten noch immer unsere Pferde am Zügel, und bemühten uns nun für's Erste, einen Zugang zu dem steilen Hügel zu finden, auf dem das Schloß sich erhob. Das war nicht leicht. Der ganze Abhang war mit dichtem Gebüsch bewachsen, und wenn auch hier und da eine lichtere Stelle auf einen Zugang schließen ließ, so sahen wir doch gleich darauf, daß wir uns geirrt hatten. Während dessen brach die Dämmerung ein. Unsere Lage wurde immer bedenklicher, und schon waren wir entschlossen, unser Unternehmen aufzugeben — womit übrigens Stephan ganz einverstanden schien — als ich eine Stelle erblickte, an der das Gebüsch niedriger war. Ich untersuchte sie genauer, und fand, daß hier eine Straße gewesen sein müsse. Von dem Franzosen begleitet, drang ich nun in das

Gebüsch ein und bahnte mir und meinem Rosse mit dem Degen einen Weg. Es war ein mühsames Unternehmen und raubte uns viel Zeit. Doch hörte das Gebüsch glücklicherweise bald auf. Ungefähr von der Mitte an bedeckten den Hügel nur Steine und ganz niedriges Gesträuch.

— Wollen Sie wirklich in das Nest hinein? fragte Stephan keuchend.

— Gewiß! antwortete ich. Es scheint ja unbewacht zu sein, wenigstens sehe ich nirgends Spuren eines Zugangs.

— Es wäre doch möglich, daß Türken oben wären! meinte Stephan.

— Morbleu! rief Armand. Da kann man sehen, Monsieur Stephan, was aus dem Menschen wird, wenn er nicht gehörig zu Mittag gegessen!

— Ich fürchte nicht die Türken! antwortete Stephan mürrisch.

— Nun, was denn sonst? fragte Armand spöttisch. Wohl Gespenster?

Stephan antwortete nicht, sondern blickte sich nur scheu um. Auch Rolfe war schweigsam und bedächtig. Ich glaube, unser guter Puritaner war nicht ganz frei von aller Furcht vor überirdischen Dingen.

Armand lachte laut auf, und auch ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Das Lachen des jungen Franzosen klang jedoch so gellend, ich möchte sagen, so höhnisch von den Mauern des dunklen Gebäudes wieder, daß sich Stephan scheu umblickte und nach dem Schwerte griff.

— Es war nur der Wiederhall! sagte Armand spöttisch. Vorwärts, meine Herren. Wir wollen dieses gespenstische Nest in näheren Augenschein nehmen, und wehe dem Türken, der sich einfallen läßt, uns zu foppen!

Wir stiegen nun die Strecke bis zum Schloß vollends hinauf. Ueberall stießen wir auf Spuren der Verwüstung und des Verfalls. Nichts deutete auf das Vorhandensein von Bewohnern, nicht einmal auf den Besuch früherer Gäste. Wir hatten Mühe, uns in der Dunkelheit über die Steintrümmer fortzuarbeiten, die rings umher zerstreut waren und von einer eingestürzten Umfassungsmauer herrührten. Auch währte es lange, ehe wir etwas fanden, was einem Thor oder einem Eingange ähnlich schien. Dieses Thor war übrigens so versperrt, daß wir eine volle halbe Stunde dazu brauchten, die Trümmer fortzuräumen und unseren Pferden den Eingang zu verschaffen. Endlich gelang es; wir waren aber so ermüdet, daß wir gern im Vorhof geblieben wären, wenn uns derselbe vor dem Schneegestöber geschützt hätte. Vorsichtig gingen wir deshalb weiter. Daß keine Besatzung in diesem Schlosse sei, schien uns gewiß. Wir fürchteten aber auf einen Keller oder Brunnen zu stoßen und gingen deshalb langsam.

Es war fast vollständige Nacht in den kalten düstern Räumen um uns herum und wir setzten keinen Fuß vorwärts, ehe wir nicht mit der Spitze unseres Degens den Boden untersucht hatten. Armand lachte und fluchte. Stephan und Rolfe schwiegen. Ich selbst suchte mit meinen Augen die Dunkelheit zu durchdringen, um eine Thür zu entdecken, die aus dem schmalen, halbverfallenen Gange in einen geschützteren, wohnlichen Raum führe. Ich war der Vorderste.

Plötzlich aber standen wir Alle still. Ein seltsamer, wehklagender, langgezogener Ton traf unser aufmerksames Ohr. Er senkte und hob sich. Bald war es ein lautes, fast entsetzliches Heulen, dann wieder ein dumpfes, ersterbendes Murmeln. Auch unsere Pferde schienen dem seltsamen Klange zu lauschen, spitzten die Ohren und drängten sich dichter an uns.

— Alle guten Geister loben Gott! murmelte Stephan. Ich kehre um.

— Unsinn! rief Armand, der sich von seiner ersten Bestürzung erholt hatte. Es ist der Wind, der durch diese verfallenen Mauern streicht.

Wir lauschten abermals. Er konnte Recht haben. Aber jedenfalls war dieses Heulen des Windes so verwandt mit dem Klange einer menschlichen Stimme, daß man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, der Ton komme aus einer lebendigen Brust.

— Da wir nun einmal so weit sind, so wäre es thöricht, umzukehren. Vorwärts also! Dort sehe ich eine Thür. Nehmen Sie mein Pferd, Armand, ich will untersuchen, wohin sie führt.

— Ich begleite Sie, sagte der Franzose. Stephan und Rolfe können zurückbleiben.

— Nein, nein, ich folge Euch nach! rief Stephan fast ängstlich.

— Weiter verlangen wir ja gar nichts! erwiederte Armand. Vorwärts denn! Wir haben nun so manchmal die Türken und Asiaten im Kampfe heulen hören, wie die verwundeten Tiger, und fürchten uns jetzt vor dem Murmeln des Windes? Sie haben keine Courage, Monsieur Stephan.

— Der Teufel mag Courage haben in diesem verwünschten Nest! rief der Siebenbürge. Aber wenn das ein lebendiger Türke ist, der uns gefoppt hat, so will ich ihm die Gurgel abschneiden trotz einem seiner Glaubensgenossen!

— Nun, das ist doch eine Antwort! rief Armand. Allons!

Wir hatten jetzt die Thür erreicht und blickten in einen Raum, der fast vollständig dunkel war, obgleich einige kleine Fenster in der Höhe angebracht waren. Es schien ein Vorsaal zu sein.

— Beim Herkules! Da huschte Jemand vorüber! rief ich leise und griff unwillkürlich nach den Pistolen im Sattel.

— Bah, es war nichts! rief Armand. Nur hinein, dann wollen wir Licht anzünden und sehen, mit welchen Gespenstern wir zu thun haben!

Wir zogen die Pferde hinein, und da wir als Krieger stets mit dem Nöthigen versehen waren, so brannte bald eine kleine Wachskerze, die uns gestattete, einen Blick um uns zu werfen.

Es schien in der That ein Vorsaal zu sein, in dem wir uns befanden. Aber seit langen Jahren mußten die Besitzer dieses Schloß verlassen haben. Alles war öde, verwittert, verfallen. Nur der Fußboden zeigte Spuren von der Anwesenheit späterer Gäste. Wir konnten deutlich eine Stelle erkennen, auf der Feuer angezündet gewesen. Auch lagen noch ein paar Bündel Reisig in einer Ecke.

— Prächtig! rief Armand. Da ist Holz. Nun wollen wir ein Feuer anzünden. Aber nein, nicht hier. Es wird bessere Zimmer in diesem alten Nest geben. Dieser Saal ist viel zu groß und kalt. Kommen Sie, lieber Kapitain, wir wollen eine Entdeckungsreise antreten!

Aber auch dieses Mal war Stephan nicht zu bewegen, allein mit Rolfe zurückzubleiben. Armand entschloß sich deshalb, ihm Gesellschaft zu leisten, und ich ging nun mit Rolfe in das anstoßende Gemach. Es war eben so öde und verlassen, wie der Vorsaal. Wir gingen weiter und fanden überall dieselbe Einsamkeit, dieselben Zeichen der Zerstörung. Doch waren die Zimmer im Innern wärmer und fester. Mit diesen Erkundigungen gingen wir nun zu Armand und Stephan zurück, packten die Reisigbündel auf unsere Pferde und zogen sie mit uns in die inneren Räume. Stephan schien etwas zuversichtlicher geworden zu sein. Nur wenn jenes eigenthümliche Heulen des Windes sich wieder hören ließ, schien die alte Furcht ihn zu ergreifen.

Ich hatte ein Zimmer ausgewählt, dessen Fußboden noch am wenigsten zerstört und mit Holz ausgelegt war. An dieses stieß ein größeres, zu dem man nur durch das unsere gelangen konnte. Dieses hatte ich für die Pferde bestimmt. Armand schien mit meinen Einrichtungen ganz zufrieden. Er scherzte und lachte in Einem fort. Wir brachten die Pferde in das Zimmer, breiteten ihnen die Decken unter, gaben ihnen den Rest von der kleinen Ration, die wir bei uns führten, und überließen sie dann der Ruhe, nach der sie sich wahrscheinlich eben so sehnten, wie wir.

Uebrigens waren wir schlimmer daran, als unsere Thiere. Wir hatten nicht den geringsten Mundvorrath bei uns und unsere Feldflaschen waren längst erschöpft. Wir hätten, müde, abgespannt, wie wir waren, gern die Hälfte unseres Geldes für eine gute Mahlzeit gegeben; aber die Unmöglichkeit, unsere Wünsche zu be-

friedigen, legte selbst unseren Begierden einen Zaum an. Wir mußten versuchen, Hunger und Durst durch den Schlaf zu täuschen, schütteten frisches Pulver auf unsere Pistolen, klopften den Schnee von unseren Kleidern, breiteten unsere Mäntel aus und machten uns bereit, den Schlaf zu suchen. Je zwei Stunden lang sollte Einer für uns wachen. Ich hatte mich erboten, der Erste zu sein.

— Morbleu! rief plötzlich Armand. Was ist denn das?

Er zeigte mit der Spitze seines Degens nach einer Ecke und wir Alle waren nicht wenig erstaunt, dort einen großen Krug und eine verdeckte Schüssel zu sehen. Daneben standen vier Gläser und vier kleinere Schüsseln.

Wir blickten uns gegenseitig an. Selbst Armand schüttelte den Kopf.

— Haben Sie das vorhin nicht bemerkt, Kapitain? fragte er mich.

— Nein! ich habe das Zimmer genau untersucht, jeden Winkel durchstöbert und nichts gefunden, als leere Wände und kahle Dielen! erwiederte ich. Diese Sachen müssen hierhergebracht worden sein, während wir Sie holten.

— Auch ich habe nichts gesehen! betheuerte Rolfe.

— So laßt uns sogleich umkehren! flüsterte Stephan und blickte scheu um sich. Ich will lieber in der Aluta als in diesem Neste schlafen!

— Jedenfalls, lieber Monsieur Stephan, werden Sie mir erlauben, erst zuzusehen, was in diesem Kruge ist! rief jetzt Armand, der seine Munterkeit wieder gewonnen hatte. Ich will sehen, womit uns die Geister regaliren.

Dabei nahm er den Krug und ein Glas.

— Bei meiner Ehre! Der schönste Ungarwein! rief er frohlockend, als die goldgelbe Flüssigkeit in das Glas floß. Und ein voller Krug davon!

Stephan's Gesicht nahm einen eigenthümlichen Ausdruck an. Seine Augen blitzten lüstern zu dem Glase hinüber und seine Hand schien sich unwillkürlich ausstrecken zu wollen. Dann ergriff ihn wieder bange Furcht, und ein Schauer schien ihn zu überrieseln. Doch blieben seine Augen auf das Glas geheftet.

— Nun, das nenne ich großmüthige Geister! rief Armand in toller Laune. Und was ist hier in dieser Schüssel? Der Geruch dringt mir wunderbar verlockend entgegen. Bei meiner Ehre! Der herrlichste Wildschweinsbraten, den ich je in meinem Leben gesehen! Hurrah, Kameraden! Nun ist für uns gesorgt! Die freundlichen Gastgeber sollen leben!

Dabei stürzte er das Glas hinunter.

— Um Gotteswillen! rief Stephan ganz bleich. Wenn Gift drin wäre? Aber wie ist er? He? Wirklich Ungarwein? Herber, hoffe ich!

Dabei war er schon näher an Armand herangetreten.

— Der köstlichste Wein, den das Ungarland je erzeugt! rief der junge Franzose. Und Gift drin? Bah, Albernheiten! Nicht eine Idee von Beigeschmack! Kommen Sie, Stephan, thun Sie mir Bescheid!

Dabei füllte er die anderen Gläser. Wir standen verwundert um ihn her. Ich muß gestehen, daß auch ich Besorgniß hegte, der Wein könne vergiftet sein.

— Jedenfalls, sagte ich dann, sind es keine Türken, die uns das gebracht haben. Wein ist bei ihnen verboten und wenn ich nicht irre, auch Schweinefleisch.

— Hm! Man könnte nicht wissen! meinte Stephan, dessen Blicke immer flammender auf dem Glase ruhten. Aber Sackerment, wenn das wirklich guter und ächter Wein wäre — Himmel Element! —

— So probiren Sie doch! rief Armand und reichte ihm das Glas. Das Gift, wenn welches drin ist, ist doch wahrscheinlich auf den Boden gefallen!

Stephan hatte das Glas genommen. Es schien ihn mit dämonischer Gewalt zu ergreifen. Langsam, mit Widerstreben, aber näher und näher führte er es zum Munde, während seine Augen sich an dem Glanze des goldenen Trankes zu laben schienen.

— Und wenn Gift drin ist! rief er endlich fast zornig — und leerte das Glas mit einem Zuge.

— Prächtig! rief er dann und sah uns mit entzückten Blicken an. Nein, Kinder, in dem ist kein Gift. Wollt Ihr nicht versuchen? Sie müssen, Kapitain Smith. Sterben wir, so sterben wir zusammen. S' ist Alles einerlei! Und wenn ich sterben soll, so will ich lieber an einem Glas Ungarwein sterben, als vor Kälte, Hunger und Durst. Noch ein Glas, Herr Franzos!

Jetzt war an kein Halten mehr zu denken. Ich konnte mich dem Mittrinken nicht entziehen. Zwar war es mir unbegreiflich, wer uns den Wein gebracht. Es konnten Feinde, Türken, aber auch Waffengefährten gewesen sein, die sich einen Spaß mit uns erlauben wollten. Ich mußte wenigstens kosten. Es war ein herrlicher, feuriger Trank, und je mehr ich trank, desto gewisser drängte sich auch mir die Ueberzeugung auf, daß er nicht vergiftet sein könne. Selbst Rolfe ließ sich bewegen, zu trinken, und bald saßen wir Alle auf unseren Mänteln rings um den Krug und die Schüssel her. Auch der Braten wurde angeschnitten, und Armand bot lachend Jedem ein Stück aus der Mitte an, falls wir fürchteten, daß auch der Braten vergiftet sein könne. Genug, wir waren bald in der tollsten und übermüthigsten Laune. Der Braten war bald verschwunden. Der große Krug mit Ungarwein aber hielt länger aus, als unser Durst.

Stephan schien indessen nicht übel Lust zu haben, auch über den Durst zu trinken. Vielleicht wollte er die Furcht betäuben, die sich zuweilen immer noch in seinem wirren und scheuen Blick offenbarte. Ich versuchte Alles Mögliche, um ihn davon abzuhalten, aber es gelang mir nicht. Er nöthigte auch Armand und Rolfe, ihm Bescheid zu thun, und mein junger puritanischer Freund bemerkte nicht das Geringste davon, daß auch sein Auge unstet und seine Zunge lallend wurde. Das eifrige Gespräch, das wir führten, und das die Kriegsangelegenheiten betraf, trug noch dazu bei, sie Alle aufzuregen und zu betäuben. Jeder erzählte seine Waffenthaten, die allerdings wohl des Rühmens werth waren, denn selten haben Muth und persönliche Tapferkeit ein solches Feld zu freier und schneller Entwickelung gefunden, als in den Kämpfen zwischen den Ungarn und Türken. Da galt noch nicht — wenigstens nicht einzig und allein — die geregelte Kriegsführung, da wurde nicht mit großen Heeresmassen gekämpft: einzelne Schaaren suchten sich auf und vernichteten sich gegenseitig, selbst einzelne Männer traten aus den feindlichen Reihen, und kämpften Angesichts der beiden Heere Mann an Mann, wie die alten Griechen und Trojaner unter den Mauern Ilions. Ich selbst hatte manchen solcher Einzelnkämpfe und bis jetzt immer glücklich bestanden, und ich glaube, daß selten zwei Heere eine so große Anzahl von einzelnen kühnen, muthigen und kräftigen Kämpfern aufzuweisen hatten, als das ungarische und türkische. Denn daß die Türken tapfer waren, wird Niemand ihnen bestreiten.

Wie ich vorausgesehen hatte, begann sich allmählich die größte Abgespanntheit meiner drei Freunde zu bemächtigen. Ich war der Einzige, der nüchtern genug war, das Amt des Wächters zu übernehmen. Und doch befanden wir uns in einem verrufenen Schlosse, doch waren wir von Fremden umgeben, deren Absichten wir nicht kannten! Glücklicher Weise hatte der Wein, den ich nur spärlich getrunken, alle meine Lebensgeister neu angeregt und mich mit Kraft und Munterkeit erfüllt. Ich fühlte mich im Stande, die ganze Nacht zu durchwachen.

Es war mittlerweile spät geworden. Stephan schnarchte bereits auf seinem Mantel, und erhob sich zuweilen im Traume, um mit der Zunge zu schmatzen und seinem Nachbar Armand zuzumurmeln: Trinke, Kamerad, trinke! Armand behielt noch eine Zeit lang die Kraft, darüber zu lachen, dann sank auch er in tiefen Schlaf, und Rolfe gesellte sich zu ihm. Doch muß ich dem guten Puritaner das Recht widerfahren lassen, daß er sich gesetzt und anständig wie immer benommen.

So saß ich denn allein an dem knisternden Feuer. Neben mir lagen meine drei schlafenden Gefährten, die bloßen Degen, die Pistolen neben sich. Armand lachte noch im Traume, auch Rolfe bewegte flüsternd die Lippen. Stephan

schnarchte nur in tiefem Baß. Ich wickelte meinen Mantel zusammen, um ihn als Kissen zum Sitzen zu gebrauchen, lehnte mich mit dem Rücken gegen die Wand, kehrte die Füße dem Feuer entgegen und machte mich nun darauf gefaßt, die halbe Nacht einsam zu durchwachen; denn es schien mir unnütz, einen meiner Kameraden früher zu wecken, da sie eines längeren Schlafes bedurften, um ihren Rausch los zu werden. Ich hatte nach der Uhr gesehen. Es war zwischen zehn und elf. Den Degen hatte ich in der rechten Hand. Meine Pistolen lagen neben mir. Auch die meiner Kameraden hatte ich zusammen gelegt, so daß sie mir sogleich zur Hand sein konnten.

So saß ich nun und ließ einen Theil meines vielbewegten Lebens an mir vorüberziehen. Ich dachte an die Vergangenheit, dann auch an die Zukunft. Es war meine Absicht, noch bis zum Herbst des nächsten Jahres auf dem Festlande zu bleiben und dann nach England zurückzukehren; denn so vielen Reiz und so viel Beschäftigung mir mein jetziges unstetes Leben auch gewährte, so fühlte ich doch, daß es mir auf die Dauer nicht genügen könne, und daß es das Streben eines Mannes sein müsse, auch auf andere Weise der Welt nützlich zu sein. Die Zeit verging mir rasch bei diesen Gedanken, und ich fühlte nicht die geringste Anwandlung von Schlaf. Ich konnte also unbesorgt die Augen ein wenig schließen und von der Zukunft träumen. Doch ließ ich die Thür nicht außer Acht. Hätte aber ein Anderer mich gesehen, so würde er mich wahrscheinlich für den vierten der Schläfer gehalten haben.

Ungefähr anderthalb Stunden mochten vergangen sein, als es mir vorkam, als höre ich noch ein anderes Geräusch, als das Knistern des Feuers und das Schnarchen meiner Freunde. Ich wurde aufmerksam. Es war mir, als höre ich draußen in den Zimmern und Sälen ein Rauschen und Schlürfen. Auch der eigenthümliche klagende Ton, den wir für das Heulen des Windes gehalten, kam näher und näher. Ich gestehe, daß ich auf einen Augenblick unruhig wurde und daß mein Herz stärker klopfte. Dann aber dachte ich, daß es eine Thorheit sei, an Gespenster zu glauben, und daß Degen und Pistolen die besten Mittel gegen andere Feinde seien. Ich beschloß, das Nahen derselben ruhig abzuwarten und nicht durch vorschnelles Handeln den Spott meiner Kameraden zu erregen. Ich nahm sogleich eine noch lässigere Stellung an und gab mir Mühe, schlafend zu erscheinen.

Ich hatte den Kopf weit zurückgebeugt, so daß ich auch jetzt noch durch die gesenkten Wimpern meiner Augen deutlich die Thür überblicken konnte. Bald war es mir auch, als sähe ich daußen einige Schatten huschen. Das klagende Geheul war verstummt, dagegen hörte ich noch das Rauschen von Gewändern. Plötzlich sah ich etwas Weißes hinter der Thür erscheinen und sogleich verschwinden. Beinahe wäre ich aufgesprungen. Ich war wirklich erschrocken, denn das, was ich gesehen, hatte ganz das Ansehen und die Leichtigkeit eines jener Wesen, als welche man die Gespenster beschreibt. Doch bezwang ich mich noch einmal. Aber das Blut drang mir zum Herzen und ich war entschlossen, aufzuspringen, wenn die Erscheinung sich noch einmal zeigte.

Das geschah auch gleich darauf. Aber nicht eine allein zeigte sich — es waren vier Gestalten, die durch die Thür in das Zimmer schwebten. Ich kann keinen anderen Ausdruck gebrauchen als: schweben. Es war kein Gang, kein Schritt; es war, als ob sie in der Luft schwankten. Alle waren in schneeweiße Gewänder gehüllt, die nicht das Geringste erkennen ließen, nicht einmal einen Fuß. Aber wozu bedurften die Gespenster der Füße, wenn es wirklich Gespenster waren — und ich gestehe, daß ich nahe daran war, es zu glauben.

Denn was sollte das sein? Männer, Feinde, Türken waren es nicht. Kein Mann konnte so schweben, so über den Fußboden dahin gleiten, selbst von Frauen würde ich es für unmöglich gehalten haben. Und doch schienen es Frauen zu sein. Aber waren es irdische? Wie kamen sie hierher? Was wollten sie? Oder waren es Geister?

Meine Ueberraschung, mein Erstaunen wa-

ren so groß, daß ich unbeweglich in der Lage blieb, die ich angenommen hatte. Ich glaube, es wäre mir in den ersten Minuten unmöglich gewesen, mich zu bewegen. Was hätte es mir auch genützt. Sollte ich gegen Frauen kämpfen? Sollte ich gegen Gespenster fechten? Beides wäre entweder ehrlos oder wahnwitzig gewesen.

Sie schwebten auf und ab, hin und wieder. Nur ihre langen weißen Gewänder rauschten, und die Flamme flackerte im Luftzuge. Sie schienen uns Alle der Reihe nach aufmerksam zu betrachten, und am längsten — wenigstens kam es mir so vor — beschäftigten sie sich mit Armand und mir. Unterdessen fing ich allmählich an, mich zu erholen. Aber ich wurde nicht ruhiger. Und wahrlich, es ist ein seltsames Ding, sich in der unmittelbarsten Nähe von vier Wesen zu befinden, die allem Anschein nach einer anderen Welt angehören.

Plötzlich aber schlugen sie Alle ihre langen Schleier zurück, und meine Ueberraschung war, wenn auch ganz anderer Art, doch wo möglich noch größer, als vorher. Ich sah vier der schönsten Gesichter, die man sich denken kann, aus den Schleiern auftauchen. Und das waren keine Gespenstergesichter, so viel wußte ich im ersten Augenblick. Diese feine, zarte Haut, dieses Roth der Wangen und Lippen, dieses Schwarz oder Braun des Haares und der Augen, dieses Mienenspiel! Sie sahen sich lächelnd an, sie deuteten mit den Fingern auf uns, sie kauerten sich nieder, lächelten und flüsterten.

Ich glaubte zu träumen. Alles, was ich von Scharfsinn je besessen, verließ mich in diesem Augenblick. Ich konnte auch nicht die geringste Erklärung für dieses Schauspiel finden. Ich beschränkte mich also darauf, ruhig abzuwarten, was jetzt geschehen würde und musterte die vier Frauen. Drei davon schienen gleich jung zu sein. Ihre Gesichter hatten einen leichtsinnigen, nichtssagenden Ausdruck. Die Vierte aber war nicht nur größer und älter, als ihre Genossinnen, sondern es lag in ihrem ganzen Wesen auch etwas, was sie auf den ersten Blick von ihren Gefährtinnen unterschied. Sie mußte über dreißig Jahre alt sein und war doch noch eine herrlich schöne Frau. Augen und Haar waren vom reinsten Schwarz, die Farbe ihrer Haut etwas dunkler, als die ihrer Begleiterinnen, und in ihrem Gesicht lag ein fast zauberhaft wirkender Ausdruck von Leidenschaft, Sinnlichkeit, Kraft und Stolz. Gewiß war sie die Herrin der Anderen. Und sie verdiente es zu sein, denn ihr Auge verkündete die geborene Herrscherin, ihre Bewegungen waren die einer Fürstin.

Aber was in aller Welt wollten sie hier und wie kamen sie in dieses Schloß, das einsam und unbewohnt schien? Weshalb statteten sie uns ihren nächtlichen Besuch ab? Ich glaubte den Grund allmählich zu errathen. Wahrscheinlich gehörten diese Frauen zum Harem irgend eines türkischen Paschas, und die Vorliebe der türkischen Frauen für die Fremden ist bekannt. Vielleicht wollten sie einige Tage der Freiheit, die sie hier auf dem Schlosse gefunden, während der Pascha entfernt war, dazu benutzen, sich mit uns die Zeit zu vertreiben. Ich sage das ganz offen, denn die Blicke und Mienen der Frauen ließen mich nichts anders glauben, und meine Ansicht ward später bestätigt. Auch hatte ich manche Geschichte in diesen Ländern gehört, die ähnliche und noch abenteuerlichere Dinge erzählte.

Meine Ruhe kehrte jetzt natürlich vollständig zurück, und bei mir selbst mußte ich über meine frühere Gespensterfurcht lächeln. Was nun die deutliche Absicht der Frauen anbetraf, so ließ sie mich ebenfalls sehr kalt. Die nichtssagenden Gesichter der drei Jüngeren flößten mir nicht die geringste Theilnahme ein, und die Aeltere, die Herrin, betrachtete ich nur mit einem Gefühle neugieriger Aufmerksamkeit. Dasselbe mochte übrigens bei ihr in Bezug auf mich der Fall sein, denn auch sie ließ ihre Blicke länger auf mir weilen. Außerdem schien noch Armand ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Rolfe wurde weniger beachtet, Stephan fast gar nicht. Und ich gestehe, daß er mit seinem Schnarchen, seinem weitgeöffneten Munde, seinen abgespannten

trunkenen Zügen durchaus keinen einnehmenden Eindruck machte.

Doch sollte meine Gleichgültigkeit bald auf eine gefährliche Probe gestellt werden. Noch während die vier Frauen mit einander flüsterten und kicherten, begannen sie ihre langen Gewänder abzuwerfen. Die schönsten Nacken, volle schwellende Arme, halb entblößte Busen offenbarten sich meinem erstaunten und schüchternen Blick, und ich bekenne, daß die Scene in dieser Umgebung, in diesem einsamen Schlosse, in der Stille und Heimlichkeit der Nacht, bei dem matten knisternden Feuer etwas Aufregendes und geheimnißvoll Verführerisches hatte. Ein Gefühl von Besorgniß und banger Ahnung jedoch verbannte jeden anderen Gedanken aus meiner Brust. Ich war entschlossen, den Beobachter zu spielen.

Ich weiß kaum, wie ich die Scene, die nun folgte, beschreiben soll. Ich habe nie etwas gesehen, was lächerlicher gewesen wäre. Nur umwallt von den leichten durchsichtigen Gewändern näherten sich jetzt die Frauen den Schläfern, umschwebten sie, knieten zu ihnen nieder, flüsterten ihnen ins Ohr, küßten sie auf die Stirn oder den Mund, zupften sie am Ohr, an den Kleidern. Es fehlte wenig, so hätte ich laut aufgelacht, obgleich mir die armen Mädchen leid thaten. Es war ihnen unmöglich, die Schläfer zu ermuntern. Bis jetzt war ich glücklicherweise verschont geblieben. Ich schien für die Aelteste, die Herrin bestimmt zu sein, die in der Nähe der Thür stand und ebenfalls zuweilen lächelte, obgleich ihr Gesicht im Allgemeinen einen ernsten, fast drohenden Ausdruck behielt.

Das Schönste von den drei Mädchen hatte sich über Armand gebeugt. Ich bin überzeugt, er hätte mit Freuden ein Jahr seines Lebens gegeben, um nüchtern und bei vollem Verstande zu sein. Ich kannte seine Vorliebe für die Frauen. Jetzt aber hätte selbst Venus sich vergebens um ein Zeichen seiner Gunst bemüht. Die Türkin preßte ihm einen glühenden, leidenschaftlichen Kuß auf den Mund und bog sich dann scheu und mit schelmischer Erwartung zurück. Sie schien sich auf den Augenblick zu freuen, in dem er die Augen öffnen und sie erblicken würde. In der That hoben sich seine Lider ein wenig und sein Blick starrte in die Höhe. Er streckte auch den Arm in die Luft und bewegte ihn, als hasche er nach einem Traumbilde. Dann aber drehte er sich auf die andere Seite und schlief weiter. Die Türkin starrte ihn mit jammernden Mienen an. Dann nahm sie seine Hand, drückte sie an ihr Herz, fuhr ihm mit der Hand durch das Haar und gab sich alle erdenkliche Mühe ihn zu ermuntern. Vergebens! Zuweilen schlug er die Augen auf und murmelte einige Worte. Auch nahm sein Gesicht einige Male den Ausdruck des Erstaunens und der Verwunderung an. Aber das geschah nur auf Augenblicke. Unmittelbar darauf sank wieder der bleierne Schlaf auf seine Seele und er schlief weiter.

Aehnlich erging es den beiden Anderen, die sich Rolfe und Stephan auserkohren. Der junge Puritaner erwachte einmal fast vollständig und richtete sich halb empor. Aber als sich die Türkin mit glühendem Gesicht über ihn beugte, wurde seine Miene finster. „Führe uns nicht in Versuchung!" murmelte er, legte sich zurück — und von diesem Augenblick an waren alle Bemühungen des jungen Mädchens, ihn zu erwecken, vergebens.

Was Stephan anbetraf, so schlug er nicht einmal die Augen auf, obgleich es die Türkin, der er anheimgefallen war, nicht an den hartnäckigsten Ermunterungsversuchen fehlen ließ. Zuweilen brummte er unverständliche Worte, und einmal schlug er mit der Hand so stark um sich, daß seine unglückliche Freundin mit einem leisen Schrei entfloh.

Schon glaubte ich, daß man mich mit ähnlichen Versuchen verschonen würde, und ich war sehr froh darüber. Aber noch während die drei Jüngeren mit Armand, Rolfe und Stephan beschäftigt waren, nahte mir die Herrin, langsam, mit aufmerksamen Blicken. Ich schloß die Augen fast ganz. Sie kniete neben mir nieder. Ich bemerkte nun, wie sie die Mordinstrumente musterte, mit denen ich umgeben war. In der

linken Hand hielt ich ein Pistol, in der rechten den Degen. Mit ihren feinen schlanken Fingern suchte sie mir zuerst leise das Pistol zu entwinden. Aber ich hatte die Hand fast krampfhaft geschlossen, und als sie ernstlicher bemüht war, mir die Waffe zu nehmen, machte ich, wie im Schlafe, eine ungeduldige Bewegung und entzog ihr die Hand. Möglich, daß mein Gesicht dabei einen auffallenden Ausdruck annahm, denn sie wich mit schnellen Schritten zurück, und ich sah, daß sie mich mit flammender Miene und durchdringender Aufmerksamkeit betrachtete. Uebrigens war es keine leichte Aufgabe für mich, meine Rolle durchzuführen. Ich mußte jeden Augenblick fürchten, mich zu verrathen. Namentlich wurde es mir schwer, die Augen stets so halbgeschlossen zu halten, daß ich für schlafend geltend konnte und daß mir doch nichts entging. Das Letztere durfte auf keinen Fall geschehen. Die Miene der Herrin, ihr seltsamer finsterer Blick war mir verdächtig, und noch verdächtiger der Griff des Dolches, der aus ihren Gewande hervorschimmerte.

Sie schien sich jetzt zu beruhigen und näherte sich mir wieder. Ihre warme, weiche Hand wühlte in meinem langen Haar. Dann zog sie sich wieder ein wenig zurück. Sie schien die Mittel zu verschmähen, die ihre Begleiterinnen gebrauchten. Dann aber schmiegte sie sich dicht an mich, schlang ihren Arm um meinen Hals und preßte ihre Lippen an mein Ohr. Sie flüsterte.

Zuerst verstand ich nichts, und ich fand das natürlich, denn ich hatte zwar in den Fürstenthümern etwas Türkisch gelernt, aber nicht genug, um die Sprache vollständig zu kennen. Bald aber hörte ich zu meinem Erstaunen, daß nicht türkische, sondern spanische Worte in mein Ohr drangen. Heiße, glühende, leidenschaftliche Liebesworte! Ich verstand sie ganz deutlich. Sie hatten keinen Zusammenhang. Es waren nur abgerissene Ausrufungen, Beschwörungen, zu erwachen, sie zu lieben, und hätte mein Erstaunen nicht jedes andere Gefühl in mir unterdrückt, so würde mich diese leidenschaftliche Sprache wahrscheinlich unruhig und verdächtig gemacht haben. Ich glaube auch, daß meine Wangen in der That glühend wurden und mein Herz stärker klopfte. Ich machte eine ungeduldige Bewegung und entzog mich fast heftig ihrer engen Umarmung.

Sie stand auf. Ihr Gesicht war ruhig und kalt. Auf ein leises Wort von ihr gaben auch die drei Andern ihre vergeblichen Bemühungen auf und kamen zu ihr. Es war ein lächerlicher und doch fast mitleiderregender Anblick, diese armen Mädchen zu sehen, wie sie mit brennenden Wangen, ermattet, enttäuscht dastanden und sich dann eilig in ihre Gewänder hüllten. Die Eine sah ihre Herrin an und schüttelte traurig den Kopf.

Diese zuckte verächtlich den Mund und deutete auf den großen Weinkrug, der nicht weit vom Feuer stand. Sie hatte Recht! Wenn diese armen Mädchen es gut gemeint und die fremden irrenden Ritter aufheitern und erquicken gewollt hatten, so war ihr Zweck verfehlt. Wahrscheinlich kannten sie den Wein selbst nicht. Sie waren zu freigebig gewesen.

Ich war übrigens jetzt im Zweifel, was ich thun solle. Es schien, als wollten die Türkinnen gehen. Sollte ich ihnen folgen? Sollte ich wenigstens ihre Herrin, die Spanierin — denn für eine solche mußte ich sie halten — zwingen, zurückzubleiben, um mir Aufklärung zu geben über das, was ich gesehen? Oder sollte ich sie gehen lassen und das Ganze als einen Traum, als einen Scherz behandeln? ich war geneigt, das Letztere zu thun.

Aber der Scherz sollte bald eine andere, ernstere Wendung nehmen. Die drei Türkinnen waren bereits wieder ganz verhüllt und hatten sich zur Thür zurückgezogen. Nur die Spanierin stand noch unverschleiert in der Mitte des Zimmers. Ihre Blicke schweiften mit einem seltsamen Ausdruck über die Schläfer und hafteten dann auf mir. Sie schien sich zu besinnen, sie zögerte, sie dachte nach. Dann plötzlich, wie mit einem raschen Entschlusse, zog sie den Dolch aus den Falten ihres Kleides und trat auf mich zu. Ihre Absicht war unverkennbar. Sie wollte mich tödten.

Auch jetzt noch blieb ich ruhig. Ich wollte sie ganz nahe kommen lassen. Nur das Pistol ließ ich leise aus meiner linken Hand gleiten, um die Hand frei zu haben. Dann erwartete ich sie. Noch einmal schien sie zu zögern und ließ die schon erhobene Hand mit dem Dolche sinken. Dann aber zielte sie nach meiner Brust. Der Dolch funkelte vor meinen Augen. Ihre Hand zuckte — und in demselben Augenblicke hatte ich ihren Arm mit meiner Linken ergriffen.

— Halt, Sennora, sagte ich auf Spanisch zu ihr, indem ich mich aufrichtete, Sie haben sich geirrt, ich schlief nicht!

Wie sie mich anstarrte! Sie war geisterbleich geworden. Dann machte sie eine heftige Bewegung, um mir ihren Arm zu entreißen. Aber, obgleich ich meine körperliche Kraft nicht eben rühmen will, so kann ich doch wohl sagen, daß der Arm einer Frau eher gebrochen, als meinem Arme entwunden wäre — falls ich ihn festhalten wollte. Und ich hielt ihn in diesem Augenblicke so fest, daß ihre Hand erlahmte und den Dolch fallen ließ.

Ich hatte mich jetzt ganz aufgerichtet. Sie starrte mich noch immer an, der Schreck schien sie betäubt zu haben. Sie zitterte und bebte.

— Sennora, sagte ich ruhig, ich frage Sie nach dem Grunde Ihres seltsamen Benehmens. Wodurch habe ich den Tod von Ihrer Hand verdient?

— Sind Sie ein Spanier? Ich ahnte es nicht! stammelte sie.

— Ich bin ein Engländer! antwortete ich. Aber das ist gleichgültig. Ich habe mit meinen Gefährten ein Nachtquartier in diesem Schlosse gesucht, das ich für unbewohnt hielt. Ich erwartete diese Art von Gastfreundschaft nicht.

— Ich hielt Sie für Ungarn, und wir sind Türken! sagte sie düster.

— Sie sind eine Spanierin, das weiß ich wohl! erwiederte ich. Geben Sie Ihren Begleiterinen kein Zeichen, sich zu entfernen. Ich müßte sonst nothgedrungen von meinen Waffen Gebrauch machen. Ich fürchte, wir sind in einem Hinterhalt und es sind auch Männer in diesem Schlosse.

— Nein, antwortete sie. Nur ein alter Eunuch, weiter Niemand.

— Und wer bürgt mir dafür? fragte ich zweifelnd.

— Mein Wort! erwiederte sie und gab den Sklavinnen ein Zeichen, sich zu entfernen. Diese thaten es zögernd. Wahrscheinlich waren sie eben so verwirrt über diesen Ausgang ihres Liebesabenteuers, wie die Herrin.

— Sennora, sagte ich nun, nach dem, was vorgefallen, werden Sie es begreiflich finden, wenn ich Sie um Aufklärung bitte. Aber ich hoffe, Sie werden die Wahrheit sagen. Sie sehen, Sie sind in meiner Gewalt.

— Ja, und ich hoffe, Sie werden meinen Arm loslassen! sagte sie. Er drückt wie eine Eisenklammer. Auch ziemt es sich nicht für einen Kavalier, einer Dame Gewalt zu thun.

— Sie haben Recht, sagte ich. Auch fürchte ich mich nicht vor Ihnen.

Ich ließ ihren Arm los. Trotz der Ruhe, die sie bewahren wollte, schien sie in großer Aufregung und Verwirrung zu sein. Sie sah schweigend vor sich hin.

— Nun, Sennora, sagte ich, darf ich erfahren, weshalb Sie dieses Schloß bewohnen, das uns verlassen und einsam schien?

— Ich weiß nicht, ob ich mich Ihnen anvertrauen darf, sagte sie zögernd. Doch man sagt, die Engländer seien Ehrenmänner. Wollen Sie mir Ihr Wort geben, nichts von dem zu verrathen, was ich Ihnen sage?

— Wenn das Geheimniß nicht gefährlich ist für meine Freunde und für die Sache, der ich jetzt mein Schwert geweiht habe — dann Ja! erwiederte ich.

— Wohlan! antwortete sie. Da dies nicht der Fall ist, so kann ich sprechen. Ich bin eine Spanierin. Zufälle, die für Sie unwichtig sind, auf mein Leben aber einen großen Einfluß hatten, verschlugen mich schon vor längeren Jahren nach Konstantinopel. Sultan Murad der Dritte sah mich und wählte mich zu seiner Gemahlin. Ich gebar ihm einen Sohn, ein

schönes, kräftiges Kind. Sie kennen vielleicht die grausame Sitte, die in Konstantinopel herrscht. Nur der älteste Sohn der ersten Sultanin, der Thronfolger, bleibt am Leben und besteigt den Thron, wenn der Sultan stirbt. Alle anderen männlichen Kinder werden getödtet. Sie werden es natürlich finden, daß ich mein Kind liebte und am Leben erhalten wollte. Als deshalb Murad starb und neunzehn seiner Brüder ermordet und fünf schwangere Frauen des Sultans im Bosporus ertränkt wurden, fand ich Gelegenheit, durch die Hülfe eines meiner Freunde mein Kind zu retten. Ich gestehe sogar, daß es mir nicht allein daran lag, mein Kind lebend zu wissen. Ich habe auch die Absicht, es auf den Thron des türkischen Reiches zu erheben, auf den mein Sohn eben so gerechte Ansprüche hat, als der jetzige Sultan Mohamed, der nicht einmal der älteste Sohn ist. Mohamed oder vielmehr seine Vertraute, meine Feindin, eine Italienerin, Teresa Baffo, ebenfalls eine Frau Murads, ahnte meinen Plan, und mein Freund rieth mir, zu fliehen, wenn ich mich und meinen Sohn vor dem gewissen Tode retten wolle. Er brachte mich mit einem alten Wächter, drei Sklavinnen und meinem Sohne auf dieses einsame nnd unbekannte Schloß, wo uns Niemand vermuthet. Wir wohnen in Gemächern unter der Erde, die Niemand entdecken kann. Hier warte ich auf den Augenblick, in welchem mein Freund, der Pascha, Gelegenheit gefunden haben wird, sich offen gegen den jetzigen tyrannischen Herrscher Mohamed zu erklären und meinen Sohne auf den Thron zu erheben, der ihm gebührt.

Es mußte mich etwas befremden, daß sie mir diese Mittheilung so ohne allen Rückhalt machte, denn was hinderte mich daran, sie zu verrathen und zu verderben? Uebrigens konnte das Ganze auch nur eine Erfindung sein. Freilich schien mir die Spanierin nicht dazu angethan, Mährchen zu erzählen. Ihr Gesicht war finster und die Schatten einer trüben, schmerzlichen Erinnerung lasteten schwer auf demselben.

— Und Sie sind in diesem Zufluchtsorte nie belästigt worden? fragte ich sie.

— Zuweilen verirrten sich einzelne Ungarn hierher und haben das Schloß nie wieder verlassen, antwortete sie kalt.

— Weshalb diese Grausamkeit, fragte ich, wenn Sie in sicherem Versteck hier leben? Und als Spanierin haben Sie nicht einmal einen Grund, die Ungarn und ihre Verbündeten zu hassen!

— Die Klugheit gebot mir, so zu handeln, antwortete sie. Das Schloß ist verrufen und die Türken meiden es. Das Verschwinden einzelner Ungarn bestätigt den Ruf des Schlosses und ich bin überzeugt, daß kein Türke es wagen wird, diese Ruinen zu betreten, die er für die Wohnung von Geistern hält.

— Und es war derselbe Grund, der Sie bewog, auch nach meinem und dem Leben meiner Kameraden zu trachten? fragte ich.

— Ja! erwiederte sie. Wir hörten Sie kommen und bemühten uns zuerst, Sie durch klagende und geheimnißvolle Töne zurückzuhalten, da wir uns zu schwach fühlten, es mit vier Männern aufzunehmen.

— Und was bedeutete die seltsame Scene, deren Zeuge ich war? fragte ich, so gut als möglich ein Lächeln unterdrückend, das mir auf den Lippen schwebte.

— Ich war nicht Schuld an dieser Narrethei, antwortete sie finster. Die Sklavinnen wollten die Einsamkeit, zu der sie hier verdammt sind, durch eine fröhliche Nacht mit den fremden Kavalieren, die ihnen gefielen, unterbrechen, und ich mußte meine Einwilligung geben. Sie stellten den Wein und das Wildpret in das Zimmer, das Sie sich ausgewählt hatten, und mir war es unmöglich, sie zu bewegen, den thörichten Plan aufzugeben. Sie würden am anderen Morgen nachgeforscht und uns entdeckt haben, und statt ein Werkzeug unserer Laune zu sein, würden Sie uns vielleicht zum Spielball Ihrer Grausamkeit gemacht haben.

— Das hätten Sie nicht zu fürchten brauchen, sagte ich. Sie würden uns also getödtet haben, auch wenn meine Kameraden bereitwillig auf das eingegangen wären, was Sie einen Scherz der Sklavinnen nennen?

— Gewiß, erwiederte sie. Unser Geheimniß war verrathen und konnte nur durch Ihren Tod bewahrt werden. Ich hoffe übrigens, ich habe zu einem Manne von Ehre gesprochen, und Sie werden mich nicht wieder der entsetzlichen Gefahr überliefern, der ich mühsam vor kurzer Zeit entflohen bin.

— Sie haben mein Wort, Sennora, sagte ich. Ich werde selbst meinen Freunden gegenüber schweigen. Wie Sie gesehen haben, wissen sie nichts von alledem, was vorgefallen. Doch müssen Sie mir noch einmal die Versicherung geben, daß wir hier bis zu unserem Abzuge, der morgen in aller Frühe geschehen soll, sicher sind.

— Ich sagte Ihnen schon, daß außer dem Eunuchen und meinem jungen Sohne sich kein männliches Wesen hier befindet, antwortete sie. Wie könnten wir es also wagen, Sie anzugreifen, wenn Sie vorbereitet sind! Seien Sie unbesorgt, schlafen Sie oder wachen Sie, ganz wie es Ihnen gefällt. Niemand wird Ihre Ruhe stören, und hoffentlich auch Niemand die meine!

Sie schien gehen zu wollen, besann sich jedoch und stand eine Minute lang schweigend da.

— Sie sind ein Engländer, sagte sie dann. Kennen Sie die Hauptstadt London?

— Ich bin aus der Hauptstadt selbst, antwortete ich.

— Und sind Sie dort in den höheren Kreisen bekannt? fragte sie.

Ich verneinte es, sagte ihr jedoch, daß mir dem Namen nach viele einflußreiche Personen bekannt seien, und ich ihr vielleicht Auskunft geben könne.

— Derjenige, nach dem ich fragen wollte, sagte sie finster, verdient dem ganzen Lande bekannt zu sein. Es ist ein Spanier, der sein Vaterland verlassen und den Hof der Königin von England aufgesucht hat, um dort die Schändlichkeiten fortzusetzen, die er in Spanien begonnen.

Ich horchte auf. Meine Gedanken und Vermuthungen nahmen sogleich eine ganz bestimmte Richtung. Wie hätte es auch anders sein können? Ich kannte nur einen Spanier bei Hofe, und das war Devilborn!

— Wie heißt er? fragte ich. Aber freilich, es läßt sich annehmen, daß er seinen Namen in England geändert hat. Seine Gestalt — ist sie groß oder klein?

— Groß, größer als die Ihre, antwortete die Spanierin, die in ein finsteres Nachdenken zu versinken schien und sich mit gesenktem Blicke an die Wand lehnte. Er war sogar schön — vor langer Zeit. Sein Haar und Bart schwarz, sein Gesicht spanisch — man meinte zwar, er stamme aus einer Zigeunerfamilie, und das ist wohl möglich! Sein Wuchs groß, stark, herkulisch — sein Blick drohend, finster und doch für Frauen bezaubernd, wie der einer Schlange — seine Sprache voll, kräftig und tief.

— Er ist es, er ist es! unterbrach ich sie in großer Erregung. Es ist Devilborn. Es kann kein Anderer sein.

— Devilborn? Der Name ist mir unbekannt, sagte sie und schüttelte den Kopf. Damals nannte er sich Pedro Zitano. Doch das sind jetzt wohl schon zehn Jahre her, vielleicht auch weniger, ich weiß es kaum noch.

Ich wußte nicht, wie lange Devilborn schon in England lebte, aber seine früheren Beziehungen zu Lady Ringrose ließen mich glauben, daß schon manche Jahre darüber hingegangen wären, ehe er die Gunst des Großschatzmeisters erlangt. Vielleicht war auch der Pedro Zitano, den die Spanierin meinte, ein ganz Anderer. Jedenfalls aber waren die Erinnerungen, die sich an das Andenken jenes Mannes knüpften, für sie von trauriger und schmerzlicher Art. Denn ich sah ihre Mienen mit jedem Augenblick trüber und finsterer werden. Sie hatte sich ganz an die Wand gelehnt und schien fast meine Gegenwart zu vergessen.

— Sennora, sagte ich, Sie sprachen vorhin von den Schändlichkeiten jenes Mannes. Ich möchte deshalb beinahe glauben, daß jener Devilborn und der Spanier dieselbe Person sind. Ich hasse diesen Devilborn als meinen ärgsten Feind, ich verabscheue ihn.

— Nicht so sehr, als ich! sagte sie und ihre Stimme zitterte vor Aufregung. Mag er Ihnen gethan haben, was er will — es kann nicht so schlimm sein, als was er gegen mich gefrevelt. Ich sehe Sie in der Kraft der Blüthe der Jugend vor mir stehen — ich aber bin ein gebrochenes, elendes Wesen, das sich selbst verachten muß!

Schon der Ausdruck, mit dem sie diese Worte sagte, hätte mich begierig machen müssen, die frühere Geschichte ihres Lebens zu erfahren. Der Gedanke aber, daß auch das Schicksal der Spanierin mit dem meines größten Feindes verflochten sei, mußte meine Spannung in einem noch höheren Grade erregen. Doch wollte ich nicht fragen, um ihr nicht lästig zu fallen.

Wir standen einander schweigend gegenüber. Das Feuer glühte knisternd fort und erhellte das öde Zimmer nur spärlich. Meine Gefährten schliefen noch immer fest und tief. Wer weiß, wovon sie träumten!

Wir hätten vielleicht noch lange in gegenseitigem Schweigen verharrt, wenn nicht ein helleres Knistern der Flamme die Spanierin aus ihren Träumen aufgeschreckt hätte. Sie blickte auf.

— Sie wollen meine Geschichte hören, Sennor? fragte sie gedankenvoll.

— Ja, Sennora, wenn Sie mir dieses Vertrauen schenken wollen, antwortete ich.

— Weshalb sollte ich nicht? sagte sie. Sie werden nach England zurückkehren, Sie werden ihn vielleicht wiedersehen und Sie werden dann aller Welt erzählen können, welch' ein Ungeheuer er ist. Ich zweifle nicht daran, daß er auch diejenigen betrügt, die ihm jetzt ihr Wohlwollen und ihre Gunst geschenkt haben. Vielleicht können Sie diese Leute vor ihm warnen.

— Ich bin die Tochter einer altadelichen spanischen Familie, fuhr sie dann nach einer kleinen Pause fort, und mein Name ist Dolores de Castro. Wenn Sie die Geschichte Spaniens kennen, so werden Sie wissen, daß die einzelnen Geschlechter dieser Familie eine der ersten Stellen unter der Ritterschaft meines Vaterlandes einnehmen, und wahrlich, ich brauche mich meiner Ahnen nicht zu schämen, sie haben sich stets ihres Namens würdig gezeigt. Ich bin vielleicht der einzige Sprößling dieses Hauses, der Schimpf und Schande über den edlen Namen de Castro gebracht hat!

Mein Vater war nicht reich und wohnte zurückgezogen und einsam auf seinem alten Schlosse in der Nähe von Valencia. Ein jüngerer Bruder von mir — wir waren nur zwei Geschwister — war schon sehr jung in die Armee eingetreten und focht in Frankreich und den Niederlanden. Ich wurde streng und klösterlich erzogen. Außer meinem Vater, meiner Duenna und einem alten Priester sah ich fast nur das Hausgesinde. So verlebte ich meine Jugend in der größten Einsamkeit und war längst zur Jungfrau gereift, ohne daß ich mit Männern in Berührung gekommen wäre, die um meine Neigung und um meine Hand geworben hätten. Ich hatte längst das Alter überschritten, in welchem die spanischen Mädchen sich verheirathen, aber da ich die Welt nicht kannte, so wußte ich das kaum, und meine Duenna tröstete mich damit, daß ich später eine um so glänzendere Verbindung schließen würde, da mein Vater auf eine reiche Erbschaft hoffe, die ihn später in den Stand setzen würde, mich aller Welt im Glanze des Reichthums zu zeigen. Ich glaube, daß mein Vater in der That diesen Zeitpunkt erwartete, und daß er mich deshalb von aller Verbindung mit der Welt fern hielt, um mein Herz vor einer Neigung zu bewahren, die seinen Plänen für die Zukunft gefährlich werden konnte.

Aber während er mich so vor der Außenwelt schützte, erwuchs ihm im Schooße unserer Familie selbst der gefährlichste Feind. Um meine Bildung zu vollenden, die er weit über das gewöhnliche Wissen der Spanierinnen erheben wollte, nahm er einen jungen Mann zu sich, der sich für den Priesterstand vorbereitete und ihm von unserem Beichtvater empfohlen worden war. Es war Pedro Zitano. In der ersten Zeit seiner Anwesenheit in unserem Hause beachteten wir ihn nicht viel. Er war noch

sehr jung, jünger als ich. Auch that er nichts, weder um unsere Aufmerksamkeit, noch um unser Wohlwollen zu erregen. Er theilte seine Zeit zwischen Studien auf seinem Zimmer und dem Unterricht, den er mir gab; sein Benehmen war zurückhaltend und düster, sein Betragen stolz und abweisend. Ich war natürlich Stunden lang täglich mit ihm allein, denn Niemand fürchtete einen so jungen Mann, um so mehr, da ich älter war, als er, und ihn fast wie einen Pagen behandelte. Aber diese Nachlässigkeit sollte sich bald bestrafen. Pedro war nur den Jahren nach jung. Seine Gestalt war bereits männlich, und ich kann wohl sagen, männlich schön, denn meinem Charakter gefiel das Ernste, Düstere, Schweigsame seines ganzen Wesens. Bald auch schien es mir, als ob in seinen schwarzen, brennenden Augen Manches verborgen sei, was seine Lippen verhehlten. Einzelne Mittheilungen, die er mir fast geringschätzig machte, ließen mich ahnen, daß ein heißer, ungebändigter, hochfliegender Geist in diesem finsteren, kalten Jünglinge schlummere. Ich begann, ihn mit Theilnahme zu betrachten. Aber je mehr ich mich ihm geistig zu nähern suchte, desto kälter und herber wurde er, und bald sah ich, wie weit dieser unbeachtete junge Mann, der damals noch keine zwanzig Jahre zählte, mir überlegen sei. Bald war ich seine Sklavin, und ich wollte es sein, denn ich liebte ihn. Seine unerschütterliche, kalte, finstere Gelassenheit hatte mich unterjocht. Ich lebte nur noch in ihm, ich gestand ihm durch Wort und Blick meine Liebe, und doch vernahm ich kaum ein Wort der Erwiederung von ihm. Er nahm meine Hingebung hin als ein Geschenk, das sich von selbst verstand.

Niemand in unserer Familie ahnte etwas von diesem Verhältnisse, das Pedro mehr noch, als ich, zu verbergen wußte. Zuweilen sprach ich meine Besorgniß über eine mögliche Entdeckung aus. Aber dann lächelte er und meinte, er sei darauf gefaßt. Genug, ich, das zwanzigjährige Mädchen, war ihm gegenüber ein Kind geworden, das er leitete und führte nach seinem Belieben. Ich wagte keinen anderen Willen zu haben, als den seinen, keinen anderen Gedanken, als den er mir vorgeschrieben. Und doch fühlte ich, daß er zurückhaltend und geheimnißvoll selbst gegen mich war, und daß er mich nicht zur Vertrauten seines Innersten machte.

Die Erbschaft, die meinem Vater in dieser Zeit zufiel, veränderte alle unsere Verhältnisse. Mein Vater wurde aus einem armen Landedelmann von guter Familie, ein reicher, mächtiger Herr, ich eine vergötterte und angebetete Erbin. Wir zogen nach Madrid, wo mein Vater mich bewundern lassen wollte, und er erreichte seinen Zweck. Eine Menge der reichsten und ritterlichsten jungen Leute bewarb sich um meine Hand. Aber so groß war die Macht, die Pedro über mein Herz erlangt hatte, daß ich kaum wagte, die Huldigungen der jungen Kavaliere anzuhören, noch viel weniger anzunehmen. Auch liebte ich ihn wirklich — wenn ich das Gefühl unterwürfiger, fast knechtischer Furcht und Scheu, das ich vor ihm empfand, Liebe nennen darf.

Um diese Zeit verließ Pedro unser Haus. Aber er blieb in meiner unmittelbaren Nähe in Madrid und wir sahen uns fast täglich. Meine Lage wurde jetzt gefährlicher. Ich sollte mich für einen der vielen Kavaliere entscheiden, die mir mein Vater vorstellte. Eine Zeit lang ertrug mein Vater das Zögern, das er für jungfräuliche Scheu hielt. Dann aber wurde er dringender und begann mir zu zürnen. Ein Kavalier aus einer der reichsten und edelsten Familien, ein junger, schöner Mann bewarb sich eifriger, als alle Anderen, um meine Gunst. Mein Vater bestimmte ihn zu meinem Gatten und sagte mir, daß er mir ewig zürnen werde, wenn ich die Wahl nicht annehme. Die Vorbereitungen zur Vermählung wurden getroffen. Ich hatte mein Wort noch nicht gegeben.

Ich stellte Pedro vor, daß irgend etwas geschehen müsse, um mich dieser qualvollen Lage zu entziehen. Er sagte, daß kein anderes Mittel übrig bliebe, als die Flucht, und so sehr abhängig war ich von seinem Willen, daß ich ihm nicht zu widersprechen wagte. Wir verabredeten alle Vorbereitungen zur Flucht. Er sagte mir, daß er arm sei — ich wußte es ohnehin, daß

wir also die nöthigen Geldmittel haben müßten, um in der Fremde zu leben. Ich sah ein, daß er Recht hatte, und versprach ihm, vor der Flucht Alles, was ich an Geld und Kostbarkeiten sammeln könne, mitzunehmen. Ich willigte ein, meinen Vater zu berauben, und so groß war Pedro's Macht, daß ich nicht einmal überlegte, wie tief ich gesunken sei.

Wir flohen in einer Nacht und nahmen unseren Weg nach Barcelona, von wo ein französisches Schiff uns nach Frankreich bringen sollte. Während der Flucht war Pedro schweigsam und düster, und ich werde nie vergessen, welche entsetzliche Qualen ich erlitt, als ich den Mann, für den ich Alles geopfert, finster brütend an meiner Seite sitzen sah. Es schien mir, als reise ich mit dem Engel des Verderbens und des Todes. In Barcelona blieben wir, da das Schiff noch nicht angekommen war.

In einem Kästchen hatte ich das Geld und die Kostbarkeiten meines Vaters mit mir genommen. Wir hatten es auf der Reise nicht geöffnet. Erst in Barcelona übergab ich es meinem Geliebten. Er öffnete es — und noch steht mir der Blick vor der Seele, mit dem er mich anstarrte, und mit dem er mir das Kästchen vor die Füße warf. Es enthielt nur einige werthlose Gegenstände. Ich hatte in der Eile ein falsches ergriffen.

In diesem Augenblicke wurde mir klar, daß Pedro mich nicht liebte. Er bemühte sich zwar, seinen Ingrimm zu verbergen und wollte den Ausbruch seiner Wuth durch den Aerger über seine getäuschten Hoffnungen und das ärmliche Leben, das wir nun führen müßten, rechtfertigen. Aber mein Vertrauen, meine Hingebung für ihn waren vorüber, für immer. Ich hatte einen tiefen Blick in sein Herz gethan, und nichts konnte mich mehr täuschen. Ich dachte an die Rückkehr. Aber als ich das Wort aussprach, traf mich ein Blick aus seinen Augen, der mich zittern machte. Ich war seine Sklavin und bald sollte ich erfahren, weshalb er gegen meine Rückkehr war, obgleich ihn die Liebe nicht an mich fesselte.

Er diktirte mir einen Brief in die Feder, einen Brief an meinen Vater, ein Meisterstück der Klugheit. Ich bat meinen Vater darin um Verzeihung, schilderte ihm meine glühende Liebe zu Pedro, malte den Charakter, die geistigen Fähigkeiten meines Geliebten in den glänzendsten Farben, sprach von den großartigen Plänen desselben, von seinen Aussichten auf die höchsten Aemter, und bat meinen Vater um Verzeihung und um die Einwilligung zu meiner Verbindung mit Pedro. Der Brief wurde abgeschickt, und wir erwarteten in Barcelona die Antwort. Während der Zeit lebten wir verborgen, denn Pedro glaubte, daß mein Vater mich gewaltsam ihm entreißen würde. Ich theilte seine Befürchtungen nicht, denn ich kannte die Härte und den Adelsstolz meines Vaters und betrachtete mich bereits als eine Verstoßene. Die nächsten Tage sollten zeigen, daß ich mich nicht geirrt hatte. Eine Antwort kam und zwar eine sehr kurze. Mein Vater erklärte mir, daß ich für ewig aus seiner Familie gestoßen und mein Name aus dem Familienbuche gestrichen sei — als der einer Unwürdigen. Uebrigens würde er uns weder verfolgen noch sonst hindern, da ich seine Tochter nicht mehr sei.

Ich war in Verzweiflung. Seltsamer Weise blieb Pedro kalt und ruhig. Ja er behandelte mich sogar mit einer Art von Freundlichkeit, die mir Furcht und Abscheu einflößte, da ich die Hinterlist in seinen schwarzen Augen schimmern sah. Er verkehrte in dieser Zeit viel mit einem englischen Kavalier, der, wie ich glaube, nicht im besten Rufe stand, und es ist möglich, daß dieser Mann, dem ich alles Schlechte zutraute, auch auf Pedro einen verderblichen Einfluß übte. Sie fanden sich, wie ich hörte, weil der Engländer Katholik und seiner Güter beraubt worden war und nun in Spanien Unterstützung und Aemter suchte. Sein Name, der meinem Ohre abscheulich klang, ist mir entfallen.

— Doch nicht Catesby? fragte ich, von einer Ahnung ergriffen.

— In der That, ja, so lautete der Name! antwortete sie, ohne ihren trüben Blick zu erheben. Ich besinne mich jetzt. Genug, ich ver-

lebte gräßliche Tage in Barcelona und rang mit den verzweifeltsten Entschlüssen. Unterdessen bereitete Pedro Alles zu unserer Abreise vor. Er wollte nach Italien gehen, sagte er mir, wo er Verwandte habe. Wir bestiegen ein Schiff, das mir verdächtig erschien, ich wußte nicht weshalb. Die Matrosen und die Führer waren finster aussehende, abschreckende Gestalten. An Bord befanden sich drei Frauen, jung und schön, deren Aussehen mir ebenfalls nicht gefiel. Ich kam jedoch nicht mit ihnen in Berührung, und das war mir ganz recht.

In einem französischen Hafen legten wir an und übernachteten dort. Als ich am anderen Morgen nach Pedro fragte, antwortete man mir, er würde nicht zurückkehren, und der Kapitain überreichte mir lachend eine Schrift, in der Pedro mich für eine nicht unbedeutende Summe an den Kapitain des Schiffes abgetreten hatte. Er war gegangen, ohne Abschied von mir zu nehmen, ohne mir eine Zeile zurückzulassen!

Ich wollte mich ins Meer stürzen. Man hielt mich zurück und brachte mich in die Kajüte. Ich wollte sterben, keine Nahrung zu mir nehmen. Aber spanisches Blut rollte in meinen Adern. Ein Gedanke durchzuckte mich und gab mir neues Leben. Ich dachte an Rache. Ich hoffte, den Verräther einst wiederfinden und strafen zu können. Was lag auch daran, welchem Schicksal ich entgegenging! Konnte es erniedrigender sein, als dasjenige, das mir Pedro bereitet hatte? Zu meinem Vater, nach Spanien konnte ich nicht zurückkehren. Und doch fühlte ich mich jung, stolz und schön. Weshalb sollte ich auf das Leben verzichten und geschah es auch nur, um Gelegenheit zur Rache zu finden. Ich erklärte dem Kapitain, daß ich ihn freiwillig begleiten würde und fragte ihn, was jene Abtretungsschrift zu bedeuten habe. Er antwortete mir, daß ich mit den anderen Frauen für den Harem des Sultans der Türkei bestimmt sei.

Sie werden vielleicht darüber erstaunen, Sennor, aber dieser Gedanke hatte in meiner damaligen Lage nichts Abschreckendes für mich. Der Harem, als der Sammelplatz schöner Frauen, als der geheimnißvolle Ort der Intrigue, hatte eine romantische Anziehungskraft für mich. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß es leicht sei, bis zur ersten Sultanin empor zu steigen, und meine Gedanken richteten sich bereits erwartungsvoll auf das seltsame Ziel, dem ich entgegenging. Der Kapitain traute mir indessen nicht und ließ mich streng bewachen. So langten wir nach einer langen Fahrt und ohne irgendwo anzulegen, in Konstantinopel an.

Ich will meine Geschichte nun beenden. Ich wurde das Weib Murads und gebar ihm einen Sohn. Meine Erwartungen schienen sogar in Erfüllung zu gehen. Der Sultan zeichnete mich auf alle Weise aus, und ohne die Intriguen der Italienerin, Teresa Baffo, wäre ich wahrscheinlich Sultanin Valide, die Mutter des künftigen Thronerben geworden. Manche Jahre sind darüber hingegangen. Ich habe eingesehen, wie traurig das Leben des Harems ist, ich habe auf manche Hoffnungen verzichtet, selbst auf meine Rache. Aber ich habe einen Sohn, den ich liebe und an den ich denken muß. Sie wissen, daß ich seinetwegen in diesem einsamen Schlosse lebe.

Sie schwieg. Die lange Erzählung schien sie erschöpft und noch düsterer gestimmt zu haben. Ich hatte ihr mit der größten Aufmerksamkeit und Theilnahme zugehört, und obgleich ich kaum die Wahrscheinlichkeit für mich hatte, so zweifelte ich doch keinen Augenblick daran, daß Devilborn jener Pedro Zitano sei, und ich beschloß, mir diesen Namen für alle Fälle einzuprägen.

— Sie haben mir eine Geschichte erzählt, Sennora, sagte ich, die in jeder Hinsicht meine volle Theilnahme verdient. Seien Sie überzeugt, daß, wenn der Tag einst kommt, an dem ich gegen Devilborn oder Pedro Zitano, wie er heißen mag, auftreten kann — daß ich dann auch für Sie das Rächeramt übernehmen werde.

— Also er hat Sie tödtlich beleidigt? fragte sie und ihre Augen blitzten.

— Tödtlich! erwiederte ich. Zwischen uns kann nie Friede sein. Aber wie haben Sie erfahren, daß er nach England gegangen?

— Von einer jener Frauen, die mit mir zugleich nach Konstantinopel gebracht wurden, antwortete sie. Das arme Weib fand Gelegenheit, mit einem Fremden zu fliehen und kam auch nach London. Von dort schickte sie ihr Entführer, der ihrer überdrüssig geworden war, hierher zurück, und bevor sie im Bosporus ertränkt wurde — ein Schicksal, das sie hätte voraus sehen können — fand sie Gelegenheit, mir zu erzählen, daß sie Pedro in London gesehen und gehört habe, daß er dort eine eineinflußreiche Stellung am Hofe einnehme.

— Ja, er ist das Werkzeug des Großschatzmeisters! antwortete ich verächtlich. Und nun, Sennora, meinen Dank für Ihre aufrichtigen Mittheilungen! Sind Sie wirklich Willens, in diesem Schlosse zu bleiben? Halten Sie sich hier für sicher? Wenn Sie nach Spanien zurückkehren und meine Hülfe annehmen wollen, so bin ich gern bereit, Sie mit Empfehlungen und allem Nöthigen zu unterstützen und Ihnen die Reise zu erleichtern.

— Ich danke Ihnen, Sennor! antwortete sie. Ich bin stolz genug, um nicht eher wieder vor meinem Vater zu erscheinen, als bis er mich selbst bittet, zurückzukehren, und mich wieder seine Tochter nennt. Er weiß, wo ich bin. Wenn er Reue fühlt über die Härte, mit der er mich damals von sich gestoßen, so wird er mich zu finden wissen. Uebrigens ist mein Schicksal und das meines Sohnes an dasjenige Hassan Pascha's geknüpft. Ich habe meine Hoffnungen nicht aufgegeben, meinen Sohn auf dem Throne zu sehen. Und nun leben Sie wohl, Sennor! Treffen Sie einst mit Pedro zusammen, so bringen Sie ihm meinen Fluch! Ich will jetzt gehen. Sie können sicher bis morgen schlafen, und ich werde dafür sorgen, daß vor Ihrer Abreise noch Speise und Trank für Sie und Ihre Gefährten gebracht wird.

— Und werde ich Sie wiedersehen, Sennora? fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf, warf mir einen letzten Blick zu, verhüllte ihr Gesicht und verschwand in der Thür.

Ich blieb nachdenklich zurück. Das seltsame Zusammentreffen, das ich gehabt, bot mir Stoff genug zu einer stillen Unterhaltung mit mir selbst. Doch fühlte ich mich jetzt ermüdet und sehnte mich nach einigen Stunden Schlaf. Ich warf einige Stücke Holz in das Feuer, um es zu beleben, und versuchte dann Rolfe zu wecken, was mir auch nach einiger Mühe gelang. Er wunderte sich, daß schon Mitternacht vorüber sei und daß ich so lange gewacht habe. Dann nahm er meinen früheren Standpunkt ein. Ich legte mich neben Armand und war bald eingeschlafen.

Als ich erwachte, brannte das Feuer noch und Rolfe war sanft in seiner halb liegenden, halb sitzenden Stellung eingeschlummert. Ich sah nach der Uhr. Es war acht Uhr Morgens. Ich weckte meine Gefährten, die sich jetzt auch schnell erhoben. Nur Stephan schien auch jetzt seinen Rausch noch nicht ganz ausgeschlafen zu haben. Sein erster Blick fiel auf den Krug.

— Ob noch was darin ist? fragte er mit zweifelnden Blicken.

— Wahrscheinlich! rief Armand. Aber, so wahr ich lebe, es ist überflüssig, denn dort steht ein anderer Krug und eine andere Schüssel!

Wir Alle folgten der Richtung, die er andeutete, und in der That standen Krug und Schüssel, wie am vergangenen Abend, in einer Ecke.

Meine Gefährten erschöpften sich abermals in gegenseitigen Muthmaßungen. Aber ich war natürlich der Einzige, der die Lösung des Räthsels kannte. Doch hatte ich mein Wort gegeben, zu schweigen, und ich hielt es.

— Hätte Rolfe nicht geschlafen, wie es sich für einen Soldaten wenig ziemt, sagte ich lachend, so würde er ja wissen, wie der Krug hierher gekommen!

— Es ist auch das erste Mal in meinem Leben, rief der junge Puritaner ärgerlich, daß ich auf der Wache eingeschlafen. Es ist ein verwünschtes Schloß, das steht fest. Mir ist sogar, als wäre ich einmal in der Nacht auf-

gewacht und hätte Frauenzimmer hier im Saal gesehen.

— Parbleu! Wirklich? rief Armand überrascht. Ganz ähnlich geht es mir. Ich quäle mich fortwährend mit dem Gedanken an diese Erinnerung. Mir ist, als wäre es kein Traum, und doch muß es einer gewesen sein!

— Sackerment, und ich bin gezwickt, und an den Haaren und an der Nase herumgezerrt worden! rief Stephan. Und ich wollte drauf schwören, es wäre auch ein Frauenzimmer gewesen!

Die Erinnerung an die komische Scene, deren Zeuge ich gewesen war, machte mich lachen, und ich bedauerte, daß meine Zunge gebunden war.

— Ja ja, meine lieben Freunde, rief ich, dieses Mal hat Euch die böse Gewohnheit des Trunkes um eine sehr ergötzliche Nacht gebracht. Ihr habt nicht geträumt. Es waren wirklich drei allerliebste Mädchen hier, die gar zu gern Eure nähere Bekanntschaft gemacht hätten. Aber Ihr betrugt Euch jämmerlicher, als drei Holzklötze.

Alle drei starrten mich verwundert an. Armand namentlich schien ganz bestürzt zu sein. Wahrscheinlich glaubte er jedoch nicht, daß ich die Wahrheit spreche.

— Nun, Kapitain, fragte er, wo sind die Mädchen geblieben? Es ist doch sonst nicht Ihre Sache, uns dergleichen Kriegsbeute vorzuenthalten!

— Sie sind längst fort, erwiederte ich lachend. Es war nicht meine Schuld, daß Ihr schlieft, wie die Murmelthiere. Das Labsal gestern Abend kam von ihnen, so wie auch jetzt dieser Krug.

— Nun heraus mit der Sprache! rief Stephan ungeduldig. Wer waren sie?

— Um Euch Alle zu strafen, haben sie mir auferlegt, zu schweigen, antwortete ich. Als Kavalier muß ich mein Wort halten, und ich werde es thun.

— Ventre saint gris! rief Armand, Kapitain, Sie sind unausstehlich. Wenn ich wüßte, daß Sie die Wahrheit sprächen, so würde ich mich furchtbar ärgern. Aber ich glaube, Sie erzählen uns Ihre eigenen Träume.

— Hm, es wäre doch seltsam, wenn Ihr Alle dieselbe Erscheinung gehabt und nur geträumt hättet! erwiederte ich lachend. Und glauben Sie, Armand, daß ich Krüge mit Ungarwein und Schüsseln mit Braten erfinden kann, wie Mährchen? Dann wäre ich ein glücklicher Mensch!

Alle bestürmten mich jetzt mit Bitten, ihnen zu sagen, was Wahres an der Sache sei, aber ich hielt mein Versprechen, und sagte ihnen nur, daß die Frauen nicht mehr im Schlosse seien und daß sie mich gebeten hätten, bei unserer Morgenmahlzeit auf ihre glückliche Reise zu trinken. Damit schien Keiner befriedigt zu sein, sie kannten mich aber und wußten, daß ich nichts weiter verrathen würde. Armand grollte mir im Ernste deshalb. Einige Worte aber, die ich fallen ließ, machten ihn glauben, daß ich nur im Scherz gesprochen habe. Freilich blieben die Speisen ihnen räthselhaft, wie vorher. Nichtsdestoweniger aber ließen wir Alle uns die freundliche Gabe trefflich schmecken. Dann sattelten wir unsere Pferde, führten sie auf den Vorhof und machten uns zur Abreise bereit.

Der Morgen war schöner, als wir erwartet hatten. Die Sonne stand klar am blauen Himmel. Der Boden war gefroren und die Sonne begann, die leichte Schneedecke zu schmelzen. Es war ein ächtes Reisewetter und wir Alle fühlten uns durch die angenehme frische Luft, die uns im Vorhof entgegenwehte, gehoben. Ich wollte sogleich den Berg hinab. Armand aber meinte, es sei jetzt die beste Gelegenheit, das Schloß zu untersuchen und nachzuforschen, welche gastfreundliche Bewohner es beherberge. Ich lehnte es ab, ihn zu begleiten, auch Stephan, dessen Aberglaube noch nicht ganz geschwunden schien, weigerte sich, und Rolfe folgte dem jungen Franzosen nur zögernd. Sie kamen jedoch bald zurück, mit der Versicherung, daß nirgends eine Spur von lebenden Wesen zu entdecken sei. Um so wunderbarer erschien ihnen jetzt das Abenteuer mit den Speisen, und Armand meinte, das sei die erste geistige Nahrung gewesen, die

ihn körperlich erquickt habe, und er werde nun wirklich anfangen, an Wunder und Geister zu glauben.

Die Sklaverei.

Noch an demselben Tage trafen wir eine Abtheilung unserer versprengten Schaar und schlossen uns derselben an. Bald begegneten wir noch anderen einzelnen Truppen, und bildeten nun wieder eine Streitmacht, die sich vor einem Zusammenstoß mit einer türkischen Schaar nicht zu scheuen brauchte. Doch hörten wir, daß beträchtliche Heeresmassen der Feinde im Anzuge seien, um einen günstigen Lagerort zu beziehen. Wir vermieden deshalb den Kampf und beschlossen, nach dem Hauptquartier zu ziehen. Von dort wollten Armand, Rolfe und ich den Winter über nach Wien gehen.

Ich will nun erzählen, wie diese Absicht vereitelt wurde.

Wir waren bis in die Nähe eines Ortes gekommen, der, wenn ich nicht irre, Bukuresch hieß. Er sollte das erste Ziel unserer Reise sein, und von dort aus wollten wir uns an das Hoflager König Sigismund Bathory's begeben, und vielleicht mit diesem zusammen die Reise nach Wien antreten.

In der Nähe von Bukuresch trafen wir auf mehrere kleine Züge, die ebenfalls das gemeinsame Hauptquartier aufsuchten. Das Wetter blieb übrigens schön und beständig, und wir bedauerten Alle, daß der diesjährige Feldzug schon vorüber sein solle. Wir hätten uns gern noch einmal mit den Türken gemessen und den Feldzug, der im Ganzen nicht glücklich für die Waffen Bathory's gewesen, durch einen ruhmvollen Kampf geschlossen.

Die Gelegenheit dazu sollte sich bald finden. Da Bukuresch nicht im Stande war, alle Kämpfer zu fassen und zu beherbergen, so waren in der Umgegend niedrige Erdhütten errichtet worden, in denen die einzelnen Abtheilungen kampirten. Diese mußten stets eines Ueberfalles gewärtig sein, da die Türken in der Nähe schwärmten und uns zu verhindern suchten, Proviant aus der Nachbarschaft herbeizuschaffen. Mir war für einige Tage, an Stelle eines verwundeten Hauptmannes, das Kommando über eines dieser vorgeschobenen Lager anvertraut worden. Armand und Rolfe leisteten mir Gesellschaft. Stephan befand sich in Bukuresch, wo ihm die Gesellschaft besser zusagte.

Es war am 18. November des Jahres 1602, am Mittag, als die Wachen meldeten, daß eine Schaar türkischer Reiter, von einigem Fußvolk begleitet, sich zeige. Ich ließ sogleich Alarm schlagen. Nachdem ich mich aber überzeugt, daß die Schaar nur klein sei, und daß ich es recht gut allein mit ihr aufnehmen könne, ließ ich die benachbarten Truppen nicht weiter benachrichtigen, sondern stellte mein Häuflein in Schlachtordnung und zog den Türken entgegen, die vorsichtig nahten.

Wir standen einander zum Kampfe bereit gegenüber, als ein Herold mit einem weißen Fähnchen aus den Reihen der Türken hervortrat und in französischer Sprache zu uns herüberrief, ob einer von uns Willens sei, mit dem edlen französischen Ritter L'Ollonois, der für die Türken kämpfe, einen Einzelnkampf einzugehen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß dergleichen Kämpfe bei uns Sitte waren, und daß es schimpflich für uns gewesen wäre, eine solche Aufforderung abzulehnen. Rolfe und Armand waren deshalb sogleich bereit. Aber auch ich fühlte große Lust, mich mit dem Franzosen zu messen, und während wir uns noch darüber stritten, wem die Ehre des Zweikampfs zu Theil werden solle, ritt uns der kampfeslustige Franzose bereits bis in die Mitte des Raumes, der die beiden feindlichen Schaaren von einander trennte, entgegen.

Es war natürlich, daß wir unseren Gegner zuerst mit den Augen musterten. Es war eine riesige Gestalt auf einem mächtigen Streitrosse, das ungeduldig den Boden stampfte. Ich entsann mich nicht, jemals eine so imposante Gestalt gesehen zu haben. Nichtsdestoweniger bestand Armand, obgleich der schwächste, aber

vielleicht der gewandteste von uns Dreien, darauf, mit seinem Landsmann zu kämpfen und ihm gegenüber die Ehre Frankreichs aufrecht zu erhalten. Ich stellte ihm vor, daß seine Kräfte wahrscheinlich denen des französischen Ritters nicht gewachsen seien. Aber er wollte nichts davon wissen. Auch Rolfe trat nicht freiwillig zurück und so blieb keine andere Entscheidung, als durch das Loos. Es fiel auf mich.

Ich brachte meine Pistolen in Stand, prüfte Dolch und Schwert, ermahnte meine Schaar zur Vorsicht und Wachsamkeit und ritt dem Franzosen entgegen. Als ich ihm näher kam, konnte ich seine riesigen Glieder, sein wildes, kampfbegieriges Gesicht noch deutlicher unterscheiden, und hätten mich nicht eine Menge glücklich bestandener Kämpfe kühn gemacht, so wäre mir vielleicht der Muth gesunken. Ich bedachte indessen, daß die Kraft nicht immer in der Größe liegt, streichelte meinem guten Rosse den Nacken, ermahnte es zur Ausdauer, ergriff ein Pistol und ritt auf den Franzosen zu, der mir ebenfalls das Pistol entgegen hielt.

Wir umkreisten uns nun eine Zeit lang, wie es Sitte war, zuerst langsam, dann immer schneller, während Jeder sich bemühte, einen ruhigen Augenblick zu erhaschen, um dem Gegner die tödtliche Kugel zuzuschicken. Er schoß zuerst, ohne mich zu treffen und ergriff dann sogleich ein anderes Pistol. Jetzt schien er auf meinen Schuß warten zu wollen und da mir das lange Zögern langweilig wurde, so schoß ich ebenfalls, ohne jedoch zu treffen. Dasselbe wiederholte sich zum zweiten Male, ohne daß ich oder er verwundet worden wäre.

Nun griffen wir zu den Schwertern und sprengten auf einander los. Zehn Minuten lang fochten wir erbittert und mit solcher Gewalt, daß meine Kraft fast erlahmte bei den Streichen, die er auf mich führte. Ich fühlte wohl, daß ich es mit einem ebenbürtigen Gegner zu thun habe, bemerkte aber auch, daß seine Kraft ebenfalls erlahmte. Wir hielten deshalb einige Minuten ein, um uns zum neuen Kampfe zu stärken.

Während dessen versuchte er einen hastigen und hinterlistigen Angriff auf mich. Er hatte nämlich noch, gegen alle Sitte, ein drittes Pistol, das er auf mich abschoß. Die Kugel durchbohrte den weiten Aermel meines Kleides. Dieses hinterlistige Benehmen erbitterte mich, und ich griff ihn nun mit solcher Heftigkeit an, daß er nothgedrungen sich zurückziehen mußte. Während dessen gab er sich mehrere Blößen, und ich verwundete ihn. Ich weiß nicht, ob es seine Absicht, oder Zufall war, aber er näherte sich beim Zurückweichen den türkischen Reihen. Ich hätte ihm nicht zu folgen brauchen. In der Hitze des Kampfes aber und verblendet von dem augenblicklichen Vortheil, folgte ich ihm, und als er sich abermals eine Blöße gab, stieß ich ihm mein Schwert mit solcher Heftigkeit in die Brust, daß er vom Pferde stürzte.

Ich hielt das Geschrei, das sich nun ringsumher erhob, zuerst für den Siegesruf meiner Schaar und das Wuthgeschrei der Türken. Aber ich sah sogleich ein, daß ich mich geirrt hatte. Als ich mein Roß wandte, um zu den Meinen zurückzusprengen, war die ganze Ebene, auf der ich mit l'Ollonois gekämpft hatte, mit Bewaffneten bedeckt, und noch immer drangen neue Schaaren von Türken aus dem benachbarten Gehölz und hinter den Hügeln, die den Platz umgaben, hervor. Während des Kampfes und während die Blicke der Ungarn auf mich und meinen Gegner gerichtet waren, hatte eine weit überlegene Schaar von Türken sich genaht. Wir waren von allen Seiten umzingelt. Ich selbst befand mich allein inmitten von Hunderten türkischer Reiter.

Ich sah wohl, daß meine Krieger, und vor Allem Armand und Rolfe Anstrengungen machten, sich zu mir durchzuschlagen, aber sie waren vergebens. Nur ein Wunder konnte mich hier retten, und ich zweifelte mit Recht daran, daß dieses Wunder geschehen würde. Ein Unzahl von Türken warf sich auf mich, und obgleich ich mich mit allem Muthe und aller Geistesgegenwart, die mir zu Gebote standen, vertheidigte, so fühlte ich doch bald meine Kräfte sinken, das Blut strömte mir aus mehreren

Wunden. Ein Schlag mit einer Lanze, die auf meinem Kopfe zerbrach, betäubte mich vollends. Ich wurde vom Pferde gerissen und unter Triumphgeschrei in rasender Eile fortgeschleppt.

Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich aufs Höchste ermattet in einer elenden Hütte wieder, und mein erster Blick fiel durch die offene, niedrige Thür auf einen Lagerplatz der Türken. Ich war also in Gefangenschaft. Meine Wunden, obgleich sie nicht unbedeutend waren, schmerzten mich weniger, als dieser Gedanke, und wäre ich nicht trotz meiner Jugend an so manche Wechselfälle des Schicksals gewöhnt gewesen, so hätte ich mich vielleicht einer thörichten Verzweiflung überlassen. Denn ich kannte das Loos, das den Gefangenen bevorstand!

Man hatte mir Alles genommen, meine Waffen, mein Geld, selbst meine Kleider. Nur wie durch einen Zufall waren mir meine Beinkleider von Hirschleder und ein Gürtel, der sie hielt, geblieben. In diesen letzteren eingenäht — denn im Kriege muß man gegen alle Fälle gerüstet sein — befanden sich noch eine Anzahl von Goldstücken. Ich war also nicht ganz mittellos, und dieser Gedanke tröstete mich ein wenig. Uebrigens fühlte ich mich zu schwach, um über alle diese Dinge lange nachzudenken, und ich versank bald wieder in einen Zustand von Betäubung, aus dem ich erst erwachte, als ich auf einen Wagen geworfen wurde. Ich öffnete die Augen und erblickte einige Männer neben mir, die gleich mir verwundet und gefangen schienen. Es waren Ungarn, und sie sagten mir, daß wir nach Konstantinopel transportirt würden, zusammen mit einer großen Anzahl anderer Gefangenen, die noch rüstig genug waren, um den Weg zu Fuße zu machen.

Ich suchte unter denselben einen Bekannten. Es wäre mir ein Trost gewesen, Rolfe oder Armand unter den Gefangenen zu sehen, und doch freute ich mich darüber, daß sie meinem grausamen Schicksale entgangen waren. Grausam war es, ja! Ich wußte, daß wir in Konstantinopel auf offenem Markte verkauft werden würden. Vielleicht war ich dazu bestimmt, mein ganzes, noch so junges Leben in einem barbarischen Lande, vielleicht in Asien oder in der Tatarei als Sklave zuzubringen!

Wenn es nicht stets und immer wieder die Hoffnung wäre, die den Menschen aufrecht erhält, so würde ich meine Wunden geöffnet und mir den Tod gegeben haben. Aber noch schien sich mir manches Hülfsmittel zu zeigen. Vielleicht traf ich in Konstantinopel einen Engländer, einen Niederländer, dem ich mein Schicksal mittheilen konnte und der mich freikaufte. Vielleicht fand ich dort auch Gelegenheit zur Flucht, denn es ließ sich annehmen, daß eine Menge fremder Schiffe im Hafen lagen. Genug, ich tröstete mich mit allen möglichen Hoffnungen und ergriff begierig die kleinste, mochte sie auch noch so wenig Aussicht auf Wahrscheinlichkeit haben.

Unser Zug nach Konstantinopel war langsam und beschwerlich. Der Winter war in seiner ganzen Strenge eingetreten, und als wir das Balkangebirge erreichten, wurde der Frost so heftig, daß es mir unmöglich war, länger auf dem Wagen auszuhalten. Meine Wunden waren zwar noch nicht geheilt und das Laufen wurde mir entsetzlich schwer. Aber ich brauchte doch nicht zu fürchten, vor Frost zu sterben. Ich erklärte, daß ich geheilt sei, und wurde den anderen Gefangenen zugesellt. Schuhe hatten wir nicht; wir mußten oft bis an die Knie mit bloßen Füßen im Schnee waten. Freilich ging es unseren Wächtern kaum besser. Es war abgerissenes, rohes Gesindel, das sich für die eigenen Mühseligkeiten, die es erdulden mußte, durch Härte und Grausamkeit gegen uns entschädigte. Wären uns nicht die Hände gefesselt gewesen und hätte man uns nicht streng bewacht — ich glaube, die Verzweiflung hätte uns zu einer Rebellion angetrieben.

Uebrigens bemerkte ich, daß man mir etwas mehr Aufmerksamkeit schenkte, als den übrigen Gefangenen. Aber diese Aufmerksamkeit zeigte sich nur in noch größerer Härte und in noch rauheren Beschimpfungen. Unsere Wächter waren keine Krieger, sonst würden sie das Unglück eines Mannes, der mit dem Schwert in

der Hand gefangen worden, zu ehren gewußt haben. Sie erzählten sich gegenseitig von den Greuelthaten, die ich an den Türken verübt. Es war Alles erlogen oder entstellt. Aber ich hatte wenigstens den leidigen Trost, zu hören, daß mein Name bei den Türken bekannt und gefürchtet war.

Ungefähr in der Mitte des Dezember gelangten wir nach Konstantinopel. Ich hatte mir das Land südlich schöner und wärmer gedacht. Aber ich war bitter enttäuscht. Der Winter hier übertraf an Rauheit und Strenge selbst unseren Norden. Die Straßen waren mit Schnee bedeckt, der Wind heulte, und als wir durch die ärmlichen Straßen zogen, fuhren die Hunde bellend nach unseren nackten Füßen.

Doch trat nun auf einige Tage eine bessere Zeit für uns ein. Es ließ sich leicht errathen, weshalb. Wenn wir als Sklaven verkauft werden sollten, so hing die Höhe des Preises von unserem guten Aussehen ab, gerade wie bei Thieren, zu denen wir übrigens im vollsten Sinne des Wortes herabgewürdigt wurden. Man reinigte uns, gab Einzelnen sogar bessere Kleider, versorgte uns reichlich mit Speise und Trank, und wir benutzten diese glücklichere Veränderung nach unseren besten Kräften, denn wenn wir einmal Sklaven werden sollten, so war es immer besser, einem reichen Herrn zuzufallen, als einem armen.

Bereits hatte die Mehrzahl unserer Gefährten das große Gebäude verlassen, in das man uns wie in einen Stall gesperrt hatte. Sie waren bereits verkauft. Ein Rest von ungefähr zehn blieb noch übrig, und zu diesen gehörte auch ich. Wir wurden auf einen großen Platz geführt, der mit Menschen bedeckt war, und dort in der Mitte halb entblößt aufgestellt. Ich werde mein Lebtag an diesen Tag denken. Es war der schimpflichste, den ich je erlebt.

Man hatte Jedem von uns ein Brett auf die Brust gebunden, auf dem unser Vaterland, der Rang, den wir in dem Heere der Ungarn bekleidet, und der Preis, den man für uns forderte, verzeichnet standen. Ich weiß nicht, wie hoch ich taxirt war und welchen Rang man mir gegeben, aber die meisten Leute blieben bei mir stehen, starrten mich an, schrieen und lärmten und warfen mit Steinen nach mir. Meine Wächter schützten mich jedoch. Es mußte ihnen daran liegen, daß ihre Waare nicht beschädigt würde.

Meine Gefährten waren sämmtlich verkauft und abgeführt. Ich blieb allein zurück. Da ich ein wenig türkisch verstand, so begriff ich, daß die Höhe der Summe, die man für mich forderte, die Käufer zurückschreckte. Sie schrien, feilschten, zankten mit den Verkäufern, aber diese wollten nichts von dem Kaufpreise ablassen. Ich merkte wohl an der Sprache, daß sich unter den Käufern auch mehrere Ausländer befanden, und ich redete sie mehrmals auf Spanisch, Niederländisch, Französisch und Englisch an. Zum Unglück verstand ich von der italienischen Sprache so gut wie gar nichts, und doch waren die meisten Kaufleute in Konstantinopel Hellenen oder Italiener.

Endlich kam auch ein dicker Kerl mit rothem Gesicht, dem seine Türkenkleidung so schlecht stand, daß er unmöglich ein Eingeborner sein konnte. Er sprach mit den Verkäufern, und ich hörte zu meiner Ueberraschung, daß er englische Worte mit einfließen ließ.

— Hollah, Landsmann! rief ich ihn an. Ich freue mich, daß ich Euch finde. Ihr könnt ein gutes Werk an mir thun. Kauft mich los. Das Kaufgeld soll Euch bei Heller und Pfennig zurückgezahlt werden.

Er sah mich erstaunt an und zog sich sogleich ein wenig zurück.

— Ihr seid ein Engländer? sagte er. Schade um Euch! Der Kaufpreis ist zu hoch. Versteht Ihr irgend ein Handwerk?

— Nur den Türken die Gurgel abzuschneiden, weiter nichts, antwortete ich lachend, denn eine verzweifelte Lage macht lustig.

— Daß es Niemand hört! rief er erschreckt. Dann kann ich Euch nicht brauchen.

— Aber Ihr hört ja, ich will Euch das Kaufgeld zurückgeben! rief ich.

— Habt Ihr es etwa bei Euch? fragte er mich mißtrauisch musternd.

— Das nicht, aber Ihr sollt Wechsel auf London oder Paris haben, sagte ich.

— Geht mir damit! sagte er und zuckte die Achseln. Die Zeiten sind schlecht, die Geschäfte gehen nicht. Es thut mir leid, aber ich kann Euch nicht helfen!

Er ging eilig fort. Ich warf ihm einen verächtlichen Blick nach. Der Narr! Er hätte ein gutes Geschäft machen können. Ich würde ihm gern das Doppelte des Kaufpreises zurückerstattet haben!

Die Verkäufer schickten sich bereits an, mich zurückzuführen, als eine Anzahl verschleierter Frauen, von einigen Eunuchen begleitet, über den Platz kam. Schon vorher hatten einzelne Frauen sich in unsere Nähe gedrängt und uns betrachtet. Diese aber traten ganz nahe an mich heran, schienen mich mit Blicken zu prüfen und begannen mit den Verkäufern zu sprechen. Bald darauf zahlte der Eunuch eine Summe aus und man gab mir die Weisung, den Frauen zu folgen.

Ich that es gern, froh, der öffentlichen Schaustellung entledigt zu sein. Unterweges beschäftigte mich der Gedanke, wer wohl meine Herrin sein könne. Reich mußte sie sein, denn sie hatte nicht lange gefeilscht, obgleich das sonst Frauenart ist.

Wir gingen durch eine Menge Straßen und standen endlich am Ufer des Bosporus vor einem großen palastähnlichen Hause still. Das Aussehen des Hauses, die Menge der Diener bestätigte mich in meinem Glauben, daß meine neue Herrin reich sei. Sie bekümmerte sich für jetzt weiter gar nicht um mich, sondern überlieferte mich einigen Dienern. Diese führten mich in das Innere des Gebäudes, und dort in den Badesaal, der geräumig und prachtvoll ausgestattet war, wie das ganze Haus.

Hier gaben mir die Diener durch Zeichen zu verstehen, daß ich mich baden solle und ich folgte bereitwillig dem Geheiß. Auch Kleider hatte man mir gebracht, halb nach türkischem, halb nach abendländischem Schnitt. Ich legte sie nach dem Bade an, trug jedoch Sorge, meinen Gürtel zu behalten, dessen Inhalt für mich von großer Wichtigkeit war. Dann führte man mich in ein Zimmer, in welchem ich Speisen und selbst Wein fand. Ganz zufrieden mit meiner neuen Lage, ließ ich mir die Mahlzeit vortrefflich schmecken. Bald darauf kam ein Diener und gab mir zu verstehen, daß seine Herrin mich zu sprechen wünschte. Ich war eine wenig erstaunt über die Freiheit, die diese Dame zu genießen schien, dachte dann aber, daß sie vielleicht eine Europäerin sei und ging zu ihr.

Mein Weg führte mich durch mehrere Zimmer, die mit orientalischem Luxus ausgestattet waren. Große venetianische Spiegel schmückten die Wände, und als ich an ihnen vorüberging, konnte ich dem Drange nicht widerstehen, einen Blick auf mich und meine neue Tracht zu werfen. Seit länger als einem halben Jahre hatte ich keinen Spiegel mehr gesehen, und jeder Mensch fühlt am Ende doch das Bedürfniß, zu wissen, wie er selbst aussieht und wie er sich verändert hat. Es schien mir, als sei diese Veränderung bei mir bedeutend. Ich kam mir größer, männlicher vor, als früher. Mein Bart war größer, mein Gesicht wieder frisch und roth geworden. Auch die seltsame Tracht, in die man mich gesteckt, kleidete mich meiner Einbildung nach ganz gut. Getröstet und zufrieden ging ich weiter.

Eine einzelne Dame saß in einem Zimmer, dessen Thür man mir jetzt öffnete. Sie war nicht mehr jung, doch ließ sich ihr Alter nicht genau bestimmen. Ihre Kleidung war orientalisch, nicht so ihr Gesicht, das geistvoller, klüger, ich möchte sagen listiger war, als das der türkischen Frauen. Uebrigens müßte ich lügen, wenn ich sagen wollte, daß dieses Gesicht einen angenehmen Eindruck auf mich machte. Es lag etwas in demselben, was mir einen geheimen Widerwillen einflößte.

— Nun, mein Herr Engländer, redete sie mich im reinsten Französisch an, während ich mich verneigte, Sie sind jetzt auf rechtliche Weise mein Sklave und Leibeigner. Ich kann mir denken, daß Sie mit Ihrem Loose nicht zufrieden sind. Aber es ist einmal nicht an-

ders. Von Ihrem guten Willen wird es abhängen, sich das Leben angenehm oder schwer zu machen.

Ich erwiederte, daß ich Alles thun würde, mir ein angenehmes Leben zu verschaffen, und nun folgte eine Unterhaltung, die ich in ihrem ganzen Wortlaute weder mittheilen will noch kann. Ich würde überhaupt über die ganze Angelegenheit schweigen, weil dieser Theil meiner Lebensgeschichte eine Seite des orientalischen Lebens aufhellt, die in Europa noch wenig bekannt ist. Aber zum Verständniß des Ganzen muß ich wenigstens eine kurze Schilderung dieses Abschnittes entwerfen.

Meine jetzige Herrin war eine Französin und zwar von der feinsten Sorte. Durch welche Schicksale sie nach der Türkei verschlagen worden und was sie in ihrem Leben durchgemacht, das wollte ich weder hören, noch hatte sie Lust, es mir mitzutheilen. Jetzt lebte sie frei, unabhängig und reich in Konstantinopel, beschäftigt mit einem Gewerbe, das weniger ehrenvoll als einträglich war. Sie kaufte junge männliche Sklaven, um sie auf eine eigenthümliche Weise zu verwerthen. Sie verkaufte sie nämlich an diejenigen türkischen Frauen, die Lust, Zeit und Geld genug hatten, sich heimlich solches Spielzeug zu halten, wie sie selbst das öffentliche Spielzeug ihrer Herren und Männer waren. Mit einem Worte, sie trieb den Sklavenhandel, wie andere Verkäufer den Handel mit Sklavinnen, aber heimlich, denn die Eifersucht der Türken würde ihr sonst bald ein Ende im Bosporus bereitet haben. Natürlich durfte sie keine Türken kaufen, auch wäre das wenig einträglich gewesen, denn die türkischen Frauen lieben ihre Landsleute und Glaubensgenossen nicht. Die Franken, die Fremdlinge sind ihnen lieber. Deshalb traf Madame Pourvoyeuse ihre Auswahl stets unter den Kriegsgefangenen.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich diese allmählichen Aufklärungen empfing. Und doch war ich genöthigt, an mich zu halten, denn sonst drohte mir das Loos, sogleich wieder verkauft zu werden. Ich erklärte deshalb der lächelnden Dame, ich sei ein englischer Kavalier und bereit, ihr die Kaufsumme zurückzuerstatten. Im Uebrigen aber würde ich sehen, ob es möglich sei, meine Begriffe von Ehre mit der Zukunft, die mir bevorstand, zu vereinigen. Für's Erste schien sie damit zufrieden und behandelte mich mit einer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, die mich einigermaßen in Verlegenheit setzte, da ich durchaus keine Neigung spürte, sie zu erwiedern. Es wurde mir ein Zimmer angewiesen und die Erlaubniß gegeben, in einem großen Garten spazieren zu gehen. Das Zimmer war gut, aber gefängnißartig befestigt. Der Garten hatte im Winter nichts Einladendes. Auch war er stets von Aufsehern bewacht.

Eine Woche verging, während deren meine Herrin mich öfter besuchte und mir mit geheimnißvoller Miene verkündete, daß mir ein sehr glückliches Schicksal bevorstände. Ich zuckte die Achseln, denn ich konnte mir nicht denken, daß die Sklaverei irgend eine angenehme Seite habe. Sie lächelte. Später bemerkte ich, daß man mein Zimmer von Außen überblicken konnte, und das erfüllte mich mit großem Mißbehagen. Ich glaubte in jeder Minute beobachtet zu sein und wünschte sehnlichst den Augenblick herbei, in dem ich dieses Haus verlassen könne.

Am anderen Tage kam die Französin und sagte mir, daß sie mich für einen enormen Preis an die höchste und vornehmste Dame des Reiches verkauft habe. Sie betonte diese Worte, die meine Neugierde erregten, und fügte hinzu, daß ich als Mann von Ehre wahrscheinlich schweigen würde, möchte mir auch mitgetheilt werden, was da wolle. Ich antwortete, daß meine jetzige Lage genau genommen nicht auf einen Kavalier berechnet sei, daß ich aber nichts thun würde, was gegen die Gesetze der Ehre verstöße.

Bald darauf trat eine ganz verschleierte Dame von hoher Gestalt ein. Ihre Bewegungen waren stolz und gebieterisch, Schleier und Gewand von den feinsten Stoffen. Unter denselben schimmerten Perlen und Rubinen. Sie schlug den Schleier zurück, und ich sah ein Ge-

sicht, das einst wunderbar schön gewesen sein mußte und auch jetzt noch für verführerisch gelten konnte. Die gebogene Nase, die gewölbten Brauen, das glänzende Auge, das fast schwarzblaue Haar deuteten auf eine Italienerin. Wenigstens hatte ich die Töchter dieses Landes auf Bildern immer so dargestellt gesehen. Zugleich fielen mir auch die Worte der Französin vom vergangenen Tage ein. Ich glaubte zu wissen, wer diese Frau war. Ich erinnerte mich an die Erzählung der Dolores de Castro.

Sie begann mir in schlechtem Französisch zu sagen, daß sie meine Gebieterin sei und fragte mich dann, ob meine bisherige Herrin mich über meine jetzige Lage aufgeklärt habe. Ich antwortete ihr, daß ich als freigeborener Engländer niemals ein Sklave sei und daß man mich höchstens durch Gewalt zu irgend etwas zwingen könne, was ich sonst nicht thun würde. Wenn sie verlange, daß ich sie bewundern oder gar lieben solle, so könne ich darauf nur erwiedern, daß mir das nur möglich sei, wenn sie auch meinem Herzen durch eine nähere Bekanntschaft Bewunderung und Liebe einflöße, und daß ich, falls ihr das nicht gelinge, lieber die niedrigsten Sklavendienste verrichten möchte.

Sie antwortete mir, daß ihr mein Stolz gefalle, und daß sie weit entfernt sei, mich zur Liebe zu zwingen. Ich sei der erste Sklave, den sie von meiner früheren Herrin gekauft habe, und sie habe es gethan, weil sie gehört, daß ich ein tapferer Krieger sei und aus einem geachteten Lande stamme. Zum Beweise, daß sie es aufrichtig mit mir meine, wolle sie mein Schicksal in meine eigenen Hände legen und mir gestatten, freiwillig zu bleiben oder zu gehen, wohin ich wolle. Doch müsse dem erst eine Zeit näherer Bekanntschaft vorausgehen. Dazu sei Konstantinopel nicht der Ort. Sie würde mich deshalb nach der Krim schicken, wo sie ein Schloß besitze, das sie im nächsten Sommer bewohnen würde. Sie würde nur von einigen Frauen begleitet dorthin kommen, und falls es ihrer Persönlichkeit nicht gelinge, mich dauernd an sie zu fesseln, solle es mir gestattet sein, zu Ende des nächsten Sommers nach meinem Vaterlande zurückzukehren, oder zu gehen, wohin ich wolle.

Ich dankte ihr aufrichtig und ich muß gestehen, das war mehr, als ich erwartet hatte. Jedenfalls lebte ich jetzt in einer verkehrten Welt. Denn daß ein Mann eine solche Sprache zu einem Mädchen führen könne, das er liebt, verstand ich wohl; nicht aber, daß eine Frau einem Manne dergleichen Anträge mache. Ich befand mich aber wirklich in der lächerlichen Lage eines jungen Mädchens, und war froh, daß der Zeitraum zu meiner Entscheidung so weit hinausgeschoben wurde. Sie warf mir noch einen freundlichen Blick zu, der mir zu bedeuten schien, daß sie hoffe, ich würde gnädig sein. Dann sagte sie mir, ich müßte in den nächsten Tagen nach der Krim abreisen, solle dort gut behandelt werden und ging.

Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich mit jener Teresa Basso gesprochen hatte, die mir Dolores, die Spanierin, als ihre Feindin genannt. Das Lächeln der Französin, als ich ihr meine Vermuthung aussprach, bestätigte meine Vermuthung, und das Abenteuerliche meiner jetzigen Lage wäre vielleicht im Stande gewesen, mich fröhlich zu stimmen, wenn nicht der peinliche Gedanke mich niedergedrückt hätte, noch länger als ein halbes Jahr in Müßigang und Unthätigkeit hinbringen zu müssen. Daß ich im Voraus wußte, wie trotz der Liebenswürdigkeit meiner Gebieterin meine Entscheidung ausfallen würde, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Ich war kein Griesgram — im Soldatenleben verlernt man dergleichen Rücksichten, fühlte auch durchaus keine Anlage zum Puritaner. Aber es gab gewisse Dinge, über die ich nicht hinauskommen konnte, und zu denen mein einsames, thätiges, frisches Jugendleben auf der See, in der Gesellschaft meines braven und ehrlichen Kapitains Sir Richard Greenville den Grund gelegt hatte. Es wäre mir unmöglich gewesen, einer Frau, zu der ich keine Neigung fühlte, zu sagen, daß ich sie liebe.

Einige Tage später wurde mir von der Französin eine kleine Summe ausgezahlt, die ich annahm, da ich nicht wissen konnte, in welche

Verhältnisse ich kommen würde. Sie sagte mir lächelnd dabei, daß die hochstehende Dame sehr eingenommen von mir sei, und mich, sobald es die Jahreszeit erlaube, im nächsten Frühjahr besuchen würde. Dann führte man mich auf ein Schiff, das zur Abreise bereit im Hafen lag und ein Regierungsschiff zu sein schien. Ich zeigte ein Papier mit mir ganz unverständlichen türkischen Schriftzügen vor und wurde in Folge dessen mit großer Artigkeit behandelt. So viel ich aus den Reden der Türken verstand, hielten sie mich für einen Staatsgefangenen. Ich ließ sie natürlich bei ihrer Meinung.

Nach einer stürmischen und gefährlichen Fahrt durch das schwarze Meer, während deren ich zuweilen Gebrauch von meinen früheren seemännischen Erfahrungen machen wußte, um das Schiff zu retten, gelangten wir nach der tatarischen Halbinsel Krim, deren Chan oder Sultan unter türkischer Oberherrschaft stand. Das Land, im Frühling und Sommer vielleicht eines der schönsten der Erde, bot im Winter einen gar traurigen Anblick dar, und es wollte mir durchaus nicht in den Kopf, daß ich hier vielleicht Jahre lang leben müsse. An Flucht war aber für's Erste noch nicht zu denken. Man ließ mir zwar eine gewisse Freiheit, aber ich bemerkte recht gut, daß ich stets begleitet und bewacht war. Auch wußte ich nicht, wie ich im Winter eine Flucht von hier aus bewerkstelligen könne, und ich beschloß, für's Erste den Frühling abzuwarten.

Das Schloß der Sultanin Valide lag in einer schönen Gebirgsgegend, nicht sehr fern von der Küste. Es war geräumig, verhältnißmäßig gut ausgestattet, befestigt und bewacht. Ein großer Garten umgab es von allen Seiten, hinter diesem erhoben sich steile Felsen. Da der Palast zugleich als Festung diente, um die räuberischen Tataren im Zaume zu halten, so hatte man eine ziemlich starke Besatzung in denselben gelegt.

Ich erhielt einige der schönsten Zimmer und genoß innerhalb des Palastes selbst einer vollkommenen Freiheit. Wollte ich indessen Ausflüge zu Pferde machen, so begleitete mich stets eine Abtheilung von Türken, die mich nie aus dem Auge ließ. Dennoch beschäftigte ich mich fortwährend mit dem Gedanken an eine baldige Flucht und suchte die Zwischenzeit zu benutzen, um die türkische Sprache zu erlernen und mich mit den Sitten der Völkerschaften in der Krim bekannt zu machen. Ich dachte, daß der Mensch jede Gelegenheit benutzen müsse, die sich ihm bietet, um zu sehen, zu hören und zu lernen, und so gewann selbst mein unfreiwilliger Aufenthalt bei den Tataren Reiz für mich. Ohne Sklave zu sein, würde ich diese Gegenden und diese Völkerschaften schwerlich kennen gelernt haben.

Je mehr ich die Sprache verstand, desto bessere Erkundigungen konnte ich auch über die verschiedenen Dinge einziehen, die meine Theilnahme erregten. Ich hörte unter Anderen, daß der Palast nicht gar zu weit von den früheren genuesischen Besitzungen in der Krim und von Kaffa, dem einstigen Hauptort derselben, entfernt sei. Darauf gründete ich meinen Plan zur Flucht. Denn es schien mir das Sicherste, diese Stadt aufzusuchen, die gewiß noch viel von Italienern besucht wurde, und auf einem italienischen Schiffe nach Genua oder Venedig zu entkommen. Dann wollte ich nach England zurückkehren, denn es schien mir endlich an der Zeit, mein Vaterland wiederzusehen. Ich wollte nicht den schönsten Theil meiner Jugend in fremden Ländern zubringen.

Der Frühling kam, aber nicht die Sultanin Valide, und ich war über ihr Ausbleiben nicht eben betrübt. Dennoch änderte sich jetzt mein Schicksal. Die Besatzung verließ den Palast, um einen rebellischen Tatarenstamm zu züchtigen. Nur wenige Bewaffnete blieben zurück. Die Gelegenheit schien zu einer Flucht wie geschaffen, um so mehr, da meine Behandlung Seitens der Türken sich änderte und aus einer wohlwollenden und gütigen eine harte und grausame wurde. Ich hatte mir nämlich aus Gründen, die ich hier verschweigen will, die Feindschaft des Kapu Aga zugezogen, unter dessen Aufsicht der Palast stand, und da mir nichts daran lag, ihn wieder zu versöhnen, Heuchelei

auch nicht meine Sache war, so ließ er mich mit der größten Strenge bewachen und entzog mir alle Begünstigungen, die mir früher zu Theil geworden waren. Beklagen konnte ich mich bei Niemand, denn er war die höchste Obrigkeit des Palastes. Ich beschloß also, meine ganze Klugheit aufzubieten, um eine Gelegenheit zur Flucht zu finden. Ich war sogar entschlossen, Gewalt zu brauchen.

Mein Entschluß wurde durch eine Nachricht bestärkt, die bald darauf anlangte. Die Sultanin Valide wurde durch die Krankheit des Sultans in Konstantinopel zurückgehalten und hatte melden lassen, daß sie entweder erst in der Mitte des Sommers oder gar nicht nach der Krim kommen würde. Man erwartete sogar den Tod des Sultans und es ließ sich voraussehen, daß die Italienerin dann allen ihren Einfluß verlieren würde. Ueber mich war nichts bestimmt worden. Ich hatte also die tröstliche Aussicht, hier so lange schmachten zu müssen, bis es irgend Jemand gefiel, über mich zu bestimmen, und Niemand kann sich wundern, wenn ich wünschte, dieser Ungewißheit ledig zu sein.

Einen Dolch hatte ich mir zu verschaffen gewußt. Geld führte ich wenigstens so viel bei mir, um meine Rückreise nach Frankreich oder Italien bezahlen zu können. Auch war das Wetter mild geworden. Ich traf also meine Vorbereitungen zur Flucht.

Meine Zimmer lagen mitten in dem großen Palast. Um zu fliehen, hätte ich mehrere Gänge und Thore passiren müssen, die mit Bewaffneten besetzt waren. Die Mauern waren hoch, die Thore fest und gut bewacht. Bei Nacht zu fliehen war also ein Ding der Unmöglichkeit. Ich mußte List gebrauchen und das Wagestück wo möglich am hellen Tage und zu einer Zeit ausführen, in der ich am wenigsten beobachtet wurde.

Der Kapu Aga gewährte mir selbst die Erlaubniß, im Garten spazieren zu gehen, nur selten. Er war jedoch eines Tages mit drei anderen Bewohnern des Palastes ausgeritten, um einen Blick auf die Gärten in der Umgebung zu werfen und diesen Umstand beschloß ich zu benutzen. Ein Unteraufseher, dem ich sagte, daß ich mich unwohl fühle, gab mir die Erlaubniß, in Begleitung zweier Bewaffneten den Garten zu besuchen. Ich steckte meinen Dolch, mein Geld zu mir, sagte meinem Zimmer ein durchaus nicht trauriges Lebewohl und stieg in den Garten hinab, mit dem schwankenden Schritt eines Kranken.

Der Garten war groß und nur an einzelnen Stellen, wo die Felsen der benachbarten Berge nicht dicht an ihn herantraten, mit einer niedrigen Mauer umgeben. Die Bäume fingen bereits an, sich zu belauben, und einzelne Theile des Gartens wurden dadurch so dicht, daß sie einen Flüchtigen den Blicken der Verfolger entziehen mußten. Begreiflicher Weise hatte ich den Garten früher auf meinen Spaziergängen und auch von meinen Fenstern aus sehr genau untersucht und kannte jeden Schlupfwinkel, jeden Steig.

Ich nahm die Miene eines Kranken an, blieb oft stehen, oder setzte mich, ließ mich auch von einem meiner Wächter eine Zeit lang führen. Plötzlich sank ich um und stellte mich ohnmächtig. Die Türken standen zuerst ganz bestürzt da. Dann rannte der Eine nach dem Schlosse, um Hülfe zu holen. Sobald er verschwunden war, erhob ich mich mit Blitzesschnelligkeit, versetzte dem Zurückgebliebenen einen Schlag auf den Kopf, der ihn betäubte, steckte ihm ein Tuch in den Mund und schleppte ihn in das nahe Gebüsch. Dort band ich ihm die Hände mit dem Gehäng seines Degens und eilte fort.

Das war in einer Minute und dicht am Rande des Gartens geschehen. Im Nu war ich über die kleine Mauer gesprungen und kletterte nun an den Felsen empor. Nur im allerungünstigsten Falle konnte man mich hier entdecken, da diese Stelle durch die hohen Bäume des Gartens verdunkelt war. Auch schien es wahrscheinlich, daß man mich erst eine Zeit lang im Garten suchen würde. Ich konnte also einen bedeutenden Vorsprung gewinnen.

Im Allgemeinen kannte ich von meinen früheren Spazierritten her die Umgegend des

Schlosses. Ich wußte, daß die Felsen, zu deren Spitze ich emporkletterte, sehr zerklüftet und weiterhin mit Gebüsch bedeckt waren. Aber ich hatte vergessen, daß ein Weg über dieselben führte.

Beinahe bis zur Spitze des Felsens gelangt, der sich in einer Höhe von mehreren hundert Fuß ziemlich steil erhob, sah ich über mir einige Reiter und erkannte den Kapu Aga. Rasch bückte ich mich, aber schon hatte man mich bemerkt und erkannt. Zum Glück waren mein Feind und seine Begleiter nur mit Säbeln und Dolchen bewaffnet, konnten mir also keine todbringende Kugel zusenden. Ich machte eine Biegung, um mich hinter dem Gebüsch zu verstecken. Während dessen sprangen die Türken von ihren Pferden. Der Kapu Aga überhäufte mich mit einer Fluth von Drohungen und Schimpfworten und befahl mir sogleich durch Zeichen, zurückzukehren. Statt dessen nahm ich meinen Dolch zwischen die Zähne und arbeitete mich mit aller Anstrengung empor, entschlossen, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Jetzt versuchten die Türken, die mir mit ihren krummen Säbeln nicht beikommen konnten, ein Manöver, dessen Ausgang bedenklich für mich schien. Sie rissen Felsstücke los und rollten sie auf mich. Traf mich nur eine dieser gewaltigen Massen, deren rollende Gewalt durch das Gewicht des Falles verstärkt wurde, so war ich verloren und mußte zerschmettert den Felsen hinabstürzen. Doch gelang es mir, die drohenden Felsstücke glücklich zu vermeiden. Ich kletterte immer weiter empor, einer Richtung zu, nach der mir die Türken nicht folgen konnten. Endlich stand ich auf der Höhe des Felsens, zwanzig Schritt von meinen Feinden entfernt.

Es war ein gefährlicher Augenblick. Um mich aus der Nähe des Schlosses zu entfernen, mußte ich die Straße durchschneiden, die über die Felsen führte. Die Türken konnten mich dort leicht erreichen. Auch bildeten die Felsen hier eine Hochebene, auf der sie mich verfolgen konnten. Erst später begann das Gebirge zerklüftet zu werden. Da ergriff mich ein blitzschneller Gedanke. Ich sprang auf die Türken zu.

Sie waren eben im Begriff, ihre Pferde zu besteigen und hatten ihre Säbel in die Scheide geworfen. Mein plötzlicher Angriff machte sie bestürzt. Der Eine wollte rasch in den Sattel, sein Pferd bäumte sich und schleuderte ihn die Felsen hinab. Das war ein glückliches Zeichen. Ich hatte es nur noch mit drei Gegnern zu thun. Mein Dolch fuhr dem Kapu Aga, der im Begriff war, den Degen zu ziehen, in die Brust. Ich stürzte auf die beiden Letzten zu, und das Unerhörte geschah, sie ergriffen die Flucht mit ihren Pferden.

Meine Absicht war erreicht — ich hatte ein Pferd haben wollen! Ich entriß dem sterbenden Kapu Aga seinen Degen, schwang mich auf sein Roß, und sprengte nun toll und wild, als gälte es, den Hals zu brechen, über die Felsen. Nach wenigen Minuten waren Schloß und Türken meinem Blick entschwunden. Das Herz wallte mir freudig auf. Ich war frei.

Aber wohin mich wenden, um auch für die Zukunft sicher zu sein? Denn es war gewiß, daß man mich verfolgen würde. Ich dachte für jetzt nicht daran, sondern sprengte nur vorwärts. Es war am Nachmittag gewesen, als ich floh. Der Abend brach ein. Der Felsenweg verlor sich. Ich war in einer wüsten, unwirthlichen Gegend.

Die Nacht verging. Ich hatte ganz ruhig geschlafen. Am andern Morgen ritt ich weiter. Wie erwähnt, hatte ich Kaffa als Ziel meiner Flucht erwählt, ich mußte also nach Süd-Osten reiten. Bald jedoch hinderte mich mein Pferd mehr, als es mir nutzte, denn ich kam in Gegenden, auf denen kaum der Fuß eines Menschen Platz fand. Auch fehlte es mir an Futter für das Thier. Ich ließ es also laufen und setzte meinen Weg zu Fuße fort.

Ich befand mich jetzt in Gegenden, die nur von Tataren bewohnt waren. Die Türken schienen bei ihnen nicht beliebt zu sein, und da meine Kleidung türkisch war, so gelang es mir stets nur mit Mühe, Obdach und Nahrung zu finden. Allmählich aber nahm ich ein gebiete-

risches Aussehen an und zeigte stets einen Zettel vor, den ich zufällig bei mir hatte. Darauf hin hielten sie mich für einen türkischen Beamten und gaben mir, wenn auch mit Widerstreben, Obdach und Pferde. Dagegen konnte ich mich mit ihnen nicht darüber verständigen, in welcher Richtung Kaffa liege. Sie verstanden nicht türkisch und ich nicht tatarisch. Ich mußte meinen Weg auf's Gerathewohl fortsetzen.

Fünf Tage war ich bereits unterwegs, als ich die See erblickte, aber es schien mir, als sei es nicht das schwarze, sondern das Meer von Asow. Doch war ich meiner Sache ungewiß; es konnte auch ein großer Meerbusen sein. Unschlüssig ging ich weiter. Ich näherte mich jetzt der Küste, die von Türken bewohnt war, mußte also vorsichtiger sein.

Der Anblick war übrigens herrlich und ich stand eine Zeit lang versunken in denselben. Pferdegetrappel riß mich jedoch aus meinem bewundernden Nachdenken. Ich sah von Süden her eine Schaar Reiter langsam auf mich zukommen. Ihre Tracht war nicht türkisch, hatte auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit derjenigen der Tataren.

Sobald sie mich bemerkten, sprengte einer von den Reitern mit erhobenem Degen auf mich zu und redete mich wild und drohend in einer Sprache an, von der ich keine Silbe verstand. Ich zuckte die Achseln, legte die Hand auf's Herz und betheuerte durch Zeichen meine Unkenntniß und Unschuld. Bald hatten mich die Reiter umringt. Einige Frauen befanden sich unter ihnen, und eine derselben war sehr jung und sehr schön. Man machte mir ein Zeichen, die Schaar zu begleiten. Widerstand wäre vergebens gewesen, auch dachte ich, daß dieser Zwischenfall mir nützlich werden könne. Ich folgte also und langte am Abend mit meiner Schaar in einem Dorfe an, in dessen Mitte sich ein großes Gebäude, eine Art von Herrensitz erhob. Die Reiter zerstreuten sich hier. Nur Einzelne, und unter diesen der Führer der Schaar und das junge Mädchen, traten in das Herrenhaus, in dem auch mir ein schmutziges kleines Zimmer angeboten wurde.

Bald darauf kam der Führer und redete mich in derselben Sprache an, die ich schon vorher nicht verstanden und schwerlich während der kurzen Reise gelernt hatte. Als ich den Kopf schüttelte, begann er einige Worte zu sprechen, die mir türkisch klangen, aber jedenfalls so entstellt waren, daß ich nicht den geringsten Zusammenhang herausfinden konnte. Ich antwortete ihm: Kein Türke! Geflohen! Engländer! Kaffa! Aber das verstand er eben so wenig.

Er ging und kam mit dem jungen Mädchen zurück. Das Letztere redete mich in einer Sprache an, die mir bekannt klang, aus der ich aber ebenfalls nicht klug werden konnte. Endlich merkte ich zu meinem Erstaunen, daß es Lateinisch sein solle, und ich irrte mich wirklich nicht.

Glücklich der Mensch, der eine gute Erziehung genossen! Ich hatte mich als Knabe oft genug darüber geärgert, daß man mich mit Latein plagte, aber jetzt half es mir aus aller Noth. Zwar hatte ich wenig davon behalten, aber meine schöne Dolmetscherin schien, offen gesagt, das Meiste auch vergessen oder nie gelernt zu haben. Dennoch verstanden wir uns, seltsam genug, sehr gut. Ich glaube, wir machten dieselben Fehler.

Sie sagte mir, daß ich auf russischem Gebiete und ihr Vater ein russischer Beamter sei, der mich als seinen Gefangenen betrachte, da ich das russische Gebiet ohne Erlaubniß überschritten habe. Das war keine erfreuliche Mittheilung, doch waren die Blicke der jungen Russin freundlicher, als ihre Worte. Ich erzählte ihr, daß ich Engländer und der Sklaverei bei den Türken entflohen sei und nur wünschen könne, nach England ausgeliefert oder nach Ungarn geschickt zu werden. Das schien ihr nicht sehr zu gefallen und sie sprach lange und entschlossen mit ihrem Vater. Dann fragte sie mich noch einmal, ob ich auch wirklich kein Türke sei. Ich zeigte auf mein langes Haar, das ich noch immer trug und das ich trotz der Aufforderungen der Türken nicht abgeschnitten hatte. Bekanntlich haben diese einen kahlgeschorenen Kopf. Der Vater schien überzeugt zu sein und ließ mir durch seine Tochter anbieten, in seine Dienste

zu treten. Die Tochter erwartete ungeduldig meine Antwort; ich sagte indessen weder Ja noch Nein. Man gab mir nun ein besseres Zimmer, ich aß mit meinen Wirthen zusammen und war für den Augenblick ganz zufrieden. Die Sachlage sollte sich jedoch bald ändern.

Die Frauen haben bekanntlich stets eine große Vorliebe für alles Fremdländische und auch die junge Russin gab mir, dem fremden Abenteurer, unzweideutige Beweise ihrer Gunst, obwohl sie, wie ich recht gut bemerkte, von einer Schaar russischer Freier umschwärmt war. Ich war ein Gefangener und konnte diese Gunstbezeugungen nicht ablehnen, ohne unhöflich zu scheinen, auch war die junge Russin sehr hübsch und die Einzige, mit der ich sprechen konnte. Es war das einzige junge Mädchen, mit dem ich bis jetzt Latein geredet hatte! Ihre Blicke aber sprachen eine allgemeine weibliche und sehr verständliche Sprache, und eines Tages erklärte sie mir mit sehr entschlossener und zuversichtlicher Miene, daß sie entschlossen sei, meine Frau zu werden und sich in diesem Entschluß durch nichts hindern lassen werde.

Ich war also aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn dieser Erklärung folgte eine andere, die mir ankündete, daß meiner Weigerung harte Gefangenschaft, vielleicht noch Schlimmeres folgen werde. Es blieb mir nichts übrig, als für's Erste einige Einwendungen zu machen. Ich sagte, daß ich Protestant, sie Katholikin sei, aber dieses Hinderniß schien ihr gleichgültig zu sein. Dann schützte ich Pflichten vor, die mich nach England zurückriefen. Sie weinte. Thränen kann man nicht widerstehen. Ich sagte Ja, und sie führte mich im Triumph zu ihrem Vater, der, wie es mir schien, kein so erfreutes Gesicht machte.

So vergingen acht Tage in einem glücklichen Brautstande. Man ließ mir fast ungehinderte Freiheit. Unsere Hochzeit schien mit großer Eile getrieben zu werden. Ich stand am Vorabende einer Heirath und wäre heut vielleicht der glückliche Ehegatte dieser schönen russischen Beamtentochter, wenn nicht meine alte Reiselust mächtiger als je in mein Herz zurückgekehrt wäre. Fesseln liebe ich nicht, selbst nicht einmal die Rosenketten Hymens. Genug, eines schönen Morgens saß ich allein auf einem Boote und ruderte das Meer von Asow hinab, längs der Küste hin. Ich war geflohen. Niemand wird mir das verargen. Ich war noch jung, und hatte ohnehin keine große Lust zum Heirathen, am allerwenigsten behagte mir eine Frau, mit der ich nur Latein sprechen konnte. Ich hoffe, sie wird sich nach dem ersten Schreck über meine schwarze Undankbarkeit getröstet haben!

Ich war entflohen, wie ich gekommen war, nur meine Kleidung hatte ich ein wenig verändert. Das Ziel meiner Flucht blieb auch jetzt Kaffa, und da das Meer ruhig war, so gelangte ich bald an die Meerenge, die von jener Stadt ihren Namen führt. Dort übergab ich mein Boot den Wellen und trat meinen Weg nach Kaffa zu Fuße an.

Getrosten Muthes betrat ich die große Stadt, die keine Aehnlichkeit mit irgend einer anderen türkischen hatte, da sie fast ganz von den Genuesern erbaut worden. Ich gab mich für einen französischen Kaufmann aus, und erregte auch nirgends Verdacht. Mochte auch eine Nachricht über meine Flucht von dem Palaste hierher gelangt sein, so war sie jetzt doch gewiß vergessen worden. Ich fand bald ein genuesisches Schiff, dessen Kapitain ein braver, ehrlicher Mann zu sein schien. Es war zur Abfahrt bereit. Am anderen Tage wurden die Anker gelichtet, und mit welch' freudigem Herzen ich die felsigen Küsten der Krim und die Spitze des Tschatyr Dagh hinter mir verschwinden sah, wird Jeder begreifen, der sich lebhaft in meine Lage versetzt hat!

Doch drohte mir noch immer einige Gefahr. Mein genueser Schiffskapitain, dem ich im Allgemeinen mein Schicksal anvertraut hatte, mußte noch einen Theil seiner Ladung in Konstantinopel einnehmen und also dort einige Tage vor Anker liegen. Während dieser Zeit konnte ich leicht durch einen unglücklichen Zufall entdeckt werden. Ich legte deshalb Matrosenkleidung an, und es wurde ausgemacht, daß ich mich,

während wir im Hafen von Konstantinopel lagen, nicht auf dem Deck zeigen solle.

Glücklich erreichten wir die Stadt der sieben Hügel, und so traurig sie mir bei meinem ersten Aufenthalte im Winter erschienen war, so wunderbar schön fand ich jetzt ihren Anblick vom Meere aus. Wir waren mitten im Frühling. Das herrlichste Grün bekleidete die Hügel des Bosporus. Die Kuppeln der Moscheen, die Zinnen der Minarets glänzten im Sonnenschein — es war ein zauberhafter Anblick, und ich übertrat selbst das Gebot, das ich mir auferlegt, ich brachte den größten Theil des Tages und der Nächte auf dem Deck zu.

Wir lagen drei Tage in Konstantinopel und Niemand bemerkte mich. Am Abend des letzten Tages sagte mir der Kapitain, daß er noch einige Geschäfte in Skutari habe, und da ich mich nach Bewegung sehnte und allmählich auch alle Besorgniß abgelegt hatte, so erbot ich mich, ihn zu begleiten und rudern zu helfen. Er nahm es gern an, und so fuhren wir denn am Abend nach Skutari hinüber, einer Vorstadt von Konstantinopel, auf dem südlichen Ufer des Bosporus.

Die Geschäfte des Genuesers zogen sich in die Länge und es war ganz finster geworden, als wir zurückruderten. Ein Gewitter zog herauf und die Nacht wurde so dunkel, daß wir befürchten mußten, unser Schiff zu verfehlen. Doch dienten uns die Lichter zum Leitstern, die von Konstantinopel herüberschimmerten.

Wir hatten die größere Hälfte des Weges zurückgelegt. Der Donner grollte über uns und Blitze zuckten zuweilen am nächtlichen Himmel. Das Meer bildete eine düstere, schwarze Masse, auf der sich fast nichts erkennen ließ. Eine Laterne hatten wir nicht bei uns, es war also möglich, daß wir mit einem anderen Boote zusammenstießen. Wir spähten deshalb aufmerksam hinaus in die Nacht, um einen solchen Unfall zu vermeiden.

Plötzlich sah ich eine dunkle Masse, nicht weit von uns entfernt. Ich machte den Kapitain darauf aufmerksam. Es schien ein großes Boot zu sein und lag unbeweglich auf dem Wasser. Gleich darauf hörten wir einen entsetzlichen, gellenden Schrei und ein Plätschern im Wasser.

Unwillkürlich zogen wir Alle die Ruder ein und lauschten.

— Die Barbaren! sagte der Genueser leise. Wahrscheinlich haben sie wieder ein armes Weib in den Bosporus geworfen.

Ich spähte nach dem großen Boote. Wir hörten Ruderschläge und es entfernte sich.

— Kapitain, sagte ich, vielleicht ist das arme Geschöpf noch zu retten!

Und von einem raschen Entschlusse getrieben, senkte ich mein Ruder in Wasser; die anderen Bootsleute folgten meinem Beispiel, und wir ruderten nach der Stelle, von der jener gräßliche Schrei an unser Ohr gedrungen war.

Gleich darauf stieß ich mit dem Ruder an einen ziemlich festen Gegenstand. Ein Ruf von mir benachrichtigte meine Genossen. Der Kapitain lenkte seitwärts und ich sah dicht am Rande des Bootes eine dunkle Masse. Ich griff danach. Es war ein großer Sack von grober Leinwand. Mich weit über Bord legend, gelang es mir, ihn zu ergreifen und in das Boot zu ziehen.

Ich hatte sogleich gefühlt, daß sich ein menschliches Wesen in diesem Sack befand. Aber es war regungslos, vielleicht todt. In Gemeinschaft mit dem Kapitain machte ich mich nun daran, den Sack zu öffnen. Er war mit einer Art von Schnurre an dem einen Ende zusammengezogen und wegen der Näße schwer zu öffnen. Doch gelang es uns, eine hinreichend große Oeffnung zu machen. Wir streiften die Leinwand zurück und in der Dunkelheit erkannten wir die Gestalt eines Weibes, deren Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren. Wir schnitten die Stricke sogleich auseinander und stellten die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche an. Der Körper der Frau aber blieb lange starr und kalt, und erst, als wir uns unserem Schiffe näherten, fühlten wir einige Wärme in der Nähe des Herzens. Die Unglückliche war übrigens nur mit einem einzigen dünnen, leinenen Gewande bekleidet.

Vom Kapitain unterstützt, trug ich den Körper auf das Deck und von dort hinab in die erleuchtete Kajüte, wo wir Alles, was von Decken und von warmen Kleidungsstücken zu finden war, zusammenholten und die Leblose einhüllten. Bis jetzt hatte ich noch kaum einen Blick auf ihr Gesicht geworfen. Allmählich aber schien es mir, als müsse ich dasselbe schon gesehen haben. Doch dachte ich für den Augenblick nicht viel daran, sondern wendete meine ganze Aufmerksamkeit darauf, sie in's Leben zurückzurufen. Unsere Bemühungen schienen nach und nach vom Erfolge gekrönt zu werden. Sie öffnete die Augen und warf einen unsichern Blick auf uns. Dann murmelte sie einige Worte, deren Sinn ich nicht verstand.

Aber dieser Blick und diese Worte, die in spanischer Sprache gesprochen waren, erinnerten mich plötzlich an die Spanierin, die ich im Schlosse an der Aluta, in jener seltsamen Nacht, getroffen, und mein prüfendes Auge überzeugte mich bald, daß ich mich nicht irrte. Ich theilte dem Kapitain flüchtig meine Entdeckung mit und sagte ihm, daß die Unglückliche eine Spanierin sei und Dolores de Castro heiße. Dann erwarteten wir Beide den Augenblick, in dem sie vollständig zur Besinnung zurückkehren werde.

Es war mir nicht schwer, zu errathen, weshalb man der Spanierin ein solches Ende hatte bereiten wollen, um so mehr, da ich ihre Absichten kannte. Meine Theilnahme für die frühere Geliebte Pedro Zitanos wurde aber dadurch nur vermehrt. Doch bedachte ich, daß es jetzt nicht der geeignete Zeitpunkt sei, um eine Erklärung von ihr zu erwarten. Wir flößten ihr einige Löffel Wein ein, hüllten sie auf's Neue in trockene Decken, und gingen dann auf das Deck. Der Morgen begann bereits zu dämmern. Das Gewitter war vorüber, und die Anker wurden gelichtet.

Wir verließen Konstantinopel, das im Glanze der Morgensonne zauberisch schön vor uns lag und doch so viele traurige und dunkle Dinge in seinem Innern barg. Ein frischer Wind trug uns bald in das Meer von Marmara, und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich in die Kajüte hinabstieg, um mich nach dem Zustande der Spanierin zu erkundigen.

Ich fand sie aufrecht sitzend auf dem Lager, das wir ihr bereitet hatten. Ihr langes, schwarzes Haar wogte ihr aufgelöst um den entblößten Nacken. Ihr Gesicht war leichenblaß, und ein beängstigender Ausdruck von Verzweiflung, fast von Irrsinn, schwebte auf ihrem Gesicht und starrte aus ihren Augen.

Als ich eintrat, sah sie mich groß an. Sie konnte mich nicht wieder erkennen. Ich war in einem ganz anderen Anzuge. Dennoch hafteten ihre großen Augen prüfend auf mir und in ihrer Erinnerung schien der Gedanke aufzusteigen, daß ich ihr nicht ganz fremd sei.

— Wo bin ich? fragte sie mich fast rauh. Ist dies das Reich der Unterwelt? Weshalb ist mein Sohn nicht hier? Haben ihn die Engel fortgetragen?

Ich erschrak. Sollte ihr Verstand durch das entsetzliche Ereigniß wirklich gelitten haben?

— Sennora, sagte ich sanft, Sie sind unter dem Schutze von Freunden.

— Freunde? rief sie heftig. Ich habe keine Freunde auf dieser Welt!

— Wenige vielleicht, erwiederte ich. Aber ganz verlassen sind Sie nicht.

— Und wo bin ich? fragte sie.

— Auf einem italienischen Schiffe, erwiederte ich. Wir hörten den Todesschrei, den Sie ausstießen, und es ist uns gelungen, sie zu retten.

— Weshalb haben Sie mich gerettet? rief sie wild. Weshalb?

— Weil es uns die Pflicht, die Nächstenliebe und das Mitleid gebot, erwiederte ich.

— Mitleid! Liebe! murmelte sie fast verächtlich vor sich hin. Dann ließ sie das Haupt fallen und versank in ein düsteres Schweigen.

— Und wer sind Sie? fragte sie mich nach einer langen ängstlichen Pause.

— Sennora, antwortete ich, Sie kennen mich bereits. Wir sahen uns fern von hier in einem Schlosse an der Aluta.

Sie starrte mich an und schien sich zu besinnen.

— Ja, es ist wahr! rief sie dann. Sie sind jener Engländer. Und wo ist mein Sohn? Wo haben Sie mein Kind gelassen?

— Ich weiß es nicht, Sennora, antwortete ich schmerzlich bewegt.

— Sie haben mich verrathen, mich und mein Kind! rief sie heftig.

— Ich, Sennora? erwiederte ich und schüttelte den Kopf. Ich hatte wahrlich keinen Grund dazu. Weshalb hätte ich eine Unglückliche verrathen sollen, die weder Vater noch Vaterland hat und die von meinem größten Feinde verrathen worden, eine Unglückliche, für die ich das tiefste Mitleid empfinde!

— Woher wissen Sie das? Wer hat Ihnen meine Geschichte erzählt? rief sie.

— Sie selbst, Sennora, erwiederte ich, in jener seltsamen Nacht.

— Ja, ja! seufzte sie vor sich hin und versank wieder in ein dumpfes Schweigen, das sie jedoch bald unterbrach, um in heftige Verwünschungen ihres Schicksals, in verzweifelte Klagen über die Ermordung ihres Kindes auszubrechen. Ich war versucht, zu glauben, daß ihr Verstand wirklich zerrüttet sei, und nur die Besorgniß, daß sie Hand an sich selbst legen könne, bewog mich, bei ihr zu bleiben und Zeuge dieser entsetzlichen, erschütternden Scene zu sein. Allmählich ließ ihre Wuth nach, sie sank zurück und verfiel in einen Zustand von Betäubung, aus dem sie erst am Abend erwachte.

Aber auch dann schien es am besten, sie allein zu lassen, da die Gegenwart eines Zweiten sie stets an ihre trostlose Lage zu erinnern schien. Wir, der Kapitain und ich, bewachten sie abwechselnd, aber ohne daß sie es merkte. Ich hatte dem Ersteren Alles mitgetheilt, was ihm zur Aufklärung über die Spanierin nothwendig war. Ein Schweigen hatte ich jetzt wohl nicht mehr zu beobachten, da ihr Geheimniß ohnehin verrathen schien.

In den folgenden Tagen erholte sie sich allmählich und wurde ruhiger, obgleich ihr Gesicht immer noch einen starren, finsteren und fast unheimlichen Ausdruck behielt. Sie wurde auch jetzt etwas mittheilsamer und schien es nicht ungern zu sehen, wenn ich ihr zuweilen Gesellschaft leistete. Ich erfuhr nun auch von ihr die letzte Wendung ihres Geschickes.

Als der vergangene Winter mit größerer Strenge angebrochen und die Verbindung mit dem einsamen Schlosse an der Aluta fast unmöglich geworden war, hätte ihr Freund Hassan Pascha sie bewogen, ihm nach Adrianopel zu folgen. Dort hatte sie den Winter über in der größten Verborgenheit gelebt. Nichtsdestoweniger schien ihre Feindin, die Italienerin Teresa Baffo, Kunde erhalten zu haben, daß die Spanierin noch lebe und es waren Nachforschungen angestellt worden. Da Sultan Mohammed III. kränkelte und man seinen Tod voraussah, so fürchtete die Italienerin wahrscheinlich, daß Dolores de Castro mit Erbansprüchen für ihren Sohn auftreten würde. Es mußte ihr also Alles daran liegen, ihre Nebenbuhlerin zu vernichten, ehe das gefürchtete Ereigniß eintrat, und es gelang ihr endlich, auf eine der Spanierin unbekannte Weise zu entdecken, daß Dolores unter dem Schutze Hassan Pascha's in Adrianopel wohne. An einem Tage erhielt der Pascha den Befehl, sich nach Kleinasien in die Verbannung zu begeben oder die seidene Schnur zu nehmen, was gleichbedeutend war mit Tod. Er eilte nach Konstantinopel zum Sultan, um sich zu rechtfertigen. Unterdessen wurde Dolores mit ihrem Sohne gefangen genommen, sogleich nach Konstantinopel geführt, ohne Weiteres von ihrem Sohne getrennt und auf diese Weise dem Tode überliefert, von dem wir sie erretteten. Es war so gut wie gewiß, daß man ihren Sohn unterdessen ebenfalls getödet hatte, und dieser Gedanke erfüllte das unglückliche Weib mit einer an Wahnsinn gränzenden Verzweiflung.

Ihr Trost oder Hoffnung einsprechen, war unmöglich, denn sie kannte den Haß ihrer Feindin und die türkischen Sitten gut genug, um zu wissen, daß ihr Sohn unrettbar verloren war. Jetzt, auf dem Wege nach Italien, vielleicht nach ihrer Heimath, mochte sie wohl an die längst entschwundene Vergangenheit denken, und die Sehnsucht nach ihrem Vater, oder

wenigstens der Gedanke an ihn, mochte in ihr Herz zurückkehren. Mit diesen Gedanken mußte aber auch noch eine andere Erinnerung in ihr aufleben, die an Pedro Zitano, und sie sprach einmal, als ich sagte, daß ich nun nach England zurückkehren wolle, den Wunsch aus, mich dorthin zu begleiten. Es scheine, fügte sie hinzu, als ob das Schicksal sie dazu bestimmt habe, ihren einstigen treulosen Geliebten noch einmal wiederzusehen und sich an ihm zu rächen. Daß aber alle diese Gedanken sie nicht heiter stimmen konnten, begriff ich wohl. Ihr ganzes Wesen behielt einen düsteren, unheimlichen, geisterhaften Anstrich, und die Matrosen betrachtete sie mit scheuer Furcht, wenn sie schweigend auf dem Deck wandelte und ihren starren Blick hinaus auf die Fluthen richtete. Der Kapitain und ich, wir waren die Einzigen, mit denen sie sprach. Aber auch das geschah nur selten, und Tage vergingen, an denen sie nichts als einen herkömmlichen Gruß oder irgend ein gleichgültiges Wort mit uns wechselte.

So durchschifften wir den Archipelagus, und nahmen nach einem kurzen Aufenthalt auf der Insel Corfu unseren Weg nach Sicilien und dem tyrrhenischen Meer.

Die blaue Grotte.

Der schönste Junitag, die herrlichste Fahrt, die man sich nur erdenken kann! Unser Schiff flog auf den dunkelblauen Wellen längs der Küste Italiens hin, wie eine Möwe. Die Matrosen lagen auf dem Deck, auf dem die heiße Sonne brannte. Ich stand mit dem Kapitain auf dem Hinterdeck. Dolores war in die Kajüte hinabgegangen. Es war um die Mittagszeit.

Wenn das so fortging — und alle Anzeichen dazu waren vorhanden — so mußten wir am Abende des folgenden Tages in Genua sein. Ich freute mich wie ein Kind darauf, den Boden Italiens, das stolze Genua zu betreten. Der Kapitain hatte mir eine Wohnung in seinem Hause angeboten und ich hatte sie angenommen, denn ich wollte eine Zeit lang in Genua bleiben und von dort aus Briefe nach London schicken, um anzufragen, ob die Stunde meiner Rückkehr nun endlich geschlagen habe, Ich sehnte mich, meine Freunde wiederzusehen, Pembroke, Morton, Francis, Rolfe, meinen guten Ohm zu umarmen. Ich hatte unterwegs erfahren, daß die Königin Elisabeth am 24sten März gestorben sei, und ich knüpfte manche Hoffnungen an ihren Tod. Vielleicht war Lord Cecil seiner mächtigen Stellung enthoben, vielleicht war Devilborn mit ihm gestürzt und Alles hatte sich geändert. Genug, ich brannte vor Begierde, endlich einmal in der Heimath auszuruhen, wenn auch nur für kurze Zeit — denn daß ich nicht lange in London aushalten würde, wußte ich schon im Voraus. Meine Gedanken waren auf Amerika gerichtet und ich hatte meine eigenen Pläne. Lieber Himmel! Ich war erst zwei und zwanzig Jahr — wenig darüber — und selbst ein so abenteuerliches Leben wie das meine, hatte mich noch nicht klug gemacht. Ich glaubte noch, daß meine Hoffnungen in Erfüllung gehen würden.

Ich ließ meine Blicke über das herrliche Meer schweifen, dessen dunkelblaue Fluthen sich in der Ferne bräutlich mit dem azurnen Himmel vereinten. Kaum erkennbar sah ich am Horizont zur Rechten einen kleinen hellen Punkt auftauchen.

— Was mag das sein? fragte ich den Kapitain. Eine Insel, nicht wahr?

— Ja, es ist Capri, antwortete er. Wenn Ihr auf dem Maste wäret, so würdet Ihr drüber hinaus die Küste Neapels und den Vesuv sehen. Aber Ihr könnt ihn sehen. Dort die kleine dunkle Spitze gerade vor uns, das ist der Vesuv!

Meine Blicke durchdrangen die Ferne, und es schien mir sogar, als sähe ich ein Rauchwölkchen auf dem Kegel des gefürchteten Berges schweben. Der Kapitain unterbrach jedoch meine Betrachtungen, indem er mir sagte, daß ein Segel auf der Leeseite, im Nordwesten, sichtbar werde.

Es kam uns entgegen und segelte bei dem

Winde. Wir mußten uns bald begegnen und nahe an einander vorüberkommen. Doch achteten wir nicht viel darauf, da wir die französische Flagge auf demselben erkannten. Ein Kauffahrer war es nicht. Wir hielten es für ein Regierungsfahrzeug.

Erst dann waren wir überrascht, als das Schiff uns seine Breitseite zeigte und die Stückpforten plötzlich geöffnet wurden. Eben so schnell verschwand die französische Flagge und an ihrer Stelle wehte eine blutrothe Fahne. Der Kapitain stieß einen wilden Fluch aus. Wir waren in der Gewalt eines Piraten. An Flucht war nicht zu denken, an Gegenwehr eben so wenig, denn wir hatten nur eine Kanone und die Mannschaft auf unserem Schiffe bestand aus zehn Mann. Außerdem waren wir auf einen Angriff nicht vorbereitet.

— Legt bei und ergebt Euch! tönte es durch das Sprachrohr. Sonst bohren wir Euch in den Grund!

Der Kapitain gab zitternd vor Wuth und mit bleichem Gesicht den Befehl, beizulegen. Ich musterte unterdessen das feindliche Schiff und glaubte bald zu erkennen, daß es einem der räuberischen Barbareskenstaaten, entweder Algier oder Tunis, angehöre, die damals zur Schande der Seestaaten das Mittelmeer unsicher machten. Zwar schien es ein Wagestück, sich der italienischen Küste zu nähern. Aber gerade von der Italienern hatten die Barbaren am wenigsten zu fürchten.

Was mich anbetraf, so überlegte ich, was mir zu thun übrig bleibe. Ich hatte nicht die mindeste Lust, auf's Neue in die Sklaverei von Türken und am allerwenigsten von Seeräubern zu gerathen. Doch fragte ich mich, ob es nicht meine Pflicht sei, bei dem Kapitain und der Spanierin auszuharren und ihr Schicksal zu theilen. Ich schwankte. Allmählich aber siegte der Selbsterhaltungstrieb in mir. Ich bedachte, daß es gegen alle Vernunft sei, mich zum Sklaven machen oder tödten zu lassen, nur um meinen Freunden Gesellschaft zu leisten und ich eilte in die Kajüte, um mit mir zu nehmen, was mir gehörte. Es waren nur wenige Goldstücke. Einen Dolch steckte ich in den Gürtel. Dann sprang ich durch eine Luke in das Meer. Ich hatte bereits meinen Plan gefaßt. Ich wollte versuchen, Capri schwimmend zu erreichen.

Die Richtung, in der die Insel lag, kannte ich, und da das Wasser lauwarm, der Wellenschlag mir günstig und ich selbst ein geübter Schwimmer war, so war das Unternehmen, wenn auch gefährlich, doch nicht unmöglich. Schon der Gedanke, daß ich mich auf diese Weise retten könne, flößte mir ein Selbstvertrauen ein, das mich das Gelingen meines Planes hoffen ließ. Mit kräftigen Stößen schwamm ich vorwärts, um mich für's Erste aus der Nähe der Schiffe zu entfernen. Jedermann weiß, wie leicht es sich auf dem hohen Meer schwimmt. Bald war ich eine gute Strecke weit fort, und als ich den Blick zurückkehrte, sah ich die beiden Schiffe neben einander liegen. Einige Schüsse donnerten in mein Ohr, und ich sah Pulverdampf aufwirbeln. Ich konnte kaum daran zweifeln, daß der Kapitain und die Matrosen dem Blutdurst der Piraten zum Opfer gefallen seien.

Tief betrübt von diesem Gedanken schwamm ich weiter oder ließ mich vielmehr von den Wellen treiben, indem ich zuweilen mit den Händen und Füßen steuerte. Es machte mir nicht die geringste Anstrengung, und ich schwamm einige Stunden so fort. Die Insel selbst konnte ich nicht sehen.

Als ich mich jedoch — die Sonne stand schon tiefer — aufrichtete, bemerkte ich, daß ich bereits über die Insel hinaus war und nun erst begann der Kampf mit dem Elemente, denn ich mußte umkehren und gegen den Wellenschlag ankämpfen, wenn ich die Insel erreichen wollte. Zwar sah ich im Norden noch eine andere Inselspitze, aber diese war zu fern, als daß ich sie vor Anbruch der Nacht hätte erreichen können. Ich kehrte also um und arbeitete mit emsiger Kraft, um noch bei guter Zeit auf Capri zu landen. Ich hatte eine tüchtige Strecke vor mir und allmählich wurde ich müde. Auch nahmen meine Glieder die Steifheit an, die ein langer Aufenthalt im Wasser immer zur Folge hat. Doch sah ich die Insel jetzt deutlich vor mir

aus den Wellen steigen und zweifelte nicht daran, glücklich das Ufer zu erreichen, das sich auf der Seite, auf der ich mich näherte, steil und senkrecht, wie eine Wand, aus dem Meere erhob.

Da ich die Insel nicht kannte, und nicht wußte, ob das Ufer nicht überall so steil sei, so beschloß ich, mich für's Erste auf einer kleinen Felsenspitze, die ich erblickte, zu erholen, und dann später schwimmend eine günstigere Stelle zum Landen aufzusuchen. Ich wußte nicht einmal, ob die Insel bewohnt sei, aber ich vermuthete es und besann mich, gelesen zu haben, daß ein römischer Kaiser, Tiberius, dort einen Palast errichtet hatte. Die Ruinen eines solchen Palastes sah ich sogar vor mir auf der Höhe des Felsens. Während dessen erreichte ich jene Spitze und ließ mich ganz erschöpft auf derselben nieder. Die Sonne prallte heiß gegen die Felsenwand und ihre glühenden Strahlen trockneten mich bald vollständig.

Während ich nun auf dieser Spitze saß und an das Schicksal meines armen Freundes, des Genuesers, und an das der Spanierin dachte, und meinen Blick zuweilen auf die blaue See hinauswandte, auf der ich nur ein einziges Schiff in weiter Ferne am Horizont bemerken konnte — hörte ich ein eigenthümliches Geräusch dicht neben mir. Es war nicht die Brandung, die an die zackigen Felsen schlug, aber es klang ähnlich, nur hohler, und verstummte von Zeit zu Zeit. Mir, dem Kinde der See, mußte dieses Geräusch auffällig sein, und ich untersuchte das Ufer umher. Bald entdeckte ich ganz in meiner Nähe die Ursache dieses eigenthümlichen Geplätschers. Fast in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel befand sich eine Oeffnung in dem Felsen, ungefähr drei Fuß hoch und eben so breit und wie ein Hufeisen gestaltet. Wenn die Wellen an diese Oeffnung schlugen, brachten sie jenes Geräusch hervor. Die Oeffnung war fast immer von den Wellen bedeckt; wenn sie aber frei wurde, so konnte ich deutlich sehen, daß hinter derselben eine Felsenhöhle sein mußte, und zwar eine nicht unbedeutende, denn die Schatten waren ganz dunkel und das Geplätscher der Wellen hinter der Oeffnung drang hohl und fern an mein Ohr.

Nun muß ich bekennen, daß ich eine Eigenschaft besaß, die Manche getadelt, Manche gelobt, die Ersteren Neugierde, die Letzteren Wißbegierde genannt haben. Wenn ich irgend etwas erblickte, was mir sonderbar oder eigenthümlich vorkam — ich spreche hier nur von Gegenständen der Natur — so ruhte ich nicht eher, als bis ich es ergründet hatte. Eine Ungeduld ergriff mich, der ich keinen Zügel anlegen konnte. Es war mir stets, als zöge mich eine dämonische Gewalt, und das Glück, das ich stets bei der Erforschung solcher Gegenstände gehabt, hatte mich kühn gemacht und mir ein gewisses Selbstvertrauen eingeflößt, das mich immer zu neuen Untersuchungen trieb. Diese Eigenschaft hatte ich namentlich auf meinen Fahrten in den amerikanischen Gewässern ausgebildet, und so groß die Gefahren gewesen, in die sie mich zuweilen gestürzt, so nützlich war meine Verwegenheit doch auch oft für meine Gefährten gewesen, und Niemand fiel es ein, mich deshalb zu tadeln. Sir Richard Greenville, selbst überall der Erste, wo es etwas zu wagen galt, war nicht der Mann gewesen, mich von solchen Unternehmungen zurückzuhalten. Meine Wißbegierde — ich will sie aus Eitelkeit so nennen — hatte also mit den Jahren eher zu- als abgenommen.

Jetzt erging es mir ebenso. Das hohle Geplätscher der Brandung, an und für sich gar nicht lieblich, klang mir verführerisch ins Ohr, und obgleich die Klugheit mir rieth, ruhig auf meinem sicheren Platze zu bleiben, und so bald als möglich einen anderen Theil des Ufers aufzusuchen, so zog es mich doch mit unwiderstehlicher Gewalt nach dieser Offnung. Ich kämpfte mit mir selbst, ich wollte mein Gelüst mit Gewalt niederdrücken, aber es war stärker, als ich, und laut auflachend, beschloß ich endlich, diesem unwiderstehlichen Drange zu weichen. Ich berechnete, daß die Sonne noch zwei Stunden am Himmel bleiben müsse, daß ich also immer noch Zeit hätte, zu landen, wann ich wollte, sprang in's Wasser, wartete einen Augenblick

ab, in welchem die Wellen die Oeffnung frei ließen, und huschte dann hinein.

Die Höhle war dunkel, so schien es mir wenigstens auf den ersten Blick. Eine feuchte, schwere, kühle, angenehme Luft wehte um mich. Gleich darauf aber ergriff mich ein schauerlich süßes Entzücken. Ich hatte einen Blick auf das mich umgebende Wasser geworfen und sah es im wundervollsten dunklen Blau erglänzen, so schwer, so tief, so rein, wie flüssiger Azur. Ich konnte einen Ruf des Erstaunens, des Entzückens nicht zurückhalten. Ich plätscherte mit den Händen. Blaue Perlen flogen rings um mich auf, und die Wogen zitterten, wie flüssig gewordener italienischer Himmel. Jetzt brach ein Sonnenstrahl durch die Oeffnung, und tausend goldene Lichter flammten an der Decke der Höhle, auf den Wellen, an den Seitenwänden. Abermals stieß ich einen Jubelruf aus. Wieder deckten die Wellen die Oeffnung, und das dunkle Blau wogte wieder ruhiger. Der Wiederschein der Wellen spiegelte sich dämmernd an den Wänden der Höhlung, Alles schien zu leben, zu glänzen, zu flimmern, und das in Farben, wie sie die Sprache nicht beschreiben kann, in Farben vom dunkelsten Blau bis zum Blaugrün des Meeres und zum lichtesten Blau des Vergißmeinnichts — es war entzückend schön. Dann strahlte wieder das Sonnengrün herein, und die ganze Höhle flammte — ich war wie im Himmel!

Ich schwamm in diesem herrlichen Wasser, ich spielte auf den Wellen. Ich hätte ewig hier bleiben mögen. Je tiefer die Sonne sank, desto blendender war der Glanz, den sie durch die Oeffnung sandte. Dann konnte ich auch deutlich die Umrisse der Grotte erkennen. Das Ufer war nicht fern und stieg sanft an. Erst etwas ferner erhob sich eine steile Wand, aber auch in dieser schienen Oeffnungen zu sein. Ich schwamm endlich an das Ufer, und richtete meinen entzückten Blick auf die himmlischen Wogen, ich konnte mich nicht satt sehen. Erst später bemühte ich mich, die Ursache dieses wunderbaren Farbenspieles aufzufinden. Aber es gelang mir nicht. Es war ein Wunder der Natur. Ich untersuchte nun die Wände und fand einen Gang, der mir von Menschenhänden, wenn nicht gebildet, so doch erweitert zu sein schien. Vielleicht hatte Kaiser Tiberius ihn angelegt, vielleicht hatte er diese Höhle gekannt, und wahrlich, kein Fürst der Welt konnte eine ähnliche Grotte zum Baden aufweisen! Es war ein Meisterstück der Natur.

Ich dachte erst spät an die Rückkehr, und beschloß, einige Tage auf Capri zu bleiben, nur um diese Grotte noch öfter besuchen zu können. Uebrigens erregte der Gang meine Neugierde, und ich beschloß, ihn eine Strecke weit zu verfolgen. Vielleicht führte er hinauf zum Gipfel des Felsens, und dann hatte ich ja nicht nöthig, mich noch einmal den Wellen anzuvertrauen. Ich ging eine Strecke allmählich aufwärts. Bald aber hinderte mich die Dunkelheit am Weiterschreiten. Ich kehrte zurück. Dabei stieß ich mit dem Fuß an einen Gegenstand, und ich war nicht wenig überrascht, als ich ihn aufhob, den Lauf und das Schloß eines Pistols zu fühlen.

Dieser Fund gab meinen Gedanken plötzlich eine ganz andere Richtung. Die Höhle war also bekannt und besucht. Freilich, weshalb sollte sie es nicht sein? Es ließ sich nicht erwarten, daß ein solches Wunder dem entdeckungssüchtigen Menschen verborgen geblieben sei. Vielleicht war sie auch von Alters her bekannt. Und doch konnte ich mich nicht besinnen, je von ihr gehört oder gelesen zu haben. Es gab Werke, in denen alle Eigenthümlichkeiten und Schönheiten des Meeres beschrieben waren; ich hatte sie früher studirt und nichts von dieser Grotte gefunden. Einer von unseren alten Seeleuten auf dem „Herkules“ hatte dreißig Jahre lang die Gewässer Italiens durchschifft, und uns oft mit seinen ausführlichen Schilderungen dieser Gegenden ergötzt, oft auch ermüdet. Aber von dieser Grotte hatte er nie etwas erwähnt. Dennoch konnte sie in neuerer Zeit wieder entdeckt worden sein. Aber es gab auch andere Möglichkeiten, und ich wurde sehr nüchtern und nachdenkend, als ich an dieselben dachte. Wie, wenn diese Grotte ein geheimes Versteck von Räubern, vielleicht Seeräubern, wäre? Sie

konnten schwerlich ein besseres, ein schützenderes und ein schöneres finden!

Sehr bedächtig ging ich zurück. Ich war aus dem Taumel meines Entzückens wieder in die Wirklichkeit versetzt und diese Grotte erschien mir nicht mehr so himmlisch, wie vorher. Es drängte mich jetzt beinahe, sie zu verlassen.

Aber wer beschreibt mein Erstaunen, meine Ueberraschung, als ich am Ende des Ganges angelangt, der zu der Grotte zurückführte, deutlich den Schall von Stimmen und Ruderschlägen hörte. Bestürzt stand ich still. Ich konnte den blauen Wasserspiegel deutlich übersehen. Mich selbst schützte die Dunkelheit des Ganges vor einer Entdeckung. Eine schmale Barke wogte auf den blauen Wellen. Fünf Männer saßen in derselben. Vier von ihnen führten die Ruder, einer das Steuer.

Was sollte ich jetzt thun? Wer waren die Männer? Die sinkende Sonne brach durch die Oeffnung und beleuchtete die unerwarteten Gäste. Sie waren fremdartig gekleidet, mit Dolchen, Pistolen und Schwertern bewaffnet. Ihr Aussehen schien mir nicht geheuer. Hatte ich recht geahnt? War diese Grotte wirklich der Aufenthalt von Seeräubern? Schon bereute ich meinen Vorwitz.

Die Barke landete nicht weit von mir. Die Männer sprachen unter einander. Ich hörte eine Sprache, die mir ganz unbekannt war, aber eine entfernte Aehnlichkeit mit der türkischen hatte. Auch die Tracht ähnelte jener der Muselmänner. Ich konnte kaum noch daran zweifeln, daß ich mit Seeräubern aus den Barbareskenstaaten zu thun habe. Jetzt schlugen sie Feuer, zündeten zwei Fackeln an und schienen Willens, den Gang, in dem ich stand, heraufzukommen. Aus der Sicherheit ihrer Bewegungen sah ich, daß sie vollkommen mit der Grotte bekannt sein mußten.

Jetzt blieben mir nur zwei Mittel übrig, mich zu retten. Entweder ich ging auf die Seeräuber zu und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß ich sie aufgesucht habe und den Häuptling sprechen wolle, um Dienst bei ihm zu suchen, oder ich zog mich in den Gang zurück und verfolgte ihn, so weit es möglich war. Wurde ich dann entdeckt, so blieb mir immer noch jener erste Ausweg übrig. Ich entschloß mich für das Letztere.

Etwas rascher, als die Männer folgten, ging ich den Gang zurück, der jetzt durch den Glanz der Fackeln ein wenig erleuchtet wurde. Das Geräusch meiner Schritte konnten sie nicht hören, da sie selbst stark auftraten und mit einander sprachen. Die Dämmerung entzog ihnen meine Gestalt.

Ich ging weiter, als ich das erste Mal gekommen war, und gelangte bald in eine vollständig dunkle, größere Höhle. Hier tappte ich mit den Händen umher, während die Schritte sich nahten. Ich glaubte, Waarenballen, Fässer und dergleichen Gegenstände zu fühlen. Auf's Gerathewohl kauerte ich mich mitten zwischen denselben nieder. Gleich darauf erschienen die Piraten.

Ich hatte meinen Platz glücklich gewählt. Mehrere große Waarenballen verbargen mich den Blicken der Fremden, während ich sie deutlich sehen und die Höhle überblicken konnte. Sie war hoch, groß und trocken. Eine Menge von wahrscheinlich geraubten Gegenständen lagen in wilder Unordnung auf dem Boden: Ballen, Fässer, Kisten, Wirthschaftsgeräthe, Waffen und andere. In einigen Fässern schien Pulver zu sein, denn der Eine gab dem Anderen ein Zeichen, mit den Fackeln fern zu bleiben. Glücklicherweise standen diese Fässer in meiner Nähe und ich konnte also hoffen, daß die Piraten sich mir nicht nähern würden. Dennoch war meine Lage nichts weniger als angenehm.

Die Fackeln wurden jetzt in eiserne Ringe, die an den Felsenwänden angebracht waren, gesteckt, und die fünf Männer verließen die Höhle. Es war als gewiß anzunehmen, daß sie zurückkehren würden, denn sonst hätten sie die Fackeln nicht zurückgelassen. Während ihrer Abwesenheit aber warf ich einen freieren Blick um mich und suchte ein sicheres Versteck. Ich fand es bald. Im Hintergrunde der Höhle war eine Vertiefung in der Wand angebracht,

eine Art Nische, die ziemlich tief war. Sie war leer und schien nicht benutzt zu werden. Ich überzeugte mich, daß das Licht der Fackeln sie nicht ganz erleuchtete und nahm dann in derselben Platz, nachdem ich noch eine schwarze Decke genommen hatte, in die ich mich im Nothfall hüllen wollte. Auch einen Dolch nahm ich noch, und ein Pistol, das geladen zu sein schien.

Nach ungefähr zehn Minuten kehrten zwei von den Seeräubern zurück. Sie trugen einen schweren Kasten. Wenn ich nicht irrte, hatte ich denselben schon bei dem genuesischen Schiffskapitain gesehen. Es war sein Geldschrank. Jetzt konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß ich dieselben Piraten vor mir hatte, denen ich heut Mittag entgangen war. Zwei Andere brachten eine andere Kiste. So gingen und kamen sie noch einige Mal und brachten stets neue Gegenstände.

Unterdessen mußte es Nacht geworden sein. Die Piraten setzten sich auf die Kisten und plauderten mit einander. Ich sah aus ihrem ganzen Benehmen, daß sie noch Jemand erwarteten, und ich täuschte mich nicht. Der Lärm von vielen Schritten wurden hörbar. Hellerer Fackelglanz drang in die Höhle, und herein trat, gefolgt von ungefähr zwölf Männern, ein Mann, in dem ich sogleich den Anführer der Piraten zu erkennen glaubte.

Er war noch jung, vielleicht hoch in den Zwanzigern. Sein Gesicht war männlich schön, sonnenverbrannt, mit Narben bedeckt. Ein Turban umschloß sein Haupt, dessen Haar schwarz sein mußte, nach dem großen Schnurrbart zu schließen, der, sauber gedreht, martialisch seine Oberlippe deckte. Die Augen und Wimpern waren ebenfalls vom reinsten Schwarz, und die ersteren leuchteten stolz und kühn. Seine Gestalt war hoch und stark, sein Gang und seine Bewegungen herrisch und gebieterisch, sein Anzug orientalisch. In seinem Gürtel steckten ein Paar prächtiger Pistolen und ein Dolch.

Was seine Begleiter anbetraf, so bildeten sie ein seiner würdiges Gefolge, lauter sonnenverbrannte kräftige Gestalten mit klugen, verschmitzten Gesichtern, großen Bärten, Turban, Pistolen und krummen Säbeln. Es waren ohne Zweifel Barbaresken, oder was dasselbe sagen will, Seeräuber, denn die Länder an der Nordküste von Afrika lebten nur von der Seeräuberei.

Aber auch zwei Frauen befanden sich in dem Gefolge. In der Einen erkannte ich auf den ersten Blick die unglückliche Spanierin, Dolores de Castro, die dem Tode im Bosporus nur entgangen zu sein schien, um in die Hände dieser Piraten zu fallen. Doch schien sie dieses neue Unglück nicht niederzudrücken. Vielleicht mochte sie denken, daß es ganz gleichgültig sei, welchem Schicksal sie entgegen gehe, und ihr Gesicht war kalt und abstoßend, wie ich es zuletzt immer auf dem Schiffe gesehen. Man bewachte sie weiter nicht, hatte sie auch nicht gefesselt. Eine Flucht war freilich unmöglich.

Was die zweite der beiden Frauen anbetraf, so flößte sie mir in diesem Augenblicke eine noch größere Theilnahme ein. Sie war dicht verschleiert, und ihr Anzug war halb türkisch, halb abendländisch, von den reichsten Stoffen, besetzt mit Perlen und Edelsteinen. Ihre Gestalt schien sehr schön zu sein, und schon an ihrem stolzen, zuversichtlichen Gange und an der Scheu, mit der ihr die Piraten auswichen und Platz machten, bemerkte ich, daß sie keine Gefangene war. Ich vermuthete, sie sei die Geliebte oder die Gattin des Piratenhäuptlings.

Dieser hatte sich unterdessen mitten in die Höhle gestellt, und ich konnte seine Gesichtszüge ganz deutlich erkennen. Sie waren wesentlich von denen seiner Begleiter verschieden, und ich vermuthete deshalb, daß er von anderer Abkunft sei. Er sprach einige Worte und begleitete sie mit Zeichen. Kerzen wurden angezündet und auf großen Leuchtern aufgestellt, Decken ausgebreitet und Polster darauf gelegt. Dann wandte er sich zu der Verschleierten und gab ihr ehrerbietig ein Zeichen, sich zu setzen. Sie that es. Dolores ließ sich nicht weit von ihr auf einer Kiste nieder, senkte den Kopf und schien in ihre gewöhnliche Theilnahmlosigkeit, in ihre düsteren Träume versunken.

Der Eindruck, den diese ganze Scene auf mich machte, läßt sich schwer beschreiben. Man denke sich die Höhle, erleuchtet von den prasselnden Fackeln, von den großen Kerzen, angefüllt mit den verschiedenartigsten Gegenständen; dazwischen die Seeräuber in ihren fremdartigen bunten Trachten, mit ihren Waffen, die im Glanz der Lichter blitzten; alle diese wilden, verwegenen Gesichter — und man wird begreifen, daß trotz der Gefährlichkeit meiner Lage ein solcher Anblick großen Reiz für mich haben mußte. Ich konnte Alles deutlich sehen und beobachten. Die Unbekannte hatte ihren Schleier noch nicht abgelegt.

Jetzt ordneten sich auf einen Wink des Anführers die Piraten um ihren Häuptling. Die Geldkiste und einige kleine Behälter wurden vor ihn gestellt. Er öffnete sie, zählte, prüfte, wog ab. Dann gab er Jedem sein Theil, und Jeder schien zufrieden gestellt. Ein Theil des Geldes und der Kostbarkeiten wurde bei Seite gelegt, wahrscheinlich für den Rest der Mannschaft, die das Schiff bewachten. Noch blieben einige herrliche Ketten von Perlen und ein kostbares Geschmeide übrig. Der Pirat rief den Jüngsten seiner Genossen, befahl ihm, ein rothes Kissen zu nehmen, legte die Perlen und das Geschmeide auf dasselbe und gab ihm ein Zeichen. Der junge Bursche näherte sich der Verschleierten, kniete vor ihr nieder und reichte ihr das Kissen. Sie neigte das Haupt, winkte mit der Hand, und die Kostbarkeiten wurden in ein eigenes, schönes Kästchen gethan. Diese Scene ließ mir keinen Zweifel darüber, daß die Verschleierte die Geliebte des Piraten sei.

Nachdem die Vertheilung vorüber war, änderte sich die Scene. Krüge mit Wein, Schüsseln mit Speisen, Früchte allerlei Art wurden gebracht. Die Seeräuber lagerten sich im Kreis um den Häuptling, so daß er und die verschleierte Dame sich ungefähr in der Mitte befanden. Nun begann ein fröhliches, ausgelassenes Trinkgelag. Jede Scheu schien verbannt. Doch behielt die Dame zu meiner Verwunderung noch immer ihren Schleier. Jeder trank nach Gefallen. Auch der Spanierin wurden Früchte und Wein angeboten. Sie lehnte sie ab. Dann gab der Häuptling ein Zeichen. Alle verstummten. Er erhob seinen goldenen Becher und zu der Verschleierten gewandt, sprach er einige Worte, denen ein Beifallsruf der ganzen Schaar folgte. Die Verschleierte verneigte sich. Dann nahte ihr wieder, auf ein Geheiß des Anführers, der junge Seeräuber und kredenzte ihr einen Becher mit Wein. Sie schlug den Schleier zurück, nahm ihn und führte ihn an ihre Lippen, indem sie sich zuerst gegen den Anführer, dann gegen die Schaar verneigte.

Ich hatte begierig den Augenblick erwartet, in dem der Schleier von diesem Gesichte fallen würde, aber ich gestehe, daß alle meine Erwartungen übertroffen wurden und daß ich vor Erstaunen und Bewunderung kaum zu athmen vermochte. Ich glaubte nie ein Gesicht von so wunderbarer Schönheit gesehen zu haben. Ich will nicht versuchen, es zu beschreiben, aus einem Grunde, den ich später mittheilen werde. Auch war es vielleicht nicht allein die regelmäßige Schönheit dieses Antlitzes, der Glanz ihrer großen blauen Augen, die mich blendeten, sondern das Eigenthümliche ihres ganzen Wesens. Aber ich kann sagen, daß ich auf das Tiefste ergriffen wurde. Unmöglich konnte man sich mehr Adel, mehr Hoheit, mehr Ernst und Würde in einem Gesichte vereinigt denken. Und das war die Braut eines Seeräubers! Unmöglich! Wie kam diese Himmelsgestalt unter diese Menschen!

Ich thue vielleicht unrecht, so zu schwärmen; aber, was ich auch später erfahren haben mag, trotz der Aufklärung, die mir einst werden sollte, muß ich doch der Wahrheit getreu den Eindruck beschreiben, den diese Erscheinung in jenem Augenblicke auf mich machte. Sie schien mir das Ideal eines Weibes zu sein. Und seltsam — ich konnte den Gedanken nicht überwinden, daß ich dieses Antlitz schon gesehen habe, mochte es auch nur im Traum gewesen sein. Es war mir, als hätte ich schon einmal in dieses ernste, stille, fast heilige Antlitz geschaut. Und doch wieder mußte es unmöglich sein! Ich würde dieses Gesicht nie vergessen haben, wenn ich es auch nur einmal gesehen. Und was führte sie

unter diese Menschen? Ich war versucht zu glauben, daß es ein höheres Wesen sei, das die Seeräuber geraubt hätten, damit es ihnen Glück bringe, damit ein Stern des Himmes sie auf ihren dunklen Wegen begleite. Und diese Ansicht war nicht so unmöglich, wie sie scheinen mag. Denn die Blicke der Seeräuber ruhten mit einer fast abgöttischen Verehrung auf dem Gesichte dieses Weibes, der Anführer der Piraten selbst wandte kaum ein Auge von ihr, und nichts vermochte die Ergebenheit, die Unterwürfigkeit zu beschreiben, die sich in seinen Zügen malte, wenn er jenes Wesen betrachtete, das der Gegenstand aller seiner Wünsche, seiner Anbetung zu sein schien.

Ob sie das fühlte? Ich glaubte es fast. Aus ihren Augen strahlte eine Hoheit, die nichts mit dem Treiben ihrer Umgebung gemein hatte. Auch sah ich nicht das geringste Anzeichen einer Vertraulichkeit zwischen ihr und den Piraten, weder in Blicken, noch in Mienen. Sie neigte sich huldreich und gnädig zu ihrer Umgebung, sie nahm die Ergebenheitsbezeugungen derselben an, wie eine Königin. Kein Lächeln überflog ihre Züge; ihr Gesicht blieb stets ernst, und dennoch mild und sanft. Es war mir unmöglich, den Blick von ihr zu wenden. Ich starrte sie fortwährend an, und obgleich ich sie später wiedergesehen, so werde ich es doch nie vergessen, wie ich sie damals sah. Wäre ich ein Katholik gewesen, ich hätte geglaubt, die Madonna selbst zu sehen, und die eigenthümliche Tracht, in die sie gekleidet war, das lange, weiße Gewand, der turbanähnliche Reif, der ihr Haupt umgab, ihr Haar vollständig verbarg und mit Sternen besetzt war, hatte wo möglich noch dazu beigetragen, die Täuschung zu erhöhen.

Der Pirat rückte ihr näher und nahm zu ihren Füßen eine halb sitzende, halb liegende Stellung ein. Doch änderte sich nichts in seinem Wesen. Sein Gesicht blieb unterwürfig und ergeben. Seine Blicke ruhten schwärmerisch auf ihrem Antlitz, auch wenn sie dieselben nicht erwiederte. Wenn er trank, grüßte er sie stets mit seinem Becher, und sie dankte ihm huldreich. Gewöhnlich aber sah sie in einer Art stiller Selbstvergessenheit vor sich hin. Sie aß und trank nur wenig und auf eine Art, die wirklich glauben ließ, daß sie aus feinerem Stoffe geformt sei und der irdischen Nahrung nicht bedürfe. Ich will in dieser Schilderung nicht fortfahren. Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt. Ich will nur erwähnen, daß die Zeit mir entschwand, ohne daß ich es wußte, und daß Stunden in dieser Betrachtung enteilten, ohne daß ich es ahnte.

Unterdessen nahm das Gelage der Seeräuber freilich einen anderen Charakter an. Der Wein hatte sie entflammt. Manche waren halb trunken. Der Eine sang, der Andere starrte vor sich hin, noch Andere würfelten um die Beute.

Ein Wink des Hauptmanns, der jetzt aufstand, machte dieser Scene ein Ende. Er rief einige Worte. Die Becher und Weinkrüge verschwanden. Ein Lager, eine Art von Bett wurde sorgsam in einer Ecke ganz in meiner Nähe zurecht gemacht. Der Pirat reichte der Dame ehrerbietig die Hand und führte sie nach diesem Lager. Dann küßte er ihr die Hand. Sie ließ sich nieder, hüllte sich in den Schleier und lehnte sich zurück. Auf einen Wink des Piraten trat sogleich die tiefste Stille ein. Er stand noch einige Minuten vor ihr und betrachtete sie mit Blicken der tiefsten Verehrung. Dann wandte er sich ab; ich hörte ihn seufzen. Auf ein abermaliges Zeichen warfen sich die Seeräuber, wie sie waren, auf den Felsenboden oder die Decken und schliefen sogleich ein, zwei ausgenommen, die mit einer Fackel in den Gang traten, wahrscheinlich um zu wachen. Auch der Anführer selbst schien im Begriff, sich unter seinen Genossen ein Lager zu wählen. Vorher aber fielen seine Blicke auf Dolores.

Er trat an sie heran und musterte sie eine Zeit lang. Sie sah nicht auf. Sie blieb in sich selbst versunken, wie sie es während der letzten Stunden gewesen war.

Er redete sie in seiner gewöhnlicher Sprache an. Sie hörte nicht. Er fragte italienisch — keine Antwort; französisch — gleichfalls keine Antwort.

— Woher kommt Ihr? hörte ich ihn dann auf Spanisch fragen, und da ich diese Sprache ziemlich genau kannte, so hörte ich sogleich, daß es seine Muttersprache sein, oder daß er sie lange geübt und gesprochen haben müsse.

Dolores richtete sich jetzt auf. Der Klang der vaterländischen Laute schien sie aus ihrem Hinbrüten zu wecken. Sie richtete ihren starren, geisterhaften Blick auf den Piraten, und ihr Mund zuckte unwillig, als ob sie über die Störung zürne.

— Woher kommt Ihr? fragte er noch einmal. Ich habe Euch auf dem Schiff mit Fragen verschont, da Ihr keine Lust zum Antworten zeigtet. Aber hier müßt Ihr mir Rede stehen. Ich will es.

— Ich brauchte nicht zu antworten, sagte sie verächtlich. Ich fürchte mich nicht. Aber ich will es thun. Ich komme aus dem Bosporus.

— Was heißt das? fragte er. Sprecht deutlicher!

— Ich war ein Weib des Sultans und man wollte mich ertränken, antwortete sie.

— Und wer hat Euch gerettet? fragte er. Doch glaube ich, daß es eine Fabel ist.

— Glaubt, was Ihr wollt und thut, was Ihr wollt, antwortete sie. Mich retteten der Kapitain des Schiffes, den Ihr ermordet habt, und ein junger Engländer.

— Wo ist der Engländer geblieben? fragte er. War er nicht auf dem Schiffe?

— Ja. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden. Er muß entflohen sein.

— Geflohen? sagte er lachend. Er ist vielleicht ins Wasser gesprungen und ertrunken. Nun, daß ist sein Glück, ich hätte ihn sonst aufknüpfen lassen, denn ich habe geschworen, alle Engländer zu hängen.

Er sah mir ganz so aus, als ob er der Mann wäre, seinen Schwur zu halten. Desto besser für mich, daß ich ihm entkommen war.

— Und Euer Vaterland? fragte er dann.

— Spanien, antwortete sie.

— Ei, da sind wir ja Landsleute! sagte er lachend. Euer Name?

— Ich habe keinen Namen, erwiederte sie finster.

— Das wäre ja noch besser! rief er. Nur heraus mit der Sprache!

— Mein Vater hat mich meines Namens beraubt, antwortete die Spanierin. Aber wenn Ihr es wissen wollt: einst nannte man mich Dolores de Castro.

Ich sah, wie er zusammenzuckte und zurücktaumelte.

— Heilige Mutter Gottes! rief er. Dolores de Castro!

Die Spanierin richtete sich auf. Diese heftige Bewegung konnte ihr nicht entgehen. Ihre Blicke richteten sich durchbohrend auf den Piraten.

— Was ist Euch? fragte sie beinahe mißtrauisch. Kennt Ihr diesen Namen?

Der Pirat antwortete nicht. Er sank auf einen Waarenballen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

— Mein Name ist Manuel de Castro! stieß er dann mühsam hervor.

Die Züge der Spanierin nahmen einen seltsamen Ausdruck an. Sie schien sich zu besinnen. Sie schien in ihrem Gedächtnisse etwas zu suchen.

— Manuel de Castro? murmelte sie dann. Hieß so nicht mein Bruder?

— Ja, Dein Bruder! stöhnte der Pirat. Dolores, ich bin Dein Bruder.

Die Spanierin starrte ihn immer noch an. Diese Entdeckung mußte ihr eben so überraschend sein, als mir. Ich fand ihre Zweifel natürlich.

— Mein Bruder focht in den Niederlanden, sagte sie finster. Mein Bruder war der Sohn eines reichen und vornehmen Mannes, kein Seeräuber!

— Er war das Eine und ist das Andere geworden! stieß der Pirat seufzend hervor. Er hat das Schicksal seiner Schwester getheilt.

Ein Ausdruck wilder Freude flog über das Gesicht der Spanierin. Ungestüm riß sie den Turban von dem Haupte des Piraten. Reiches schwarzes Haar quoll unter denselben hervor. Sie ergriff ihn mit der Hand an der Schulter,

und sah ihm mit flammenden Augen in das Gesicht.

— Ja, es ist Manuel! sagte sie dann endlich und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

So blieben sie eine Zeit lang schweigend einander gegenüber, dann begannen sie zu sprechen. Aber ich selbst war in den letzten Minuten, nach der plötzlichen Aufregung, in die mich noch einmal das seltsame Zusammentreffen der beiden Geschwister versetzt hatte, in einen solchen Zustand der Ermattung versunken, daß ich die Augen kaum mehr öffnen konnte.

Doch hörte ich noch während ich einschlummerte und mich vergebens wach zu bleiben bemühte, daß Manuel auf ähnliche Weise, wie Dolores, von seinem Vater getrennt worden sei. Statt die Wünsche des stolzen Spaniers zu erfüllen, der ihm eine stolze Erbin zugedacht, hatte Manuel ein armes Mädchen aus unbekannter Familie zu seiner Gattin gewählt. Der Vater, unerbittlich in seinem verletzten Stolze, hatte auch ihn verstoßen und enterbt. Manuel war geflohen und mit seiner jungen Frau in die Hände der Seeräuber gefallen. Seine Gattin war gestorben. Er selbst hatte sich zum Führer der Piraten aufgeschwungen. Das war das Letzte, was ich hörte.

Als ich erwachte, war die Höhle fast leer. Der Pirat, Dolores und die Verschleierte waren die Letzten, die sie verließen, begleitet von zwei Seeräubern, welche die Fackeln trugen.

Sobald sie die Höhle verlassen hatten, sprang ich aus meinem Versteck. Noch halb schlaftrunken, ganz verwirrt und betäubt von dem, was ich am vergangenen Abend gehört, folgte ich unschlüssig den Abgehenden. Sollte ich mich dem Bruder der Spanierin zu erkennen geben? Sollte ich seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen? Nein, das war mir unmöglich. Wozu hatte ich es auch nöthig. Dolores hatte ihren Bruder gefunden. Ich konnte mir allein den Weg nach England suchen.

Dennoch folgte ich. Ich glaube, ich wollte das Gesicht der Verschleierten noch einmal sehen. In der blauen Grotte stiegen sie Alle in ein Boot, das von zwei schwimmenden Seeräubern durch die Oeffnung geschoben wurde. Ich sprang in's Wasser und folgte ihnen. Als ich die Oeffnung erreicht und durchschwommen hatte, war das Boot schon eine Strecke fort. Die Sonne stand hoch am Himmel. In der Nähe schaukelte das Piratenschiff auf den Wogen.

Vielleicht wollte sie die freie Luft in ihr Gesicht wehen lassen, vielleicht auch aus einem anderen Grunde — genug, die Verschleierte erfüllte meinen geheimen Wunsch und schlug den Schleier zurück. Ich sah deutlich noch einmal ihre großen blauen Augen, während das Boot sich rasch entfernte. Ich sah sie immer noch, als es bereits das Schiff erreicht hatte, das die Anker lichtete. Ich sah sie immer noch vor mir, und ich schüttelte den Kopf. Ich mußte sie doch schon einmal gesehen haben! Ich saß träumend auf dem Felsen.

Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke, blitzschnell und mit der vernichtenden Gewalt eines Blitzes.

— Mary! Mary! Meine Schwester! schrie ich halb wahnsinnig aus und streckte die Arme aus, nach dem Schiffe zu, als wolle ich sie zurückrufen.

Aber die Brandung donnerte, und das Schiff flog schon fern über die krausen Wellen. Halb vernichtet sank ich zurück. Ich hatte Mary gesehen, ich war in ihrer Nähe gewesen, und ich hatte sie nicht erkannt!

— — — — — — — — — —

Wollte ich auf meine Erlebnisse in den beiden nächsten Jahren genauer eingehen, so würde ich weit mehr Raum und Zeit brauchen, als denen lieb wäre, die vielleicht die spätere Geschichte meines Lebens kennen lernen wollen. Denn so mannichfaltig meine Abenteuer auch waren, so viele Länder, Völker und Sitten ich auch kennen lernte, so stehen diese beiden Jahre doch nur in geringem Zusammenhang mit dem folgenden Theile meines Lebens.

Ich ging von Capri nach Neapel, von Neapel nach Venedig. Von dort aus schrieb ich nach London und fragte an, ob der Zeitpunkt endlich gekommen sei, in dem ich meine Vaterstadt wiedersehen könne. Auch erkundigte ich

mich nach meinen früheren Gefährten und Freunden.

Ich erhielt eine wenig tröstliche Antwort. Sowohl mein Oheim als Graf Pembroke schrieben mir, daß keine Zeit ungelegener für meine Rückkehr sei, als die jetzige. Der Großschatzmeister stehe bei König Jakob in demselben Ansehen, wie früher bei Elisabeth, und Devilborn habe das Vertrauen des Großschatzmeisters in noch höherem Grade gewonnen, als früher. Es sei sogar die Rede davon, daß er in den Adelstand erhoben werden solle. Das Schlimmste aber sei, daß Devilborn die Vermuthung zu haben scheine, ich sei noch am Leben, und daß mehrere Personen, die gleichen Namen mit mir führten, bei ihrer Ankunft in London verhaftet worden seien. Sie baten mich deshalb, meine Rückkehr noch aufzuschieben und schickten mir eine bedeutende Summe Geldes, so wie einige Anweisungen auf italienische Häuser. Meine Vermuthung, daß Mary sich auf einem Piratenschiffe befinde, hatte Beide mit großer Bestürzung erfüllt. Sie ihrerseits hatten nichts von meiner Schwester gehört.

Von Rolfe wußten sie nichts. Morton und Francis kämpften, so viel sie wußten, noch in den Niederlanden. Catesby sollte in England gesehen worden sein. Ueber Lady Ringrose, nach derem Schicksal ich mich beiläufig ebenfalls erkundigt hatte, erhielt ich keine Auskunft.

Was blieb mir nun übrig, als von Neuem die Welt zu durchwandern? Doch wollte ich es wenigstens nicht zwecklos thun. Ich beschloß, Erkundigungen über das Schicksal meiner Schwester einzuziehen. Zu diesem Zwecke mußte ich mich wo möglich nach den Barbareskenstaaten begeben, und ein in Marokko ausgebrochener Krieg, an dem einige Italiener Theil nahmen, bot mir die beste Gelegenheit dazu. Ich ging nach Marokko, kämpfte auf Seiten der gerechten Partei, erwarb mir Freunde und Kenntniß des Landes, verschaffte mir Empfehlungsbriefe, und durchzog dann, als der Krieg beendet war, die Gebiete von Algier und Tunis.

Aber obgleich ich mich längere Zeit in diesen Heerden der Seeräuberei aufhielt, so wollte es mir doch nicht gelingen, auch nur die geringste Spur von meiner Schwester aufzufinden. Niemand kannte einen Seeräuber Manuel de Castro, und freilich ließ sich annehmen, daß er seinen Namen verändert hatte. Ich mußte meine erfolglosen Nachforschungen aufgeben, und kehrte über Egypten und Griechenland nach Italien zurück.

Dort blieb mir noch eine letzte Hoffnung. Ich ging nach Capri und war entschlossen, so lange dort zu bleiben, bis die Seeräuber nach der blauen Grotte zurückkehrten. Aber als ich dieselbe untersuchte, fand ich sie ganz leer, und Alles deutete darauf hin, daß sie schon seit längerer Zeit nicht mehr besucht worden sei. Vielleicht war das Piratenschiff untergegangen oder in die Luft gesprengt worden, und Mary hatte das Schicksal des Seeräubers getheilt.

Ich blieb noch eine Zeit lang in Italien. Aber allmählich übermannte mich die Sehnsucht nach meinem Vaterlande. Ich war entschlossen, zurückzukehren, koste es, was es wolle. Zwei Jahre waren abermals verstrichen; der Sommer des Jahres 1605 war gekommen. Ich mußte England wiedersehen, und wenn es auch nur geschah, um es sogleich wieder zu verlassen. Entschlossen, mich durch keine Vorstellungen zurückhalten zu lassen, schrieb ich nicht einmal an meinen Oheim und Pembroke, sondern war Willens, wenn es nöthig sei, unter fremdem Namen und mit der größten Vorsicht nach London zurückzukehren.

Meinen Heimweg trat ich durch Frankreich an.*)

---

*) Hiermit schließt der erste Theil von John's Tagebuch.

Ein Wiederfinden.

Londoner Herbstnebel, feucht, schwer und undurchdringlich, bedeckte die Straßen der City und die Ufer der Themse. Wie Schatten tauchten die Gestalten der Menschen aus demselben hervor, sich nur zeitig genug erkennend, um sich ausweichen zu können. Wenn Reiter kamen, verkündeten sie ihr Nahen vorher mit Rufen oder Peitschenknallen; die Schiffe in der Themse wagten sich nicht zu rühren, aus Furcht an einander zu zerschellen, und hier und da vor einzelnen Läden brannten bereits Laternen, obgleich es erst Mittag war. Die Luft war rauh und kalt. Man schrieb den Monat Oktober des Jahres 1605.

Aus dem Nebel trat ein Mann, ganz in seinen Mantel gehüllt, in die Thür eines wenig bekannten, aber gut eingerichteten Wirthshauses auf der Südseite der Themse, in jenem, damals wenig bewohnten und Southwark genannten Stadttheile, der durch die Londonbrücke mit der City verbunden ist. Das Gasthaus wurde fast nur von Landleuten aus der Grafschaft Surrey besucht, die mit ihren schwerfälligen Wagen und störrigen Pferden die Londonbrücke nicht passiren wollten, vielleicht auch hier billigere Zeche fanden, da die Borough (Burg), wie man diesen Stadttheil auch wohl nannte, nur eine Vorstadt bildete, und sich in Bezug auf Handel und Verkehr nicht mit der City messen konnte. Nur wenige Straßen durchschnitten diesen südlichen Theil der Hauptstadt von England, der mit seinen einzelnen großen und kleinen Gehöften noch das Gepräge des Unvollendeten, des Entstehenden trug.

Dennoch war diese Taverne keine der schlechtesten und hätte sich mit vielen in der City messen können, wie schon die sauber gearbeitete Thür aus Eichenholz und der rein gehaltene freundliche Eingangsraum zeigten. Auch schien der jetzt Eintretende kein Landmann oder Pächter aus der Grafschaft zu sein. Er kam von der Londonbrücke, also aus der City, und seine Tracht hatte nichts, was an das Land erinnerte. Er war im Gegentheil städtisch und sogar mit einer gewissen Sorgfalt gekleidet, ohne daß jedoch in seiner Tracht irgend ein bestimmter Stand ausgeprägt gewesen wäre. Wie alle Leute aus den mittleren Ständen trug er einen Hut mit breitem Rande, kleiner Feder, fest anschließendes Wams, Degen und Schuhe mit Schleifen. Sein Mantel überschritt jedoch das Maß der gewöhnlichen Länge und verhüllte fast seine ganze schlanke, kräftige und wohlgebaute Gestalt. Doch ließ sich annehmen, daß er ihn nur zum Schutze gegen den feuchten Nebel und die rauhe Luft gewählt habe, vielleicht aber auch, um nicht erkannt zu werden.

Der Eintretende schien in der Taverne „zum Sperber" — so hieß sie — nicht unbekannt zu sein. Im Gegentheil, die Wirthin und ihr junger Sohn, die in dem geräumigen Gastzimmer am Schenktisch standen, grüßten ihn freundlich und nicht ohne eine gewisse Ehrerbietung. Er dankte ihnen eben so freundlich mit einer leichten Neigung des Kopfes, und als er den Mantel auseinander schlug und den Hut abnahm, ließ er den beiden andern Gästen, die sich noch im Zimmer befanden und augenscheinlich Pächter waren, ein schönes und männliches Antlitz sehen, dessen sonnenverbrannte, gebräunte Farbe auf ein langes Leben in Wind und Wetter deutete und vielleicht zu der Vermuthung hätte Anlaß geben können, daß er ein Kriegsmann oder ein Seefahrer sei. Sein Gang und manche seiner Bewegung ließen beinahe auf das Letztere schließen. Im Uebrigen war sein ganzes Benehmen das eines Mannes, der Vertraulichkeit weder sucht noch anbietet. Sein Gesicht war ernst und hatte etwas Zurückhaltendes, ohne düster zu sein. Manche Furche war bereits auf seine Stirn gegraben und sein braunes Haar, so wie sein Schnurr- und Knebelbart schimmerten bereits an einigen Stellen grau. Doch würde man geirrt haben, hätte man ihn für älter, als höchstens vierzig Jahre gehalten. Er war vielleicht noch einige Jahre jünger. Jedenfalls stand er noch in der Blüthe männlicher Kraft und auch männlicher Schönheit, denn sein Gesicht war ausdrucksvoll, ener-

gisch und aristokratisch fein, trotz der südländisch dunklen Farbe.

— Es ist häßliches Wetter, Master Basil! sagte die Wirthin zu dem Gaste. Sie würden gut thun, sich ein wenig am Kamin zu wärmen, ehe Sie auf Ihr Zimmer gehen. Die Magd wird auch oben Feuer anzünden.

— Ich danke Euch, Frau Richards, antwortete der Gast, der mit dem einfachen Namen Master Basil angeredet worden. Es ist in der That ein trauriges Wetter, aber man gewöhnt sich mit der Zeit daran. Doch will ich mich ans Feuer setzen. Briefe oder sonstige Nachrichten für mich sind nicht angekommen?

— Nein, Master Basil, antwortete die Wirthin. Gar nichts!

Der Kavalier — denn er hatte wegen seines Aeußeren und seines ganzen Benehmens wohl Anspruch auf diese Bezeichnung — setzte sich an den Kamin, streckte die Füße dem Feuer entgegen, verschränkte die Arme und sah eine Zeit lang gedankenvoll in die knisternde Flamme. Dann ließ er den Kopf sinken und blieb lange Zeit in dieser nachdenkenden, vielleicht träumenden Stellung sitzen, aus der ihn weder das Kommen und Gehen der Gäste, noch das Geplauder derselben untereinander und mit der Wirthin, zu wecken vermochte. Er achtete selbst nicht darauf, als sich einige Gäste neben ihn setzten, um ebenfalls die Wohlthat des Kamins zu genießen, und da er nicht wußte, daß er von den meisten derselben neugierig und aufmerksam betrachtet wurde, so kümmerte er sich auch nicht weiter darum, sondern verharrte in seiner schweigenden, zurückhaltenden Stellung.

— Ihr habt da einen seltsamen Gast, sagte ein dicker Pächter leise zu der noch rüstigen und frischen Wirthin. Der scheint menschenscheu zu sein.

— O, Master Basil ist ein sehr leutseliger Mann! antwortete die Wirthin eben so leise, doch laut genug, daß es ihr Gast, wenn er gewollt, hätte hören können. Er wohnt schon seit drei Wochen bei uns und kein Kind hat sich über ihn zu beklagen. Ich glaube, er hat Geschäfte wegen einer Erbschaft in der City, aber die Gerichte ziehen die Sache in die Länge, das kennt man ja. O, es ist ein prächtiger Mann, etwas still und für sich, das ist wahr. Nun, das ist seine Sache, wir Wirthsleute haben uns nicht darum zu kümmern.

— Gewiß, gewiß, Mistreß Richards! bestätigte der Pächter und fing ein anderes Gespräch an, das jedoch bald durch den Eintritt eines anderen Fremden unterbrochen wurde, den die Wirthin mit einer freundlichen und tiefen Verbeugung empfing.

Es war ein junger, sehr stattlicher und ohne Widerrede sehr schöner Mann in kleidsamer, gefälliger und augenscheinlich kriegerischer Tracht. Seine hellen, blauen Augen, sein frisches, freundliches Gesicht, sein langes, goldblondes, lockiges Haar, glänzten wie eine Sonne inmitten der Stube, die wegen des starken Nebels und der kleinen Fenster nur halb erleuchtet war. Wir wollen den Leser nicht lange über seine Persönlichkeit in Zweifel lassen. Es war John Smith, der Kapitain.

Wenig und doch wieder Manches hatte sich in seinem Aussehen verändert, seit der Jüngling vor länger als vier Jahren London verlassen. Das war noch dieselbe einfache aber gefällige Tracht, dasselbe offene, ehrliche, muthige Gesicht, dieselbe Sicherheit und Anmuth in den Bewegungen. Aber John war stattlicher, männlich schöner, ernster geworden. Aus seinem Auge blickte nicht mehr die Sorglosigkeit des Jünglings, sondern der Ernst und die Besonnenheit des erfahrenen Mannes. Sein Blick war prüfender, sein Stirn nachdenklicher geworden. Seit länger als sieben Jahren hatte er die verschiedenartigsten Länder und Völker kennen gelernt, Erfahrungen und Kenntnisse eingesammelt, und an einem Geiste wie dem seinigen, war eine solche Fülle von wechselnden Ereignissen nicht erfolglos vorübergegangen. Vier und zwanzig Jahr alt betrat er jetzt abermals sein Vaterland, aber wenige von seinen Altersgenossen hatten dieselben Ansprüche wie er, als verdiente und geprüfte Männer empfangen zu werden.

John aber hatte recht gut gewußt, daß ihm ein solcher Empfang nicht zu Theil werden

würde, und schon sein Erscheinen als Gast im Wirthshause „zum Sperber" bürgte dafür, daß er den Boden Englands nicht mit seiner früheren Sorglosigkeit betrat. Er war am vergangenen Abend von Frankreich aus in London angekommen, hatte aber bis jetzt weder den Grafen Pembroke noch seinen Oheim wiedergesehen. Der „Sperber" war ihm bei seinen Anfragen auf der Ueberfahrt als ein stilles und gutes Wirthshaus empfohlen worden, und er hatte in demselben unter dem Namen Kapitain White ein Zimmer für längere Zeit gemiethet. Von hier aus wollte er nun allmählich die Erkundigungen einziehen, die ihm nöthig waren und er hatte den vergangenen Vormittag dazu benutzt, bei dem Hause seines Vaters und seines Oheimes vorüberzugehen. Er hatte Alles in dem alten Zustande gefunden, und war deshalb beruhigt und zufrieden zurückgekehrt. Freilich hatte er auf dieser Wanderung ein breites schwarzes Tuch über die Stirn und das eine Auge gebunden gehabt, und diese Vorsicht war gewiß nicht überflüssig gewesen, da die Züge und das Aussehen des jungen Mannes sich nur wenig geändert hatten. Vor dem Wirthshause hatte er indessen diese Binde wieder abgenommen.

Die Wirthin schien dem jungen freundlichen Manne, trotzdem sie ihn noch so wenig kannte, sehr gewogen, um so mehr, da er längere Zeit bleiben wollte, was im „Sperber" zu den seltenen Ausnahmen gehörte. Sie fragte ihn, was er zu Mittag speisen wolle, und er bat sie, ihm auf sein Zimmer zu schicken, was ihr beliebe, da er überzeugt, daß ihm Alles recht sein werde. Die Wirthin konnte nichts Besseres wünschen, und flüsterte dem dicken Pächter ins Ohr, daß es keinen liebenswürdigeren jungen Mann gebe, als den Kapitain White, der Offizier in französischen Diensten sei — denn diese Mittheilung hatte ihr John gemacht, auch hinzugefügt, daß er nach England, seinem Vaterlande, zurückgekehrt sei, um hier eine Stelle zu suchen.

John wollte sich auf sein Zimmer begeben und hatte bereits den Schlüssel aus den Händen der Wirthin selbst empfangen, als Master Basil sich eben so schweigsam, wie er bisher gesessen, erhob, gleichfalls seinen Schlüssel nahm und auf die Thür zuschritt. Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. John prüfte einen Augenblick flüchtig den Fremden, der mit ihm unter demselben Dache wohnte und blieb dann zurück, um ihn voran schreiten zu lassen. Master Basil aber zuckte unmerklich zusammen, als er den jungen Mann erblickte und schien sogar im Begriff, ihn anzureden. Dann besann er sich jedoch, und verließ mit etwas veränderter Miene das Zimmer.

Wie in den meisten Gasthäusern, so lagen auch im „Sperber" die wenigen Zimmer, die für den längeren Aufenthalt von Gästen eingerichtet waren, im oberen Stockwerk, und der Zufall wollte es, daß sich die Zimmer der beiden Männer neben einander befanden. John mußte, um zu dem seinigen zu gelangen, an der Thür Master Basils vorübergehen.

Er fand den Kavalier vor der geöffneten Thür seines Zimmers stehen, und war etwas verwundert über den aufmerksamen und prüfenden Blick, den sein Hausgenosse auf ihn warf. Da er diesen Blick jedoch einer verzeihlichen Neugierde zuschrieb, so wollte er vorübergehen, als Master Basil plötzlich an seinen Hut griff und mit einer leichten Verneigung fragte:

— Sir, entschuldigen Sie, Sie sind Offizier in französischen Diensten?

— Ja, Sir, antwortete John, der keinen Grund hatte, dem Fremden die Wahrheit zu sagen.

— Und als solcher sind Sie auch in den westlichen Meeren gewesen? fragte Basil.

— Nicht als solcher, Sir, aber ich war dort vor ungefähr fünf Jahren oder länger, antwortete John.

— Ich glaubte, es wäre noch nicht so lange her, sagte Master Basil. Mir war, als müsse ich Sie dort einmal gesehen haben! Entschuldigen Sie, Sir!

Damit griff er an seinen Hut und ging in sein Zimmer.

John hielt die Sache für einen Irrthum, da er sich nicht besinnen konnte, seinen Nachbar

irgend wo früher gesehen zu haben, und es war ihm lieb, weiteren Fragen entgangen zu sein, die er doch nur ausweichend hätte beantworten können. Er verzehrte sein Mittagsmahl mit aller Seelenruhe, die ihm seine Lage gestattete, und war im Begriff, eines von den Büchern zu nehmen, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, als der Aufwärter, der das Geschirr holte, ihn im Auftrage Mr. Basils fragte, ob er erlaube, daß sein Nachbar ihm einen kurzen Besuch abstatte. John wäre zwar am liebsten ungestört gewesen. Da er jedoch in dem Aeußern des Fremden nichts gefunden, was ihm mißfiel und auf Zudringlichkeiten deutete, und da er auch solche Bitte nicht abschlagen konnte, ohne unhöflich zu sein, so willigte er ein.

Gleich darauf erschien Master Basil, ohne Mantel und Hut, und als ihn John jetzt zum zweiten Mal anblickte, schien es ihm in der That, als ob er die Gestalt und das Gesicht seines Nachbars bereits vor langer Zeit einmal gesehen habe. Sein wechselndes Leben hatte ihn jedoch mit so vielen Leuten zusammengeführt, daß es ihm unmöglich war, sich auf diesen bestimmten Fall zu besinnen.

— Sir, sagte Mr. Basil, ich habe Sie abermals um Entschuldigung zu bitten. Aber ich will Sie nicht lange belästigen, falls ich mich irre. Können Sie mir genau die Zeit angeben, in der Sie die westlichen Meere besuchten?

John besann sich, und nannte dann, so genau es ihm möglich war, die Zeit seines Aufenthaltes in den westlichen Meeren und die Orte, die er besucht. Er nannte dabei auch die Namen mehrerer Antillen, und plötzlich tauchte eine Erinnerung in ihm auf, die ihn stocken machte.

Sir, rief er sichtlich überrascht, ich habe Sie auf Barbadoes gesehen!

— Es ist möglich, aber Sie irren sich vielleicht, antwortete Mr. Basil. Der junge Mann, den ich damals traf und der Ihnen allerdings ähnlich sah, befand sich auf einem englischen Schiffe und wollte nach England zurückkehren.

— Ganz richtig, das war ich! rief John. Und Sie sind —

— Wer ich bin, Sir, unterbrach ihn der angebliche Mr. Basil schnell und mit einiger Bewegung, wer ich bin, dürfen Sie nur dann wissen, wenn Sie mir auf Ihr Ehrenwort geloben, gegen Jedermann in England über unser damaliges Zusammentreffen und über den Auftrag, den ich Ihnen gab, zu schweigen. Ich lebe unbekannt und verborgen hier. Meine Feinde zwingen mich dazu, und so leid es mir thut, so muß ich Ihnen doch erklären, daß ich bereit wäre, es auf eine Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen, wenn Sie sich weigern, meinen Wunsch zu erfüllen.

— Das wird kaum nöthig sein, Sir! rief John. Ich habe dieselben Gründe, wie Sie, und falls Sie meinen Namen wüßten —

— Der junge Seemann nannte sich damals John Smith, wenn ich nicht irre, sagte Mr. Basil. Vielleicht haben Sie Ihren Namen geändert.

— Gut, Sir, wir sind darüber im Reinen, sagte John, und da wir dieselben Feinde haben, so werden wir wohl Freunde werden müssen.

— Dieselben Feinde? fragte Mr. Basil verwundert und mit einigem Mißtrauen. Wie heißt Ihr Feind?

— Devilborn, ich nehme keinen Anstand, ihn zu nennen, erwiederte John.

— Devilborn? Das ist auch der meine! rief Mr. Basil mit flammenden Augen. Nun, das ist ein seltsamer Zufall! Und wissen Sie meinen Namen noch?

— Paul Ringrose, Gatte der Lady Maria Ringrose und Vater Alicens, sagte John. Seien Sie mir willkommen in England, Sir! Wir müssen Freunde werden, denn wenn die Sachen noch stehen, wie vor vier Jahren, so haben wir denselben Todfeind.

— Sie sind wo möglich noch schlimmer geworden! sagte Ringrose düster. Nun, Sir, obgleich ich die Gründe nicht kenne, die Sie zur Feindschaft gegen den Menschen bewegen, der mir das Theuerste geraubt hat, so biete ich Ihnen doch meine Hand zum Gruße und zur Freundschaft. Es ist mir ein Trost, daß ich Sie gefunden habe!

Die beiden Männer reichten sich die Hand. Sie hatten bis jetzt einander in lebhafter Bewegung gegenübergestanden, nicht wissend, ob sie einander vertrauen könnten. Jetzt aber einte Beide dasselbe Gefühl der gerechten Feindschaft gegen einen Elenden, und eine gemeinsame Ahnung sagte ihnen, daß ihr Schicksal von jetzt an eng mit einander verbunden sein müsse.

Johns Zimmer war klein und traulich. Das Feuer knisterte im Kamin. Draußen lastete der Nebel schwer auf Feldern und Gebäuden, jede Aussicht versperrend. Es war so recht ein Tag, an dem man sich wohl fühlt in einem traulichen Zimmer, um so mehr, wenn das Herz nicht ganz frei ist von einem schwermüthigen Anflug. Die beiden Männer setzten sich an den Kamin. John brachte Pfeifen und das amerikanische Kraut, das trotz aller Hindernisse mehr und mehr Freunde gewann, und bald saßen Beide eingehüllt in blaue Wolken, die sie umschwebten, wie die Nebel ferner Erinnerung, die selbst in ihrer Wehmuth noch einen eigenthümlich ergreifenden Zauber hat.

Die erste Frage Paul Ringrose's galt dem Briefe, den er John auf der Insel Barbadoes für seine Frau gegeben. An diesen Brief knüpfte sich ja das ganze Schicksal Johns, und seine Antwort mußte also nothwendig eine Erzählung aller seiner Abenteuer, so weit sie mit Devilborn in Beziehung standen, zur Folge haben. John konnte keinen aufmerksameren Zuhörer finden, als Ringrose, und seine Erzählung verdiente allerdings die Theilnahme, die ihm der schwergeprüfte Schicksalsgenosse schenkte. Ueber seine letzten Abenteuer ging John schnell hinweg. Seine Schwester erwähnte er nur beiläufig. Dagegen nannte er öfter den Namen des Grafen Pembroke.

— Sie scheinen also den jungen Grafen Pembroke genauer zu kennen? fragte Ringrose, der seinen jungen Freund mit stets wachsendem Wohlwollen und unverkennbarer Theilnahme betrachtete. Halten Sie ihn für einen Ehrenmann?

— Ja, erwiederte John. Zwar habe ich kein Recht, ihn meinen Freund zu nennen. Auch weiß ich nicht, ob das Gefühl noch in seinem Herzen lebt, das uns einst einander näher führte. Aber ich halte ihn für einen braven, rechtschaffenen Kavalier, der wissentlich Niemand unrecht thut.

— Ich wünschte, daß Sie sich nicht irrten, sagte Paul Ringrose nachdenklich. Ihre Bekanntschaft mit dem Grafen kann für mich wichtig werden. Ohnehin hat Ihre Erzählung mich schon auf eine Spur geleitet, die ich bis jetzt vergeblich gesucht habe. Was Sie damals in jener für Sie so merkwürdigen Nacht in Whitehall gehört haben, jene Unterredung Devilborns mit meiner Gattin, muß mir zum Anhalt dienen für weitere Nachforschungen.

— Wie, rief John, Sie haben Ihre Gattin, Ihre Tochter noch nicht wiedergesehen?

— Nein, mein lieber Freund! antwortete Paul und schüttelte traurig den Kopf. Wie soll ich das, wenn ich nicht einmal weiß, wo man sie verborgen hält?

— Das wissen Sie nicht? So müssen wir es erfahren! rief John heftig. Gräßlich! Eine arme unschuldige Frau mit ihrer Tochter länger als vier Jahre lang in Gefangenschaft zu halten!

— Ja, es ist ein Meisterstück der Bosheit! erwiederte Paul. Ich weiß nicht einmal, ob Maria, ob meine theure Alice noch lebt! Kapitain, es sind länger als sieben Jahr her, daß ich Weib und Kind nicht wiedergesehen. habe! Maria wird alt geworden sein, wie ich. Aber Alice, mein holdes Kind, muß jetzt erblühen, muß zur Jungfrau reifen. Könnte ich sie nur einmal sehen!

— Aber haben Sie nicht nachgefragt bei der Wirthin der „Seejungfer"? fragte John. Sie schien doch so vertraut mit Ihrer Gattin zu sein.

— Ich würde es thun, wenn ich nicht fürchtete, daß die gute Frau in ihrer Redseligkeit meinen ganzen Plan verdürbe, erwiederte Paul. Sie würde nicht schweigen können und Alles hängt davon ab, daß ich unerkannt in London bleibe. Uebrigens wird sie nicht mehr von dem Schicksal Maria's wissen, als ich.

— Aber, Sir, sagte John, haben Sie nie daran gedacht, offen aufzutreten und wenn es nöthig sei, zum König selbst zu gehen? Ich habe meine Feinde vielleicht mehr zu fürchten, als Sie. Aber ich glaube nicht, daß ich drei Wochen in London bleiben könnte, ohne einen entscheidenden Schritt zu thun. Ich will Vorsicht anwenden, ja; aber ich fürchte mich nicht. Wenn es sein muß, so will ich noch einmal den offenen Kampf gegen Devilborn aufnehmen.

— Mein lieber Freund, sagte Ringrose düster, wenn ich überhaupt hoffen dürfte, eine Gelegenheit zu finden, den König oder eine andere einflußreiche Persönlichkeit zu sprechen, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, offen als Ankläger gegen Devilborn aufzutreten. Aber einmal sind meine Angelegenheiten sehr verwickelt und wenig bekannt, und zweitens ist es mir in meiner jetzigen Lage unmöglich, mich öffentlich zu zeigen. Meine früheren Freunde haben ihren Einfluß verloren, meine Feinde sind noch mächtiger geworden. Devilborn, sagt man, ist die rechte Hand Burleighs, und Burleigh, jetzt Graf von Salisbury, ist der allmächtige Minister König Jakobs. Devilborn würde Mittel finden, mich daran zu hindern, meine Klage auch nur vorzubringen.

— Ich verzweifle nicht, sagte John entschieden. Ist denn Raleigh noch Admiral?

— Raleigh ist im Tower, antwortete Ringrose. Ich hatte ebenfalls auf ihn und seine Freunde gehofft. Aber als ich in England ankam, erfuhr ich nur zu bald, daß er thöricht genug gewesen, sich in eine Verschwörung einzulassen, die keinen anderen Zweck hatte, als eine Verwandte des jetzigen Königs, die Prinzessin Arabella Stuart auf den Thron zu setzen. Welche Gründe ihn und seine Freunde zu einem so unbesonnenen Schritt bewogen, weiß ich nicht. Jedenfalls hatte sein Unternehmen keine Aussicht auf Erfolg mehr, nachdem es Lord Cecil Burleigh und dem Lord Howard gelungen, die sterbende Königin Elisabeth zu bewegen, König Jakob zu ihrem Thronfolger einzusetzen. Man stellte ihn vor Gericht und er wurde zum Tode verurtheilt. Doch ließ König Jakob das Urtheil nicht an ihm vollstrecken, sondern hat ihm den Tower zum Gefängniß angewiesen, wo der Kopf des kühnsten Seehelden, den England je gesehen, jeden Tag fallen kann. Aehnlich ist es meinen einstigen Freunden Gray, Cobham und Anderen ergangen.

— Das ist eine traurige Nachricht! sagte John seufzend. Ich hatte viel von Raleigh's Unterstützung erwartet. Er schien mir wohl zu wollen.

— Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit mehr auf Pembroke, sagte Ringrose. Er war einst ein Freund des unglücklichen Essex, der, wie Sie wissen, bald nach seinem Aufstande im Tower hingerichtet wurde, und zwar auf Betreiben desselben Burleigh, der jetzt dem Könige Jakob als erster Minister dient. Man sagt, daß König Jakob, der damals noch in Schottland war, insgeheim Essex begünstigt habe, und es steht fest, daß alle Freunde des unglücklichen Günstlings der Königin Elisabeth auch die seinigen geworden sind. Graf Southampton, der dem Schicksale Essexs nur entging, weil Burleigh einen Aufstand des Volkes fürchtete, steht in hohem Ansehen bei Hofe; Pembroke, als ein Freund Southamptons, gehört ebenfalls zu dem Kreise der Begünstigten. Ist er wirklich ein Ehrenmann, wie Sie es behaupten, so wird er Mitleid mit dem Schicksal meiner Gattin haben. Aber dann begreife ich nicht — um so mehr, da Sie mir sagen, daß er ein Feind Devilborns ist — weshalb er es geduldet hat, daß man seine Schwester so schmählich behandelt.

— Seine Schwester? fragte John. Meinen Sie Lady Howard?

— Nein, ich meine Maria, meine Gattin, antwortete Ringrose.

— Sie ist eine Schwester des Grafen Pembroke? rief John ganz erstaunt. Da wußte ich nicht, ich ahnte es nicht einmal. Ah, jetzt begreife ich Manches, was mir früher räthselhaft schien. Aber Sie haben Recht. Dann begreife ich den Grafen nicht. Wie konnte er eine solche Behandlung seiner Schwester dulden.

— Er war der Jüngste in der Familie, der einzige Sohn, sagte Paul. Es ist möglich, daß man ihm das ganze Sachverhältniß verschwiegen hat, und daß er in seiner Schwester, wie so viele Andere, nichts als eine Gefallene sieht, welche die Ehre der Familie befleckt hat. Das ist die einzige Entschuldigung, die ich für ihn auffinden kann. Wenigstens will ich — so lange Sie mir die Versicherung geben, daß er ein redlicher Mann ist — nicht glauben, daß auch ihn Habsucht oder Vorurtheile bewogen haben, über meine unglückliche Gattin den Stab zu brechen.

Die beiden Männer schwiegen und starrten, in trauriges Sinnen versunken, in die Flammen des Kaminfeuers. John dachte an die merkwürdige Verkettung menschlicher Schicksale. Ringrose mochte wohl darüber nachsinnen, wie viel Geduld, wie viele Opfer es kosten würde, eine Kette von Feinden zu durchbrechen, die Habsucht, Stolz, Rachsucht und Verblendung geschmiedet hatten, um ihn von seiner Gattin, von seinem Kinde zu trennen.

— Kapitain, sagte er nach einer langen Pause, ich stimme Ihnen bei, daß wir vereint handeln müssen. Unsere Absichten sind auf dasselbe Ziel gerichtet. Aber um gemeinsam wirken zu können, müssen wir uns ganz kennen. Sie haben mir die Geschichte Ihres Lebens erzählt. Es ist nicht mehr als billig, daß Sie auch die meine erfahren. Aber wollen Sie mir vorher das Versprechen geben, nicht zu streng über mich zu urtheilen, was Sie auch hören mögen?

— Ich gebe es, Sir! erwiederte John. Denn ich bin überzeugt, daß selbst die Noth Sie nie zu ehrlosen, höchstens zu verzweifelten Mitteln getrieben hat.

— Sie haben es errathen, erwiederte Ringrose. Jetzt will ich Ihnen das Bild einer Intrigue entrollen, die sich als würdiges Seitenstück neben diejenige stellen kann, der Sie zum Opfer gefallen sind.

Er begann nun eine Schilderung seiner Schicksale, von denen manche Einzelnheiten bereits im Beginn dieser Erzählung und in den Briefen, die Mary im Schlosse Theobalds gefunden, erwähnt sind. Denn jene Briefe waren in der That von Maria Ringrose an ihre Schwester Lady Arabella Howard gerichtet gewesen. Es bleibt deshalb von jenen früheren Schicksalen Paul Ringroses nur noch Einzelnes zu berichten übrig.

Paul war der Sohn und Erbe einer der ersten und ältesten Familien Englands, und der Name, der ihm gebührte, war Paul Mountfort. Die Herberts, Grafen von Pembroke, waren nahe befreundet mit der Familie der Mountfort's, deren Güter in der Nähe der ihrigen, in der Grafschaft Wales lagen. Es hatten in früherer Zeit sogar einzelne Verbindungen zwischen den Gliedern der beiden Familien stattgefunden. Deshalb erschien es auch Keinem als eine Anmaßung oder Ueberschätzung, als Paul Mountfort sich eifrig um die Gunst und die Hand der schönen Maria Herbert, bewarb. Sie war die älteste Tochter; Arabella Herbert und William, zukünftiger Erbe des Grafentitels, waren ihre beiden Geschwister. Mit dem Titel erbte der Letztere zugleich auch den größeren Theil der reichen Besitzungen. Doch war die Mitgift der beiden Töchter groß genug, um zahlreiche Freier anzulocken. Paul war deshalb nicht der Einzige, der sich um Maria's Gunst bewarb. Die reichsten Erben der Nachbarschaft wetteiferten um die Ehre, in die Familie der Herberts aufgenommen zu werden. Maria begünstigte ihn jedoch vor Allen. Sie liebte den schönen, edelmüthigen jungen Mann, und obgleich ihr Vater andere Absichten in Bezug auf ihre Vermählung gehegt hatte, so sah man es doch bald als gewiß an, daß Paul die schöne Maria nach Mountfort-Castle heimführen werde.

Um diese Zeit erschien Devilborn in der Familie. Er war mit dem alten Grafen von Pembroke während des Winters in London bekannt und ihm von einigen hochstehenden Persönlichkeiten empfohlen worden. Bald war Devilborn die rechte Hand des Grafen, der froh war, einen Mann gefunden zu haben, der mit ihm zechte, ritt und jagte, und nebenbei die nothwendigen Geschäfte ordnete. Devilborn

wurde der Familie Herbert unentbehrlich. Sein Einfluß wuchs von Tag zu Tage, und bald ließ er Absichten durchblicken, daß er eine noch innigere Verbindung mit der Familie wünsche. Er warb um die Hand Maria's. Arabella war bereits frühzeitig für den jungen Grafen Howard bestimmt.

Der alte Graf war nicht im Stande, Devilborns Wünsche zurückzuweisen. Er war ein Werkzeug des Mannes geworden, den er gastfreundlich in sein Haus aufgenommen. Um so entschiedeneren Widerstand fand Devilborn jedoch bei Maria selbst und bei ihrem Geliebten Paul Mountfort. Paul haßte den Fremdling, den er für einen Erbschleicher hielt, schon längst, und die Beiden waren oft hart an einander gerathen. Sein Zorn stieg, als er sah, daß Devilborn seine Augen bis zu Maria erhob. Sie fochten heimlich und ohne, daß es Jemand ahnte auf Leben und Tod. Aber Beider Kräfte und Geschicklichkeit waren gleich. Beide wurden nur verwundet.

Bald darauf bemerkte Paul mit Verwunderung, daß er von seinen Bekannten und Freunden gemieden wurde, daß man ihn selbst in seiner Familie mit scheuen Blicken betrachtete und ihm auswich. Vergebens bemühte er sich, die Ursache dieses Benehmens zu erfahren. Der alte Graf Pembroke verbot ihm sein Haus, und zwar mit Worten, die Paul nur dem Vater seiner Geliebten ungestraft hingehen lassen konnte. Nur Maria blieb ihm treu, und von ihr erfuhr er endlich, weshalb ihn alle Welt mied. Man beschuldigte ihn, ein schönes Bürgermädchen in der benachbarten Stadt verführt und vergiftet zu haben. Die Thatsache stand fest. Die Vergiftung war geschehen und Paul war mit der Familie bekannt. Einige Anzeichen sprachen gegen ihn, obgleich er schuldlos war, wie ein neugebornes Kind. Der Vater des Mädchens hatte sich aus Kummer ebenfalls den Tod gegeben. Die Sache hatte großes Aufsehen gemacht, und seltsamer Weise galt Paul überall für den Mörder.

Der junge Mountfort errieth bald, wer ihn dieses Verbrechens bezüchtigt habe. Er versuchte es, Devilborn zu sprechen und ihn zur Rede zu stellen. Vergeblich. Der Spanier war unsichtbar für ihn und die Familie Pembroke wollte nichts mehr mit Paul zu schaffen haben. Seine eigene Familie verstieß ihn, nachdem ein Ehrengericht über ihn gehalten worden. Diese unbegründete Grausamkeit war auf Anstiften einiger Verwandten, die lüstern nach Pauls Erbe waren, verübt worden. Es blieb dem jungen Manne nichts, als ein verzweifelter Schritt. Maria, mit der er sich heimlich hatte trauen lassen, sah ihrer Niederkunft entgegen. Verzweifelnd, von Allen verstoßen, zurückgewiesen von allen Thüren, selbst der Vertheidigung beraubt, führte er Maria nach Oxford, wo sie ihm die Tochter gebar.

Es ist bereits bekannt, daß Paul dort den Namen Ringrose annahm und sich bemühte, als Kaufmann eine ehrenwerthe Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Es ist auch bekannt, daß dieser Plan an den hinterlistigen Ränken Devilborns, der ihm tausend Hindernisse in den Weg legte, scheiterte. Paul sah sich genöthigt, Weib und Kind zu verlassen. Er ging nach Indien.

Er hatte seiner Gattin gesagt, daß wenn er in drei Jahren nicht zurückkehre, sie ihn für todt halten solle. Der Zeitraum war, wie er bald einsah, zu kurz gewesen. Drei Jahre hatten eben nur hingereicht, um ihm begreiflich zu machen, daß Indien nicht der Ort sei, um Schätze zu erwerben. Er kehrte auf der Amazone zurück, ärmer, als er von England abgereist war. Er ging dem traurigsten Wiedersehen entgegen. Er sollte seine Gattin in einer jammervollen Lage finden und ihr keinen Trost bringen können. Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Er verließ sein Schiff, das nach den Antillen segelte, und schloß sich auf Barbadoes an die Spanier an, indem er vorschützte, englischer Katholik und wegen seiner Rechtgläubigkeit aus England vertrieben zu sein. Dort war es, wo er John traf und ihm den Brief an seine Gattin mitgab, den er nöthigenfalls an die Wirthin der „Seejungfer" abgeben sollte, die einst Zofe in der Familie Herbert gewesen war.

— Bis jetzt, fuhr Paul fort, der seine Erzählung oft unterbrochen hatte, bis jetzt war mein ganzes Leben noch das eines Unglücklichen, unschuldig Leidenden. Von nun ab aber nimmt die Geschichte meines Lebens einen finsteren und weniger vorwurfsfreien Charakter an. Es war die Verzweiflung, die mich zu Entschlüssen trieb, die ich sonst nie gefaßt haben würde. Wie gesagt, waren es Spanier, denen ich mich anschloß. Schon das war ein Schritt, den ich mir nicht verzeihen kann, wenn ich ihn auch durch spätere Handlungen gesühnt habe. Ich wurde zum Verräther an meinem Vaterlande. Die Spanier, wie ich bald erfuhr, nahmen es nicht eben genau mit ihrem Auftrage, der dahin ging, alle Piraten aus den westindischen Meeren zu entfernen, damit die spanischen Handelsflotten ungehindert passiren könnten. Sie schienen große Vorliebe für die Seeräuberei zu haben, und manch englisches, französisches und niederländisches Schiff wurde von ihnen genommen, ohne weiteren Grund, als den, den der Stärkere immer hat. Sie sehen mich finster an, Kapitain, und Sie haben Recht. Aber bedenken Sie meine Lage. Bedenken Sie, daß ich aus England verstoßen, daß ich ein Geächteter war, und daß ich wahrlich keinen Grund hatte, mein Vaterland zu lieben. Dennoch habe ich nie gegen Engländer gekämpft. Das war eine Bedingung, die ich gestellt hatte. Ich kämpfte nur gegen Franzosen und Niederländer, gegen diese aber auch mit allem Muthe, der einem Verzweifelten zu Gebote steht. Dadurch gewann ich bald das Vertrauen der Spanier, die mir den Namen Don Basilio gegeben hatten. Dennoch dachte ich stets nur an den Augenblick, in dem ich mich von meinen jetzigen Verbündeten trennen könne. Und dieser Augenblick kam eher, als ich gehofft hatte.

Ein Theil der Spanier, unzufrieden mit den Offizieren, die stets einen unverhältnißmäßig großen Theil der Beute für sich in Anspruch nahmen, faßte den Entschluß, zu fliehen und auf eigene Hand Seeräuberei zu treiben. Ich unterstützte diesen Plan, der mir mitgetheilt wurde, und in einer Nacht — wir waren auf einer Insel vor Anker gegangen und der größere Theil der Mannschaft befand sich auf dem Lande — bemächtigten wir uns des größten Schiffes und suchten die offene See auf. Ich schweige von den Greueln, die nun verübt wurden und die ich nicht hindern durfte, wenn ich nicht das Leben opfern wollte. Glücklicher Weise waren sie nur von kurzer Dauer. Der größte Theil der Spanier starb an einer verheerenden Krankheit. Die Zurückbleibenden ernannten mich zu ihrem Hauptmann. Jetzt war die günstige Gelegenheit gekommen, meinen Plan auszuführen. Ich griff einige englische Schiffe an und machte möglichst viele Gefangene. Auch einige Niederländer kamen mit ihrer Mannschaft in meine Gewalt. Bald war die Zahl der Gefangenen an Bord größer als die der Spanier, und in einer Nacht, nachdem ich mit den Gefangenen gesprochen, überrumpelten wir die Spanier und hißten die englische Flagge auf. Diejenigen von den Spaniern, die freiwillig bei uns bleiben und gegen ihre Landsleute kämpfen wollten, erhielten die Erlaubniß dazu. Es fanden sich jedoch mehr, als ich wünschte, und ich ließ sie endlich Alle aussetzen, da ich ihnen nicht traute. In kurzer Zeit gelang es mir, noch eine Anzahl von Franzosen, Engländern und Niederländern für mich zu gewinnen, und so war ich nun der Kapitain eines gut bemannten, tüchtigen Schiffes, das Furcht und Schrecken unter den Spaniern in den westindischen Meeren verbreitete. Man nannte uns die Flibustier.*)

Unsere erste glänzende Waffenthat war die Vernichtung derselben spanischen Schiffe, auf denen ich einst gegen meine jetzigen Genossen gekämpft hatte. Dann richteten wir unser Augenmerk hauptsächlich auf diejenigen Schiffe, welche die Schätze der mexikanischen Bergwerke nach Spanien führten, auf die Silberflotten. In kurzer Zeit hatten wir ungeheure Reichthü-

*) Der Name „Flibustier" kommt allerdings erst später (um 1640) in der Geschichte vor. In Wirklichkeit aber hat nie ein großer Unterschied zwischen den westindischen Seeräubern der früheren und der späteren Zeit bestanden. Schon damals kämpften Engländer, Franzosen und Niederländer vereint gegen die Spanier.

mer gesammelt, und ich kann wohl sagen, daß ich jetzt mit keinem Lord von England tauschen würde. Aber aller Reichthum konnte mich nicht für den Verlust meines Weibes, meines Kindes entschädigen. Der Gedanke an sie verfolgte mich Tag und Nacht, und im Sommer dieses Jahres beschloß ich, meiner Ungewißheit ein Ende zu machen. Ich legte die Verkleidung an, in der Sie mich jetzt sehen, übertrug einem Freunde das Kommando über mein Schiff und reiste mit einem englischen Fahrzeuge zurück nach meinem Vaterlande. Hier bin ich nun, verborgen wie ein Verbrecher. Und ich fürchte, daß ich Grund genug habe, mich zu verbergen, denn meine Feinde würden meine kurze Gemeinschaft mit den Spaniern wohl zu benutzen wissen, um mich an den Galgen zu bringen. Noch habe ich keine Spur von meiner Gattin entdecken können. Und wenn ich sie finde, welch ein Wiedersehen! Ich bin reich jetzt, ich bin mächtig. Ich bin ein König auf meinem Schiffe. Aber sie in England, in meinem Vaterlande stolz mein Weib zu nennen, ihre und meine Ehre wieder herzustellen, das darf ich kaum hoffen. Meine Wünsche haben sich erfüllt, aber ich erschrecke fast über die Art, in der es geschehen ist. Wenn ich Maria, wenn ich Alice finde, so bleibt mir nichts übrig, als mit ihnen zu fliehen, sie zu Genossinnen meines Schicksals zu machen. Ich bin ein bedauernswerther Mensch, Kapitain, und ich habe nicht einmal den Trost, daß die Menschen mich bemitleiden, denn ich muß mein Schicksal verschweigen!

Er schwieg. John wußte ihm nichts zu antworten. Er konnte die Handlungsweise seines Freundes nicht billigen. Aber eben so wenig wollte er den Stab über einen Unglücklichen brechen, für den er die größte Theilnahme empfand. Da es ganz finster geworden war, so zündete er Licht an, um sein Schweigen zu bemänteln. Während dessen saß Paul Ringrose düster und in sich versunken da. Der Wiederschein des Feuers spielte auf seinem gebräunten, schmerzverzogenen Gesicht. Endlich aber schien er sich zu ermannen. Er richtete sich auf und trat auf John zu.

— Kapitain, sagte er, es ist ein Fingerzeig des Schicksals, daß wir uns hier getroffen haben. Noch eine Hoffnung bleibt mir. Wenn es uns gelingt, diesen Devilborn zu stürzen, wenn wir die Macht dieses Verräthers brechen, dann ist es auch möglich, daß meine Ehre und mein guter Name wieder hergestellt wird, denn der König wird sein Ohr den Bitten der Unterdrückten nicht verschließen, sobald ich zu ihm gelangt bin. Wir wollen vereint nach diesem Ziele streben. Selbst Burleigh wird sich vielleicht freuen, dieses Schurken entledigt zu sein. Sollte es zwei Männern, die das Recht auf ihrer Seite haben, nicht gelingen, diesen einen Bösewicht zu entlarven?

— Das ist es, was ich mir selbst oft gesagt habe! rief John. Nur muthig, Sir! Wir haben unser Schwert und unser Recht, um uns vor gewaltthätigen Angriffen zu sichern. Gegen Hinterlist wird uns die Erfahrung schützen, die wir in einem stürmischen Leben gesammelt haben. Also Muth und Besonnenheit! Auch dieser dreifach gewappnete Schurke wird eine Stelle haben, an der er sterblich ist. Entweder wir siegen, oder ich begleite Sie nach Ihren Meeren. Denn wenn Unrecht und Verrath in England herrschen, dann ist es besser, auf dem Meere ein freier Räuber, als in seinem Vaterlande ein Flüchtling und Geächteter zu sein, besser, auf eigene Hand Krieg zu führen gegen Spanien, als den Verrath der Spanier im Vaterlande zu ertragen!

Er reichte dem Flibustier seine Hand. Ringrose schlug kräftig ein.

Es pochte an der Thür. Der Aufwärter erschien und sagte, daß ein Mann unten sei, der den Master Basil zu sprechen wünsche. Mathew sei sein Name.

— Er mag heraufkommen! sagte Ringrose. Ich will ihn sprechen. Er mag in das Zimmer des Kapitain White eintreten, wenn dieser es erlaubt.

Der Aufwärter ging, und Ringrose sagte dem Kapitain, daß dieser Mathew ein treuer und ihm durchaus ergebener Diener sei, den er aus Westindien mit sich gebracht habe und den

er hier in London dazu benutze, Devilborns Schritte so viel als möglich beobachten zu lassen, da er selbst sich nicht viel auf der Straße zeigen dürfe. Nach dem, was vorausgegangen sei, könne er kein Geheimniß vor John mehr haben. Dieser möge also die Nachricht anhören, die Mathew bringe.

Mathew trat ein, ein stämmiger Bursche im mittleren Alter, mit sonnenverbranntem, verwegenem Gesicht. John besann sich sogleich, ihn schon auf dem „Herkules" unter dem Kommando Sir Richard Greenville's gesehen zu haben, und auch Mathew warf einen fragenden Blick auf ihn. Doch befreite ihn Ringrose von der Besorgniß, erkannt zu werden, dadurch, daß er seinem Diener sagte, Kapitain White könne Alles hören. Einen Kapitain White kannte der Pirat aber wahrscheinlich nicht.

— Sir, sagte Mathew, straf mich Gott, ich habe eine Entdeckung gemacht!

— Nun, und welche, mein Junge? fragte Ringrose, der dem Seemann gegenüber ganz den Ton des Kapitains annahm. Laß hören.

— Ich ging heut in dem vertrackten Nebel, den ich als Junge so oft geschluckt habe, in der Nähe des Hauses auf und ab, in dem der verwünschte Spanier wohnen soll, dem Sie den Hals brechen wollen, Sir! Nun behagte mir das Wetter aber ganz verteufelt schlecht; man ist nicht mehr daran gewöhnt, Kapitain, und ich trat in eine Taverne in der Nähe des Hauses, nicht weit vom Strande. Ich sah wohl, daß die Spelunke etwas zu fein für mich war, denn es saßen da ein paar junge Bursche, die aussahen, wie Stutzer. Aber, beim Teufel! dachte ich, Du bist so viel werth wie die Grünschnäbel, und Dein Geld ist auch kein Blei. Ich ließ mir also ein Glas Bier geben und brannte meine Pfeife an, worüber die jungen Bursche sich gewaltig ärgerten, denn sie rauchten auch, und das Rauchen scheint hier nur bei den feinen Leuten Sitte zu sein. Genug, ich dampfte drauf los und kümmerte mich den Henker um die Faullenzer. Nach gerade aber kamen noch ein paar Herren, etwas älter, auch derber, denen man ansah, daß sie schon Pulver gerochen und bloße Degenspitzen gesehen hatten. Die setzten sich nicht weit von mir an einen Tisch und fingen an, spanisch zu sprechen, ziemlich leise. Nun hatt' ich früher freilich schon ein Dutzend Spanier todtgeschlagen, ohne ihre verzwickten Redensarten zu verstehen, ich wollt's auch manchmal nicht hören, wenn sie um Gnade bettelten. Aber mit der Zeit lernt man denn doch das Kauderwelsch, das der Teufel erfunden hat, um mit seiner Großmutter zu schwatzen, und so verstand ich denn ziemlich deutlich, was die mit einander redeten. Sie werden sich wundern, Sir, daß ich auf fremder Leute Reden hörte. Aber Sie haben mir selbst gesagt, ich sollte Augen und Ohren offen haben, und da ich hörte, daß sie den Namen Devilborn ein paar Mal vorbrachten, so riß ich meine Gehörluken so weit auf, als ich konnte, und legte mich in Hinterhalt. Sie sprachen von Devilborn, das weiß ich gewiß, und der Eine sagte, er habe mit ihm geredet und es schiene Alles in Ordnung zu sein. Was das nun war, konnte ich nicht hören, sie sprachen auch nicht davon, geht mich auch weiter nichts an. Nachher steckten sie eine andere Flagge auf und sprachen über andere Dinge. Ich glaube, die Rede war von hohen Personen und auch vom König. — Wissen Sie, sagte der Eine von ihnen, ein stolzer Kerl, aber mit einem echten Galgengesicht, der König will nächstens auf ein paar Tage hinüber nach Theobalds, auf die Jagd. Er wird nicht lange dort bleiben, denke ich. — Und wer begleitet ihn? fragte der Andere. Nun nannte der Gefragte ein paar Namen, die ich nicht behalten habe, Devilborn kam aber wieder dabei vor. Darauf lachte der Zweite und meinte, die Beiden wären ja immer zusammen. — Welche Beiden? fragte der Erste. — Nun, wie Sie wollen, meinte der Zweite, Burleigh und Devilborn, oder Lady Howard und Devilborn, oder auch Alle drei. — Sie haben Recht, meinte der Erste mit verschmitztem Gesicht, die haben auch gute Gründe, zusammenzuhalten. Freilich, wenn der König Manches wüßte, und namentlich, daß in Theobalds noch andere und stillere Gäste sind, als er, so würde er große

Augen machen. — Wen meinen Sie denn damit? fragte der Zweite, der etwas jünger war. Der Erste machte ein bedächtiges Gesicht und wollte nicht mit der Sprache heraus. — Es sind alte Geschichten, sagte er dann nachher. Ich weiß auch nicht viel davon. Es sind ein paar Frauenzimmer, die Devilborn nach Theobalds geschafft hat, und die Sache scheint nicht ganz richtig. Ueberhaupt ist Mancher schon in Theobalds gewesen, der nicht dorthin gehörte. Nun, das wird wohl bald ein Ende haben, denn der König will das Schloß dem Grafen von Salisbury abkaufen. — Dabei sahen sie sich Beide an, lachten recht teuflisch in sich hinein, bezahlten ihre Zeche und gingen fort.

John und Ringrose sahen sich fragend an, als Mathew schwieg.

— Weiter hast Du nichts erfahren und gehört? fragte der Flibustier.

— Nein, Kapitain! Aber Sie haben mir gesagt, ich sollte Ihnen Alles berichten, was ich über Devilborn höre, namentlich wenn die Rede von Frauenzimmern wäre, und so bin ich gleich hergekommen und habe Meldung gemacht.

— Es ist gut, Mathew, sagte Ringrose. Sei aufmerksam und vorsichtig; ich werde Dich wohl nächstens brauchen. Hier, hast Du eine Dublone und laß Dir unten auf meine Rechnung geben, was Du willst. Aber trinke nicht so viel, daß Du schwatzest. Ich verlasse mich auf Dich.

— Danke, Kapitain! sagte Mathew. Seien Sie ohne Sorge. Je mehr ich trinke, desto stiller werde ich, gerade wie Einer, der von ungefähr ins Wasser fällt. Die Dublone kann ich brauchen. Es ist verwünscht theuer hier in London. Auf unserem Schiffe ist's besser!

— Still, sagte Ringrose. Sage das keinem Andern! Du sollst Alles haben, was Du brauchst.

Mathew nickte und ging. Kaum war er fort, als ein heller Freudenstrahl über das Gesicht des Flibustiers zuckte.

— Kapitain Smith! rief er. Vielleicht hat der Junge das Richtige gefunden. Vielleicht hält man sie in Theobalds gefangen. Das ist doch das Schloß Burleighs, des jetzigen Grafen von Salisbury?

— Gewiß, antwortete John, und es ist nicht das erste Mal, daß Frauen dorthin gebracht worden sind. Auch meine Schwester hielt man dort gefangen.

— So müssen wir dorthin und nachforschen! rief Ringrose.

— Geduld! sagte John. Wir setzen viel dabei aufs Spiel. Auch dürfen wir uns dem Schlosse nicht eher nahen, als bis der König es verlassen hat und die Jagd zu Ende ist. Vorsicht und Geduld! Sie müssen die wenigen Tage noch warten!

— Sie werden mir eine Ewigkeit sein! rief der Flibustier. Doch es mag sein. Wenn Maria und Alice dort sind, so will ich sie befreien, und sollte es mit Gewalt sein. Wehe Devilborn, wenn er mich hindern will!

Sie begannen nun ein langes Gespräch, in dem alle Mittel und Wege berathen wurden, um zu erfahren, ob Maria Ringrose wirklich in Theobalds sei. John versprach, sich vorher noch, wenn es möglich sei, bei dem Grafen Pembroke gleichsam beiläufig nach dem Schicksal der unglücklichen Frau zu erkundigen. In diesem Gespräche ging der Abend hin, und die Beiden trennten sich erst spät, ermüdet von allen Gedanken, Plänen, Hoffnungen und Befürchtungen.

Der Hof König Jakobs.

Wenige Tage darauf saß in einem Zimmer des Palastes von Theobalds ein Mann, den wir näher zu schildern nicht nöthig haben. Es war Devilborn.

Der Spanier — so müssen wir ihn wohl nennen, und so nannten ihn auch oft seine Freunde — war in Begleitung des Königs Jakob, des ersten Ministers und vieler andern hochgestellten Persönlichkeiten nach dem Lustschlosse Sir Robert Cecil Burleighs, jetzigen Grafen von Salisbury gekommen, um seinem Herrn und Freunde, dem Besitzer des Schlosses,

stets zur Hand zu sein. Denn der Großschatzmeister selbst hatte wenig Zeit, sich den Freuden der Jagd und der Tafel hinzugeben, die er seinem königlichen Gebieter bereitete. Die Eröffnung des Parlamentes stand bevor, und außerdem gab es für einen Mann wie Sir Robert Cecil stets Geschäfte der wichtigsten und dringendsten Art. Devilborn durfte also in Theobalds nicht fehlen, und man hatte ihm die Zimmer eingeräumt, die er gewöhnlich bewohnte, wenn er Theobalds besuchte. Sie befanden sich in einem abgelegenen Theile des Schlosses, das Tausende von Gästen in seinen weiten Räumen beherbergen konnte, und waren einfach und prunklos eingerichtet, wie es sich für einen Mann ziemte, der vor der Welt bescheiden lebte, und seinen ganzen Stolz nur darin setzte, mit geheimnißvoller Hand die Geschicke Englands zu leiten — denn Devilborn war überzeugt, daß das der Fall sei, und vielleicht hatte er nicht Unrecht.

Devilborn hatte in den letzten Jahren sehr gealtert. Er zählte wenig über dreißig Jahr, aber in sein schwarzes Haar hatte sich schon hier und da ein silbergraues Härchen geschlichen, und seine Wangen waren etwas hohler, seine Stirn gefurchter geworden. Sein Auge, tiefer liegend als früher, blickte düsterer und drohender als je. Genug, seine ganze Erscheinung war noch finsterer, unheimlicher und abstoßender geworden, als sie in jener Zeit war, in der wir den Spanier unsern Lesern zuerst vorgeführt haben.

Der Oktoberabend nahte und Devilborn hatte sich frühzeitig von der königlichen Tafel zurückgezogen, um ungestört in seinem Zimmer zu arbeiten. Wenn man die Masse von Papieren und Schriftstücken sah, die auf seinem Tische lagen, so hätte man allerdings glauben können, daß das Schicksal Englands in seiner Hand ruhe, und in der That gab es wenige Dinge, um die Devilborn nicht gewußt hätte. Der Graf von Salisbury hatte ihm bestimmte Angelegenheiten fast ganz übertragen und zog ihn bei den meisten zu Rathe. Doch war Devilborn bis jetzt noch nicht zu bewegen gewesen, ein öffentliches Amt, irgend eine bestimmte Stelle anzunehmen.

Er arbeitete ganz allein. Nur Diego kam von Zeit zu Zeit, um Briefe zu überbringen oder Befehle zu empfangen. War es Unlust, gerade heute arbeiten zu müssen, oder war irgend ein anderer Grund vorhanden — genug, Devilborn warf Vieles bei Seite, sah Anderes nur flüchtig an und schien zerstreut zu sein. Zuweilen, wenn er irgend ein Schriftstück in die Hand nahm, überflog auch ein eigenthümliches, halb triumphirendes, halb höhnisch verächtliches Lächeln über sein Gesicht, und er schleuderte es bei Seite, wie man wohl mit Dingen thut, die auch nicht den geringsten Werth haben.

Dagegen widmete er einzelnen anderen Schriften eine um so größere Aufmerksamkeit. Es waren Briefe, die er in einem wohlverschlossenen unscheinbaren Kästchen bewahrte, das seinen Platz für gewöhnlich in einem verschlossenen Fache seines Schreibtisches hatte. Die Briefe waren in französischer und spanischer Sprache geschrieben, und in manchem derselben prüfte Devilborn jedes Wort. Zuweilen blickte er auch fast erschrocken auf und sah sich um, als ob er fürchte, daß Jemand hinter ihm stehe und etwa über seine Schulter in die Briefe blicke. Aber er war und blieb allein im Zimmer.

Diego brachte Licht, denn der schöne klare Oktobertag — ganz das Gegentheil des trüben neblichten Tages, den wir im letzten Abschnitte geschildert — ging zu Ende.

— Sennor, sagte er dabei, Master Mingow wünscht Euch zu sprechen.

— Ist die Sache eilig und leidet sie keinen Aufschub? fragte Devilborn.

Diego zuckte die Achseln, und sein Herr gab die Erlaubniß, daß Mingow, der Kastellan des Schlosses Theobalds, eintreten dürfe.

Der alte Kastellan bat tausend Mal um Entschuldigung wegen der Freiheit, die er sich genommen, und man sah es seiner ergebenen und unterwürfigen Haltung an, daß er wußte, er spreche mit einer einflußreichen Person.

— Macht nicht viel Worte, Mingow! sagte

Devilborn, der die oben erwähnten Briefe bereits wieder verschlossen und das Kästchen verborgen hatte. Kommt zur Sache. Was habt Ihr mir vorzutragen?

— Ich spreche nicht in meinem Namen, gnädiger Herr, sagte der Kastellan. Was ich thue, thue ich aus Mitleid und ich hoffe, Sie werden es mir nicht übel deuten. Ich habe der gefangenen Frau versprechen müssen, Ihnen die Sache vorzutragen. Ich thue es aus Mitleid und auf die Gefahr hin —

— So sprecht! unterbrach ihn Devilborn herrisch. Ich höre zwar nicht gern von Weiberangelegenheiten, aber Ihr mögt sprechen.

— Die gefangene Lady, erwiederte der Kastellan schüchtern, bat mich heute, als ich sie in ihrem Gefängnisse besuchte, fast fußfällig, daß ich mit Ihnen reden und Sie ersuchen möchte, nur wenige Minuten zu ihr zu kommen.

— Wirklich? That sie das? rief Devilborn mit einem höhnischen Lächeln. Sie hatte mich ja nie wiedersehen wollen! Nun gut, weil der Wunsch ein so außerordentlicher ist, so soll er gewährt werden. Führt mich zu ihr, Mingow!

Der Alte schien von dieser Einwilligung sehr angenehm überrascht zu werden. Devilborn nahm Hut und Mantel, verschloß sein Zimmer, sagte Diego, daß er in kurzer Zeit zurück sein werde und folgte dann dem Kastellan, der eine große Laterne angezündet hatte und mit den Schlüsseln in der Hand ihm vorausschritt.

Das Gefängniß der Lady, von dem die Rede gewesen war, lag in demselben Theile des Schlosses, in welchem sich Devilborns Zimmer befanden. Aber aus der Menge der Treppen, die man hinabsteigen mußte, konnte man ersehen, daß das Gefängniß entweder im untersten Stockwerk, oder vielleicht gar unter der Erde lag. Das Letztere war auch in der That der Fall. Devilborn durchschritt ein langes Gewölbe, das unbewohnt und unbenutzt schien. Dann öffnete der Kastellan eine kleine eiserne Thür und blieb vor derselben stehen.

Devilborn trat durch die Thür in ein mittelgroßes Gewölbe, das bei Tage durch eine kleine Oeffnung, die hoch oben in der Wand angebracht war, Licht empfing und jetzt durch eine kleine Lampe erleuchtet wurde. Außer dem nothwendigsten Geräth, einem Tische, zwei Stühlen, einem Schranke, befand sich nichts in diesem Gewölbe, dessen Wände nur von rohen Steinquadern gebildet wurden. Eine offene Thür schien zu einer Art von Schlafgemach zu führen.

Als Devilborn eintrat, saßen zwei weibliche Gestalten in einfachen Anzügen auf den beiden Stühlen in der Nähe des Lämpchens, das an der Wand befestigt war. Beide erhoben sich sogleich, als der schwarze Kavalier eintrat.

— Ich grüße Sie, Mylady! sagte Devilborn, nachdem er einen scharfen, musternden Blick auf die beiden Frauen geworfen. Ich habe Sie lange nicht gesehen. Sie sind älter geworden und sehen leidend aus. Aber Alice ist ein wahrer Engel geworden.

Diese Worte waren kalt und verächtlich gesprochen, aber sie sagten die Wahrheit. Wer Lady Ringrose vor vier Jahren gesehen, damals, wo sie schon von Kummer und Gram niedergebeugt war, der hätte sie jetzt kaum wieder erkannt. Ihr Gesicht hatte die Bläße des Gefängnisses angenommen, und auf ihrer Stirn, in den Augen- und Mundwinkeln zeigten sich die Spuren eines frühzeitigen Alters. Dennoch war sie auch jetzt noch schön, und ihr Gesicht hatte den Ausdruck weiblicher Würde und gerechten Stolzes nicht verloren.

Was dagegen Alice anbetraf, so hätte sich wirklich kaum ein anderes Wort für ihre Erscheinung finden lassen, als dasjenige, dessen sich Devilborn bedient hatte. Das durchsichtige Weiß ihrer Haut, das in den letzten Jahren nur selten vom Strahl der Sonne berührt worden, ließ sich kaum mit etwas Irdischem vergleichen. Auch ihre Gestalt, jetzt schlanker und größer, als die der Mutter, hatte etwas so Zartes und Leichtes, daß man fast glauben konnte, sie sei nicht aus irdischem Stoffe geformt. Unmöglich konnte ein Gesicht regelmäßiger, ein braunes Auge schön geformter sein, als das ihre, und auch in dieser Beziehung hätte sie jeden Vergleich mit jenen Wesen ausgehalten, welche die

Phantasie der Dichter und Künstler aus ihrem himmlischen Wohnsitze auf die Leinwand oder in die entzückten Schilderungen eines Gedichtes niederzaubert. Doch wohl hätte man zweifeln können, ob auch der Ausdruck ihres Gesichts ein so sanfter und lieblicher sei, wie man ihn jenen Wesen zuschreibt. Alice stand auf der Grenze des Mädchens und der Jungfrau, vielleicht nicht den Jahren, aber gewiß ihrer äußeren Erscheinung nach. Doch lag nichts Kindliches, nichts Mädchenhaftes mehr in ihrem Gesichte. Es war ernst und entschlossen, mehr streng als mild, und hätte man jene Vergleichung beibehalten wollen, so würde man unter den himmlischen Wesen keine andere Vertreterin für sie gefunden haben, als einen zürnenden, einen Todes- oder einen Racheengel. Man brauchte nur ihr Auge aufblitzen zu sehen, als sie Devilborn erkannte, um zu wissen, daß hinter dieser Stirn von Alabaster ein fast männlicher Muth, eine mehr als weibliche Entschlossenheit wohnte.

— Sie dürfen sich nicht über mein leidendes Aussehen wundern, Sir, sagte Lady Ringrose schmerzlich, wenn Sie einen Blick auf diese Mauern, auf dieses Gefängniß werfen.

— Aber Sie bewohnen es erst seit zwei Tagen, Mylady, sagte Devilborn.

— Gewiß, antwortete Lady Ringrose. Die Zimmer, die man uns bisher angewiesen hatte, waren luftiger und besser. Aber man vergönnte uns auch dort nur selten die Erquickung in freier Luft.

— Und doch ist Ihre Tochter groß und stattlich geworden! warf Devilborn hin.

— Ich begreife kaum, wie es hat sein können, erwiederte Lady Ringrose in ergebenem Tone. Aber ich danke Gott für diese Gnade!

— Sie haben gewünscht, mich zu sprechen, Mylady, sagte Devilborn jetzt.

— Ja, Sir, erwiederte die unglückliche Frau. Ich fühle mich nicht mehr im Stande, die Leiden und Entbehrungen des Gefängnisses zu ertragen. Ich wollte Sie bitten, mir und meiner Tochter die Freiheit zu schenken.

— Hm, Mylady, das ist eine Bitte, die Sie sehr ruhig aussprechen, die aber doch wohl einer größeren Ueberlegung bedarf, antwortete Devilborn kalt.

— Was mich anbetrifft, so habe ich sie reiflich überlegt, sagte Lady Ringrose. Ja, Sir, ich thue einen Schritt, den ich nie thun wollte. Ich bitte um Freiheit für uns Beide, und ich will das Versprechen abgeben — in welcher Form Sie wollen — daß ich allen Ansprüchen für mich und meine Tochter entsage und daß ich England nie wieder betreten werde, nie, Sir!

— Das erstere Versprechen hat wenig Werth, Mylady, sagte der Kavalier. Das zweite wäre wichtiger, aber nichts zwingt Sie, Ihr Wort zu halten.

— Ich bin bereit, jeden Eid zu schwören, den man verlangt, rief Lady Ringrose.

— So kennen Sie wahrscheinlich den Aufenthalt Ihres Mannes, oder wissen, daß er in der Nähe ist? sagte Devilborn, die Gefangene scharf fixirend.

Lady Ringrose erschrak. Dann füllte sich ihr Auge mit Thränen.

— Mein Gott, nein! sagte sie seufzend. Ich glaube, daß Paul längst todt ist.

— Ich glaube es auch, warf Devilborn hin. Also das war Alles, was Sie mir zu sagen hatten, Mylady?

— Alles, und für mich ist es wichtig genug! antwortete Lady Ringrose, die durch die Erinnerung an ihren Gatten sehr traurig bewegt worden war. Ich fühle meine Kräfte mit jedem Tage schwinden, und auch für Alice fürchte ich.

— So könnte man Ihnen für einige Zeit größere Freiheit gönnen, sagte Devilborn, dessen Blicke oft auf Alice ruhten. Ihre Tochter würde uns als Pfand dienen, daß Sie nicht entfliehen. Alice würde hier bleiben.

— Nein, Sir, unter dieser Bedingung würde auch ich meine Freiheit nicht annehmen, rief Lady Ringrose. Ich werde mich nie von meiner Tochter trennen.

— Sie sind eigensinnig, wie immer, sagte Devilborn kalt. Nun, ich kann Ihnen keine bestimmte Antwort geben. Sie wissen, daß ich nicht allein über Ihr Schicksal zu bestimmen habe. Aber ich werde mit Lady Howard sprechen.

— Sie ist hier, wie ich vermuthe? sagte Lady Ringrose. Der Hof ist hier.

— Sie haben es errathen, sagte Devilborn. Ich werde Alles thun, um eine günstige Antwort zu erlangen. Sie wissen, daß mir nichts an Ihrer Gefangenhaltung liegt. Ich bin überzeugt, daß Paul längst todt ist.

— Sir, Sie sind grausam! seufzte Lady Ringrose schmerzlich.

— Lieber Himmel, ich dächte, Sie hätten sich mit dem Gedanken längst vertraut gemacht! rief Devilborn. Und wohin wollen Sie gehen?

— Ich weiß es nicht, Sir, antwortete die Gefangene. Ich bitte um nichts, als um Reisegeld und um eine kleine Summe, die hinreicht, unsere ersten Bedürfnisse in einem fremden Lande zu decken. Ich habe an Frankreich oder Holland gedacht.

— Ihr Plan ist ganz vernünftig, sagte der Kavalier mit seiner gewöhnlichen eisernen Ruhe. Ich werde mit Lady Howard darüber sprechen und Sie sollen bald Bescheid haben. Hätten Sie mir sonst noch etwas mitzutheilen?

— Nichts, Sir, denn ich weiß, daß man meine Bitte um einen freundlicheren und gesunderen Aufenthalt doch nicht erfüllen würde, antwortete Lady Ringrose.

— Theobalds ist in diesem Augenblicke sehr besetzt, sagte Devilborn. Aber ich will sehen, was sich auch in dieser Beziehung machen läßt. Adieu, Mylady!

Er verneigte sich kalt gegen Lady Ringrose und Alice und verließ das Gewölbe mit demselben Gleichmuth, mit dem er es betreten.

Der alte Kastellan empfing ihn mit einem erwartungsvollen Blick.

— Es bleibt Alles beim Alten! sagte Devilborn, der diesen Blick errieth.

Dann stieg er langsam und vollständig gleichgültig, als ob gar nichts geschehen wäre, nach den oberen Stockwerken hinauf. Der alte Kastellan folgte ihm eine Zeit lang still und wiegte traurig den Kopf. Dann kehrte er nach seiner Wohnung in der Nähe des großen Portals zurück.

Devilborn suchte sein Zimmer nicht wieder auf. Er ging durch eine Menge von Galerieen nach demjenigen Flügel des Gebäudes, in welchem einst Mary gefangen gehalten worden. So still und öde wie damals, so lebhaft war jetzt das Schloß. In allen Gängen, in allen Zimmern standen laut sprechende, lachende Gruppen von Dienern und Kavalieren. Man sah die buntesten, die gewähltesten Trachten, die verschiedensten Wappen und Farben. Was England an hohem und reichem Adel besaß, war dem Könige nach Theobalds gefolgt, und der Graf von Salisbury setzte seine Ehre darin, sie mit verschwenderischem Glanze zu bewirthen.

Der schwarze Kavalier erkundigte sich, ob Lady Howard zu sprechen sei, und erhielt eine bejahende Antwort. Auch sie war dem Hofe gefolgt, dem sie als tonangebende, in alle Verhältnisse eingeweihte Dame unentbehrlich war. Ihre frühere Stellung bei der Königin Elisabeth war nur eine geduldete gewesen. Die Königin begünstigte die Howards nicht, die im Verdachte des geheimen Katholizismus standen, und wäre Lady Howard nicht die geistreichste und intriguanteste von allen Damen gewesen, denen Elisabeth je begegnet, so würde der stolzen Frau nie die Ehre zu Theil geworden sein, in der unmittelbaren Umgebung der eigenwilligen und launischen Königin zu leben. Anders aber war es mit der Thronbesteigung König Jakobs geworden. Dieser begünstigte die Familie Howard, die ihm schon lange treu ergeben war. Arabella's Gemahl erhielt den Herzogtitel, und seine Gattin galt unbestritten für die Herrscherin des Hofes. Wenn Geist, Stolz und Schönheit Anspruch auf einen solchen Rang gaben, so verdiente auch Arabella diesen Rang, den sie mit einer Sicherheit zu behaupten wußte, die jede Nebenbuhlerin zurückschreckte. Wir jedoch, obgleich sie jetzt Herzogin geworden, wollen die Dame unseren Lesern noch unter dem einfachen Titel der Lady Howard vorführen, unter dem wir sie kennen gelernt haben.

Devilborn wurde sogleich in das Privatzimmer der Lady geführt. Es war dasselbe, das Mary einst bewohnt hatte. Er traf seine Freundin nachläßig auf einem Divan ausgestreckt,

aber in voller Toilette. Man konnte sagen, daß sie schöner war als je, denn die Kunst, mit der sie sich kleidete, stellte selbst ihre verblühenden Reize in ein blendendes Licht, und ihr Gesicht war ausdrucksvoll und schön genug, um selbst über die Dauer der Jugend hinaus zahlreiche Anbeter zu fesseln.

Einer von diesen theilte denn auch die Mußestunde der Lady, als diese sich von der Tafel zurückgezogen hatte. Es war Robert Carr, der Lieblingspage des Königs. Die Gestalt des jungen, jetzt erst zweiundzwanzigjährigen Mannes hatte sich herrlich entwickelt. Sein Gesicht war schön, wie das eines jungen Mädchens, sein Anzug reich und stutzerhaft. Nur die Blässe seines Gesichts und eine gewisse Abgespanntheit in seinen Zügen deuteten darauf hin, daß die Freuden des Hofes nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren.

Devilborn trat mit seiner gewöhnlichen kalten und ruhigen Höflichkeit ein.

— Mylady hat mir sagen lassen, daß sie zu sprechen sei, sagte er. Ich hoffe, daß die Diener mich nicht falsch berichtet haben.

— Ich bin allein, Sir Devilborn, antwortete Lady Howard lächelnd, denn diesen schmachtenden Pagen hier rechne ich für nichts. Das ist ein Mädchen, kein Mann.

— Ich glaube, Mylady, daß ich Beweise vom Gegentheil gegeben habe! rief Carr mit einem zweideutigen Lächeln, indem er sich lässig in seinen Sessel zurückbeugte, aus dem er sich ein wenig erhoben hatte, als Devilborn erschien.

— Ich wüßte nicht! sagte Lady Howard kalt. Wenn Sie mir übrigens Sachen von Wichtigkeit mitzutheilen haben, Devilborn, so werde ich diesen süßen Schwätzer bitten, sich zu entfernen. Er langweilt mich ohnehin.

— Mylady, Sie sind wirklich zuweilen beleidigend! rief der Page unmuthig.

— Aufrichtigkeit war stets die größte meiner Tugenden, antwortete Lady Howard, die durch einen Blick Devilborns benachrichtigt worden war, daß es sich allerdings um eine geheime Angelegenheit handle. Gehen Sie zurück zum Könige, Sir. Wahrscheinlich sitzt er noch bei Tische und übt seine alte Gewohnheit.

— Das viele Trinken ist mir zuwider, sagte der Page gähnend und stand auf. Aber wenn Sie es wünschen, Mylady, so räume ich Sir Devilborn meinen Platz.

— Sie sind ein hochmüthiger Narr! rief Lady Howard. Devilborn hat einen zu hohen Platz in meiner Freundschaft, als daß er denjenigen auszufüllen brauchte, den Sie ihm überlassen. Gehen Sie und erzählen Sie den Kammermädchen Thorheiten.

— Bah! Auch das wird langweilig, sagte der Page. Betsy wird alt.

— Und es giebt keine Bertha mehr zu verführen! ergänzte Lady Howard.

Ueber das Gesicht des Pagen flog der Schatten einer düsteren Erinnerung.

— Was mag wohl aus dem Mädchen geworden sein? fragte er sich gleichsam selbst.

— Haben Sie je daran gedacht? Spielen Sie nicht den Reuigen! rief Lady Howard.

— Ich wollte darauf schwören, ich hätte sie neulich am Arm eines alten weißköpfigen Burschen gesehen! rief der Page. Haha! das wäre nicht übel, wenn Sie aus Aerger einen alten graaköpfigen Bürger geheirathet hätte! Aber sie kann es nicht gewesen sein, es ist unmöglich. Nun, Adieu, Mylady! Auf Wiedersehen! Ich darf doch hoffen, daß Stunden kommen, in denen Sie freundlicher gegen mich sind!

— Schwerlich, wenn Sie in diesem anmaßenden Tone fortfahren! antwortete Lady Howard, während der Page ihre Hand küßte.

Dieser warf Devilborn einen flüchtigen Gruß zu und verließ das Zimmer.

— Finden Sie wirklich Gefallen an diesem Schwätzer? fragte Devilborn.

— Ach, was glauben Sie, liebster Freund, erwiederte die Lady. Es ist eine hübsche Puppe, mit der man spielt, nach Tische oder in müßigen Stunden. Ich lasse mir von ihm die Skandalgeschichten des Hofes erzählen, in denen er bewandert ist, besser, als die feinste Zofe.

— Doch sagt man, daß Burleigh auf ihn eifersüchtig sei, sagte Devilborn.

— Burleigh? rief Lady Howard lachend. Wann wäre der nicht eifersüchtig? Und es macht mir Spaß, wenn er es ist. Er ist so drollig dabei, der kleine Graf. Wirklich, ich glaube, es giebt wenig Leute bei Hofe, die sich so hänseln lassen, wie er. Von dem ersten Tage unserer Bekanntschaft an ist er noch nicht darüber hinausgekommen, mir die Hand zu küssen oder zu drücken. Wissen Sie, daß er meinem Manne ein Gut in Wallis schenken will, wenn ich einwillige, acht Tage mit ihm allein in Theobalds zu wohnen?

Devilborn zuckte die Achseln. Zugleich aber flog noch ein eigenthümliches Zucken über sein Gesicht, halb verächtlich, halb spöttisch. Lady Howard bemerkte es nicht. Sie hätte auch nicht wissen können, ob es ihrer Mittheilung galt, die vielleicht nicht ganz aufrichtig war, oder irgend einem andern Gegenstande.

— Mylady, sagte er dann kurz, ich komme von Maria, die mich heut hatte bitten lassen, zu ihr zu kommen.

— Maria? Wer ist das? fragte Lady Howard. Ah so, ich besinne mich, von meiner Schwester. Ich hatte ganz vergessen, daß sie hier sei. Wie, der Starrkopf hat Sie wirklich bitten lassen, zu ihr zu kommen?

— Ja, Mylady, und sie verlangt ihre Freiheit. Sie will allen Ansprüchen entsagen und nach Frankreich oder Holland gehen und nie zurückkehren.

— Will sie das? sagte Lady Howard nachdenklich und sah überlegend vor sich hin. Was meinen Sie, Devilborn, man könnte ihr vielleicht diese Bitte gewähren. Ich zwinge mich zwar, so selten als möglich an die ganze Geschichte zu denken; aber wenn ich mich zufällig daran erinnere, daß ich meine Schwester gefangen halten muß, so drückt es mir doch das Herz. Glauben Sie nicht, daß ihr Mann längst todt ist? Und sollte Maria jetzt wohl noch mit ihren Ansprüchen auftreten wollen?

— Das sind Fragen, die ich nicht beantworten kann, erwiederte Devilborn achselzuckend. Mountfort kann todt sein und auch nicht, und was die Ansprüche betrifft, die seine Frau noch erheben könnte, so weiß ich nicht, ob sie dieselben ganz aufgeben wird. Ich habe darüber keine Meinung.

— Daß mein Vater auch schwach genug war, sie nicht zu enterben! rief die Lady.

— Es war keine Schwäche, Mylady, sagte Devilborn. Der Tod übereilte den Grafen, und obgleich ich es über mich gewonnen hätte, dem Testament eine darauf bezügliche Klausel hinzuzufügen — denn ich kannte ja den Willen des Verstorbenen — so war das doch unmöglich, da andere Leute sich sogleich des Testaments bemächtigten.

— Es wäre in der That ein schöner Spaß, wenn mir die bessere Hälfte meiner Güter eines Tages weggenommen würde! sagte Lady Howard unmuthig.

— Dahin darf man es nicht kommen lassen, erwiederte Devilborn. Das könnte nur geschehen, wenn der Lady Ringrose ihr Mann oder irgend ein mächtiger Freund zur Seite stände, und daß dies nicht geschieht, dafür will ich schon sorgen.

— Wissen Sie übrigens, Devilborn, sagte die Herzogin, daß Sie mir damals nicht die Wahrheit gesagt haben? Ringrose war nicht in London, wie Sie behaupteten, um mich dazu zu bewegen, Maria unschädlich zu machen.

— Und wer hat Ihnen das mitgetheilt, Mylady? fragte Devilborn mißtrauisch.

— Das ist gleichgültig, warf Lady Howard hin. Es ist schon lange her und es fiel mir nur so ein. Indessen war es Unrecht von Ihnen, mich durch falsche Mittheilungen zu einer Härte zu bewegen, die mir fern lag.

— Was ich that, that ich zu Ihren Gunsten, Mylady, sagte Devilborn finster.

— Ich weiß es, erwiederte die Herzogin. Sprechen wir darüber nicht weiter.

— Und doch möchte ich wissen, wer sich erlaubt hat, meine Mittheilungen Lügen zu strafen? fragte der Kavalier mit einem fast drohenden Blick.

— Das ist mein Geheimniß! erwiederte Lady Howard mit entschiedenem Tone.

Es trat eine kurze Pause ein, in der Devilborn düster vor sich hinsah, und etwas wie Un-

geduld und Unmuth über sein Gesicht zuckte. Auch auf Lady Howard's Stirn zeigten sich einige Falten. Sie mochte das Betragen ihres Freundes etwas anmaßend finden. Freilich konnte sie nicht wissen, daß Devilborn an andere und wichtigere Dinge zu denken hatte, als an das Schicksal einer armen unglücklichen Frau und ihrer Tochter — daß Pläne in seinem Hirn ruhten, von deren Ausführung das Wohl oder Wehe des ganzen Staates abhing.

— Es wäre mir lieb, wenn ich Maria frei lassen könnte, sagte die Herzogin dann.

— So thun Sie es, erwiederte Devilborn. Ich sage nicht Nein.

— Aber man müßte ihr die Macht rauben, mir zu schaden! fuhr Lady Howard fort.

— Das ist unmöglich, Mylady, sagte Devilborn. Sie kann durch nichts gezwungen werden, ihren Ansprüchen zu entsagen, oder bei einer erzwungenen Entsagung zu beharren. Doch will ich Sie nicht hindern, zu thun, was Sie wünschen.

— Und Sie glauben, sie würde ihre Ansprüche auch von einem fremden Lande aus geltend machen? fragte die Herzogin.

— Warum nicht? erwiederte Devilborn. Und vielleicht ist diese Reise nur ein Vorwand, um mit Paul Mountfort zusammenzutreffen.

— Sie halten es also für möglich, daß er noch lebt, und daß es ihm gelungen wäre, Maria von seinem Aufenthalte zu benachrichtigen? fragte die Lady.

— Man kann nicht wissen, erwiederte der Kavalier, und zuckte die Achseln.

— Dann soll sie bleiben, wo sie ist! rief die Herzogin fest und entschieden.

— Sie bat auch mehr nur für ihre Tochter, als für sich selbst, sagte Devilborn.

— Für Alice, so heißt sie ja wohl? fragte Lady Howard. Nun, was ist das für ein Mädchen? Sie haben sie ja gesehen. Ist sie hübsch?

— Sie kann die Abstammung der Herberts nicht verleugnen, erwiederte Devilborn. Es ist ein schönes Mädchen, und sie hat Aehnlichkeit mit Ihnen, Mylady.

— Ich möchte sie wohl einmal sehen, warf die Herzogin hin. Aber es wäre zu gefährlich. Man kann nicht wissen, man hat schwache Stunden.

Die Zofe meldete, daß Graf Pembroke seine Schwester zu sprechen wünsche.

— Er mag kommen! sagte Lady Howard. Ich will seine Meinung hören, fügte sie dann zu Devilborn gewendet hinzu. Wir können eine Art von Familienrath halten und die Sache von allen Seiten beleuchten.

Der junge Graf von Pembroke trat jetzt ein. Die letzten Jahre hatten wenig in seinem Aeußern geändert. Sein Gesicht war männlicher geworden, hatte aber dieselbe Weichheit und regelmäßige Schönheit der Züge beibehalten. Seine Aehnlichkeit mit Lady Howard war unverkennbar, wenn man die Beiden neben einander sah. Nur hatten die Züge der stolzen Frau etwas Männliches, während aus den großen schönen Augen des Grafen eine fast weibliche Sanftheit und Milde blickten. Seine Haltung und seine Bewegungen waren die eines vollständigen Kavaliers, seine Tracht reich und gewählt.

— Ich dachte, Du wolltest heut nach London zu Deiner Braut zurückkehren, William! sagte die Herzogin. Franziska wird sich nach Dir sehnen.

— Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen, Arabella, sagte der Graf.

— Du kommst zu einer gelegenen Zeit, erwiederte die Herzogin. Wir wollen Deine Meinung hören in Betreff eines Gegenstandes, der Dich eben so nahe angeht, wie mich. Ich meine Maria, unsere Schwester.

Und sie theilte nun dem Grafen den Inhalt der Unterredung mit, die sie mit Devilborn gehabt. Pembroke hörte ihr aufmerksam zu, und die Theilnahme an dem Schicksal seiner unglücklichen Schwester war in seinen Zügen unverkennbar. Eben so deutlich verkündete aber auch seine erwartende und fast unterwürfige Haltung, daß er die letzte Entscheidung aus dem Munde seiner Schwester erwartete.

Ueberhaupt dürfte es wohl nöthig sein, hier einige Worte über den Charakter des Grafen

hinzuzufügen, den wir bis jetzt unsern Lesern nur flüchtig vorgeführt haben und dem wir doch eine größere Aufmerksamkeit schuldig sind.

William Herbert, Graf von Pembroke, war von der Natur mit schönen und außergewöhnlichen Anlagen begabt worden. Eine gute Erziehung hatte denselben vollen Spielraum gelassen, sich zu entwickeln, und so war William Herbert eine Ausnahme unter den jungen englischen Kavalieren geworden. Denn wenn er auch mit ihnen an Adel des Charakters, an Muth, an ritterlichen Fertigkeiten und Tapferkeit wetteiferte, so zog ihn doch seine Neigung mehr zu den schönen Künsten und zu den Wissenschaften. Er vermied die lärmenden Freuden seiner Standesgenossen und flüchtete sich in das stille Paradies der Dichtkunst, der Malerei. Seine Freunde waren nicht die jungen Kavaliere, die am Hofe Elisabeths und Jakobs ihre Jugend in Saus und Braus verlebten, sondern Dichter, Schauspieler, Künstler, unter ihnen vor allen Shakespeare, den er über Alles liebte und verehrte, und der an dem jungen, für Alles Schöne und Edle begeisterten Grafen, so wie an dessen Freunde, dem Grafen von Southampton, eifrige und warme Beschützer fand. In diesem Kreise bewegte sich Graf Pembroke am liebsten. Er ergötzte sich an den geistreichen Späßen seiner Freunde, die, wenn auch zuweilen etwas derb, doch nie einen niedrigen und gemeinen Charakter annahmen, wie oft bei den vornehmen Kavalieren. Die Achtung, die ehrerbietige Freundschaft, die man ihm in diesen Kreisen zollte, sagte ihm mehr zu, als der Spott, mit dem ihm seine Standesgenossen entgegentraten. Eine fast weibliche Sanftmuth des Geistes war der hervorstechendste Zug seines Charakters und ließ ihn den Frauen gegenüber fast unmännlich erscheinen. Dennoch hatte es nichts Befremdendes, wenn Mary, die Schwester Johns, ihm in aller Stille und jungfräulicher Scheu ihr Herz geschenkt. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Gegensätze sich anziehen, und wenn Mary, in der ein männlich stolzer und entschiedener Geist schlummerte, sich auch zuweilen selbst verwundert fragte, weshalb sie gerade diesen stillen, sanften, schwärmerischen Jüngling allen Anderen vorziehe, so konnte sie ihr Gefühl doch vor sich selbst nicht leugnen, und das Bild des schönen jungen Kavaliers grub sich fester und fester in ihr Herz.

Diese Sanftmuth war auch die Ursache, daß William seine Schwester Arabella mehr verehrte, als diese es vielleicht verdiente. Weit entfernt, ihn in ihre Intriguen einzuweihen, zeigte sie ihm nur das stolze, geistvolle Weib, die Herrscherin über die Herzen der Männer, und William bewunderte sie. Auch war er jünger und hatte sich stets daran gewöhnt, ihren Wünschen und Befehlen zu folgen. Kein Wunder also, wenn sie auch später eine fast unbeschränkte Herrschaft über ihn ausübte, um so mehr, da sie das Herz ihres Bruders kannte, der jede Ungerechtigkeit, jeden Betrug glühend haßte, und ihm deshalb ihre Pläne und Absichten stets von einer guten oder wenigstens entschuldbaren Seite darstellte. So war es ihr gelungen, ihre Handlungsweise gegen Maria vor ihm zu rechtfertigen; so gewann sie ihn für manchen anderen Plan. So hatte sie es endlich auch durchgesetzt, daß William seine Zustimmung gab, sich zu vermählen.

Es war allen seinen Freunden und Verwandten stets ein Räthsel geblieben, weshalb der junge und reiche Graf Pembroke den Frauen gegenüber so zurückhaltend lebte und nicht unter den reichen und schönen Töchtern des adelichen Englands eine Gattin wählte. Seine stille, wahrhafte und glühende Neigung zu Mary war Allen verborgen geblieben. Pembroke wußte, daß man ihn verspotten würde, und er hatte das Geheimniß seiner Liebe im tiefsten Herzen bewahrt. Selbst Shakespeare ahnte nur, was in der Brust seines Freundes vorging, und war nicht unzufrieden mit der Wahl, die Mary getroffen, wenn auch sein männliches Herz blutete und sein Verstand ihm sagte, daß diese Liebe wenig Aussicht auf Erfolg habe. Dieser Zustand hatte noch länger als zwei Jahre gedauert, nachdem Mary auf so seltsame und traurige Weise verschwunden. Pembroke hatte sich allmählich daran gewöhnt, sie als eine Todte zu

beklagen und in der wehmüthigen Erinnerung an sie zu schwärmen. Johns Nachricht, daß er Mary in der Gesellschaft eines Seeräubers gesehen, hatte wenig Eindruck auf ihn gemacht. Einmal glaubte er diese Nachricht nicht, die auf so wenig Gründe gestützt war, und zweitens trug sie nur dazu bei, ihn in seiner Meinung zu bestärken, daß Mary für ihn verloren sei. Doch blieb sein Herz auch jeder anderen Liebe unzugänglich. Er fand kein weibliches Wesen, das die Vergleichung mit Mary aushielt, und es schien fast, als sei er entschlossen, unvermählt zu sterben.

Doch änderte sich dieser Zustand mit der Thronbesteigung Jakobs des Ersten. Pembroke wurde mehr in das Hofleben hineingezogen, und wenn er auch jetzt so wenig als früher Gefallen an den rauschenden Gelagen der Kavaliere fand, so begegnete er doch Freunden dort und war gezwungen, oft in Whitehall zu erscheinen. Eine Persönlichkeit wie die seine, ein so schöner, gebildeter, schwärmerischer junger Mann, der Träger eines der berühmtesten Namen, einer der reichsten Erben des Königreichs, konnte der Aufmerksamkeit der Männer- und Frauenwelt nicht entgehen. Die Männer spotteten zwar oft über ihn, konnten aber dem Edelmuth seines Charakters ihre Achtung nicht versagen. Die Frauen bewiesen ihm die artigste Zuvorkommenheit und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, in dem er unter ihnen wählen würde. Um so mehr fiel es auf, daß er so lange zögerte. Auch Arabella, seine Schwester, machte ihm Vorwürfe, und ihr Scharfsinn errieth bald an der Art und Weise, mit der William ihre Vorschläge zurückwies, daß eine frühere Liebe in dem Herzen ihres Bruders schlummere. Statt ihn aber auszuforschen oder ihm Vernunft zu predigen, wählte sie den kürzesten und sichersten Weg, ihn zu heilen: sie führte ihn in die Gesellschaft einer ihrer Freundinnen und Verwandten, der Schwester ihres Schwagers, Franziska Howard, Tochter des Herzogs von Suffolk, der William bis jetzt noch wenig Aufmerksamkeit bewiesen hatte, obgleich sie seine Verwandte war.

Franziska hatte Alles, was sie zu einer Freundin Arabella's machen und Williams Neigung fesseln konnte, blendende Schönheit, Witz, Geist, Spott und jene männliche Kühnheit und Entschlossenheit, die sanften Geistern stets Bewunderung einflößt. Arabella hatte richtig gerechnet. Sie ließ nicht im Geringsten die Absicht durchblicken, daß sie Pembroke und Franziska vereint zu sehen wünsche, denn sie wußte, daß William sich dann zurückziehen würde. Sie gab den Beiden nur häufige Gelegenheit, sich zu sehen, wußte es so einzurichten, daß sie oft allein waren — was um so leichter geschehen konnte, da Franziska noch sehr jung und eine Verwandte des Grafen war — und bemerkte bald, daß William der jungen und früh entwickelten Dame eine Aufmerksamkeit bezeigte, wie nie zuvor einer Anderen. Bald war es auch kein Geheimniß mehr, daß Beide ein Paar bilden sollten, und William war der Verlobte Franziska's, ehe er noch daran gedacht hatte, sein Herz für immer zu fesseln. Jetzt aber war es zu spät. Denn William liebte seine Braut aufrichtig, wenn auch nicht mit jener ersten und schwärmerischen Jugendliebe, die er Mary geweiht, und andererseits widerstand es seinem ritterlichen Charakter, eine Verbindung aufzugeben, zu der er selbst die Hand gereicht hatte. Er hielt sich für gebunden. Alle Welt billigte seine Wahl. Die Männer meinten freilich, daß die schöne und muthwillige Franziska den Grafen nur heirathe, um in der Ehe freieres Spiel zu haben, und wünschten den Augenblick herbei, der ihnen gestatten würde, der jungen Frau den Hof zu machen. Dieser Augenblick war jedoch noch fern. Denn Franziska war sehr jung und es gab Manches zu ordnen, ehe die Vermählung stattfinden konnte. Auch lag es nicht in Williams Natur, die Verbindung zu beschleunigen. Er hatte nur einmal leidenschaftlich geliebt: Mary! Bei der Wahl Franziska's folgte er nur einer ruhigen Neigung, und den Pflichten, die ihm seine Stellung als einziger männlicher Erbe einer angesehenen Familie auferlegte.

Was Williams Stellung zu den anderen Personen anbetrifft, die wir in unsere Erzählung verwebt haben, so war sie ungefähr dieselbe geblieben. Er besuchte noch häufig den alten Brown, der mit ihm das Schicksal Mary's beklagte, vielleicht aber nicht unzufrieden darüber war, das Pembroke sich vermählen wollte, da er nichts Gutes von der Liebe zwischen einem Grafen und einer Bürgerstochter erwartet hatte. Mit Burleigh, dem Grafen Salisbury, verkehrte William wenig. Burleigh war nie ein Freund des Grafen gewesen, und alle Welt wußte, daß der Großschatzmeister seine zahlreichen Feinde nur durch seine Schlauheit und seine fein angelegten Pläne niederhielt. Gegen Devilborn bewahrte der Graf von Pembroke sein altes Mißtrauen, das selbst Arabella nicht ganz beseitigen konnte, obgleich sie ihrem Bruder die Treue und die Ergebenheit des Kavaliers rühmte und ihm vorstellte, daß man ihn schonen müsse, wenn auch seine Handlungsweise nicht immer fleckenlos sei. William konnte es nicht vergessen, daß Devilborn der Urheber alles Unglücks sei, das Mary getroffen. Doch bewirkte die Ueberredung Arabella's wenigstens so viel, daß er den Kavalier im gewöhnlichen Leben wie einen gleichgültigen Bekannten behandelte. Was Devilborn anbetraf, so kümmerte er sich gar nicht um den Grafen.

Da William in den Augen seiner Schwester keinen bestimmten Entschluß über das Schicksal Maria's las, so schien er ebenfalls mit sich im Zweifel zu sein. Wenigstens hielt er mit seiner Ansicht zurück, obgleich sein Herz entschieden für die ältere Schwester sprach, die er nun schon seit langen Jahren nicht mehr gesehen, und von der er nicht einmal genau wußte, wo sie sich befand. Er meinte, daß keine Gefahr dabei sei, wenn man ihr gestatte, nach Frankreich auszuwandern. Von den Gründen, die seine Schwester bewogen, Maria in Gefangenschaft zu halten, wußte er natürlich nichts. Am allerwenigsten hätte er daran gedacht, daß die Herzogin nicht die Güter abtreten wolle, die sie unrechtmäßiger Weise besaß. Er glaubte, daß es sich nur darum handle, einen Unwürdigen — denn als solchen betrachtete er Paul Ringrose — von der Familie Herbert fern zu halten und zu vermeiden, daß sein Name in Beziehung zu dieser Familie genannt werde. Seiner Ansicht nach galt es, Maria vor einem Ehrlosen zu schützen, von dem sie verführt worden. Daß sie im strengsten Sinne des Wortes gefangen gehalten wurde, ahnte er nicht. Er glaubte, man halte sie in einer halb freiwilligen Zurückgezogenheit.

— Ja, wenn man wüßte, daß jener Ringrose nicht mehr lebt, dann würde ich dafür stimmen, sie reisen zu lassen! sagte Lady Howard. Aber wer bürgt uns dafür, daß er sie nicht auffindet, und daß wir Schmähungen und Angriffen ausgesetzt sind, die uns mit Schimpf bedecken.

— Du weißt ja, Arabella, sagte William, der an Devilborns Anwesenheit nicht dachte — Du weißt ja doch wohl noch, daß er sich auf den westindischen Inseln aufgehalten haben soll. Ich glaube kaum, daß er von dort zurückgekehrt ist.

— Auf den westindischen Inseln? Woher wissen Sie das, Graf Pembroke? fragte Devilborn aufmerksam, während William von seiner Schwester einen Blick erhielt, der ihm genugsam zu verstehen gab, daß er zu viel gesagt habe.

— Woher ich es weiß? Nun, es ist ja einerlei, und die Zeit ist längst vorüber! antwortete der junge Graf. Ich erfuhr es von Jemand, der ihn dort gesehen und gesprochen, und der gewiß die Wahrheit sagte!

— Hm, das ist seltsam! flüsterte Devilborn, und ließ seine Augen forschend auf dem Grafen ruhen, der etwas in Verwirrung gerathen war.

Sein gutes Gedächtniß hatte ihm schnell gesagt, wer derjenige gewesen sei, der dem Grafen diese Mittheilung gemacht. Wahrscheinlich aber knüpfte er noch andere Gedanken an diese Entdeckung. Denn seine Lippen schlossen sich fester, und seine Miene hatte etwas Lauerndes.

— Man könnte vielleicht Erkundigungen einziehen! sagte er dann gleichgültig. Befindet sich jene Person noch in England?

— Nein, Sir! antwortete William kurz. Es war nur ein Zufall, der mich mit jenem Manne, einem fremden Reisenden, zusammenführte. Jedenfalls darf man annehmen, daß Ringrose todt oder verschollen ist, wenn man vier Jahre lang nichts von ihm gehört hat.

Devilborn antwortete nicht. Er schien noch immer mit den Gedanken beschäftigt, die jene Mittheilung in ihm hervorgerufen.

— Ich sehe nicht ein, weshalb ein noch junger und kräftiger Mann gerade deshalb sterben sollte, weil er auf den westindischen Inseln lebt, sagte er dann. Er befindet sich möglicherweise jetzt in London.

— Dann würde ich ihn aufsuchen und ihm sagen, daß er eine ehrenwerthe Familie mit seiner Nähe verschonen soll! rief Pembroke. Und wenn er das nicht will, so soll er die Spitze meines Degens fühlen!

Devilborn lächelte verächtlich. Dann wandte er sich zur Herzogin.

— Mylady, sagte er, ich glaube, es ist am Besten, es bleibt beim Alten.

— Ja, Devilborn! erwiederte die Herzogin, der die Erinnerung an diesen Gegenstand nicht angenehm zu sein schien. Maria mag unter unserer sicheren Obhut bleiben, bis wir genaue Beweise vom Tode ihres Mannes haben oder bis sie einwilligt, sich von ihm zu trennen, was sie aus falschem Ehrgefühl bis jetzt nicht gewollt. Nicht wahr, William, Du bist damit einverstanden?

— Gewiß, Arabella! antwortete der junge Graf, auf den die letzeren Worte berechnet waren, und dem sie eine ganz falsche Anschauung von der wahren Lage der Dinge verschaffen mußten. Ich bin überzeugt, daß Du das Rechte thun wirst. Nun, lebe wohl! Ich will noch einmal nach dem Bankettsaal, um Southampton und einigen Freunden Lebewohl zu sagen. Dann reite ich in der Nacht nach London. Hast Du mir Aufträge zu geben?

— Nichts, als Grüße und Küsse für meine theure Franziska! antwortete Lady Howard. Nicht wahr, Du bist verliebt in sie, wie ein Schäfer?

Pembroke lächelte. Aber dieses Lächeln hatte etwas Schmerzliches. Denn der Gedanke an John Smith hatte auch die Erinnerung an Mary in ihm wach gerufen, und seine Gedanken weilten in diesem Augenblicke bei dem schönen Traumbilde der vergangenen Jahre.

— Nun, Adieu! rief Lady Howard, die dieses Lächeln bemerkte. Sage Franziska, daß ich übermorgen bei ihr zu sein denke.

— Ich werde es thun, erwiederte William, die Hand seiner Schwester ehrerbietig an seine Lippen führend. Dabei fällt mir ein, Sir Devilborn, daß der König nach Ihnen verlangt. Wahrscheinlich hat man zu Ihnen geschickt.

— So werde ich Ihnen nach dem Bankettsaal folgen, sagte Devilborn. Leben Sie wohl, Graf Pembroke. Auf Wiedersehen in London!

Sie grüßten sich förmlich und William verließ das Zimmer der Herzogin.

— Mylady, sagte der Kavalier nach einer kleinen Pause, während welcher er gleichgültig mit seinem Hute gespielt hatte, Sie werden aufrichtiger sein, als Ihr Bruder, hoffe ich. Wer war jener Mann, von dem Graf Pembroke die Mittheilung über Paul Ringrose empfing? Diese Entdeckung kann für uns von der größten Wichtigkeit werden.

— Ich besinne mich nicht mehr, antwortete Lady Howard. Der Gegenstand ist mir gleichgültig, und es ist lange Zeit inzwischen verflossen.

— Mylady haben sonst ein gutes Gedächtniß! sagte Devilborn lauernd.

— Aber mein Gott, lieber Freund, rief die Herzogin unmuthig, ich werde doch auch etwas vergessen können! Sie quälen mich ja.

— Ich bitte um Entschuldigung, sagte Devilborn kalt. Der Gegenstand ist von zu geringer Bedeutung, als daß sich Mylady deshalb erzürnen sollte.

— Das denke ich auch, sagte die Herzogin ruhiger. Haben Sie mir sonst noch etwas mitzutheilen, Devilborn? Ich muß zur Königin gehen.

— Nichts, Mylady, antwortete der Kavalier. Leben Sie wohl!

Er verbeugte sich, küßte der Herzogin die Hand und ging. Sein Gesicht war etwas finsterer, als sonst wohl, wenn er die schöne Frau verließ, vor deren Geist und Scharfblick selbst er einige Achtung empfand, und als er das Vorzimmer durchschritten hatte und in der leeren Gallerie stand, nahm sein Gesicht für einen Augenblick den Ausdruck des Hasses und der Verachtung an, und es entschlüpften ihm die Worte: Geduld! Geduld! Noch kurze Zeit!

Devilborn ging sogleich nach dem Bankettsaal, der sich im ersten Stockwerk des angrenzenden Flügels befand. Schon von fern drang ihm Lärm und Gelächter aus demselben entgegen. König Jakob, ein Freund des Weines und der Tafel, liebte die Lustigkeit, vorausgesetzt, daß er selbst bei guter Laune war. Auch trank er wohl zuweilen ein Glas über den Durst, und da die Höflinge nicht hinter dem Monarchen zurückbleiben wollten, so arteten die Sitzungen bei der Tafel oft in förmliche Gelage aus, und die Diener hatten strengen Befehl, keinen Fremden in die Nähe des Speisesaals zu lassen.

Devilborn erhielt ohne Weiteres Zutritt, da er zum Hofe gehörte und die Trabanten wußten, daß man nach ihm verlangt hatte. Als er in den hellerleuchteten Saal trat, aus dem ihm ein verwirrender Lärm entgegendrang, als er stillstand, und die glänzende Versammlung überschaute, während noch Niemand ihn beachtete, da flog wieder jenes eigenthümliche Zucken wie ein Wetterleuchten über sein Gesicht, und als sein schwarzes Auge über die Versammlung rollte, war es, als ob der Todesengel sich aus demselben niederneige auf die fröhliche Gesellschaft, und wer in das Herz des schwarzen Kavaliers hätte blicken können, der würde in diesem Augenblick den Gedanken darin gelesen haben: Bald, bald werdet Ihr Alle, die Ihr hier sitzt, Staub und Asche sein! Bald werde ich Euch zertreten haben!

Wie erwähnt, bemerkte man ihn inmitten der allgemeinen Lustigkeit nicht sogleich, und Devilborn hatte Muße genug, die Tafel zu überschauen. Sie vereinte so ziemlich Alles, was England an hohen, ausgezeichneten und reichen Männern besaß. In der Mitte saß der König, von starker Figur, rothem und frischem Gesicht, mit großen Augen und braungelbem Bart, phantastisch und nicht gerade geschmackvoll gekleidet, neben ihm Burleigh und Hay, Graf von Carlisle, die Herzöge von Suffolk und Norfolk, Nottingham, die Grafen von Arundel, Hattington, Southampton, einzelne Pagen und eine Menge anderer hoher und vornehmer Personen, so wie die Gesandten der fremden Staaten, unter denen diejenigen Spaniens, Frankreichs und Venedigs, der Graf von Gondemar, der Marquis de la Tremonille und Graf Giustiniani eine hervorragende Stelle einnahmen. Alle lachten, plauderten und scherzten mit einander. Die Gesichter waren bereits vom Wein geröthet, die Diener flogen hin und her.

Pembroke sprach mit Southampton und einigen anderen jungen Männern.

— Bei unserer Seele, Pembroke, rief ihm der König zu, Ihr thut sehr unrecht, dieses schöne und gastfreundliche Schloß zu verlassen und nach London zurückzukehren! Bedenkt, es ist vielleicht das letzte Mal, daß Euch Burleigh hier bewirthet. Wir unterhandeln bereits über die Kaufsumme.

— Wenn Ew. Majestät es wünschen, sagte William, so bleibe ich gern zurück.

— Ah, rief der König, Burleigh flüstert uns so eben in's Ohr, daß Ihr die Sache so eilig treibt, um Eure Verlobte, die Tochter unseres vielgeliebten und treuen Herzogs von Suffolk zu sehen. Nun, dann will ich Euch nicht halten. Aber wer sagte uns doch vorhin, daß es die schöne Türkin wäre, die Euch nach London zurückzöge? Wart Ihr es nicht, Hattington?

— Ew. Majestät zu dienen, erwiederte der Angeredete. Aber es war nur ein Scherz. Pembroke hat sie wahrscheinlich so wenig gesehen, wie ich selbst.

— Ihr habt sie nicht einmal gesehen und wollt behaupten, daß sie schön sei! rief Jakob lachend. Nun, bei der Seele unseres Körpers, das ist spaßhaft. Wer von Euch Allen hat denn nun diese mystische Person gesehen?

— Ich, wenn Ew. Majestät erlauben, sagte der Graf von Arundel. Aber sie war dicht verschleiert.

Der König brach in ein herzliches Gelächter aus, in das Alle mit einstimmten.

— Oh, oh! rief er dann. Also darauf begründen sich die Vermuthungen meiner Lieben und Getreuen und die Spöttereien, mit denen sie den armen Pembroke verfolgen? Ist unser junger Freund so schwärmerisch, daß er sich in ein Frauenzimmer nur deshalb verlieben sollte, weil sie ein Türkin und verschleiert ist.

— Ich versichere Ew. Majestät, sagte William lächelnd, daß ich nicht einmal wußte, wovon die Rede war, bis Hattington anfing, mich zu necken.

— Aber es muß doch etwas Wahres an der Sache sein, sagte Jakob. Ei, hatten wir denn nicht den Befehl gegeben, Devilborn rufen zu lassen, damit er uns Auskunft gäbe, wie Ihr uns angerathen, Burleigh?

— Da ist Sir Devilborn! sagte der Graf von Salisbury und zeigte nach der Thür.

— Ah, da seid Ihr! Nun, das ist recht! rief der König, sich zu dem Kavalier wendend. Aber, bei unserer armen Seele, weshalb geht Ihr denn immer in Schwarz gekleidet, wie ein Rabe oder ein Leichenbitter, Sir?

— Es ist ein Gelübde, Majestät! erwiederte Devilborn, sich ehrerbietig verneigend.

— Eure Feinde sagen, Ihr trüget Trauer um die katholische Religion und wolltet sie tragen, bis England wieder katholisch wäre! rief der König in scherzhaftem Tone.

— Meine Feinde haben Unrecht! antwortete Devilborn. Niemand kann ein treuerer Diener Ew. Majestät und der anglikanischen Kirche sein, als ich. Ich kleide mich in diese Tracht aus Vorliebe und weil ein Gelübde mich bindet, das nur mich selbst anbetrifft. Doch wenn Ew. Majestät befehlen?

— Nein, Sir! rief Jakob. Es sei fern von uns, Euch irgend einen Zwang auferlegen zu wollen. Kleidet Euch, wie es Euch beliebt. Ihr seht, wir kleiden uns in freundlichere Farben, doch sei Jedem sein Geschmack unbenommen. De gustibus non disputandum! Ihr dient uns deshalb eben so treu, wenn wir Burleigh Glauben schenken dürfen. Und weshalb sollten wir nicht? Doch, um auf den Kern der Sache zu kommen, wir wollten von Euch hören, wer die schöne Türkin ist, die jetzt in London wohnt. Burleigh sagte uns, daß Ihr es besser wissen würdet, als der Hauptmann der Stadtwache oder sonst eine Amtsperson.

— Mit dem, was ich weiß, will ich Ew. Majestät gern dienen, antwortete Devilborn. Aber es ist wenig. Ich habe nur im Allgemeinen gehört, daß ein Türke, in Begleitung einiger seiner Frauen, nach London gekommen sei, um ihnen den Glanz und die Schönheit der ersten Stadt der Welt zu zeigen. Sie wohnen, wenn ich nicht irre, in Lambeth, in einem einsamen Hause. Auch sagt man, daß eine der Frauen sehr schön sei. Ich selbst habe sie nicht gesehen. Meine vielfachen Geschäfte erlaubten mir nicht, mich nach diesen Fremdlingen zu erkundigen. Doch muß der Türke, wenn er ein solcher ist, sehr reich sein, denn er macht viel Aufwand. Das ist Alles, was ich von der Sache weiß.

— Genug, genug! sagte der König. Das dürfte wohl der erste Türke sein, der hierher gekommen, um eine Stadt des Abendlandes kennen zu lernen. Erkundigt Euch doch nach unserer Rückkunft nach ihm, Devilborn, und wenn es ein Mann ist, der unsere Beachtung verdient, so wollen wir ihm allen Vorschub leisten, damit er seinen Zweck erreichen kann. Wir wären selbst nicht abgeneigt, ihm den Hof zu zeigen, oder der Eröffnung des Parlaments beiwohnen zu lassen, die bald nach unserer Rückkehr stattfinden wird.

Bei dieser Erwähnung flammte es unruhig in Devilborns Augen.

— Der Wunsch Ew. Majestät soll erfüllt werden, sagte er mit einer Verbeugung.

— Wir hoffen es! sagte der König. Wir würden der ganzen Sache nicht so viel Aufmerksamkeit zugewendet haben, wenn nicht Hattington und Arundel vorher darüber gescherzt und unsere Neugierde erregt hätten. Bei un-

serer Seele, wie haben noch keine Türkin gesehen und möchten wohl einmal eines von diesen Weibern kennen lernen, die schön sein sollen, wie man uns gesagt hat.

Während dessen war William bereits gegangen, und Devilborn hatte an der Tafel Platz genommen. Einer von den Anwesenden warf die Frage auf, ob eine Türkin auch auf englischem Boden die Sklavin ihren Mannes sei. Der König bejahte es. Andere stellten entgegengesetzte Meinungen auf, und da Jakob nichts mehr liebte, als spitzfindige und langwierige Auseinandersetzungen, so vertiefte er sich mit aller Hitze in seine Beweisführung, daß die englischen Gesetze keine Macht hätten, dem Türken die Oberherrschaft über seine Frauen zu rauben, selbst wenn er sich auf englischem Boden befände. Habe doch auch in England der Mann das Recht, seine Frau zu verkaufen.

Der Streit über diesen Gegenstand, den die Höflinge nur deshalb nicht fallen ließen, um dem Könige stets von Neuem Gelegenheit zu geben, seine Gelehrsamkeit und seine Geschicklichkeit in der Wortfechterei zu zeigen, dauerte noch lange fort. Dann erhob sich der König, um nach seinem Schlafzimmer zu gehen und von den Anordnungen des Mittagsmahles auszuruhen.

Während dessen war Devilborn nach einer kurzen Unterredung mit Burleigh wieder nach seinem Zimmer hinabgegangen, und fuhr fort zu arbeiten. Doch auch jetzt unterbrach er sich zuweilen und sah lange und gedankenvoll vor sich hin. Er stand auch auf und durchmaß das Zimmer mit schnellen Schritten. Noch einmal holte er das verschlossene Kästchen hervor und durchlas die Briefe in demselben aufmerksam. Als Diego anklopfte, erschrak er und verbarg es sorgfältig. Der Diener meldete die Ankunft eines fremden Kavaliers, der Devilborn zu sprechen wünsche, und flüsterte dabei den Namen Catesby.

Devilborn sah nach der Uhr. Die zehnte Stunde war bereits gekommen.

— Wo ist er? fragte er seinen Diener.

— In dem Zimmer, das Sie bestimmt haben, Sennor! antwortete Diego.

— Gut! Gieb mir meine Blendlaterne und falls Jemand nach mir fragen sollte, so sage nur, ich sei ausgegangen, Du wüßtest nicht, wohin.

Der Diener ging, Devilborn hüllte sich in seinen Mantel, drückte den Hut tief in die Stirn, verschloß sein Zimmer und empfing von seinem Diener die Blendlaterne. Von dem Lichte derselben geleitet, schritt er dann durch einen Theil des weitläuftigen Palastes, der nur von Dienern und niederen Beamten bewohnt zu sein schien, bis er den äußersten Flügel erreichte, der ganz öde und nicht erleuchtet war. Hier ging er bis an das Ende eines schmalen Ganges und stand vor einer unscheinbaren Thür still. Er klopfte an und murmelte dann leise: Santa Trinidad! Es wurde geöffnet.

Devilborn trat in ein kleines Gemach, verschloß die Thür hinter sich und befand sich nun seinem Genossen gegenüber, der ihn in voller Kleidung mit Mantel und Hut erwartete. Es war Catesby, derselbe englische Katholik, dessen er sich bereits früher zur Ausführung einzelner Pläne bedient, und der den Anschlag zur Ueberrumpelung von Ostende gemacht hatte.

Das Gemach, in dem sich die Beiden jetzt befanden, schien ein Eckzimmer und unbewohnt zu sein. Wenigstens befand sich in demselben kein Hausgeräth, zwei alte Sessel ausgenommen. Eine Thür, die durch einen Riegel fest verschlossen war, führte nach einem anstoßenden Zimmer. Zwei kleine Fenster gingen, wie sich vermuthen ließ, auf den Park oder den Hof.

Devilborn schloß die Blendlaterne ganz, so, daß die tiefste Dunkelheit in dem Zimmer herrschte. Die Nacht war finster, und durch die Fenster fiel nicht einmal genug Licht, um die Umrisse der beiden Gestalten erkennen zu lassen.

— Seid Ihr glücklich und ohne erkannt zu sein in das Schloß gekommen? fragte Devilborn.

— Ja, Sir! erwiederte Catesby. Ich folgte den Anweisungen, die Sie mir gegeben haben, und bei dem Namen, den ich nannte, ließ man mich überall ungehindert passiren. Ihr Diener

übernahm die Sorge für mein Pferd und für meine leiblichen Bedürfnisse. Eine Erquickung that mir noth, denn ich bin in einem Zuge von London hierhergeritten.

— Und was bringt Ihr für Nachrichten? fragte der schwarze Kavalier.

— Es ist Alles bereit, Sir! antwortete Catesby, und ich glaube, die Maßregeln sind so getroffen, wie man es nur wünschen kann.

— Wir wollen sehen, sagte Devilborn. Welches sind nun die Leute, auf die Ihr mit Sicherheit zählen könnt?

— Zuerst Guy Fawcks, antwortete Catesby, der eifrigste von Allen, derjenige, auf den ich das meiste Vertrauen setze, und der sich erboten hat, sein Leben zu opfern. Dann Thomas Percy, ein Verwandter des Grafen von Northumberland, wie Sie wissen; außerdem Sir Everard Digby, John Graunt, Ambrosius Rockwood, Francis Tresham und Christoph Wright.

— Ich kenne sie Alle und ich glaube, man kann auf sie zählen, sagte Devilborn. Der Einzige, dem ich nicht recht traue, ist Tresham.

— Ich traue ihm wohl, sagte Catesby, aber ich halte ihn für verzagt, und ich glaube, man darf ihm keine wichtigen Dinge übertragen.

— Behaltet ihn gut im Auge, Catesby! sagte Devilborn. Und wie weit ist es mit den Vorbereitungen?

— Sie sind vollendet, erwiederte Catesby. Alles ist in Ordnung. Auf welchen Tag ist die Eröffnung des Parlamentes angesetzt, Sir? Ich bin hierher gekommen, um es zu erfahren und demgemäß unsere Maßregeln zu treffen.

— Das Parlament wird am fünften November eröffnet werden, antwortete Devilborn. Von hier geht der König nach Royston, seinem Schlosse, und unmittelbar nach seiner Rückkehr wird die Eröffnung stattfinden.

— So ständen wir nun endlich am Ziele unserer Anstrengungen! sagte Catesby mit bewegter Stimme. Wahrlich, zuweilen, wenn ich daran denke, wie kühn, wie furchtbar großartig unser Plan ist, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß er scheitern könnte.

— Das denkt man immer, sagte Devilborn kalt. Aber wenn die Vorbereitungen gut getroffen sind, so sehe ich nicht ein, weshalb er mißlingen sollte. Sind meine Vorschläge in Bezug auf den Prinzen von York und die Prinzessin Elisabeth gebilligt worden?

— Ja, Sir! antwortete Catesby. Was den Prinzen Karl anbetrifft, so ist man vollkommen mit Ihnen einverstanden, daß er getödtet werden muß, und Percy hat es auf sich genommen, die That auszuführen. Der Zugang zum Palast steht ihm zu jeder Zeit offen. Er ist also der Geeignetste für diesen Zweck. Was die Prinzessin Elisabeth anbetrifft, so wird an demselben Tage, an dem unser Unternehmen ausgeführt werden soll, eine Abtheilung unserer Freunde sich nach dem Schlosse des Grafen Harrington begeben, dort einsprechen, gleichsam als wenn sie sich auf einer Jagdpartie befänden, und die junge Prinzessin gefangen nehmen. Ihr Vorschlag, sie zur Königin auszurufen, fand zuerst einigen Widerspruch. Später aber fand man, daß Sie Recht hatten, der Name Elisabeth ist beim Volke beliebt, und die Jugend der Königin bürgt uns dafür, daß wir freien Spielraum behalten.

— Gut, sagte Devilborn. Was den Prinzen Heinrich anbetrifft, so weiß ich mit Bestimmtheit, daß er sich mit dem Könige bei der Eröffnung des Parlaments befinden wird. Für den brauchen wir also nicht zu sorgen. Demnach wäre Alles in Ordnung. Doch bitte ich Euch, nicht zu vergessen, daß die Puritaner als Urheber der That angegeben werden müssen. Auf diese Weise wälzen wir den Verdacht von uns und gewinnen Boden für unsere Partei.

— Gewiß, Sir, darin stimmen Alle überein! erwiederte Catesby.

Es trat nun eine Pause ein. Beide schienen zu überlegen.

— Sir, sagte Catesby dann eben so leise, wie bisher — denn die ganze Unterhaltung war in gedämpftem, beinahe flüsterndem Tone geführt worden — Sir, ich habe noch eine Frage

an Sie zu richten. Meine Freunde wünschen Mittheilungen in Bezug auf die auswärtige Hülfe, die uns versprochen worden.

— Dieser Wunsch ist bereits einmal ausgesprochen worden, sagte Devilborn trocken. Aber ich kann ihn nicht erfüllen. Was die Unterstützung anbetrifft, so sind die besten Beweise dafür die Geldmittel, die ich unseren Freunden zur Verfügung gestellt habe. Weitere Auskunft kann ich nicht geben. Wäre es mein Geheimniß, so würde ich es gewiß offenbaren. Aber die erlauchten Namen des Königs von Spanien und des Erzherzogs Albrecht stehen dabei auf dem Spiele, und im Falle unser Plan mißlänge, würden diese hohen Personen sich vielleicht den Angriffen der Ketzer ausgesetzt sehen, wenn ich das Geheimniß nicht bewahrte. Mein Wort, daß auswärtige Hülfe vorhanden ist und daß man uns im Falle des Gelingens thatkräftig unterstützen wird, muß Euch und Euren Freunden genügen, Catesby!

— Ich bin damit zufrieden, Sir, antwortete der Kavalier zögernd. Ich that die Anfrage auch nur im Namen unserer Freunde, die auch den Wunsch ausgesprochen haben, mit Ihnen selbst eine Unterredung zu haben, noch ehe das Unternehmen ausgeführt wird. Ich kann ihre Gründe nicht mißbilligen, denn —

— Sagt ihnen, unterbrach ihn Devilborn schnell, sagt ihnen, daß diese Unterredung nicht stattfinden wird. Ich handle nicht in meinem Namen, sonst würde ich als guter Katholik gewiß offenen Antheil an dem Plane nehmen. Ich handle im Namen jener hohen Personen, von denen ich vorhin gesprochen. Schweigen ist mir zur ersten Bedingung gemacht worden, damit im Falle des Mißlingens der Friede der Welt nicht gestört werde. Gelingt aber das Unternehmen, so werde ich an demselben Tage aus meiner Abgeschlossenheit hervortreten, und ich hoffe, Eure Freunde werden mit meinem Benehmen und mit den Hülfskräften, die ich ihnen zuführe, zufrieden sein.

Catesby schwieg. Vielleicht genügte ihm diese Antwort nicht. Auch Devilborn verharrte längere Zeit in seinem Schweigen.

— Dies ist die letzte Unterredung, die wir vor dem bestimmten Tage haben, Catesby! sagte er dann. Uebermorgen, so ist es festgesetzt, verläßt der König Theobalds, und Burleigh begleitet ihn wahrscheinlich nach Royston. Ich werde dann ebenfalls dorthin gehen und vielleicht erst am vierten November nach London zurückkehren. Es wird also kaum möglich sein, daß wir nns noch einmal sprechen. Habt Ihr mir noch irgend etwas zu sagen, so muß es heut geschehen. Ohnehin muß ich jetzt nach meinem Zimmer zurück. Wahrscheinlich hat Burleigh bereits nach mir geschickt.

— Ich wüßte nichts mehr von Wichtigkeit, Sir, sagte Catesby. Doch eins will ich noch erwähnen. Tresham meinte, er habe gehört, es seien Entdeckungen in Bezug auf unsern Plan vom Könige von Frankreich an Jakob gemacht worden und man spräche bei Hofe davon.

— Seid ohne Sorge darüber, entgegnete Devilborn. Mir ist nichts zu Ohren gekommen und ich müßte doch einer der Ersten sein, der etwas davon erführe. Es ist möglich, daß man in Frankreich eine Ahnung von unserem Plane hat. Aber Niemand kennt ihn genau, und so lange ich Euch nicht warnen lasse, könnt Ihr ohne Sorge sein. Doch es wird Zeit, daß ich gehe. Bleibt noch eine Zeit lang in diesem Zimmer, Catesby, und verlaßt es dann auf dieselbe Weise, wie Ihr hergekommen. Diego wird Euch helfen, Theobalds ungesehen zu verlassen. Es muß sogleich geschehen.

— Sie sind sehr vorsichtig, Sir! sagte Catesby etwas bitter. Sie wollen sicher gehen, im Falle unser Plan mißlingt.

— Ihr wißt die Gründe, die mich dazu bestimmen, antwortete Devilborn kurz.

— Auch werden meine Freunde mit den Nachrichten, die ich bringe, nicht sehr zufrieden sein, sagte Catesby in demselben Tone. Ich meine die Eröffnungen in Betreff der auswärtigen Unterstützung.

— So mögen Eure Freunde das Unternehmen allein zu Ende führen! erwiederte Devilborn kalt. Ich bin so weit gegangen, als mein Auftrag lautete. Mehr kann ich nicht

thun. Noch ist es Zeit, zurückzutreten. Daß persönliche Gründe mich nicht bewegen, mich an dem Unternehmen zu betheiligen, liegt auf der Hand. Meine Stellung kann wohl nie glänzender und einflußreicher werden, als sie jetzt ist.

— Nun, wir wollen uns nicht darüber streiten, Sir, sagte Catesby einlenkend. Ich werde mich bemühen, meine Freunde von der Nothwendigkeit Eurer Zurückhaltung zu überzeugen. Ich hoffe, daß Alles beim Alten bleibt. Aber, Sir, war das nicht ein Geräusch am Fenster?

— Still! flüsterte Devilborn. Ich hörte es ebenfalls. Was ist das?

Man hörte in der That ein Geräusch an dem einen Fenster. Devilborn und Catesby verhielten sich schweigend und in der größten Ruhe. Das Geräusch wurde stärker. Es schien, als sei man bemüht, die eisernen Gitterstäbe, die das Fenster nach außen schützten, zu durchfeilen. Auch glaubten die Beiden, als sie genauer hinblickten, zwei dunkle Schatten am Fenster zu erkennen.

— Ich hoffe, man hat uns nicht belauscht! flüsterte Devilborn.

— Das ist unmöglich, erwiederte Catesby. Wir sprachen zu leise.

— Vielleicht sind es Diebe, flüsterte Devilborn. Aber sie wagen viel. Vielleicht wäre es am besten, wir zögen uns zurück. Es könnte sonst auf diese Weise entdeckt werden, daß wir mit einander gesprochen haben.

Catesby antwortete nicht. Die beiden Diebe — oder was sie sonst waren — schienen jetzt das Gitter durchfeilt zu haben. Sie versuchten, das Fenster zu öffnen.

— Es wäre am besten, wir verscheuchten sie, flüsterte Catesby.

— Das ist wahr, dann giebt es keinen Lärm, erwiederte Devilborn.

Dann trat er dicht an das Fenster. Dieses wurde jetzt geöffnet. In demselben Augenblicke aber erhob Devilborn seinen Arm und öffnete schnell die Blendlaterne. Ein heller Lichtglanz fiel auf die beiden Gestalten und auf zwei bestürzte und erschreckte Gesichter. Dann verschwanden die beiden Männer, und man hörte Tritte von Leuten, die sich eilig entfernten.

Devilborn hatte im Augenblick die Laterne wieder geschlossen.

— Tod und Teufel! murmelte er vor sich hin. Sollte ich mich getäuscht haben?

— Kannten Sie etwa die Beiden? flüsterte Catesby. Sie sahen nicht aus, wie Diebe. Mir selbst kam das eine von den beiden Gesichtern, das jüngere, bekannt vor.

Devilborn antwortete nicht. Er mochte nachdenken. Den Ausdruck auf seinem Gesichte konnte Catesby der Dunkelheit wegen nicht erkennen.

— Der Jüngere schien Euch bekannt? fragte er dann. Wo habt Ihr ihn gesehen?

— Ich kann mich irren, denn es ist jetzt vier Jahre her, antwortete Catesby. Aber jedenfalls sieht er jenem Kapitain John Smith sehr ähnlich, von dem ich Ihnen schon erzählte und der damals den Angriff auf Ostende vereitelte, nachdem er unsern Plan erfahren, ich weiß heut noch nicht, wie.

— John Smith! murmelte Devilborn. Ja, es ist richtig. Ich faßte damals schon Verdacht, und ich bin immer mißtrauisch gewesen. Der Kommandant des Towers wich damals meinen Fragen aus. Doch es ist gut. Ich muß Euch verlassen, Catesby. Solltet Ihr in London oder sonst wo eines von diesen beiden Gesichtern wiedersehen, so unterlaßt nicht, mir schleunige und ausführliche Anzeige zu machen. Jetzt lebt wohl! Ihr wißt, welcher Augenblick uns wieder vereinigen wird. In jedem Fall könnt Ihr auf meine Hülfe und Unterstützung rechnen. Grüßt unsere Freunde!

Er öffnete die Laterne ein wenig, schob den inneren Riegel an der Thür zurück, öffnete dieselbe vorsichtig, blickte hinaus und verließ dann das Zimmer.

Als er in den Gang getreten war und die Laterne wieder ein wenig geöffnet hatte, um sich in der Dunkelheit zurecht zu finden, vernahm er plötzlich das Rauschen eines Gewandes dicht neben sich und sah eine weibliche Gestalt sich

an die Wand lehnen, als wolle sie sich verbergen.

Devilborns erster Gedanke war, die Laterne zu schließen und sich rasch zu entfernen, denn noch konnte er nicht erkannt sein. Aber eine solche Heimlichkeit mußte mehr Verdacht erregen, als offenes Auftreten. Er ließ deshalb das volle Licht auf die Gestalt fallen und erkannte zu seiner Verwunderung Cecily, die Tochter des Kastellans, die sich ängstlich und in sichtbarer Verwirrung zu verbergen suchte und offenbar über ihre Entdeckung bestürzt war.

Der Blick des Kavaliers ruhte eine Zeit lang mißtrauisch auf dem Mädchen, das in den letzten Jahren sehr gealtert hatte und kränklich aussah. Er dachte an die Möglichkeit, daß Cecily hierher gekommen sei, um ihn zu belauschen. Aber das Befremden, das sich deutlich auf dem Gesichte des jungen Mädchens bei seinem Anblick zeigte, gab ihm den besten Beweis, daß sie seine Anwesenheit an diesem Orte nicht erwartet hatte. Eine andere Vermuthung stieg nun rasch in seiner Seele auf, und wahrscheinlich war dies die richtigere. Seine Stirn zog sich in Falten, und Cecily, wenn sie weniger verwirrt gewesen wäre, hätte bemerken müssen, daß eine Menge hastiger Gedanken den schwarzen Kavalier beschäftigten.

— Nun, Cecily, sagte er dann ruhig, was machst Du denn so spät hier in dem einsamen Gange? Ich glaubte Dich längst schlafend in Deinem Zimmer.

— Ich hatte einen Auftrag von meinem Vater, der mich in diesen Theil des Schlosses führte, antwortete Cecily, sichtlich bemüht, ihre Ruhe wieder zu gewinnen.

— So spät noch? Das hätte er auch einem Anderen übertragen können! sagte Devilborn leichthin, als ob er nicht im Geringsten an der Aufrichtigkeit Cecily's zweifele oder ihrer Anwesenheit hier den geringsten Werth beilege. Gehst Du wieder zurück oder willst Du noch weiter?

— Ich gehe wieder zurück, Sir, antwortete Cecily zögernd.

— Nun, so kannst Du meine Begleitung annehmen, sagte Devilborn. Es ist Unrecht von Deinem Vater, daß er Dich zu einer so späten Stunde allein in diese Gänge schickt. Da sind erstens die unverschämten Kammerdiener und Trabanten, von denen jetzt Theobalds wimmelt und die meistentheils hier wohnen, dann die jungen Herren Pagen und Hofbeamten, für die Du immer noch hübsch genug bist und vor denen Du Dich in Acht nehmen mußt, Cecily! Ich wundere mich, daß Du nicht einmal eine Laterne genommen hast, aber freilich, Du weißt hier Bescheid. Siehst Du, wenn Du früher hierher gekommen wärst, so hätte es leicht geschehen können, daß Du den Dieben begegnet wärst, die hier einbrechen wollten, und vielleicht wäre ein Unglück geschehen. Sei künftig vorsichtiger!

Das Alles war in ruhigem, väterlich ermahnendem Tone gesprochen, und während dessen hatte Devilborn den Arm des jungen Mädchens genommen und führte dasselbe mit fort. Cecily gehorchte ihm widerstrebend und zitternd. Aber so groß schien ihre Bangigkeit und ihre Scheu vor dem Kavalier zu sein, daß sie kein Wort zu erwiedern wagte und schüchtern die Augen senkte. Nur als Devilborn von den Dieben sprach, wurde sie aufmerksamer.

— Diebe waren hier, und sie haben einbrechen wollen? fragte sie zögernd.

— Ja, es müssen verwegene Burschen gewesen sein, antwortete Devilborn, denn sonst hätten sie sich wohl jetzt nicht nach Theobalds gewagt. Ich befand mich zufällig hier in der Nähe, als ich hörte, daß man einen Einbruch versuche. Die Burschen hatten es auf das Zimmer abgesehen, dort am Ende des Ganges, an der Ecke. In dem Zimmer ist wohl nicht viel zu holen, aber wahrscheinlich wollten sie von dort aus weiter. Sie wehrten sich verzweifelt, aber ich habe sie festnehmen und in Gewahrsam bringen lassen.

Devilborn fühlte, daß Cecily's Arm bei diesen Worten in dem seinigen zitterte und daß ihr Herz stärker schlug. Er wußte jetzt, was er vorhin nur vermuthet hatte.

— Siehst Du, fuhr er dann in demselben

ruhigen Tone fort, Du hättest leicht mit den Dieben zusammengerathen können, und vielleicht hätten sie Dir einen Schlag oder einen Stoß versetzt, an den Du Zeitlebens gedacht hättest. Nun, sie sind gefangen und sollen büßen. Aber künftig geh' nicht allein in so einsamen Gängen.

— Sie haben Recht, Sir, flüsterte Cecily kaum hörbar.

Beide waren unterdessen in die belebteren Theile des Schlosses gekommen. Hier sah man noch Diener hin- und hereilen. Cecily zog jetzt ihren Arm aus dem des Kavaliers, und dieser hinderte sie nicht daran.

— Man sieht Dich jetzt so selten, Cecily, sagte er, während sie neben einander gingen. Du scheinst mir immer noch böse zu sein von früher her.

Cecily antwortete nicht. Bisher war ihr Gesicht bleich und verwirrt gewesen. Jetzt erröthete sie heftig und machte eine Bewegung, als wolle sie gehen.

— Du hörst nicht gern davon sprechen, sagte Devilborn, und es lag etwas wie Theilnahme in seiner harten, tiefen Stimme, obgleich sein Auge kalt und musternd blieb. Ich kann es mir denken. Dein Vater ist vernünftiger darin. Er hat eingesehen, daß wir kein Paar werden konnten, und daß man nicht zu viel Gewicht auf den Fehler einer unglücklichen Stunde legen muß. Was macht denn die Kleine, unser Kind, wenn ich so sagen darf.

— Es ist todt, flüsterte Cecily und suchte ihre hervorquellenden Thränen zurückzuhalten.

— Todt? rief Devilborn. Und das hast Du mir nicht einmal gesagt?

Cecily antwortete nicht. Vielleicht dachte sie, daß diese Mittheilung unnöthig gewesen wäre bei einem Manne, der sie und sein Kind längst vergessen hatte.

— Ich sehe, es greift Dich an! sagte Devilborn. Nun, geh' zurück. Ich wollte Dich nicht traurig stimmen. Du mußt es Dir nicht zu Herzen nehmen!

Cecily entfernte sich langsam und mit schwankenden Schritten. Devilborn sah ihr lange nach mit seinem gewöhnlichen lauernden Blick. Er folgte ihr sogar, bis er sich überzeugt hatte, daß sie in die Wohnung ihres Vaters getreten war. Dann kehrte er eilig nach seinem Zimmer zurück.

Diego meldete ihm, daß nichts während seiner Abwesenheit vorgefallen sei und daß auch der Graf von Salisbury nicht nach ihm geschickt habe. Devilborn setzte sich sogleich an seinen Schreibtisch und schrieb hastig. Dann gab er Diego den Auftrag, sogleich den wachthabenden Kommandanten des Schlosses rufen zu lassen und sich zu erkundigen, wann der nächste Kourier nach London abgehe.

Nach einiger Zeit erschien der Kommandant, der während der Anwesenheit des Königs mit der Sorge für die Sicherheit des Schlosses und der Umgegend beauftragt war. Devilborn übergab ihm die genaue Beschreibung zweier Personen, nach denen eifrig in der ganzen Umgegend geforscht werden sollte. Die Beschreibung paßte genau auf Paul Ringrose und John Smith. Eine Abschrift wurde mit demselben Auftrage durch den Kourier noch in derselben Nacht nach London geschickt, um dort an den Hauptmann der Sicherheitsmannschaft abgegeben zu werden. Nachdem dies geschehen, ließ Devilborn einen seiner Leute rufen, deren er stets mehrere zu geheimen Aufträgen bei der Hand hatte. Dieser erhielt den strengen Befehl, auf alle Schritte und Handlungen der Tochter des Kastellans genau Obacht zu geben, und so wie dieselbe im Gespräch mit einem unbekannten Manne erblickt würde, den letzteren verhaften zu lassen. Dann meldete Diego, daß Catesby heimlich und unbemerkt das Schloß verlassen habe, und Devilborn sagte ihm, daß er seiner heut nicht mehr bedürfe.

— Es steht fest, murmelte er vor sich hin, als er allein war, das Mädchen ist im Einverständniß mit den Beiden. Der Teufel! daß sie auch in diesem Augenblicke erscheinen müssen, wo sie alle meine Pläne durchkreuzen können. Diese beiden Tollköpfe sind im Stande, mich auf offener Straße oder in Gegenwart des Königs niederzustoßen. Verwünscht! dieser blonde Bursche tritt mir überall zur Unzeit in den

Weg. Ich glaubte ihn längst todt. Man hat mich schändlich betrogen, und ich wette darauf, daß Pembroke und seine Schwester ihre Hand dabei im Spiele haben. Nun, ich werde mit Allen fertig werden. Nur noch wenige Tage, und Alles ist gethan!

Seine Stimme sank zu einem unverständlichen Murmeln, aber seine Augen leuchteten, als wolle die Hölle daraus emporflammen und sich vernichtend über die Welt verbreiten. Dann warf er sich in den Sessel und sah lange starr vor sich hin. Endlich schien eine innere Ungeduld ihn zu ergreifen. Er sprang auf und durchmaß das Zimmer mit hastigen Schritten.

— Noch eine Woche, eine lange Woche! flüsterte er vor sich hin. Und dann?

Er erhob den Kopf. Seine ganze Gestalt schien höher und größer zu werden. Wieder blitzte sein schwarzes Auge in unheimlichem Feuer und seine Hand streckte sich gebieterisch aus, während seine Züge den Ausdruck eines wilden, dämonischen Triumphes annahmen. So mußte der Fürst der Finsterniß über die Trümmer einer vernichteten Welt schreiten, wenn es ihm gelungen, das Sonnenlicht der Wahrheit zu verlöschen und das zerbrochene Scepter der Vorsehung an sich zu reißen.

— Aber wenn es mißlänge! murmelte er dann, und seine Augen wurden gläsern, sein Gesicht bleicher. Ein Fieberschauer schien ihn zu schütteln. Scheu blickte er um sich.

— Ich möchte das Schicksal fragen! murmelte er mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Und mit einer Miene, in der Scheu und Bangigkeit mit dem Spott über seine eigene Thorheit sich paarten, trat er an den Tisch, auf dem eine Kerze hell und flackernd brannte. Devilborn starrte in das Licht.

— Wenn diese Kerze im Stande wäre, plötzlich zu verlöschen, sagte er lächelnd vor sich hin, so möchte ich wohl glauben, daß es mißlingen wird!

Die Kerze flackerte noch hell und lustig. Der Leuchter stand auf der Ecke. Devilborn hatte seine rechte Hand auf den kleinen Tisch gelegt und stützte sich auf denselben, während er mit einer unheimlich spöttischen Miene in das Licht schaute. Der Tisch neigte sich, der Leuchter stürzte auf die Erde und die Kerze erlosch im Augenblick.

— Licht! Licht! schrie Devilborn auf. Diego, Licht!

Als der Diener hereinstürzte, sah er seinen Herrn mit geisterblassem, verzerrtem Gesicht, halb zusammengesunken, über dem Tisch liegen.

— Was ist, Sennor? Bei der heiligen Mutter Gottes, was giebt es? rief Diego.

— Geh! herrschte ihn Devilborn donnernd an. Geh, den Augenblick!

Der Diener verschwand. Devilborn richtete sich auf. Sein Blick war matt. Wieder schüttelte es ihn, wie Fieberfrost.

— Narrenspossen! Verwünschter Aberglauben! murmelte er dann vor sich hin und stieß wüthend mit dem Fuß auf die Erde. Es muß gelingen, und sollten die Sonne am Himmel und die Sterne darüber verlöschen! Ich war ein Narr! Es wird gelingen, es muß!

Dann warf er sich in den Sessel. Ob er in dieser Nacht schlummerte oder wachte, wissen wir nicht.

Die Pulver-Verschwörung.

Ehe wir jedoch in der Entwickelung unserer Schilderung fortfahren, die sich jetzt einer entscheidenden Wendung nähert, dürfte es wohl nöthig sein, noch einen kurzen Blick auf einige dazwischenliegende Ereignisse zu werfen.

Paul Ringrose, der Flibustier, und sein neuer und ergebener Freund John Smith waren übereingekommen, vorher in London Erkundigungen einzuziehen, ehe sie nach Theobalds aufbrächen. Mathew wurde zu diesem Zweck ausgeschickt und hatte den Auftrag, auszukundschaften, ob Graf Pembroke in London sei. Er kam mit der Nachricht zurück, daß der Graf mit dem Hofe nach Theobalds gereist sei und erst in einigen Tagen zurückkehren werde. Dadurch wurden die Hoffnungen, die John auf diesen Freund gesetzt hatte, vereitelt, und zu seinem

Oheim wagte sich der junge Mann nicht, weil er fürchten mußte, bei Tage bemerkt und des Nachts, wenn er durch die Gärten und Hintergebäude schlich, für einen Dieb gehalten und ergriffen zu werden. Andererseits drängte Ringrose zu einem Aufbruch nach Theobalds oder vielmehr nach einem benachbarten Dorfe, wo man wohnen und von wo aus man die nothwendigen Erkundigungen einziehen wollte.

Ein glücklicher Zufall unterstützte die Bemühungen des Flibustiers.

Es war am zweiten Tage nach ihrer ersten gemeinschaftlichen Unterredung, als sie sich Beide um die Mittagszeit im Gastzimmer ihres Wirthshauses befanden und über gleichgültige Gegenstände sprachen. Die Wirthin nahm an dem Gespräch Theil und freute sich sehr darüber, daß ihre beiden Gäste so bald mit einander bekannt geworden waren. Die Unterredung wurde jedoch durch den Eintritt eines jungen Mädchens unterbrochen, das von der Wirthin mit großer Herzlichkeit empfangen und als Nichte angeredet wurde. Es war Niemand anders, als Cecily, die Tochter des Kastellans von Theobalds.

Die häufige Erwähnung dieses letzteren Ortes mußte die ganze Aufmerksamkeit der beiden Freunde in Anspruch nehmen, und sie ergriffen mit Begierde das Anerbieten der Wirthin, sie nach ihrem Wohnzimmer zu begleiten. Cecily's bescheidenes Wesen, ihr sanftes, gutmüthiges Gesicht waren wohl geeignet, Vertrauen zu erwecken, und als Ringrose und John erfuhren, daß sie die Tochter des Kastellans sei, mußte die ungemeine Wichtigkeit des jungen Mädchens für die Ausführung ihres Planes ihnen sogleich einleuchten, und die Hoffnung, sie für ihre Zwecke zu gewinnen, sie mit der größten Freude erfüllen. Die beiden Männer ihrerseits schienen ebenfalls einen sehr günstigen Eindruck auf Cecily zu machen, und diese war nicht wenig überrascht, als John flüchtig und beiläufig auf Mary's Aufenthalt im Schlosse und auf den Wahnsinnigen anspielte. Damit war die Bahn gebrochen, und als Cecily äußerte, daß Johns Gesicht ihr so bekannt scheine, und nachdem sie ihm gesagt, daß sie zu schweigen verstehe, eröffnete ihr dieser, daß er der Bruder Mary's sei und machte ihr diejenigen Mittheilungen über das Schicksal seiner unglücklichen Schwester, die ihm selbst bekannt waren. Cecily's Theilnahme für die einstige Gefangene war ungeheuchelt, und sie sprach dieselbe in so Vertrauen erweckender Weise aus, daß John und Ringrose keinen Anstand nahmen, sich auch nach der Gattin des Letzteren zu erkundigen. Cecily war auf's Höchste erstaunt darüber, daß fremde Personen in ein so tiefes Geheimniß eingeweiht seien. Sie erzählte, wie großen Antheil sie an dem Schicksale der unglücklichen Mutter nehme und daß ihr die Ursache der Gefangenschaft derselben ganz unbekannt sei. Darauf hin gab ihr Paul Ringrose eine genügende Aufklärung, die nur dazu dienen konnte, Cecily's Theilnahme für Lady Ringrose noch zu erhöhen, und bald war ein inniger Bund zwischen diesen Dreien geschlossen. Cecily versprach, Alles, was in ihrer Macht stände, für die Befreiung der beiden Gefangenen zu thun und selbst ihren Vater dafür zu gewinnen, da auch dieser das wärmste Mitgefühl für die beiden Frauen empfinde, in deren Geheimnisse er wahrscheinlich mehr eingeweiht war, als Cecily selbst.

Jetzt kannte Paul Ringrose keine Ruhe mehr. Er verließ noch in derselben Nacht mit John London, und Beide nahmen ihren Aufenthalt in dem Dorfe, das Theobalds am nächsten lag. Sie waren mit Cecily übereingekommen, daß Lady Ringrose nichts von den Plänen erfahren sollte, die zu ihrer Befreiung unternommen wurden, damit nicht etwa ihre Freude zum Verräther werde. Am Abend des folgenden Tages hatte denn auch Cecily eine Unterredung mit den beiden Freunden. Sie erzählte, daß sie ihren Vater in den Plan eingeweiht habe und daß dieser bereit sei, die Ausführung desselben stillschweigend zu dulden. Dann, nachdem sie Beiden das Schloß, und namentlich denjenigen Theil desselben, in dem sich Lady Ringrose befand, genau beschrieben, übergab sie ihnen den Schlüssel zu einer äußeren Pforte und rieth ihnen an, die Gitterstäbe eines Fensters zu durchsägen, das sie ihnen bezeichnete und das zu einem

Zimmer führte, in welchem Cecily die Beiden erwarten wollte. Von dort aus sollten sie das Gefängniß der Lady Ringrose öffnen und auf demselben Wege zurückkehren.

Wir wissen bereits, wie dieser Plan vereitelt worden. Cecily war nach dem Gange gekommen, um durch ein anderes Fenster ihren Freunden zu sagen, daß sie den Schlüssel zu dem bezeichneten Zimmer nicht finden könne und daß die Beiden die Thür von innen öffnen möchten. Diego, der Diener Devilborns, hatte diesen Schlüssel vorher heimlich entwendet. Aber das konnte Cecily nicht wissen.

Ringrose und John, aufs Höchste bestürzt über das Hinderniß, das sich ihnen so plötzlich und unerwartet entgegengestellt hatte, waren eilig nach ihrem Dorfe zurückgekehrt und würden an einen Verrath geglaubt haben, wenn man sie nicht ungehindert hätte fliehen lassen. Das Gesicht desjenigen, der sie durch das plötzliche Licht der Blendlaterne erschreckt, war ihnen natürlich verborgen geblieben, aber Beide hegten die Vermuthung, daß es Devilborn selbst gewesen sei, den irgend ein Zufall nach jenem Zimmer geführt habe. Sie glaubten ihn an seiner hohen Gestalt erkannt zu haben. Nicht mit Unrecht vermutheten sie, von ihm erkannt worden zu sein, und wechselten deshalb sogleich ihren Aufenthalt. Schon an dem folgenden Tage machten die Nachforschungen, die man in der ganzen Umgegend anstellte und denen sie nur mit Mühe entgingen, es ihnen zur Gewißheit, daß man mehr Gewicht auf ihre Gefangennehmung lege, als der Fall gewesen sein würde, wenn man sie für gewöhnliche Diebe gehalten hätte. Cecily gab nicht das geringste Zeichen, obgleich sie sich in der Dämmerung und am Abend bis in die Nähe von Theobalds wagten, und Beide begannen zu fürchten, daß der ganze Plan entdeckt sei. Daß Cecily ihnen keine Mittheilung machte, was gewiß der Fall gewesen wäre, hatte seinen Grund darin, daß ihr Vater erfahren, man bewache seine Tochter auf Schritt und Tritt. Er verbot ihr deshalb, Theobalds zu verlassen und irgend etwas in dieser Angelegenheit zu thun, und nachdem Cecily erfahren, daß die Beiden nicht gefangen worden seien, fügte sie sich in dieses Gebot und schützte eine Krankheit vor, um ihr Zimmer nicht verlassen zu dürfen.

So kehrten denn Ringrose und John an einem der nächsten Tage traurig und getäuscht nach London zurück. Sie sagten sich selbst, daß sie jetzt die größte Vorsicht anwenden müßten, und wagten sich kaum nach dem „Sperber," ihrem Wirthshause, zurück. Seinen Oheim aufzusuchen, daran konnte John jetzt noch weniger denken, denn wenn es wirklich Devilborn gewesen war, der sie gesehen, so ließ sich annehmen, daß die Wohnung des Waffenschmieds jetzt streng bewacht werden würde. Und darin hatte er Recht. Denn in dem Befehl, den Devilborn nach London geschickt hatte, befand sich die Weisung, namentlich dieses Haus stets im Auge zu behalten.

Doch war auch dieses Mal das Glück dem jungen Manne günstig.

An einem der trüben und kalten Tage, die der Rückkehr von Theobalds nach London folgten, ging John, ganz in seinen Mantel gehüllt, durch die Straßen der City. Er hatte so eben daran gedacht, ob er nicht zu Shakespeare gehen und sich diesem anvertrauen solle, und da er sich gerade in der Nähe seiner Wohnung befand, so trat er in das Haus, erfuhr jedoch, daß der Dichter mit einem seiner Freunde auf das Land gegangen sei, um zu jagen, und erst am anderen Tage zurückkehre. Getäuscht verließ John das Haus und war im Begriff, nach dem „Sperber" zurückzukehren, als ein eigenthümliches Schauspiel seine Aufmerksamkeit fesselte.

Eine stattliche, reich mit Gold geschmückte Sänfte wurde von sechs Mohren durch die Straße getragen. Ihr folgte eine andere, einfacher, aber immer noch reich genug ausgestattet, um auf einen ungeheuren Reichthum dessen, den sie barg, schließen zu lassen. Eine große Menge Volk und Gassenjungen folgte neugierig und lärmend den beiden Sänften und stierte die Mohren an, die mit einem grinsenden Lachen den höhnenden oder verwunderten Ausrufen der

Menge antworteten und sich zuweilen nur mit Mühe Bahn brechen konnten.

John vermuthete, daß es der Türke sei, der, wie er schon im „Sperber" gehört, nach London gekommen, um dort seinen Reichthum zur Schau zu tragen und die Sitten und Gebräuche des Abendlandes kennen zu lernen. John war dem Zuge noch nie begegnet, obgleich der Türke in seiner Nachbarschaft, auf dem rechten Ufer der Themse, in dem Lambeth genannten Theile wohnte. Da ihm übrigens wenig daran gelegen war, die Bekanntschaft dieses Fremden zu machen, von dem man sich die seltsamsten Dinge erzählte, und er sich wenig um dergleichen Aufzüge kümmerte, die er schon vielfach während seines Aufenthaltes in fremden Ländern gesehen, so stand er auch jetzt nur still, um die Menge vorüberziehen zu lassen. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf die beiden Sänften. Die erste war ganz geschlossen, und in der zweiten sah er nur die weiten Beinkleider eines türkisch gekleideten Mannes.

Dagegen fiel ihm eine andere Gestalt auf, die dem Zuge zufällig folgte. Es war ein junger, hübscher Mann in sauberer und anständiger Kleidung, mit festem Schritt und stolzer, kriegerischer Haltung. John sah ihn aufmerksam an, und je mehr er ihn betrachtete, desto mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er diesen Mann kennen müsse. Er beschloß deshalb, ihn anzureden, und fragte ihn nach der Ursache dieses seltsamen Schauspiels. Der junge Mann antwortete freundlich, wußte aber John nichts Neues zu sagen. Doch betrachteten sich Beide mit steigender Aufmerksamkeit.

— Wenn ich nicht unbescheiden sein wollte, sagte der junge Mann endlich, so würde ich Sie nach Ihrem Namen fragen. Ich hatte einen Bekannten, einen Kriegsgefährten, der Ihnen täuschend ähnlich sah.

— Mir geht es ähnlich, antwortete John lächelnd. Wie hieß Ihr Freund?

— Kapitain Smith, und wir waren in Ostende zusammen, antwortete der junge Mann.

— Himmel, Du bist es, Morton! rief jetzt John, der sich plötzlich besann.

Und Beide umarmten sich voller Freude, und Morton überstürzte sich in Fragen, bis ihm John die Hand auf den Mund legte und ihm sagte, daß er nur verborgen in London lebe und daß Morton an Niemand verrathen dürfe, daß er hier sei.

— Auch nicht an den alten Brown? fragte Morton. Willst Du auch den nicht wiedersehen?

— Gewiß, antwortete John, und eben deshalb ist es mir lieb, daß ich Dich treffe. Aber ich darf nicht offen zu meinem Ohm kommen. Ich fürchte gesehen zu werden.

— Du hast vielleicht Recht, antwortete Morton. Der Alte beklagt sich ohnehin über die vielen Aufpasser vor seinem Hause und meint, es müsse eine neue Teufelei im Werke sein.

— Diese Teufelei betrifft wahrscheinlich mich, erwiederte John. Du gehst also noch oft zu meinem guten alten Ohm? Und ist denn Bertha Herbert noch bei ihm?

— Ja wohl, antwortete Morton, dessen Gesicht einen trüben Ausdruck annahm. Ich gehe noch sehr oft zu ihm, und er wird sich freuen, wenn er hört, daß Du hier bist.

— Er kann es erfahren, aber auch nur er, kein Anderer, nicht einmal Bertha. Hörst Du, ich verlasse mich auf Deine Verschwiegenheit! sagte John, ihn mit sich fortziehend. Und nun kannst Du mir einen großen Gefallen thun. Da es mir nicht gestattet ist, den alten Brown selbst aufzusuchen, so bitte ihn, zu mir zu kommen. Er wird mich im Gasthof zum „Sperber" in der Bourough heut Abend treffen, und soll nach Kapitain White fragen.

Morton versprach es zu thun, und Beide gingen noch eine Strecke neben einander. John erzählte ihm Einiges von seinen Abenteuern seit ihrer Trennung, und Morton berichtete seine eigenen Schicksale, die ebenfalls abenteuerlich genug waren. Von Rolfe wußte er nichts, und es ließ sich beinahe annehmen, daß er im Kampfe gegen die Türken gefallen sei. Doch beschloß John, sich später bei der Familie des jungen Puritaners in St. Albans zu erkundigen. Auch

über Sir Francis konnte Morton nur geringe Auskunft geben. Er hatte sich in den Kämpfen der Niederländer gegen die Spanier auf das Ruhmvollste ausgezeichnet und den Rang eines Hauptmanns erhalten. Nach der Uebergabe von Ostende an die Spanier war er nach London gekommen, hatte sich aber nicht lange bei dem alten Brown aufgehalten, sondern war zur See fortgegangen. Wohin, wußte Niemand genau. Doch glaubte man, daß Amerika sein Ziel gewesen.

John versprach seinem Freunde, ihm nächstens noch mehr Aufschlüsse über sein thatenreiches Leben zu geben, bat ihn noch einmal um die strengste Verschwiegenheit und kehrte dann nach dem „Sperber" zurück, um den Besuch des alten Waffenschmieds zu erwarten.

Dieser kam denn auch in der Dämmerung, noch immer rüstig und frisch, und hoch erfreut, seinen lieben Jungen, wie er John nannte, wiederzusehen, der so stattlich geworden war, daß der alte Brown fast mit einer Art Ehrfurcht zu ihm sprach. John merkte bald nach den ersten freudigen Begrüßungen, daß der Alte ihm etwas Absonderliches mitzutheilen habe, und in der That zog Brown bald einen Brief aus der Tasche, den er John schweigend überreichte. Die Aufschrift lautete: „An meinen guten Oheim und an meinen Bruder," und John las ihn mit klopfendem Herzen und in der größten Spannung. Er lautete:

„Nach jahrelanger Trennung, nach einem Verschwinden, das Euch unerklärlich gewesen sein wird, nach Schicksalen und Abenteuern, die an das Mährchenhafte grenzen und an die ich selbst jetzt noch kaum glaube, bin ich wieder in Eurer Nähe, und ich weiß, daß Du wenigstens noch lebst, mein guter Oheim, wenn ich auch über das Schicksal meines Bruders keine Gewißheit habe. Ich hoffe aber, er ist den Fallstricken entgangen, die man ihm gelegt hat. Es wird Euch seltsam scheinen, daß ich nicht selbst zu Euch komme, daß ich Euch diesen Brief sende, daß ich mich vor Euch verberge. Aber es geschieht nicht, um Euch durch meine plötzliche Erscheinung zu überraschen. Ganz andere und tiefere Gründe bestimmen mich zu meiner Abgeschlossenheit, die Euch räthselhaft erscheinen wird. Ich bin in England, und ich hoffe, daß Ihr in kurzer Zeit erfahren werdet, wo, aber ich darf mich Euch, ich darf mich Niemand zeigen, bevor nicht ein Werk vollbracht ist, an dessen Vollendung wir — meine Freunde und ich — arbeiten, und bevor ich nicht Gewißheit über einige Dinge habe, die für mich von großer Wichtigkeit sind. Ich weiß, daß ich zu Euch in Räthseln spreche, aber seid überzeugt, daß ich meine Gründe dazu habe. Die strengste Verborgenheit ist die erste Pflicht für mich, und deshalb bitte ich auch Euch, meine Rückkehr für Jeden außer Euch Beiden ein tiefes Geheimniß sein zu lassen. Ihr werdet begreifen, mit welcher Sehnsucht ich selbst den Augenblick herbeiwünsche, Euch wiederzusehen, und also die Gründe meiner Zurückhaltung für gewichtig halten, da sie stark genug sind, selbst meine Sehnsucht zu zügeln. Für John steht außerdem, wenn ich ihn wiedersehe, noch eine Ueberraschung bevor — und vielleicht mehr, als eine Ueberraschung, vielleicht eine glänzende Genugthuung. Mehr kann ich nicht sagen. Ich zähle die Stunden bis zu dem Augenblick, in dem ich meinem braven Ohm und meinem tapferen, großherzigen Bruder wieder in's Auge schauen kann — und ich hoffe, die Stunden sind gezählt. Bis dahin gebt Euch keine Mühe, nach mir zu forschen. Ein undurchdringliches Geheimniß umschließt mich, und es wird Euch nicht gelingen, mich zu erforschen. Lebt wohl. Möge der Zeitpunkt unseres Wiedersehens nahe sein!

Eure Mary."

John sah den alten Waffenschmied fragend an, und dieser antwortete ihm mit einem ebenso fragenden Blick und mit einem Kopfschütteln.

— Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll, sagte er. Der Brief wurde eines Tages durch einen Boten abgegeben, den nur Bertha gesehen und der sich nie wieder gezeigt hat. Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen, aber ver-

gebens. Vielleicht weißt Du mehr, John, mein Junge!

John schüttelte den Kopf und versank in tiefes Nachdenken. Vielleicht ahnte er einen Theil der Wahrheit, aber da seine Vermuthungen zu ungewiß waren, so behielt er sie für sich. Sie sprachen lange über allerlei verschiedene Möglichkeiten, ohne doch zu irgend einer bestimmten Aufklärung zu kommen. Endlich faßten sie den einzig möglichen Entschluß, ruhig zu warten, bis Mary selbst für gut finden würde, ihnen nähere Aufschlüsse zu geben, und John lenkte das Gespräch auf näher liegende Angelegenheiten und fragte nach Bertha Herbert.

— Ja, siehst Du, mein Junge, das ist eine eigenthümliche Geschichte, antwortete ihm der Alte mit bedenklichem Gesicht. Einestheils freue ich mich herzlich darüber, daß Du mir das Mädchen geschickt hast. Denn nach Mary ist mir keine lieber gewesen, und seit die alte Dorothea todt ist, sehe ich kaum ein anderes weibliches Gesicht. Es ist ein braves, gutes Mädchen, ein wahrer Engel an Sanftmuth und Geduld, und ich möchte sie ungern von mir lassen. Aber andererseits ist es doch ein Jammer für mich, sie bei mir zu sehen. Wenn nur die Vergangenheit, die böse Vergangenheit nicht wäre! Aber das Mädchen ist unglücklich für ihr ganzes Leben und wird auch nie wieder eine recht frohe Stunde haben. Die Geschichte mit dem Pagen, den Gott verdammen möge und der auch Dich in diese ganze Teufelei gebracht hat, liegt ihr immer noch schwer auf dem Herzen. Den Burschen zwar, den hat sie längst vergessen, aber nicht, daß er sie elend gemacht hat. Und das ginge wenigstens noch, wenn sie nur allein unglücklich wäre. Aber da ist der Morton, ein so braver, ehrlicher und gutmüthiger Bursche, als je England einen gesehen. Man braucht nur die Augen aufzumachen, wenn sie bei einander sind, um zu begreifen, daß sie in einander verliebt sind, wie nur jemals zwei Menschen unter der Sonne waren. Sie könnten sich auch heirathen, warum denn nicht? Der Morton ist unabhängig und hat Geld genug; um das Mädchen kümmert sich auch leider Gottes Niemand, was mir, nebenbei gesagt, recht lieb ist, denn bei mir hört sie wenigstens keine Vorwürfe. Aber nun kommt die Erinnerung an die früheren Geschichten dazwischen. Der Morton ist streng und sittlich erzogen, und es ist nicht seine Sache, so leicht ein Auge zuzudrücken. Er liebt sie, das ist gewiß wahr, aber sie zu seiner Frau zu machen, das will ihm doch wohl nicht in den Kopf. Und doch würde er es thun, ich bin überzeugt davon, wenn sie nur Ja sagte. Aber denkst Du, sie thut es? Bewahre Gott, ich glaube, er könnte auf den Knieen vor ihr liegen, sie würde doch Nein sagen. Ja, ja, das Mädchen hat Ehrgefühl, zu viel Ehrgefühl! Es hilft nichts, wenn ich ihr sage, daß sie ja damals noch ein dummes Ding war, und nicht wußte, was sie that, als sie dem Pagen folgte. Sie bleibt dabei, sie sei nun einmal ein verlorenes Wesen und könne mit keinem anderen Manne glücklich sein, weil sie immer denke, daß er ihr im Geheimen Vorwürfe mache. Und so quälen sie sich Beide ab. Sie können nicht ohne einander leben, denn wenn er einen Tag nicht kommt, so ist sie still und traurig, und wenn er sie nicht trifft, so ärgert er sich. Sie sitzen oft Stunden lang beisammen und plaudern, er thut ihr Alles zu Liebe, was er nur weiß. Aber es ist doch nichts Rechtes. Sie haben Beide einen Wurm im Herzen, und es wird niemals was Gescheites draus werden. Nun, wie Gott will. Wenn sie älter werden, werden sie sich Beide besinnen, und nicht mehr so viel Werth auf eine Jugendthorheit legen. Ich wünschte nur, Mary wäre erst wieder da. Sie würden gewiß Freundinnen werden, und Deine verständige Schwester würde ihr gut zureden! Unser Einer wird mit dem Frauenvolk doch nicht so recht fertig!

John hatte dieser Eröffnung mit Theilnahme zugehört und begriff recht gut, was in diesen beiden Herzen vorging. Dann fragte er nach Pembroke.

— Den jungen Grafen meinst Du, Deinen Freund? sagte der Alte mit einem eigenthümlichen schlauen Blinken der Augen. Nun, das ist auch anders geworden, und zwar, wie ich glaube, besser. Du weißt doch wohl, weshalb

er damals mit Dir nach Theobalds ging und so viel Antheil an Mary nahm?

— Nun, und weshalb? fragte John, der in Gedanken versunken war.

— Ei, Du wirst es recht gut errathen haben, antwortete der Alte. Er hatte der Mary ein wenig zu tief in die schönen blauen Augen geguckt, und ich glaube, Deine Schwester war ihm auch nicht ganz abgeneigt. Nun, er war ein braver Bursche, aber daraus konnte doch nichts werden, das wirst Du einsehen, und da Mary, wie es scheint, glücklich davon gekommen ist, so ist es mir gar nicht unlieb, daß sie Beide damals getrennt wurden. Der Graf hat sich auch jetzt besonnen. Er ist verlobt mit einer sehr reichen und vornehmen Dame, Franziska Howard, der Tochter des Herzogs von Suffolk, die sehr schön sein soll.

John antwortete nicht und hatte seine eigenthümlichen Gedanken über diese Sinnesänderung, die ihm nicht recht behagte. Er glaubte, daß Mary nicht die Farbe gewechselt haben würde, wenn auch ihr Zusammensein damals mit dem Piraten gegen sie sprach. Die Mittheilungen seines Oheims hatten ihn überhaupt in eine traurige Stimmung versetzt, und als der Alte nach längerem Verweilen ging, blieb er noch lange in tiefes Nachdenken versunken. Er war nun nach England zurückgekehrt, und was hatte er gefunden? Nichts als Kummer, Täuschung, Lug und Trug. Er dachte ernstlich daran, daß es vielleicht besser gewesen wäre, er hätte sein abenteuerliches Leben in fremden Ländern, wo er sich wenigstens frei und offen zeigen konnte, fortgesetzt, anstatt sich in seinem Vaterlande über die Schlechtigkeit der Menschen und über die Herrschaft des Bösen und der Gewaltthätigkeit trübe Gedanken zu machen. Er sah wohl ein, daß es schwer sei, den Bitterkeiten und Täuschungen des Lebens den ruhigen Gleichmuth des Mannes entgegenzusetzen, und mit einem Seufzer warf er sich auf sein Lager.

John hatte seinem Oheim versprochen, ihn am nächsten Tage auf dem heimlichen Wege durch die Hinterhäuser zu besuchen. Der Alte meinte, dabei sei keine Gefahr und selbst Bertha Herbert solle ihn nicht sehen. Da nun das einsame Leben im „Sperber" dem jungen Manne nicht sehr behagte, und da auch Paul Ringrose in Folge des letzten verfehlten Unternehmens sehr mißgestimmt und einsylbig war, so gab John dem Wunsche seines Oheims nach, verließ mit Anbruch der Dämmerung das Wirthshaus und erreichte bald auf dem bekannten heimlichen Wege die Wohnung des Alten.

Bertha Herbert war nicht dort, und John besprach sich lange mit dem Waffenschmied über mancherlei Dinge. Er besuchte auch die Wohnung seines Vaters, in der alle Gegenstände unverändert geblieben waren. Einzelne Sachen nahm er an sich. Er fand auch den Schlüssel, den ihm einst Lady Howard gegeben und der die Pforte im Palast von Whitehall schloß, durch welche John damals hatte entfliehen wollen. Er steckte ihn zu sich und dachte vielleicht daran, daß ihm dieser Schlüssel einst noch von Nutzen sein könne. Dann sagte er seinem Oheim Lebewohl.

Die Beiden drückten sich die Hand, als die verriegelte Hausthür durch einen plötzlichen gewaltsamen Stoß gesprengt wurde und eine Anzahl Bewaffneter eindrang. John befand sich gerade im Wohnzimmer seines Oheims. Zur Flucht blieb ihm kein anderer Weg, als die Fenster nach dem Hofe, die aber vergittert waren, oder der Ausweg durch das vordere Zimmer nach der Straße. John, der aus Erfahrung wußte, daß man die Gefahr nicht immer vermeidet, wenn man ihr entflieht, beschloß, den letzteren zu wählen, und in weniger als einer Minute befand er sich auf der Straße.

Zwei Bewaffnete standen unter den Fenstern. John stieß sie zurück und da er wohl einsah, daß er in einem längeren Kampfe nicht Sieger bleiben würde, so ergriff er die Flucht. Seine Verfolger waren jedoch dicht hinter ihm und es schienen sich Einzelne unter ihnen zu befinden, die es im Laufen mit John aufnahmen. Außerdem ließen sie ihre Pfeifen ertönen, durch welche sie ihre Genossen, die sich in allen Straßen befanden, benachrichtigten, und John sah sich oft von einer Seite verfolgt und angegrif-

fen, von der er es am wenigsten vermuthet hatte. Gehetzt wie ein Wild gelang es ihm endlich, die Londonbrücke zu erreichen, und ermattet sah er sich nach einer offenen Thür um, in der er sich hätte verbergen können. Aber es war schon spät, und alle Thüren waren geschlossen. Mitten auf der schmalen Brücke, zwischen den schmalen Häusern warf sich ihm ein riesiger Wächter entgegen, den er nur durch Anstrengung aller seiner Kräfte abschütteln konnte. Dann eilte er weiter, der Bourough zu. Da er aber fürchten mußte, sein einziges Asyl den Feinden zu verrathen, wenn er jetzt sogleich den „Sperber" aufsuchte, so bog er nach rechts, nach dem Viertel von Lambeth, ein, in der Hoffnung, dort zwischen den einzelnen Gebäuden eine Zuflucht zu finden.

Seine Verfolger waren ihm noch auf der Ferse. John bemerkte indessen jetzt ein einzeln stehendes Haus und eilte auf dieses zu. Es schien unbewohnt zu sein, Fenster und Thüren waren fest verschlossen. John bemerkte nur, daß ein Kellerfenster ein wenig offen stand und schlüpfte, ohne sich zu besinnen, in dieses hinein. Dann drückte er es hinter sich wieder zu, und befand sich nun mit klopfendem Herzen und ganz erschöpft in einem dunkeln, ihm völlig unbekannten Raume.

Er hörte, wie seine Verfolger vorübereilten, wie sie ihre Pfeifen ertönen ließen, zurückkamen, dann wieder sich zerstreuten und wieder zurückkehrten. Endlich aber wurde es still und die Wächter schienen sich zu entfernen. John schöpfte freiern Athem und öffnete das Fenster ein wenig, denn die Luft im Keller schien ihm schwül und drückend. Jetzt hörte er über sich ein Geräusch. Es schien, als ob ein Fensterladen geöffnet werde.

— Beim Kreuz, Rockwood, hörte er eine Stimme sagen, zwar leise, aber doch deutlich genug — beim Kreuz, ich glaubte, das dieses Pfeifen uns gälte!

— Ich will sterben, wenn ich nicht glaubte, daß wir verrathen seien! sagte ein Anderer. Nie hat mir ein Pfeifen gellender in die Ohren geklungen. Beim Teufel, Percy, es wäre ein schlechter Spaß, wenn wir heut noch gefaßt würden.

— Nun, sie scheinen fort zu sein, Rockwood! sagte Percy. Vielleicht spürten sie einem Gauner nach oder einem entlaufenen Gefangenen. Laß uns noch einmal lauschen, um zu hören, ob Alles still bleibt. Dann wollen wir zu den Anderen gehen und ihnen mittheilen, daß die Gefahr vorüber ist.

John hörte nun weiter nichts, als nach einigen Minuten das Schließen des Fensterladens und Tritte über sich. Das Haus war also doch nicht unbewohnt, wie er geglaubt hatte; es schien sogar sehr seltsame Bewohner zu beherbergen, die gleich ihm die Wächter zu fürchten hatten. Es war nicht unmöglich, daß es einer Gaunerbande zum Schlupfwinkel diente, und er fürchtete schon, in Hände zu fallen, die vielleicht eben so zu fürchten waren, als die seiner früheren Verfolger.

Hätte er nicht gefürchtet, in einen Hinterhalt dieser Letzteren zu fallen, so würde er den Keller sogleich verlassen haben. Die Klugheit aber rieth ihm, noch eine Zeit lang zu bleiben. Er verhielt sich ganz ruhig und still, stets bereit, durch das Fenster zu entspringen, falls der Keller zufällig von den Bewohnern des Hauses geöffnet wurde.

Das geschah nicht. Dagegen hörte John bald den Schall von Stimmen in einem benachbarten Raume. Mehrere Männer schienen mit einander zu sprechen. John war etwas verwundert darüber, daß die Unterhaltung in einem Keller geführt wurde. Er war jedoch nicht begierig, die Bekanntschaft von Dieben zu machen, und würde wahrscheinlich dem Gespräch wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenn er nicht ganz deutlich einmal den Namen Devilborn gehört hätte.

Das machte ihn stutzig. Alles, was diesen Menschen anbetraf, mußte seine Theilnahme im höchsten Grade erregen, und vorsichtig näherte er sich demjenigen Theile des Kellers, der an den Raum stieß, in dem das Gespräch geführt wurde.

Er bemerkte jetzt auch eine Spalte, durch

die ein matter Lichtschein fiel, und sah, daß dieselbe sich in einer festen Thür befand. Die Spalte gestattete ihm, einen Blick auf den anstoßenden Raum zu werfen, und er bemerkte die Köpfe mehrerer Männer, deren Gesichter ihm unbekannt waren. Bald darauf sah er jedoch auch einen anderen Kopf in dem kleinen Raume erscheinen, den er überblicken konnte, und dieser gehörte keinem Anderen, als Catesby, dem Genossen Devilborns.

— Es ist die letzte Nacht, sagte einer von den Versammelten, und mir ist doch seltsam zu Muthe! Wißt Ihr auch bestimmt, daß Alles in Ordnung ist?

— Alles, so viel ich weiß, antwortete ein Anderer, in welchem John den oben erwähnten Percy an seiner Stimme zu erkennen glaubte. Guy Fawks ist auf seinem Posten und Ihr könnt versichert sein, daß er ihn nicht verlassen wird.

— Ein furchtbarer, furchtbarer Schlag! sagte ein Anderer ernst. Die ganze Welt wird aus ihrer Ruhe aufgeschreckt werden. Noch niemals ist ein so großartiger Plan entworfen worden. Der König, die Prinzen, die Minister, Alles, was England an hohen und angesehenen Leuten besitzt, mit einem Schlage vernichtet!

John horchte auf. Das waren ja seltsame Worte! Wovon sprachen diese Leute? Handelte es sich hier um eine Verschwörung gegen das Leben des Königs und seines Hofes? Wollte diese Handvoll Leute den Kampf mit ganz England aufnehmen? Oder bildeten sie nur die Führer einer großen Partei?

— Wenn wir nicht vollständige Absolution hätten, sagte ein Anderer, so würde ich mir vielleicht ein Gewissen daraus machen.

— Nur keine solche Narretheien jetzt noch, rief Catesby. Was wir thun, thun wir für die allein seligmachende Kirche, zur Verherrlichung ihres Ruhmes und zur Wiederherstellung des wahren Glaubens in England. Kein Mittel, es sei so gräßlich es wolle, ist verdammenswerth, wenn es zu diesem Zwecke führt. Der Zweck heiligt die Mittel. Ueber den Trümmern des gesprengten Parlamentshauses wird das heilige römische Kreuz sich erheben, und die Ketzer müßten uns danken dafür, daß wir sie von ihrem sündigen Erdenleben befreien.

— Wenn nur das Pulver hinreicht! warf Percy ein.

— Es ist genug, um den ganzen Westminster-Palast, nicht blos den Parlamentssaal, in die Luft zu sprengen, sagte Catesby.

— Und ob Guy Fawks sich retten wird? fragte ein Anderer. Es scheint mir unmöglich, daß er der allgemeinen Vernichtung entgehen könne!

— Ich hoffe, er wird sich retten, sagte Catesby, und wenn nicht, so stirbt er den schönsten Tod, den Märtyrertod für den allein seligmachenden Glauben!

Es trat eine längere Pause ein. John war in der größten Aufregung. Die wenigen Worte hatten genügt, ihm hinreichende Aufklärung über das zu verschaffen, was hier vorbereitet wurde. Catesby war Katholik, und zwar ein so hartnäckiger Anhänger seines Glaubens, daß er vor keinem Mittel zurückbebte, demselben den Sieg zu verschaffen. Das wußte John von Ostende her. Nun galt zwar König Jakob allgemein für einen geheimen Anhänger und Verehrer des katholischen Glaubens. Aber daran gewöhnt, unbedingt zu herrschen, war er doch zuweilen äußerst streng gegen einzelne Forderungen der Katholiken aufgetreten, die er für nicht vereinbar mit den Rechten der Krone hielt, und war deshalb den Katholiken verhaßter geworden, wie seine Vorgängerin, die ebenfalls strenge Königin Elisabeth. War es möglich, daß die Strenge des Königs einzelnen Anhängern der katholischen Religion den wahnsinnigen Gedanken eingegeben, den König und das Parlament, das am nächsten Tage eröffnet werden sollte, in die Luft zu sprengen? Denn daß dies der Fall sein sollte, glaubte John gehört zu haben.

— Es wäre Alles ganz gut, begann Percy nach jener Pause, wenn wir nur bestimmte Zusicherungen über die Hülfe hätten, die Erzherzog Albrecht und der König von Spanien uns

zugesagt haben sollen. Ich begreife nicht, weshalb Devilborn so geheimnißvoll thut. Gegen uns braucht er nicht vorsichtig zu sein.

— Ich habe Euch die Gründe auseinandergesetzt, die meinen Freund zu seiner Zurückhaltung bestimmen, sagte Catesby. Ihr könnt nicht mehr verlangen. Ich habe heut noch mit ihm gesprochen, und er gab mir abermals die Versicherung, daß, so wie die That geschehen und das Unternehmen gelungen sei, die versprochene Hülfe nicht fehlen solle. Er sagte mir, daß er neue und ganz bestimmte Zusicherungen habe. Das muß uns genügen. Ein Mann, wie Devilborn, läßt sich nicht zwingen. Er ist klüger, als wir Alle, und weiß, was er thut.

— Eben, daß er so klug ist, gefällt mir nicht, sagte Percy. Hätte ich nicht Eure Versicherung, Catesby, so würde ich glauben, daß der schwarze Kavalier uns täuschen will. So viel glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß er die Absicht hat, uns die Vortheile des Erfolges aus den Händen zu ringen. Wir sollen ihm emporhelfen. Er ist ein schlauer Fuchs. Wenn es nicht so spät wäre, oder wenn ich wüßte, daß ich ihn träfe, so würde ich nach Whitehall hinüberfahren und selbst mit ihm sprechen. Er sollte mir schon Rede stehen!

— Das würde Euch wenig helfen! sagte Catesby. Devilborn läßt sich nicht zwingen. Ueberdieß sagte er mir, daß er den ganzen Abend in Gesellschaft des Königs zubringen müßte. Ihr würdet ihn also nicht treffen.

— Außerdem dürft Ihr nicht vergessen, daß ohne seine Unterstützung unser ganzes Unternehmen mißlungen wäre. Ein Mann, der solche Summen opfert, wie er, meint es gewiß aufrichtig. Ich bürge für ihn.

— Ja, ja, Catesby hat Recht! Percy, Ihr dürft nicht gar zu mißtrauisch sein! riefen jetzt einige Andere. Und schlimmsten Falls sind wir immer noch im Stande, es mit ihm aufzunehmen und ihn zu zwingen, zu thun, was wir wollen!

Man sprach noch weiter über diesen Gegenstand. Aber John wußte jetzt genug. Devilborn also war das Haupt, der Urheber dieser Verschwörung! John fand das ganz begreiflich. Er war stets überzeugt gewesen, daß der Spanier es mit seinen Freunden in England nicht ehrlich meine, und auch das leuchtete ihm ein, daß Devilborn sich von den Verschworenen zurückhielt, und sie nur im Geheimen unterstützte, so lange der Erfolg nicht gesichert war. Das sah dem Spanier ähnlich. Aber Johns Herz klopfte jetzt stürmischer. Jetzt war es in seine Hand gegeben, seinen Feind zu vernichten, und wenn er mit derjenigen Entschlossenheit und muthigen Kaltblütigkeit handelte, die ein so außerordentlicher Fall verlangte, so mußte der Plan, den er schnell gefaßt, gelingen. Sein Entschluß stand fest.

Er verließ sogleich den Keller und eilte nach seinem Wirthshause. Er wollte Ringrose benachrichtigen und ihn bitten, ihn bei seinem kühnen Unternehmen zu unterstützen. Mit einem solchen Genossen im Bund fühlte er sich stark genug, seinen mächtigen Feind in den Abgrund zu stürzen, in dem Augenblicke, wo er auf der letzten Staffel zu seinem höchsten Triumphe stand.

Aber das Mißgeschick schien auch jetzt seinen Plan durchkreuzen, oder ihn wenigstens zwingen zu wollen, denselben allein auszuführen. Als John sich dem „Sperber" näherte, fand er das Wirthshaus von allen Seiten umstellt. Man mußte also bereits Verdacht gefaßt haben, und John sagte sich selbst, daß er in der größten Gefahr schweben würde, wenn er dasselbe jetzt beträte. Dennoch lag ihm sehr viel daran, den Flibustier bei sich zu haben, denn allein konnte er seinen Plan kaum ausführen. Auch hielt er es für seine Pflicht, Ringrose von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Ueberlegend und unruhig stand er still.

Gleich darauf bemerkte er jedoch einen Mann, der die Borough-High-Straße herabkam und auf den „Sperber" zuschritt, und John erkannte in demselben den jungen Richards, den Sohn der Wirthin. Der junge Mann schien ebenfalls verwundert, als er die verdächtigen Gestalten um das Haus schleichen sah, und stand zögernd still. John eilte zu ihm, und bat ihn

in stürmischen Worten, Master Basil zu wecken und ihn zu bitten, in größter Eile und durch eine Hinterthür nach einer Stelle zu kommen, die er näher bezeichnete. Der junge Richards war erstaunt über Johns unruhiges Wesen, da er aber große Achtung und Verehrung vor John empfand, so willigte er ohne Zögern ein, den Wunsch desselben zu erfüllen und schritt auf den „Sperber" zu. John sah mit klopfendem Herzen, daß die Wächter auf ihn zueilten und ihn anhielten. Dann aber bemerkte er zu seiner großen Freude, daß man ihn gehen und in das Haus treten ließ. Wahrscheinlich hatten die Wächter sich überzeugt, daß er nicht die gesuchte Person sei, und John eilte nun nach jener Stelle, an der er seinen Freund erwarten wollte.

Nach ungefähr zehn Minuten erschien Ringrose. Die Eröffnungen, die ihm John in aller Eile und während er ihn mit sich fortzog, machte, setzten den Flibustier in Feuer und Flamme. Er schwor, sein Leben an das Gelingen des Planes zu setzen, den John ihm mit kurzen Worten entworfen. Wie John, so war auch er überzeugt, daß dies die einzige Gelegenheit sei, den mächtigen Gegner mit einem Schlage zu vernichten.

Sie eilten Beide nach der Gegend der London-Brücke und erhielten von einem Schiffer ein Boot, das sie zu ihrem Unternehmen nothwendig gebrauchten. Der Schweiß rieselte ihnen von der Stirne, als sie stromaufwärts über den Fluß flogen, und bald hielten sie unter den hellerleuchteten Fenstern des Palastes von Whitehall. Hier legten sie das Boot an jener Pforte an, durch welche einst Devilborn Lady Ringrose und ihre Tochter in den Palast geführt.

Zu Johns großer Freude paßte der Schlüssel, und die Pforte öffnete sich in den verrosteten Angeln. Niemand hatte sie bis dahin bemerkt, und mit raschem aber vorsichtigen Schritt drangen sie nun in das Innere des Gewölbes ein. Eine alte Laterne, die ihnen der Schiffer mitgeben, diente ihnen als Leuchte.

Aber während sie nun an die Ausführung ihres eben so schwierigen als gefahrvollen Unternehmens gingen, wollen wir einen Blick in die hellerleuchteten Fenster des Palastes selbst werfen, und die Leser um einige Stunden in unserer Erzählung zurückführen.

— — — — — — — — — —

In Whitehall war große Abendgesellschaft, zu der jedoch nur die ausgewähltesten Kreise und bevorzugte Personen eingeladen worden, so daß der Cirkel doch nur für einen beschränkten gelten konnte. König Jakob liebte derartige kleine Gesellschaften, in denen manches Wort gesagt werden konnte, das für eine größere Versammlung nicht gepaßt hätte und vielleicht hinaus ins Volk getragen worden wäre, das dergleichen hohe und herrisch-spöttische Aeußerungen nicht eben liebte.

Seine Vorgängerin, Königin Elisabeth, hatte sich gerne vom Volke bewundern lassen, und ihr Hofstaat war ein großer und prächtiger gewesen. König Jakob sah weniger Personen um sich, liebte aber die Verschwendung, und ließ gern in Gesellschaft seiner Laune den Zügel schießen. Königin Elisabeth hatte stets den Anstand und die Sitte, wenigstens öffentlich, beobachtet. Jetzt aber war es nichts Seltenes, den König und den ganzen Hof betrunken zu sehen. Damen befanden sich selten in diesen Versammlungen, und dann auch nur solche, die bereits eingeweiht waren. Die Königin besuchte diese Gesellschaften selten. Ihre Kränklichkeit hinderte sie daran. Vielleicht liebte sie es auch nicht, den König seine geistreichen und huldvollen Worte an anderen Damen verschwenden zu sehen.

Noch hatte sich die Versammlung nicht eingefunden. Die Diener rannten hin und her, und ordneten hier und dort. Mancher von den Geladenen hatte zwar schon angefragt, war aber, weil Alles noch leer war, zu seinen Freunden im Palast gegangen. Die Tafel war bereits gedeckt, die Arm- und Kronleuchter brannten. Die Weine standen in den Kühlgefäßen.

Jetzt trat Shakespeare, der Dichter, ein und wurde von dem Haushofmeister, der bereits zugegen war, freundlich empfangen, denn bei diesen Versammlungen unterließ man Ceremonien

und Förmlichkeiten. Shakespeare wunderte sich, noch Niemand zu finden, und der Haushofmeister sagte ihm, daß die Mittagstafel sehr lange gedauert habe und daß der König wahrscheinlich etwas spät erscheinen werde.

— Welche Damen werden denn hier sein, fragte Shakespeare, indem er einen Blick auf die Tafel warf. Ich sehe ja nur drei Damensessel.

— Ja, so viel ich weiß, werden auch nur Drei erscheinen, antwortete der Haushofmeister. Lady Howard, die Gräfin von Exeter und eine Freundin der Letzteren.

— Da seid Ihr falsch berichtet, bester Freund, erwiederte Shakespeare. Es kommen außerdem noch zwei Damen. Laßt also noch zwei Sessel bringen.

— Noch zwei? Ei, und ich wüßte das nicht? rief der Haushofmeister ganz erstaunt. Das ist wohl nur ein Scherz, Master Shakespeare! Wer sollte denn das sein?

— Auf mein Wort, laßt nur noch zwei Sessel bringen, sagte der Dichter lächelnd.

— Nun, so sagt mir doch, wer sie sind, flüsterte der Haushofmeister dringender. Man ist doch gern unterrichtet, und ich habe keine Ahnung davon, wer das sein könnte.

— Nun, so will ich's Euch im Vertrauen erzählen, sagte Shakespeare. Die Sache wird ja doch nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben. Es sind die beiden Türkinnen, die jetzt, wie Ihr doch wohl wißt, in London wohnen.

— Was? rief der Haushofmeister, Augen und Mund öffnend. Die beiden Türkinnen? Und das hat man mir nicht einmal gesagt? Aber ich bitte Euch um Alles in der Welt, liebster, bester Shakespeare, wie kommen denn die zu der Ehre?

— Die kommen vielleicht noch zu viel größerer Ehre, wenigstens die Eine, flüsterte der Dichter bedeutungsvoll. So wißt Ihr auch wohl nicht, daß der König sie gestern Beide insgeheim drüben in Lambeth besucht hat?

— Es ist das Erste, was ich von Euch erfahre! stotterte der Haushofmeister ganz bestürzt.

— Es sollte auch eigentlich ein Geheimniß bleiben, sagte Shakespeare ernster.

— Nein, ich bitte Euch, liebster Freund, nur kein Geheimniß für mich! rief der Haushofmeister, sich neugierig und in der größten Spannung an den Dichter drängend. Heraus mit der Sprache. Ich muß es doch wissen! Und Niemand hat mir das gesagt!

— Das hat seinen guten Grund, erwiederte Shakespeare. Der König will es geheim halten. Aber ich glaube, mit Euch, Sir, braucht man am Ende —

— Keine so großen Umstände zu machen, ganz richtig! ergänzte der Haushofmeister dringend. Ich muß ja doch Alles erfahren. Also erzählt, liebster, bester Freund!

— Nun, der König kam gestern von Royston, erzählte Shakespeare, über die Hast des königlichen Hausbeamten lächelnd, und eine seiner ersten Fragen war nach dem Türken und seinen Frauen, oder wenigstens seinen Begleiterinnen, denn wir hörten nachher, daß es nicht seine Frauen sind. Ihr wißt, der König hat so seine Eigenheiten und sonderbaren Neigungen. Der Gedanke an die schönen Türkinnen schien ihm keine Ruhe zu lassen. Zufällig war Southampton bei ihm; mich trafen sie drüben in Lambeth, und Se. Majestät hatten die Gnade, mich einzuladen, an dem Besuche Theil zu nehmen. Glücklicher Weise spricht der Türke ein ganz ausgezeichnetes Spanisch und konnte sich also mit Southampton, der ihm den Besuch des Königs meldete, ganz gut unterhalten. Wir wurden in ein Zimmer geführt, das wirklich prächtig ausgestattet war, namentlich, wenn man bedenkt, daß der Türke sich doch hier nur eine Zeit lang aufhalten will. Er ist ein hübscher, noch junger Mann, und empfing uns mit der größten Artigkeit, schien auch nicht wenig erstaunt zu sein über die unerwartete Ehre, die ihm widerfuhr. Nachher äußerte der König den Wunsch, die beiden Frauen zu sehen, und sie traten in das Zimmer, aber ganz verschleiert.

— Und sie nahmen den Schleier selbst vor Sr. Majestät nicht ab? fragte der Haushof-

meister mit verhaltenem Athem und ganz starr vor Neugierde.

— O ja, antwortete Shakespeare. Die Eine hat ein hübsches und einnehmendes, obgleich etwas finsteres Gesicht, ist auch schon über die ersten Reize der Jugend hinaus. Die Andere — Haushofmeister, ich sage Euch — nein! —

Und er hob die Augen schwärmerisch zur Decke und faltete die Hände.

— Schön? Wirklich so schön? flüsterte der Haushofmeister außer sich.

— Ach, wundervoll schön, ein wahrer Engel! sagte Shakespeare halb ernst, halb komisch, und ließ dann, als ob ihn die Erinnerung überwältige, den Kopf sinken.

Der Haushofmeister ahmte unwillkürlich die Bewegung des Dichters nach, faltete ebenfalls die Hände und schien in stumme Bewunderung versunken, obgleich er den Gegenstand derselben nicht kannte.

— Und der König? Was sagte der König? fragte er dann leise und geheimnißvoll.

Shakespeare winkte mit der Hand und blinzte mit den Augen.

— Ich glaube, der ist in sie verliebt! flüsterte er dann. Ja, ich glaube es.

— Wirklich! stotterte der Haushofmeister außer sich vor Erstaunen. Und das wußte ich nicht! Liebster Shakespeare, tausend Dank für diese Mittheilung!

— Die Ihr aber nicht sogleich an die große Glocke hängen werdet, sagte der Dichter warnend.

— Gott bewahre! Ich bin stumm, wie ein Fisch! flüsterte der Haushofmeister. Also noch zwei Damensessel, wie von Ungefähr. Wenn der König frägt, so sage ich, ich hätte mich geirrt. Aber, bester Freund, konnte er denn mit ihnen sprechen?

— O ja, sie sprachen Beide sehr gut spanisch, antwortete Shakespeare.

Der Haushofmeister schüttelte den Kopf und schien das Wunder gar nicht begreifen zu können. Da aber jetzt eine große Anzahl von Kavalieren eintrat, so trippelte er, immer noch kopfschüttelnd, fort, um die nöthigen Anordnungen zu treffen, während Shakespeare sich den Eintretenden, unter denen sich auch Southampton und Pembroke befanden, zuwandte.

Es begann nun ein allgemeineres Gespräch, während dessen sich die Gemächer mit einer Anzahl von Kavalieren füllten, die alle dem Hofe nahe standen und unter denen wir meistentheils dieselben wiederfinden, die wir bereits an der königlichen Tafel in Theobalds bemerkt haben. Den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete der sonderbare Besuch des Königs bei dem Türken, der den Meisten bereits bekannt war, und nur dem Haushofmeister hatte verborgen bleiben können, der, wie man allgemein wußte, die wichtigsten Nachrichten stets zuletzt erhielt.

Graf Hay, die Herzöge von Suffolk und Norfolk, waren bereits erschienen, und da der König sagen ließ, daß man die Tafel ohne ihn beginnen solle, da er noch mit Burleigh an der Eröffnungsrede für das Parlament arbeite, so nahm man Platz. Jetzt kamen auch Lady Howard, die Gräfin von Exeter und eine andere Dame, die zwar nicht von hoher Familie, aber bei Hofe sehr beliebt war.

Southampton, Pembroke und auch Shakespeare saßen in der Nähe der Lady Howard. Ihnen gegenüber saß Robert Carr, der Page, den seine Beliebtheit bei dem Könige zu einem Platze in dieser Gesellschaft berechtigte.

Der Graf von Southampton, ein schöner, junger Mann und bei den Damen sehr beliebt, auch ein großer Verehrer der Künste, wie sein Freund Pembroke, und ein Gönner Shakespeare's, scherzte mit Lady Howard.

— Sie wissen doch von dem gestrigen Besuche des Königs? fragte er sie lächelnd.

— Bei den Türkinnen? Gewiß! antwortete Lady Howard. Das weiß ja jedes Kind.

— Und sie fürchten nicht, eine Nebenbuhlerin zu erhalten? fragte der Graf.

— Bei wem? Meinen Sie, die Türkinnen würden auf meinen Mann einen so großen Eindruck machen? erwiederte Lady Howard spöttisch.

— Nein, ich meinte nicht Ihren Mann!

antwortete der Graf, und Alle lächelten während der Pause, die nach dieser Antwort eintrat.

— So müßten Sie sich wohl näher erklären, Graf! sagte die Herzogin.

— Nun, man kann doch nicht leugnen, daß der König sehr aufmerksam gegen Sie ist, erwiederte dieser. Auch giebt es manchen Anderen, dem die Huld der schönen Lady Howard bis jetzt nicht gleichgültig war.

— Wem eine Türkin, eine Barbarin, eine Halbwilde den Kopf verrücken kann, den mag ich gern entbehren, antwortete Lady Howard achselzuckend. Nun, Sie haben ja das Glück gehabt, Sie zu sehen, Graf. Ist sie wirklich so schön?

— Ja, wunderbar schön! antwortete der Graf ernsthaft. Ich spreche von der Einen, denn die Andere, die Aeltere hat mehr finstere, als schöne Züge. Aber die Jüngere — wirklich, ich habe nichts Aehnliches gesehen. Auch sieht sie durchaus nicht barbarisch und wild aus. Im Gegentheil, ich glaube, ich habe nie in schönere und klügere Augen geschaut.

— Graf Southampton scheint in sie verliebt zu sein! rief die Gräfin von Exeter spöttisch über den Tisch. Am Ende giebt das eine Heirath.

— Fürchten Sie nichts, schöne Gräfin, antwortete ihr Southampton. Ich weiß, was ich meinen Landsmänninnen schuldig bin. Aber ich mußte die Wahrheit sagen.

— Gewiß, sagte Lady Howard kurz, und das Gespräch wurde durch den Eintritt des Königs und Burleigh's unterbrochen, denen Devilborn nach einigen Minuten folgte. Der Eintritt des Königs brachte übrigens weiter keine Störung hervor. Das Gespräch wurde nur noch lauter, und da ein Höfling es geschickt auf den Türken zu leiten wußte, so bekannte der König sich öffentlich zu seinem Besuche, und rühmte die Schönheit der einen Türkin in Ausdrücken, die fast an Schwärmerei grenzten und die man bei dem spöttischen Könige gar nicht erwartet hatte. Dann überraschte er die Versammlung mit der Nachricht, daß er den Türken mit seinen beiden Begleiterinnen für den Abend eingeladen habe, und daß er hoffe, sie würden erscheinen.

Diese Mittheilung erregte große Sensation, und die Erwartung war so groß, daß das Gespräch in's Stocken gerieth. Man blickte oft nach der Thür. Manche gingen auch hinaus, um den fremdartigen Anblick eine Minute früher zu genießen, als die Andern. Doch kamen die Erwarteten noch immer nicht.

Dagegen meldete ein Offizier der Trabanten, daß Lord Mounteagle Se. Majestät dringend um Gehör bitte. Jakob gewährte es, da der Lord zu den vertrauteren Kreisen gehörte und bei Hofe angesehen war.

Die hastige und erschreckte Miene, mit welcher der Lord eintrat, fiel Allen auf und erfüllte die ganze Versammlung mit einiger Bestürzung. Er trat mit einer tiefen Verbeugung auf den König zu, und indem er einen Brief hervorzog, sagte er:

— Ich bitte Ew. Majestät, meine Hast und mein ungebührliches Gesuch zu dieser Stunde zu entschuldigen. Ein Brief aber, den ich soeben erhalten habe, zwingt mich dazu. Mag der Inhalt desselben eine Angelegenheit betreffen, welche es auch sei, mag er wahr oder erdichtet sein, so bin ich es doch meiner Ehre und meiner Unterthanenpflicht schuldig, Ew. Majestät davon in Kenntniß zu setzen. Doch glaube ich, daß die Sache geheimnißvoll behandelt zu werden verdient.

— Bei unserer Seele, Ihr macht uns neugierig, Lord Mounteagle! rief der König sichtlich bestürzt und warf einen Blick rings um sich. Wir sehen hier nur lauter Freunde und wie ich hoffe, treu Ergebene. Aber wir befehlen, daß Niemand unsere Gemächer verlasse, bevor wir die Erlaubniß gegeben haben.

Der Befehl wurde sogleich den Trabanten an der Thür mitgetheilt.

— Burleigh, les't uns den Brief! sagte der König, während sich Alle erwartungsvoll näher drängten.

Der Graf von Salisbury nahm den Brief und las:

„An den
höchstachtbaren Lord Mounteagle!
Mylord!
Die Liebe, die ich zu Ihnen und einigen Ihrer Freunde hege, macht mich besorgt für Ihre Erhaltung. Deshalb gebe ich Ihnen den Rath, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, an einen Vorwand zu denken, der es Ihnen möglich macht, der Eröffnung des Parlaments nicht beizuwohnen. Denn Gott und die Menschen haben sich vereint, die Schlechtigkeit dieser Zeit zu bestrafen. Verachten Sie diesen Rath nicht, sondern begeben Sie sich auf Ihr Landgut, wo Sie das Ereigniß in Sicherheit abwarten können. Zwar ist kein Schein von Aufregung zu bemerken, aber das Parlament wird einen furchtbaren Schlag erhalten, ohne daß man weiß, woher er kommt. Verachten Sie diesen Rath nicht. Er kann Ihnen nicht schaden, sondern nur nützlich sein, denn die Gefahr ist in eben so kurzer Zeit vorüber, als Sie brauchen, um diesen Brief zu verbrennen.*) Ich hoffe, Gottes Gnade wird Sie in den Stand setzen, meinen Rath zu benutzen, und in Gottes Schutz empfehle ich Sie."

— Bei der Seele unseres Körpers! rief der König, erschreckt um sich blickend, als Burleigh den Brief gelesen hatte, was soll das heißen?

Die Höflinge machten lange und ängstliche Gesichter; aber Keiner schien zu wissen, was er von diesem sonderbaren Briefe halten solle. Nur Devilborns Gesicht wurde finster, und wenn Jemand daran gedacht hätte, ihn in diesem Augenblick zu betrachten, so würde er die vorübergehende Bläſſe auf seinem Gesichte bemerkt haben. Doch stand er still und unbeweglich neben Burleigh.

— Wer hat Euch diesen Brief geschrieben, Lord Mounteagle? fragte Jakob jetzt.

— Sire, ich habe keine Ahnung und weiß auch nicht, wer es gewesen sein könnte, antwortete der Lord. Der Brief wurde mir, wie er ist, von einem Diener überbracht, den Niemand gekannt und Niemand seitdem wiedergesehen hat.

— Das ist eine seltsame Geschichte, sagte der König mit unsicheren Blicken und offenbar bemüht, eine Erklärung zu finden. Burleigh, was denkt Ihr davon?

— Sire, ich bin bemüht, in dem Briefe selbst die Aufklärung des Räthsels zu finden, antwortete der Graf von Salisbury, die Augen auf das Papier gerichtet.

— Wenn Ew. Majestät mir eine Meinung erlauben, sagte Devilborn jetzt, so möchte ich glauben, daß man den ehrenwerthen Lord Mounteagle durch ungewisse Drohungen auf sein Landgut locken will, um vielleicht während seiner Abwesenheit irgend etwas in seinem Hause auszuführen oder ihn zu berauben.

Der König sah auf und blickte seine Vertrauten der Reihe nach an. Einzelne schienen geneigt, der Ansicht Devilborns beizustimmen, Andere schüttelten den Kopf.

— Ich erlaube mir, Ew. Majestät auf zwei Ausdrücke aufmerksam zu machen, sagte jetzt der Graf von Southampton, der über Burleighs Schulter in den Brief gesehen hatte. Es ist die Rede von einem furchtbaren Schlage, der gegen das Parlament geführt werden soll, und von dem Niemand weiß, woher er kommt. Ferner heißt es, die Gefahr würde eben so schnell oder eben so bald vorüber sein, als man den Brief verbrannt habe. Es ist also von einer Unternehmung gegen das Parlament die Rede, die morgen schon stattfinden soll, und zwar von einer Unternehmung, die sehr rasch und unerwartet ausgeführt werden soll.

— Bei der Seele unseres Körpers, das ist wahr! rief der König, auf dessen Gesicht sich eine steigende Aengstlichkeit offenbarte. Es ist doch nicht etwa von einer Verschwörung die Rede, die gegen das Parlament oder gar gegen uns gerichtet ist?

— Ich wundere mich, sagte Devilborn leise zu Burleigh — aber doch so laut, daß der König es hören konnte — ich wundere mich, daß Lord Mounteagle Seine Majestät mit dieser

*) Englisch: as soon, as you have burnt this letter. Kann heißen: So bald Sie diesen Brief verbrannt haben, oder: So schnell, wie Sie ihn verbrannt haben.

Sache behelligt, die vielleicht von gar keinem Werthe ist.

Die Antwort oder sonstige Bemerkungen wurden durch die Meldung eines Trabanten unterbrochen, daß ein Herr mit zwei verschleierten Damen auf Grund einer Einladung Sr. Majestät den Eintritt verlange.

— Das ist der Türke! rief der König lebhaft und sichtbar erfreut, sich mit etwas Anderem beschäftigen zu können. Man führe ihn sogleich herein!

Die Neugierde, die Fremden zu sehen, war so groß, daß der Brief für die nächsten Minuten vollständig vergessen wurde. Die Flügelthüren öffneten sich und zwei dicht verschleierte Damen traten in das Gemach. Ihnen folgte ein Türke, prächtig gekleidet. Weiter zurück sah man einige Mohren, die einen raschen Blick auf das Zimmer warfen, dessen Thür sogleich geschlossen wurde.

Der Türke verneigte sich ehrerbietig, indem er die Arme kreuzte. Die Damen verbeugten sich nach englischer Sitte. Auf einen Wink des Königs gingen der Graf von Southampton und Graf Carlisle ihnen entgegen und führten sie nach den Sesseln, die für sie bestimmt waren, unmittelbar in der Nähe des Königs.

Das Alles war bis jetzt schweigend geschehen, und die Neugierde und Erwartung der Höflinge war so groß, daß man nicht einmal zu flüstern wagte.

— Die Königin von Saba naht sich, den Salomo unseres Jahrhunderts zu begrüßen! sagte jetzt Shakespeare halblaut in spanischer Sprache.

— Bei der Seele unseres Körpers, ein guter Gedanke! rief der König lächelnd. Und wenn es die weise Königin von Saba ist, die uns ihre Huldigung darbringen will, weshalb sollten wir keinen Gebrauch von ihrer Weisheit machen?

— Man brauchte sie ja nur den räthselhaften Brief deuten zu lassen! sagte einer von den Höflingen etwas spöttisch. Das wäre ein Meisterstück.

Die beiden verschleierten Damen standen neben ihren Sesseln.

— Werdet Ihr nicht erlauben, daß sie den Schleier ablegen? fragte der König jetzt den Türken.

Dieser machte ein bejahendes Zeichen. Die Eine hob ihren Schleier. Ein bewundernder, erstaunter Ruf flog durch das Gemach. Der König lächelte befriedigt. Burleigh fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Devilborn zuckte zusammen. Lady Howard durchbohrte die Fremde fast mit ihren Blicken. Graf Pembroke sprang von dem Sessel auf, auf dem er bisher gesessen, und wurde blaß und roth.

Die großen und blauen Augen der Fremden schweiften langsam über die Versammlung. Sie stand da wie eine Königin, die ihre Höflingsschaar musterte. Allen erstarb das Wort fast auf der Zunge. Die gewandten Redner, die klugen Höflinge verstummten vor der Majestät dieser Erscheinung. Nur Shakespeare lächelte still und befriedigt vor sich hin, wie Einer, der mehr weiß, als er verrathen will.

— Irre ich mich nicht, sagte jetzt die Fremde mit glockenheller Stimme und in spanischer Sprache, während sie ihre Blicke auf den König richtete, so sprach man von einem Briefe, der zu deuten sei; die Frauen des Morgenlandes sind erfahren im Deuten.

— Ja, bei unserer Seele, so ist es, sagte der König, der ebenfalls nicht recht zu wissen schien, wie er eine Unterredung anknüpfen solle. Doch glaube ich kaum, daß Ihr das Räthsel lösen könnt. Auch ist der Brief in englischer Sprache geschrieben.

Ohne eine weitere Erlaubniß nahm die Fremde den Brief aus den Händen Burleighs, der sie unverwandt anstarrte, und las ihn flüchtig durch.

— Ich werde ihn in Eurer Sprache erklären, sagte sie dann, während ihre Blicke wieder über die Versammlung schweiften und nur einen Augenblick auf Devilborn weilten.

— Kennt Ihr denn unsere Sprache? rief der König erstaunt.

— So viel als nöthig ist, ja! antwortete die Fremde.

Dann, nach einem Augenblicke des Schwei-

gens, während Alle sie verwundert anschauten und nicht wußten, was sie davon denken sollten, fuhr sie fort:

— Dieser Brief besagt, daß morgen ein Schlag gegen das Parlament geführt werden soll und daß der Schlag ein furchtbarer und rascher sein soll. So ist es in der That. Einige Anhänger der katholischen Religion, mit Namen: Catesby, Thomas Percy, John Graunt, Christoph Wright, Ambrosius Rockwood, Francis Tresham, Guy Fawks und einige Andere haben den verruchten Plan gefaßt, das Parlament morgen, zur Stunde der Eröffnung, wenn Se. Majestät die Thronrede verliest und die Minister und die Mitglieder beider Häuser im Saale von Westminster versammelt sind, mit Pulver in die Luft zu sprengen, das in den Gewölben unter dem Parlamentshause verborgen ist, und zu gleicher Zeit den Prinzen Karl zu tödten und die Prinzessin Elisabeth gefangen zu nehmen. Einer von den Verschworenen, Guy Fawks, ist bereits in dem Gewölbe verborgen, um die Mine anzuzünden, ein anderer, Francis Tresham, hat diesen Brief geschrieben, um seinen Verwandten, Lord Mounteagle, von dem allgemeinen Verderben zu retten. Die Verschworenen befinden sich in einem Hause, drüben in Lambeth, der größte aller Verbrecher aber, derjenige, der die Verschwörung angestiftet, befindet sich mitten unter Euch. Dort steht er! In Spanien nannte er sich Pedro Zitano, in England hat er den Namen Devilborn angenommen.

Dabei zeigte sie auf den Kavalier, und ihr Auge, das bis jetzt ruhig und fast verklärt, wie das einer Seherin, geglänzt hatte, schleuderte einen Flammenblick auf Devilborn, der trotz der Mühe, die er sich gab, ruhig zu scheinen, erbleichte und dessen Hand zitterte.

Es wäre unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, den diese Eröffnung der Fremden auf die ganze Versammlung machte. Alle waren bleich und starr vor Erstaunen. Der König hielt sich zitternd an seinem Stuhl, und als die Fremde ihre Hand gegen Devilborn erhob, griff die Mehrzahl unwillkürlich nach ihren Schwertern, während Andere scheu von dem Manne zurückwichen, der eines so großen Verbrechens angeklagt wurde.

Der Graf von Salisbury war der Erste, der seine Geistesgegenwart erlangte. Er richtete einen Blick auf Devilborn, und dem scharfen Auge des Staatsmannes entging die Veränderung nicht, die sich in den Zügen des Kavaliers offenbarte. Seine Miene wurde düster, und das Bewußtsein seiner hohen Stellung und der Pflicht, die ihm oblag, schien ihn mit einem gewissen Stolze zu erfüllen.

— Das ist eine schwere, eine sehr wichtige Anklage, Mylady! rief er, gegen die Fremde gewendet, während er zu gleicher Zeit einzelnen Kavalieren zuwinkte, sich in Devilborns Nähe zu stellen. Womit könnt Ihr sie beweisen?

— Ich werde vollgültige Beweise für alle meine Behauptungen anführen! antwortete der Fremde. Für meine erste Aussage, daß dieser Mensch ein Spanier sei und Pedro Zitano heiße, stelle ich diese Zeugin.

Und dabei zeigte sie auf ihre Begleiterin, die jetzt den Schleier fallen ließ und ihre schwarzen Augen funkelnd auf Devilborn richtete.

Der Kavalier zuckte zusammen. Seine eiserne Festigkeit schien ihn zu verlassen. Er senkte den Blick und seine Lippen bebten.

— Das ist ein schändlicher Plan, ersonnen, um mich zu verderben! stieß er dann heftig heraus.

— Ein Plan ist es, ja, antwortete die Fremde, aber nicht ersonnen, um Euch zu verderben, sondern um Eure Schandthaten der Welt zu enthüllen. Graf von Salisbury, es ist Eure Pflicht, meine Aussagen zu benutzen.

— In der That, ja, Ihr habt Recht! rief Burleigh. Die Hauptleute Knevet und Topcliffe sollen sogleich abgeschickt werden, um die Gewölbe unter dem Parlamentshause zu untersuchen und falls sie dort irgend eine verdächtige Person finden, sie zu verhaften.

Diese Worte waren an einen Kavalier gerichtet, der sich sogleich entfernte.

— Was das einsame Haus in Lambeth anbetrifft, sagte die Fremde jetzt, in welchem

sich die anderen Verschworenen befinden, so werde ich dasselbe nachher genauer bezeichnen. Für's Erste frage ich Lord Mounteagle, ob er nicht einen Verwandten besitzt, der Francis Tresham heißt?

— Dem ist allerdings so, sagte der Lord, und es ist mir auch nicht unbekannt, daß sich derselbe zu der katholischen Partei hält.

— Er hat den Brief geschrieben, um Euch zu retten, sagte die Fremde.

— Wir träumen! rief der König, der sich erst jetzt von seinem Schreck und von seiner Verwirrung zu erholen schien. Jedenfalls seid Ihr keine Türkin, Mylady, und Ihr habt uns getäuscht.

— Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, sagte die Fremde, und als einzige Belohnung für das wichtige Geheimniß, das ich Ew. Majestät entdeckt, bitte ich um Nachsicht wegen der nothwendigen List, die ich angewendet habe. Ohne diese wäre es nicht möglich gewesen, einen Verräther, wie Devilborn, zu entlarven.

— Die sei Euch gewährt! rief Jakob. Aber bei der Seele unseres Körpers, wir begreifen noch nichts von dieser ganzen Angelegenheit. Man hat uns in die Luft sprengen wollen mit sammt dem Parlamente! Eine unerhörte Frevelthat! Und der Verräther befindet sich mitten unter uns? Vielleicht hat man die Absicht, selbst diesen Saal in die Luft zu sprengen!

Und der ängstliche Monarch schien Willens, aufzuspringen und fortzueilen.

— Ich glaube nicht, daß dies die Absicht der Verschworenen ist, sagte die Fremde. Ew. Majestät können deshalb unbesorgt sein.

— Und er ist noch frei? Man schlage ihn in Fesseln! rief Jakob, auf Devilborn zeigend.

— Majestät! rief dieser, einige Kavaliere zurückdrängend, die Miene machten, den Befehl des Königs auszuführen — Majestät, ist es möglich, daß Sie den verleumderischen Worten einer fremden Abenteuerin Glauben schenken?

— Ich bürge für das Wort dieser Dame! rief jetzt der Fremde, der nach Art der Türken gekleidet war. Wie meine Begleiterin bitte ich Se. Majestät um Gnade und Nachsicht wegen der List und der Verkleidung, die wir gebraucht haben, und da ich Se. Excellenz den Gesandten Spaniens, den Grafen von Gondemar in dieser ehrenwerthen Versammlung sehe, so bitte ich ihn, zu bestätigen, daß das Wort Don Manuels de Castro über jeden Zweifel erhaben ist.

— Don Manuel de Castro ist der Sohn einer der ältesten und angesehensten Familien Spaniens, sagte der Graf von Gondemar, und wenn er es ist, den ich die Ehre habe vor mir zu sehen, so habe ich keinen Grund, an seinem Worte zu zweifeln.

— Was habt Ihr darauf zu erwiedern, Devilborn? rief der König zornig.

— Nichts, Majestät, als daß ich unschuldig und wahrscheinlich das Opfer einer Intrigue bin, deren Grund und deren Absicht ich nicht errathen kann.

— So will dieser Elende mich Lügen strafen? rief Don Manuel de Castro zornig. Ich würde ihn zur Rechenschaft ziehen, befänden wir uns nicht in der Gegenwart Sr. erlauchten Majestät des Königs.

— Ruhig, mein Freund! rief Jakob. Wir zweifeln nicht an Euren Worten, obgleich uns Alles noch unverständlich ist.

— Jedenfalls müssen wir den Erfolg der Untersuchung im Gewölbe abwarten, ehe wir uns eine Meinung über diese außerordentlichen Vorfälle bilden können, sagte jetzt der Graf von Salisbury.

— Ein Gang nach meinem Zimmer wird genügen, Excellenz, um mir Beweise für meine Unschuld zu verschaffen, rief Devilborn, der mit sichtlichen Anstrengungen bemüht war, seine Ruhe wieder zu gewinnen.

— Ihr werdet dieses Zimmer nicht verlassen, Sir! sagte Burleigh finster und mißtrauisch.

Devilborn preßte die Zähne zusammen, und es trat eine Pause ein, wie wohl selten eine solche in dieser sonst so fröhlichen Gesellschaft stattgefunden. Man las die bange, ängstliche Erwartung, die Neugier, das Staunen auf allen Gesichtern. Die Blicke richteten sich abwechselnd auf die schöne Fremde, die ruhig und mit halb gesenkten Augen dem König gegenüber

stand, auf ihre düsterblickende Gefährtin, auf den König, der in sichtlicher Verwirrung war, und auf Devilborn, hinter dessen kalten, trotzigen Zügen alle Leidenschaften kämpften. Pembroke und Burleigh wurden weniger beachtet, und doch verdienten auch sie alle Theilnahme. Die Blicke des jungen Grafen flogen unsicher, hastig, prüfend und verwirrt zu der Fremden hinüber, während Burleigh sie mehr mit einem Gefühle von Mißtrauen und Zweifel betrachtete.

— Man läßt uns lange warten! unterbrach der König endlich das Schweigen.

Aber in demselben Augenblicke meldete man, daß die Hauptleute Knevet und Topcliffe von ihrer Sendung zurückgekehrt seien.

— Wir wollen sie sogleich sprechen! rief der König, und Alles harrte in stummer Erwartung.

Die Hauptleute erschienen, und schon auf ihren Gesichtern las man, daß sie Wichtiges zu berichten hatten. Sie meldeten, daß ihnen ein Mann aus den Gewölben des Parlaments entgegengetreten sei, als sie im Begriff gewesen, in dieselben hinabzusteigen. Bei seiner Verhaftung habe er zuerst Widerstand geleistet und sich dann für den Diener eines Kaufmanns ausgegeben, der ein Kohlenlager in dem Keller habe. Bei der Durchsuchung des Kellers selbst habe man über dreißig Fässer mit Pulver gerade unter dem Parlamentssaale und eine brennende Lunte daneben gefunden.

Ein Ausruf des Abscheues entfuhr der ganzen Versammlung. Der König erbleichte und haschte mühsam nach Athem.

— Dieser Frevler! dieser Mörder! rief er außer sich. Also ist er gefangen? Hat er Waffen bei sich? Ihr habt sie ihm abgenommen? Gut! Man führe ihn sogleich vor uns! Wir wollen diesen Mörder sehen! Nun, Devilborn?

Dabei wandte er sich mit drohendem Auge zu dem schwarzen Kavalier.

— Wenn Ew. Majestät mir erlauben, so werde ich sprechen, sagte dieser finster.

— Wir wollen erst den Mörder hören! sagte der König.

Gleich darauf führten die Trabanten einen Mann in den mittleren Jahren, von starkem, kräftigem Wuchse, mit düsterem, drohendem und entschlossenem Gesichte, in den Saal. Man sah kein Zeichen von Furcht oder Angst auf seinem stark gezeichneten Gesichte. Im Gegentheil, seine Haltung war stolz, fast drohend, und der König erschrak unwillkürlich, als er ihn erblickte.

— Wie ist Dein Name? herrschte ihn Jakob an.

— Johnson, antwortete der Gefangene. Ich bin der Diener eines Kaufmanns.

— Du lügst! rief der König. Dein Name ist Guy Fawks. Was bist Du?

— Ein Verschworener! lautete die rauhe, kurze Antwort.

— Das wissen wir! rief der König zornig. Welches war Deine Absicht?

Der Gefangene schwieg und sah finster vor sich hin.

— Die Folter wird ihn sprechen lehren! sagte der Graf von Salisbury.

— Ich fürchte die Folter nicht, antwortete der Gefangene verächtlich. Ich bedauere nur, daß mein Unternehmen nicht gelungen ist.

— Und welches war Dein Plan, Bube? fragte der König erbittert.

— Ich wollte die schottischen Bettler in die Berge zurücksprengen, aus denen sie hergekommen! antwortete der Gefangene trotzig und verächtlich.

— Ein verstockter Bösewicht! rief Jakob, zitternd vor Wuth. Und glaubtest Du nicht, daß der Himmel Dich strafen würde für ein solches Verbrechen?

— Ich erwartete im Gegentheil den Lohn des Himmels, antwortete Guy Fawks. Ich wollte der allein seligmachenden Kirche einen Dienst leisten.

— Und welches sind Deine Mitverschworenen, Elender? fragte Jakob.

Guy Fawks schwieg verdrossen und finster.

— Devilborn hat sie uns bereits genannt, sagte der Graf von Salisbury.

Ein kurzes Ha! und ein rascher Blick verriethen der Versammlung, daß der Name De-

vilborn dem Verbrecher nicht unbekannt war. Auch der schwarze Kavalier ward durch diese List des Grafen zu einem kurzen Ausruf verleitet, besann sich dann aber sogleich und suchte eine ruhige und gleichgültige Haltung anzunehmen.

Doch hatte Burleigh bereits einen Wink gegeben. Vier Kavaliere, die Hand an den Griff ihres Degens gelegt, umstanden Devilborn und waren bereit, in jedem Augenblick ihn zu entwaffnen und unschädlich zu machen.

— Zwei Männer bitten dringend um die Gnade, vor dem Angesichte Ew. Majestät erscheinen zu dürfen, meldete jetzt ein Hauptmann.

— Wenn ihre Mittheilung mit diesem Ereignisse in Verbindung steht, so sei es ihnen gewährt, antwortete der König. Sonst nicht!

Dann wechselte er einige Worte mit Burleigh und Guy Fawks wurde abgeführt. Schon vorher hatte Burleigh einige Worte mit der Fremden gewechselt, und nachdem diese eine Beschreibung von dem einsamen Hause in Lambeth gegeben, in welchem die Verschworenen sich befinden sollten, verließen die Hauptleute mit dem Gefangenen zugleich den Saal, um nach Lambeth überzusetzen und auch die anderen Verbrecher aufzusuchen.

— Ihr habt uns einen großen, einen sehr großen Dienst erwiesen! rief der König jetzt, zu der Fremden gewendet. Ihr habt uns und das Parlament gerettet. Und Ihr behauptet immer noch, daß dieser spanische Kavalier hier, dieser Devilborn, der Urheber dieser entsetzlichen Schandthat sei?

— Ich behaupte es immer noch, Majestät! antwortete die Fremde ruhig.

Alle Blicke wandten sich jetzt auf Devilborn, um dessen Lippen ein verächtliches Lächeln spielte, das wahrscheinlich seine innere Erregung verbergen sollte.

— Erlauben mir Ew. Majestät zu sprechen? sagte er ehrerbietig.

— Wir wollen hören, was Ihr vorzubringen habt! erwiederte König Jakob.

— Ich will und muß meinen Fehler nun eingestehen! sagte Devilborn mit der Miene der tiefsten Ergebenheit. Ich bereue ihn, aber ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, denn was ich gethan, hatte seinen Grund nur in meinem Eifer für das Wohl meines erhabenen Königs und des Parlaments. Ich kannte diese Verschwörung, Majestät, ich kannte ihren Plan und ihren Zweck. Durch meine Verbindungen mit Spanien hatte ich erfahren, daß ein verruchtes Komplott geschmiedet worden sei, um den Untergang Ew. Majestät und des Parlamentes herbeizuführen. Ich gestehe, daß es meine Pflicht gewesen wäre, sogleich Anzeige von diesem Komplott zu machen. Aber jeder Mensch hat Schwächen, und ich bekenne, daß ich den Ruhm der Entdeckung desselben für mich allein in Anspruch nehmen wollte, wie es mir auch gebührte. Wohl wissend, daß die Verschworenen nicht eher überführt werden könnten, als bis sie auf frischer That ertappt wären, und genau mit allen Einzelnheiten des Planes bekannt, beschloß ich, die Verschwörung bis zur letzten Reife gedeihen zu lassen und erst in dieser, der letzten Nacht, Ew. Majestät die schuldige Anzeige zu machen. Andere sind mir zuvorgekommen und haben sich bemüht, auch mich in den Augen Ew. Majestät zu verleumden. Aber obgleich der Schein gegen mich sein könnte, so schwöre ich, daß meine Absicht diejenige war, die ich so eben genannt, und daß ich diese Nacht zur Verhaftung jener elenden Verbrecher und zur Entdeckung des Komplotts bestimmt hatte. Wenn ich schuldig bin, so lange geschwiegen zu haben, so will ich die Strafe tragen, die ich wegen meines Ehrgeizes und wegen der Absicht, die Vortheile dieser Entdeckung allein in Anspruch zu nehmen, verdiene. Ich bereue diesen Fehler tief. Wenn aber die Verleumdung es gewagt, aus meiner Mitwissenschaft um das Komplott den Schluß zu ziehen, daß ich als thätiger Theilnehmer in dasselbe verwickelt sei, so muß ich ernste Einsprüche dagegen erheben, und werde die Verleumder, wenn sie in ihren grundlosen Anklagen fortfahren, zu strenger Rechenschaft ziehen. Meine Seele und meine Hand sind rein bei diesem fluchwürdigen Komplott, das ich nur

zur Reife gedeihen ließ, um es mit einem Male zu vernichten.

— Burleigh, was meint Ihr zu dieser Rede? fragte der König den Grafen von Salisbury, der, wie Alle, erstaunt war und aufmerksam zugehört hatte.

— Sagt Ihr die Wahrheit, Sir? fragte der Graf streng. Bedenkt, daß eine genaue Untersuchung eingeleitet werden wird und daß diese Aussage, falls sie erdichtet wäre, Euch nur zum Schaden gereichen könnte.

— Ich sage die volle Wahrheit, Excellenz, antwortete Devilborn zerknirscht und reuig.

— Er lügt! ertönte jetzt eine volle und starke Stimme aus dem Hintergrunde des Saales.

Alle Blicke richteten sich dorthin. Ein junger Mann, gefolgt von einem älteren, trat näher an den Tisch. Er trug ein Käſtchen in der Hand.

Als ihn Devilborn erblickte, schrak er zusammen und seine Hand zuckte nach dem Dolch, den er an der Seite trug. Auch Burleigh und Pembroke schienen überrascht. Die Augen der Fremden leuchteten ebenfalls heller auf.

— Wer seid Ihr? fragte der König den jungen Mann.

— Ich bin ein Engländer und getreuer Unterthan Ew. Majestät! antwortete dieser. Durch einen merkwürdigen Zufall, dessen Erzählung mir die Gnade Ew. Majestät vielleicht später gestatten wird, gelangte ich heut Abend zu der Entdeckung, daß ein entsetzliches Komplott gegen das Leben Ew. Majestät, der königlichen Prinzen, der Minister und der Mitglieder beider Häuser geschmiedet wäre. Zugleich erfuhr ich, daß dieser Mann, Devilborn genannt, der Urheber desselben sei, aber sich kluger Weise so sicher gestellt habe, daß es schwer sein würde, ihm seine Mitschuld zu beweisen. Getrieben von meinem Eifer für das Wohl Ew. Majestät, zugleich angestachelt von meinem Hasse gegen diesen Menschen, dessen Ungerechtigkeiten mich seit langer Zeit verfolgt haben, faßte ich den Entschluß, Ew. Majestät das Komplott zu entdecken und zugleich diesen Verräther zu entlarven. Es gelang mir, mit einem Freunde in die geheime Wohnung Devilborns zu dringen und dort die vollgültigen Beweise für seine Schuld aufzufinden. Sie sind in diesem Käſtchen enthalten, das ich Ew. Majestät hiermit ehrfurchtsvoll überreiche.

Er trat an den Tisch und Burleigh nahm das Käſtchen und warf einen raschen und scharfen Blick auf die Papiere. Das allgemeine Staunen war wo möglich noch größer geworden. Die Kavaliere hatten bereits ihre Degen gezogen und Devilborn umstellt, dessen Gesicht abwechselnd leichenblaß wurde und dann wieder in Fieberröthe flammte, und dessen Blicke irr über die Versammlung schweiften.

— Unerhört! Unerhört! murmelte König Jakob. Der Himmel hat uns sichtbar in seinen Schutz genommen! Was enthalten die Papiere, Burleigh?

— Es ist mir nicht gestattet, den Inhalt derselben vor einer so großen Versammlung mitzutheilen, antwortete der Großschatzmeister. Aber sie tragen den Stempel der Aechtheit und beweisen mehr als nöthig ist, um die sofortige Verhaftung und strenge Gefangenhaltung dieses Mannes zu rechtfertigen. Es scheint in der That, als wäre er der Anstifter dieser Verschwörung, und es wäre leicht möglich, daß wir in allen Stücken freventlich von ihm hintergangen worden.

— Excellenz, rief Devilborn, einen finsteren Blick auf den Großschatzmeister schleudernd, bedenken Sie, was Sie thun. Ich werde mich rechtfertigen, und —

— Schweigt, herrschte ihn Burleigh an. Er soll sogleich in den Tower geführt und im strengsten Gewahrsam gehalten werden! Niemand darf mit ihm sprechen! Fort mit ihm.

Die Kavaliere, unterstützt von den herbeigeeilten Trabanten, ergriffen Devilborns Arme und zogen den Sträubenden mit sich fort. Er warf einen letzten Blick tödtlichen Hasses auf den jungen Mann, der seine Pläne verrathen, und einen anderen drohenden auf Burleigh. Dann verschwand er.

Für die nächsten Minuten folgte eine tiefe Pause. Die Ereignisse waren zu groß, zu fürch-

terlich gewesen, zu überraschend eingetreten, als daß nicht Jeder mit seinen eigenen Gedanken hätte beschäftigt sein sollen. Der König sah mit einer Art von Abspannung und Nachdenken vor sich hin. Die Höflinge flüsterten. Der junge Mann, der das Kästchen gebracht hatte, stand mit seinem Begleiter in bescheidener Entfernung. Graf Pembroke hatte sich ihm genähert.

— Seid Ihr es, John? flüsterte er ihm zu. Wie kommt Ihr hierher?

— Ich bin es! antwortete der junge Mann, und drückte die Hand, die ihm der Graf reichte.

— Und wer ist das? fragte Pembroke kaum hörbar und zeigte auf die Fremde.

John Smith hatte dieselbe bisher nur undeutlich sehen können, da ihr Gesicht ihm halb abgewendet war und andere Kavaliere zwischen ihm und ihr standen.

— Mary, rief er jetzt plötzlich, fast erschrocken, das ist ja Mary!

Pembroke zuckte zusammen, und der Ruf war so deutlich gewesen, daß Alle ihn gehört hatten, und auf den jungen Mann schauten. Burleigh senkte die Augen.

— Was ist das? sagte der König. Kennt Ihr diese fremde Dame?

— Ja, Majestät, es ist meine Schwester, Mary Smith! antwortete John. Was mich selbst anbetrifft, so würde ich mich glücklich schätzen, wenn das vortreffliche Gedächtniß Ew. Majestät sich meiner gnädigst erinnerte. Ich kämpfte als Kapitain Smith in den Niederlanden gegen die Spanier, in Ungarn gegen die Türken, später auch in Marokko, und nur die Feindschaft, mit welcher jener spanische, England und seiner Religion feindlich gesonnene Kavalier mich verfolgte, verhinderte mich, nach meinem Vaterlande zurückzukehren und Ew. Majestät meine Dienste anzubieten.

— Die wir nicht ausschlagen werden! fügte der König hinzu. Wir erinnern uns Eures Namens sehr wohl, Kapitain Smith, und höchst ehrenwerthe Kavaliere haben oft mit großer Achtung von Euch gesprochen. Ihr sollt mir in kurzer Zeit Eure Abenteuer und Kriegsfahrten berichten. Wir bekennen aber, daß unsere Neugier in Betreff Eurer Schwester noch größer ist, um so mehr, da es den Anschein hat, als ob der Zufall Euch Beide hier vereint habe.

— Ew. Majestät haben es errathen, sagte Mary. Ich ahnte nicht, daß ich meinen Bruder hier finden würde. Und was den gnädigen Wunsch Ew. Majestät anbetrifft, meine Schicksale kennen zu lernen, so kann es für mich nur schmeichelhaft sein, demselben zu genügen. Doch müßte ich Ew. Majestät bitten, die Erfüllung desselben huldreichst auf eine andere Stunde zu verschieben.

— Gewiß, Ihr habt Recht! rief der König. Es ziemt Euch nicht, über Euer Leben vor so vielen Männern zu sprechen, und wir gewähren Euch den Wunsch, vor uns zu erscheinen, wann und zu welcher Stunde Ihr wollt. Auch haben wir jetzt an andere Dinge zu denken, und vor allem Gott zu danken, daß wir einer so furchtbaren Gefahr glücklich entgangen sind. Wir werden nie vergessen, wie viel Ihr dazu beigetragen habt, und unsere Huld soll Euch und Eurem Bruder für alle Zeiten zugesichert sein. Auch werden wir nicht anstehen, Euch Beiden billige Wünsche zu gewähren um Euch unsere königliche Dankbarkeit zu zeigen.

— Ich danke Ew. Majestät unterthänigst, sagte Mary, und überlasse es meinem Bruder, von Eurer Königlichen Huld Gebrauch zu machen.

— Es ist keine thörichte Ueberhebung meinerseits, sagte jetzt John, sich tief verneigend, wenn ich keinen anderen Lohn für das, was ich gethan, in Anspruch nehme, als das Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt und ein furchtbares Unglück von meinem Vaterlande abgewendet zu haben. Wenn ich eine Bitte habe und vortragen darf, so betrifft sie meinen Freund und Begleiter, durch dessen Tapferkeit es mir gelungen ist, in das Versteck des Verräthers Devilborn zu dringen und nach Ueberwältigung seines Dieners jene Papiere aufzufinden. Er ist mehr noch als ich von jenem Devilborn an

seiner Ehre und an seinem Glücke gekränkt worden.

— Dieser Mensch scheint ein Bösewicht erster Klasse gewesen zu sein, sagte der König unwillig. Wer ist es, für den Ihr bittet, Kapitain Smith?

— Der Sohn einer geachteten Familie Englands, erwiederte der junge Mann. Paul Mountfort ist sein Name, Ew. Majestät vielleicht nicht unbekannt.

— Ich entsinne mich des Namens, antwortete der König, während Burleigh und Lady Howard sich einen ängstlichen und erschreckten Blick zuwarfen.

— Jener Devilborn, fuhr John fort, hat aus Gründen, die zu erwähnen hier zu weitläuftig wäre, die Gattin und Tochter meines Freundes während dessen Abwesenheit gefangen nehmen und einkerkern lassen. Sie befinden sich in Theobalds.

— In Theobalds? Meinem Schlosse? rief Burleigh. Das ist unmöglich!

— Ich konnte mir denken, daß Ew. Excellenz von dieser Gewaltthat nicht unterrichtet waren, erwiederte John, einen vielsagenden Blick auf den Großschatzmeister richtend. Ew. Excellenz würden dieselbe sonst nicht geduldet haben. Die Thatsache steht aber fest, und da Ew. Majestät mir huldreichst die Gewährung einer Bitte zugesagt haben, so bitte ich Ew. Majestät im Namen meines Freundes um die Freilassung seiner Gattin und Tochter.

— Wenn die Sache sich so verhält, so ist sie gewährt, und es ist nur eine Gerechtigkeit, die wir üben! rief der König. Bei der Seele unseres Körpers, das ist die seltsamste Geschichte, die wir je erlebt haben, und dieser Tag wird uns im Gedächtniß bleiben. Doch wir fühlen das Bedürfniß, allein zu sein, und uns von unserem Unwillen über das abscheuliche Komplott, dessen Opfer wir beinahe geworden wären, zu erholen. Kapitain Smith und Ihr, Miß Smith, wir hoffen, Euch in kurzer Zeit wiederzusehen, um Euch unser königliches Wohlwollen bezeigen zu können! Burleigh, Ihr werdet Alles anordnen, was die Ereignisse erheischen. Wir verlassen uns auf Eure Umsicht!

Der Graf von Salisbury verneigte sich, und der König verließ, vom Grafen von Carlisle und vom Herzoge von Suffolk begleitet, den Saal. Die Reihen der Kavaliere öffneten sich, und der einstimmige Ruf: Es lebe der König! folgte dem Monarchen.

Kaum war er gegangen, als der Strom der so lange zurückgehaltenen Unterredung rauschend losbrach. Es bildeten sich zahlreiche Gruppen. Einzelne Kavaliere eilten fort, um die wichtige Nachricht weiter zu verbreiten. Andere drängten sich um Burleigh, der mit einigen Staatsmännern sprach.

John war unterdessen zu seiner Schwester geeilt und drückte ihr die Hand. Er fühlte, daß hier nicht der Ort sei, weder um seine Freude zu bezeigen, noch um eine Erklärung herbeizuführen. Aber das Entzücken des Wiedersehens, die Freude über den errungenen Sieg leuchteten ihm aus den Augen.

Mary schien eben so zu denken. Ihre Blicke ruhten im Glanze des Glückes auf dem Bruder. Doch hatte sie sich von den Kavalieren zurückgezogen, die fortfuhren, sie neugierig und verwundert zu betrachten.

— Ich glaube, es ist Zeit, daß wir gehen, John! flüsterte sie ihm zu.

John machte ein bejahendes Zeichen. Eine Hand schlug ihm auf die Schulter.

— Smith, mein Junge, sagte Robert Carr, denn er war es gewesen, es freut mich, Dich wiederzusehen. Ich kann mir zwar denken, daß Du immer noch etwas böse auf mich zu sprechen bist, von damals her. Aber es war nicht meine Schuld, und da Du so glücklich davon gekommen, so hoffe ich, wirst Du mir weiter nichts nachtragen. Du bist im Begriff, Dein Glück zu machen, und ich hoffe, Dir förderlich sein zu können, schon um Deiner Schwester willen, die ein Wunder von Schönheit ist.

Und er warf einen Blick auf Mary, den man eben nicht schüchtern nennen konnte, der aber an der ruhigen Haltung Mary's wirkungslos abprallte.

— Ich danke Dir, Carr! erwiederte John kalt. Ich glaube kaum, daß ich Deines Beistandes bedarf, und über verschiedene Dinge sprechen wir uns noch später.

— Wie Du willst! rief der Page achselzuckend und entfernte sich.

Jetzt trat Burleigh mit der ganzen Haltung des Staatsmannes und mit wohlwollender, freundlicher Miene an die Gruppe heran, die von John, seiner Schwester, Manuel und Dolores de Castro und Paul Ringrose gebildet wurde.

— Ich freue mich, Kapitain Smith, sagte er freundlich, Sie und Ihre liebenswürdige Schwester auf eine so vortheilhafte Weise kennen gelernt zu haben. Sollten früher durch die Verrätherei jenes Elenden, den Sie zur rechten Zeit entlarvt haben, irgend welche unangenehme Beziehungen zwischen uns vorgefallen sein, so nehmen Sie meine Versicherung, daß ich mich bemühen werde, dieselben gut zu machen, und daß ich hoffe, Sie werden mir nichts nachtragen, was nicht meine Schuld ist. Ich bin jeden Augenblick bereit, Ihnen Erörterungen darüber zu geben, und seien Sie versichert, daß ich nicht hinter der Huld zurückbleiben werde, die Ihnen der König schenkt. Ich hoffe, daß ein Mann von so vielen Verdiensten, von einem solchen Muthe, wie Sie, nach Gebühr belohnt werden wird.

— Excellenz, erwiederte John ruhig, während Mary ihren Blick von dem Großschatzmeister abwandte, ich würde Unrecht thun, Ihr gnädiges Anerbieten zurückzuweisen, und glaube in der That, daß es nur Devilborn gewesen, der Manches hervorgerufen, was meine Erinnerung unangenehm berührt. Fürs Erste erlaube ich mir, Sie an die Bitte zu erinnern, die ich für meinen Freund gethan habe.

— Und ich erlaube mir hinzuzufügen, sagte Paul Ringrose mit absichtlicher Betonung, daß ich nichts, nichts weiter verlange, als die Freilassung meiner Gattin und meiner Tochter, die Se. Majestät bereits angeordnet hat.

— Sie ist gewährt, wie sich von selbst versteht! sagte Burleigh freundlich. Hier ist der Befehl, der die augenblickliche Freilassung anordnet.

Er überreichte dem Flibustier ein Papier. Dieser empfing es mit freudestrahlendem Gesichte, drückte John die Hand und eilte aus dem Zimmer.

Es ließ sich leicht errathen, wohin ihn sein Herz trieb.

— Also auf Wiedersehen, Kapitain! sagte der Großschatzmeister. Die beiden verbeugten sich gegenwärtig, und Burleigh trat zu den Kavalieren zurück.

— Willst Du nicht auch Pembroke begrüßen, der dort bei Shakespeare steht? fragte John leise seine Schwester. Du kennst ihn ja wohl!

— Warum nicht! sagte Mary und selbst der scharfe Blick ihres Bruders vermochte kaum auf ihren edlen und ruhigen Zügen die Spur einer inneren Erregung zu bemerken.

In demselben Augenblicke traten auch die Beiden an sie heran. Pembroke war blaß und als er nach der ersten Begrüßung die Hand seiner einstigen Freundin küßte, zitterte seine Hand und seine Worte verwirrten sich. Niemand achtete genauer darauf, als von den Näherstehenden Manuel de Castro, und von den Entfernteren Lady Howard, deren Blicke überhaupt die Gruppe der Fremden nie verließen.

— Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Graf! sagte Mary sanft und ruhig. Haben Sie mir die ehrenvolle Freundschaft, die Sie mir früher schenkten, auch während meiner Abwesenheit bewahrt? Es würde mich herzlich freuen.

Es lag nichts Absichtliches, nichts Ausforschendes in diesen Worten, aber der Graf erröthete und wagte die Augen nicht aufzuschlagen.

— Gewiß, Mylady, sagte er dann, ich habe immer an Sie gedacht, obgleich ich Sie für todt oder für uns verloren hielt.

Er vermochte nichts weiter zu sprechen, und während Shakespeare, dessen Miene ernst und fast traurig geworden war, Mary anredete, stotterte der junge Graf einige Abschiedsworte und verließ den Saal.

— Komm, John! sagte Mary, und legte ihre Hand in die ihres Bruders.

Ihre Stimme war klar und fest, der Blick ihres seelenvollen Auges rein und ungetrübt. Und doch schien es John, als ob ihre Hand ein wenig zittere, als ob das rasche Aufwallen ihres Busens einen jähen Schmerz niederkämpfe. Er grüßte Shakespeare, und Mary führend, schritt er der Thür des Saales zu.

Hier trat ihm Lady Howard entgegen, mit der ganzen stolzen und selbstbewußten Haltung einer Herzogin. Sie schenkte Mary einen gnädigen Blick und begrüßte John mit einem freundlichen Lächeln.

— Kapitain Smith, sagte sie, da Sie meinen Bruder kennen, so darf ich wohl hoffen, Sie und Ihre Schwester bald bei mir zu sehen? Vergessen Sie nicht, daß Sie den Erfolg Ihres Unternehmens zum Theil mir verdanken.

John errieth, was sie meinte, und antwortete ihr mit einigen verbindlichen Worten. Dann traten die Grafen Gondemar und Southampton an sie heran und geleiteten sie und Manuel und Dolores de Castro höflich aus dem Saal.

— Nun, was war das für eine Komödie? wandte sich Mylady Howard an Shakespeare, der den Scheidenden wehmüthig nachschaute und sich mit der Hand über die hohe Stirn fuhr. War das der Anfang oder das Ende des Stückes? Mir ist, als hätte ich eines von Euren Schauspielen gesehen, Meister Shakespeare.

— Es war nur einfache Wirklichkeit, antwortete der Dichter ernst, aber ich glaube, ich hätte sie mit meiner Phantasie kaum erfinden können. Meinen Sie, daß es eine Komödie war, Mylady?

— Es schien mir fast so, antwortete Lady Howard spöttisch.

— Warten Sie das Ende ab, sagte Shakespeare. Ich fürchte, es wird ein Trauerspiel. Es sind alle Bedingungen dazu vorhanden.

— Ich weiß, was Ihr meint, sagte die Herzogin leichthin. Aber Ihr irrt. Es wird Alles ganz ruhig ablaufen. Ich kenne diese Herzen!

Shakespeare zuckte die Achseln und schritt ernst und schweigend aus dem geräuschvollen Saal.

Die Trennung.

Mehr als ein Jahr war seit jener denkwürdigen Nacht verstrichen. Man schrieb den neunzehnten Dezember des Jahres 1606. Die Pulver-Verschwörung war schon halb und halb vergessen. Guy Fawks, Winter, Rockwood und Andere hatten ihr Verbrechen auf dem Schaffot gebüßt. Catesby war mit einigen Genossen getödtet worden, als er sich den Dienern der Gerechtigkeit mit den Waffen in der Hand entgegenstellte. Zahlreiche Verhaftungen und strenge Maßregeln gegen die Katholiken hatten stattgefunden. Aber bereits lag die Scheidewand eines Jahres zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, und der Zeitraum eines Jahres ist hinreichend genug, um mannigfache Veränderungen in der Erinnerung und in dem Leben eines Volkes hervorzurufen.

Aber so groß der Wechsel der letzten Jahre auch gewesen sein mochte — auf die freundliche Taverne zur „Seejungfer" und auf ihre behäbige, gutgelaunte Wirthin, Frau Hanna, schien er keinen bemerkbaren Einfluß geübt zu haben. Die Taverne war noch immer so sauber und schmuck, wie die Wirthin selbst, und an feinen und guten Kunden fehlte es ebenfalls nicht. Denn wenn auch König Jakobs Regierung nicht zu den besten gehörte, deren sich England zu erfreuen gehabt, so blühte das Land durch Handel und Verkehr doch mächtig empor, und es ließ sich bereits damals voraussehen, daß es nur energischer Maßregeln bedürfe, um England zur ersten Seemacht der Erde zu erheben.

Der Tag war klar, aber eisig kalt, und trotzdem, daß es erst zu dämmern begann, hatten sich bereits einzelne Gäste in der Taverne eingefunden, um ihre erstarrten Glieder an dem prasselnden Kaminfeuer, und ihr Blut mit dem herrlichen Kanariensekt zu erwärmen, den Frau

Hanna noch immer in derselben Güte wie früher führte. Aber diese Gäste gehörten nicht zu den regelmäßigen. Es waren Zugvögel, die nur auf kurze Zeit in der „Seejungfer" Rast suchten und bald Anderen Platz machten. Die alten treuen Stammgäste kamen erst später und hatten ein eigenes Zimmer.

Der große schlanke Mann jedoch, der jetzt mit edlem Anstande in das große Gastzimmer trat, gehörte gewiß zu den alten bekannten Stammgästen, das sah man sogleich an dem freundlichen Gruße der Wirthin und des geschäftigen Kellners.

— Willkommen, Meister Shakespeare, rief Frau Hanna, vielleicht nicht ohne Absicht so laut, was verschafft mir denn heut so früh die Ehre Eures Besuches?

Bei dem Namen des Dichters erhoben sich mehrere von den Gästen und erwiederten den Gruß desselben, der Allen galt, mit großer Höflichkeit.

— Ich wollte den Grafen von Southampton hier treffen, sagte Shakespeare.

— Den ehrenwerthen Grafen? rief die Wirthin, und ließ ihre Augen bedeutungsvoll auf die Gäste hinüberschweifen, um ihnen zu sagen, wie vornehme Gäste sie bei sich sehe. Noch ist der Herr Graf nicht gekommen. Wollt Ihr nicht einstweilen in das Nebenzimmer treten, Meister Shakespeare?

— Nein, Frau Hanna, ich will hier so lange warten, antwortete der Dichter.

— Aber ich darf doch das Kaminfeuer anzünden lassen? fragte die geschäftige Wirthin.

— Gut, das wird uns nachher wohlthun, antwortete Shakespeare. Ich möchte heut nicht in einem ungeheizten Zimmer sitzen. Fürs Erste aber will ich von innen heizen. Einen Becher Sekt, und zwar von meiner Sorte!

Er stand bereits auf einem Tisch, an dem Shakespeare jetzt Platz nahm, während der Kellner ging, um das anstoßende Zimmer heizen zu lassen. Der Dichter war ernster als gewöhnlich. Ein Ausdruck von Kummer ruhte auf seinem edlen Gesichte und blieb der Wirthin nicht verborgen, die ihn theilnehmend nach der Ursache desselben fragte, aber eine ausweichende Antwort erhielt.

Die anderen Gäste führten ein lautes und lebhaftes Gespräch.

— Es wird nicht viel daraus werden, sagte der Eine. Das haben schon andere Leute versucht und haben unverrichteter Dinge wieder abziehen müssen.

— Wenn die Kaufleute sich damit abgeben, sagte ein Anderer, so wird das Ding wohl seinen Haken haben, an dem es sich fassen läßt. Die thun so leicht nichts ins Blaue hinein und geben eine Krone für einen Pfennig.

— Sie denken Gold drüben zu finden, wie die Spanier, sagte der Erste. Aber da irren sie sich gewaltig. Weiter nach Mitternacht hinauf ist das Land kalt, unfruchtbar und nur von Bären und Menschenfressern bewohnt.

— Oho, rief der Andere, habt Ihr nichts gehört von den Berichten Sir Walter Raleighs, der das Land untersucht hat? Es soll schön, fruchtbar, ein wahres Paradies sein. Und die kupferbraunen Einwohner fressen wohl Feuer, das heißt sie rauchen Tabak, aber keine Menschen. Hakluyt sagt dasselbe, und das ist ein gescheiter Mann, der sich in der Welt umgesehen hat. Er hat ein Buch darüber geschrieben. Habt Ihr es nicht gelesen?

— Es wird viel geschrieben, was nicht wahr ist, sagte ein Anderer, und namentlich über Amerika. Ich sage Euch, sie werden kein Gold da finden.

— Das kann man noch nicht wissen, entgegnete der Vertheidiger Amerika's. Und wenn das Land sonst nur fruchtbar und zum Ackerbau geeignet ist, so kann man Gold gewinnen, auch ohne es in gediegenen Klumpen vorzufinden. England hat Leute genug. Wir können immer etwas von unserem Ueberfluß abgeben.

— Ja, das weiß Gott! sagte der Dritte und strich sich seinen behäbigen Bauch. Wir haben mehr Leute, als das Land ernähren kann. Es sind schlechte Zeiten!

Darin stimmten sie Alle überein, daß die Zeiten schlecht seien, und Shakespeare mußte heimlich lächeln, als er die frischen rothen Ge-

sichter, die goldenen Ketten und Ringe dieser armen Leute sah, die in großer Gemüthlichkeit ihre Kanne Sekt tranken.

— Wovon sprechen die Herren eigentlich? fragte ein Vierter, der etwas abseits saß.

— Nun, von der Expedition, die man jetzt nach Amerika schickt, antwortete ihm Einer. Der König hat einer Gesellschaft von Kaufleuten die Erlaubniß gegeben, sich auf der Küste von Amerika zwischen dem vierunddreißigsten und fünfundvierzigsten Grade anzusiedeln und das Land zu bebauen, Minen anzulegen und dergleichen mehr. Wir meinen aber, es wird nicht viel daraus werden.

— Bleibe im Lande und nähre Dich redlich, sagte der Fremde beistimmend.

— Das ist ein recht guter Grundsatz, entgegnete ihm ein Anderer. Aber wenn die Spanier und Portugiesen so gedacht hätten, dann wäre Amerika heut noch nicht entdeckt, und hätten es unsere Väter den Spaniern nicht nachgethan, dann könnten wir nicht Handel treiben mit all den vielen und schönen Produkten der fremden Länder. Ich sollte meinen, die Welt ist dazu da, daß wir sie kennen lernen, und der liebe Gott läßt Früchte und Pflanzen in fremden Ländern nicht deshalb gedeihen, daß sie verdorren und verfaulen sollen. Auch wir sollen unseren Nutzen und unser Vergnügen davon haben. Die Leute reden viel, daß England und ganz Europa schon mehr Menschen habe, als es ernähren könne. Ist es also nicht ein Fingerzeig, daß Amerika entdeckt worden ist? Wem es hier zu eng wird, der kann hinüber gehen und sich dort austoben.

Shakespeare warf dem Sprecher einen freundlichen und beistimmenden Blick zu.

— Ich bin ein Kaufmann, fuhr dieser fort, als die Anderen schwiegen, und sehe mehr auf das Wenige, was ich sicher habe, als auf einen großen Gewinn, der in ferner Aussicht steht. Aber ein wenig muß jeder Kaufmann spekuliren, und ich sage Euch, meine Freunde, Amerika ist eine gute Spekulation, und das Kapital, das man mit Vorsicht und Klugheit dort anlegt, wird einst sicherlich seine guten Zinsen tragen.

Mein Schwiegersohn hat das Land gesehen und mir genau beschrieben. Das Gold wird nicht überall auf der Erde liegen, wie in Merixo und Peru und wie die Länder heißen. Auch kann ich Sir Walter Raleigh nicht darin beistimmen, daß er meint, wir müßten durchaus Gold dort finden. Aber kennt Ihr nicht die alte Fabel, die ich schon als Kind gehört habe von dem Schatz im Garten? Nicht? Nun seht, die paßt auf Amerika, als wäre sie dafür gemacht. Ein Bauer sah sein Ende kommen und es dauerte ihn, daß er seinen Söhnen nichts hinterlassen könne, weil er merkte, daß sie wenig Lust zur Arbeit und zum Ackerbau hatten. Er sagte ihnen also vor seinem Tode, daß in seinem Garten ein Schatz vergraben liege, und ehe er noch den Ort näher bezeichnet, starb er. Natürlich fingen die Söhne an, eifrig nachzugraben, und durchwühlten den ganzen Garten. Das setzten sie lange fort, da sie den Schatz nicht fanden, und der Acker wurde so fruchtbar, wie er noch nie gewesen war. Allmählich kamen denn auch die Söhne hinter das Geheimniß, und da sie vernünftiger geworden waren, so dankten sie ihrem Vater für den Rath. Gerade so ists mit Amerika. Laßt die Leute nur hinüber gehen, um Gold zu suchen. Sie werden es nicht überall finden, aber sie werden sich festsetzen und das fruchtbare, junge Land bebauen. Das wird uns mehr einbringen, als die Goldminen. Den Spaniern wird es einst leid thun, daß sie nur Gold gefunden haben. Sie haben darüber das tüchtige und wirkliche Arbeiten vergessen, und da Alles auf der Welt ein Ende hat, so wird auch das Gold ihnen einst ausgehen, und durch den früheren Reichthum verwöhnt, werden sie nichts Ordentliches mehr thun wollen. Ich wünsche den Engländern, die jetzt nach Amerika gehen, von Herzen, daß sie kein Gold finden, sondern nur Mühe und Arbeit. Das wird die besten Früchte tragen. Nur was man sich mit Mühe errungen, das wird Einem lieb, und so kann Amerika einst für uns eine reiche und gesegnete Provinz werden. Ja, ich würde mich nicht darüber wundern — nach Allem, was ich über

das Land gehört habe — wenn es einst mächtiger und stärker würde, als England selbst. Freilich werden Jahrhunderte darüber hingehen. Und wenn es einst geschieht, so dürfen wir nicht darüber klagen. Ich denke, es kann dem Vater nur lieb sein, wenn sein Sohn reicher und angesehener wird, als er selbst war.

— Brav, brav, Sir! rief Shakespeare freundlich. Ihr habt mir aus der Seele gesprochen.

— Ich bin ein schlichter Mann, antwortete der Sprecher bescheiden, und habe nur meine Ansicht ausgesprochen. Es giebt Leute, die von allem Neuen nichts wissen wollen, oder doch nur dann, wenn sie gleich Anfangs goldene Berge vor sich liegen sehen. Das ist Unrecht. Wenn die Kaufleute, welche die Expedition ausgerüstet haben, sich nicht auf manchen Verlust und manche Täuschung gefaßt machen, so kann ich sie nur bedauern. Sie werden bald ermatten und ihr Geld wirklich verloren haben. Wenn sie aber bei ihrem Unternehmen ausharren und sich nicht durch einige Hindernisse abschrecken lassen, so können sie hundertfältige Zinsen erwerben. Ich kenne die Mehrzahl der Mitglieder beider Gesellschaften, welche die königliche Erlaubniß erhalten haben, aber ich zweifle daran, ob unter ihnen die rechten Leute für das Unternehmen sind. Die Grafen von Salisbury und von Southampton, welche die Expedition in ihren Schutz genommen haben, sind zu wenig Geschäftsmänner, um die Angelegenheit selbst leiten zu können. Gewiß sind sie von dem besten Willen beseelt, aber der genügt bei solchen Sachen nicht allein, und ich fürchte, daß die Kaufleute zu wenig Ausdauer haben werden. Sie wollen rasch gewinnen. So viel ich weiß, befindet sich kaum ein Dutzend kräftiger und ordentlicher Handarbeiter unter den Kolonisten, und die feinen Herren, die sich dem Zuge angeschlossen, werden wohl in Amerika Gold auflesen, aber nicht den Acker bebauen und Gebäude errichten wollen. Zum Glück sind die Führer der Expedition tüchtige Männer. Gosnold ist ein achtungswerther, unternehmender Mann, Wingfield versteht das kaufmännische und Geschäftsleben, Robert Hunt, der Seelsorger, soll gleichfalls in seinem Fache tüchtig sein, und vom Kapitain Smith erzählt man trotz seiner Jugend nur Rühmliches und setzt große Hoffnungen auf seinen Muth und seine Unerschrockenheit. Ein tapferer, des Krieges kundiger Mann darf der Expedition nicht fehlen. Sie wird manche Gefahren zu bestehen haben.

— Ihr scheint genau von der Angelegenheit unterrichtet zu sein, Sir, sagte Shakespeare. Vielleicht gehört Ihr selbst zu der Gesellschaft.

— Ihr habt es errathen, erwiederte der Kaufmann. Aber wie ich vorhin schon sagte, meine Genossen theilen nicht meine Ansicht. Sie wollen nur einen raschen Gewinn einernten, keine schwere und mühsame Arbeit unternehmen.

— Ich hoffe viel von dem jungen Manne, dessen Namen Ihr vorhin zuletzt genannt habt, sagte Shakespeare. Der Kapitain Smith besitzt trotz seiner Jugend die Eigenschaften, die ein solches Unternehmen verlangt. Ich kenne ihn. Wenn Muth, Tapferkeit, Ausdauer und Rechtlichkeit Anspruch auf Erfolg haben, so wird Smith ihn erringen.

— Auch Sir Walter Raleigh besaß diese Eigenschaften, sagte der Kaufmann, und hat doch den Zweck nicht erreicht, den er sich vorgesetzt. Er hoffte zu viel. Er suchte nach Dingen, die nicht vorhanden sind. Ich fürchte, der Kapitain Smith ist zu jung, um nicht auch gar hochfliegende Pläne zu hegen und sich in eitlen Hoffnungen zu wiegen.

— Ich glaube, wenige Menschen haben schmerzlichere Täuschungen erlebt, als Kapitain Smith trotz seiner Jugend, erwiederte Shakespeare fast traurig. Glaubt mir, lieber Freund, er ist in der Schule des Lebens besonnen und vorsichtig geworden.

— Ich gebe viel auf Euer Wort, Meister Shakespeare, sagte der Kaufmann, und wenn dem so ist, so wünsche ich, man hätte dem Kapitain Smith den Oberbefehl übertragen.

Er schien das Gespräch noch fortsetzen zu wollen. Aber der Dichter sah gedankenvoll auf

seinen Tisch nieder, und der Kaufmann wollte ihn nicht stören.

— Verzeiht, Meister Shakespeare, unterbrach jedoch Frau Hanna den sinnenden Dichter, Ihr spracht von dem Kapitain Smith. Ist das derselbe junge Mann, der zuweilen mit Euch meine bescheidene Taverne besuchte?

— Derselbe, Frau Hanna! antwortete Shakespeare. Er ist nach Amerika gegangen.

— O, das ist schade! rief die Wirthin mit aufrichtigem Bedauern. Ich kann wohl sagen, daß mir selten ein junger Mann besser gefallen hat. So bescheiden, so treuherzig, so bieder und leutselig, und dabei blickten ihm der Muth und die Rechtlichkeit aus den Augen. Ihr wißt, Meister, ich hatte ihn vor einigen Jahren schon einmal gesehen. Ich habe es Euch wohl erzählt. Er brachte Lady Ringrose mit ihrem Töchterchen zu mir, die in der Nacht darauf von dem schändlichen Devilborn gewaltsam aus meinem Hause geraubt wurden. Gott, das war eine schreckliche Nacht! Nun, es ist Alles besser geworden, als man dachte. Die gute, liebe Lady hat ihren Mann wiedergefunden. Warum sie nur England wieder verlassen haben. Habt Ihr nichts seit der Zeit von ihnen gehört, Meister Shakespeare? Es ist nun schon länger als sechs Monate her.

Der Dichter schüttelte den Kopf, und die Fragen der Wirthin schienen seinen Gedanken keine freudigere Richtung gegeben zu haben. Er senkte den Kopf noch tiefer und stützte ihn auf die Hand, während die anderen Gäste ihr Gespräch fortsetzten.

Der junge Graf von Southampton, der jetzt eintrat, weckte ihn jedoch aus seinem tiefen Sinnen. Alle Gäste begrüßten den Eintretenden ehrfurchtsvoll.

Southampton grüßte freundlich und trat sogleich auf Shakespeare zu, dem er vertraulich die Hand reichte.

— Also endlich zurück, Graf? fragte Shakespeare seinen Freund.

— Ja, und ich freue mich, diese alte Taverne wiederzusehen! rief Southampton in seinem gewöhnlichen leutseligen Tone. Ich hoffe, daß Frau Hanna noch eben so munter und jung ist, wie ihr Wein alt und kräftig!

Die Wirthin verbeugte sich ehrerbietig und betheuerte, daß der Graf sich nicht irre. Dann bat sie die Herren, in das anstoßende Zimmer zu treten, und die Beiden folgten der Aufforderung, nachdem Shakespeare noch dem wackeren Kaufmann einen freundlichen Abschiedsblick zugeworfen.

Bald hatten sie sich in dem gemüthlichen kleinen Gemach zurechtgefunden. Der Graf schien sich hier ganz wohl zu fühlen. Seine Blicke leuchteten zufrieden.

— Ihr habt wieder etwas auf dem Herzen, Shakespeare, sagte er dann. Ich sehe es an der Falte auf Eurer Stirn. Hat man Euch wieder Hindernisse und Verdrießlichkeiten bereitet? Sagt es nur offen.

— Nein, Graf! antwortete Shakespeare. Was meine eigenen Angelegenheiten anbetrifft, so gehen sie besser als jemals und ich bin ganz zufrieden. Doch gestehe ich ein, daß ich etwas mißgestimmt bin, aber nicht meinetwegen. Wir sprechen wohl nachher noch davon. Wie habt Ihr die Zeit auf Euren Gütern verlebt? Ich hoffe fröhlich und guter Dinge.

— Ja, das ist wahr! rief Southampton. Nur einen großen Aerger habe ich gehabt, den nämlich, daß Ihr nicht zum Besuch gekommen seid.

— Es war mir unmöglich, erwiederte Shakespeare. Meine Arbeiten nahmen meine ganze Zeit in Anspruch, und einmal, als ich zu Euch eilen wollte, hielt mich der Wunsch des Königs zurück. Ich bat Pembroke, es Euch mitzutheilen und mein Bedauern darüber auszudrücken.

— Pembroke! Nun, es ist gut, daß die Rede auf ihn kommt! rief Southampton. Der ist ein leibhaftiger Narr geworden, nicht wahr, Meister?

Shakespeare zuckte die Achseln und schaute bedächtig in sein Glas.

— Nun, meint Ihr nicht? fuhr Southampton verwundert fort. Der einfache, stille Bursch hat das Glück, das schönste und geistreichste

Mädchen am Hofe für sich zu gewinnen — zwar, wie ich glaube, wohl weniger durch sein eigenes Verdienst, als durch das seiner intriguanten Schwester, der Lady Howard. — Alle Welt beneidet ihn, er selbst scheint glücklich zu sein — da plötzlich spielt er den Schwermüthigen, vermeidet sichtlich seine Braut, ist befangen, erröthet, wenn man von ihr spricht, und scheint nicht übel Lust zu haben, die Verbindung abzubrechen. Die Eltern des Mädchens, seine eigenen Verwandten, dringen in ihn und er entschließt sich endlich zu einer schnellen und plötzlichen Heirath. Am Tage darauf ist er verschwunden und man findet nichts von ihm, als einen Brief, in dem er anzeigt, daß er nach Frankreich gegangen sei und einige Jahre auf dem Festlande bleiben wolle, um seine Erfahrungen und Kenntnisse zu vermehren. Seine junge, allerliebste Frau läßt er zurück, allein, am Tage nach der Hochzeit. Wenn das nicht Wahnsinn ist, wo soll man ihn anders suchen? Hätte ich das vorher geahnt, als er mich besuchte, ich würde ihm die Wahrheit gesagt haben! Uebrigens müßt Ihr die Gründe, die den Schwärmer Pembroke zu einem solchen Schritte bewogen, genauer kennen, als ich, Shakespeare. Ihr wart viel mit ihm zusammen.

— Ich glaube die Gründe allerdings zu kennen, antwortete der Dichter. Deshalb kann ich Pembroke auch nicht so tadeln, wie Ihr und die ganze Welt es thut.

— Ich gestehe, daß ich begierig bin, diese Gründe kennen zu lernen, sagte der Graf.

— Ich darf sie Euch mittheilen, aber auch nur Euch, denn es ist Pembroke wenig daran gelegen, alle diejenigen, die über ihn reden, zu Mitwissern seines Geheimnisses zu machen. Besinnt Ihr Euch noch auf jenen Abend bei dem Könige, an welchem die Pulver-Verschwörung entdeckt wurde?

— Gewiß, Meister! antwortete der Graf. Das war einer von den Tagen, die man nicht so leicht vergißt. Ich habe Euch schon zuweilen fragen wollen —

— Ich errathe Eure Fragen, Graf, unterbrach ihn Shakespeare, und da wir heut so ungestört beisammen sitzen, so will ich sie später gern beantworten. Es wird mir selbst eine Erleichterung sein, mein Herz ein wenig auszuschütten. Ihr erinnert Euch also jenes Abends und wahrscheinlich auch jener räthselhaften Türkin, welche die Verschwörung verrieth und sich später als die Schwester unseres Kapitains Smith offenbarte?

— Wie sollte ich nicht! rief Southampton mit leuchtenden Augen. Das schönste Weib, das ich je gesehen habe! Wir begleiteten ja den König dorthin, Shakespeare, als er sie das erste Mal sah. Nun, was hat sie mit Pembroke zu thun?

— Er kannte sie früher, noch zu den Zeiten unseres unglücklichen Freundes Essex, als sie eine erblühende Jungfrau war und die scheu verschlossene Knospe bereits alle die Herrlichkeiten ahnen ließ, die das vollendete Weib später in ihrer ganzen Fülle entfaltete. Ich selbst hatte Pembroke mit dem alten Smith, einem biedern, ehrlichen Manne, und seiner Tochter bekannt gemacht. John, ihr Bruder, befand sich damals in Amerika. Ich wußte, daß Pembroke das herrliche Mädchen liebte, und ich kann wohl behaupten, daß seine Neigung erwiedert wurde. Ihr wißt, Graf, gerade die hochherzigsten und muthigsten Frauen schenken ihr Herz oft schwärmerischen und sanften Jünglingen. Freilich glaubte ich damals, das Ganze würde nichts Anderes sein, als eine vorübergehende Neigung. Verschiedene abenteuerliche Vorfälle führten damals eine Trennung herbei.

— Ich weiß, sagte Southampton. Der Kapitain selbst hat mir Einiges aus jener Zeit erzählt, was so fabelhaft klang, daß ich es nur ihm glauben konnte. Unser schlauer Graf Salisbury hatte Absichten auf die erblühende Schönheit und ließ sie nach Theobalds bringen, von wo sie verschwand, um erst vor einem Jahre zurückzukehren. Nun, ich kann mir beinahe das Folgende denken. Pembroke glaubte, sie sei todt oder für ihn verloren und war vernünftig genug, seine Gedanken auf Franziska Howard zu richten.

— Ihr habt Recht, sagte Shakespeare. Aber er hatte sich über sein eigenes Herz getäuscht. Der unerwartete Anblick Mary's, in all' der Schönheitsfülle, umhaucht von dem Zauber des Geheimnisses, in dem sie plötzlich wieder vor ihn trat, entzündete die alte Leidenschaft von Neuem, und stärker als zuvor. Die frühere Geliebte nahm ihre alten Rechte in seinem Herzen wieder ein und Franziska war vergessen.

— Ich möchte es ihm beinahe verzeihen, sagte Southampton. Wer weiß, ob es bei mir anders gewesen wäre; diese Mary war ein herrliches Weib. Nun, und was empfand sie noch für ihn? Man flüsterte damals, ihr Verhältniß zu dem Türken, oder vielmehr zu dem Spanier, sei ein eigenthümliches, sie sei seine Frau oder Geliebte.

— Ich will später darüber sprechen, sagte Shakespeare. Genug, Pembroke würde seine Braut verlassen haben, hätten ihn nicht Pflicht und Gewissen an sie gebunden. Ich glaube, er kämpfte einen schweren Kampf, und wohl nur der feinen Berechnung der Lady Howard, die recht gut wußte, was in dem Herzen ihres Bruders vorging, gelang es, ihn dazu zu bewegen, sein Wort zu halten. Aber auch nur dazu. Franziska war ihm gleichgültig geworden, seit er Mary wiedergesehen. Er liebte sie nicht mehr, und für einen Menschen, wie Pembroke, ist eine Ehe ohne Liebe unmöglich. Er hielt sein Wort. Er gab ihr seinen Namen und seinen Rang, und am anderen Tage reiste er nach Frankreich.

— Die Spötter behaupten, daß einige Entdeckungen, die er kurz nach seiner Heirath und kurz vor seiner Abreise gemacht, ihn dazu bewogen haben, sagte der Graf lächelnd.

— Ich glaube es kaum, aber es ist möglich, erwiederte Shakespeare. Er nahm nur mit einigen Zeilen von mir Abschied, in denen er mir sagte, daß er vielleicht erst nach langen Jahren zurückkehren werde. Ich glaube, der einzige Grund, der ihn zu einem so auffälligen und unüberlegten Schritte bewog, war seine Liebe zu Mary und die Gewißheit, das er mit seiner Gattin nicht glücklich sein werde. Vielleicht hat er Recht gehabt. So wie ich aber Pembroke's Charakter kenne, bin ich überzeugt, daß die Zeit auch diesen Schmerz bei ihm heilen und daß er einst zu seiner Gattin zurückkehren wird.

— Um seine Stelle besetzt zu finden, meinte Southampton lächelnd.

— Das ist wohl möglich, sagte der Dichter. Jedenfalls ist Pembroke nicht ganz so leichtsinnig und verdammenswerth, wie man ihn darstellen will.

— Man möchte ihn eher bedauern, sagte Southampton, vor allen Dingen wegen der Tiefe seines Gemüthes, die ihn dergleichen Dinge so ernst nehmen läßt.

— Nun, ich glaube, Mary Smith war wohl eines tieferen Gefühles würdig, sagte Shakespeare. Ich würde es Pembroke kaum verziehen haben, hätte er sie so leicht und ohne schweren Kampf aufgegeben.

— Ihr kennt sie und ihre Familie genauer, sagte der Graf. Alles, was ich von ihr gehört, macht mich beinahe neugierig, tiefer in die Geheimnisse dieses wunderbaren Mädchens einzudringen. Ich habe sie leider zu bald aus dem Auge verloren. Man sagt aber, Ihr wäret genau mit der Familie bekannt.

— Das ist wahr, ich kenne die Schicksale dieser merkwürdigen Menschen, antwortete Shakespeare, und ich kann wohl sagen, daß ich sie mit einer Theilnahme verfolge, wie ich es nie bei anderen Wesen gethan. Ich habe niemals zwei so eigenthümliche Charaktere gefunden, zwei Menschen, die so frei von den gewöhnlichen Schwächen unserer Genossen in diesem irdischen Jammerthal gewesen wären, zwei Menschen, bei denen der angeborene Adel der Seele, die Güte des Herzens in einem so hohen Grade sich mit der Klarheit und Schärfe des Verstandes, der Tiefe des Gefühls eint — und mehr noch, zwei Menschen, denen das Schicksal so eigenthümliche Verhältnisse, so außerordentliche Schickungen zuertheilt. Ich bin der Vertraute von Beiden geworden, von Mary und John. Sie haben mir oft die merkwürdigsten Ereignisse ihres Lebens mitgetheilt, und ich habe

stets daran denken müssen, wie es selbst für einen Dichter unmöglich sein würde, Seltsameres und Ungewöhnlicheres zu erfinden, vorausgesetzt, daß er sich in den Schranken des Möglichen und Wahrscheinlichen halten wollte. Doch das ist es nicht allein. Mehr noch, als die Seltenheit der Schicksale, mit denen John und seine Schwester gekämpft, habe ich die Seelenruhe, die Charakterstärke, die Heiterkeit des Geistes bewundert, mit denen Beide die traurigsten und erschütterndsten Ereignisse ertragen. Wenn ich sie erzählen hörte, so war es mir immer, als lese ich in einem Buche voller wunderbarer Mährchen, die mich leidenschaftlich erschüttert und aufgeregt haben würden, hätte nicht der ruhige Geist derer, die sie mir erzählten, sie verklärt und verschönert. Es läßt sich zum Beispiel nichts Schöneres und Eigenthümlicheres erdenken, als das ganze Verhältniß Mary's zu dem Piraten.

— Was ist das für eines, ich habe noch nichts davon gehört, sagte Southampton.

— Nun, ich kann es Euch mittheilen, vorausgesetzt, daß Ihr es nicht weiter verbreitet, antwortete Shakespeare. Wenn Ihr es wollt, so kann ich Euch sogar einen kleinen Abriß der wunderbaren Schicksale geben, die Mary Smith erduldet. Freilich — wollte ich in die Einzelnheiten eingehen, die ich allmählich erfahren, und die vielleicht den schönsten und fesselndsten Theil dieser Lebensgeschichte bilden, so müßte ich dazu viel mehr Zeit gebrauchen, als der Gegenstand in Euren Augen verdient. Ich will mich deshalb nur auf die Hauptsachen beschränken. Ihr wißt bereits, daß Mary von Burleigh nach Theobalds entführt wurde.

— Ja, antwortete der Graf, und ich weiß auch, daß sie von dort glücklich entfloh und in Begleitung eines jungen Mannes nach London reisen wollte. Auf einer Seereise an der Küste wurde das Schiff durch den Sturm auf die hohe See verschlagen und von einem Spanier genommen. Weiter weiß ich nichts.

— Das ist richtig, erwiederte Shakespeare. John, ihr Bruder, erfuhr diese Einzelnheiten von dem Begleiter Mary's, den er auf eine merkwürdige Weise in der Nähe von Ostende traf. Er war glücklich von dem spanischen Schiffe entkommen, auf dem Mary zurückblieb. Das sind jetzt über fünf Jahre her, und Mary war damals vielleicht noch nicht achtzehn Jahre alt. Um so mehr ist der Muth und die Standhaftigkeit zu bewunden, die sie in jener schwierigen Lage bewies. Der Kapitain des Schiffes, ein rauher, wilder Seemann, glaubte vielleicht, daß einer Ketzerin gegenüber Alles erlaubt sei, und obgleich sich seine Frau mit ihm auf dem Schiffe befand, bewies er der jungen Gefangenen auf eine unzweideutige Weise, daß sie ihm nicht gleichgültig sei. Dadurch wurde Mary der Gegenstand der wüthendsten Eifersucht für die Frau des spanischen Schiffskapitains, die ihren Mann und die junge Engländerin mit Argusaugen überwachte. Doch war das ein Glück für sie. Der leidenschaftliche Spanier wurde auf diese Weise gezwungen, in den Grenzen der Mäßigung zu bleiben, und nachdem es Mary gelungen, ihre Nebenbuhlerin davon zu überzeugen, daß sie weit entfernt sei, ihr das Herz ihres Gatten streitig zu machen, ließ ihr die Spanierin sogar einen gewissen Schutz angedeihen. Auf diese Weise brachte sie beinahe ein Jahr auf dem Schiffe zu, ohne die geringste Gelegenheit zur Flucht zu finden. Der Spanier war dazu bestimmt, an den Küsten der Niederlande und Frankreichs zu kreuzen und Jagd auf holländische Schiffe zu machen. Er legte nur zuweilen auf kurze Zeit in spanischen Häfen an, und Mary, die sich von allen Mitteln entblößt sah, konnte weder ihren Verwandten Nachricht geben, noch die Gelegenheit zu einer Flucht benutzen, selbst wenn sie sich geboten hätte. Endlich kehrte der Spanier nach seinem Vaterlande zurück, und Mary hoffte durch die Vermittelung des englischen Gesandten in Madrid ihre Rückkehr möglich zu machen. Sie täuschte sich jedoch. Der Schiffskapitain ging weder nach Madrid, wie er Mary versprochen, noch erlaubte er ihr, die Reise allein anzutreten. Noch während die Unterhandlungen über die Auswechselung der Gefangenen im Gange waren, wußte er Mary auf ein anderes Schiff

zu locken, und die hohe See zu erreichen. Seine Frau und seine Kinder hatte er zurückgelassen. Die nun folgende Zeit, die Zeit ihres Alleinseins mit diesem wüsten und rohen Menschen, schilderte mir Mary als die gräßlichste ihres Lebens, und ich mußte staunen über die Kraft ihres Heldenmuthes, die selbst jetzt noch diesem rohen Verächter aller Sitte und weiblicher Tugend Achtung und Scheu abnöthigte. Er scheint es nicht gewagt zu haben, seine Drohungen auszuführen. Freilich war Mary einmal genöthigt, den Dolch auf ihre Brust zu zücken, um ihn von Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. Endlich erreichte ihn die Rache. Im mittelländischen Meere wurde sein Schiff von einem Piraten gekapert, er selbst mit seiner Mannschaft getödtet und Mary gefangen genommen.

Die Schilderungen, die mir Mary von ihrem Aufenthalte auf diesem Piratenschiff entworfen, grenzen an das Phantastische und Wunderbare, und ich würde sie kaum glauben, wenn ich sie nicht aus dem Munde dieses Mädchens gehört, über deren Lippen nie eine Lüge gekommen. Der Pirat war selbst ein Spanier, der Sohn eines reichen Edelmannes, wegen einer Heirath unter seinem Stande von seinem Vater verstoßen. Er war von den Barbaresken gefangen worden und hatte sich später zum Hauptmann eines Piratenschiffes aufgeschwungen. Entzückt von der schönen Beute, die ihm zu Theil geworden, hoffte er von dem Rechte des Siegers Gebrauch machen zu können und Mary als seine Geliebte zu sehen. Aber schon die erste Unterredung mit der jungen Engländerin flößte ihm eine solche Ehrfurcht vor ihrem Charakter ein, daß er seinen Leuten befahl, sie als ihre Herrin zu betrachten, und daß er selbst die Rolle des Siegers und Herrschers mit der eines Unterworfenen und demüthigen Liebhabers tauschte. Es scheint, als ob die herrliche Erscheinung Mary's, ihr stolzes, jungfräuliches Wesen, einen fast dämonischen Zauber über den Piraten ausgeübt habe, und sein Herz von einer unergründlichen Leidenschaft für sie gefesselt worden sei. Mary gab mir die Versicherung, daß er ihr nie ein beleidigendes Wort gesagt habe, und obwohl ich fast davon überzeugt bin, daß sie ihn nicht liebte, so sprach sie doch mit tiefer Bewegung von der aufopfernden Hingebung, die er ihr bewiesen, von dem geheimen Kummer seiner unerwiederten Leidenschaft. Mary hatte ihm gesagt, daß sie durch die Pflicht und ihr Herz an einen Mann in England geknüpft sei, und das war nicht erdichtet, denn ich glaube, daß damals noch Pembroke's Bild in ihrer Erinnerung lebte, und der Pirat hatte Zartgefühl genug, das Herz der Gefangenen zu schonen. Zwar konnte er sich nicht entschließen, sie von sich zu lassen, aber eben so wenig wollte er sie zwingen, ihrem eigenen Gewissen untreu zu werden, und seine ganze Hoffnung beschränkte sich darauf, durch treue Hingebung, durch unermüdliche Aufopferung, durch stummen Ritterdienst die Gunst und Neigung seiner Dame zu erringen. Mary besaß die unbeschränkteste Herrschaft über sein Herz. Er that Alles, was sie verlangte, er erfüllte jeden Wink ihres Auges, er schmückte sie mit allen Herrlichkeiten, die ihm seine Siege lieferten, und die Mannschaft seines Schiffes mußte seinem Beispiel folgen. Mary war die Königin dieser Räuber, die Heilige, die sie verehrten. Aber ich glaube nicht, daß Manuel de Castro — Ihr werdet Euch erinnern, daß das sein Name war — seinen Zweck erreichte. Es scheint, daß die Erinnerung Pembroke's Bild nur noch fester in das Herz Mary's gegraben hatte, und daß alle Hingebung, alle Beweise der Liebe von Seiten des Piraten, den Freund ihrer Jugend nicht aus ihrem Herzen verdrängen konnten. Mary blieb für ihn ein unerreichbares Ideal.

Ein merkwürdiger Umstand führte eine Aenderung herbei. Der Pirat kaperte ein genuesisches Schiff, auf dem sich seine Schwester befand, eine frühere Gemahlin des türkischen Sultans. Ich will Euch später die Einzelnheiten dieses Vorfalls berichten, in den auch der Bruder Mary's verwickelt war. Er sah sogar damals seine Schwester, erkannte sie aber zu spät. Dolores de Castro, die Schwester des Piraten, war durch die Treulosigkeit eines gewissen Pedro Zitano, desselben Devilborn, der England wie-

der katholisch machen wollte, von ihrem Vaterlande getrennt und durch John Smith später dem Tode entrissen worden. Dieser letztere Umstand knüpfte eine innige Freundschaft zwischen den beiden Frauen, die nun ihrerseits den Piraten zu bewegen suchten, sein trauriges Handwerk aufzugeben und nach Spanien zurückzukehren. Das war nicht leicht. Aber er that es endlich, als er erfahren, daß sein alter Vater krank sei und sich nach seinen Kindern sehne. Nachdem er den größten Theil seiner Schätze der Mannschaft zurückgelassen, eilte er mit seiner Schwester und Mary zu dem sterbenden Vater, der ihm nach seinem Tode einen der angesehensten Namen Spaniens und große Reichthümer hinterließ. Aber wenig zufrieden mit seinem ruhigen Leben, suchte der Pirat nach neuen Abenteuern, und der Zufall bot ihm die Hand, seinen Wunsch erfüllt zu sehen.

Daß sich Mary nach England und nach ihren Verwandten sehnte, war leicht erklärlich. Dolores wurde von der Sehnsucht nach Rache ebenfalls dorthin getrieben. Sie hatten erfahren, daß Devilborn, der Mann, der sie unglücklich gemacht, in England reich, mächtig und angesehen sei und sie wollten ihn stürzen. Mary mußte denselben Wunsch hegen, denn auch sie und ihr Bruder waren durch diesen Bösewicht in die weite Welt hinausgestoßen worden, und Devilborns Schuld war es nicht, wenn sie tausend Gefahren glücklich entgangen. Selbst Manuel wünschte London zu sehen. Dort sollte sich ja sein Schicksal entscheiden, dort mußte Mary den Mann ihrer Wahl wiedersehen und entweder die Freiheit ihres Herzens zurückerhalten oder für immer gebunden werden. So stimmten also die Drei in dem Entschlusse überein, London aufzusuchen. Doch schien es räthlich, bei dieser Reise die größte Vorsicht zu gebrauchen, denn es ließ sich annehmen, daß Devilborn seine Feinde nicht gleichgültig in seiner unmittelbaren Nähe sich festsetzen lassen würde.

Abermals begünstigte ein merkwürdiger Umstand den Plan dieser drei außerordentlichen Wesen, die durch so ungewöhnliche Schicksale aneinander gekettet waren. Manuel, der jetzt der Erbe und Träger eines angesehenen Namens war und seine Vergangenheit klug zu verbergen gewußt hatte, wurde gern in den höchsten Kreisen zugelassen, wo man ihn für den Staatsdienst gewinnen wollte. Dort erfuhr er zuerst durch eine geheime und vertrauliche Mittheilung, daß in England eine Verschwörung unternommen worden sei, um den König zu stürzen und die katholische Religion wiederherzustellen. Dort traf er auch mit Catesby zusammen, der sich in Spanien aufhielt, um die Fäden einer Verbindung zwischen den englischen Verschwornen und dem spanischen Hofe anzuknüpfen. Vielleicht würde Manuel de Castro der ganzen Angelegenheit wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben — denn als Katholik konnte er nur das Gelingen des Planes wünschen. Aber er ließ ein Wort davon zu seiner Schwester und Mary fallen, und da diese wußten, daß Catesby ein steter Genosse Devilborns sei, so suchten sie Manuel zu bewegen, der Sache eine größere Theilnahme zu widmen, und möglichst tief in das Geheimniß zu dringen. Auf diese Weise erfuhren sie auch, daß Devilborn die ganze Verschwörung leite, ohne sich jedoch den übrigen Verschworenen zu entdecken, und nun war ihnen ein unfehlbares Mittel in die Hand gegeben, den gehaßten und gefürchteten Feind zu stürzen und glänzende Rache zu nehmen.

— Seltsam! unterbrach der aufmerksame Graf den erzählenden Dichter. Sollte man es glauben, daß im gewöhnlichen Leben solche Dinge geschehen?

— Wenn Jeder auf das achtete, was täglich in seiner Nähe geschieht, sagte Shakespeare, und wenn er bedächte, wie wunderbar oft die Verknüpfungen des Zufalls sind, so würde die Theilnahme, die man gewöhnlich den Schöpfungen der dichterischen Phantasie schenkt, bald aufhören, und man würde einsehen, daß wir Poeten nichts erfinden können, was nicht im Leben selbst schöner, grausiger oder verworrener vorkäme. Genug, Manuel und Dolores de Castro bildeten von nun ab im Verein mit Mary eine Verschwörung gegen die Verschworenen, und um sicherer ihr Ziel erreichen zu

können, wählten sie ebenfalls die Maske des tiefsten Geheimnisses. Manuel spielte die Rolle des Türken, die ihm den doppelten Vortheil gewährte, Aufmerksamkeit und Neugierde zu erregen, und doch in das Dunkel des Geheimnisses gehüllt zu bleiben. So kamen sie mit dem Beginn des Herbstes im vorigen Jahre nach London und mietheten ein einsam stehendes Haus in Lambeth, denn sie wußten bereits, daß die Verschworenen ebenfalls dort ihren Schlupfwinkel hatten. Dort lebten sie in der Art, wie Ihr es aus jener Zeit wißt, und Mary hatte Selbstüberwindung genug, selbst ihre liebsten Freunde nicht aufzusuchen. Nur einen einzigen Vertrauten wählte sie. Das war ich selbst.

— Wie? rief Southampton. Dann war es wohl auch damals eine wohlüberlegte Absicht Eurerseits, als Ihr den König und mich so aufmerksam auf den Türken, oder mehr noch auf seine schöne Begleiterin machtet? Ja, ja, es ist so! Nun, es ist gut, daß König Jakob das nicht erfahren hat.

— Ich hielt es nicht für unrecht, den Zwecken meiner Freundin zu dienen, antwortete Shakespeare. Ja, ich wußte die Neugier des Königs rege zu machen, als sowohl die Mine der Verschworenen wie die Gegenmine Mary's und ihrer Freunde zum Sprengen bereit war. Sie hatten den ganzen Plan der Verschworenen auf eine eben so kluge als geheimnißvolle Weise erfahren. Nur gegen Devilborn fehlten ihnen genügende Beweise. Der Zufall wollte es, daß der Bruder Mary's selbst sie dem Könige lieferte, indem er in das Geheimzimmer Devilborns eindrang und dort die Briefe wegnahm, die der Verräther von auswärtigen hohen Personen erhalten. Auch er hatte wenige Stunden vorher auf merkwürdige Weise von der Verschwörung Kunde erhalten. Den weiteren Verlauf wißt Ihr.

— Höchst seltsam! rief Southampton. Das wäre ja ein herrlicher Stoff für Euch, Meister Shakespeare. Das müßte ein treffliches Schauspiel geben.

— Gewiß, antwortete der Dichter, und wenn die Menschen es nicht vorzögen, die Vergangenheit auf der Bühne zu sehen und längst verschwundene Zeiten zu bewundern, anstatt einen Blick auf die Gegenwart zu werfen und ihr eigenes Leben im Spiegel der Dichtung zu sehen, so könnte ich einen solchen Stoff wohl zu einer Dichtung wählen. Aber man liebt das nicht. Auch ist das Schauspiel dieses Lebens, von dem ich Euch nur einige Scenen enthüllt habe, noch nicht beendet.

— Ja, das ist wahr! rief Southampton. Ich habe Euch schon früher fragen wollen, Meister, wie es denn gekommen sei, daß jener denkwürdige Abend, jener so unendlich wichtige Dienst, den unser Kapitain Smith und seine Schwester dem Könige geleistet, ohne weitere Folgen für die Beiden geblieben sei. Man hätte annehmen sollen, der Kapitain würde zum Ritter geschlagen, mit Gütern beschenkt werden, um so mehr, da er eine wahrhaft adeliche Gestalt und ein Wesen besitzt, das ihn zu einem geborenen Großwürdenträger stempelt. Und dann — war der König nicht wirklich verliebt in Mary? Bewies er ihr nicht eine Aufmerksamkeit, wie kaum jemals zuvor einem Frauenzimmer? Ich war deshalb wirklich erstaunt, als ich hörte, daß Mary London verlassen habe, und als Ihr mir schriebt, daß der Kapitain Smith sehr zufrieden sein würde, wenn er einen Platz bei der Expedition nach Virginien erhielte, an deren Ausrüstung ich mich betheiligt habe.

— Darüber ließe sich viel sagen, antwortete Shakespeare gedankenvoll. Die Gründe für diese unverdiente Zurücksetzung liegen zum Theil in der Vergangenheit, zum Theil auch in dem stolzen Selbstbewußtsein Johns und seiner Schwester, die Alles ihrer eigenen Thätigkeit, nichts fremder Gnade verdanken wollen. Ihr kennt ja so Manches von den früheren Beziehungen Johns und seiner Schwester zu Burleigh, dem Grafen zu Salisbury. Ich glaube zwar, daß Devilborn zu seiner Zeit den größten Theil der Schuld trug. Aber ich weiß auch, daß Burleigh keine Ursache hat, jene Vergangenheit aufgedeckt zu sehen. John Smith wird nie sein Freund sein können, wenn auch Devil-

born unschädlich gemacht ist. Ich glaube, auch Lady Howard war wegen einer anderen, nicht eben ehrenvollen Angelegenheit in die Sache verwickelt. Auch sie hatte Ursache, den kühnen, unerschrockenen und aufrichtigen jungen Mann zu fürchten, der durch Zufälligkeiten manche ihrer wichtigsten Geheimnisse erfahren. Daß andererseits eine Frau wie Lady Howard wünschen mußte, Mary vom Hofe entfernt zu sehen, werdet Ihr leicht begreifen, Southampton! Das wäre eine zu gefährliche Nebenbuhlerin für sie gewesen. Genug, so großen Antheil der König auch an dem Schicksale dieses Geschwisterpaares nahm, so wußte man ihn doch zu verhindern, seine Gunst diesen beiden Personen zu schenken, die später sehr gefährlich für Burleigh und seine Genossen hätten werden können. Man flüsterte dem König ein, daß der Spanier und Mary nur eine Art von Spiel mit ihm getrieben und daß die ganze Sache verabredet gewesen sei. Der Dienst, den man der Krone erwiesen, sei groß, dürfe aber nicht so belohnt werden, wie er es verdiene, da er nur in selbstsüchtiger Absicht geleistet worden. Lady Howard wagte sogar, Mary's Ruf anzutasten, und sie schwieg erst, als ich ihr schrieb, daß John Smith ihre eigenen skandalösen Geheimnisse veröffentlichen werde, wenn sie in ihren Verleumdungen fortfahre. Diesen beiden einflußreichen Personen gegenüber konnten sich John und Mary nicht halten, um so mehr, da ihnen wenig an Gunst und Reichthum gelegen und ihr Hauptzweck, der Sturz Devilborns, erreicht war. Auch bin ich überzeugt, daß Burleigh den größten Theil der Summe unterschlagen hat, die der König für John und seine Schwester bestimmte, und daß er es jedes Mal so einzurichten gewußt hat, daß John den König nicht traf, wenn er bei Hofe erschien.

— Schade, daß ich nicht um diese Intriguen wußte! rief Southampton. Ich glaube doch, Salisbury hätte nicht gegen mich durchdringen sollen. Aber weshalb sind die Beiden aus London fortgegangen? Ich dächte, sie hätten Abenteuer genug bestanden und sehnten sich nicht nach neuen Gefahren. Eigentlich sollte ich das zwar wissen, und es ist unrecht, daß ich mich so wenig um das Schicksal meiner Freunde gekümmert habe, denn ich schätze und achte den Kapitain Smith als einen Freund. Aber Ihr wißt ja, Shakespeare, daß selbst meine vertrautesten Genossen sich über meine Vernachlässigung beklagen. Meine Herzens- und meine Familienangelegenheiten sind daran Schuld. Es wird bald besser werden!

— Wir hoffen es, Graf, sagte Shakespeare lächelnd, denn sonst müßten wir Euch aus der Reihe unserer Freunde streichen, und daß wir das nicht gern thun, wißt Ihr recht gut. Weshalb Mary und John fortgegangen, wollt Ihr wissen? Ich kenne nur Johns Gründe genau. Mary's Verschwinden — denn sie ist plötzlich verschwunden — ist auch mir ein Räthsel. Ich sagte Euch doch, in welcher Absicht Manuel de Castro nach London gekommen sei. Er wollte erfahren, ob der Mann, den Mary liebe, seine Ansprüche auf das Herz des schönen Weibes noch geltend mache oder nicht. Vielleicht hatte ihm Mary versprochen, ihm ihr Herz und ihre Hand zu schenken, wenn der frühere Geliebte sein Anrecht aufgebe. Ich kann hierbei freilich nur Vermuthungen aufstellen, denn Mary hat mich nicht so tief in die Angelegenheiten ihres Herzens blicken lassen. Aber ich glaube, daß ich mich nicht irre. Jener frühere Geliebte war Pembroke. Mary kam nach London, ihr Ideal im Herzen tragend. Ein Weib wie sie, gereift im Sturm des Lebens, mußte bald begreifen, daß Pembroke ihr nicht genügen könne. Auch war er bereits der Verlobte einer Anderen. Ihr Herz war also frei. Aber ich zweifle, daß ihre Neigung zu Manuel deshalb stärker wurde. Sie liebte ihn nicht; sie konnte den wilden, fast rohen Mann nicht lieben, obgleich er sie mit einer fast abgöttischen Leidenschaft verehrte. Wahrscheinlich ahnte der Spanier das. Aber seine Leidenschaft wurde dadurch nur noch mehr entflammt. Vielleicht glaubte er, daß Mary ihm Gehör schenken würde, wenn sie nicht mehr in London sei. Mag dem nun sein, wie ihm wolle — genug, der Spanier war mit seiner Schwester und Mary an einem Tage plötzlich

verschwunden, und ich glaube beinahe, daß er Johns Schwester gewaltsam entführt hat.

— Unerhört! rief Southampton überrascht. Wie konnte er hoffen, bei einem Weibe wie Mary Smith durch Gewalt seinen Zweck zu erreichen! Und widersetzte sich ihr Bruder nicht der Ausführung dieses Unternehmens?

— John rang damals mit dem Tode, antwortete Shakespeare.

— Er war krank, lebensgefährlich? fragte Southampton. Ich wußte es nicht.

— Wie, Ihr wißt nicht, daß er von Devilborn tödtlich verwundet wurde? rief der Dichter.

— Von Devilborn? fragte der Graf erstaunt. Wie ist das möglich? Ist denn der Verräther nicht heimlich in Tower hingerichtet worden?

— Aber wirklich, Graf, sagte Shakespeare, ich hätte nimmer geglaubt, daß Ihr auf Euren Gütern die Welt und ihre Ereignisse so ganz vergessen würdet! Das Mährchen ist zu Euch gedrungen, die Wahrheit ist Euch verborgen geblieben. Im Volke erzählt man sich allerdings, daß Devilborn heimlich im Tower hingerichtet worden, und von oben herab hat man diesem Gerüchte nicht widersprochen, weil eine unverzeihliche Nachlässigkeit dadurch bemäntelt wird. Aber die Wahrheit ist eine ganz andere.

— Nun, ich bin wirklich neugierig, sie zu hören! rief Southampton gespannt.

— Es scheint, als ob man Devilborn nicht mit derjenigen Vorsicht bewacht habe, wie sie ein solcher Verräther und ein so großer Verbrecher verdiente, fuhr Shakespeare fort. Auch mochte er noch manche Freunde außerhalb des Gefängnisses haben, und ich glaube sogar, daß Burleigh selbst zu diesen gehörte. Denn wahrscheinlich hatte der Großschatzmeister die Geständnisse des verschmitzten Spaniers zu fürchten. Es steht fest, daß der Prozeß des Verräthers in die Länge gezogen und nicht mit dem der übrigen Verschworenen gemeinschaftlich geführt wurde. Man entschuldigte dieses Verfahren mit der Erklärung, daß es sich um die Briefe königlicher Personen handle, die man nicht bloßstellen dürfe. Das ist möglich. Aber jedenfalls war Devilborns Schuld erwiesen, und man mußte ihn in festem Gewahrsam halten. Aber die Sorglosigkeit ging so weit, daß man nicht einmal den Diener des Spaniers verhaftete, und wahrscheinlich gelang es diesem, seinen Herrn zu befreien oder ihm die Mittel zur Flucht zu verschaffen. Unglücklicher Weise war die Gelegenheit dem Spanier günstig, noch bevor er England verließ, an dem unschuldigen John Rache zu nehmen. John kehrte an einem Abend spät von seinem Freund Ringrose zurück, der mit seiner Frau und seiner Tochter in der Nähe des Towerhügels wohnte. In Gedanken, vielleicht in süße und freudige versenkt, achtete er nicht auf zwei vermummte Gestalten, die an ihm vorübereilten, dann stillstanden und ihn nach dem Wege fragten. Er antwortete und ging weiter, glaubte auch zu bemerken, daß ihm die Gestalten flüsternd folgten, achtete aber nicht weiter darauf, bis ihn in einer dunklen Gasse ein Dolchstoß in den Rücken traf und er die Worte hörte: Jetzt bin ich zufrieden! Devilborn war an demselben Abend entflohen und John hatte auch die Stimme seines Feindes erkannt. Die Wunde wurde zuerst für tödtlich gehalten, und John schwebte lange Zeit zwischen Tod und Leben. Endlich aber siegte die Riesennatur des jungen Mannes und die zärtliche Pflege des alten Brown und Mortons, eines Freundes. Aber als er genas, erhielt er zwei Wunden, die ihn mehr schmerzten, als Devilborns Dolchstoß: die Nachricht von dem Verschwinden Mary's und von der Abreise seines Freundes Ringrose.

— Alles Unglück scheint sich auf dem Haupte dieses jungen Mannes zu sammeln! sagte Southampton erschüttert. Er ist ein lebendes Beispiel, wie viel der Mensch ertragen kann, ohne unterzugehen. Ich begreife nicht, daß er noch den Muth hat, nach Virginien zu gehen und neue Gefahren aufzusuchen.

— Was blieb ihm übrig? sagte Shakespeare traurig. Seine Schwester, an der er mit ganzer Seele hing, war verschwunden, und alle Nachforschungen, die wir in Spanien anstellen

ließen, waren fruchtlos. Manuel de Castro war nicht dorthin zurückgekehrt, oder wenigstens nicht gesehen worden. Mary selbst gab kein Zeichen ihres Daseins. Noch empfindlicher für das Herz des jungen Mannes aber war die Abreise Ringroses, die erfolgte, noch ehe er genesen.

— War ihm Ringrose so lieb? fragte Southampton. Es ist doch derselbe, dessen Geschichte ich bald nach der Pulver-Verschwörung hörte? Lady Howard war auf eine nicht eben rühmliche Weise in dieselbe verwickelt.

— Derselbe, antwortete Shakespeare. Er verdankte dem Kapitain Smith zum großen Theil das Glück, seine Gattin und seine Tochter wieder zu besitzen, und die Beiden waren durch die engste Freundschaft mit einander verbunden. Aber nicht die plötzliche Auflösung dieses Bandes allein war es, die das Gemüth Johns so schmerzlich traf. Ein zarteres Band war zerrissen worden. Ich habe Euch gesagt, daß Ringrose eine Tochter besitze, Alice. Ich habe sie gesehen. Als sie aus der Kerkerluft von Theobalds nach London kam, war sie fast noch ein Kind. Sie kann auch jetzt wohl kaum sechszehn Jahre zählen. Aber ein Leben voller Kummer und Sorge, voll Nachdenken und Selbstbetrachtung haben den Geist und den Charakter dieses Mädchens wunderbar früh gereift und entwickelt. Ich kann sie jetzt noch nicht neben Mary stellen. Aber ich zweifle nicht daran, daß sie ihr einst an Geist, vielleicht auch an eigenthümlicher Schönheit ebenbürtig sein wird. Denkt Euch eine hohe, schlanke, zarte Jungfrau mit einem fast marmorweißen Antlitz, das die Sonne bis dahin fast nie berührt hatte, mit dunklem Haar und tiefblickenden braunen Augen, mit den feinsten Zügen, einem Munde, der sich nur selten öffnet, um sanft zu lächeln oder ein wohllautendes Wort voller Geist und Anmuth zu sagen, und der doch wieder zu Zeiten sich so energisch schließt und drohend zuckt, während die Augen tiefer glühen — ein Wesen, zart, geschmeidig, anmuthig, wie ein Reh in allen Bewegungen, und doch zuweilen so stolz und trotzig sich aufrichtend — und Ihr habt ein schwaches Bild von dieser Alice, die aufhörte, ein Kind zu sein, als sie in den Kreis des Lebens trat, als sie mit ihrem Vater nach London kam. Es scheint, als sei Johns Bild aus einer früheren Zeit tief in ihr junges Herz gegraben gewesen, denn John gestand mir, daß sie bei seinem Anblick erröthet und erblaßt sei. Der junge Mann war täglich in ihrer Nähe, und ich möchte sagen, daß Alice sich an ihm emporrankte und daß im Strahle seiner klaren Augen die Festigkeit und Stärke ihres Charakters reifte, zu der eine Jugend voller Noth und Entbehrung den Keim gelegt hatte. Er mußte ihr Freund, ihr Alles sein. Die Mutter war leidend, der Vater verschlossen und düster, denn neue Ungewitter zogen sich über seinem Haupte empor. Und auch auf John, der bis dahin nie geliebt, der die Welt durchwandert und zahllosen verführerischen Lockungen widerstanden, weil sein Herz mehr verlangte, als den Rausch des Augenblicks, auch auf John mußte diese holde Erscheinung, diese zarte Blüthe, die aus der Nacht des Kerkerlebens rein und in unbewußter Schönheit emporstieg,. wie die Wasserrose aus der Tiefe des dunklen See's, die nie ein brennender Sonnenstrahl geküßt, ein verführerischer Zephyr umflüstert — auch auf ihn mußte Alice einen süßen Zauber ausüben, und während der wenigen Monate, in denen er ihr Lehrer, Freund und Erzieher war, mußte das Herz, das er bildete und reifte, sich sanft in das seine hinüberschmeicheln, bis Beide innig mit einander vertraut und Eins geworden waren. Ringrose's plötzliche Abreise zerriß dieses süße Band. Ihr wißt vielleicht, daß er früher nothgedrungen mit den Spaniern gemeinschaftliche Sache gemacht und dann die Seeräuberei auf eigene Hand getrieben. Burleigh und Lady Howard, die immer noch fürchteten, er möge für seine Frau und seine Tochter Ansprüche auf die Güter erheben, die sich Lady Howard unrechtmäßiger Weise angeeignet, deckten diese Vergangenheit auf, und man war im Begriff, eine Anklage gegen Paul Ringrose wegen Landesverraths zu erheben, da es feststand, daß er früher einige englische Schiffe gekapert hatte. Zum

zweiten Male von seinem Vaterlande angeklagt und verstoßen, faßte er in der Hitze seines düsteren Grimmes den Entschluß, England für immer zu verlassen und zu seinem früheren Gewerbe zurückzukehren. Wenigstens deutete dies der Brief an, den er seinem Freunde zurückgelassen. John befand sich damals erst im Anfange seiner Genesung und wußte nichts von der Abreise seines Freundes, der ihn zwar aufforderte, ihn aufzusuchen, ihm aber keinen bestimmten Ort des Wiedersehens angeben konnte. Alice hatte nur die wenigen Worte geschrieben: „Ich muß gehen, John; mein Vater will es. Er haßt sein Vaterland. Aber ich hoffe, Ihr werdet mich wiederfinden!" Das war der einzige Abschiedsgruß für unseren unglücklichen Freund, dem England nun öder und leerer geworden war, als je. Er faßte den Entschluß, auf's Neue in die Welt hinauszuwandern. Sein Herz zog ihn nach Amerika, wo er seine ersten Lorbeeren geerntet. Ich konnte ihn nicht zurückhalten, ich hatte nicht einmal Gründe, ihn zu einem unthätigen und traurigen Leben zu überreden. Deshalb bat ich Euch, ihm die kriegerische Führung der Expedition anzuvertrauen, die unter Eurem Schutze steht, und in seinem Namen soll ich Euch seinen herzlichen Dank für die Erfüllung dieses Wunsches sagen. Ich habe ihn heut auf das Schiff geleitet, das seinen Kiel nach Virginien richtet. Er schied mit jener Ruhe, mit jener Heiterkeit beinahe, die ich so oft an ihm bewundert. Nichts kann ihn niederbeugen. Im Vertrauen auf sein gutes Recht, auf seinen Muth und sein Schwert zieht er aus, um neue Gefahren in unbekannten Gegenden aufzusuchen. Mag ihm für seine Heldenthaten der süße Preis werden, die Geliebte wiederzufinden. Ich würde zweifeln an der Gerechtigkeit hienieden, wenn ein solcher Mann unbelohnt und ohne den Preis des Lorbeers und der Myrthe zu erreichen unterliegen sollte!

Der Dichter schwieg. Und die beiden Freunde sahen gedankenvoll vor sich hin.

— Welche Wechselfälle in dem Leben eines einzigen Menschen! sagte Southampton dann. Ich glaubte, die Abenteuer dieses heldenmüthigen Kavaliers seien beendet und er habe endlich einen Ruheplatz in seinem Vaterlande gefunden. Aber es scheint, als sei er bestimmt, mit seinem unerschütterlichen Muthe noch neue Bahnen zu brechen. Das Schauspiel seines Lebens ist noch nicht beendet. Glaubt Ihr, daß das Ende ein glückliches sein wird, Shakespeare?

— Ich will es glauben! antwortete der Dichter. Wäre das nicht, so möchte ich nichts, als Narrenspiele schreiben, und ich würde es bereuen, daß ich versucht, der Welt die Gerechtigkeit der Vorsehung in meinen Werken zu zeigen.

Der Diener meldete einen zufällig angekommenen vertrauten Freund, den Dichter Ben Johnson. Er trat ein, und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Virginien.

(Aus Johns Tagebuch.)

Ich schreibe diese Blätter an einem Orte, wie ich ihn bisher noch nie betreten. Ich will damit nicht sagen, auf dem Boden Amerika's; denn ich weile seit Monaten auf demselben — auch nicht am Ufer irgend eines fremden Flusses, auf der Spitze eines Hügels, unter den Wölbungen eines undurchdringlichen Waldes — denn jeder Tag zeigt mir neue Orte und führt mich in Gegenden, die vielleicht noch nie das Auge eines Europäers erblickt hat. Nein, ich schreibe diese Blätter in dem Palaste eines der ersten indianischen Könige, und dieser Palast ist eine ärmliche Hütte, ein einfacher Wigwam, wie es die Indianer nennen. Ich sitze auf einer Binsenmatte. Auf meinen Knieen liegt ein Brett, auf diesem das kostbare Papier, das ich glücklich gerettet, und das ich für meine Zeichnungen und Karten bestimmt hatte. Meine Feder, geschnitten aus dem Kiel der Schwungfeder eines Vogels, dessen Namen ich noch nicht kenne, tauche ich in den kleinen Rest von Tinte, den ich höher schätze, als flüssiges Gold. Die tiefste

Ruhe herrscht um mich her, und in der Unthätigkeit, zu der ich jetzt verdammt bin, weiß ich wirklich nichts Besseres, als mich der letzten Vergangenheit zu erinnern und über die merkwürdigen Schickungen im menschlichen Leben nachzudenken. Ich habe oft in großen Gefahren geschwebt. Aber ich glaube, daß ich nie dem Tode näher gewesen und nie auf eine seltsamere Weise gerettet worden bin. Doch ich will einige Ordnung in meine Aufzeichnungen bringen.

Wenn ich sagen wollte, daß ich England mit großen Hoffnungen verlassen hätte, so würde ich mich und Andere täuschen. Seit den letzten großen Verlusten, die mich betroffen, seit der traurigen Wendung, die mein Schicksal genommen — in dem Augenblicke, als das schönste und größte Glück mir zu lächeln schien — seit dieser Zeit ist mein Blut noch kühler und ruhiger geworden, und ich wage nicht mehr, wie früher, mich in freudige Träumereien zu wiegen, denn ich weiß, daß ich einer von den Menschen bin, die das Schicksal immer wieder durch neue Leiden in ein sturmbewegtes Leben schleudert und niemals Anker werfen läßt im Hafen der Ruhe. Gut denn! Es sei so! Das Schicksal soll mich stark finden. Bin ich dazu ausersehen, ein Leben voller Kampf zu führen und es in Leiden zu beschließen, so will ich nicht klagen, sondern mich meiner Aufgabe würdig zeigen. Was giebt es Schöneres für den Menschen, als zu kämpfen und zu ringen! Darf ich nicht stolz darauf sein, daß das Schicksal mich dazu ausersehen, neue Bahnen zu brechen, die Pforten eines Landes zu öffnen, das noch kein Europäer vor mir betreten. Was schadet es, wenn ich dabei untergehe. Hunderte werden in meine Fußtapfen treten, werden weiter dringen und von ihren Nachkommen überflügelt werden. Einer muß den Anfang machen, und soll ich mich nicht freuen, daß ich dieser Eine bin? Freilich — das Herz lehnt sich doch zuweilen gegen dieses ewige Kämpfen, gegen diese nimmer rastende Unruhe auf. Es giebt Stunden, an die ich nicht zurückdenken darf, wenn ich nicht traurig werden will. Nur wenige Tage süßer, himmlischer Ruhe im Strahle zweier brauner Augen — und gern würde ich auf Jahre wieder in den Kampf des Lebens hinausziehen! Aber es soll nicht sein! Fort mit diesen Gedanken! Hunderte von Meilen trennen mich von meinen Gefährten — zwischen mir und der Erfüllung meiner Wünsche liegt vielleicht die Ewigkeit! So muß ich leben für den Augenblick!

Ich habe mich der Expedition nach Amerika angeschlossen, weil sie wenig Ehre, wenig Ruhm, aber desto mehr Nutzen für die Nachwelt bringen wird. Ich habe lange genug für den Ruhm und für Güter gekämpft, deren Werth vielleicht nur in der Einbildung der Menschen beruht. Hier in Amerika aber gilt es, die Pforten einer Zukunft aufzuschließen, deren Glanz und Herrlichkeit wir nicht einmal ahnen können. Hier gilt es nicht, eine Scholle Landes zu erwerben, deren Bewohner sich wenig um den kümmern, der sie beherrscht — hier gilt es, der Menschheit einen neuen Erdtheil zu schaffen, und denen, die sich in der alten Welt beengt fühlen, die Pforten eines irdischen Paradieses zu öffnen. Wäre die Aufgabe leicht, so würde ich sie Anderen gönnen, so schön sie auch ist. Aber wir haben mit Gefahren zu kämpfen, wie sie die alte Welt kaum kennt, und deshalb fühle ich mich wohl auf meinem Platze. Ich betrachte meine Kriegsfahrten durch Europa nur als die Vorschule für die Anstrengungen, die mich hier erwarten, und ich werde ausharren, so sehr mich auch mein Herz zuweilen nach anderen Richtungen zieht. Was mir beschieden ist, das wird nicht ausbleiben, sei es der Tod, oder das Glück eines friedlichen Lebens. Ich werde es mit ruhiger Zuversicht erwarten, und wenn die Zeit da ist, die Hände nicht in den Schooß legen!

Wahrlich, es war keine leichte Arbeit, einen solchen Zug anzutreten auf drei kleinen Schiffen, deren größtes nicht über hundert Tonnen hielt, und mit einer bunt zusammengewürfelten Schaar, die zum größten Theil aus Leuten bestand, die schon in England die Arbeit gefürchtet hatten und hier in Amerika im wahrsten Sinne des

Wortes goldene Berge erwarteten. Zwölf Handarbeiter, ein Paar Handwerker, die Uebrigen feine Herren, Großsprecher und Faullenzer — das war ein schlechtes Verhältniß! Hätte die bittere Noth die Herren nicht gezwungen, sie würden sich nie meinem Rathe unterworfen haben. Sie gingen ja nach Amerika, wie sie sagten, um Könige und Millionäre zu werden! Die Thoren! Ich ließ sie auf den Schiffen prahlen und freute mich auf die langen Gesichter, die sie hier machen würden. Was hätte es mir geholfen, ihnen zu sagen, daß in Amerika nichts zu erlangen sei, als durch Mühe und Arbeit! Es ist Gesindel, wenn auch feine Herren darunter sind. Und wie wäre es anders möglich? Der ruhige und behäbige Bürger wird sein Mutterland nicht verlassen, um wilde Gegenden anzubauen. Die Welt bedarf solcher Abenteurer, die nichts zu verlieren haben, um neue Staaten zu gründen. Wegelagerer und Räuber waren die Gründer Roms!

Am 19. Dezember des Jahres 1606 verließen wir London. Unsere Reise war keine glückliche, doch hinderten uns die Elemente weniger, als der Eigensinn der Menschen. Wir hatten keinen bestimmten Befehlshaber und unsere Instruktionen waren thörichter Weise in eine Büchse verschlossen worden, die erst hier geöffnet werden sollte. Newport, der die Schiffe kommandirte, war nicht dazu zu bewegen, eine neue und grade Straße einzuschlagen. Er wählte den alten Weg über die kanarischen und westindischen Inseln, und verfehlte dennoch sein Ziel, denn es war seine Absicht, bei der Niederlassung zu landen, die Sir Walter Raleigh einst an der Küste von Amerika gegründet, und die gewiß längst untergegangen ist. Statt dessen gelangten wir in die herrliche Chesapeak-Bai, deren begrenzende Vorgebirge wir zu Ehren unserer königlichen Prinzen Cap Henry und Cap Charles nannten. Hier belebte der Anblick der herrlichen Ufer, das tiefe Fahrwasser, die balsamische Frühlingsluft den sinkenden Muth unserer Mannschaft, und wirklich, Himmel und Erde schienen sich nirgends auf der Welt so vereint zu haben, um einen Ort für bequeme und angenehme menschliche Wohnungen zu bilden. Bald darauf sahen wir einen majestätischen Fluß seine Wellen in die herrliche Bai ergießen. Wir nannten ihn zu Ehren des Königs James- (Jakobs-) Fluß. Die Eingebornen nennen ihn Powhattan. Siebzehn Tage suchten wir dann nach einem passenden Orte für eine Ansiedelung. Die Wahl war schwer, weil hundert günstige Orte sich uns darboten. Endlich fanden wir im Jamesfluß eine Halbinsel, nur durch eine dreißig Ruthen breiten Landenge, die wieder von einem kleinen Fluß durchschnitten war, mit dem Ufer zusammenhängend. Sie bot uns alle Vortheile und Sicherheit dar, die wir nur wünschen konnten, und auf ihr begründeten wir die Kolonie Jamestown (Jakobsstadt).

Für mich kam nun eine schwere Zeit der Prüfung. Es mochte den feinen adeligen Herren nicht gefallen, daß ein einfacher Bürgerssohn, wie ich, besser mit manchen Dingen bekannt war, als sie, und sie schlossen mich von der Verwaltung aus, an der ich von Rechtswegen Theil hatte. Wahrlich, mich gelüstete nicht nach Oberherrschaft; ich weiß, daß es leichter ist, zu gehorchen, als zu befehlen. Aber inmitten dieser Schaar von Dummköpfen und Müssiggängern gebührte mir gewiß ein Platz an der Spitze der Verwaltung, um so mehr, da ich bereits die Kolonie vor einem Angriffe der Indianer gerettet hatte. Ich glaube, man wollte mir sogar wegen Anmaßung ungebührlicher Rechte den Prozeß machen. Aber man wagte es nicht, und Hunt, unser würdiger Prediger, versuchte ein Aussöhnung, die ich zum Besten des allgemeinen Wohls gern annahm, obgleich ich nicht daran zweifle, daß ich mit wenigen tüchtigen Freunden besser hier ausgekommen wäre, als mit dieser Schaar von hundert und zwölf Männern, bei der gewiß hundert zu viel waren. Während man Bäume fällte und die Schiffe mit den Erzeugnissen des Landes füllte, fuhr ich mit Newport und zwanzig Anderen den Jamesfluß hinauf, bis zu seinem Falle. Dort suchten wir den Häuptling, den „Kaiser des Landes," Powhattan auf. Seine

Residenz bestand aus zwölf ärmlichen Hütten! Er empfing uns freundlich, nicht so sein Volk. Sie murrten über die Eindringlinge. Aber ihr Häuptling beruhigte sie, vielleicht, weil er einsah, daß er mit Gewalt nichts gegen uns, die wir den Donner und den Blitz trugen, ausrichten könne. Ich sollte ihn bald darauf in einer anderen Lage wiedersehen.

Mitte Juni verließ uns Newport, um mit den Schiffen nach England zurückzukehren, und nun brach eine Zeit an, die zu den traurigsten gehört, deren ich mich erinnern kann. Meine Voraussetzungen, wie wenig die feinen Herren im Stande sein würden, die Mühen und Lasten einer Ansiedelung zu tragen, trafen vollständig ein. Die feuchte Sommerwärme warf die Hälfte auf das Krankenlager; die andere Hälfte war unfähig zu arbeiten. Kaum, daß wir einige Blockhäuser errichteten. An Kultur des Bodens dachte man kaum, und die mitgenommenen Lebensmittel waren auf der See verdorben. Die Indianer, statt uns von ihren Vorräthen zu liefern, umschwärmten uns in feindseliger Absicht, und Niemand durfte sich weiter, als hundert Schritt von unserem Fort entfernen. Unser Getränk war ungesundes Wasser, unsere Wohnungen Luftschlösser, und wenn wir von allen Sünden so frei gewesen wären, als von Völlerei und Trunksucht, so hätten wir sofort heilig gesprochen werden müssen. Newport war noch keine vierzehn Tage fort, und kaum konnten sich noch zehn Mann von den Unsrigen auf den Beinen erhalten. Nur fünf waren im Stande, die Bollwerke zu bewachen, und unser Fort war ein einziges großes Hospital, in dem manche Nacht drei bis vier starben, die wir am andern Morgen in aller Stille begruben. Ehe der Herbst kam, war die Zahl der Kolonisten auf Fünfzig herabgesunken, und unter den Gestorbenen befand sich auch unser wackerer Bartholomäus Gosnold, der den ersten Plan zu der Expedition entworfen hatte und durch dessen Muth, Treue und Beharrlichkeit sie zu Stande gekommen war.*)

*) Geschichtlich, wie dieser ganze Abschnitt.

Es war der Einzige gewesen, dessen Name noch einige Eintracht unter der wüsten Schaar der Kolonisten aufrecht erhalten. Wingfield, der Kaufmann, der nach ihm die Leitung übernahm, war wegen seines Geizes nicht beliebt und man glaubte, daß er sich einen Theil der Vorräthe heimlich zugeeignet habe und nach Westindien fliehen wolle. Ratcliffe trat an seine Stelle, aber mit eben so unglücklichem Erfolge, und zuletzt übertrug man mir die Leitung einer Kolonie, die von Grund aus verdorben war.

Dennoch suchte ich zu retten, was zu retten war. Ich stellte einige Ordnung wieder her und knüpfte mit den Indianern Verbindungen an, die vom glücklichsten Erfolge gekrönt waren. Sie brachten uns Getreide und hinderten nicht mehr die Ausflüge, die wir in das Innere unternahmen, um Lebensmittel zu finden. Meine größte Sorge aber war, die Kolonisten davon abzuhalten, nach England zurückzukehren, denn ich sah voraus, welchen traurigen Eindruck das Mißlingen der Kolonie in unserem Vaterlande machen, und wie schwer es halten würde, eine neue Expedition zu Stande zu bringen. Wingfield und Ratcliffe arbeiteten mir darin auf eine sehr unrühmliche Weise entgegen, und ich war genöthigt, die Gewalt der Waffen anzuwenden, um einen Theil der Kolonisten zum Bleiben zu bewegen. Später hinderten die Herbst- und Winterstürme die Pläne zur Flucht. Auch zeigte sich jetzt eine solche Menge wilden Geflügels, daß wir eine Hungersnoth nicht mehr zu fürchten hatten.

Unseren Instruktionen gemäß gingen wir nun an die genauere Untersuchung des Landes. Eine unserer Hauptaufgaben war, eine Durchfahrt nach der Südsee zu suchen, und obwohl ich überzeugt war, daß eine solche hier nicht sei und auch von den Indianern erfahren hatte, daß eine unermeßliche Fläche festen Landes zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean liege, so untersuchte ich wenigstens die Flüsse, die von Nordwest hinabströmten, und unter ihnen auch den Chickahominy mit seinen schönen waldigen Ufern.

Da ich wußte, daß die Kolonisten durch den

Ueberfluß an Lebensmitteln jetzt vor einer Hungersnoth gesichert waren, so beschloß ich, da das Wetter günstig war, meine Entdeckungsreise so weit als möglich auszudehnen. Mit wenigen Gefährten und zwei indianischen Führern fuhr ich in einer Schaluppe den Fluß hinauf, und als Baumstämme uns den Weg versperrten, setzte ich die Reise zu Lande fort. Mit Waffen und Meßinstrumenten waren wir versehen, Geflügel und Wild lieferten uns die Wälder. Mit der nöthigen Vorsicht durfte ich auch hoffen, die Indianer zu Freunden zu behalten. So war ich denn frohen Muthes und hoffte, meinen Zweck so gut als möglich zu erreichen.

Meine beiden Begleiter indessen, zwei verständige Handwerker, aber rauhe und sehr jähzornige Männer, mißachteten die Vorsichtsmaßregeln, die ich ihnen gegeben, und als ich eines Tages von der Jagd zurückkam, fand ich sie Beide todt am Ufer des Flusses neben unserem Boote. Unsere Waffen und Instrumente waren geraubt, und während ich noch bestürzt über diesen Ueberfall, das Ufer durchsuchte, sah ich mich selbst von einer Schaar Indianer umringt, die ihre Tomahawks drohend schwangen und ihre Pfeile auf mich richteten.

Ich wußte im Voraus, daß mir ein längerer Widerstand unmöglich war. In Europa würde ich mich sogleich ergeben haben. Hier bei den Indianern aber hätte man eine solche Resignation für Feigheit gehalten und mich verachtet. Ich wollte den Wilden zeigen, daß auch ein Europäer kämpfen könne, und schnell entschlossen, ergriff ich einen meiner beiden indianischen Führer, überwältigte ihn trotz seines Widerstrebens und band ihn so vor meinen Körper, daß er mich mit seinem Leibe schützte. Dann erwartete ich ruhig den Angriff der Indianer. Den ersten schoß ich nieder, drei Andere tödtete ich mit meinem Degen, und nun erst, als ich fürchten mußte, umzingelt und getödtet zu werden und nachdem ich mir, so viel ich glaube, genug Achtung in ihren Augen verschafft, nun erst senkte ich den Degen und ließ mich fesseln.

Beinahe hätte mich jedoch mein Glaube, daß man mein Leben schonen würde, getäuscht. Ich wurde an einen Baum gebunden, und sie begannen, mich nach indianischer Art zu quälen, indem sie ihre Tomahawks nach mir warfen und Pfeile abschossen, aber absichtlich fehlten. Ich sah wohl ein, daß mein Tod beschlossen sei, statt aber um Gnade zu bitten, was mir wenig geholfen haben würde, verfiel ich auf ein anderes Mittel, das mir sicherer schien, und streckte den Indianern einen kleinen Taschenkompaß entgegen, den ich wegen meiner Messungen bei mir trug.

Ich muß hierbei bemerken, daß wir Europäer den Indianern als höhere Wesen erschienen, deren Freundschaft sie gern erworben hätten, und die sie nur deshalb fürchteten und haßten, weil ihnen von unseren Landsleuten oft grausam genug mitgespielt wurde. Wenn es ihnen möglich war, so schonten sie gern das Leben eines Europäers und behielten ihn gefangen bei sich, da sie hundert unbekannte Dinge von ihm lernen konnten. Ich durfte also hoffen, daß sie jedes Anerbieten, das wie eine Friedensbedingung erschien, gern annehmen würden, und ich täuschte mich nicht. Zuerst wichen sie scheu zurück, wahrscheinlich, weil sie eine Zauberei fürchteten. Dann kamen sie näher, banden mich los, und ließen mir Zeit, ihnen den Nutzen und den Gebrauch des Kompasses, so gut als möglich, durch Zeichen zu erklären. Wider mein Erwarten begriffen sie sehr schnell, und ihre Verwunderung und Freude erreichten einen so hohen Grad, daß sie in tollen Sprüngen um mich her tanzten und mich wie ein überirdisches Wesen anstaunten.

Von diesem Augenblick an war ich gerettet, und man bewies mir mehr Ehrfurcht, als Feindseligkeit. Nur einen Versuch zur Flucht hätte ich nicht wagen dürfen, und ein solcher lag auch gar nicht in meiner Absicht, da es mir lieber war, das Land in Begleitung der Indianer, als allein auf mich angewiesen, kennen zu lernen. An Gelegenheit dazu fehlte es mir auch nicht. Man führte mich von Dorf zu Dorf, um mich den verbündeten Stämmen zu zeigen. Ueberall wurde ich angestaunt; die geringsten Kleinig-

keiten an meinem Anzuge wurden bewundert und genau untersucht. Meine Jagdflinte war der Gegenstand einer fast abgöttischen Verehrung, und je ruhiger ich blieb, je weniger Furcht ich zeigte, desto mehr wuchs die Achtung, die man mir bewies. Das Erstaunen stieg noch höher, als ich einen Brief schrieb, und durch einen Indianer nach Jamestown schickte, und eine Antwort darauf erhielt. Daß ein weißes Blatt mit schwarzen Strichen sprechen könne, war für die Indianer etwas Unerhörtes, nur durch Zauberei Mögliches. Man erwies mir alle Dienste, die ich verlangte, und ich merkte bald aus ihrem Benehmen, daß sie wünschten, ein engeres Freundschaftsbündniß mit mir zu schließen. Das konnte mir nur lieb sein. Ich lernte auf diesen Zügen Gegenden kennen, die ich allein wohl schwerlich erreicht hätte, und sah die Ufer des Rappahannoc und Potomak. Endlich führte man mich in die Residenz des gefürchteten und mächtigen Oppechankanof, Pamonkey, wo mein Schicksal entschieden werden sollte. Ob nun aber Oppechankanof die Verantwortlichkeit für eine solche Entscheidung nicht übernehmen wollte, oder ob andere Gründe obwalteten — genug, man führte mich wieder nach Süden, in dieselben Gegenden, die ich auf meinem Zuge mit Newport besucht hatte, und in dem Häuptlinge, der mich dort empfing, erkannte ich den greisen Powhattan wieder, mit dem ich bereits damals zusammengetroffen war.

Ich erhielt eine abgesonderte Wohnung und wurde weiter nicht bewacht, da die Indianer recht gut wußten, daß mir die Flucht unmöglich war. Doch bemerkte ich an der großen Zahl der versammelten Häuptlinge und an den Zusammenkünften, die sie hielten, daß etwas Außerordentliches im Werke war. Ich konnte mir das recht gut erklären. Die Indianer hatten mehr Furcht vor mir, als ich vor ihnen. Sie hielten mich für einen Zauberer, ein höheres Wesen, und wußten nicht, ob sie mich tödten oder sich um meine Freundschaft bewerben sollten. Sie schwankten fortwährend zwischen dem Wunsche, mich unschädlich zu machen, und zwischen der Begierde, meine Kenntnisse und Erfahrungen für sich selbst auszubeuten, und ich zweifle nicht daran, daß sie mich in den Kreis ihrer Häuptlinge aufgenommen hätten, falls ich gelobt hätte, bei ihnen zu bleiben und ihr Lehrer zu sein. Aber das war nicht meine Absicht, und ich verhielt mich ganz ruhig und abwartend.

Niemand kann leugnen, daß die Indianer ein schöner Menschenschlag sind und daß sowohl die Männer als die Frauen in Europa bewundert werden würden, wenn ihre Hautfarbe statt der kupferrothen eine weiße wäre. Ich habe nie kräftiger gebaute, muskulösere Männer gesehen, als bei den Indianern, und die jungen Mädchen übertrafen an Zartheit und Rundung der Formen die Mehrzahl ihrer europäischen Schwestern. Nur werden sie in Folge der vielen Anstrengungen sehr früh alt. Der schönste junge Mann aber, den ich je unter den Indianern sah, war Nautakan, der Sohn Powhattans, und die schönste Jungfrau seine Schwester Pocahontas. Beide waren noch sehr jung, und in ihrem Wesen lag noch nichts von der Verschmitztheit der älteren Indianer. Sie waren noch Kinder, namentlich Pocahontas, die ihren Namen, die „Perle" des Landes, mit vollem Rechte führte. Die Regelmäßigkeit ihrer braunen Züge, der sanfte Glanz ihrer schwarzen, sinnenden Augen, die Anmuth in ihrem Gange, in ihren Bewegungen, waren bewundernswerth und setzten mich oft in Erstaunen. Selbst dieser noch fast kindlichen Jungfrau sah man es an, daß sie die Tochter eines Fürsten war.

Nautakan und Pocahontas schienen mir eine besondere Freundschaft und Aufmerksamkeit zu schenken. Sie weilten oft in der Nähe der Hütte, die man für mich errichtet hatte — denn in einen Wigwam hatte man mich aus mir unbekannten Ursachen noch nicht geführt. Da ich bereits Manches von der Sprache der Indianer gelernt hatte, so konnte ich mich recht gut mit ihnen unterhalten und erfuhr Manches von ihnen, was die älteren Indianer mir verschwiegen haben würden. Sie brachten mir Früchte, Maiskuchen, Honig, Wildpret und einen eigenthümlichen Zucker, der aus einem Baum quillt.

Nautakan gab mir sogar einmal zu verstehen, daß die Indianer mich zu ihrem ersten Häuptling wählen würden, wenn ich seine Schwester heirathen wollte. Ich muß gestehen, daß dieses Anerbieten mich rührte, und ich wüßte nicht, weshalb ich mit einem so sanften und guten Wesen, wie Pocahontas war, nicht hätte glücklich sein sollen. Aber ich bewahrte andere Erinnerungen in meinem Herzen.

Eines Morgens führte man mich nach einem einzelnstehenden langen Hause, in dem ein großes Feuer angezündet war. Man breitete große Matten aus und auf eine derselben mußte ich mich setzen. Darauf erhielten meine gewöhnlichen Wächter Befehl, die Hütte zu verlassen, und ein großer, seltsam aussehender Mann trat ein. Sein ganzer Körper war schwarz bemalt und auf seinem Kopfe trug er einen merkwürdigen Putz von ausgestopften Schlangenhäuten und Wieselfellen, die ihm bis über das Gesicht und die Schultern herabhingen und ein Aussehen gaben, das auch einen beherzten Europäer hätte in Schrecken setzen können. Ueber diesem Putz trug er eine Krone von Federn, das gewöhnliche Abzeichen der Indianer, um eine höhere Stellung zu bezeichnen. In der einen Hand trug er eine Klapper, die er wohl eine halbe Stunde lang erschallen ließ, und deren Lärm er mit den tollsten Sprüngen begleitete. Ich sah ihm ruhig zu und erwartete die Dinge, die da kommen würden. Nun fing er an, aus vollem Halse zu schreien und streute dann einen Kreis von Mehl rings um das Feuer. Bald darauf erschienen drei andere Priester oder Zauberer, die schwarz und roth bemalt waren und weiße Flecken auf den Backen hatten. Sie tanzten und sprangen noch toller als der Erste, der das Oberhaupt zu sein schien, und eine Viertelstunde darauf wurde ihre Zahl noch durch drei andere Indianer vermehrt, die sich die Augen roth und das Gesicht mit vielen weißen Streifen bemalt hatten. Das Tanzen währte noch eine Zeit lang und ich begann mich herzlich zu langweilen, als sie sich mir endlich gegenüber setzten, der erste Zauberer in der Mitte, drei auf jeder Seite. Nun begannen sie ein eigenthümliches Lied, das sie mit der Klapper begleiteten und das abermals eine halbe Stunde dauerte. Dann legte der erste fünf Weizenkörner auf die Erde, breitete die Arme aus und streckte sie nach dem Feuer zu, mit solcher Anstrengung, daß ich die Adern derselben anschwellen sah, als wollten sie platzen. Auch das dauerte eine gute Zeit. Dann sprach er ein kurzes Gebet, und die sechs Anderen stießen einen tiefen Seufzer aus. Abermals legte er dann drei Körner auf die Erde, und damit fuhr er in langen Zwischenpausen fort, bis er drei Kreise von Körnern rings um das Feuer gemacht hatte. Später brachte man kleine Zweige, von denen je einer zwischen die Kreise gelegt wurde. Das dauerte den ganzen Tag, und da weder die Zauberer noch ich auch nur einen Bissen Speise erhielten, so erschien mir die ganze Ceremonie sehr langweilig. Das schien aber bei den Indianern nicht der Fall zu sein, denn sie wiederholten das Schauspiel noch an den drei folgenden Tagen ganz auf dieselbe Weise. Doch muß ich hinzufügen, daß ich am Abend stets sehr reichliche und ausgesuchte Speisen erhielt.

Begreiflicher Weise erregte diese sorgfältige und langweilige Ceremonie meine Aufmerksamkeit, und am folgenden Tage fragte ich Nautakan, was sie zu bedeuten habe. Er schien sehr niedergeschlagen zu sein und antwortete mir, die Feierlichkeit sei veranstaltet worden, um zu erfahren, ob ich böse oder gut gegen die Indianer gesinnt sei. Der Kreis von Mehl bedeute das Vaterland der Indianer, die Kreise von Körnern die Grenzen des Meeres, die Zweige mein Vaterland. Wie sie auf diese Weise ihre Absicht, meine Gesinnungen zu erforschen, erreichen wollten, konnte oder wollte er mir nicht angeben. Als ich ihn aber fragte, wie denn der Spruch des Orakels ausgefallen sei, antwortete er mir: ungünstig, und an seiner bestürzten Miene sah ich, daß mir irgend ein Unglück drohe.

Hätte ich fliehen können, so wäre ich jetzt geflohen, denn ich kannte die Gebräuche der Indianer gut genug, um zu wissen, daß ein

Urtheil, welches so reiflich und so lange überlegt worden, gewiß vollstreckt werden würde. Wahrscheinlich hatte die Furcht der Indianer gesiegt, und man hatte beschlossen, mich zu tödten. Rettung konnte ich von keiner Seite hoffen, denn die Kolonisten in Jamestown dachten gewiß nicht daran, mir Hülfe zu schicken, und an eine Selbstvertheidigung konnte ich eben so wenig denken, wie an andere Mittel, mir das Leben zu erhalten. Ich mußte meinem Schicksal getrost entgegensehen.

Zwei Tage vergingen. Alles sonderte sich von mir ab. Selbst Nautakan und Pocahontas durften mich nicht besuchen. Am dritten Tage wurde ich vor den Rath der Häuptlinge berufen. Sie saßen, in ihren kriegerischen Schmuck gehüllt, um Powhattan im Kreise herum. Die Waffen, die sie trugen, und die drohenden Blicke, die sie auf mich warfen, sollten mir Furcht einflößen. Aber ich behielt meine Ruhe. Ich schied ungern vom Leben, das gestehe ich ein. Es gab Manches, was ich noch gethan, was ich noch gern erfüllt gesehen hätte. Aber ich bereitete mich auf den Tod vor. Ich glaubte, daß endlich die Stunde gekommen sei, die meinem irdischen Wirken ein Ziel setzen würde.

Powhattan verkündete mir, daß der Spruch des Orakels sich gegen mich erklärt habe und daß sein Volk mich als einen Feind betrachten müsse. Es sei deshalb beschlossen worden, mich zu tödten. Ich antwortete ihm, daß ich allein nicht im Stande sei, mich zu vertheidigen, daß ich niemals die Absicht gehabt hätte, ihnen etwas Böses zu thun, sondern daß ich über das große Wasser gekommen wäre, um freundschaftliche Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, und daß ich nicht um mein Leben bitten würde, daß ich aber erwartete, der große Geist würde meinen unschuldigen Tod rächen. Noch einmal schienen die Häuptlinge zu zaudern. Dann gab Powhattan einen Wink. Alles zog sich von mir zurück. Ich stand allein inmitten eines großen Kreises, den Hunderte von Indianern bildeten.

Auch jetzt noch las ich mehr Angst und Scheu, als Zorn und Rachedurst in den Augen, die auf mich gerichtet waren. Nautakan stand mit gesenktem Haupte in den Reihen der jungen Krieger, und unter den Jungfrauen, die sich unter die Krieger gemischt hatten, glaubte ich auch Pocahontas zu bemerken, deren Augen starr auf mich gerichtet waren. Ein großer und starker Indianer trat auf mich zu. Er hatte nur den schweren Tomahawk, eine Art von Axt, in der Hand. Ich sprach ein kurzes Gebet und dachte noch einmal an meine Lieben und Bekannten. Dann sah ich dem Indianer, der mir den Tod bringen sollte, ruhig ins Auge.

Es ist nicht die Art dieser Stämme, den Feind plötzlich zu tödten. Es liegt in ihren Gewohnheiten, seine Standhaftigkeit vorher durch Scheinangriffe zu prüfen, und sie sollen öfter Feinden, die sich zaghaft und feig bewiesen, das Leben geschenkt haben. Es war nicht meine Absicht, mein Leben durch eine ewige Verachtung, die mir dann zu Theil geworden wäre, zu erkaufen, und während der Kreis der Indianer sich neugierig und gespannt mir immer näher drängte, kümmerte ich mich nicht um die Bewegungen des Indianers, dessen Tomahawk oft dicht an meinem Kopfe vorüberschwirrte und der sich alle Mühe gab, mir ein Blinzeln der Augen, einen Ruf des Schreckens zu entlocken. Ich glaube, meine Gedanken beschäftigten sich bereits mit den Dingen einer anderen Welt. Doch bemerkte ich, daß meine Furchtlosigkeit nicht ohne Eindruck auf die Indianer blieb.

Das grausame Spiel näherte sich endlich seinem Ende, und ich bemerkte, daß der Indianer sich vorbereitete, mir den Todesschlag zu versetzen. Hoch funkelte der Tomahawk, den er in weiten Kreisen über dem Kopfe schwang, in seiner Hand, und jeden Augenblick glaubte ich ihn auf mich niederschwirren zu sehen. Plötzlich aber sah ich etwas auf mich zuschießen mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles. Es war Pocahontas. Mit einem Schrei, der mir durch die Seele drang, warf sie sich an meine Brust und schlang ihre Hände um meinen Nacken, bereit, den tödtlichen Schlag für mich zu empfangen.

Die Indianer drängten sich in großer Verwirrung näher. Powhattan trat auf uns zu und ermahnte seine Tochter, zurückzutreten. Aber Pocahontas hörte nicht auf seine Bitten und Drohungen. Unbeweglich hing sie an meinem Halse, und jeder Schlag, den man auf mich führte, hätte sie vorher treffen müssen. Ein unruhiges Gemurmel durchflog die Reihen der Indianer. Die Häuptlinge traten zusammen und schienen sich heimlich und eifrig zu berathen. Endlich kam Powhattan wieder auf mich zu. Ich sah das Kalumet (die Friedenspfeife) in seiner Hand. Pocahontas stieß einen Ruf der Freude aus und flüchtete wie ein verfolgtes Reh in die Reihen ihrer jugendlichen Genossinnen.

— Fremdling, sagte Powhattan, der große Geist will nicht Deinen Tod. Er hat das Herz der Tochter Powhattans, der Perle des Landes, gerührt und den Tomahawk von Deinem Haupte abgewendet. Die Söhne Wakondahs *) werden sich nicht auflehnen gegen den Willen ihres Vaters. Er hat durch das Herz Pocahontas zu uns gesprochen. Du sollst frei und unser Freund sein, Fremdling, und mit Powhattan die Friedenspfeife rauchen.

Während die anderen Häuptlinge auf mich zutraten, reichte er mir die Pfeife, aus der ich einen Zug that und die dann durch den Kreis der Häuptlinge wanderte. Ich wußte, daß ich gerettet war, denn die Indianer brechen nie ein Gelübde, das durch die Friedenspfeife besiegelt worden. Mit einem kurzen, aber warmen Gebete dankte ich Gott für diese unerwartete Rettung. Dann zerschnitt man die Bande, die mich fesselten, und Powhattan sagte mir, daß ich frei überall hingehen könne, wohin ich wolle, daß es aber den Indianern lieb sein werde, wenn ich bei ihnen bleibe. Darauf führte er mich in sein Wigwam und sagte mir, daß ich es als meine Wohnung betrachten könne. Nantakan kam auf mich zu und umarmte mich herzlich. Pocahontas aber verbarg sich scheu vor mir. Das liebenswürdige Kind schämte sich, vor mir zu erscheinen, seit der gefahrvolle Augenblick mir die Regungen ihres Herzens verkündet. Doch gelang es mir, einmal ihre Hand zu ergreifen, sie an mein Herz zu drücken und sie auf die Stirn zu küssen.

*) Der große Geist, Gott der Indianer.

Das geschah vor wenigen Tagen. Jetzt sitze ich frei und ungehindert in dem Wigwam Powhattans und die Indianer erweisen mir alle möglichen Freundschaftsdienste. Nautakan weicht kaum von meiner Seite und auch jetzt, glaube ich, schaut er durch die Thür emsig auf die geheimnißvollen Zeichen, mit denen ich das Papier bedecke. Pocahontas sitzt neben ihm und bereitet ihr Lieblingsgericht, um mich damit zu erfreuen. Sie wagt kaum, ihre sanften Augen zu mir aufzuschlagen. Armes Kind! Wäre ich ein Sohn Deines Stammes, oder wäre auch nur mein Herz frei, ich würde keinen Augenblick säumen, Deine unschuldige und aufopfernde Liebe zu erwiedern und meine Tage in der Hütte Deines Vaters zu beschließen. Aber hinter mir liegt eine schwere Vergangenheit und vor mir vielleicht eine noch schwerere Zukunft. Mein Leben gehört nicht mir. Es gehört dem Vaterlande!

Die Flibustier.

Im Norden der großen Antillen-Insel St. Domingo (auch Haity, Hispaniola genannt), durch eine schmale Meerenge von derselben geschieden, erhebt sich die kleine Insel Tortuga. Ihren Namen (Schildkröten-Insel) erhielt sie wegen der Menge von Schildkröten, welche die Spanier, die zuerst die Gewässer der Antillen beschifften, dort vorfanden. Steil hebt sie sich aus dem Meere; „eiserne Küsten" nennen die Seeleute ihre Ufer, weil sie fast unzugänglich sind. Nur nach Süden, nach dem schmalen Meeresarm zu, auf dessen gegenüberliegender Seite die Gebirge von St. Domingo emporsteigen, ist ein zugänglicher Hafen, den Seefahrern jener Striche unter dem Namen der „Rhede" bekannt. Starre, zum Theil nackte, zum Theil von üppigem Pflanzenwuchs über-

wucherte Felsen bilden auch im Innern die Gesammtmasse der Insel, die nur von wenigen Quellen bewässert ist. In der Nähe der Rhede treten diese steilen Felsen bis auf eine Entfernung von ungefähr fünfhundert Schritten an das Ufer und fallen dort steil ab, eine natürliche Festung bildend. Der Kamm derselben dehnt sich dort zu einer kleinen Hochebene aus, über der sich abermals ein einzelnes Felsstück von vierzig Fuß Höhe wie ein riesiger Würfel erhebt. Neben demselben dringt eine kleine, aber klare und frische Quelle aus dem Felsen.

Dem Krieger, oder überhaupt dem scharfblickenden Manne, der zuerst diesen Theil der Insel betrat, konnte die militairische Bedeutung dieses Platzes unmöglich entgehen, und nur die Nachlässigkeit der Spanier, die in Mexico nach goldenen Schätzen suchten, konnte eine solche natürliche Festung unbenutzt lassen. Selbst um das reiche und schöne Eiland Hispaniola kümmerten sie sich wenig, und nur wenige Ansiedler bewohnten die Küsten der Insel, auf der Columbus einst gelandet war. Die Spanier wollten Gold graben, nicht den Acker bebauen.

Es war auch nicht die spanische Flagge, die von jener Felsenfestung der Insel Tortuga wehte. Es waren die Farben Frankreichs und Englands, die über das Meer hinausflatterten und dem trägen Spanier, der ingrimmig von den Küsten St. Domingo's hinüberschaute, Trotz boten. Engländer und Franzosen hatten sich schon vor Jahren dort festgesetzt und gegenseitig die Hand gereicht, um dem gemeinsamen Feinde, dem Spanier, zu widerstehen. Die Franzosen hatten sich selbst über St. Domingo verbreitet und an einzelnen Küstenplätzen, auf der Halbinsel Samana und einigen größeren Inseln, welche St. Domingo umgeben, festgesetzt. Dort führten sie ein wildes, abenteuerliches Leben, getheilt zwischen der Jagd auf die Büffel und Kriegszügen gegen die Spanier. Jene Jagden gaben diesem Volke den Namen. Das geräucherte Fleisch der Büffel, das ihre Hauptnahrung bildete, wurde von den Eingeborenen Bukan genannt. Die Franzosen nannten sich demzufolge Bukaniers, und sie haben später das Ihrige gethan, diesen Namen der Nachwelt aufzubewahren.

Ein Theil von diesen Bukaniers bewohnte auch Tortuga, obgleich die Insel zu klein war, um ihnen hinreichenden Raum für ihre Jagdzüge zu bieten. Ueberwiegend aber waren auf Tortuga die Engländer, zu denen sich eine nicht unbeträchtliche Zahl von Niederländern gesellt hatte. Jedermann kannte die Beschäftigung dieser Leute. Sie lebten vom Kampfe gegen die Spanier, den sie zuerst in kleinen Böten geführt haben sollen, da größere Schiffe ihnen fehlten. Diese Böte gaben ihnen den Namen der Flibustier.*)

Erst zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war jener Felsen, der die Rhede von Tortuga beherrschte, nach und nach auch durch die Kunst befestigt worden. Man hatte Terrassen und Verschanzungen angelegt, hinter denen die Wohnungen lagen. Auf dem vierkantigen Felsen erhob sich ein fest gemauertes Gebäude, zu dem man nur vermittelst einiger Stufen und dann durch eine eiserne Leiter gelangen konnte. Drei Kanonen schützten dieses Gebäude. Zwei andere Batterieen deckten die Terrassen und bestrichen die Rhede. So bildete das Ganze eine Festung, groß genug, um mehr als fünfhundert Menschen zu fassen, und stark genug, um selbst einem regelrechten Angriff erfolgreich widerstehen zu können, um so mehr, da es wenige andere Punkte auf der Insel gab, auf denen eine Landung auch nur versucht werden konnte. —

Es war ein heißer Tag, der nur durch den Ostwind gekühlt wurde. Auf der Rhede von Tortuga und auf den Zugängen, die zum Fort führten, herrschte ein, wenn auch nicht großartiges, so doch wechselvolles und anziehendes Leben. Eine Menge von größeren und kleineren Böten lag in der Bucht. Andere landeten oder fuhren ab. Einzelne, und zwar die größten, lagen auf dem trockenen Kiessande, der den

*) Von Freeboote, wie man diese Böte nannte. Doch giebt es auch andere Erklärungen für den Namen Flibustier.

Fuß der Felsen umgab, um ausgebessert zu werden. Hier und da war eine einfache Hütte von Palmettoblättern errichtet worden, um Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen zu gewähren. Büffel- und andere Felle wurden ausgeladen und auf das Ufer getragen. An anderen Stellen lagen Fässer, standen Kisten, die wahrscheinlich ein niederländischer Kauffahrer gebracht hatte, dessen träge Masse sich in der Mitte der Bucht schwerfällig auf den Wellen schaukelte, und zu dem einige Böte mit Fellen hinüberruderten. Selbst einzelne Feuer und über diesen Stangen mit Kesseln sah man an dem Ufer, denn die Bukaniers schlugen ihren Heerd auf, wo es ihnen gut dünkte, und wohl an hundert Männer lagen, standen, gingen einzeln oder in Gruppen auf dem Ufer umher. Sie trugen fast Alle dieselbe Kleidung. Ein braunes Hemd, dessen Farbe vielleicht dem Blute der getödteten Büffel ihren Ursprung verdankte, umschloß die breiten Schultern, die hohe Brust. Eine kurze Lederhose, bis zum Knie herabgehend, war mit einem breiten Gürtel um die Lenden befestigt, und Schuhe, die nur aus einem Stücke bestanden und auf die einfachste Weise dadurch gebildet waren, daß die Bukanier ihre Füße in Stücke frischen Schweinsleders steckten, schützten den Fuß vor dem Kies des Ufers, den Zacken der Felsen und den Dornen der Schlingkräuter. Ein Hut mit nach vorn hinabgeschlagener Krempe deckte die Augen und das gebräunte Gesicht. Die Meisten hatten eine lange Flinte über die Schulter hängen, oder trugen sie auch wohl, wenn sie sonst nicht beschäftigt waren, in der Hand. Die anderen Waffen, das lange, breite, hirschfängerähnliche Messer (Manchette genannt) und ein Pistol steckten im Gürtel, an dem auch gewöhnlich das Pulverhorn und die Kugeltasche befestigt waren. So verrieth ihre Kleidung schon das abenteuerliche Leben, das sie führten, und man brauchte nur ihre nervigten, muskulösen Gestalten, ihre wettergebräunten Gesichter zu sehen, um zu wissen, daß diese Leute an den Kampf mit den Elementen und Menschen gewöhnt waren. Selbst die Matrosen des holländischen Kauffahrers, obschon derbe Seeleute, erschienen ihnen gegenüber wie städtische Zierpuppen. Ein Frauenzimmer sah man nirgends am Ufer. Die Gesetze der Flibustier und Bukaniers verboten den Aufenthalt derselben. Ihr Herz hing nur an Jagd und Kampf, und wenn sie auch in anderen Gegenden sich für die Enthaltsamkeit entschädigten, die ihnen die Gesetze von St. Domingo und Tortuga auferlegten, so herrschte doch in dieser Hinsicht auf den Inseln selbst eine Sittenreinheit, die man bei diesen rauhen Söhnen der Natur kaum vermuthet hätte.

Alle diese Leute kamen und gingen, als herrsche der tiefste Frieden über Tortuga und St. Domingo und als habe nie ein Flintenschuß donnernd in der Meerenge wiedergehallt. Einige tranken, Andere brieten und kochten das Fleisch der erlegten Rinder, Andere handelten mit den holländischen Kaufleuten. Alles bewegte sich langsam und gleichgültig, denn die glühende Sonne verbot jede Aufregung und Lebendigkeit. Man hätte glauben können, einen friedlichen Hafen vor sich zu sehen, und doch wehte oben auf dem Fort neben dem englischen und französischen Banner eine blutrothe Fahne, das Zeichen, daß man aufmerksam und vorsichtig sein solle, da Gefahr drohe.

Plötzlich donnerte ein Schuß von der Terrasse des Forts, und der Wiederhall rollte an den Felsen von Tortuga hin, um grollend in den Schluchten von St. Domingo zu verklingen. Doch schien auch dieses Zeichen, das die tiefe Sommerruhe auf eine so plötzliche Weise unterbrach, keinen großen Eindruck auf die Bukaniers zu machen. Sie schauten empor zum Fort, auf dem ein Signal neben der rothen Fahne flatterte, und ihre Gesichter blieben so ruhig, wie zuvor.

— Was hat das zu bedeuten? fragte der holländische Handelsherr einige Bukaniers, mit denen er über den Ankauf eines großen Haufens von Fellen handelte.

— Nichts, Mynheer! lautete die Antwort in schlechtem Holländisch. Es ist ein Schiff in Sicht. Also drei Faß Pulver, zweihundert Pfund Blei, zwanzig Gallonen Branntwein für

die Felle, und obendrein hundert holländische Dukaten. Dann sollt Ihr sie haben!

— Das Schiff ist am Ende ein Spanier! sagte der Holländer bedächtig. Der Schurke wäre im Stande und kaperte mich mit sammt meiner Ladung!

— Hier? fragte ein Bukanier spöttisch und zeigte auf das Fort. Ehe die Spanier sich hierher wagen, könnt Ihr noch zehnmal nach Holland und zurücksegeln. Sie haben Respekt seit dem letzten Male, als wir drei ihrer erbärmlichen Schiffe in den Grund bohrten und die übrigen nur entkamen, weil nicht mehr als zwanzig Mann im Fort waren. Seid unbesorgt, Mynheer, und zahlt den Preis. Es ist vielleicht Niemand weiter, als Master Ringrose, der von seinem Zuge zurückkehrt.

— Ringrose? fragte der Holländer. Wie ist mir denn? Trieb der nicht schon vor Jahren sein Wesen hier in den karaibischen Meeren?

— Freilich that er das, erwiederte der Bukanier. Er ging nach England zurück, um sich, wie er sagte, Recht und Gesetz zu holen. Hm! Sie scheinen drüben in der alten Welt nicht mehr viel davon zu wissen. Wir sind besser daran. Er kam nach Jahr und Tag wieder zurück und brachte nur seine Frau und einen hübschen, aber blassen Jungen mit. Die hätten Beide drüben im Gefängniß gesessen, hörten wir, und man sah es ihnen an. Die Frau starb bald, konnte wohl das Klima nicht vertragen. Das sind nun über zwei Jahr her, und seit der Zeit wohnt Master Ringrose dort oben. Sagt ich's nicht? Seht, da ist die weiße Flagge, ein Zeichen, daß es Küstenbrüder sind! Und nun rasch, Mynheer, der Kauf muß abgeschlossen sein, ehe Mr. Ringrose kommt. Dann giebt es doch Verwirrung und Arbeit genug.

Sie handelten weiter. Unterdessen wehte die weiße Flagge noch oben auf dem Fort, um denen, die durch den Schuß aufgeschreckt waren, zu melden, daß Freunde nahten. Bald darauf wurde auch an der Ostspitze von Tortuga, am Eingange der Meerenge, ein großes Seegelboot sichtbar, von jener eigenthümlichen Art, deren sich die Flibustier auf ihren Zügen zu bedienen pflegten. Vom frischen Ostwinde getrieben, langte es bald auf der Rhede an, ging vor Anker und setzte die Böte aus. Eine große Anzahl von Männern, den Bukaniers ganz ähnlich gekleidet, und nur durch breitrandige Hüte von ihnen unterschieden, ruderten dem Lande zu und wurden von den Bukaniers freundlich, aber ohne großen Lärm empfangen. Und gewiß war es auch nichts Seltenes, daß Flibustier von ihren kühnen Streifzügen heimkehrten.

Während die Beute, die sehr groß zu sein schien, ans Land gebracht wurde, schritt ein hoher, stattlicher Mann, nur durch eine rothe Schärpe und einen kurzen Mantel von den Uebrigen unterschieden, über die Uferebene den Terrassen des Forts zu. Ungefähr dreißig Bewaffnete geleiteten ihn, und er grüßte freundlich aber kurz nach allen Seiten. Unter seinen Begleitern befand sich auch ein junger Mann, fast noch Knabe. Sein Wuchs war schlank, Haar und Augen schwarz, sein Gesicht schön und ausdrucksvoll, obwohl etwas schüchtern.

— Ist das Mr. Ringrose's Sohn? fragte der holländische Kaufmann den Bukanier, nachdem er den Anführer der Flibustier, der so eben vorüberging, höflich gegrüßt hatte. Er begleitet wohl den Vater auf seinen Streifzügen?

Der Bukanier warf einen flüchtigen Blick auf den Jüngling und schüttelte den Kopf.

— Das ist nicht sein Sohn, sagte er dann. Das muß ein Gefangener sein.

Und er fuhr fort, die Felle zu zählen.

Unterdessen war Ringrose bis zu den oberen Terrassen gelangt, wo ihn die Besatzung des Forts in Reihe und Glied mit einem einfachen militairischen Gruße empfing und sich dann zerstreute, um mit den Neuangekommenen zu plaudern. Nur der Jüngling blieb in der Nähe des Flibustiers und folgte demselben schüchtern. Ringrose hatte es ihm geboten. Er stieg hinter dem Flibustier die steinernen Stufen hinauf, die bis zur Hälfte des vierkantigen Felsens führten, auf dem die Wohnung des Kommandeurs sich erhob, und erklomm dann auch die eiserne Leiter, die bis zum Gipfel reichte.

Dort hatte schon seit dem Donner des Kanonenschusses ein junger Mann gestanden und unruhig und ungeduldig hinab auf die Rhede geschaut. Sein Anzug glich dem der Bukaniers, nur waren die Beinkleider von braunem Tuch, anstatt von Leder, und reichten bis zu den Schuhen hinab. Auch war das braune Hemd weiter und faltiger. Wie alt dieser junge Mann war, ließ sich schwer bestimmen. Sein Gesicht war fein und zierlich, aber so wenig von der heißen tropischen Sonne gebräunt, wie die zarten Hände. Lange dunkle Locken fielen bis auf die Schultern, gleichfalls im Gegensatz zu den Bukaniers, die das Haar meistentheils kurz geschoren trugen. Auch hatte die ganze Gestalt des Jünglings etwas Schmächtiges und mußte Jedem auffallen, der bisher nur die breitschultrigen kräftigen Bukaniers gesehen. Vielleicht wären einem feinen Beobachter auch manche andere Eigenthümlichkeiten nicht entgangen, obwohl sie absichtlich verborgen zu sein schienen. Genug, dieser Jüngling war eine befremdende Erscheinung auf dieser Insel, die nur von Seeräubern, Jägern und Matrosen bewohnt war.

Die Ungeduld des jungen Mannes wuchs, als Ringrose die Terrasse emporstieg, und als er endlich die Leiter erklommen, eilte er mit dem freudigen Ausrufe: Mein Vater! auf den Flibustier zu, dessen Augen ebenfalls freudig leuchteten und der ihn zärtlich und bewegt in die Arme schloß.

— Du bist wohlauf und gesund, mein Kind? fragte Ringrose besorgt. Mir deucht, Du siehst etwas blasser aus, als früher.

— Nein, mein Vater, mir ist ganz wohl, antwortete der junge Mann mit einer Stimme, deren Klang etwas Knabenhaftes hatte. Vielleicht etwas Sorge um Dich, vielleicht die Hitze, an die ich mich noch nicht gewöhnt habe. Und Du? Gottlob, Du bist nicht verwundet, das ist ein unerwartetes Glück! Aber Du bringst einen Gast mit, wie ich sehe. Wer ist der junge Mann?

— Der Knabe? sagte Ringrose und warf einen Blick auf den schönen schlanken, schwarzäugigen Burschen. Wir haben ihn gefangen, unter seltsamen Umständen. Das Mitleid ließ mich ihn retten. Ich will ihm die Wahl lassen, bei Dir zu bleiben, oder an unseren Kämpfen Theil zu nehmen. Wir haben übrigens nichts von ihm zu fürchten. Er versteht kein Englisch.

Dann winkte er dem jungen Gefangenen, und den Arm seines Sohnes nehmend, trat er in das Innere des befestigten Hauses, wo Mathew, der treue Diener, ihn empfing und von Ringrose mit einem Handschlage begrüßt wurde.

Die Zimmer im Innern des Gebäudes waren mehr als gemächlich, sie waren reich, fast verschwenderisch ausgestattet. Man sah überall die kostbarsten Gegenstände, die oft mit geringschätzender Nachlässigkeit an Orte gestellt waren, wo man sie kaum bemerken konnte. Fast alle trugen den Stempel spanischer Namen und Fabriken, und es war leicht zu errathen, auf welche Weise Ringrose oder auch schon der frühere Besitzer dieser Wohnung zum Erwerb dieser Schätze gelangt war. Zwischen diesen Gegenständen befanden sich auch einzelne sehr einfache. Es waren Familienstücke, die man aus England mitgebracht. Ein lebensgroßes Brustbild der Lady Maria Ringrose hing an der Wand. Es war gemalt worden, als Maria noch im Kreise ihrer Familie lebte, und Ringrose hatte es früher durch die Vermittelung der Wirthin in der „Seejungfer" an sich zu bringen gewußt. Jetzt mußte es ihm und Alice die treu duldende Gattin, die liebende Mutter ersetzen, die so früh schon, gebrochen durch Kummer und Noth, aus dem Leben geschieden, dessen schönste Jahre für sie nichts gewesen, als eine einzige Kette von Angst und Sorgen!

Wir erwähnten den Namen Alice, und es wird den Lesern wohl nicht zweifelhaft sein, wen sie in dem jungen Sohn des Flibustiers zu vermuthen haben. Die Gesetze dieser eigenthümlichen Gesellschaft verboten streng die Gegenwart eines weiblichen Wesens auf Tortuga, und Ringrose war deshalb genöthigt gewesen, zu diesem Auskunftsmittel seine Zuflucht zu nehmen, wenn er seine Tochter bei sich behalten wollte. Freilich mußte er eine Entdeckung fürch-

ten, und nur der Vorwand, daß Percy (so wurde Alice genannt) durch die lange Kerkerhaft kränklich und verweichlicht worden, konnte die Augen der argwöhnischen Flibustier von Alice ablenken, die ohnehin schon als Sohn des Kommandeurs Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war. Sie blieb deshalb gewöhnlich auf dem Fort und verließ es nur in Gesellschaft ihres Vaters. Uebrigens hatten sich Beide so sehr an diese nothwendige Umwandlung gewöhnt, daß Ringrose seine Tochter, auch wenn sie allein waren, selten anders als Percy nannte. Für alle Fälle ließ er sie von Mathew — dem Einzigen, der um das Geheimniß wußte — im Waffenhandwerk und in anderen Dingen unterrichten, die einem Flibustier zu wissen nöthig waren. Doch zeigte Alice wenig Vorliebe für diese kriegerischen Uebungen und benutzte sie nur als letztes Auskunftsmittel für die tödtende Langeweile, der sie oft unterlag. Ueberhaupt schien ihr der Aufenthalt auf Tortuga nicht sonderlich zu gefallen, und Niemand kann sich darüber wundern, der bedenkt, daß Alicens Herz ein echt weibliches war, und daß sie ihre Jugend in mehr als klösterlicher Zurückgezogenheit verlebt hatte.

Der junge Gefangene nahm schüchtern, obwohl mit gutem Anstande, an dem Tische Platz, auf dem Mathew jetzt eine ausgesuchte Mittagsmahlzeit auftrug, bei der nichts fehlte, was dem derben Gaumen eines Seemanns munden konnte. Auch der junge Gefangene erhielt ein Glas Wein, berührte es aber nicht.

— Ah, ich hatte vergessen, er darf keinen Wein trinken! sagte Ringrose lächelnd, als ihn seine Tochter auf diese Enthaltsamkeit aufmerksam machte.

— Und weshalb nicht? fragte Percy. Es ist doch kein Türke?

— Das hast Du gerathen, sagte der Flibustier. Allen Erkundigungen zufolge, die ich über den Burschen eingezogen habe, ist es wirklich ein Türkenkind, oder hat wenigstens lange Zeit in der Türkei gelebt. Ich will Dir auch sagen, wo ich ihn gefangen habe. Vorgestern, als wir auf der Südküste von Cuba kreuzten, sah ich ein stattliches Schiff seinen Curs gerade auf San Jago nehmen, so daß ich fürchten mußte, es würde mir entwischen, wenn ich nicht eilte. Wir setzten alle Segel bei und waren bald dicht bei dem spanischen Fahrzeuge, das uns einige Schüsse entgegenschickte, die wie gewöhnlich nicht trafen, und Anstalten zum Widerstande machte. Das Schiff schien gut bemannt und reich beladen zu sein, ein Grund mehr für uns, sogleich zu entern. Zehn Minuten kämpften wir, dann war das Fahrzeug unser. Die Schiffssoldaten waren gefallen, mit ihnen der Gouverneur, der für Cuba oder Mexico bestimmt war. Den anderen Passagieren, einfachen Handwerkern, gaben wir die Weisung, die Böte auszusetzen und bis an die Küste zu rudern. Dann plünderten wir das Schiff und bohrten es in den Grund. Diesen Knaben hier, der dem Gemetzel neugierig und nicht ohne Muth zugeschaut, wollte ich mit den Handwerkern fortschicken. Da stürzte er auf mich zu, umfaßte meine Kniee und rief: Kein Spanier! Kein Spanier! Das machte mich auf ihn aufmerksam. Ich fragte einen von den spanischen Handwerkern nach seiner Herkunft, und er antwortete mir, der Knabe sei eine Art von Page oder Sklave des Gouverneurs gewesen, der ihn einst bei der Vernichtung eines türkischen Piratenschiffes gefangen genommen. Ich dachte mir, der Junge sei vielleicht selbst ein Piratenkind und nahm ihn deshalb mit mir. Er spricht nur schlecht Spanisch, und ich habe weiter nichts von ihm erfahren können, als daß er Selim heißt, daß er von reichen Eltern stammt, die aber wahrscheinlich später verarmt sind, und daß er die letzten Jahre in Gefangenschaft bei den Türken und Spaniern zugebracht hat. Wir wollen nun einmal sehen, was sich aus dem Jungen machen läßt. Muth scheint er zu haben und daß er die Spanier nicht leiden kann, ist leicht begreiflich. Für's Erste kann er Dir zur Hand gehen, Percy, und unsere Sprache lernen. Dann wollen wir ihm Gelegenheit geben, sich an den Spaniern zu rächen.

Darauf wandte er sich an den Knaben und gab ihm ein Zeichen, aufzumerken. Selim rich-

tete seine glänzenden schwarzen Augen, die bis jetzt vorzugsweise auf Percy geruht hatten, erwartungsvoll auf den streng und ernst blickenden Flibustier.

— Selim, sagte der Flibustier, merk' auf! Du bist kein Spanier?

Der Knabe schüttelte den Kopf.

— Hörst Du, wir sind Feinde der Spanier, erbitterte Feinde, fuhr Ringrose fort. Wir kämpfen mit ihnen. Willst Du bei uns bleiben?

Der Knabe schien das Gehörte zu überlegen und machte dann ein bejahendes Zeichen.

— Wie alt bist Du? fragte Ringrose weiter. Weißt Du das?

— On bech, antwortete der Knabe, besann sich dann aber schnell, daß sein jetziger Herr die türkische Antwort nicht verstehen könne und zählte an den Fingern funfzehn.

— Wenn Du siebzehn bist, hörst Du, siebzehn, sagte Ringrose, dann sollst Du mit uns gegen die Spanier kämpfen. Willst Du das?

Der Knabe nickte und seine Augen blitzten muthig.

— Bis dahin, sagte Ringrose langsam und jedes der spanischen Worte scharf betonend, bis dahin wirst Du hier bei meinem Sohne Percy bleiben. Er wird Dein Herr sein und Dir Unterricht in manchen Dingen geben.

Selim kreuzte die Arme auf der Brust und küßte Percy's Hand. Die Zartheit derselben schien ihm aufzufallen, und sein Blick schweifte fragend von Percy zu Ringrose. Dann betrachtete er seine eigene Hand.

— Mein Sohn ist zu schwach, sagte Ringrose lächelnd. Mein Sohn soll kein Krieger, sondern ein Gelehrter werden. Deshalb ist seine Hand zart. Du kannst nun gehen, wohin Du willst, Selim. Wenn Du aber die Insel verläßest oder wenn ich Dich auf unrechten Wegen ertappe, so bist Du des Todes!

Der Knabe kreuzte seine Arme über der Brust, stand dann auf und besah sich die Gegenstände im Zimmer. Sein gelassenes, feines Wesen schien Ringrose zu gefallen, der ihn zufrieden betrachtete.

— Er muß von gutem Herkommen sein, sagte er und ich will darauf schwören, daß er die Manchette und den Degen zu führen wissen wird, trotz dem bravsten Britten oder Franzosen. Aber nun wollen wir von anderen Dingen sprechen. Mathew, melde dem Lieutenant Willis, daß ich ihn zu sprechen wünsche und daß er etwaige Briefe und Berichte mit sich bringen soll.

Der Diener ging, und bald darauf erschien der Lieutenant Willis, der während der Abwesenheit Ringrose's das Kommando im Fort geführt hatte.

Sie sprachen zusammen über verschiedene Angelegenheiten.

— Also Ihr meint, Willis, fragte dann Ringrose, daß die Spanier trotz der letzten schmählichen Niederlage abermals einen Angriff versuchen werden?

— Ich bin davon überzeugt, antwortete der Lieutenant. Alle Berichte stimmen darin überein, daß man in St. Domingo eine Expedition gegen uns ausrüstet. Ich habe deshalb auch die Wachen verdoppeln und die Bukaniers auf der großen Insel warnen lassen. Hier sind außerdem einige Briefe, Hauptmann, die ich nicht zu erbrechen wagte, da sie an Euch selbst gerichtet sind, und hier einige Berichte aus Frankreich und England.

— Gut, erwiederte Ringrose. Also wachsam und vorsichtig! Wir haben wenig Leute jetzt beisammen. Laßt Wachen auf der ganzen Insel aufstellen, und die Bukaniers benachrichtigen, daß sie uns zu Hülfe kommen, sobald die schwarze Fahne weht. Ich danke Euch, Lieutenant Willis, Ihr könnt gehen.

Der Flibustier nahm nun die Briefe, während Percy mit leicht zu erklärender Neugierde nach den einzelnen Blättern in englischer und französischer Sprache griff, welche damals die Stelle der Zeitungen vertraten und in unbestimmten Zwischenräumen erschienen, je nachdem die Ereignisse es möglich machten. Einzelne von diesen Blättern verirrten sich auch bis nach Tortuga. Selbst die Flibustier und Bukaniers hatten ihr früheres Vaterland noch nicht vergessen.

Ringrose's Gesicht wurde düster, während er die Briefe las.

— Gott verdamme mich! rief er ärgerlich. Diese verwünschten Franzosen können die Zänkereien nicht lassen. Mir ahnt, daß wir an einander gerathen!

— Was ist denn, Vater, fragte Percy und legte die Zeitungen bei Seite.

— Du kennst Montbar, den jungen Franzosen, der erst seit einem Jahr bei uns ist? Nicht? Nun, seinen Namen wirst Du wohl gehört haben. Ein tapferer, toller Bursche, aber übermüthig. Es hat sich zu den Bukaniers geschlagen, das war seine Sache; ich hätte ihn gern unter die Flibustier aufgenommen, aber er wollte bei seinen Landsleuten bleiben. Mir auch recht! Nun hat er auf eigene Hand mit den Bukaniers Streifereien gegen die Spanier unternommen. Wahrscheinlich hat er aber die Sache schlecht angefangen; die Spanier haben ihm ein Paar Mal tüchtig auf die Finger geklopft, und mit dem Beutemachen will es auch nicht recht gehen, wie es scheint. Nun schreibt der junge Brausekopf an mich, es wäre doch eigentlich unrecht, daß wir hier allein so ruhig und sicher auf Tortuga säßen und die größten Schiffe für uns allein hätten. Die Insel sei zuerst von den Franzosen in Besitz genommen worden und es sei nicht mehr als billig, daß sie zum gemeinschaftlichen Aufenthalte für Engländer und Franzosen diene. Dagegen läßt sich nun nicht viel einwenden, und mir wäre es ganz lieb, wenn unsere schwache Besatzung durch einen Haufen Franzosen verstärkt würde. Aber der ganze Ton des Briefes läßt mich ahnen, daß Monsieur de Montbar keine andere Absicht hat, als mich aus dem Sattel zu heben und Tortuga für die Franzosen allein zu nehmen. Er denkt, wenn er nur hier Herr ist, werden ihm Schiffe und Beute von selbst zufallen. Nun, bei meiner Seele, gutwillig gehe ich nicht von hier. Ich will im Nothfall das Kommando mit einem Franzosen theilen, aber eine Unterordnung kann Niemand von mir verlangen. Tortuga mag zuerst von den Franzosen betreten worden sein — aber die Festung ist mein Werk! Ich habe die Schiffe genommen und für unsere Zwecke ausgerüstet, die jetzt im Hafen liegen, ich habe den Spaniern Respekt eingeflößt, so daß sie selbst den Bukaniers auf St. Domingo nicht viel zu Leide thun. Und ich sollte mich unter die Gesetze des ersten besten französischen Landstreichers beugen? Niemals! Ich bin nicht aus England fortgegangen, ich habe nicht ein Handwerk gewählt, auf dem drüben in Europa ein Makel ruht, um mich hier den Vorschriften eines Fremden zu fügen!

— Aber Vater, rief Percy, Du ereiferst Dich um Dinge, die noch gar nicht da sind. Montbar wird vernünftig genug sein, Deine Rechte anzuerkennen.

— Ich hoffe es, sagte Ringrose drohend, denn wenn er es nicht thut, so möchte er erfahren, daß die Kanonen unseres Forts eben so gut ein französisches Schiff in den Grund bohren können, wie ein spanisches, und daß es den Haifischen ganz gleichgültig ist, ob wir ihnen die Leichen von Bukaniers oder von rechtgläubigen Spaniern hinabschicken. Es wird nicht dahin kommen, denke ich. Nur die Spanier könnten sich darüber freuen. Aber ich weiß, der Grund liegt tiefer. Der französische Gouverneur auf den Antillen, dieser de Poincy, mag uns nicht leiden und fürchtet, daß wir Tortuga dauernd für England gewinnen. Er ist es, der Montbar aufstachelt, und er hat ihm einen seiner Lieutenants geschickt — Levasseur, glaube ich, heißt er — der Montbar bereden soll, sich gleichfalls auf Tortuga festzusetzen. Nun, sei dem, wie ihm wolle, ich werde meine Maßregeln treffen. Mathew!

Er stand auf und schritt durch das Zimmer. Der Diener erschien.

— Mathew! Sage dem Lieutenant Willis, daß alle fremden Schiffe, auch die französischen, signalisirt und genau beobachtet werden, ehe sie auf der Rhede vor Anker gehen. Eine Landung solle man nicht eher gestatten, als bis ich selbst meine Erlaubniß dazu gegeben habe.

Mathew ging, und der Flibustier fuhr fort, mit großen Schritten und finsterem Gesicht durch das Zimmer zu schreiten, während Percy in den Zeitungen weiter las.

— Vater! rief Percy plötzlich und ihr Gesicht flammte im tiefsten Roth, Vater, hier sind Nachrichten aus Amerika und Johns Name steht darin!

— Was? Nachrichten von unserem John, von dem wackern Jungen? rief der Flibustier freudig. Ei, die muß ich lesen. Zeig her!

— Nein, ich bin selbst noch nicht zu Ende! rief Percy, und wandte das Gesicht ab, um dem Vater die flammende Röthe zu verbergen.

— So lies mir die Zeitung vor! sagte Ringrose. Meine Augen vertragen ohnehin nicht mehr den Druck. Nachrichten von John, dem lieben Jungen! Bei meiner Seele, ich habe mich lange darnach gesehnt. Weiß Gott, ich glaubte, der brave Bursche müsse todt sein, weil man gar nichts von ihm hörte. Nun lies, Percy!

Das junge Mädchen setzte sich und nahm das Blatt, ein großes Stück gelben zerknitterten Papiers, mit seltsam geschnörkelten und verzierten Buchstaben, wie man sie heut noch auf jenen alten Drucken findet. Sie las:

„Abermaliger und fortgesetzter, getreuer und beglaubigter Bericht von der seltsamen Expedition, so nach den Küsten nach Amerika, insonderheit nach Virginien geschickt worden, nebst ganz neuen ergötzlichen und erbaulichen Aufklärungen über die Wilden, so Amerika bewohnen. Drittes Blatt.

Dem lern- und wißbegierigen Publiko ist bereits in den beiden vorausgeschickten Stücken dieser Historie der abenteuerliche und über alle Erwartung sonderbare Verlauf der besagten Expedition gemeldet, so wie verschiedene wunderbare Fata, und unter diesen die gräßliche Hungersnoth auf Jamestown, so wie die klägliche und haarsträubende Gefangenschaft des Kapitain John Smith mitgetheilt worden, wobei man ein Tagebuch zu Grunde gelegt hat, welches genannter John Smith an seine Freunde in England, den weitberühmten herrlichen Meister und Poeten, William Shakespeare und erlauchten hochachtbaren und um das Vaterland wohlverdienten Grafen von Southampton gesendet. Der Bericht dieser Historie schloß mit der Gefangenschaft des Kapitain Smith, an welche wir demgemäß pflichtschuldigst wieder anknüpfen müssen.

Nachdem besagter John Smith durch die kaiserliche Prinzessin Pocahontas, Tochter des mächtigen indianischen Kaisers Powhattan, auf früher bemeldete außerordentliche Weise gerettet und in den Frieden und die Freundschaft der Wilden aufgenommen worden, versuchten Letztere alle ihre List und Schlauheit, um den Kapitain Smith zu bewegen, ihnen Beistand zu leisten, ihr Oberhaupt zu werden und die Engländer aus Virginien und Jamestown zu vertreiben. Worauf indessen der Kapitain als ein braver Engländer nicht einging, sondern solche Vorschläge mit Verachtung von sich wies und die Wilden überredete, daß es zu ihrem größten Vortheil sein würde, wenn sie mit den Europäern in gutem Einverständnisse lebten. Welche Vorstellungen die kaiserliche Prinzessin Pocahontas, deren Sanftmuth und Schönheit über Alles gepriesen wird und deren Herz den Europäern sehr zugethan war, nachdrücklich mit Bitten unterstützte. Darauf kehrte Kapitain Smith in Begleitung eines befreundeten englichen Kavaliers, welchen er höchst wundersamer Weise — wie weiter unten berichtet werden wird — in dem Indianderdorf getroffen, nach der Kolonie Jamestown zurück, und führte eine Schaar von Wilden mit Körben voller Getreide mit sich.

Welches auch die höchste Zeit war. Denn die Kolonisten, ihres Führers John Smith beraubt und bis auf vierzig Mann zusammengeschmolzen, waren schon im Begriff, nach England zurückzukehren, also daß die muthige Expedition vernichtet gewesen wäre, hätte die Vorsehung den Kapitain Smith nicht im rechten Augenblick nach Jamestown zurückgeführt. Hier widersetzte er sich den Deserteuren mit Gefahr seines Lebens und zwang sie, zu bleiben, so daß man wohl nicht übertreibt, wenn man behauptet, daß er der Retter der Kolonie war.

Darauf ward den Kolonisten eine große Freude, indem der Schiffskapitain Newport mit einer zweiten Zufuhr von hundert und zwanzig Auswanderern in Jamestown anlangte. Man

darf aber wohl mit Grund bedauern, daß unter diesen neuen Auswanderern sich wenig Arbeiter, sondern vielmehr fast nur Kavaliere und Goldschmiede befanden, die nur danach trachteten, Gold zu gewinnen. Welche Pläne ein unglücklicher und seltsamer Zufall unterstützte, indem man ein Erdschicht fand, so wie Gold glänzte und Alle für Gold hielten. Es ist davon ein ganzes Schiff nach England gebracht und untersucht worden. Man hat in ihr aber nichts entdeckt, als Talk- und Ockerrede, und ist zu bedauern daß keine nützlichere Ladung nach England gebracht worden.

Bald nach derselben Zeit setzte Kapitain Smith seine höchst merkwürdigen Entdeckungen fort, und inspicirte die große Bai von Chesapeake nebst den Flüssen, so sich in dieselbe ergießen, wobei er auf mächtige Ströme, große, wilde Völkerschaften und tausend Gefahren stieß, welche alle sein Muth, seine Klugheit und seine Tapferkeit überwand. Mit geringen Mitteln leistete er Unerhörtes, und sind seine Berichte darüber eben so ergötzlich als belehrend zu lesen. Auch hat derselbe ein Karte von jenen Gegenden entworfen, welche allgemein in England angestaunt wird, da Niemand begreifen kann, wie es ihm möglich gewesen, eine solche Genauigkeit mit seinen schlechten Instrumenten zu erzielen.

Worauf die Kolonisten dem Kapitain Smith ihren gerechten und pflichtschuldigen Dank für seine Bemühungen abtrugen, indem sie denselben zu ihrem Präsidenten ernannten, welches im September des Jahres 1608 geschah. Auch traf bald darauf der Kapitain Newport mit einer zweiten Zufuhr von siebenzig Emigranten in Jamestown ein, worunter sich, wie bemerkt zu werden verdient, zwei Frauenzimmer befanden, welches die ersten europäischen waren, so den Boden von Virginien betraten. Man ist jedoch der Ansicht, daß die Unternehmer der Expediton nicht recht gehandelt, indem sie eine Ordre schickten, entweder einen Klumpen Gold aufzufinden, oder eine Durchfahrt zu entdecken, oder eine Person aufzusuchen von der Kolonie, welche Sir Walter Raleigh vor vielen Jahren begründet. Man ist der Meinung, daß es den Kolonisten besser gewesen, wenn sie tüchtig gearbeitet, Häuser gebaut und Pflanzungen angelegt hätten. Welches auch Kapitain Smith auf eigene Hand befahl, also, daß die feinen Kavaliere sechs Stunden täglich arbeiten und Holz fällen mußten, und Jamestown endlich das Ansehen einer wirklichen Stadt annahm. Wofür man nur allein dem unermüdlichen Eifer des Kapitain Smith dankbar sein muß. Auch blieb derselbe im guten Einvernehmen mit den Wilden, und dem Kaiser Powhattan, welches für die Kolonisten sehr ersprießlich war, da die Wilden ihnen Getreide und Früchte im Ueberfluß lieferten. Deshalb ist es auch sehr schmerzlich zu beklagen, daß der Kapitain Smith der Kolonie durch einen Unglücksfall entrissen und derselben entzogen worden. Derselbe ward nämlich durch eine Pulvertonne, welche unvorsichtiger Weise dem Feuer zu nahe gebracht worden und explodirte, lebensgefährlich verwundet, so daß er nach England zurückgebracht werden mußte, wo er schwer danieder liegt und man an seinem Aufkommen zweifelt."

Alice legte das Blatt hin und ihre Hand zitterte. Auch Ringrose, der dem Bericht mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt war, erschrak.

— Behüte Gott, rief er hastig, daß unser Freund nach so vielen Heldenthaten und Bemühungen auf eine so jammervolle Art gestorben ist! Aber, Percy, was hast Du? Du wirst leichenblaß. Wir wollen die anderen Zeitungen nachsehen. Vielleicht findet sich eine Nachricht von seiner glücklichen Genesung.

Das junge Mädchen schien mit einer Kraft, die ihrer männlichen Kleidung Ehre machte, ihre Bewegung zu unterdrücken. Sie bat ihren Vater, sich nicht zu ängstigen. Vielleicht kannte Ringrose die Gefühle noch nicht, die in ihrem Herzen schlummerten, und sie wollte ihm dieselben verbergen.

— Der arme Junge! rief der Flibustier. Meine einzige Hoffnung war, er würde uns nachfolgen, sonst hätte ich ihn damals in London nicht verlassen. Ich hätte allen meinen

Feinden Trotz geboten und seine Genesung abgewartet. Es scheint auch alles Unglück, das man nur erdenken kann, über ihn einzubrechen! Aber bei meiner Seele, ich denke, er hat jetzt für England genug gethan! Es lohnt ihm doch Niemand. Ich hoffe, er wird jetzt, wenn er wieder gesund ist, den Weg nach Tortuga zu finden wissen und seinen Freund aufsuchen!

— Glaubst Du, Vater, daß John hier bleiben würde? fragte Percy schmerzlich.

— Nun, warum denn nicht? rief Ringrose erstaunt. Du willst doch nicht sagen, daß unser Handwerk zu schlecht für John sei? Ich denke, es braucht sich Niemand zu schämen, gegen die vermaledeiten Spanier zu kämpfen.

— Ich wollte das nicht sagen, erwiederte Percy leise. Aber ich glaube kaum, daß John an unserem Leben Gefallen finden würde.

Dann, als ob sie ihre Gedanken von diesem Gegenstande abziehen wolle, nahm sie wieder das Zeitungsblatt und las still weiter.

— Das ist eine seltsame Geschichte! rief sie dann und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. In der Zeitung war doch die Rede von einem englischen Kavalier, den John unter den Wilden getroffen. Nun höre, was hier über ihn geschrieben ist.

Und sie las:

„Es bleibt nun noch ein eben so merkwürdiger, als kurzweiliger Bericht nachzutragen, welcher den Kavalier betrifft, der mi tdem Kapitain John Smith in der Residenz des indianischen Kaisers Powhattan zusammengetroffen. Als nämlich der Kapitain eines Tages in Begleitung mehrerer Häuptlinge am Ufer eines Flusses spazierte, gewahrte er plötzlich einen großen Auflauf unter den Wilden, und es kam ein Häuptling auf ihn zu, der ihm die Meldung that, daß ein ganz ungeheuerliches Wesen in der Nähe des Ortes sichtbar geworden sei, welchem sich Niemand zu nähern getraue. Worauf Kapitain Smith seine Flinte nahm und beherzt auf den Wald zuging, in welchem besagtes Wesen gesehen worden. Die Wilden folgten ihm, bewaffnet mit Bogen und Pfeilen und Streitärten. Bald hernach hörte der Kapitain einen seltsamen Gesang aus dem Walde schallen und vernahm deutlich, daß es eine menschliche Stimme sei, ja es deuchte ihm sogar, als ob er Laute vernähme, die mit unserer englischen Muttersprache Aehnlichkeit hätten. Dadurch neugierig gemacht, ging er kühn weiter und gewahrte ein Wesen, das große Aehnlichkeit mit einem Menschen hatte, aber dennoch fast für einen Affen oder ein anderes wildes Thier gehalten werden konnte. Auch schien es einstmals Kleider getragen zu haben, wie sie bei gesitteten Nationen üblich sind. Aber dieselben waren dergestalt zerrissen und mit Schmutz bedeckt, daß man die Farbe nicht erkennen konnte. Das Haar hing ihm lang und verwildert über das Gesicht; Stiefel trug es nicht, auch keine Art von Waffen. Es hatte die Hände erhoben und kam fast feierlich und laut singend auf den Kapitain Smith zugeschritten, dem diese Scene mehr ergötzlich als fürchterlich vorkam, und der es ruhig erwartete. Plötzlich stutzte das Mensch-Thier, denn wahrscheinlich hatte es in dem Kapitain Smith einen Europäer erkannt. Es ließ die Hände sinken, hörte auf zu singen und rief in gutem und vernehmlichen Englisch: Wenn Ihr ein braver Mann seid, so nehmt Euch eines armen Verirrten an, den sein Unglück in diese Wildniß geführt hat! Worauf der Kapitain Smith antwortete: Seid gegrüßt, Landsmann! Wie ist Euer Name? — John Rolfe aus St. Albans, antwortete ihm der Verirrte. Darauf schlug der Kapitain Smith die Hände vor Verwunderung zusammen, stieß einen Ruf des Erstaunens aus und rief seinen Namen. Nun kannte die Freude des Verirrten keine Grenzen. Er fiel dem Kapitain in die Arme und weinte vor Freude, wie ein Kind.

Es muß nämlich hierzu bemerkt werden, daß dieses Zusammentreffen ein so wunderbares war, wie es wohl selten auf Erden sich ereignet. Die beiden Kavaliere, Kapitain John Smith und der junge puritanische Edelmann John Rolfe, hatten zusammen im Laufe des Jahres 1601 als Waffenbrüder in Holland gegen die Spanier gekämpft und ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen, welches noch stärker wurde,

als sie zusammen gefangen und nachher von den Franzosen befreit wurden. Sie hatten darauf in Ungarn gegen die Türken gekämpft, wobei sie mannichfache wunderbare Fata und Gefahren erduldet, bis endlich der Kapitain Smith von Türken gefangen genommen und sie auf diese Weise getrennt worden. Sie hatten sich nicht wiedergesehen, obwohl sie beide in England gewesen, aber zu verschiedenen Zeiten. John Rolfe hatte an einem Kriegszuge Theil genommen, den der Ritter Gosnold gegen die Spanier unternommen. Nachdem er lange in den karaibischen Meeren umhergeirrt, auch mannichfache Schicksale erduldet, war er von den Spaniern auf einer Insel gefangen worden und ihnen entflohen, als dieselben einstmals an der Küste von Nordamerika vor Anker gingen, da er lieber unter den wilden Thieren, als unter den Feinden seines Vaterlandes und seines Glaubens leben wollte. Er hatte aber in seiner edlen patriotischen Regung nicht überlegt, ein wie gefährliches Ding es sei, sich ohne Waffen und Lebensmittel in die Wildnisse zu wagen, die von Indianern, schrecklichen Thieren und Schlangen wimmelten. So führte er denn ein klägliches Leben, oft vom Hunger gemartert, den er mit Beeren, Wurzeln und Früchten stillen mußte. Dabei wuchs ihm sein Haar und die Nägel, also, daß er selbst aussah, wie ein wildes Thier. Er war aber noch nicht mit den Indianern zusammen gekommen, welche seine gefährlichsten Feinde waren, und als er einstmals einen großen Haufen derselben mit Bogen und Pfeilen und Streitäxten auf sich zustürmen sah, da wußte er sich in seiner Noth und Angst und ohne Waffen keinen anderen Rath, als daß er die Hände erhob und ein frommes puritanisches Lied sang, also beginnend: „Erlöse mich, du lieber Gott, aus Feuer- und aus Wassersnoth", welches, mit einer hellen und starken Stimme vorgetragen und mit Bewegungen der Hände begleitet, eine solche Wirkung auf die Indianer hervorbrachte, daß sie ihn für einen fremden furchtbaren Zauberer hielten und eiligst zurückwichen. Welches sich denn John Rolfe auch sehr gut merkte und zu seinem Vortheil zu benutzen gedachte, also, daß er stets die Hände bewegte und mit lauter Stimme ein frommes Lied sang, wenn die Indianer mit tödtlichen Blicken auf ihn zustürzten und ihn zu vernichten drohten. Und siehe da, er erreichte ohne andere Anfechtung, als die des Hungers und der wilden Thiere, die Gegend, in welcher Kapitain Smith lebte, woselbst dann auf obenbemeldete Weise die beiden Freunde sich wunderbarlich begegneten, und Zeit und Muße fanden, sich ihre gegenseitigen Abenteuer ausführlich zu erzählen.

Besagter Kavalier, aus einer angesehenen Familie in St. Albans gebürtig, wich seinem Freunde nun nicht von der Seite, bis derselbe durch die Explosion des Pulverfasses, wie oben berichtet worden, verwundet wurde und nach England zurückkehren mußte. Nun blieb John Rolfe zurück. Das hatte aber einen guten Grund. Dieser ehrliche und besonnene Kavalier nämlich, nachdem er so viele Schicksale in vieler Herren Länder erduldet und manchen harten Strauß durchgekämpft, gerieth in seiner puritanischen Frömmigkeit auf den Gedanken, daß es nichts Würdigeres und Ehrenvolleres mehr für ihn auf der Welt geben könne, als wenn er die heidnischen Herzen der Indianer für das Christenthum gewänne und ihre Seelen aus der ewigen Verdammniß rettete. Nun fügte es sich gerade, daß nach der Abreise des verwundeten Kapitain Smith die kaiserliche Prinzessin Pocahontas von den Engländern gefangen genommen worden war, weil die Kolonisten glaubten, daß Powhattan ihnen feindlich gesinnt werden würde, wenn er erfahre, daß John Smith nicht mehr in Jamestown sei. Sie wollten sie also als Geißel oder Pfand benutzen. Besagte Prinzessin war aber, wie bereits gemeldet, ein solcher Engel an Sanftmuth und anmuthigem Wesen, daß John Rolfe sie nicht ohne innere Rührung anschauen konnte, und bei sich selbst überlegte, wie schade es sei, daß eine solche Seele nicht durch das Christenthum gerettet werden könne. Er hörte — wie er selbst ausgesagt hat — zu jeder Tageszeit, selbst im Schlafe eine Stimme, die ihm zurief, er sollte

die Heidin zur Christin bekehren. Der heilige Geist fragte ihn — so lauten seine Worte — wozu er geschaffen sei, und das Gewissen flüsterte ihm zu, daß er dazu berufen worden, unbekümmert um den Tadel der Niedrigdenkenden, die Blinden auf den rechten Pfad zu führen. Wobei er jedoch bedachte, daß Gott die Söhne Levi's und Israels mit seinem Mißfallen heimgesucht hatte, weil sie sich mit fremden Weibern eingelassen, und sein Gewissen schien ihm abzurathen, sich mit der Tochter eines barbarischen Geschlechtes und verfluchten Stammes zu verbinden. Nachdem er jedoch in solchem inneren Kampfe lange Zeit zugebracht, beschloß er endlich, an der Bekehrung der noch nicht wiedergeborenen indianischen Jungfrau zu arbeiten, und bemüthe sich, die Gunst der Prinzessin Pocahontas zu erwerben, welches ihm auch gelang, wiewohl Einige behaupten, daß sie dem Kapitain Smith mehr zugeneigt gewesen, als ihm selber. Er unterrichtete sie in den heiligen Lehren des Christenthums, und — so groß sind die Wunder der Vorsehung! — das thörichte indianische Mädchen begriff schneller die frommen Lehren unseres Glaubens, als Manche, die von christlichen Eltern geboren worden. Als er dieses merkte, wurde sein Herz von hoher Freude erfüllt, er sah darin einen Wink des Himmels und begehrte sie von ihrem Vater zur Ehe, worin dieser gern und freudig einwilligte und womit auch der Gouverneur von Virginien, Sir Thomas Dale, einverstanden war, weil er darin mit Recht einen erfreulichen Beginn des Einverständnisses zwischen den Europäern und Indianern zu sehen glaubte. In der Kirche zu Jamestown, vor dem Taufstein, der aus einem Baumstamm gehauen und einem Kanon nicht unähnlich war, entsagte die indianische Prinzessin öffentlich dem Götzendienst ihres Landes, bekannte sich in englischer Sprache, die sie schnell erlernet, zum Glauben an Jesum Christum und ward getauft. Worauf die fröhliche Hochzeit Statt fand, bei welcher ihr Vater, der Kaiser Powhattan, ihr Oheim Opachisco und der Gouverneur zugegen waren und die nach englischem Ritus vollzogen wurde. Mögen alle guten Christen wünschen, daß diese erste Ehe, so auf amerikanischem Boden zwischen einem Europäer und einer Indianerin geschlossen, von ersprießlichen Folgen sei und recht oft nachgeahmt werde."

— Nun, was sagst Du zu dieser seltsamen Historie? fragte Ringrose lächelnd, als Percy schwieg. Es scheint ja beinahe, als hätte nicht viel gefehlt, so wäre John der Mann dieser indianischen Prinzessin geworden.

— Weshalb sollte eine Indianerin nicht lieben können, wie eine Europäerin? sagte Percy nachdenklich. Ein Mann, wie John, muß auch von einer Indianerin geliebt werden.

Ringrose sah seine Tochter aufmerksam an und las dann in den anderen Zeitungen, die verschiedene Dinge berichteten, welche damals das christliche Europa in Bewegung setzten. Percy sah während der Zeit zum Fenster hinaus und ließ den Blick über die Felsen und über das tiefblaue Meer schweifen.

— Das ist ein aufmerksamer Knabe, dieser Selim! sagte sie dann zu ihrem Vater. Wie genau und eifrig er Alles betrachtet. Und es liegt etwas Stolzes, fast Hochmüthiges in seinem Wesen, als wäre er zum Herrscher geboren.

— Es ist wohl möglich, sagte Ringrose gedankenvoll.

In demselben Augenblick dröhnte ein Schuß von der äußersten Terrasse des Felsens herüber. Ein zweiter und ein dritter folgten. Das ganze Gebäude zitterte. Stimmen und Geschrei drang von außen herauf.

Ringrose war sogleich an das Fenster geeilt und rief nach der Terrasse hinab, was geschehen sei. Die Antwort lautete, daß vier große Schiffe in Sicht seien, deren Flagge man bis jetzt noch nicht zu erkennen vermöge, die aber den Spaniern anzugehören schienen und wahrscheinlich Landungstruppen führten. Sie kämen aus der Richtung von Port Margot, und der Ostwind würde sie bald in die Meerenge geführt haben.

Der Flibustier rief seiner Tochter einige ermuthigende Worte zu und eilte sogleich auf die Terrasse. In bestimmten Zwischenräumen wur-

den Kanonen gelöst, um den Bukaniers auf St. Domingo zu melden, daß eine Gefahr im Anzuge sei. Ein reges Leben entwickelte sich auch sogleich am Ufer der Bai. Die Arbeiten wurden unterbrochen, die Feuer ausgelöscht, die Böte auf den Strand und an gesicherte Orte gezogen, die Felle in der Nähe der Terrasse in steinernen Gebäuden geborgen und Flinten, Säbel und Munition aus den Böten ans Land gebracht. Der holländische Kauffahrer lichtete schleunig die Anker, setzte alle Segel bei und verließ die Meerenge in der Richtung nach Westen, machte jedoch dann eine plötzliche Wendung und versuchte, auf die Rhede zurückzukehren, was ihm auch nach einiger Mühe gelang.

Von der Ost- und von der Westspitze der Insel wehten jetzt zwei große schwarze Fahnen herüber und verkündeten die Nähe von feindlichen Schiffen. Eine Viertelstunde später langten auch Böte mit der Meldung an, daß die vier Segelschiffe, die man jetzt deutlich als Spanier erkannt habe, in der Nähe des Friedenshafens, auf der Insel St. Domingo, vor Anker gegangen seien, und daß vier andere große Transportschiffe vom Cap Nicolas (der Nordwestspitze von St. Domingo) her sich der Meerenge näherten. Wahrscheinlich waren es diese gewesen, die den holländischen Kauffahrer zur Umkehr bewogen hatten.

So blieb denn kein Zweifel mehr, daß die Spanier mit einer bedeutenden Macht einen entscheidenden Angriff versuchen wollten, und Ringrose ertheilte, mitten auf der Terrasse stehend, seine Befehle. Eine genaue Musterung wurde gehalten und zeigte, daß der Flibustier über nicht mehr als hundert und achtzig Mann Engländer und Bukaniers zu verfügen hatte. Zwölf Geschütze befanden sich auf dem Fort und den Terrassen. Munition war hinreichend vorhanden, und was mehr als Alles war, kein Einziger von der Besatzung zeigte nur durch eine Miene, daß er die nahenden Spanier fürchte.

Ringrose gab zuerst den Befehl, das große Schiff, auf dem er vor wenigen Stunden gelandet, unter den Felsen, die von den Kanonen der Terrasse bestrichen wurden, zu bergen. Dann empfing er den holländischen Schiffskapitain, der ihm, da kein anderer Ausweg übrig blieb, seine Mannschaft, zwanzig an der Zahl, zur Verfügung stellte. Das Anerbieten wurde angenommen und die Holländer zum Schutze der Kommandeurswohnung beordert, wo sie dem feindlichen Angriff erst zuletzt ausgesetzt waren. Die geschicktesten Kanoniere wurden bei den Geschützen vertheilt, und der Rest von hundert Mann, fast lauter Bukaniers, besetzte die Terrassen. Während dessen wurden unablässig Kanonenschüsse abgefeuert und die schwarzen Fahnen flaggten neben dem blutrothen und dem englisch-französischen Banner. Es schien auch, als ob dieses Signal bereits seine Wirkung gehabt habe, denn man sah mehrere große Barken von der gegenüberliegenden Nordküste von St. Domingo nahen und die Richtung auf Tortuga nehmen.

Es war jetzt ungefähr um die dritte Stunde Nachmittags und die Sonne brannte glühend nieder. Boten meldeten, daß die vier spanischen Schiffe sich vom Friedenshafen aus in Bewegung gesetzt hätten. Ein Gleiches wurde von Westen her gemeldet. Es hatte also allen Anschein, als ob der Angriff noch an demselben Tage unternommen werden solle. Ringrose erstieg nun das Dach des befestigten Hauses und sah die beiden Abtheilungen von je vier Schiffen nahen. Sie schienen ungefähr von gleicher Größe zu sein, nur daß die westlichsten, die mit konträrem Winde segelten und laviren mußten, langsamer nahten und Ruder gebrauchten. Einer ungefähren Schätzung nach mußten sich mehr als hundert Mann auf jedem Schiffe befinden, die Gesammtzahl der Spanier betrug also wahrscheinlich tausend Mann.

Die Schiffe waren jetzt so nahe herbeigekommen, daß man sie von der Terrasse und den Felsen aus deutlich wahrnehmen konnte. Sie lagen fast in Kanonenschußweite von der Rhede, und die feindlichen Anführer schienen, ehe sie einen Angriff unternahmen, zuerst das Terrain rekognosciren zu wollen. Doch hatten sich die

beiden Abtheilungen noch nicht vereinigt. Es wurden indessen Böte von den einzelnen Schiffen ausgesetzt, die wahrscheinlich eine Kommunikation zwischen den einzelnen Fahrzeugen bewerkstelligen sollten.

Während dessen waren auch drei Böte mit Bukaniers von St. Domingo aus ganz in die Nähe der spanischen Schiffe gekommen, deren Kette sie durchbrechen mußten, um auf die Rhede zu gelangen. Nur die Bukaniers konnten einen Versuch wagen, wirklich die Bai zu erreichen. Andere, selbst die muthigsten Krieger, würden vor einem solchen Wagestück zurückgewichen sein. Die Spanier schienen es auch in der That nicht für möglich zu halten, daß die Bukaniers es wagen würden, zwischen den beiden Abtheilungen der großen Schiffe durchzubrechen, und als sie bemerkten, daß der Versuch trotzdem unternommen wurde, schickten sie einige von ihren kleinen Böten gegen die Bukaniers ab. Diese aber hatten den Vorzug der größeren Schnelle, da sie, wenn auch nur mit halbem Winde, segelten. Indessen kam es doch zu einzelnen Flintenschüssen, und die spanischen Böte verfolgten die Bukaniers bis in die Schußweite der Geschütze auf den Terrassen. Diesen Augenblick erwarteten die Flibustier nur, um das Feuer zu eröffnen. Ein spanisches Boot wurde von einer Kanonenkugel getroffen, und da die andern sich bereits aus der gefährlichen Nachbarschaft der Terrassen flüchteten, so sank es mit seiner ganzen Mannschaft, und nur Wenige erreichten schwimmend die anderen Böte.

Ein Jubelgeschrei begrüßte diesen ersten Sieg und die Ankunft der Bukaniers, die, sechszig Mann stark, ihre Hüte und Waffen schwenkend das Ufer betraten. Ein solcher Zuzug in einer so gefährlichen Lage war nicht zu verachten, und Ringrose empfing die Ankommenden mit Zeichen aufrichtiger Freude. Sie meldeten, daß bereits Alles auf der Nordküste von St. Domingo in Alarm sei, da man die spanischen Schiffe bemerkt habe, und daß Ringrose auf einen starken Zuzug rechnen könne, der aber wahrscheinlich erst in der Nacht eintreffen werde, da es bei Tage wohl unmöglich sei, die spanischen Schiffe zu täuschen und auf irgend einem Theile von Tortuga zu landen.

So waren die Feindseligkeiten eröffnet worden, noch ehe man eigentlich wußte, in welcher Absicht die Spanier gekommen waren. Allein so groß war der Haß zwischen den Engländern und Franzosen einerseits und den Spaniern andererseits, daß man es von vornherein für unmöglich hielt, die Spanier könnten in einer anderen als feindlichen Absicht genaht sein.

Diese hatten unterdessen einen Halbkreis um die Bai geschlossen und alle ihre Böte ausgesetzt. Sie waren wenigstens tausend Mann stark und mit Geschütz reich versehen, ja sogar mit Kanonen von schwerem Kaliber.

— Sie wollen die Felsen einschießen! sagte Ringrose lächelnd zum Lieutenant Willis. Nun gut, wir wollen sehen, was besser Stand halten wird, ihre hölzernen Planken oder unsere Felsen.

Die ganze Reihe der spanischen Böte nahte sich jetzt langsam der Rhede. Man sah indessen aus dem ganzen Manöver, daß es nur ein Versuch sein sollte. Denn als der erste Kanonenschuß von der Terrasse fiel, zogen sie sich sogleich zurück. Nur eines steckte die weiße Flagge auf und ruderte in die Bai.

Lieutenant Willis wurde abgeschickt, um mit dem spanischen Parlamentär zu sprechen. Von zehn Flibustiern und Bukaniers begleitet, ging er dem spanischen Offizier, den seine Uniform kenntlich machte, bis an das Ufer entgegen. Sie wechselten nichts, als einen stummen Gruß. Dann überreichte der spanische Parlamentär dem Lieutenant Willis einen Brief, bestieg sein Boot und ruderte zurück. Willis stieg mit seinen Begleitern die Terrasse hinauf, um dem Kommandeur das Schreiben der Spanier zu überreichen.

Ringrose las den Brief ganz laut. Er enthielt eine kurze Aufforderung, Tortuga innerhalb zwölf Stunden zu verlassen, da dasselbe eine spanische Besitzung sei. Wolle man das thun, so solle eine weiße Fahne aufgesteckt werden, und man werde den Flibustiern keine Hindernisse beim Verlassen der Insel entgegenstellen.

Werde aber die weiße Fahne innerhalb einer Viertelstunde nicht aufgezogen, so gelte dies für eine verneinende Antwort, und der spanische Kommandeur werde die „Räuber und frechen Fremdlinge" zwingen, Tortuga zu verlassen. Pardon würde alsdann nicht gewährt werden. Unterzeichnet war der Brief vom spanischen Gouverneur der Antilleninseln, und hinzugefügt, daß Don Manuel de Castro beauftragt sei, den Befehl auszuführen.

Ringrose stand nachdenklich da, als er den Brief zu Ende gelesen. Ein wildes Hohngelächter erschallte über die Terrasse. Er aber faßte sich mit der Hand an die Stirn.

— Wie ist mir denn, flüsterte er vor sich hin. Den Namen Manuel de Castro muß ich doch gehört haben! War das nicht der Spanier, bei dem sich Johns Schwester befand und mit dem sie auch wieder verschwunden, so viel ich weiß?

Er gab den Auftrag, eine zweite schwarze Fahne neben der schon wehenden zu befestigen, und eilte auf einen Augenblick zu Percy. Seine Tochter gab ihm die Bestätigung, daß er sich in dem Namen des Spaniers nicht irre, meinte aber, die Familie de Castro sei auf der iberischen Halbinsel so verbreitet, daß der spanische Kommandeur recht gut einem anderen Zweige derselben angehören könne. Ringrose hatte auch nicht viel Zeit, sich mit diesem Gegenstande länger zu beschäftigen. Er eilte zu seinen Treuen zurück und gab einige nothwendige Befehle. Dann erwartete er den Ablauf der Viertelstunde.

Unterdessen waren auch die großen spanischen Schiffe näher gekommen. Alles war zu einer Landung vorbereitet. Eine große Anzahl leerer oder schwach besetzter Böte begleitete die bemannten, um den Truppen, deren Fahrzeuge getroffen wurden, zur Aufnahme zu dienen. In jedem der bemannten Böte saßen so viel Ruderer, als nur möglich, um die Landung in der größten Schnelligkeit bewerkstelligen zu können. Die Böte mit Kanonen hielten sich in der Nähe der Felsen, wo sie am ersten hoffen durften, den Kugeln der feindlichen Geschütze zu entgehen.

— Diese Spanier werden ewig dumm und übermüthig bleiben! sagte Ringrose zu Willis. Weshalb landen sie nicht auf einem anderen Punkte der Insel? Es ist möglich, und wir würden sie nicht daran hindern können. Sie würden mehr als hundert Menschenleben dabei sparen. Aber nein, sie gehen gerade auf die Verschanzungen los. Sie sehen die spanischen Farben schon auf den Zinnen unseres Forts flattern! Nun, wir wollen vorher ein Wörtchen mit einander reden!

Die Viertelstunde war kaum vergangen, als sämmtliche Böte der Spanier sich auf das Zeichen eines Kanonenschusses vom Kommandeurschiffe aus in Bewegung setzten. Wenige Minuten darauf begann das Feuer der Flibustier von den Terrassen aus. Der Kampf war entbrannt.

Eine Scene voller Leben, Schrecken und Verwirrung bot sich nun den Blicken der Bukaniers und Flibustier dar, die fürs Erste noch unthätig in den Verschanzungen verharren mußten. Obgleich die Spanier die Vorsicht gebraucht hatten, sich möglichst in der Nähe der Felsen zu halten, damit die Kanonenkugeln über sie hinwegfliegen sollten, so zielten die Flibustier doch so gut, daß schon in den ersten zehn Minuten einige Böte der Spanier in den Grund gebohrt waren und eine Menge von Spaniern schwimmend das Ufer oder andere Böte zu erreichen suchten. Damit schien aber auch fürs Erste das Glück der Flibustier erschöpft zu sein. Vielleicht waren sie auch nicht erfahren in dem Richten ihrer schwerfälligen Geschütze, genug, die Kugeln schlugen wirkungslos ins Wasser, und die Spanier, welche recht gut die Linie herausgefunden hatten, auf der sie den feindlichen Kugeln am wenigsten ausgesetzt waren, näherten sich nun in dieser Linie dem Ufer.

Jetzt begann die Thätigkeit der sechs Geschütze auf den Verschanzungen des eigentlichen Forts, die den Spaniern die Front darboten. Die Felsen erzitterten unter dem fortdauernden Dröhnen der Kanonen und bald bedeckte dichter Pulverdampf die Terrassen. Aber während dessen waren die Spanier gelandet und formir-

ten sich schnell am Ufer, während die Geschütze ihrer Kanonenböte gegen die Terrassen und Verschanzungen des Forts zu spielen begannen.

— Sie haben einen besseren Kommandeur, als ich je bei ihnen gesehen! sagte Ringrose. Ich habe die Spanier noch nie so rasch und geschickt manövriren sehen. Nun, desto besser. Um so lustiger wird's hergehen!

Die Geschütze schwiegen nun nicht mehr. Von beiden Seiten dröhnten die Kanonen, und die Spanier schossen nicht schlecht. Ungefähr sechshundert Mann waren am Ufer ausgeschifft. Vier von den größeren Fahrzeugen verließen die Rhede und wandten sich einem andern Theile der Küste zu, wo eine Landung möglich war. Ringrose mußte funfzig von den Bukaniers dorthin schicken, um diesen Versuch zu vereiteln. Unterdessen schickten sich die Kolonnen der Spanier bereits zum Sturm auf die Terrassen an.

— Kinder! rief Ringrose seinen Leuten zu. Ihr seht, wir haben es heut mit anderen Spaniern zu thun, als gewöhnlich. Ich hoffe also, auch Ihr werdet mehr als Eure Schuldigkeit thun. Jeder Mann von Euch ist unersetzlich. Also Vorsicht und Besonnenheit! Jeder Schuß muß teffen! Die Bukaniers voran, hinter die Verschanzungen! Sie verstehen am besten, mit der Flinte umzugehen.

Die stürmische Tollkühnheit der Spanier schien in der That den Flibustiern und Bukaniers einen Respekt eingeflößt zu haben, den sie sonst nicht vor ihren Gegnern empfanden. Der tolle, höhnische Jubel machte einer ernsten, nüchternen Besonnenheit Platz. Jeder suchte einen sicheren, geborgenen Ort, von dem aus er seine Gegner sicher aufs Korn nehmen konnte. An eine ganz regelmäßige Vertheidigung der Forts war ohnehin nicht zu denken, da die weitläufigen Terrassen nicht genügend von den hundert Bukaniers besetzt werden konnten, die den disponiblen Theil der Truppe Ringrose's bildeten.

Jetzt mischte sich der Knall der langen Flinten der Bukaniers in den Donner der Kanonen, und das Pelotonfeuer der Spanier knatterte dazwischen. Doch ließen die Letzteren mehr ihre Kanonen wirken, von denen während des Gefechts noch einige an das Ufer gebracht worden waren und die sich erfolgreicher gegen die Verschanzungen gebrauchen ließen. Freilich erlitten die Spanier beträchtliche Verluste, denn sie waren dem Feuer der beiden Batterieen am Eingange der Rhede und der Geschütze auf den Terrassen ausgesetzt. Aber es ließ sich nicht verkennen, daß ein geschickter und umsichtiger Kommandeur die Spanier anführte. Kaum hatten sie die ersten Abhänge der Felsen erreicht, als sie anfingen, das Terrain auf eine äußerst geschickte Weise zu benutzen. Sie suchten sich selbst durch die Felsenvorsprünge zu decken und ihre Geschütze dort aufzupflanzen. Das gelang ihnen auch zum Theil. Die Geschütze der Terrassen schadeten ihnen nicht mehr, sobald sie den Abhang der steilen Felsen erreicht hatten, und die Batterieen der Rhede hatten genug mit den feindlichen Schiffen zu thun, die jetzt ebenfalls näher gekommen waren und ihr Feuer eröffneten. Die Spanier hatten sehr bedeutende Vortheile errungen. Sie hatten sich am Ufer auf eine Weise festgesetzt, die sie selbst gegen einen Angriff der Bukaniers mit blanker Waffe ziemlich sicher stellte, und sie konnten es versuchen, die Verschanzungen der Forts allmählich zu demoliren.

— Es wird nichts Anderes übrig bleiben, sagte Ringrose ernst zu seinen Lieutenants, als die Spanier mit dem Säbel in der Faust ins Meer zu treiben. Aber wir haben dazu nur hundert und zwanzig Mann. Die Uebrigen müssen bei den Geschützen bleiben und die schwachen Stellen bewachen. Noch hundert Mann, und wir wären gerettet. Jedenfalls müssen wir uns bis zur Nacht halten, dann wird Zuzug kommen. Sagt den Bukaniers, Lieutenant Willis, daß sie sich zum Handgemenge bereit halten. Ich werde einen Blick auf die Außenwerke werfen, um zu sehen, ob Alles sicher ist.

Willis ging. Gleich darauf hörte man ein lebhaftes Gewehrfeuer von der östlichen Seite des Forts. Dorthin hatten die Spanier vorher ihre vier Schiffe abgeschickt. Die Felsen erhoben

sich an dieser Stelle weniger steil aus dem Meere, und hatte der Feind einmal dort Posto gefaßt, so konnte er mit leichter Mühe die östliche Batterie nehmen, welche den Eingang zur Rhede beherrschte.

Ringrose gab sogleich Befehl, den Ausfall nicht zu unternehmen, und eilte mit einer kleinen Schaar den sechszig Bukaniers, welche diese Seite deckten, zu Hülfe. Er kam zu spät. Zweihundert Spanier, unterstützt von den Kanonen ihrer Schiffe, waren gelandet und drangen im Sturmschritt über die Felsen. Ringrose warf sich ihnen entgegen, und ein wüthender Kampf begann. Aber ein Bote meldete, daß die Spanier jetzt auch den Sturm auf die Terrassen unternähmen, und daß man dort den fünfhundert Mann keine achtzig Bukaniers entgegenzustellen habe. Mit einem derben Fluche gab Ringrose den Befehl zum Rückzug, beorderte die sechszig Bukaniers in die östliche Küstenbatterie, befahl, dieselbe mannhaft zu vertheidigen und eilte nach dem eigentlichen Fort zurück.

Hier war der Kampf mit Ungestüm entbrannt, und auf den ersten Blick sah Ringrose, daß es die Absicht des spanischen Kommandeurs sei, keine Truppen zu schonen, sondern das Fort mit Gewalt zu nehmen. Die Bukaniers zielten gut. Aber die Spanier benutzten alle Felsenvorsprünge und schoben ihre Linien immer weiter hinauf, denjenigen Theilen zu, die schwächer besetzt waren. Die Geschütze konnten gar nicht mehr in Anwendung gebracht werden, da die Kanoniere auf den Küstenbatterieen fürchten mußten, ihre eigenen Kameraden zu treffen. Dabei benutzten die Spanier die Vorsicht, in einzelnen Haufen von ungefähr achtzig Mann zu operiren, so daß die Bukaniers nicht wußten, welchen bedrohten Ort sie zuerst vertheidigen sollten. In ihrer Leidenschaft und Wuth schossen sie unsicher und fehlten, während die Spanier im Vertrauen auf ihre Uebermacht langsam und sicher emporrückten und bereits gegen die Mauern der Terrassen zu operiren begannen, um sich den unmittelbaren Zugang zu den Außenwerken des Forts zu verschaffen.

Ringrose behielt seine Kaltblütigkeit, wenigstens so viel es einem Manne möglich war, der seinen Untergang voraussah, wenn nicht ein starker Zuzug oder ein unerwarteter Zufall ihm zu Hülfe kam. Bis jetzt schien die Abtheilung der Spanier, welche die östlichen Außenwerke bedrohte, sich noch abwartend zu verhalten. Gerade in dem Augenblick aber, als das Hauptkorps einen wüthenden und allgemeinen Angriff auf die Terrassen machte, der die ganze Aufmerksamkeit Ringrose's in Anspruch nahm, wurde auch die östliche Küstenbatterie von jenen zweihundert Spaniern angegriffen. Sie hatten nur den Augenblick abgewartet, in dem ihre Geschütze eine günstige Stellung erreicht hätten, um gegen die Batterie zu spielen, und es war ihnen mit Anstrengungen, deren man die Spanier sonst für unfähig gehalten haben würde, gelungen, die schweren Geschütze auf einen Felsenvorsprung zu schaffen, der mit der Batterie fast in gleicher Höhe lag. Jetzt eröffneten sie ein ununterbrochenes Feuer auf die Ostbatterie, die von dieser Seite wenig geschützt war, und drangen dann in geschlossenen Kolonnen zum Sturm vor. Ringrose's Lippen zuckten. Es war ihm unmöglich, der bedrohten Batterie zu Hülfe zu eilen. Sie war verloren. Schon nach zehn Minuten flatterte das spanische Banner über dem englisch-französischen, und ungefähr achtzig Flibustier und Bukaniers, denen es gelungen, sich durchzuschlagen, kamen blutend, fluchend, Einige weinend im Fort an.

— Noch ist Nichts verloren, Kinder! rief ihnen Ringrose zu. Thut nur Eure Schuldigkeit. Von jetzt an rücken sie nur über unsere Leichen vor!

Er rief es kühn und zuversichtlich, aber er wußte recht gut, daß er einen unersetzlichen Verlust erlitten. Die Flibustier hatten nicht Zeit gehabt, die Geschütze zu vernageln, und die Kanonen der Küstenbatterie begannen nun, unterstützt von den spanischen Geschützen, ihr Feuer auf das eigentliche Fort zu öffnen. Die Wirkung war entsetzlich. Bald waren die Wohnungen der Flibustier vernichtet und einzelne Kugeln hatten auch das Felshaus Ringrose's ge-

troffen und einzelne Theile der Mauer zertrümmert.

Doch schien gerade diese Reihe von Unfällen den Muth der Engländer und Franzosen zu erhöhen. Ringrose gab das Kommando, die Truppen zusammenzuziehen und die Außenwerke zu opfern, um dem andringenden Feinde mit geschlossenen Massen widerstehen zu können. Auch sank die Sonne bereits, und es ließ sich annehmen, daß die ermüdeten Spanier den Kampf einstellen würden. Die Kanoniere der westlichen Küstenbatterie erhielten den Befehl, sich zurückzuziehen, und die Geschütze wurden theils in das Innere des Forts gebracht, theils auf einzelnen Stellen aufgepflanzt, die einen günstigen Standpunkt für die Beschießung der jetzt feindlichen Ostbatterie darboten.

Die Sonne ging unter, und es schien in der That, als wollten die Spanier die Feindseligkeiten für die Dauer der Nacht unterbrechen. Ringrose konnte eine Musterung abhalten. Der Verlust an Menschenleben war nicht bedeutend. Erst zwanzig Mann waren bis jetzt getödtet. Die Spanier hatten mehr als hundert verloren. Aber sie hatten jetzt Stellungen eingenommen, die mit einem solchen Verluste nicht zu theuer erkauft waren.

Doppelte Rationen wurden vertheilt und die Maßregeln für einen Ausfall in der Nacht getroffen. Denn ein solcher mußte unternommen werden, ob nun Hülfe kam, oder nicht. Eins war nöthig. Entweder galt es, die Küstenbatterie, von der am meisten Gefahr drohte, zurück zu erobern, oder das Hauptkorps zum Meere zurückzudrängen. Die Berathung darüber dauerte nicht lange. Es wurde beschlossen, falls die Spanier ruhig blieben, das Hauptkorps, das unmittelbar von dem Kommandeur selbst befehligt zu sein schien, zurückzuwerfen. Dann war auch die Küstenbatterie für die Spanier unhaltbar geworden.

Diese trafen unterdessen ebenfalls ihre Maßregeln, und zur Verwunderung der Flibustier und Bukaniers deuteten dieselben nicht auf eine Nachtruhe, sondern auf einen abermaligen Angriff. Ein ungeheures Feuer wurde aus den zertrümmerten Böten der Engländer und Franzosen angezündet und beleuchtete das Ufer rings um die Bai. Abermals wurden Truppen von den Schiffen ans Land gesetzt, auch Kanonen herbeigeschafft. Der Mond ging jetzt auf und beleuchtete mit seiner tropischen, fast tageshellen Klarheit die kriegerische Scene. Die Kommandoworte der Spanier schallten herauf. Man sah ihre Waffen blitzen. Die größeren Abtheilungen aber hielten sich vorsichtig hinter Felsenvorsprüngen, um vor den Schüssen der Bukaniers sicher zu sein.

— Das ist ein wahrer Teufel, dieser Manuel de Castro! sagte Ringrose zu seinem Lieutenant. Der Kerl verdiente, ein Flibustier zu sein! Seht, bei Gott, jetzt wird er es sogar versuchen, eine Abtheilung über die Felsen zu schicken, um die Besatzung der genommenen Batterie zu verstärken. Nein, das soll ihm nicht gelingen. Wir wollen sie so weit heraufkommen lassen, daß sie sich sicher dünken; dann müßt Ihr sie vernichten, Lieutenant Willis!

Man sah in der That eine spanische Abtheilung von ungefähr hundert Mann vorsichtig und langsam die Felsen erklimmen und die Richtung nach der Ostbatterie nehmen. Willis zog ihnen geräuschlos mit einer Schaar von achtzig Bukaniers entgegen und griff sie erst in dem Augenblick an, als sie das Plateau beinahe erreicht hatten. Der Erfolg war ein glänzender. Trotz des Feuers der Küstenbatterie, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Spanier wurde die Abtheilung fast ganz vernichtet, und der Rest mußte sich die Felsen hinabflüchten.

Diese glückliche Heldenthat entflammte den Muth der Flibustier und Bukaniers von Neuem. Die Vorbereitungen zur Abwehr eines Sturmes wurden mit einem fast freudigen Eifer getroffen. Minen wurden gelegt, große Felsstücke an einzelne Stellen gewälzt, von denen sie auf die Spanier herabgestürzt werden sollten, und neue Verschanzungen in aller Eile aufgeworfen. Alles das geschah bei dem Leuchten des Mondes. Feuer hatte man nicht nöthig. Die Felsen und das Fort waren tageshell erleuchtet. Unterdessen mußte Ringrose es geschehen lassen, daß

die Spanier auch die westliche, jetzt verlassene Küstenbatterie besetzten. Er konnte es nicht hindern, da er jeden Augenblick einen Generalangriff der Hauptkorps zu erwarten hatte. Doch war dies ein abermaliger bedeutender Verlust, der es den Spaniern möglich machte, ihn von drei Seiten anzugreifen. Ringrose zog deshalb seine Truppen zusammen und besetzte nur diejenigen Verschanzungen, die er mit hinreichender Kraft vertheidigen konnte. Doch blieben einzelne Abtheilungen von Bukaniers in den verlassenen Werken, um die Spanier nicht merken zu lassen, wie weit man zurückgegangen sei.

Die befestigte Wohnung des Kommandeurs erhielt durch diese Konzentration eine erhöhte Wichtigkeit. Mit unsäglicher Mühe wurden noch zwei Geschütze zu den drei bereits dort postirten hinaufgewunden. Bei dieser Gelegenheit sprach Ringrose zum ersten Male wieder mit Percy. Das junge Mädchen stand ernst und still an einer Brustwehr, mitten unter den holländischen Matrosen, und schaute nieder auf die Wachtfeuer der Spanier. Sie hatte wegen des kühlen Nachtwindes einen kurzen Mantel um ihre Schultern geschlagen, trug auch einen Degen und Pistolen im Gürtel. Selim stand nicht weit von ihr und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit das anziehende und eigenthümliche Schauspiel. Auch er hatte Degen und Flinte genommen und schoß sogar zuweilen hinab auf die von den Spaniern besetzten Felsen.

— Mein Kind, sagte Ringrose zu seiner Tochter, wir sind in einer gefährlichen Lage, ich kann es Dir offen gestehen. Doch hoffe ich, werden die Bukaniers von St. Domingo uns Hülfe bringen, und wir werden diese vermaledeiten Spanier mit blutigen Köpfen heimschicken. Du bist nicht ängstlich?

— Weshalb sollte ich es sein, Vater? fragte Percy ruhig. Mag unser Schicksal sein, welches es wolle, wir werden es gemeinschaftlich ertragen. Nur bitte ich Dich, die Gefahr nicht aufzusuchen, sondern zu vermeiden.

— Das muß ich schon deshalb, weil ich Kommandeur einer Festung bin, antwortete Ringrose und warf seiner Tochter einen bekümmerten und zärtlichen Blick zu.

Dann schaute er hinaus auf das Meer und rief Mathew zu sich.

— Du hast Augen, wie ein Falke, sagte er. Siehst Du nirgends Böte von Bukaniers? Ich dächte, sie könnten sich jetzt auf den Weg machen.

— Ich sehe nur spanische Böte, antwortete Mathew. Wahrscheinlich kreuzen sie, um die Bukaniers zu empfangen. Hoffentlich wählen die Küstenbrüder einen anderen Weg und landen nicht an der Rhede. Sonst möchte der Spanier sie in den Grund bohren. Er scheint ein kühner Bursche zu sein, der spanische Kommandeur!

— Ein wackrer Gegner! sagte Ringrose düster. Aber wir kämpfen mit ungleichen Kräften. Wir sind im Nachtheil. Die Mine ist doch fertig?

Diese letztere Frage war geheimnißvoll ausgesprochen und wurde von Mathew eben so geheimnißvoll mit Ja beantwortet. Dann drückte Ringrose seiner Tochter die Hand und wollte das Fort verlassen. Er kam dabei an Selim vorüber.

— Nun, mein Junge, sagte er mit einem trüben Lächeln und strich dem Knaben über sein schönes schwarzes Haar, ich sagte Dir, Du solltest gegen die Spanier kämpfen, wenn Du siebenzehn Jahr alt wärest. Die Stunde aber ist früher gekommen. Ich sehe, Du weißt mit Feuerwaffen umzugehen. Hast Du Angst?

Der Knabe schüttelte trotzig den Kopf. Ringrose klopfte ihm auf die Schulter und stieg dann die eiserne Leiter hinab.

Die Ruhe, die bis jetzt nur durch einzelne Flintenschüsse gestört worden war, wurde nun plötzlich durch Kanonendonner unterbrochen. Die Spanier fingen an, ihr Feuer von der Küstenbatterie aus gegen das Fort zu eröffnen. Die Kanonen von der Terrasse und vom Fort aus antworteten ihnen. Jetzt sah man auch deutlich die Spanier sich auf der Westbatterie zum Angriff formiren. Die Kommandoworte aus der Tiefe klangen ebenfalls lebhafter, und bald

meldeten die Flintenschüsse der Bukaniers in den Außenwerken, daß die Spanier einen Angriff auf die Terrassen versuchten. Eine Viertelstunde lang wurde der Kampf nur schwach geführt. Dann rief ein Signal Ringrose's alle Abtheilungen auf die oberste Terrasse zurück. Die Spanier drangen nach. Fünf Minuten lang herrschte Todtenstille auf dem Felsen. Dann zeigten sich die schwarzen Linien der Spanier auf allen Seiten und der entscheidende Kampf begann.

Es wäre unmöglich, ihn in allen seinen Einzelnheiten zu schildern, alle die einzelnen Gräuel und Heldenthaten aufzuzählen, die im Verlaufe desselben fast unbemerkt vollbracht wurden. Die Spanier, durch ihre Ueberzahl und die errungenen Vortheile kühn gemacht, griffen tapfer an. Die Flibustier und Bukaniers vertheidigten sich mit dem ruhigen Heldenmuth der Verzweiflung. Für sie war der Kampf eine Gewohnheit, die Tapferkeit eine Pflicht. Jeder von ihnen focht auf seine eigene Hand, Jeder wußte, daß er seinen Platz behaupten, oder sterben mußte, denn ein Rückzug, eine Flucht war nicht möglich. Das Fort war von allen Seiten eingeschlossen. Auch dachte Niemand an Flucht.

Ringrose übersah von dem Dache eines halb zerstörten Hauses auf der Terrasse den Kampf. Aber er konnte wenig mehr unterscheiden, als das Blitzen der Flinten- und Pistolenschüsse, das Funkeln der Klingen, das Aufblitzen des Pulvers, wenn eine Mine gesprengt wurde, oder sich von selbst entzündete. Die Felsen zitterten unter dem Lärm des Kampfes. Zuweilen aber schwieg das Feuer ganz. Dann wurde Mann an Mann mit blanker Waffe gekämpft. Höchstens, daß zuweilen vom Fort aus ein Schuß auf die Küstenbatterie oder auf das Ufer abgefeuert wurde. Niemals hörte man den Ruf: Pardon! Nur Flüche, Verwünschungen, Zornesworte ertönten durch das Klirren der Schwerter. Zweimal drangen die Spanier über die Verschanzungen und der Kampf wüthete auf dem Plateau selbst. Dann stellte sich Ringrose an die Spitze einer kleinen Abtheilung, die am Fuße des einzelnstehenden Felsens stand, um diesen zu schützen, und trieb die Spanier zurück. Ein Mal wurden sie sogar bis in die unteren Terrassen hinabgeworfen. Drei Stunden vergingen darüber. An eine Rast wurde nicht gedacht. Wer den Arm sinken ließ, war ein Kind des Todes. Kämpfen oder Sterben war die Losung.

Zuletzt änderten die Spanier ihren Plan und gaben den Angriff von der Bai aus auf. Sie theilten ihre Hauptmacht in zwei Theile und ließen dieselben von den Batterien aus anrücken. Ihre Zahl war bedeutend zusammengeschmolzen. Hunderte lagen getödtet und verwundet in den Terrassen. Von den Flibustiern waren nicht hundert und funfzig Mann mehr kampffähig. Reihen von Leichen zogen sich längs der Verschanzungen hin. Verwundet waren nur Wenige.

Nach der kurzen Pause, die durch den veränderten Angriffsplan der Spanier herbeigeführt worden, begann der Kampf mit erneuerter Heftigkeit, und bald bildeten die Verschanzungen nicht mehr die Grenze zwischen den kämpfenden Parteien. Der Kampf wogte auf dem Plateau selbst, rings um den Felsen herum, auf dem das befestigte Gebäude sich erhob. Der Erfolg war jetzt vorauszusehen. Die Spanier zurückzuschlagen war unmöglich. Es blieb den Flibustiern und Bukaniers nur übrig, sich so lange zu vertheidigen, bis der letzte Mann gefallen war. Der Kampf war jetzt schon entschieden. Nur achtzig Mann kämpften noch gegen die Spanier, die Meisten mit dem Rücken an den Felsen gelehnt. Aber daß die Verluste der Spanier ungeheuer sein mußten, das ließ sich jetzt am besten ermessen. Sie hatten kaum Truppen genug, um diese achtzig Bukaniers und Flibustier mit Erfolg anzugreifen, und diejenigen, die noch kämpften, waren bis auf den Tod ermüdet.

— Es ist vorbei, sagte Ringrose zu Willis. Ich sehe, daß der Spanier frische Truppen herbeirufen läßt. Wir müssen uns auf den Felsen zurückziehen. Die Bukaniers von St. Domingo lassen uns im Stich. Wir sind verloren.

Er trat mitten unter die Kämpfer, sammelte eine Schaar von vierzig Streitern, befahl den Uebrigen, sich unter dem Kommando des Lieutenants Willis auf den Felsen zurückzuziehen und sein Manöver durch ihr Gewehrfeuer zu unterstützen, und warf sich mit dieser kleinen Schaar den Spaniern entgegen. Es gelang ihm, sie eine Strecke zurückzuwerfen. Aber als die Spanier die Absicht der Bukaniers bemerkten, griffen sie um so wüthender an und versuchten, Ringrose den Rückzug nach dem Felsen abzuschneiden. Die Bukaniers jedoch kämpften mit einer Tapferkeit, die den Spaniern fast Entsetzen einflößte. Auch schadete den Letzteren das wohlgezielte Gewehrfeuer vom Felsen aus. Es gelang Ringrose die Treppe zu erreichen. Funfzehn Bukaniers klommen dieselbe empor. Mehr waren dem Gemetzel nicht entgangen. Ringrose war der Letzte. Ein Hagel von Kugeln umschwirrte ihn. Aber eine gemeinsame Salve vom Fort aus trieb die Spanier zurück. Die letzte Zuflucht war gerettet, wenn auch nur vielleicht für wenige Minuten.

Mitternacht war schon vorüber, und die Spanier, wohl wissend, daß ein sofortiger Angriff auf den Felsen ihnen unersetzliche Verluste bringen müsse, zogen sich hinter die zerstörten Verschanzungen zurück. Eine Pause trat ein. Der Mond stand klar am Himmel und beleuchtete die Hügel von Leichen, die rings um den Felsen aufgethürmt waren. Hin und wieder drang das Aechzen und Stöhnen eines tödtlich Verwundeten durch die nächtliche Stille. Tief unten in der Bucht schlummerten die acht Schiffe der Spanier auf den dunklen Wellen. Fern im Süden zog sich die Küste Domingo's in mattem Blau hin. Einzelne Wachtfeuer leuchteten auf derselben.

Ringrose stand mit seinen Lieutenants neben einem Geschütz. Sein Gesicht war bleicher als gewöhnlich, aber düster und entschlossen. Zuweilen warf er einen Blick auf seine Tochter, die, dicht in ihren Mantel gehüllt, auf einer Balustrade saß und zum klaren Himmel emporblickte. Dann überflog sein scharfes Auge wieder die Felsen und das Meer, und er gab mit fester Stimme einige Befehle, die schweigend gehört wurden. Alle um ihn herum, die großen, nervichten Flibustier, die gedrungenen Bukaniers, die breitschultrigen Holländer — Viele blutend, Alle mit geschwärzten Gesichtern, versengten Kleidern — starrten gleich ihm düster auf die Felsen. Alle fühlten die Bedeutung dieser Stunde und wußten, daß ihr Tod unvermeidlich war, wenn nicht die Hülfe kam, die man so lange vergebens erwartet hatte.

— Es bliebe noch ein Ausweg, sagte der Lieutenant Willis leise zu Ringrose. Wir könnten uns durchschlagen. Die Spanier würden uns jetzt nicht daran hindern. Vielleicht könnten wir über die Felsen nach einem Hafen an der Ostküste gelangen. Wir würden dort einige Schiffe finden.

Ringrose schüttelte den Kopf und schien den Rath kaum gehört zu haben.

— Nein, sagte er dann, ich bleibe hier. Man soll nicht sagen, daß ich vor den Spaniern geflohen bin. Ich habe ihnen noch nie den Rücken gezeigt und werde es auch jetzt nicht thun. Ich wußte, daß meine Stunde schlagen würde. Ein früher Tod ist das Loos des Kriegers. Ich glaubte, ich würde erst später fallen, ich würde den Spaniern noch manchen bittern Tag bereiten. Aber es sei!

Dann wandte er sich an die Flibustier und Bukaniers.

— Kinder, sagte er stark und fest, ich habe nicht nöthig, Euch mit vielen Worten unsere Lage auseinanderzusetzen. Wir haben zu wählen zwischen Flucht und Tod. Auf Sieg können wir nicht mehr hoffen. Daß wir uns durchschlagen und den Spaniern den Rücken zeigen, ist möglich. Ich will mich Eurem Willen fügen. Was wählt Ihr? Flucht oder Tod?

— Den Tod! lautete die dumpfe, dröhnende Antwort.

Unterdessen schienen die Spanier die nothwendigen Vorbereitungen getroffen zu haben. Sie hatten sich außer Flintenschußweite vom Felsen zurückgezogen, und man sah, daß sie einige Kanonen nach den Küstenbatterien schleppten. Ihre Reihen schienen entsetzlich gelichtet

zu sein. Ringrose berechnete, daß ihrer Fünfhundert gefallen waren. Zweihundert waren vermuthlich zum Schutz für die Schiffe zurückgeblieben. Dreihundert waren noch auf dem Felsen. Aber was konnte Ringrose mit seinem Häuflein, das kaum nach achtzig Mann zählte, gegen diese Ueberzahl ausrichten?

Ein Parlamentär mit einer weißen Flagge näherte sich jetzt dem Felsen.

— Der Kommandeur der spanischen Truppen, rief er mit lauter Stimme, Don Manuel de Castro, entbietet dem Hauptmann der Engländer und Franzosen seinen Gruß und bezeigt demselben seine Achtung vor der Tapferkeit, mit welcher er das Fort von Tortuga vertheidigt. Leider ist er durch die strengen Befehle seiner Regierung daran verhindert, dieser Tapferkeit die ihr gebührende Würdigung widerfahren zu lassen und eine ehrenvolle Kapitulation abzuschließen. Er ist nur ermächtigt, den Engländern und Franzosen einen Abzug ohne Waffen zu bewilligen und ihnen zu gestatten, innerhalb zwölf Stunden die Insel zu verlassen. Er würde sich freuen, wenn diese Bedingung angenommen würde. Geschieht das nicht, so wird die Besatzung des Forts bis auf den letzten Mann niedergemacht werden. Don Manuel de Castro ist nicht ermächtigt, Pardon zu geben, im Falle, daß der Kampf fortgesetzt wird. Er erwartet eine schnelle Antwort.

— Und er soll sie haben, antwortete Ringrose in spanischer Sprache. Sagt Eurem Kommandeur, daß er der erste Spanier ist, vor dem ich Achtung hege und daß ich seiner Tapferkeit volle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Um so mehr aber ist es meine Pflicht, ihm bis zum letzten Augenblicke zu zeigen, daß er es mit männlichen Kriegern zu thun hat. Wir nehmen keine Bedingung an. Wir erwarten den Kampf auf Leben und Tod!

Der Parlamentär entfernte sich, und Ringrose schloß aus dem Zögern der Spanier, daß sie über die Art des Angriffs beriethen. Ein Sturm mit dem Degen in der Faust hätte sie vollständig aufreiben müssen, da die Engländer und Franzosen von dem Felsen aus das Terrain mit ihren Flinten beherrschten. Sie wählten deshalb, wie Ringrose vorausgesehen hatte, eine langsame und sichere Art des Angriffs. Sie eröffneten das Feuer aus den Küstenbatterien, um den Felsen zu zerstören.

Für brave und muthige Krieger, die gewohnt sind, dem Tode muthig ins Antlitz zu schauen, giebt es keine härtere Probe der Standhaftigkeit, als unthätig innerhalb der Mauern einer Festung ausharren zu müssen und den verheerenden Wirkungen des unerreichbaren Geschützes nichts entgegensetzen zu können, als die eiserne Todesverachtung des Mannes, der mit dem Leben abgeschlossen hat. So erging es jetzt den Küstenbrüdern auf ihrem Felsen. In regelmäßigen Zwischenräumen schlugen die Kugeln aus den Geschützen der Küstenbatterie gegen den Felsen oder die Mauern des befestigten Gebäudes, jedes Mal rissen sie einen Vorsprung fort oder zertrümmerten einen Theil der Mauer, und Nichts blieb übrig, als abzuwarten, bis die Bollwerke zerstört seien und die Mauern über dem Häuflein der Flibustier zusammenstürzen würden. Zwar antworteten die Geschütze des Forts, aber es mangelte an Munition und man mußte sparsam mit den Kartuschen umgehen.

— Es wäre vielleicht doch besser, wir schlügen uns durch! flüsterte Willis. Besser im Handgemenge zu sterben, als hier so langsam den Tod zu erwarten.

— Ja, wenn ich wüßte, daß eine Kugel oder die Spitze eines Degens mich träfe, dann hätte ich längst den Ausfall befohlen! erwiederte Ringrose düster. Aber wer bürgt mir dafür, daß ich nicht trotz der verzweifeltsten Gegenwehr gefangen werde! Und gefangen von den Spaniern! Das ist ein gräßlicher Gedanke! Lieber einen langsamen, qualvollen Tod!

Die Spanier schienen sich absichtlich nicht zu übereilen. Vielleicht erwarteten sie immer noch eine Annahme der Kapitulation, vielleicht fehlte es ihnen selbst an Munition für die Geschütze. Sie schossen nur in langsamen Zwischenräumen, und man sah, wie sie in geordneten Reihen erwartungsvoll bereit standen, um

einem möglichen Ausfall der Flibustier zu begegnen. Stunden vergingen darüber. Die Sonne mußte bald hinter St. Domingo aufsteigen.

Aber schon waren die Verwüstungen im Fort gräßlich genug. Der Felsen war zerrissen und zersplittert; die Wände des Wohnhauses, die der Batterie gegenüber lagen, eingestürzt, das Dach zerstört. Jede Kugel traf nicht mehr blos die Bollwerke, sondern auch Einzelne von der Besatzung, für die es keine Schutzwehr mehr gab. Andere wurden von losgerissenen Steinen erschlagen. Auf keinem Punkte war man mehr sicher. Ringrose schien sich absichtlich den feindlichen Geschützen bloßzustellen. Noch aber hatte ihn keine Kugel getroffen.

Abermals erschütterte eine Kugel das Haus und ein Theil der Decke stürzte ein. Die herabgefallenen Felsentrümmer hatten eine natürliche Treppe rings um den Felsen gebildet. Die Spanier konnten jetzt stürmen. Sie schienen in der That dazu bereit zu sein. Man sah ihre Reihen näher ziehen, und da sie nur Pistol und Degen führten, so war ihre Absicht nicht zu verkennen.

— Kinder! rief Ringrose. Der Augenblick ist da, in dem wir dem Leben, dieser freien Insel und unseren Kämpfen für ewig entsagen müssen. Aber selbst unser Tod soll den Spaniern noch furchtbar werden. Eine Mine liegt unter dem Fort und einem Theil der Terrasse. Die Spanier werden mit uns zugleich begraben werden. Wollt Ihr, daß ich sie anzünden lasse?

— Ja! lautete die einstimmige Antwort, und Alle schienen leichter aufzuathmen. Die letzten Stunden waren zu qualvoll gewesen, als daß nicht Jeder ihr Ende hätte herbeiwünschen müssen, und wäre dieses Ende auch der Tod.

— So steige den Gang hinab, Mathew! sagte Ringrose. Wenn Du meinen Zuruf vernimmst, so lege das Feuer an die Mine. Lebe wohl, braver Kamerad! Du hast mir treu auf Erden gedient. Möge es Dir im Himmel vergolten werden!

Der Kommandeur und der Soldat reichten sich stumm die Hand. Dann trat Mathew zu Percy, und man sah, wie der Diener sich auf die Hand des jungen Mädchens niederbeugte und sie küßte. Darauf verschwand er im Innern des Gebäudes, um in den Gang hinabzusteigen, der durch das Innere des Felsens auf die Terrasse und auch zu der Mine führte.

— Lebt wohl, Kameraden! rief nun Ringrose. Wir sterben, wie wir gelebt. Die Spanier werden uns nicht vergessen. Das sei unser Trost!

Dann trat er zu Percy, und jetzt erst schien sein Vaterherz einen schweren Kampf zu bestehen. Er nahm sie schweigend in die Arme und drückte sie lange an sein Herz. Dann umschlang er sie mit dem linken Arm und ergriff den Degen mit der Rechten.

— Die Spanier nahen! rief er. Eine allgemeine Salve! Dann nichts weiter!

Der Donner von mehr als sechszig Flinten dröhnte durch die Luft. Die Spanier stutzten und stürzten dann mit wildem Geschrei vorwärts. Ringrose wandte sich nach dem Innern des Gebäudes. Percy verbarg das Haupt an seiner Schulter. Noch zögerte er. Die Spanier waren nicht nahe genug. Todtenstille herrschte auf dem Felsen.

— Sennor! Hören! Hören! sagte jetzt Selim, der mit einer Unerschrockenheit, die vielleicht glauben ließ, daß er nichts von Allem ahne, neben Ringrose und Percy stand. Dabei berührte er die Schulter des Flibustiers.

Dieser aber achtete nicht auf ihn. Er schien bereits in die Gedanken des Todes versenkt zu sein. Dagegen horchte auch der Lieutenant Willis auf.

Man hörte einen Schuß, einen zweiten Schuß, eine ganze Salve, in der Richtung der Ostbatterie. Ein wildes Geschrei folgte. Einzelne Spanier stürzten aus der Batterie auf den Felsen zu. Die anstürmenden Reihen stutzten.

Wie von einem riesigen Arm ergriffen, fuhr Ringrose empor.

— Das sind die langen Flinten der Bukaniers! rief er mit gewaltiger Stimme. Herr

Gott im Himmel, du schickst uns Hülfe! Vorwärts zum Kampfe. Jetzt gilt es zu siegen! Jetzt dürfen wir nicht mehr untergehen!

Ein gellender Ruf, entsetzlich in seiner wilden Freude, donnerte von den Lippen der Besatzung, und im nächsten Augenblicke blitzten die schon gesenkten Waffen hoch in der Luft. Die Spanier hielten mitten in ihrem Angriff inne. Die Bukaniers und Flibustier gewannen Zeit, ihre Flinten zu laden.

Jetzt sah man eine Reihe dunkler Gestalten hinter dem Felsen auftauchen. Eine andere stürmte auf die Ostbatterie, die sie mit Kanonenschüssen empfing. Es war kein Zweifel mehr, es waren Freunde!

Man hörte die Kommandoworte der Spanier. Sie zogen sich zurück. Ringrose, den Degen in der Faust, stürmte den Seinigen voran. Die Spanier ordneten sich, um ihn zu empfangen, oder um einen regelmäßigen Rückzug anzutreten. Die glühenden Streifen der flüchtigen Morgenröthe zuckten am östlichen Himmel empor.

Jetzt war die eine Abtheilung der befreundeten Bukaniers bis auf Flintenschußweite genaht. Langsam, mit der Sicherheit geübter Schützen und Jäger, faßten sie in einer langen Reihe Posto, und schickten hundert tödtliche Kugeln in die Reihen der Spanier. Ringrose's Schaar stieß einen Jubelruf aus und feuerte ebenfalls die Flinten auf die Spanier ab. Diese wichen zurück. Nun war es vorbei mit aller Disciplin. Wie die Tiger, Jeder einzeln, stürzten die Flibustier und Bukaniers auf die Spanier, die jetzt in wilder Flucht die Terrasse hinabeilten. Hinter ihnen her, in tollen Sprüngen, wie losgerissene Felsstücke, die Küstenbrüder, Alles vor sich niederstoßend.

Niemand sah jetzt, was zehn Schritte von ihm entfernt geschah. Niemand dachte an eine geordnete Verfolgung. Es galt nur, die Spanier bis auf den letzten Mann niederzumetzeln. Schon hatten einzelne Schaaren derselben die Bucht und die Böte erreicht. Aber diese ersten Flüchtlinge waren auch die Einzigen. Es waren ihrer achtzig ungefähr. Sie allein entkamen, und man machte nicht einmal den Versuch, sie zu verfolgen. Man mordete nur die Zurückgebliebenen. Pardon wurde nicht gewährt. Nach einer halben Stunde lebte kein Spanier mehr auf Tortuga, und man sah die acht Schiffe im Glanz der ersten Morgensonne westwärts die Meerenge hinabsegeln.

Ringrose war oben auf der Terrasse zurückgeblieben. Das Herz von den verschiedenartigsten Gefühlen bewegt, stand er mit entblößtem Haupte und ließ den Morgenwind durch sein grauschwarzes Haar spielen. Sein Blick ruhte stolz, freudig und zuversichtlich auf dem Felsen und schweifte dann hinüber zur Ostbatterie, auf der so eben wieder das Banner der Küstenbrüder aufgepflanzt wurde. Schon kehrten einzelne Flibustier, ganz erschöpft von der heißen Verfolgung, auf die oberen Terrassen zurück.

Nicht weit von Ringrose stand ein anderer Mann einzeln auf den Trümmern einer zerstörten Schanze. Er hatte die Arme gekreuzt, und verfolgte ebenfalls mit seinen Blicken die zurückkehrenden Schaaren der Küstenbrüder. Sein Anzug war nicht ganz nach dem Schnitte der Bukaniers, sondern glich mehr dem eines europäischen Soldaten. Seine Gestalt war groß und schlank, und er stand stolz und kühn da. Er schien Ringrose an Alter ziemlich gleich zu sein und auch sein Gesicht war faltenreich und hatte einen düsteren Ausdruck, den selbst die Siegesfreude des Augenblicks nicht ganz verwischen konnte.

Zufällig begegneten sich jetzt die Blicke der beiden Männer und Beide erriethen sogleich, daß sich in ihnen die Anführer der einzelnen Abtheilungen gegenüber standen. Sie grüßten sich und schritten auf einander zu.

— Ihr seid Sir Ringrose! redete der Fremde den Flibustier an, und schaute ihm forschend mit seinen großen dunklen Augen ins Antlitz.

— Das bin ich, erwiederte Ringrose. Und ehe ich Euch nach Eurem Namen frage — denn ich kenne ihn nicht — erlaubt mir, Euch zu sagen, daß Ihr mich und meine Schaar vom Untergange und die Insel Tortuga vor der Schmach bewahrt habt, das spanische Banner

auf ihren Felsen aufgepflanzt zu sehen. Ihr kamt in dem Augenblick, als die Lunte an die Mine gelegt wurde, die das Fort und uns mit den Spaniern in die Luft sprengen sollte. Euch und Eurer Schaar verdanken wir das Leben. Und nun Euer Name, Sir?

— Francis Hackew! antwortete der Führer der Bukaniers.

— Ein Engländer also, wie ich schon aus der Sprache schließen konnte! rief Ringrose freudig. Dann seid mir doppelt willkommen! Noch habe ich nichts von Euch in diesen Gewässern gehört. Ihr könnt noch nicht lange hier sein.

— Mein Aufenthalt hier zählt nach Tagen, auch nach Jahren, wie man es nehmen will, antwortete Sir Francis Hackew. Ich bin lange in Unthätigkeit versetzt gewesen und freue mich, daß meine erste Unternehmung eine so glückliche gewesen ist. Ihr scheint einen schweren Kampf überstanden zu haben und es thut mir leid, daß ich mit meinen zweihundert Leuten nicht eher kommen konnte, um so viel Blutvergießen zu vermeiden. Aber wir hielten die Spanier für zahlreicher, als sie wirklich gewesen sind, und fürchteten einen Hinterhalt. Deshalb unternahmen wir die Ueberfahrt von St. Domingo in Ruderböten, und brauchten die ganze Nacht, um an der Ostspitze zu landen. Es scheint, als hätten die Spanier tapferer gekämpft, als gewöhnlich. Auch war Eure Besatzung wohl schwach?

— Ihr wollt damit Eure Verwunderung aussprechen, daß es den Spaniern gelungen, so große Vortheile zu erringen, und Ihr habt Recht. Aber meine ganze Schaar zählte nicht viel über zweihundert Mann, und die Spanier hatten über mehr als tausend und über eine Menge von Geschützen zu verfügen. Auch muß ich dem spanischen Kommandeur das Lob zu Theil werden lassen, daß er seine Maßregeln mit großer Umsicht und Klugheit traf und seine Truppen zu einer Tapferkeit zu begeistern wußte, wie ich sie bei Spaniern bis jetzt fast nie bemerkt habe. Sie kämpften wie Flibustier! Mehr kann ich nicht zu ihrem Lobe sagen!

— Kennt Ihr den Namen des spanischen Kommandeurs? fragte Sir Francis.

— Don Manuel de Castro wurde er genannt, antwortete Ringrose.

— Ah, sagte Sir Francis lächend, da habt Ihr die Feuerprobe gegen den Mann bestanden, auf den die Spanier in den Antillen ihre ganze Hoffnung setzen. Es sind verschiedene Gerüchte über diesen Manuel de Castro verbreitet, der noch nicht lange in den karaibischen Meeren ist. Man sagt sogar, er sei früher selbst Pirat gewesen, und nachdem man dies in Spanien erfahren, habe man ihm nur unter der Bedingung Verzeihung gewährt, daß er die Küstenbrüder auf den Antillen vertilge. Er soll eingewilligt haben, da er die Engländer aus Ursachen, die man nicht kennt, tödtlich haßt, und man rühmt überall seinen Muth und seine Entschlossenheit. Auch über sein Privatleben sind verschiedene, aber ganz unbestimmte Gerüchte im Umlauf. Er hat ein eigenes Schiff, daß er fast nie verläßt und das auch selten ein Fremder betreten darf. Selbst die Spanier betrachten ihn mit mißtrauischen Blicken, und ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man erzählt, daß er einst die Pulver-Verschwörung an König Jakob verrathen habe. Das ist den Spaniern natürlich nicht sehr lieb und die Vertilgung der Küstenbrüder soll seine Buße sein.

— Bei meiner Seele, rief Ringrose erstaunt, dann ist es doch derselbe Manuel de Castro, den ich in London gesehen habe und der Mary Smith, die Schwester meines Freundes John Smith entführt hat. Schade, daß ich das nicht bestimmt wußte.

— Ihr nennt den Namen John Smith, sagte Sir Francis gespannt. Ist das derselbe, der in den Niederlanden kämpfte?

— Derselbe, antwortete Ringrose. Ihr kennt ihn wohl? Wirklich, mir ist jetzt, als hätte ich Euren Namen schon aus seinem Munde gehört!

— Das ist wohl möglich, denn wir sind Freunde unter seltsamen Umständen geworden! sagte Sir Francis und strich sich mit der Hand über die Stirn. Wenn Ihr Näheres über ihn

wißt, so bitte ich Euch, es mir mitzutheilen. Doch ich sehe wohl, jetzt ist keine Zeit dazu. Wir müssen es bis später lassen. Eure Leute werden ermüdet sein und bedürfen der Ruhe. Himmel, welche Stätte der Verwüstung ist das geworden! Ich sehe keine Wohnung mehr, in der man Obdach finden könnte. Meine Leute sollen Zelte aufschlagen.

Ringrose warf einen traurigen Blick auf die Stätte der Verwüstung, die das Fort jetzt darbot. Gräßlicher, als in dem unsichern Lichte des Mondes, boten sich die Greuel der Verwüstung im hellen Sonnenlichte dem düsteren Blicke des Flibustiers dar. Seine Wohnung war ein Schutthaufen. Die kleine Stadt auf dem Plateau war zerstört, die Verschanzungen durch die Minen zerrissen, mit Leichenhügeln gefüllt, vom Blute geröthet, das in kleinen Bächen über die Terrasse hinabgeflossen war. Selbst das harte Herz des Flibustiers konnte diesen Anblick kaum ertragen. Er besprach mit Hackew die Maßregeln, die nothwendig getroffen werden mußten, und kletterte dann auf den Felsen, wo Percy, blaß und abgespannt, aber mit freudigen Blicken, ihn empfing. Er drückte seine Tochter warm an sein Herz und ließ ihr Haupt an seiner Schulter ruhen.

— Wir sind gerettet, Percy! sagte er. Aber dieses Leben fängt an, mir gräßlich zu werden. Ich sehne mich nach Ruhe. Noch eine solche Nacht und selbst meine Nerven zittern! Ich glaube, ich habe genug gethan!

— Ich wünschte, Du folgtest der Stimme, die jetzt zu Dir spricht, Vater! flüsterte Percy. Nur einmal rettet die Vorsehung den Menschen aus solcher Gefahr! Man darf das Schicksal nicht versuchen. Doch sei nicht böse über meine Worte!

Im Verein mit Mathew suchte Percy nun einige Ordnung in den verwüsteten Zimmern herzustellen, und Ringrose bereitete sich auf den Empfang Sir Francis Hackews vor. Er brauchte ihn nur als Freund Johns zu bezeichnen, um seine Tochter günstig für den Retter zu stimmen. Dann half er kurze Zeit an der Herstellung der Zimmer und gab Mathew den Auftrag, nicht zu dulden, daß Percy das Innere des Gebäudes verlasse.

Er hatte seinen Grund dafür. Das Nachspiel, das dem furchtbaren Drama des Kampfes folgte, wäre kein Anblick für ein junges Mädchen gewesen. Es galt die Leichen zu vernichten, und die Nothwendigkeit und die natürliche Rohheit der Bukaniers vereinten sich zu einer Maßregel, die gräßlich genug war, um das Herz des kältesten Mannes erbeben zu machen. Die Leichen wurden geplündert und fast ganz entkleidet. Dann rollte man sie zu der Bucht hinab und schichtete sie in großen Haufen auf, Spanier, Engländer und Franzosen durcheinander, denn der Tod hatte Alle gleich gemacht. Hier wurden große Holzstöße aufgeschichtet und auf diesen verbrannte man die Leichen. Die Flamme schlug hundert Fuß hoch empor und ein entsetzlicher Geruch schwebte über der Insel. Zum Glück verwehte eine frische Morgenbrise den Dampf dieses gräßlichen Opfers, das dem Gotte der Vernichtung gebracht wurde. Dennoch aber war die Maßregel nothwendig gewesen. Der Felsenboden von Tortuga und die Sonnenhitze machten eine langsame Beerdigung der Todten unmöglich, und die Todten nackt in's Meer zu werfen, wäre eine noch scheußlichere Barbarei gewesen und widersprach den Sitten der Küstenbrüder.

Nachdem diese letzte Pflicht an den Todten gethan, dachten die Lebenden an ihre eigene Wohlfahrt, und Zelte wurden aufgeschlagen, um Schutz vor dem glühenden Sonnenbrand zu gewähren. Mit dieser Arbeit beschäftigte sich hauptsächlich die Schaar Hackews, während Ringrose's Leute sich nach den ermüdenden Kämpfen der Nacht einer kurzen Ruhe hingaben. Dann begannen die Bukaniers von St. Domingo an der Herstellung der nothwendigsten Verschanzungen zu arbeiten. Denn wer konnte wissen, in wie kurzer Zeit die Spanier mit verstärkter Macht zurückkehrten, und Tortuga war der einzige feste Waffenplatz, den die Flibustier bis jetzt auf den Antillen besaßen.

Ringrose und Hackew leiteten einen Theil dieser Anordnungen selbst. Dann begleitete Sir

Francis den Flibustier auf das Fort, um die Morgenmahlzeit mit ihm zu theilen. Sie mußten sich auf die Balustrade setzen, denn noch gab es trotz der vereinten Anstrengungen Mathews, Selims und Percy's keinen Winkel in dem ganzen Gebäude, wo man einen Tisch hätte aufstellen können.

Jetzt stellte auch der Flibustier seiner Tochter den neuen Freund vor. Hackew betrachtete den jungen Mann aufmerksam. Vielleicht war ihm von den Erzählungen Johns eine dunkle Erinnerung geblieben und er vermuthete die Wahrheit. Er hielt jedoch mit einer Frage zurück, theils weil er die Absicht Ringrose's errieth, theils weil seine Vermuthung immer noch eine falsche sein konnte und jede Frage Percy hätte beleidigen müssen.

Während der Mahlzeit tauschten sie nun eine kurze Erzählung ihrer gegenseitigen Schicksale. Was Hackew anbetraf, den wir seit so langer Zeit aus dem Auge verloren haben, so war sein Leben ein unstetes, wechselvolles und eben nicht angenehmes gewesen. Aus Holland war er, mit Ehren und Geld für seine Tapferkeit belohnt, nach England zurückgekehrt, hatte aber eingesehen, daß der Zeitpunkt für seine Rache noch nicht gekommen sei, denn Burleigh war damals gerade von dem neuen Könige Jakob in allen seinen Aemtern und Würden bestätigt worden. Entschlossen, sich selbst die Mittel zu verschaffen, gegen seinen unnatürlichen Feind aufzutreten, war er mit einer Schaar von Abenteurern nach Guyana gegangen, wo man unermeßliche Schätze zu finden hoffte. Seine Begleiter kehrten enttäuscht zurück und ihn traf ein noch schlimmeres Loos, er wurde von den Spaniern gefangen und blieb zwei Jahre im Gefängniß, bis es ihm gelang, bei einem Angriffe der Indianer auf die spanische Festung zu entfliehen. Nun wanderte er lange Zeit in wilden Gegenden umher und erduldete unendliche Drangsale, bis er am Ufer des Meeres eine Barke mit Franzosen traf. Es waren Bukaniers, die sich von ihrem gescheiterten Schiffe hierher gerettet hatten. Eine Zeit lang lebte er nun als Bukanier auf St. Domingo und verschaffte sich allmählich ein solches Ansehen, daß er bei gefährlichen Ereignissen zum Führer erwählt wurde. Da er auf der Südküste von St. Domingo lebte, so war er früher nie mit Ringrose zusammengetroffen. Vor einem Jahre war er abermals in die Gefangenschaft der Spanier gerathen, und bei dieser Gelegenheit hatte er die Gerüchte über Don Manuel de Castro erfahren. So viele Leiden und Anstrengungen hatten ihn beinahe muthlos gemacht, und als es ihm endlich gelungen, den Spaniern zu entfliehen, war er nur in der Absicht nach St. Domingo zurückgekehrt, um sein jetzt ziemlich beträchtliches Vermögen zu sammeln und nach England zurückzukehren. Von dem Angriff auf Tortuga hatte er Nachricht erhalten, und da er hörte, daß ein Engländer Kommandant des Forts sei, so war er ihm zur Hülfe geeilt.

In dem Aeußern Sir Francis Hackews hatte sich wenig verändert. Sein Gesicht war gebräunter, seine Stirn faltenreicher geworden. Aber noch stand er in der vollsten Manneskraft und Niemand hätte sein männlich schönes, scharf ausgeprägtes Gesicht ohne Theilnahme betrachten können. Ein Ausdruck von Kummer und geheimer Sehnsucht machte es noch anziehender, und die vornehme Gelassenheit seiner Bewegungen sprach für sein edles Herrkommen.

Das Gespräch wandte sich abermals auf Don Manuel de Castro, und Hackew war nicht wenig erstaunt, als er die näheren Umstände der Bekanntschaft Mary's mit dem Spanier und ihrer Entführung durch denselben vernahm. Ringrose war zwar selbst in diese Angelegenheiten nicht tiefer eingeweiht. Was er aber erzählte, war genügend, Hackew hinreichenden Aufschluß zu verschaffen und ihn mit der größten Verwunderung zu erfüllen. Seiner Ueberzeugung nach befand sich Mary bei dem Spanier, denn sonst würde derselbe den Zutritt zu seinem Schiffe nicht so erschweren. Als Percy sich entfernt hatte, sprachen Beide über das Eigenthümliche eines solchen Verhältnisses und über die Möglichkeit, daß Mary den Spanier liebe. Ringrose verneinte es nach Allem, was er früher von John darüber gehört, und Hackew

meinte, es sei ja ein Leichtes, der Sache auf die Spur zu kommen. Man brauche nur den Spanier aufzusuchen, sein Schiff anzugreifen und zu nehmen. Ringrose faßte den Vorschlag freudig auf. Er brannte vor Begierde, dem spanischen Kommandeur, dem er beinahe erlegen war, einen neuen und glücklicheren Beweis seiner Tapferkeit zu geben. Freilich war seine kleine Schaar durch die letzten Ereignisse so zusammengeschmolzen, daß er kaum Tortuga verlassen konnte. Jedenfalls bedurfte er der Hülfe der Bukaniers von St. Domingo.

Diese letztere Wendung brachte den Flibustier auch auf den Brief zu sprechen, den er von Montbar erhalten, und Hackew war ebenfalls über das Ansinnen des Franzosen erstaunt. Er meinte jedoch, es werde nichts sein, als eine Drohung, denn Montbar sei viel zu unruhig, um sich dauernd auf Tortuga niederzulassen. Ringrose setzte ihm nun die Gründe auseinander, die ihn glauben ließen, daß ernstere Absichten hinter dem Briefe Montbars verborgen seien, und die beiden Anführer berathschlagten ernstlich darüber, ob man im Falle der Noth Tortuga mit Waffengewalt behaupten und zum allgemeinen Stützpunkt der Engländer machen sollte.

Ein Kanonenschuß von der Küstenbatterie unterbrach diese Unterredung.

— Bei meiner Seele! rief Ringrose. Die Spanier sind doch nicht schon wieder da? Aber nein, das ist nicht gut möglich. Es wird ein Schiff in Sicht sein.

Beide verließen die Balustrade und traten auf das Plateau. Man verkündete zwei große Schiffe in Sicht. Später erkannte man deutlich die französischen Farben, und es ließ sich annehmen, daß es eine Abtheilung der Bukaniers, vielleicht Montbar selbst war.

Ringrose wurde sehr ernst. Doch gab er sich Mühe, ruhig und gelassen zu scheinen. Der Lieutenant Willis trat an ihn heran und fragte, ob die Befehle, die am Tage zuvor über eine Landung der Franzosen gegeben worden, noch geltend seien. Ringrose bejahte es und traf Anordnungen, sämmtliche Engländer und Flibustier, die sich augenblicklich auf Tortuga befanden, auf dem Plateau zu sammeln. Dann ließ er scheinbar ganz unbekümmert die Arbeit an den Verschanzungen fortsetzen.

Die Ankunft zweier befreundeter Schiffe in einem solchen Augenblick erregte begreiflicher Weise die größte Freude bei denen, die den harten Kampf glücklich bestanden. Um so größer war deshalb die allgemeine Verwunderung, als Ringrose den Befehl gab, die beiden Schiffe durch einen scharfen Schuß vor dem Einlaufen in die Rhede zu warnen. Man erklärte sich jedoch diese Vorsicht durch die mögliche Besorgniß, daß die Schiffe spanisch seien und die französische Bukaniersflagge nur zum Schein aufgezogen hätten.

Die beiden Schiffe ließen sich durch den ersten scharfen Schuß nicht zurückhalten. Als aber der zweite und dritte fiel, wurden die Segel eingezogen, die Anker ausgeworfen und ein Boot mit einer Parlamentärsflagge ausgesetzt. Unterdessen hatte sich Ringrose selbst, begleitet von Hackew, Willis und einer Abtheilung Flibustier hinab an das Ufer der Bai begeben, um den Parlamentär zu empfangen.

Dieser, ein großer, kräftig gebauter und kühn blickender Mann, in der Tracht eines französischen Seemannes, nannte seinen Namen. Es war Levasseur, von dem Ringrose vielleicht nicht mit Unrecht glaubte, daß er nichts Gutes gegen die Engländer auf Tortuga im Schilde führe.

— Ich bin im Namen Montbars beauftragt, mich zu erkundigen, weshalb man uns wehrt, in einen befreundeten Hafen einzulaufen, sagte er kurz und bestimmt.

— Das wird Ihnen niemals gewehrt werden, antwortete Ringrose ruhig. Ich trage nicht das geringste Bedenken, den Truppen Montbars einen Ankerplatz auf der Rhede zu gönnen. Vorher aber müßte ich die bestimmte Zusicherung haben, daß Montbar sich mit dem Ufer der Bai begnügt.

— Weshalb das? fragte Levasseur. So viel ich weiß, ist das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Küstenbrüdern durch nichts

gestört worden, und ich sollte denken, nach den schweren Unfällen, die Sie getroffen, müßte Ihnen ein Zuzug, wie der des Montbar'schen Korps, nur angenehm sein.

— Monsieur Levasseur, sagte Ringrose kurz, Sie kennen die Sachlage so gut, wie ich, und wir Küstenbrüder sind nicht gewohnt, uns in weitläuftige diplomatische Verhandlungen einzulassen. Montbar hat einen Brief an mich geschrieben, in dem er behauptet, das Anrecht der Franzosen auf Tortuga sei ein älteres, als das der Engländer. Das mag sein. Aber Tortuga ist zum größten Theil mein Werk, und obgleich, wie Sie sehen, das Fort jetzt nur ein Schutthaufen ist, so bin ich nicht geneigt, mein Kommando aufzugeben. Tortuga wird den Küstenbrüdern immer offen stehen, wenn sie in friedlicher Absicht kommen. Von einer Unterordnung der Flibustier unter die Bukaniers aber wird nie die Rede sein, und ich hoffe, Montbar wird so viel Rücksicht auf unsere jetzige Lage nehmen, um unser ohnhin schon so großes Mißgeschick nicht durch neue Schwierigkeiten zu erhöhen.

— Ich kenne die Absichten Montbars nicht genau, antwortete Levasseur zurückhaltend. Auch glaube ich kaum, daß ihm viel daran gelegen sein wird, diesen Trümmerhaufen zu besetzen. Aber eben so wenig wird er sich Vorschriften machen lassen. Tortuga ist unserer Annahme nach ein gemeinschaftlicher Waffenplatz, und Montbar erkennt keinen über sich an, der ihm Befehle zu ertheilen hätte.

— Das hat er auch durchaus nicht nöthig, so wenig, wie ich mir von Jemand Vorschriften machen lasse, antwortete Ringrose. Uebrigens, wenn Sie es nicht übel nehmen, Monsieur Levasseur, würde ich Montbar den Vorschlag machen lassen, den Spanier, der uns angegriffen und die Richtung nach dem Cap San Nicolas genommen hat, zu verfolgen und Revanche zu nehmen für die Verluste, die er uns beigebracht, und zwar, ehe sich de Castro durch neue Zuzüge verstärkt hat.

— Ich werde dem Kapitain Montbar Ihren Rath mittheilen, sagte Levasseur kalt. Man wird uns also nicht mehr mit scharfen Schüssen von der Landung zurückhalten?

— Doch! So lange bis Montbar mir das Versprechen gegeben, nichts gegen das Fort zu versuchen, erwiederte Ringrose. Ich hoffe, er wird es thun.

Levasseur zuckte die Achseln, sprach noch einmal die Ansicht aus, das Ringrose seine überflüssige Vorsicht nicht so weit treiben werde, und ließ sich nach den beiden Schiffen außerhalb der Rhede zurückrudern.

— Und Ihr wollt sie im Ernst und mit Gewalt fern halten? fragte Hackew, während Beide die Terrasse hinanstiegen.

— Ich muß es thun, sonst bin ich verloren, antwortete Ringrose. Aber es wird mir wenig helfen. Die Bukaniers werden gegen mich Partei ergreifen, und die Flibustier allein sind zu schwach, um ihnen zu widerstehen.

— Ich kann nicht einmal für meine Schaar bürgen, sagte Hackew bedauernd. Doch hoffe ich, die Sache beizulegen. Ich würde es nicht ehrenwerth von Montbar finden, aus Eurer augenblicklichen Lage Vortheil ziehen zu wollen.

Ringrose antwortete nicht, blieb überhaupt sehr ernst und schweigsam, ging in das Fort und kam nach längerer Zeit etwas heiterer heraus. Während dessen waren die beiden Schiffe der Bukaniers in die Bucht eingelaufen, und die Truppen derselben fingen an, ihre Zelte am Strande aufzuschlagen. Ringrose hatte keinen neuen Befehl in Bezug auf dieselben gegeben. Dagegen sprach Willis heimlich mit den meisten englischen Flibustiern. Hackew leitete die Ausbesserung der Schanzen.

Bis spät am Nachmittag schienen die Bukaniers Montbars sich gar nicht um Tortuga und die Besatzung des Forts zu kümmern. Hackews Bukaniers verkehrten mit ihnen. Es wurde getrunken und gejubelt. Einzelne von Montbars Schaar kamen auch hinauf auf das Plateau. Im Allgemeinen aber merkte man nicht die geringste feindliche Absicht. Gegen Abend jedoch ließ Montbar den Kommandeur der Flibustier um eine kurze Unterredung bitten und erstieg, als Ringrose eingewilligt, be-

gleitet von einem Dutzend Bewaffneten, das Plateau.

Montbar war ein schöner, ritterlicher Mann; aber die Leidenschaften hatten bereits tiefe Linien in sein ausdrucksvolles Gesicht gegraben. Unter seinen Begleitern befand sich außer dem kalten und verschmitzten Levasseur noch ein anderer Franzose, der bei dem ersten Anblick durch seine riesige Gestalt und die wilde herausfordernde Rohheit seines Wesens auffiel. Seine Züge hatten etwas Imponirendes, wie seine Gestalt. Aber Anzug, Kleidung und Bart schienen absichtlich von ihm vernachlässigt zu sein. An seinen Kleidern sah man Blutspuren und selbst seine Hände hatten eine Färbung, die glauben ließ, er habe sie erst vor wenigen Tagen in Blut getaucht. Dem Ansehen nach schien er ungefähr vierzig Jahre alt zu sein. Montbar stellte ihn Ringrose vor und nannte ihn L'Ollonois, erwähnte auch dabei, daß sein Freund vor Kurzem aus Frankreich gekommen sei und das eine der beiden Schiffe kommandire.

Die Unterredung, die Ringrose, Hackew und Willis einerseits und Montbar, L'Ollonois und Levasseur anderseits auf der Balustrade des Forts hatten, war durchaus in freundschaftlichem Tone gehalten und schien selbst Ringrose zu beruhigen. Montbar meinte, Ringrose habe seinen Brief mißverstanden, es sei durchaus keine Rede von einer Vertreibung oder auch nur Unterdrückung der Engländer, sondern nur von einer gemeinschaftlichen Besetzung des festen Platzes, der für die Küstenbrüder, sowohl Engländer und Franzosen, gleich wichtig sei. Dagegen konnte Ringrose nichts einwenden und als die Franzosen sich beklagten, daß sie schlecht mit Vorräthen versehen seien, sah sich Ringrose genöthigt, seine Gäste zu sich auf das Fort einzuladen. Sie nahmen es dankbar an, und es wurde davon gesprochen, in den nächsten Tagen, so wie die Festungswerke von Tortuga nothdürftig wieder hergestellt seien, eine gemeinschaftliche Verfolgung Manuel de Castro's zu unternehmen und diesen gefährlichen Feind zu vernichten. Während des Essens wünschten auch die Franzosen, den jungen Sohn Ringrose's zu sehen, und Percy mußte auf einige Minuten erscheinen. Montbar und Levasseur beachteten den schmächtigen Knaben, für den sie ihn hielten, wenig. L'Ollonois dagegen musterte ihn mit Blicken, die Percy das Blut in die Wangen trieben. Ringrose bemerkte es, und da er bereits aus der früheren Unterredung entnommen, daß L'Ollonois von Frankreich aus mehr als die Anderen mit der Geschichte seines früheren Lebens bekannt sei, so argwöhnte er beinahe, daß der wilde Bukanier das Geheimniß ahne.

— Es ist Zeit, daß wir Tortuga verlassen! flüsterte er Percy zu, als die Franzosen sich mit schwankenden Schritten entfernt hatten.

— Es ist mein sehnlichster Wunsch! antwortete Percy mit einem Seufzer.

Die schweren spanischen Weine, die im Ueberfluß getrunken worden, hatten den Flibustier und seine Freunde ermüdet. Auch hatte er seit vierzig Stunden kein Auge geschlossen und sehnte sich nach Ruhe. Er sandte den Lieutenant Willis ab, um einen Blick auf die ausgestellten Wachen zu werfen. Dieser aber war noch ermüdeter, als sein Kommandeur, und bemerkte es nicht, daß die Flibustier des Guten zu viel gethan hatten und die Mehrzahl der ausgestellten Wachen sich bereits in einer Art von Halbschlummer befand. Uebrigens lag Alles in der tiefsten Ruhe und nichts Verdächtiges war weit und breit zu bemerken. So suchte denn der Lieutenant sein nächtliches Lager in einem der halb zerstörten Wohnhäuser auf.

Dasselbe thaten Ringrose und Percy. In einem anderen Gemache des befestigten Gebäudes war ein Lager für Hackew und Selim eingerichtet worden. Mathew schlief in einem Vorzimmer. So groß aber war bei Allen die Abspannung und Ermüdung, daß man vergaß, die eiserne Leiter hinaufzuziehen und sich auf diese Weise vor einem Ueberfalle zu sichern.

Ein dumpfes Geräusch mitten in der Nacht schreckte den Flibustier auf. Da er aber nichts weiter vernahm, so ließ er schlaftrunken den halb erhobenen Kopf wieder auf das Lager sinken, nachdem er noch einen ungewissen Blick

nach dem einfachen Bett geworfen, auf dem Percy, vollständig angekleidet, wie er selbst, ruhte. Gleich darauf aber riß ihn ein Schrei von Neuem empor und er selbst fühlte sich von starken Armen gefaßt. Er wollte seine Feinde abschütteln, aber man drückte ihn auf das Lager nieder und im nächsten Augenblick waren seine Arme gefesselt. Er erkannte die riesige Gestalt L'Ollonois und die schmächtige Figur Levasseurs. Ringrose war verrathen.

— Steht auf und denkt nicht an Widerstand! sagte ihm L'Ollonois mit rauher Stimme. Die Flibustier sind berauscht und schlafen. Ihr habt keine Hülfe von irgend einer Seite zu erwarten.

— Hat Montbar die That befohlen? fragte Ringrose düster.

— Ja, doch das ist einerlei, antwortete L'Ollonois. Wir handeln gemeinsam. Da Ihr Tortuga nicht freiwillig übergeben wollt, so müssen wir Euch mit Gewalt entfernen. Es bleibt nichts weiter übrig.

— Ihr thut mir einen Gefallen damit! erwiederte Ringrose spöttisch. Es würde mir wenig Ehre bringen, in solcher Gemeinschaft hier zu leben.

Damit erhob er sich rasch. Percy stand, ebenfalls mit auf dem Rücken gefesselten Armen, in einer anderen Ecke des Zimmers.

— Vorwärts! sagte L'Ollonois kurz. Wir haben keine Zeit zu verlieren!

Damit deutete er Ringrose an, das Zimmer zu verlassen. Der Flibustier näherte sich Percy und schritt mit diesem durch die Thür. Hackew, Selim und Mathew standen gefesselt im Vorzimmer.

— Ihr seid ein nichtswürdiger Verräther! rief Hackew dem Bukanier zu.

— Wahrt Eure Zunge! antwortete ihm L'Ollonois mit geringschätzigem Gleichmuth. Nun vorwärts, Leute! Je zwei nehmen Einen!

Die Bukaniers, zwölf an der Zahl, folgten dem Befehle, und da die Gefangenen nicht an Widerstand denken konnten, so stiegen sie die Leiter hinab. Ringrose warf einen Blick auf das Fort. Es lag in tiefster Ruhe da. Nirgends zeigte sich im hellen Lichte des Mondes eine Schildwache.

— Wenn Ihr einen Ruf ausstoßt, so zerschmettere ich Euch den Schädel! sagte L'Ollonois, der den Gedanken Ringrose's zu errathen schien.

Dabei spannte er den Hahn seines Pistols und richtete die Mündung auf Ringrose.

— Der Verrath wird lauter schreien, als ich es thun könnte! sagte Ringrose düster.

Dann ließ er sich ohne den geringsten Widerstand fortführen.

Der Zug ging über die Felsen der Insel in nordwestlicher Richtung vorwärts. Er währte einige Stunden, in denen kaum ein Wort gewechselt wurde. Dann gelangte man an eine Meeresbucht, in der zwei Boote mit Ruderern hielten, die so eben erst angekommen zu sein schienen.

— Wie ich sehe, ist Alles vorbereitet! sagte Ringrose verächtlich.

— Alles! antwortete L'Ollonois spöttisch. Wir werden Euch Gelegenheit geben, Eure Heldenthaten in dem karaibischen Meere auf eigene Hand fortzusetzen, und denken, daß Euch das lieb sein wird. Den Flibustiern werden wir sagen, daß Ihr Euch auf einer geheimen Expedition befindet, um Rache an dem Spanier zu nehmen, und es hängt nur von Euch ab, unsere Worte zur Wahrheit zu machen. Steigt in dieses Boot.

Ringrose warf einen Blick des Ingrimmes auf den Bukanier und winkte dann Percy zu, vor ihm in das Boot zu steigen. Dieser befand sich jedoch noch inmitten der Bukaniers, die ihn an beiden Armen festhielten.

— Nun vorwärts, sonst brauchen wir Gewalt! sagte L'Ollonois, als Ringrose zögerte. Ah so, ich habe vergessen, Euch zu sagen, daß wir Euren Sohn zurückbehalten wollen, damit die Flibustier überzeugt sind, daß Ihr freiwillig abgereist seid und auch bald zurückkommen werdet.

Ringrose erbleichte. Dann machte er eine gewaltsame Anstrengung, seine Arme von den Fesseln zu befreien. Es gelang ihm nicht.

— Ich werde Tortuga nicht verlassen ohne mein Kind! rief er heftig.

— Ihr werdet es doch thun, sagte L'Ollonois ruhig. Bringt ihn in das Boot!

Ringrose riß sich von den Bukaniers los, die ihn ergreifen wollten.

— Mein Kind! rief er verzweifelnd. Laßt mir mein Kind! Ich gebe mein heiliges Wort, nie nach Tortuga zurückzukehren, wenn Ihr mir das Kind laßt!

— Wir werden selbst dafür sorgen, daß Ihr Tortuga nicht wiederseht! sagte L'Ollonois. Gebt Euch keine vergebliche Mühe. Es ist eine abgemachte Sache, der Knabe bleibt hier. Vorwärts, in das Boot!

Die Adern auf Ringrose's Stirn schwollen an. Eine furchtbare Aufregung schien seinen ganzen Körper zu ergreifen. Aber sechs Bukaniers warfen sich auf ihn und schleppten ihn in das Boot, wo sie ihn an eine Ruderbank festbanden. Während dessen hatte Percy leichenblaß zwischen den Bukaniers gestanden, die in Bereitschaft waren, sie zurückzureißen, sobald sie die geringste Bewegung nach ihrem Vater hin mache. Sie starrte ihren unglücklichen Vater an und schien nicht zu begreifen, was mit ihr geschehe. Dann aber, als sie sah, daß jede Hoffnung, den wilden Bukaniers zu widerstehen, vergebens sei, zuckte ein finsterer Trotz über ihr Gesicht.

— Mein Vater! rief sie mit fester Stimme. Fürchte nichts! Dein Sohn wird versuchen, Deiner würdig zu sein, und es wird ihm gelingen!

Der Flibustier warf einen Blick der tiefsten Verzweiflung, unbeschreiblichen Schmerzes und hoffnungsloser Sehnsucht auf seine Tochter.

— Percy, Percy, mein Kind! rief er dann mit brechender Stimme. Sei standhaft!

Die donnernde Stimme L'Ollonois, der zur Eile trieb, übertäubte seine Worte. Hackew und Mathew waren bereits auf dieselbe Weise in das Boot gebracht und gebunden worden. Jetzt sollte Selim ihnen folgen.

Aber der Knabe, den man nicht gefesselt hatte, eilte plötzlich auf Percy zu, schloß die Arme um seinen neuen Freund und gab durch Zeichen und abgebrochene spanische Worte zu verstehen, daß man ihn nicht von Percy trennen solle. Die Bukaniers versuchten ihn loszureißen, aber es war unmöglich.

— So mag er hier bleiben! sagte L'Ollonois finster. Es ist gleichgültig.

In dem Boote, das man für die Gefangenen bestimmt hatte, befanden sich einige Vorräthe an Lebensmitteln und Waffen, aber keine Ruder. Es wurde an dem anderen befestigt, in dem sechs Bukaniers Platz nahmen. Dann stieß man vom Ufer ab. Ringrose und Percy wechselten nichts mehr, als einen stummen Blick. Aber in diesem Blick lag unsägliches Elend, und doch auch zugleich etwas wie Hoffnung, wie Trost, wie Zuversicht.

Sobald die Böte abgestoßen waren, gab L'Ollonois den Befehl, am Ufer in südlicher Richtung weiterzuschreiten.

— Was wollt Ihr denn eigentlich mit dem Knaben? fragte ihn Levasseur heimlich.

— Ich habe meine Absichten, Ihr werdet es später erfahren! antwortete L'Ollonois düster und ging rasch weiter.

An einem bestimmten Punkte wurde Halt gemacht. Der Morgen kam und man sah nur ein Boot aus der offenen See zurückkehren.

— Alles geschehen, wie ich befohlen? fragte L'Ollonois.

— Alles! antwortete ein Bukanier. Sie treiben auf dem offenen Meere.

Der Franzose nickte zufrieden. Dann stieg er mit Levasseur, Percy und Selim in das Boot, befahl den anderen Bukaniers, den Landweg einzuschlagen, und ließ sich mit seinen Begleitern nach Tortuga zurückrudern.

Die Irrfahrt.

(Aus Johns Tagebuch.)

— — — Meine Wunden begannen allmählich zu vernarben, und die Aerzte, die mich bei meiner Rückkehr aus Amerika aufgegeben hatten, fingen an, neue Hoffnung zu schöpfen.

Was mich selbst anbetraf, so hatte ich den Muth nie aufgegeben. Ich fühlte den entsetzlichen Schmerz, ich begriff die ganze Höhe der Gefahr, in der ich schwebte, denn die ganze linke Seite meines Körpers war durch die fatale Explosion zerrissen und selbst die inneren Theile verletzt worden, aber mein Geist blieb gesund, und es war mir, als höre ich oft eine Stimme, die mir zurief, ich müsse wieder genesen, meine Aufgabe auf Erden sei noch nicht beendet, mir ständen noch neue Thaten bevor. Vielleicht dachte ich dabei unwillkürlich an Mary und Alice. Denn seltsam! Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich sterben könne, ohne die Beiden wiedergesehen zu haben. Vielleicht irre ich mich. Vielleicht gehören Beide nicht mehr zu den Lebenden. Aber ich will meinen Glauben behalten. Er macht mich stark und verleiht mir die Zuversicht, der ich in dem schweren Mißgeschick meines Lebens so sehr bedarf.

Wie viel ich der väterlichen Sorgfalt meines Oheims, der schwesterlichen Besorgniß Bertha's verdanke — ich werde es nie vergessen! Ohne sie läge ich heut vielleicht schon unter dem grünen Rasen oder wäre ein Krüppel. Und jetzt fühle ich mich gesund und stark werden, wie ich früher war. Die Kraft meines Armes ist nicht schwächer geworden, meine Lungen athmen so kräftig, wie ehemals, und selbst mein verwundetes Auge erlangt seine frühere Sehkraft wieder. Das habe ich dem alten Brown und Bertha Herbert zu danken!

Ich fand in London wenig während meiner Abwesenheit verändert, oder richtiger, die Veränderungen, die vor sich gegangen waren, hatten keinen Anspruch auf meine Theilnahme. Shakespeare, mein braver und verehrter Freund, und der liebenswürdige Graf von Southampton erzählten mir Alles, was für mich von Wichtigkeit war. Freilich, über das, wonach meine Seele sich sehnte, konnten auch sie mir keine Auskunft geben. Sie hatten weder Nachricht von meiner Schwester, noch von Ringrose, noch von Alice. Dagegen erfuhr ich Einiges über Pembroke, was mir neu und interessant war.

Der junge Graf hatte seine schöne, junge und geistreiche Gemahlin am Tage nach der Hochzeit verlassen. Ganz London, namentlich der Hof, war außer sich über diesen Schritt, den Niemand begriff, an dem aber, wie mir Shakespeare sagte, das Erscheinen meiner Schwester in London starken Antheil hatte. Shakespeare sagte mir damals gleich voraus, daß er nicht daran zweifle, der junge Graf werde zu seiner Zeit als ein reuiger Sünder zurückkehren, namentlich, wenn er erfahren habe, daß Mary verschwunden sei und er nicht zu fürchten brauche, sie wiederzusehen. Diese Voraussagung war auch in der That eingetroffen. Nachdem Pembroke zwei Jahre auf dem Festlande gelebt und das Leben von mehr als einer Seite kennen gelernt hatte, kehrte er plötzlich zurück, um in die Arme seiner Gattin zu eilen.

Aber diese wurden ihm nicht freudig geöffnet, wie er wohl vermuthet hatte. Franziska Howard, jetzige Gräfin von Pembroke, war bei der Abreise ihres Gemahls untröstlich gewesen, oder hatte wenigstens so geschienen — denn die bösen Zungen behaupteten, daß Pembroke nicht allein ihr Herz besitze. Später hatte sie angefangen, sich auch vor den Augen der Welt zu trösten und die Huldigungen einiger ergebenen Freunde anzunehmen. Einer von ihnen stand im Rufe, sich ihrer ganz besonderen Zuneigung zu erfreuen, und das war kein Anderer, als mein früherer Schulfreund, der schurkische Page Robert Carr.*)

Was aus dem Menschen nicht Alles werden kann, wenn er ein hübsches Gesicht, eine glatte Zunge, einen schurkischen Charakter und die gehörige Portion Frechheit hat! Robert Carr, mein einstiger Schulfreund, war nicht mehr Page des Königs Jakob, nicht mehr Untergebener des Grafen Marr — im Gegentheil, der ganze Hof beugte sich vor ihm. Er war der erklärte Günstling des Königs, die rechte Hand desselben, der Mann, der es wagen durfte, selbst Burleigh, dem Grafen von Salisbury, Gesetze vorzuschreiben, und vor dessen Thür mehr Bittsteller und Schmarotzer lungerten, als vor der

*) Mit wenigen Abänderungen historisch. D. V.

des Königs selbst. Er hatte seinen bescheidenen Namen durch die Gunst des Königs mit dem Titel eines Vicomte von Rochester vertauscht und konnte mit Recht von sich sagen, daß er nach dem Könige der erste Mann im Lande sei. Ich gönnte es ihm von Herzen, obgleich mir England leid that und mein Blut heißer wurde, wenn ich daran dachte, daß Männer wie Sir Walter Raleigh im Kerker schmachteten, während der Vicomte von Rochester die Einkünfte des Landes in tollen Gelagen verpraßte. Nun, sei dem, wie ihm wolle! Schon jetzt scheint sich sein Stern zum Untergange zu neigen. Ein Anderer mit noch glatterem Gesicht und glatterer Zunge wird kommen und dem Auge des Königs gefallen. Dann ist es um Rochester geschehen.

Genug, der erklärte Günstling des Königs war es, der nicht wegen seiner Stellung, seiner Macht und seines Glanzes, sondern wegen seiner wirklich ausgezeichneten Schönheit die Gunst der jungen Gräfin von Pembroke erwarb. Carr, der damals gerade eine zärtliche Verbindung mit einer anderen Dame des Hofes geschlossen, achtete zuerst nicht viel auf die süßen Blicke und Worte der jungen Gräfin. Allmählich aber wurde er aufmerksamer gegen sie und die bösen Zungen behaupteten, daß sie sich öfter allein gesehen hätten, als dem abwesenden Gemahl der jungen Frau lieb sein könne. Jedenfalls war Franziska Howard leidenschaftlicher für den Günstling eingenommen, als dieser für sie, und sie sprach es offen aus, daß sie nichts sehnlicher wünsche, als von ihrem Manne getrennt zu sein und die Gattin des Vicomte von Rochester zu werden.

Um diese Zeit kehrte Pembroke zurück. Aber statt der erwarteten freudigen Aufnahme fand er einen kalten, abweisenden Empfang. Pembroke jedoch ließ sich dadurch nicht zurückschrecken. Er fand seine Frau in der Blüthe der ersten Schönheit und die frühere Neigung zu ihr flammte leidenschaftlicher in seinem Herzen auf. Man denke sich jedoch die Lage des armen Ehemannes, als ihm die junge Gräfin nicht einmal erlaubte, mit ihr unter einem Dache zu wohnen, und ihn nur in Gesellschaft anderer Personen empfing. Pembroke war rasend. Er zwang seine Gemahlin, ihn nach seinen Gütern in Wales zu begleiten, weil er hoffte, sie würde dort sanfter sein. Vergebens! Sie ließ Fenster und Thüren schließen und seufzte in dunkler Einsamkeit nach ihrem geliebten Rochester. Vollständig getäuscht, sah sich Pembroke genöthigt, nach London zurückzukehren, wo man ihn mit spöttischen Mienen und boshaftem Geflüster empfing, und seine Gemahlin sogleich ihre zärtlichen Verbindungen mit Rochester wieder anknüpfte.

Nun begann ein skandalöser Prozeß, dessen Einzelnheiten ich hier nicht näher schildern will.*) Was mir Shakespeare und Southampton davon erzählt haben, übersteigt fast allen Glauben. Ich hätte eine so junge, so hochgestellte und so gut erzogene Lady einer solchen Schamlosigkeit nicht für fähig gehalten. Nur ihre wahnsinnige Leidenschaft für den Günstling konnte sie so weit treiben, auf Trennung ihrer Ehe mit dem Grafen Pembroke zu dringen und Gründe dafür anzuführen, deren Entscheidung dem Urtheil der Aerzte überlassen werden mußte. Shakespeare sagte mir, daß Pembroke wüthend gewesen sei über die maßlose Unverschämtheit seiner Frau und Alles zugestanden habe, nur um von ihr loszukommen. Robert Carr, der Vicomte von Rochester, betrieb die Angelegenheit mit weniger Eifer. Allmählich aber wußte ihn Franziska Howard so für ihren Plan einzunehmen, den auch der König begünstigte, daß er ebenfalls Alles daran setzte, die Scheidung herbeizuführen. Sein vertrauter Freund und Diener, Sir Thomas Overbury, der alle seine Geschäfte führte, widersetzte sich vernünftiger Weise dem thörichten Beginnen und bestand darauf, daß die Verbindung nicht vollzogen werde. Aber kaum erfuhr es die Gräfin von Pembroke, als sie alle ihre Künste gegen Overbury in Anwendung brachte und nicht eher ruhte, als bis Rochester

*) Man findet die Schilderung dieses für die Sittengeschichte der damaligen Zeit höchst wichtigen Prozesses in der Spezialgeschichte von England.

sich entschlossen hatte, seinen Freund zu beseitigen. Er bewog den König, Overbury die Stelle eines Gesandten in Moskau anzubieten, und überredete diesen zu gleicher Zeit, das Anerbieten auszuschlagen. Overbury ging in die Falle. Der König war erbittert über die Weigerung, und Rochester ließ seinen Freund in den Tower schicken, aus dem er nicht mehr lebend gelangte. Ich will von Gerüchten schweigen, die über den Tod Overbury's durch das ganze Land gingen und allgemeinen Glauben fanden. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, daß er an den Blattern gestorben sei.

Mit Overbury war das letzte Hinderniß gefallen. Die Trennung der Ehe Pembroke's wurde feierlich ausgesprochen und die Vermählung des Günstlings mit Franziska Howard mit einer Pracht und Verschwendung gefeiert, die eines königlichen Brautlagers würdig gewesen wäre. Rochester wurde zum Grafen von Sommerset ernannt, da es unschicklich schien, daß eine Gräfin und Herzogstochter einen Vicomte heirathe. Pembroke zog sich auf seine Landgüter zurück, und das Volk murrte. Es waren bei dieser Gelegenheit Dinge zur Sprache gekommen, die weder dem Günstling noch seinem hohen Beschützer Ehre machten. Wollte ich Alles sagen, was ich aus sicheren Quellen weiß, so würde das Mißfallen des Volkes gewiß gerechtfertigt erscheinen. Aber ich bin überzeugt, daß früher oder später die Wahrheit auch ohne mich an den Tag kommen wird, und will nun zu meinen eigenen Angelegenheiten zurückkehren.

Wie ich vorausgesehen, hatte mir meine Theilnahme an der amerikanischen Expedition nichts eingebracht, als Mühen, Gefahren und Wunden. Glücklicher Weise war das Erbtheil meines Vaters groß genug, um mich vor Entbehrung und Noth zu schützen, und wo mein eigenes Vermögen nicht ausreichte — denn ich war von guten Freunden sehr in Anspruch genommen worden — da half mein braver Ohm aus. Der gute Alte! Ich wußte, wie unlieb es ihm war, daß mich meine Natur stets nach fremden Ländern trieb. Er hätte mich gern bei sich behalten. Und doch, wenn er meine Unruhe, meine Sehnsucht sah, dann war er der Erste, mir einen neuen Plan vorzuschlagen und meine Abreise zu beschleunigen. Auch jetzt, als ich von meinen Wunden wieder hergestellt war und er sich überzeugte, daß mir meine Gesundheit keine Hindernisse in den Weg legte, auch jetzt entwarf er selbst den Plan, daß ich mich nach dem Schicksale Mary's erkundigen solle. Nach Virginien zurückzukehren, hielt ich für unnöthig. Der Bestand der Kolonie dort war gesichert. Mein Herz zog mich nach Westindien, wo ich Ringrose und Alice vermuthete, und als ich überdieß noch von einem englischen Seefahrer erfuhr, daß ein spanischer Kapitain Namens de Castro in den westindischen Gewässern kreuze, war kein Halten mehr für mich. In größter Eile ordnete ich meine Angelegenheiten, überließ meinen guten Oheim dem Schutze der wackeren Bertha Herbert und schiffte mich auf einem Kauffahrer nach Westindien ein. Hier will ich noch sogleich bemerken, daß Morton sich nicht mehr in London befand, sondern nach Virginien gegangen war — leider gerade zu derselben Zeit, in der ich verwundet von dort nach England zurückkehren mußte. Seine Eltern waren gestorben und er war in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gerathen. Selbstständig und frei in seinen Entschlüssen, war es sein Erstes gewesen, Bertha Herbert seine Hand anzubieten. Aber diese hatte das Anerbieten nicht angenommen. Ihre Pflicht und die Dankbarkeit, sagte sie, fesselten sie an den alten Brown, den sie nicht verlassen werde. Auch seien die Gründe, die sie früher dazu bewegt, Mortons Hand auszuschlagen, noch immer vorhanden. Sie werde also ledig bleiben. Tief betrübt schiffte sich Morton nach Amerika ein, um dort unter Gefahren und Abenteuern seinen Kummer zu vergessen. — Was meinen Freund Rolfe anbetrifft, der in Virginien zurückgeblieben, so erfuhr ich, daß er sich mit meiner Retterin Pocahontas vermählt. Es giebt kein eigenthümlicheres Ding, als die Seele eines Frauenzimmers! Und jene Pocahontas, die Tochter der Wälder, glich unseren Engländerinnen auf das Haar. Ich kann mich nicht gut näher darüber

aussprechen, was ich damit meine. Man würde mich vielleicht der Eitelkeit beschuldigen. Auch wünschte ich nicht, daß Rolfe den wahren Grund erführe, der die Tochter Powhattans bewogen, ihm ihre Hand zu reichen. Nautakan, ihr Bruder, theilte mir ihn mit, als ich noch in Jamestown war und Rolfe zuerst auf den Gedanken kam, um die Hand der jungen Indianerin zu werben. „Pocahontas, sagte er mir, weiß, daß Du sie verschmähst und ein weißes Gesicht liebst. Aber sie wird sich rächen und Deinem Freunde ihr Herz schenken." Er beurtheilte die Sache ganz richtig und war nicht böse über meine Weigerung. Bald darauf mußte ich Jamestown verlassen und ich habe Pocahontas seitdem nicht wiedergesehen. Wer weiß, ob es überhaupt noch einmal geschieht!

Ich verließ London, begleitet von den heißen Wünschen meines Oheims. Mein Ziel war San Domingo, der Aufenthalt der Flibustier und Bukaniers, denn dort hoffte ich Ringrose zu finden, oder wenigstens etwas über ihn zu hören. Ich war entschlossen, ihn zu bitten, sein abenteuerliches Leben aufzugeben und in den Schooß der gesitteten Gesellschaft zurückzukehren. Wer die Geschichte seines Lebens kennt, wie ich, wird ihm seinen Irrthum verzeihen. Aber ich glaubte, daß es endlich Zeit sei, eine Laufbahn zu verlassen, die unmöglich zu einem guten Ende führen konnte. Was sollte auch aus Alice werden, inmitten einer Schaar von Freibeutern! Auf San Domingo setzte mich der englische Kauffahrer ab und ich befand mich nun allein in einem Theile der Erde, der mir allerdings nicht unbekannt war, dessen Verhältnisse sich aber seit meiner Anwesenheit dort — mit Sir Richard Greenville — sehr geändert hatten. Ich wandte mich sogleich an die Bukaniers und erkundigte mich bei ihnen nach Ringrose. Die Antworten, die ich erhielt, waren seltsam, kurz und unbestimmt. Den Namen des Flibustiers schien Jeder zu kennen. Dennoch wurde es mir schwer, etwas Genaues zu erfahren. Eine bedeutende Mißstimmung, deren Grund ich nicht kannte, schien zwischen den Engländern und Franzosen zu herrschen. Endlich erfuhr ich jedoch einzelne Dinge, die für mich von der größten Wichtigkeit waren und mich einerseits mit großer Freude, andererseits aber auch mit noch größerer Bestürzung erfüllten. Die erste dieser Nachrichten war, daß ein Spanier Namens Manuel de Castro in diesen Gewässern kreuze. Den Erkundigungen zufolge, die ich über ihn einzog, konnte es kein Anderer sein, als der Bruder der Dolores, der Räuber Mary's. Die zweite freudige Botschaft bestand in der Mittheilung, daß ein englischer Kavalier, Sir Francis Hackew, sich ebenfalls in diesen Gegenden befinde. Ich durfte also im Nothfalle auf einen treuen Freund rechnen, denn wahrscheinlich hatte Francis mich noch nicht vergessen. Die dritte Mittheilung — aber eben so unbestimmt, wie die früheren — verkündete mir, daß Ringrose auf Tortuga gewesen sei, die Insel aber verlassen habe. Weiter konnte oder wollte man mir nichts sagen, und ich bemerkte wohl, daß man mich mit mißtrauischen Augen betrachtete. Man sagte mir, auf Tortuga selbst würde ich mehr erfahren, und als ich mich nach dem Namen des dortigen Kommandeurs erkundigte, nannte man mir den Namen Montbar. Ich zweifelte nicht daran, daß dies derselbe französische Kavalier sei, dessen Bekanntschaft ich einst auf eine für mich so erfreuliche Weise in den Niederlanden gemacht und mit dem ich einen Theil des Winters von 1601 bis 1602 in Paris verlebt hatte. Von ihm hoffte ich manche Aufschlüsse zu erhalten. Wir waren in Paris sehr befreundet mit einander gewesen. An ihn wollte ich mich also vertrauensvoll wenden. Ich kaufte mir ein Boot, gewann einige Engländer für mich, die froh schienen, San Domingo verlassen zu können, und schiffte an den Küsten von San Domingo entlang, bis ich den Friedenshafen, Tortuga gegenüber, erreichte. Allmählich hatte ich auch erfahren, was zwischen den Engländern und Franzosen vorgefallen, und daß die ersteren gezwungen worden, den Bukaniers — die vorzugsweise aus Franzosen bestanden — das Feld zu räumen. Ich konnte das Benehmen der Franzosen nicht billigen, fand aber einen solchen Vorfall bei Leu-

ten, die kein anderes Gesetz kannten, als ihre Willkür, ganz natürlich und dachte nicht weiter daran, da es mein einziger Zweck war, Ringrose aufzufinden und mit ihm vereint meine Nachforschungen nach Mary fortzusetzen.

Wir ruderten hinüber nach der Rhede von Tortuga, auf dessen Fort jetzt nur die französischen Farben flatterten. Ein Schuß von den erst jüngst wieder hergestellten Küstenbatterieen belehrte uns, daß die Einfahrt nicht Jedem gestattet sei. Ich gab also ein Zeichen, daß ich Jemand zu sprechen wünsche, und einige Bukaniers kamen uns entgegen gerudert. Ich fragte, ob Montbar auf dem Fort sei, und man bejahte es. Ich übergab also den Bukaniers einen Brief an Montbar, in dem ich ihren Kommandeur, mit Bezugnahme auf unsere frühere Freundschaft, um eine kurze Unterredung bat. Nach einer Viertelstunde wurde uns die Einfahrt gestattet, und Montbar ließ mich zu sich auf das Fort bescheiden.

Wir erkannten uns sogleich, als wir uns wiedersahen, und reichten uns vertraulich die Hand. Doch konnte Montbar eine gewisse Verlegenheit nicht unterdrücken. Ein Lieutenant, Namens Levasseur, begleitete ihn.

Wir sprachen eine Zeit lang über unsere gegenseitigen Abenteuer, und seine Miene wurde zutraulicher, als er erfuhr, daß ich aus England komme und durchaus nicht die Absicht hätte, in die Reihen der Flibustier einzutreten. Dann sprachen wir von dem Spanier Manuel de Castro, und Montbar sagte mir, daß sein Freund L'Ollonois mit einem großen Fahrzeuge abgesegelt sei, um ihn aufzusuchen und anzugreifen. Der Name L'Ollonois klang mir bekannt, doch konnte ich mich nicht sogleich darauf besinnen, wo ich ihn gehört. Ich bedauerte nur, daß es mir nicht vergönnt gewesen, an dem Zuge Theil zu nehmen. Montbar meinte jedoch, man würde mir das schwerlich gestattet haben, und diese Wendung des Gespräches brachte uns auf die jüngsten Vorfälle und Ringrose.

Montbar machte kein Hehl daraus, daß er die Absicht gehabt, Tortuga in den Besitz der Franzosen zu bringen, und daß er durch gemessene Befehle des französischen Gouverneurs auf den Antillen zu diesem Schritte genöthigt worden sei. Dann berichtete er mir, man habe Ringrose und Hackew ausgesetzt, und auch zu dieser Maßregel sei man gezwungen worden, da nur auf diese Weise ein Kampf zwischen den Engländern und Franzosen zu vermeiden gewesen.

— Und Ringrose's Tochter? fragte ich, von dieser Nachricht sehr schmerzlich überrascht.

— Sie meinen den Sohn, sagte Montbar. Eine Tochter hatte Ringrose nicht, so viel ich weiß. Diesen Sohn hat L'Ollonois nebst einem gefangenen Türkenknaben aus Gründen, die ich nicht recht begreife, zurückbehalten und mit sich auf sein Schiff genommen.

Mein Schreck und meine Ueberraschung wuchsen. Ich errieth im Augenblick, daß Ringrose seine Tochter für einen Sohn ausgegeben, denn ich besann mich, daß bei den Flibustiern und Bukaniers keine Frauen geduldet wurden. Aber weshalb hatte dieser L'Ollonois — bei dessen Namen mich eine ungewisse und bange Ahnung ergriff — weshalb hatte er den Sohn oder die Tochter zurückbehalten?

— Ich kenne den Sohn Ringrose's nicht, sagte ich, so ruhig, als es mir möglich war. Ich habe ihn nur einmal sehr jung gesehen. Ist er stark und groß geworden?

— Nicht sonderlich, antwortete Montbar. Er hat ein hübsches und anziehendes Gesicht, scheint aber kränklich zu sein. Ringrose hatte ihn stets oben auf dem Fort behalten und ihn wie eine Zierpuppe behandelt.

Ich zweifelte nicht länger, daß dieser vermeintliche Sohn kein anderer als Alice sei. Und sie war getrennt von ihrem Vater, in der Gewalt eines rohen Bukaniers, der ihr Geschlecht vielleicht ahnte!

— Hm! meinte jetzt der Begleiter Montbars, Levasseur, und sein schlaues Gesicht nahm einen noch verschmitzteren Ausdruck an — hm! mir geht jetzt ein Licht auf. Dieser englische Kavalier fragt nach einer Tochter und er wird

wohl Recht haben. Was meinen Sie, Montbar? Dieser L'Ollonois hat uns angeführt und das Mädel für sich behalten.

— Tod und Teufel! rief Montbar und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Daß ich ein solcher Narr sein konnte! Bei meiner Ehre, es war ein Mädchen! Dieser Fuchs, der L'Ollonois. Er hat uns gehörig betrogen! Deshalb drang er auch darauf, in die See zu stechen und den Burschen mitzunehmen. Ein prächtiger Streich. Wir sind die Betrogenen, aber man muß darüber lachen!

Und sie lachten Beide recht herzlich. Ich meinerseits fühlte keine Neigung, ihrem Beispiele zu folgen. Im Gegentheil, ich hatte große Lust, ihnen ins Gesicht zu schlagen. Ein solches Gelächter über ein Wesen, wie Alice! Mein Herz that mir weh und ich war unfähig, ein Wort zu sprechen. Welche Leiden hatte ich schon erduldet, und doch schien mir dieses das größte zu sein! Alice in der Gewalt eines Bukaniers, Alice, deren Bild mich erquickt und getröstet in den Wildnissen Virginiens, das als ein leuchtender Stern vor mir geschwebt und mich glücklich durch alle Gefahren geleitet — Alice, der Trost meiner Seele, meine letzte und einzige Hoffnung, mir geraubt, vielleicht für immer entrissen durch die brutale Gewalt eines Freibeuters! Das war mehr, als ich ertragen konnte, und wenn ich meinen wüthenden Schmerz zurückhielt, so geschah er nur, um mich von diesen Leuten nicht verspotten zu lassen, ihnen nicht das Innere meines Herzens zu zeigen, mein größtes Heiligthum nicht zu entweihen!

— Ich begreife nicht, daß Ringrose sich gutwillig von seiner Tochter trennte! sagte ich, meine ganze Kraft aufbietend, um ruhig zu scheinen.

— Gutwillig? rief Levasseur lachend. Nun, ich hätte nicht zwischen seine Finger gerathen mögen, als man ihn in das Boot schleppte. Er wüthete, wie ein Löwe. Aber L'Ollonois hatte seine Maßregeln so gut getroffen, daß nichts dagegen auszurichten war. O, ich begreife jetzt Alles! Ich hätte diesen L'Ollonois nicht für so klug gehalten!

Und sie lachten Beide von Neuem. Es schnitt mir durchs Herz.

— Denkt L'Ollonois wirklich daran, den Spanier anzugreifen? fragte ich scheinbar ablenkend. Kreuzt Manuel de Castro noch in diesen Gewässern?

— So viel wir wissen, ja! antwortete Montbar. Jedenfalls wird er ihn im Golf von Mexiko treffen. Castro hatte versprochen, Tortuga zu nehmen und zu zerstören, und man soll sehr erzürnt auf ihn sein, daß er so schimpflich abgezogen, nachdem er beinahe siebenhundert seiner Leute gegen Ringrose verloren. Wahrscheinlich kreuzt er jetzt auf eigene Hand und sucht sich durch einige glückliche Unternehmungen gegen die Bukaniers wieder Gunst und Ansehen zu verschaffen. Man will ihn auf der Nordküste von Cuba gesehen haben. Wahrscheinlich lauert er dort auf englische und französische Schiffe. L'Ollonois hat seinen Weg dorthin genommen und wird ihn zu fangen wissen.

Ich hatte jetzt genug gehört, mehr als ich wünschte. Scheinbar ruhig, aber im Innern von tausend Qualen gefoltert, sprach ich noch mit den beiden Franzosen über einzelne Dinge und lehnte einen Vorschlag Montbars ab, der mir anbot, in die Reihen der Bukaniers einzutreten. Dann kehrte ich zu meinem Boote zurück. Was hatte ich erfahren? Ringrose und Hackew auf offenem Meere, vielleicht längst eine Beute des Sturmes oder des Hungers, und Alice — Alice für mich vielleicht ewig verloren, wenn sie auch noch lebte! Und fast zweifelte ich daran, daß sie noch zu den Lebenden gehörte. Ich kannte ihren Sinn. Sie war ein Kind Ringrose's, und wenn es galt, zwischen Tod und Schande zu wählen, so wußte ich, würde sie keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Tief betrübt und elend verließ ich Tortuga. Meine Kraft war gelähmt. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Was half es mir, wenn ich auch L'Ollonois aufsuchte! Konnte ich Alice noch retten? Es schien mir unmöglich, aber etwas mußte ich thun. Zwei von den Engländern versprachen, bei mir auszuharren. Mit ihnen bestieg ich noch an demselben Abend

ein gebrechliches Segelboot. Aber ich wünschte, ich hätte an Nichts Schlimmeres zu denken brauchen, als an die Gefahren der Fahrt, denen wir entgegengingen! Was sind alle Schrecknisse des Meeres gegen die Qualen des Herzens, in einer Lage, wie der meinigen! —

Der Wind war uns günstig und bereits am anderen Morgen sahen wir die Küste von Cuba. Wir hielten uns in der Nähe derselben, um uns im Nothfalle für Einwohner der Insel ausgeben zu können, und da ich genug Spanisch sprach, um allenfalls für einen Spanier zu gelten, so gelang es mir, auch einige nothdürftige Erkundigungen einzuziehen! Das Erscheinen L'Ollonois an der Küste von Cuba hatte die Spanier mit dem größten Schrecken erfüllt, da keine Kriegsschiffe zur Vertheidigung vorhanden waren. Man fürchtete stündlich eine Landung auf irgend einem Punkte. Auch Manuel de Castro's Schiff war gesehen worden; man konnte uns aber nicht genau angeben, welche Richtung es genommen. Dagegen erfuhr ich, daß L'Ollonois auf der Höhe von Havana kreuze, und ich nahm meine Richtung dorthin. Ich war entschlossen, um jeden Preis auf das Schiff des Bukaniers zu gelangen.

Der Abend des dritten Tages überraschte uns in der Nähe einer kleinen, rings von Felsen umschlossenen Bucht, und als wir dieselbe erreichten, war es bereits vollständig Nacht geworden. Da wir das Fahrwasser nicht kannten, auch fast vollständige Windstille herrschte, so nahmen wir zu den Rudern unsere Zuflucht und ruderten vorsichtig in die Bucht hinein.

Wir befanden uns in der Mitte derselben, als ein großer dunkler Gegenstand meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich erkannte einen Dreimaster von eigenthümlicher Bauart. Einen ganz ähnlichen hatte ich auf der Rhede von Tortuga gesehen, und ich vermuthete beinahe, daß es das Schiff L'Ollonois sei. Die beiden Engländer bestätigen meine Vermuthung. Sie hatten das Fahrzeug früher an der Küste von St. Domingo gesehen.

Das Herz schlug mir für einige Minuten stärker, als ich mich so plötzlich und unerwartet in der Nähe derjenigen wußte, die ich so eifrig suchte. Doch, wie glücklicher Weise immer in entscheidenden Augenblicken, gewann ich bald meine Ruhe wieder. Wir ruderten langsam und so leise, daß man uns unmöglich hören konnte, an das Schiff hinan, das in der Dunkelheit der Felsen lag. Wir vernahmen nicht den geringsten Laut auf demselben. Es schien mir sogar, als habe man nicht einmal Wachen ausgestellt; vielleicht hielt man sich für ganz sicher. Wir gelangten also dicht an die Seite des Fahrzeuges und legten unter einer Luke an, durch die wir Licht schimmern sahen.

Die Nacht war todtenstill. Kein Lüftchen regte, keine Welle bewegte sich. Meer und Erde schienen zu schlafen. Ich möchte sagen, daß das Blitzen und Flimmern der Sterne das einzige Bewegliche war, was sich meinem Auge darbot. Mir war eigenthümlich zu Muthe, bang und ängstlich, und doch konnte ich eine freudige Regung nicht unterdrücken. Der Lage nach mußte die Luke zur Offizierskajüte gehören. Ich lauschte, denn es war mir, als höre ich Stimmen in derselben. Ich irrte mich nicht. Eine Männerstimme sprach französisch, rauh und tief. Es schien mir Jemand zu sagen, das müsse L'Ollonois sein.

— Ich bin Herr auf meinem Schiffe und kann thun und lassen, was ich will! hörte ich jetzt deutlich sagen.

Das schien meine Vermuthung zu bestätigen, daß es L'Ollonois sei.

— Die Bukaniers haben gewisse Gesetze, von denen sie nicht abweichen. Ihr kennt ja das Volk! sagte eine hellere Stimme.

— Ja, ja, das weiß ich, aber das muß anders werden, Lefranc! sagte die tiefe Stimme. Wenn Jeder seinem Willen folgen will, so ist an ein Kommando nicht zu denken. Man muß dem Volke Raison beibringen. Einer muß befehlen, die Anderen gehorchen, und nicht blos im Augenblick der Schlacht. In allen Dingen muß Ordnung herrschen. Und ich werde es durchsetzen. Meinen Willen beugt Niemand!

— Diese Bukaniers sind ein gefährliches Volk, L'Ollonois! sagte Lefranc. Sie sind

eifersüchtig auf die Unabhängigkeit, die sie sich mit gewaffneter Hand errungen haben. Ich für mein Theil möchte es nicht wagen, an ihren alten Sitten und Gebräuchen zu rütteln.

Es trat nun eine Pause ein. Für's Erste wußte ich genug. Es war wirklich das Fahrzeug der Bukaniers, neben dem wir lagen, und ich hatte die Stimme L'Ollonois und eines seiner Lieutenants Lefranc gehört. Ich überlegte, wie ich es anfangen solle, ohne Verdacht zu erregen und unter einem passenden Vorwand auf das Schiff zu gelangen.

Das Gespräch wurde jedoch fortgesetzt und fesselte bald auf's Neue meine ganze Aufmerksamkeit. Die Beiden sprachen zwar mit gedämpfter Stimme, aber bei der Todtenstille, die rings herrschte, konnte ich sie deutlich genug hören.

— Ich komme mir selber lächerlich vor, daß ich so viel Umstände mache, sagte L'Ollonois. Ich ärgere mich über mich selbst.

— Besser, Ihr nehmt etwas mehr Rücksichten und behaltet Euer Ansehen und Kommando, als daß Ihr Alles auf's Spiel setzt um eines Mädchens Willen, sagte der Lieutenant. Denn am Ende ist sie doch nicht mehr werth, als jede andere. Im Gegentheil, ich möchte sagen, Ihr findet an der ersten besten Küste tausend, die hübscher sind und bei denen Ihr nicht Schiff und Stellung riskirt.

— Das ist's ja eben, daß ich mir das selber sage und doch nicht zur Vernunft kommen kann! rief L'Ollonois stärker. Der Widerstand, der Trotz, die Sprödigkeit dieses Mädchens reizen mich und machen mich wild. Wäre sie mir entgegengekommen, ich glaube, ich hätte sie nicht angesehen, denn bei Lichte besehen, finde ich verteufelt wenig an ihr, was einen alten Sünder, wie mich, reizen könnte. Und doch, es ist etwas Apartes. Zum Teufel, ich wäre im Stande und vernarrte mich in sie, wenn ich hoffen dürfte, daß sie mich wieder liebte. Aber Narrenspossen! Ich werde meinen Willen doch durchsetzen, ich schwöre es Euch, Lefranc.

— Im Ernst, Kapitain, sagte der Lieutenant, ich glaubte, Ihr wäret weiter mit ihr. Ich für mein Theil würde die Heimlichkeit vorziehen.

— Es ist nicht möglich, ich sage es Euch, Lefranc! sagte L'Ollonois. Ihr wißt, ich bin kein schmachtender Schäfer, kein blonder, zarter Jüngling, der sich durch das Lippenkräuseln eines Frauenzimmers in's Bockshorn jagen läßt. Ich gehe gerade auf mein Ziel los. Aber bei dem Frauenzimmer ist es unmöglich. Schon auf Tortuga sprach ich ein Wörtchen mit ihr und spielte darauf an, daß ich ihr Geschlecht kenne. Aber der Blick, den sie mir zuwarf — weiß der Teufel — der machte mich ordentlich verlegen, und ich stand vor ihr, wie ein Schuljunge. Darauf kehrte sie mir den Rücken. Ein ander Mal sprach ich deutlicher. Darauf antwortete sie mir, ohne eine Miene zu verziehen, mit einem Gesicht, wie von Eisen: Die Küstenbrüder dulden keine Frauen unter sich, und wer die Anwesenheit einer solchen verheimlicht, verdient den Tod oder die Verbannung. — Das Frauenzimmer selbst aber wird davon gejagt! sagte ich. Darauf zuckte sie die Achseln, sah mich spöttisch an, und schien mir sagen zu wollen: Probir es doch! Wart, dachte ich, ich will dich schon kirre machen! und darauf stach ich in die See, um den Castro aufzusuchen. Aber auf dem Wasser ging es mir nicht besser, wie auf den Felsen von Tortuga. Für's Erste war der dumme Bengel, der Selim, stets in ihrer Nähe. Ich glaube, der Bursche weiß so viel, wie ich und ist verliebt in sie. Den ließ ich einsperren, damit er mich nicht hindern sollte, und nun rückte ich deutlicher mit der Sprache heraus. Es hat mir aber, beim Teufel, bis jetzt blutwenig geholfen. Wenn ich zu ihr rede, und sie kann mir nicht ausweichen, so ist ihr Gesicht so eisern ruhig, als dächte sie an tausend andere Dinge und ich glaube wirklich, sie hört kein Wort von dem, was ich spreche. Gewalt darf ich nicht brauchen. Ich muß mich überhaupt in Acht nehmen, damit die Bukaniers nichts merken. Ich glaube, die rohen Kerle würden das Mädchen in Schutz nehmen, so beliebt hat sie sich durch ihr stilles Wesen zu machen gewußt. Aber ich will nicht länger

ein Sklave meiner eigenen Leute sein. Ihr müßt mir dabei helfen, Lefranc. Morgen müßt Ihr anzeigen, daß Ihr die Vermuthung hegt, dieser Percy Ringrose wäre ein Mädchen. Dann nehme ich sie unter meinen Schutz. Wahrscheinlich werden die Bukaniers dann darauf dringen, daß das Mädchen ausgesetzt werde und dann mag es zur Entscheidung kommen. Ich erkläre, daß ich das Frauenzimmer für mich behalten und die Widerspenstigen an die Raa knüpfen lassen werde. Einverstanden damit, Lefranc?

— Ich habe Euch keine Gesetze vorzuschreiben, Kapitain, erwiederte der Lieutenant. Ich will Euch den Gefallen thun, und erklären, daß Percy Ringrose ein Mädchen ist, aber weiter nichts. Das Uebrige mögt Ihr mit den Bukaniers selbst ausmachen. Es sollte mir leid thun, wenn Ihr eines Frauenzimmers wegen mit den Leuten in Zwist geriethet.

— Ach bah! rief L'Ollonois. Und wäre es ein Stück zerrissenes Segeltuch, ich will meinen Willen haben. Gute Nacht, Lefranc. Ihr werdet sehen, daß man Alles durchsetzen kann, wenn man die Courage dazu hat. Morgen mit Tagesanbruch verlassen wir die Bucht, und steuern nach der Höhe von Havana. Wir müssen Beute machen und ein Paar spanische Schiffe nehmen, vielleicht diesen de Castro vernichten. Ein siegreicher Kapitain kann mit seinen Leuten machen, was er will. Gute Nacht!

Ich hörte keine Stimme mehr und das Licht in der Kajüte erlosch. Desto heller leuchtete es in meinem Innern. Meine bangen Ahnungen waren nicht in Erfüllung gegangen. Alice hatte den frechen Wünschen des Bukaniers widerstehen können! Ich war glücklich, und die Sterne am Himmel schienen mir eben so viel Millionen guter Geister zu sein, die sich mit mir über die Rettung einer jungfräulichen Seele freuten!

Aber was ich gehört, konnte meinen Entschluß, in möglichst kurzer Zeit auf das Schiff zu gelangen, nur vermehren. Die Gefahr war bis jetzt von Alice abgewendet worden, aber sie war noch nicht vorüber. Auf jeden Fall wollte ich ihr im Augenblick der Noth zur Seite stehen.

Jetzt in der Nacht das Schiff anzurufen, hätte verdächtig scheinen können. Ich beschloß also, den Morgen abzuwarten. So leise, wie wir gekommen, verließen wir das Schiff und ruderten aus der Bucht hinaus, um die Nacht in der Nähe zu verbringen. Meine beiden Engländer schliefen auf den Felsen. Auch ich schlummerte eine Zeit lang. Dann weckte mich meine Unruhe, und ich erwartete den Anbruch des Morgens mit wachen Augen. Noch ehe er kam, weckte ich meine Genossen, theilte ihnen meine Absicht mit — ohne ihnen jedoch Alles zu entdecken — und fragte sie, ob sie mir beistehen wollten. Sie willigten ein, nachdem ich ihnen versprochen, dafür zu sorgen, daß sie auf einer englischen Küste oder einem befreundeten Schiff ausgesetzt würden. Dann segelten wir hinaus auf die hohe See. Dort zerriß ich das Segel, zerbrach das Ruder, warf Alles an Bord durcheinander, brachte meinen eigenen Anzug in Unordnung und erwartete nun, während der Morgen anbrach, das Schiff des Bukaniers.

Es ließ nicht lange auf sich warten. Noch glänzte die Morgensonne erst auf den Felsen von Cuba, als wir es aus der blauen Dämmerung der Bucht hervortauchen sahen. So wie wir es erblickten, fingen wir an, mit Tüchern zu wehen, zu rufen und überhaupt alle möglichen Zeichen zu machen, um die Aufmerksamkeit der Flibustier zu erregen. Man mußte uns bemerken, und das Fahrzeug steuerte auf uns zu.

Als es nahe genug gekommen war, fragte man uns durch das Sprachrohr, wer wir seien. Mit unseren absichtlich zerbrochenen Rudern arbeiteten wir uns näher heran. Dann rief ich aus Leibeskräften, wir seien Schiffbrüchige, wüßten nicht, wo wir uns befänden, wären halb verhungert, und baten flehentlich, uns aufzunehmen.

Man schien uns nicht zu trauen. Doch konnten wir unserer Drei den Bukaniers keine Furcht einflößen und man ließ uns näher herankommen. Dann fragte man nach unserer

Nationalität. Ich antwortete, wir seien Engländer und hätten auf einem Kauffahrer gedient, der in der Nähe der Bahama-Inseln gescheitert sei. Man antwortete uns, das Schiff sei ein spanisches und fragte, ob wir auf demselben als Küchenjungen dienen wollten. Ich rief, lieber wollten wir sterben, als den Spaniern dienen, und zog meinen Degen. Damit war die Komödie zu Ende. Man ließ die Strickleiter fallen und fragte an, ob wir auf einem Bukaniersschiffe Dienste nehmen wollten. Ich antwortete: Mit tausend Freuden, ja! und nach wenigen Minuten befanden wir uns an Bord der Fahrzeuges.

Der Erste, der mir in die Augen fiel, war ein Mann von herkulischer Gestalt mit schwarzem Haar und schwarzem Bart. Wie ein Blitz zuckte es mir durch die Seele, daß ich ihn schon gesehen habe, und mein Gedächtniß, das mir wohl in Bezug auf einen Namen untreu werden konnte, verließ mich nicht, als ich den Mann selbst vor mir sah. Dieser L'Ollonois war derselbe, mit dem ich am 18. November des Jahres 1802 in der Wallachei jenen Einzelnkampf bestanden, bei dem ich verrätherischer Weise überfallen und von den Türken gefangen wurde!

Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß mir diese Entdeckung angenehm gewesen sei. Ich hatte den Franzosen, der auf Seiten der Türken kämpfte, damals besiegt, und Leute wie L'Ollonois pflegen derartige Niederlagen nicht zu vergessen. Ich rechnete indessen mit Sicherheit darauf, daß er mich nicht wieder kennen würde. Lange Jahre waren seitdem verflossen. Ich war viel älter und männlicher geworden. Mein Gesicht hatte sich verändert, meine Gestalt war jetzt stärker und breiter. So trat ich ihm denn muthig unter die Augen. Und selbst wenn er mich erkannte — ich wäre nicht zurückgewichen. Hier galt es Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. Mein Muth wuchs mit der Gefahr.

Er musterte mich zuerst mit gleichgültigen Blicken und befragte mich ohne weiteres Mißtrauen nach den näheren Umständen unseres Schiffbruches. Ein alter Seefahrer, wie ich, konnte ihm diese Einzelnheiten so genau beschreiben, daß Jeder hätte glauben müssen, wir wären wirklich das Opfer einer solchen Fatalität gewesen. Die beiden Engländer standen dabei, konnten sich also aus meiner Erzählung selbst eine ähnliche Fabel zusammensetzen.

Während wir noch mit einander darüber sprachen, sah ich zwei ganz junge Leute vom Hinterdeck herkommen. Sie waren ungefähr von gleicher Größe und trugen ähnliche Kleidung. Aber meine Augen und mein Herz sagten mir sogleich, wen ich in dem einen dieser beiden jungen Leute zu vermuthen habe. Es war Alice. Gedankenvoll und mit gesenkten Augen kam sie näher. Ihr Gesicht war blaß, der ganze Ausdruck desselben leidend und matt. Es ging mir durchs Herz. Aber der Gedanke, daß Alles auf dem Spiele stand, gab mir Kraft und Besonnenheit. Ich blieb ruhig. Jetzt schlug sie die Augen auf. Ihre Blicke fielen auf mich. Sie fragte einige Bukaniers, wer wir seien. Man antwortete ihr: Schiffbrüchige Engländer! Sie starrte zu mir herüber. Ich sprach ruhig mit L'Ollonois weiter. Ich sah sie noch bleicher, dann glühend roth werden. Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, und setzte sich auf ein Bündel zusammengerollter Taue, nicht weit von uns. Ja, es war ein gefährlicher Augenblick für mich, und ich empfand, daß es weit schwerer sei, den Schmerz, als die Freude zu unterdrücken!

L'Ollonois fragte mich jetzt nach meinem Namen.

— John Smith, Herr Kapitain! antwortete ich ziemlich laut.

Alice zuckte zusammen. Ich glaube sogar, sie stieß einen leisen Schrei aus. Glücklicher Weise achtete Niemand darauf. L'Ollonois sah nachdenklich hinaus auf das Meer. Ich warf einen festen, durchdringenden Blick auf Alice. Sie stand auf, stützte sich auf den jungen Mann, der sie begleitete, und stieg die Treppe hinunter. Ihr Schritt war schwankend und unsicher.

— John Smith? sagte L'Ollonois und seine

Züge wurden finster. Zum Teufel, ich hatte einmal, als ich bei den Türken kämpfte, mit einem John Smith zu thun, der bei den Ungarn focht, und der eine verteufelte Aehnlichkeit mit Euch hatte. Ich möchte beinahe glauben, daß Ihr derselbe seid.

Ich zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Ein Mann, der die Wahrheit liebt, kann meiner Ansicht nach wohl zuweilen genöthigt werden, zu kleinen Ausflüchten seine Zuflucht zu nehmen. Aber ob meine jetzige Lage es erforderte, die offenkundige Wahrheit, eine Thatsache zu verheimlichen, darüber war ich mit mir selbst nicht klar. Ein Zufall konnte die Wahrheit ans Licht bringen, und dann war ich in L'Ollonois Augen ein Lügner, ein schmachvoller Lügner, denn nur die Furcht konnte der Beweggrund meines Leugnens gewesen sein. Ich war entschlossen, die Wahrheit zu sagen.

— Kapitain, sagte ich, ich stehe als ein Hülfsbedürftiger vor Ihnen. Ohne Ihren Beistand darf ich kaum hoffen, meine Landsleute und mein Vaterland zu erreichen. Es wäre also wohl verzeihlich, wenn ich eine Erinnerung unterdrückte, die Ihnen vielleicht unangenehm ist. Aber ich will es nicht thun. Ich bin derselbe Smith, mit dem Sie damals in der Wallachei kämpften. Sie wurden damals von mir besiegt, aber das kann Zufall gewesen sein, und wir haben Beide wacker gefochten. Ein Soldat muß einem wackeren Gegner immer Anerkennung zollen.

— Sie sind der einzige Mensch, der sich rühmen kann, mich besiegt zu haben! rief er wüthend und finster. Aber das sollen Sie nicht!

— Es fällt mir nicht ein, mich dessen zu rühmen, Kapitain, antwortete ich ruhig. Jene Zeit liegt so weit hinter mir, und so Vieles habe ich inzwischen erlebt, daß ich kaum noch an jene Tage denke. Welche Veranlassung sollte ich auch haben, mich eines zufälligen Sieges über einen Krieger zu rühmen, der so viele Beweise seines Muthes und seiner Tapferkeit in diesen Meeren gegeben hat?

Meine besänftigenden Worte schienen keinen Eindruck auf ihn zu machen, und ich sah, daß L'Ollonois einer von den Menschen war, die eine Niederlage niemals verzeihen. Sein Gesicht blieb finster und grimmig.

— Lassen Sie sich nicht beikommen, das hier zu erzählen! rief er endlich.

— Ich sagte Ihnen schon, daß mir das nicht einfiele! antwortete ich etwas gereizt.

— Ich werde Sie an der spanischen Küste aussetzen lassen! sagte er dann heftig. Ich sehe gar nicht ein, welche Verpflichtungen ich gegen Sie habe, noch dazu, da Sie ein Engländer sind. Ja, das werde ich thun!

— Ich hoffe, Sie werden Ihren Namen nicht durch eine solche Ungerechtigkeit beflecken, Kapitain! antwortete ich. Wie gesagt, jene Zeiten sind für mich vorüber, und ich könnte sie nur wieder aufleben lassen, wenn die Nothwendigkeit mich zwänge, der Welt zu erzählen, daß der tapfere und berühmte L'Ollonois einen Engländer dem Elende und dem Tode überliefert hat, weil er einst von ihm besiegt worden. Außerdem würde Montbar nicht damit einverstanden sein. Er ist nämlich ein Freund von mir.

— Sie kennen ihn? fragte er.

— Er war mein Freund und Waffengefährte in den Niederlanden, antwortete ich.

— Warum haben Sie sich dann nicht zu ihm begeben? fragte er finster.

— Ein Schiffbrüchiger auf einer elenden Barke ohne Ruder und Segel kann seinen Weg nicht wählen, antwortete ich lächelnd.

— So mögen Sie auf dem Schiffe bleiben! sagte er mürrisch. Aber ich verbiete Ihnen, mit irgend Jemand zu sprechen, wer es auch sei. Verstehen Sie?

— Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, wiewohl es hart ist, zum Schweigen verdammt zu sein, antwortete ich ruhig, obgleich im Innern sehr empört über das rohe Benehmen dieses Mannes.

— Also mit Niemand! wiederholte er drohend. Am allerwenigsten aber mit einem jungen Engländer, den wir an Bord haben. Er ist ein Sohn — Hm! Kannten Sie einen gewissen

Ringrose, den Anführer der Flibustier und früher Kommandeur auf Tortuga?

— Ich habe den Namen wohl gehört, antwortete ich. Aber Ringrose selbst kenne ich nicht.

— Gut! So mögen Sie mit Ihren beiden Genossen auf dem Fahrzeuge bleiben, bis ich Sie einem englischen Schiffe überweisen kann. Und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt. Ich verstehe keinen Spaß.

Mit diesen Worten verließ er mich, und ich ging schweigend und nachdenklich auf dem Verdeck umher. Ich bereute, von Montbar gesprochen zu haben, denn der Zufall konnte uns mit dem Franzosen zusammenführen, und dann war es entdeckt, daß ich nicht Schiffbruch gelitten und Ringrose kenne. Aber der Fehler war nicht wieder gut zu machen, und ich hoffte, meinen Plan ausführen zu können, ehe wir nach Tortuga zurückkehrten, oder ehe Montbar uns folgte. Denn rasches Handeln war vor allen Dingen nöthig.

Der Tag war heiß und die Bukaniers waren viel zu träge, um sich um mich zu kümmern. Sie lagen unter Zelten auf dem Verdeck, spielten, würfelten und rauchten. L'Ollonois schien in der Kajüte zu sein. Auch Alice sah ich nicht wieder. Ich setzte mich also in der Nähe des Hauptmastes nieder und überlegte, was nun zu thun nöthig sei.

Später kam der junge Mann, den ich in Begleitung Alicens gesehen, auf das Deck. Ich sah sogleich, daß er mich aufmerksam beobachtete. Dann ging er dicht an mir vorüber und ich sah, daß er ein Zettelchen fallen ließ. Vorsichtig nahm ich es auf, als er sich entfernt. Es enthielt nur wenige mit Bleistift geschriebene Zeilen. Sie lauteten:

„Ich weiß nicht, ob es wirklich ein Schiffbruch oder der Zufall gewesen, der Sie hierher geführt. Aber ich danke Gott dafür! Ich bin in entsetzlicher Gefahr, John! Doch Ihre Nähe giebt mir neuen Muth. Wir müssen fliehen, sobald es möglich ist. Mein armer Vater — ich weiß nichts von ihm!

Ich zerriß den Zettel und überließ ihn den Winden. Gleich darauf erschien auch L'Ollonois wieder auf dem Deck.

— Kapitain, sagte ich auf ihn zugehend, ist dieser junge Mann der Engländer?

Ich zeigte dabei auf den Begleiter Alice's.

— Nein, antwortete er spöttisch, das ist ein türkischer Prinz, glaube ich. Da er weder Englisch, noch Französisch, noch Spanisch versteht, so will ich Ihnen erlauben, sich mit ihm türkisch zu unterhalten. Sie sehen, ich bin nicht grausam!

Er entfernte sich höhnisch lächelnd. Hätte er ahnen können, welche Freude er mir bereitete! Ich rief sogleich dem jungen Mann auf Türkisch zu, sich mir zu nähern. Er horchte auf und sprang leicht wie ein Reh auf mich zu.

— Wie heißt Du? fragte ich ihn. Du bist ein Gefangener, armer Bursche?

— Selim, antwortete er. Ja, ein Gefangener dieses ungläubigen tyrannischen Hundes, der mich und Percy so furchtbar quält.

— Percy? Wer ist das? fragte ich ihn.

— Mein Freund, der blasse junge Mann, antwortete er. Ah, ein guter, ein lieber Freund! Aber der Tyrann hat mich einsperren lassen, damit ich nicht mehr mit Percy sprechen könne. Erst, als ich drohte, daß ich Feuer an das Schiff legen würde, hat man mich gestern freigelassen.

— Du liebst also Percy sehr, und Percy ist auch ein Gefangener? fragte ich.

— Ich liebe ihn, wie mich selbst! rief der Jüngling mit leuchtenden Blicken. Ja, auch Percy ist gefangen. O, dieser Tyrann! Er hat Percy von seinem Vater gerissen, der Bösewicht! Ich liebe Percy, weil er einsam und verlassen ist, wie ich, und keinen Vater, keine Mutter hat! Du kennst Percy auch? Aber Ihr wollt Euch nicht kennen, nicht wahr? Der Tyrann würde Dich auch einsperren, wenn Du Percy's Freund wärest!

— Das ist wohl möglich, deshalb darf er es nicht erfahren! sagte ich bedeutungsvoll.

Selim antwortete mir mit einem Winke der Augen, daß er verstanden habe. Ich wollte ihn für jetzt nicht weiter in mein Geheimniß ein-

weihen und ließ mir von ihm erzählen, wie es L'Ollonois angefangen, um Percy von seinem Vater zu trennen. Unwillkürlich ballte ich die Faust, als ich den hinterlistigen Verrath des Bukaniers vernahm. Auch erzählte der Knabe so lebhaft, daß ich ihm kaum folgen konnte, um so mehr, da ich schon Manches von der türkischen Sprache vergessen hatte. Während seiner Erzählung hatte ich Gelegenheit, sein schönes, ausdrucksvolles Gesicht zu betrachten.

— Ist es nicht schändlich, wenn ein Kind mit Gewalt von seinem Vater oder seiner Mutter getrennt wird? fragte er mich im Feuereifer seines Zornes. Auch mich haben sie von der Mutter getrennt, böse, wilde Leute, in einer schönen, herrlichen Stadt, in Stambul. Kennst Du das?

— Ja wohl, antwortete ich, und betrachtete ihn noch aufmerksamer.

— Weißt Du, fragte er mich leiser und mit blitzenden Augen, daß ich heut vielleicht Kaiser des großen Reiches der Gläubigen sein könnte? Ich bin ein Sohn des Sultans Murad und hätte statt Muhamed den Thron der Gläubigen besteigen müssen. Ein böses Weib aber vertrieb meine Mutter. Wir flüchteten und lebten in der Verbannung. Dann entdeckte man uns und wir mußten wieder fliehen. Darauf ward ich von meiner Mutter getrennt.

Erinnerungen stiegen in mir auf. Ich glaubte bekannte Züge zu sehen, als ich das Auge des jungen Mannes blitzen, sein Gesicht in düsterem Feuer aufflammen sah.

— Kennst Du den Namen und das Vaterland Deiner Mutter? fragte ich ihn lebhaft.

— Sie hieß Dolores und sagte mir, daß sie in Spanien geboren sei, antwortete er.

Dolores! Ich war zu überrascht, um ihm sogleich die Verwunderung erklären zu können, die sich wahrscheinlich in meinen Blicken zeigte, denn er starrte mich fragend an. Hier, hier traf ich das Kind jener Unglücklichen, die ohne mich jetzt längst als das Opfer einer barbarischen Sitte gestorben wäre!

Er fragte mich, ob ich seine Mutter kenne, und nun begann ein wechselseitiges Erzählen. Der junge Türke war in der größten Aufregung. Bald weinte er, dann, als ich ihm berichtete, wie ich seine Mutter gerettet, küßte er mir lachend und jubelnd die Hände. Es währte lange, ehe ich ihn dahin bringen konnte, mir zu berichten, wie es ihm selbst gelungen, dem Tode zu entfliehen. Er erzählte mir, daß die Diener, die bestimmt gewesen, ihn zu tödten, bereits die Schlinge um seinen Hals gelegt gehabt, dann aber unter einander berathen hätten, ob es nicht besser sei, den schönen Knaben zu verkaufen. Dann hätten sie ihn heimlich weit fortgeschafft, und er sei allmählich von einem reichen Herrn zu dem anderen, endlich auch zu dem Dey von Tunis gekommen, der ihn dem Führer eines Piratenschiffes geschenkt. Dort war er gefangen worden und in spanische Gefangenschaft gerathen, aus der ihn Ringrose befreit.

Er fragte mich stürmisch, ob ich etwas von seiner Mutter wisse. Ich zögerte, ihm Alles zu erzählen, was ich wußte, um nicht vergebene Wünsche in seinem Innern wach zu rufen. Vielleicht war Dolores gestorben, vielleicht lebte sie noch mit ihrem Bruder zusammen. Ich fragte ihn, ob er sie wiedererkennen würde, und er verneinte es. Er war noch so jung gewesen, als man Beide von einander trennte! Aber er schwor mir Dankbarkeit und Hingebung für das, was ich an Dolores gethan.

— Wenn Du mir dankbar sein willst, sagte ich zu ihm, so sei ein Freund Percy's. Ich bin gekommen, Euch Beide aus der Gefangenschaft dieses Tyrannen zu retten, aber Niemand darf es ahnen. Geh' hinab und sage Percy, daß ich gewußt, er sei hier, und daß ich ihn beschützen würde, koste es auch mein Leben. Aber sei vorsichtig, Selim! Wenn der Tyrann entdeckt, weshalb ich gekommen, so müssen wir Alle sterben. Auch wir dürfen nicht oft mit einander sprechen. Sei vorsichtig, mein braver Junge! Vielleicht kannst Du Deine Mutter einst noch wiedersehen. Sie ist eine Spanierin, und wenn der Tyrann wüßte, wer sie ist und wer Du bist, so müßtest Du ohne Gnade sterben. Daran denke stets! Jetzt geh'.

Er nickte mir zu mit einem Ausdrucke von Klugheit, die weit über seine Jahre hinaus war. Auch änderte er sogleich sein bis dahin so bewegtes Gesicht und ging ganz ruhig und gleichgültig in die Kajüte hinab.

Ich blieb zurück, überrascht von diesem neuen und merkwürdigen Zusammentreffen. Es schien, als ob die Vorsehung mir vergelten wolle, was ich damals an der Mutter des Knaben gethan. Denn ohne seine Hülfe, ohne seine Mitwirkung wäre es mir unmöglich gewesen, mich mit Alice zu verständigen. Jetzt aber durfte ich hoffen, einen gemeinsamen Plan zur Flucht mit ihr verabreden zu können.

Daß mir die Zeit inzwischen langsam verging, daß mir die Stunden zu Tagen wurden — man wird es mir wohl glauben. Wir waren auf offener See. Niemand kümmerte sich um mich. So war es denn meine Beschäftigung, das Schiff nach allen Seiten zu untersuchen. Eine genaue Kenntniß der Oertlichkeiten konnte mir nur von Nutzen sein, und ich wußte bald, wo Alice's Kajüte war, wo die Böte hingen und welchen Weg ich wählen mußte, falls ich geheim das Fahrzeug verlassen wollte. Auch beschäftigte ich mich lebhaft mit dem Gedanken an das Schauspiel, das L'Ollonois im Laufe des Tages mit den Bukaniers aufführen wollte und dessen Entwurf ich in der vergangenen Nacht belauscht hatte. Von dem Ausgange desselben hing mehr oder weniger mein und Alice's Schicksal mit ab, und ich dankte dem Geschick, das mich gerade an diesem Tage zu den Bukaniers geführt hatte.

Ermüdet von der gräßlichen Sonnenhitze und abgespannt vom vielen Denken, legte ich mich endlich in den Schatten eines großen Stücks aufgespannten Segeltuches, wo schon einige Bukaniers schlafend lagen, und überließ mich dem angenehmen Gefühle der Ruhe, ohne jedoch einzuschlafen. Bald darauf hörte ich L'Ollonois und Lefrancs Stimmen hinter mir. Sie standen auf dem Deck, konnten mich aber des Segeltuchs wegen nicht sehen.

— Das Mädel ist heut ganz merkwürdig! Habt Ihr es nicht bemerkt, Lefranc? sagte L'Ollonois. Sie scheint zu ahnen, was ich im Sinne habe, und will mir wahrscheinlich Trotz entgegensetzen. Nun, wir wollen sehen! Uebrigens ist es Zeit, mit der Sprache herauszurücken, Lefranc!

— Es ist also wirklich Eure feste Absicht, Kapitain? fragte der Lieutenant.

— Gewiß! Es soll und muß sein! rief L'Ollonois. Ich habe das lange Zögern satt. In einer Stunde muß Alles in Ordnung sein!

Sie entfernten sich. Ich blieb noch eine Zeit lang ruhig liegen, dann stand ich auf. Lefranc sprach mit einigen Bukaniers, die sehr überrascht schienen und bald drohende, bald lachende Gesichter machten. Allmählich bildete sich eine ganze Gruppe. Man weckte die schlafenden Bukaniers. Lefranc schien seine Mittheilung gemacht zu haben, und man sprach halb ungläubig, halb spöttisch über den vermeintlichen Sohn Ringrose's.

Wie von Ungefähr kam L'Ollonois jetzt dazu und fragte barsch nach dem Grunde des Zusammenlaufs. Man rief ihm lachend entgegen, der Lieutenant Lefranc behaupte, Percy Ringrose sei ein Frauenzimmer.

L'Ollonois schüttelte den Kopf und sagte mürrisch, man möge ihn mit solchen Albernheiten verschonen und den Dienst verrichten. Darauf trat Lefranc selbst vor und betheuerte, daß der junge Ringrose wirklich ein Mädchen sei. Er habe es schon in Tortuga geahnt und wisse jetzt ganz genau, daß er sich nicht irre. Es sei auch leicht erklärlich, da Ringrose seine Tochter ohne diese Verkleidung nicht hätte bei sich behalten dürfen.

— So wollen wir den Burschen selbst fragen! rief L'Ollonois. Aber ich bin überzeugt, daß es eine von den gewöhnlich falschen Vermuthungen Lefrancs ist.

Man rief Percy, und nach einigen Minuten erschien das junge Mädchen. Ihr Gesicht war nicht mehr so düster abgespannt, wie ich es heut bei unserem ersten Begegnen gesehen. Sie trug den Kopf stolzer, ihr Gang war fester, entschiedener. Es lag etwas Entschlossenes, trotzig Kühnes in ihrer Haltung.

L'Ollonois befahl ihr, mitten in den Kreis zu treten, den die Bukaniers gebildet hatten. Sie that es ohne Scheu und ohne einen Blick auf mich zu werfen, getreu den Weisungen, die ich ihr durch Selim ertheilt. Ich selbst stand fern von den Bukaniers, konnte aber Alles deutlich hören und sehen.

— Master Ringrose, sagte L'Ollonois barsch zu Alice, der Lieutenant Lefranc behauptet, Ihr wäret ein Mädchen. Ist das wahr? Macht keine Ausflüchte. Wir würden die Wahrheit doch erfahren!

Ein flüchtiges Roth zuckte über Alice's Gesicht.

— Weshalb fragt Ihr mich? sagte sie dann. Ihr habt mir ja lange gesagt, daß Ihr es wißt.

Es lag etwas in dem verächtlichen Ton dieser Antwort, was keinen Zweifel duldete und die Bukaniers sogleich von der ganzen Sachlage unterrichten mußte. Die plötzliche Verlegenheit, in welche L'Ollonois gerieth, mußte die allgemeine Vermuthung sogar bestätigen.

— Ich sollte es gesagt haben? rief er rauh. Das ist mir nicht eingefallen. Ich habe nur gesagt, Ihr hättet etwas Weibisches in Eurem Aussehen.

— Ihr habt es mir gegenüber mit Bestimmtheit behauptet! erwiederte Alice.

— Nun meinetwegen! rief L'Ollonois. Also Ihr seid wirklich ein Mädchen. Weshalb habt Ihr das nicht gesagt? Ihr wißt, daß nach unsern Gesetzen kein Frauenzimmer unter uns geduldet wird.

— Weshalb habt Ihr mich dann nicht irgendwo ausgesetzt? fragte Alice furchtlos. Ihr habt es gewußt und mich dennoch mit Gewalt zurückgehalten.

Die Bukaniers flüsterten und warfen sich Blicke zu. L'Ollonois schien nach Worten zu suchen. Als er aber keinen Vorwand fand, wurde sein Gesicht wild und trotzig und er stampfte mit dem Fuß auf das Deck.

— Und ich will Euch auch jetzt behalten! rief er ingrimmig. Ich will sehen, wer mich daran hindern wird. Ich bin Herr auf meinem Schiffe, und von heut ab werdet Ihr meine Kajüte mit mir theilen, Miß!

— Das werde ich nicht! antwortete Alice ruhig und fest.

Die Gesichter der Bukaniers waren finster geworden und ihre Blicke ruhten forschend auf dem Gesichte des Kapitains. L'Ollonois blickte trotzig vor sich hin. Lefranc hatte sich zurückgezogen.

— Diese Person, die wir bis jetzt für einen jungen Mann gehalten haben, ist also ein Frauenzimmer? fragte jetzt einer der Bukaniers in ruhigem Tone.

— Ja, so ist es, Monsieur! antwortete L'Ollonois spitz und abweisend.

— Dann muß sie an der ersten Küste ausgesetzt werden, sagte der Bukanier. Unsere Gesetze verlangen es und müssen auch befolgt werden.

— Ich habe nichts dagegen, meinte L'Ollonois, etwas eingeschüchtert von dem festen und ruhigen Tone des Bukaniers. Aber es scheint mir doch beinah grausam, ein so junges Mädchen auf einer wüsten Küste auszusetzen.

— Ich bin mit dieser Grausamkeit nicht nur einverstanden, sondern ich bitte sogar um dieselbe! rief Alice jetzt. Ich wünsche ausgesetzt zu werden!

— Die Gesetze der Menschlichkeit verbieten ein solches Verfahren! sagte L'Ollonois finster und mit einer durchaus nicht menschenfreundlichen Miene.

— Dann sind die Gesetze der Menschlichkeit nicht die Gesetze der Küstenbrüder! rief der Bukanier, der vorhin gesprochen. Das Frauenzimmer wird an der ersten Küste, die wir sehen, ausgesetzt. Nicht wahr, Kameraden?

— So soll es sein! lautete die einstimmige Antwort.

L'Ollonois biß sich auf die Lippen und schien seinen Zorn noch zurückzuhalten.

— Die Franzosen pflegen sonst galant zu sein! sagte er dann mit einem gezwungenen Lächeln.

Ein höhnisches Lachen, das durch die Reihen der Bukaniers flog, deutete genugsam an, daß

man den Grund der Galanterie L'Ollonois' sehr gut begreife.

— Der Kapitain will sich wohl nicht von dem Fräulein trennen? rief eine Stimme aus dem Haufen.

— Das ist gegen Gesetz und Herkommen! rief ein Anderer.

— Sie wird ausgesetzt, damit Basta! tönte es allgemein.

— Ruhe! rief jetzt L'Ollonois wüthend und faßte nach dem Griff seines Schwertes. Ich bin der Herr dieses Fahrzeuges!

— Der Herr? Seit wann? riefen einzelne Stimmen. Das Schiff gehört den Bukaniers, und Ihr seid nichts, als ein Kommandeur, den wir absetzen können, sobald wir wollen! Er spricht in einem seltsamen Tone!

— Das ist Meuterei! rief L'Ollonois wüthend. Hinab in das Zwischendeck! Ich werde die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen! Lieutenant Lefranc! Laßt die Kanonen auf die Widerspenstigen richten!

Die Bukaniers sahen den Kapitain und sich unter einander verwundert an. Aber Keiner rührte sich. Die Wuth L'Ollonois' — obgleich er ein Riese an Körper war — hatte etwas Ohnmächtiges gegenüber den trotzigen, wilden, herkulischen Gestalten der Bukaniers.

— Der Kapitain scherzt! sagte einer von den Leuten verächtlich.

— Schurke! rief L'Ollonois außer sich und sprang auf ihn zu.

Aber zehn Arme streckten sich gegen ihn aus und hielten ihn zurück.

— Hollah! So ist es gemeint! Wir wollen ihn binden lassen! Ihn an die Raa knüpfen! Ihn ins Wasser werfen! tönte es höhnisch durcheinander.

Lefranc näherte sich dem Kapitain und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Während dessen stand Alice ruhig und muthig inmitten der bewegten Schaar. Nur einmal hatte ihr Blick mich gesucht und gefunden.

— Der Kapitain soll sich erklären, ob er das Frauenzimmer aussetzen will! Wenn er es nicht thut, thun wir es selbst! riefen einzelne Stimmen.

— Ruhig, Brüder! rief jetzt der Lieutenant. Durch ein Frauenzimmer ist alles Unheil in die Welt gekommen. Wir wollen klüger sein, wie Adam, sonst wäre es unser eigener Schaden. Der Kapitain meint es gut. Wir müssen uns verständigen! Wir sind ja alte Kriegsgefährten!

— Der Kapitain ist in sie vernarrt! Er will sie für sich behalten! riefen die Bukaniers wüthend. Er hat uns betrogen! Er hat gewußt, daß sie ein Frauenzimmer ist! Er hat gegen das Gesetz verstoßen!

— Werft sie über Bord! Dann ist er sie los und der Zank hat ein Ende! riefen Andere.

— Ja, werft sie über Bord! ertönte das allgemeine Geschrei.

— Zurück! Rührt sie nicht an! rief L'Ollonois, sich vor sie hinstellend.

— Dann sollen sie Beide sterben! riefen hundert Stimmen und hundert Messer blitzten in der Luft. Sie verdienen die Strafe der Verbrecher!

Wieder flüsterte Lefranc dem Kapitain einige Worte zu, während die Bukaniers Miene machten, ihren Entschluß auszuführen.

— Nun, so macht mit ihr, was Ihr wollt! rief L'Ollonois zornig. Ich kümmere mich nicht mehr darum. Meinetwegen werft sie über Bord!

— Sie soll sterben, damit aller Streit ein Ende habe! rief eine Stimme.

— Ja, ja! Es ist englisches Blut! Ueber Bord mit ihr! heulte der Schwarm.

Ich werde nie vergessen, wie furchtlos und stolz, beinahe mit lächelndem Antlitz, Alice mitten in der tobenden Rotte stand. Ihr Auge schweifte zu mir hinüber und blickte dann zum blauen Himmel empor, als wolle sie sagen, wir würden uns dort oben wiedersehen. Ich war unwillkürlich näher getreten und fühlte nach meinen Waffen. Sie bestanden nur aus Dolch und Pistol. Degen und Flinte waren aus dem Boote nach einem Theil des Verdecks geschafft worden.

Alice's furchtloses Antlitz schien die Menge zurückzuschrecken.

— Sollen wir es thun? riefen Einzelne zaudernd. Oder was machen wir mit ihr?

— Das Beste ist, sie stirbt! rief Einer. Dann hat das Gelüst des Kapitains ein Ende!

— Gut denn! So macht keine Umstände! riefen die hinten Stehenden und drängten die Vorderen nach dem Bord. Ich faßte nach dem Pistol. Ich glaubte, der entscheidende Augenblick sei gekommen.

— Drei Segel in Sicht! Nordwest! ertönte es jetzt vom Mast. Spanier!

Der Ruf wirkte zauberhaft. Drei spanische Segel! Die Bukaniers stießen einen Freudenschrei aus und Alice war vergessen. Im nächsten Augenblick stand sie allein. Die ganze Schaar eilte zu den Kanonen, zu den Waffen, zu den Pulverkammern. Einzelne kletterten den Mast hinauf, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, und von jetzt ab hörte man nichts mehr, als Kommandoworte, Verwünschungen gegen die Spanier und freudige Ausrufungen über den bevorstehenden Kampf. Waffen und Enterhaken wurden zurecht gelegt, die Posten vertheilt, Munition ausgegeben, Messer geschliffen und Patronen gemacht. Es war ein vielbewegtes, für mich sehr anziehendes Leben, und wären nicht alle meine Gedanken auf Alice gerichtet gewesen, so würde es mir unmöglich gewesen sein, ein ruhiger und theilnahmloser Zuschauer zu bleiben.

Nach einer halben Stunde konnten wir die drei Spanier auch vom Verdeck aus deutlich erkennen. Es waren drei tüchtige Kauffahrteischiffe, und da sie ihren Cours aus dem Golf von Merico nach dem Bahama-Kanal zu nahmen, so ließ sich vermuthen, daß sie reich mit den Schätzen Amerika's beladen seien. Sie mußten uns längst bemerkt haben. Aber L'Ollonois hatte die spanische Flagge aufgesteckt, und da das Schiff außerdem nach spanischer Art gebaut war, so mußten sie es für ein befreundetes halten. Doch schienen sie später etwas mißtrauisch zu werden und nahmen den Cours nach der Küste von Cuba, die nicht allzu fern war. Wir hatten jedoch den Vortheil des Windes, und an ein Entrinnen war jetzt nicht mehr zu denken.

Die Sonne stand bereits sehr tief, als L'Ollonois, dicht bei den Spaniern angekommen, die Fahne Frankreichs und das blutrothe Banner der Bukaniers aufhissen ließ. Im nächsten Augenblick stand auch Alles zum Entern bereit, und ein halbes Dutzend Kugeln, die den Spaniern zugeschickt wurden, belehrten dieselben, daß auf Gnade nicht zu hoffen sei. Sie schienen zuerst Miene zum Widerstand zu machen. Aber schon lag das Schiff der Bukaniers an der Seite des einen Kauffahrers und ein Theil der Franzosen sprang mit gellendem Geschrei auf das feindliche Deck. Nun flatterten auch auf den beiden anderen Schiffen die weißen Fahnen, und als die Sonne sank, befanden sich die Bukaniers im Besitze drei guter Schiffe und einer unermeßlich reichen Ladung an Silber und edlen Waaren, die Spanier aber hingen sämmtlich an den Raaen ihrer eigenen Schiffe. Sie hatten nichts durch ihre furchtsame Ergebung erkauft, als einen schimpflicheren Tod.

Mitten in dem Gewirr dieses Vorganges hatte L'Ollonois das Deck seines Schiffes nicht verlassen. Alice dagegen war in die Kajüte hinabgegangen, und es war mir, als hätte ihr Blick mich aufgefordert, ihr zu folgen. Vorsichtig Alles beobachtend, benutzte ich den Augenblick, in welchem die Bukaniers an die Plünderung der spanischen Schiffe gingen, um ebenfalls in die Kajüte hinabzusteigen. Ich fand Alice gedankenvoll neben der letzten Stufe der Treppe sitzend. Selim saß nicht weit davon. Einige Bukaniers kamen und gingen.

Als Alice mich bemerkte, erhob sie den Kopf ein wenig.

— Fliehen! Wo möglich diese Nacht! Alles fertig! sagte ich leise und ohne sie anzusehen, als ich an ihr vorüberging. Dann sah ich Lefranc kommen, der mich ziemlich barsch fragte, was ich hier zu thun habe. Ich kehrte auf das Deck zurück.

Hier herrschte das wildeste Gewühl. Waarenballen, Fässer mit Silber und kostbaren Farbestoffen waren über das Deck verstreut,

und die Bukaniers, die bei solchen Gelegenheiten keine Mannszucht kannten und keinen Befehl annahmen, waren gerade mit den reichen Weinvorräthen beschäftigt, die auf einem Schiffe entdeckt worden. Nun wurde der leicht errungene Sieg auf eine würdige Weise gefeiert. Bald taumelte nur noch eine Schaar von Betrunkenen auf dem Deck umher, und selbst L'Ollonois und Lefranc verschmähten es nicht, an der Orgie Theil zu nehmen. Die Nacht war inzwischen angebrochen und machte die wüste Scene noch düsterer. Die Bukaniers, in wirren Gruppen inmitten der geraubten und zerstreuten Waaren auf dem Deck gelagert, glichen einer Schaar von Dämonen, und zuweilen schien es mir, als habe ich mich in eine fremde Welt verirrt oder träume, wozu das Abenteuerliche und Seltsame meiner Lage vielleicht noch beitrug. Die Indianer bei ihren Kriegsfeuern am Potowmak und Chickahominy waren mir nicht wilder und gräßlicher erschienen.

Dennoch konnte nichts günstiger für meine Pläne sein, als dieses wüste Gelage, das mit einer vollständigen Abspannung enden mußte. Ich beschloß deshalb, keinen Augenblick zu versäumen, und unbemerkt von den zechenden Bukaniers besichtigte ich nochmals einige Oertlichkeiten, auf die ich meine Hoffnung gesetzt hatte. Leider konnte ich nicht zu Alice hinabgehen, um mich mit ihr zu verständigen, denn L'Ollonois und Lefranc gingen ab und zu nach der Kajüte, wo die Silbervorräthe geborgen wurden. Leicht hätten sie Verdacht schöpfen können, wenn sie mich im Gespräch mit Alice fanden, und lieber wollte ich es dem scharfen Verstande des herrlichen Mädchens selbst überlassen, meine Pläne zu errathen.

Einige Stunden vergingen auf diese Weise, dann wurde es allmählich stiller. Nur noch hier und da regte sich ein Betrunkener auf dem Deck, und zahlreiche Leichen der friedlichen Schlacht des Bachus lagen regungslos zwischen den Tauen und Fässern. Die Wenigen, die noch halb nüchtern geblieben waren, hatten vollauf zu thun, das Schiff in Ordnung zu halten. Um mich und meine beiden Engländer kümmerte sich Niemand. Man schien uns vergessen zu haben. Leider hatten sich die Beiden von den Bukaniers verlocken lassen, mit ihnen zu trinken, und vollständig berauscht von dem schweren spanischen Weine lagen sie mitten unter den Bukaniers.

Ich behielt namentlich L'Ollonois und Lefranc im Auge. Beide taumelten und ihre Zunge war schwer. Lefranc war jedoch der Besonnenste. Er ergriff den Arm seines Kapitains und führte L'Ollonois in die Kajüte hinab. Ich folgte ihnen in gemessener Entfernung.

— Wo ist Ringrose? Das Bürschlein? fragte er mit lallender Zunge. Ich möchte mit ihm reden. Aber es ist ja ein Frauenzimmer! Haha!

— Geht schlafen, Kapitain! sagte der Lieutenant. Ich werde für Ringrose sorgen.

— Niemand soll für sie sorgen, ich allein! rief L'Ollonois zornig.

Aber Lefranc führte ihn trotz seines Widerstrebens in die Kajüte. Zum Glück war Alice nicht in der Nähe, sonst wäre sie wahrscheinlich neuen Brutalitäten ausgesetzt gewesen. Auch ich sah sie nirgends. Plötzlich aber fühlte ich meine Hand ergriffen, und die zarten Finger, die sie zitternd umspannt hielten, konnten Niemand anders gehören, als Alice.

— John! flüsterte sie. Tausend Dank dem Himmel, daß Sie hier sind! Ist es möglich, zu entfliehen? Wird es gelingen?

Ich drückte ihre Hand. Das Herz war mir so voll!

— In dieser Nacht muß es geschehen! flüsterte ich. Halten Sie sich bereit. Wo kann ich Sie erwarten oder treffen?

— Hier an dieser Stelle! Auf das Verdeck darf ich mich nicht wagen! flüsterte sie. Aber wir müssen noch Jemand mit uns nehmen, Selim, den Türkenknaben!

— Wohl, ich habe schon daran gedacht! sagte ich. In einer Stunde denke ich so weit zu sein, daß ich Sie benachrichtigen kann. Bis dahin Muth und Geduld!

Ich drückte ihre Hand. Die Kajütenthür

öffnete sich und Lefranc kam heraus. Wir traten auseinander und ich schlüpfte im Schatten der Nacht die Treppe hinauf. Lefranc machte die Runde durch das Schiff. Ich folgte ihm vorsichtig fast überall. Er verschloß auch von Außen die Thür zu dem Raume, den Alice und Selim bewohnten, und ich erschrak. Bald darauf aber sah ich zwei Schatten an einer Luke, und ich wußte nun, daß sich die Beiden außerhalb ihrer Kajüte befanden.

Auf das Deck zurückgekehrt, traf ich nun sogleich meine Maßregeln. Ich konnte es fast ungestört thun, denn fast alle Bukaniers schliefen. Vorsichtig schlich ich mich zu dem einen Boot, brachte einige Ruder, einige Mundvorräthe und meine Waffen hinein, befestigte es an zwei Tauen, so daß ich es in das Meer hinablassen konnte, und versuchte auch, ein Segel zu finden. Das Letztere war mir jedoch unmöglich und ich mußte endlich, um nicht zu viel Zeit zu verlieren, von meinen vergeblichen Nachforschungen abstehen. Nun ließ ich das Boot ins Meer hinab, doch so, daß es noch an den beiden Tauen hing, warf vom Bord aus eine Strickleiter hinab und eilte nach dem Zwischendeck.

Mir klopfte das Herz doch, als ich so im Begriff stand, meine gewagtesten Hoffnungen verwirklicht zu sehen. Gewöhnt an Täuschungen und Mißgeschick, hielt ich es auch jetzt nicht für unmöglich, daß irgend ein böser Zufall meinen Plan durchkreuzen könne. Wie leicht konnte Lefranc noch wach sein und uns bemerken! Wie leicht konnte die Runde auf dem Verdeck das Boot bemerken. Der Erfolg hing an dem schwachen Seidenfaden des Zufalls!

Aber dieses Mal war das Glück mir günstig. Ich traf Alice und Selim. Schweigend und unhörbar folgten sie mir auf das Verdeck. Alles war ruhig und still. Unbemerkt erreichten wir die Stelle, wo ich das Boot hinabgelassen. Die Nacht war eine der finstersten, die ich in diesen Gegenden erlebt, und das Hinabsteigen an der Strickleiter war gefährlich. Ohne mich zu besinnen, gezwungen von der Nothwendigkeit, nahm ich Alice halb in den Arm, faßte mit der anderen Hand die Strickleiter und trug sie hinab in das Boot. Selim folgte. Dann schnitt ich die Taue durch und stieß das Boot ab. Das Fahrzeug der Bukaniers schoß an uns vorüber, gefolgt von den drei schwach bemannten spanischen Schiffen. Ich schöpfte tief und frei Athem. Dann ergriff ich ein Ruder, Selim nahm das Andere, Alice setzte sich an das Steuer, und geräuschlos senkten wir die Ruder in's Wasser. Zehn Minuten darauf waren die vier schwarzen Kolosse unseren Blicken entschwunden — die Bukaniers segelten ohne Laternen — und wir waren allein in einem gebrechlichen Boote auf dem Ocean.

Wir ruderten weiter und noch immer sprach Niemand ein Wort. Was mich und Alice anbetrifft, so glaube ich, waren wir zu sehr ergriffen von unseren Gefühlen, um sprechen zu können. Und auch Selim mochte seine eigenen Gedanken haben. Vielleicht dachten wir auch Alle daran, daß es gut sei, möglichst bald aus dem Bereiche der Bukaniers zu kommen. Selim wenigstens ruderte, wie ein alter englischer Matrose.

Die See ging nicht hoch und bis jetzt war wenig Gefahr bei unserem Unternehmen. Aber die Wechselfälle auf dem Meere lassen sich nicht berechnen. Auf dem Ocean, in einem so kleinen Fahrzeuge, schwebt man stets zwischen Leben und Tod. Zum Glück war ich kein Neuling in solchen Fahrten. Und hätte ich auch den Sturm heraufziehen sehen, ich hätte das Wagestück doch unternommen. Sollten wir sterben, weshalb dann nicht lieber auf den Wogen des Meeres, als unter den Händen roher Menschen!

Wir ruderten weiter, immer weiter. Ich wußte wohl, daß wir noch lange zu schaffen haben würden, ehe wir die Küste von Cuba erreichten, und ich war noch nicht einmal mit mir darüber im Klaren, ob wir dort anlegen würden. Vielleicht ruderten wir weiter nach einer englischen Besitzung. Aber ich machte mir keine Gedanken darüber. Noch ließ sich nichts besinnen. Noch waren wir ein Spielball von Wind und Wellen!

Endlich ruderte ich etwas langsamer, um Selim nicht zu ermüden, und nun erst begann ich mit Alice zu sprechen. Unser Gespräch war einfach. In solchen Momenten dient die Sprache nur dazu, die Bewegungen des Herzens zu verbergen. Alice fragte, ob ich von meinen Wunden wieder hergestellt sei und das gab mir Gelegenheit, anzuknüpfen und ihr meine letzte Reise zu erzählen. Nach ihrem Vater fragte sie mich nicht. Vielleicht fürchtete sie, eine traurige Nachricht von mir zu hören. Ich errieth es und sagte ihr, daß ich nichts von ihm wisse. Dann sprachen wir von der Möglichkeit, ihn zu finden, und ich sagte ihr, daß ich Hoffnung dazu habe, obgleich das nicht ganz richtig war. Sie fragte auch nach meiner Schwester und billigte meinen Entschluß, keine Mühseligkeiten zu scheuen, um sie aufzufinden.

So verging der größte Theil der Nacht in ruhigem Gespräche. Selim war nach und nach sehr müde geworden, wollte es aber nicht gestehen. Ich nahm deshalb die Ruder allein, und gegen Anbruch des Tages war auch ich erschöpft. Alice hatte während dessen versucht, ein wenig zu schlafen, aber es war ihr nicht gelungen.

Der Morgen brach an, schön und herrlich, und ich konnte nun frei in das liebe Antlitz des muthigen Mädchens schauen. Wie glücklich ich war! Meine bangen Ahnungen waren nicht in Erfüllung gegangen. Ich wußte, daß Alice noch dieselbe war, die ich in London zuletzt gesehen, daß die Jahre der Trennung, der Aufenthalt mitten unter einer wilden Schaar ihr Herz nicht geändert hatten. Sie sah jetzt sehr blaß aus. Aber sie lächelte dennoch so freundlich mild, so sanft und ergeben. Ich fand sie eigenthümlich schön in ihrer männlichen Tracht, und sie sagte mir, ich sähe recht wild, aber auch recht unternehmend und trotzig aus. Ja wohl, in diesem Augenblicke hätte ich der ganzen Welt Trotz geboten, um das theure Gut zu beschützen und zu retten! Und doch war die Stunde so nahe, in der ich einsehen sollte, wie schwer es dem Arme eines einzigen Mannes sei, ein Weib zu schützen.

Was mich aber vor Allem in einen Taumel von Seligkeit versetzte, das waren Alicens Blicke — diese sanften und doch so feurigen Blicke, die mir sagten, daß ich damals in London recht geahnt, und daß die heilige Flamme, die in meinem Herzen loderte, auch in dem ihren gezündet. Ich las das Glück in ihren Augen, und bedurfte es mehr, um mich selig zu machen? Meine Arme waren ermüdet und doch bewegte ich die Ruder in freudigem Takte, nach einer Melodie, die mein innerstes Herz jubelte! Unsere Fahrt war gefährlich, jeden Augenblick konnte der gähnende Schlund des Meeres sich öffnen, uns zu verschlingen — und doch würde eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens fehlen, hätte ich diese Fahrt nicht gemacht!

Der Morgen kam. Nichts als Feuerglanz der Sonne, Himmel und Meer! Ich richtete mich auf und entdeckte in unendlicher Ferne die blauen Küsten von Cuba. Welch' ein Weg noch in der Gluthhitze des Tages! Was hätte ich gegeben für ein Segel! Aber man muß das Unvermeidliche muthig ertragen, und die Last, die mein Boot trug, war einer Anstrengung wohl werth.

Ein Segel tauchte auf. Ich wußte nicht, sollte ich darauf zusteuern oder nicht. Es konnte uns retten, aber auch Verderben bringen. Die Spanier fürchtete ich nicht. Ich war entschlossen, mich für einen Spanier auszugeben. Wohl aber hatte ich ein Zusammentreffen mit den Bukaniers, die in diesen Gewässern schwärmten, zu vermeiden. Doch was sollte ich thun! Der Ostwind führte das Fahrzeug grade auf uns zu, und bald war es uns so nahe, daß wir bemerkt wurden und Aufmerksamkeit erregen mußten.

Jetzt erkannte ich die spanische Flagge, und kurz entschlossen, bat ich Alice, das Steuer nach dem Schiffe hin zu halten. Ich wollte mich für einen von den Spaniern ausgeben, die sich auf den drei Schiffen befunden, welche von L'Ollonois am vergangenen Abend genommen worden. Alice sollte für eine junge Schwedin, Selim für das gelten, was er war, und ich wollte eine abenteuerliche Geschichte erzählen,

wie es mir gelungen, vom Schiffe der Bukaniers zu entfliehen. Ich brauchte ja nur die einfache Wahrheit zu sagen! Sie war abenteuerlich genug.

In kurzer Zeit befanden wir uns an der Seite des Fahrzeuges. Es war fest gebaut und mehr Kriegsschiff als Kauffahrer. Auch schien mir die Besatzung eine kriegerische zu sein. Doch das Alles war mir gleichgültig.

— Wer seid Ihr? tönte uns eine Stimme entgegen.

— Flüchtlinge von einem spanischen Schiffe, das ein Bukanier genommen.

Man schien meine Antwort dem Kapitain zu überbringen, doch erschien er nicht selbst. Man fragte mich nach einigen Einzelnheiten, dann warf man die Strickleiter herab und nach zwei Minuten befand ich mich mit Alice und Selim an Bord des Spaniers.

Ich sah sogleich, daß ich mich nicht geirrt. Es war ein Kriegsschiff und schien auf einer Kriegsfahrt zu sein, denn Alles auf dem Schiffe befand sich in vollkommener Ordnung. Alles war bereit zum Kampfe. Die Männer sahen so stattlich und kühn aus, wie ich selten Spanier gesehen. Alles war sauber, ich möchte sagen, englisch eingerichtet. Mit kurzen Worten wies man uns Dreien einen kleinen mit Segeltuch bespannten Raum auf dem Hinterdeck an, wohin auch unsere wenigen mitgenommenen Vorräthe und meine Waffen gebracht wurden, und bedeutete uns, daß der Kapitain in kurzer Zeit erscheinen würde, um mit uns zu sprechen. Ich fragte nach seinem Namen. Aber der Spanier, der Sprache nach ein Baske, verstand mich nicht und ging.

Ich sprach mit Alice über diese günstige Fügung. Selim hatte sich niedergeworfen und schlief, das Gesicht nach dem Segeltuch gekehrt. Jetzt bemerkte ich einen Mann von fester und kriegerischer Haltung auf uns zukommen. Es war der Kapitain, in spanischer, aber nicht militairischer Tracht. Unwillkürlich richtete ich meine Blicke schärfer auf ihn, denn sein Gesicht schien mir bekannt. Jetzt kam er näher. Ich erschrak beinahe — ich weiß nicht genau, weshalb! — und drückte Alice's Arm. Ich hatte Don Manuel de Castro erkannt.

Er stand mir gegenüber mit seinem stolzen, finsteren Antlitz, das um Vieles älter und düsterer geworden war. Tiefe Falten durchfurchten seine Stirn und in seinem Blicke lag etwas Lauerndes, Unheimliches, das ich früher nicht bemerkt hatte. Was ich in jenem Augenblicke empfand — ich weiß es nicht mehr! Es war ein Gemisch von Freude und Schreck, von banger Ahnung und schüchterner Hoffnung. Welche Folgen konnte dieses Zusammentreffen haben.

Er sah mich an und mochte wohl in meinen Zügen die Ueberraschung lesen, denn sein Blick wurde mit jeder Sekunde aufmerksamer, und die Frage, die er an mich richten wollte, erstarb ihm auf den Lippen. Plötzlich stieß er einen einzelnen Ruf aus, seine Augen flammten, es zuckte über sein Gesicht und seine Hand fuhr nach der Stelle des Gürtels, an welcher die Spanier den Dolch zu tragen pflegen.

— Don Manuel — sagte ich ruhig und so schonend, als mir möglich war.

— Schweigt! herrschte er mich an. Dann kreuzte er die Arme und ging einige Schritte auf und ab, während sein Gesicht noch dunkler erglühte. Er schien in der größten Aufregung zu sein. Alice, welche die Wahrheit ahnte, sah mich bestürzt an.

Endlich blieb er wieder vor mir stehen und ich blickte ihm in das Auge, in welchem ein tiefer, glühender Haß brannte. Er starrte mich an, als wolle er mich vernichten. Jede Muskel an ihm schien in Bewegung zu sein.

— Wo ist Mary? fragte er mich mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte.

— Mary? fragte ich, noch immer erstaunt von seinem seltsamen Wesen. Wie soll ich das wissen? Ich komme, sie zu suchen. Ist sie nicht bei Euch?

— Bei mir? rief er, und ein gellendes Hohngelächter folgte diesen Worten. Ja, die Schlange, die Verrätherin! Ewigen Fluch auf ihr Haupt!

Und wieder schritt er über das Verdeck, das unter seinen Schritten dröhnte. Seine Brust

hob sich in wilder Bewegung. Ich hörte seine tiefen Athemzüge.

Dann setzte er sich auf eine Pulvertonne, kreuzte die Arme und starrte vor sich hin.

— Sie hat mich verrathen, mich elend gemacht! murmelte er. Für meine glühende Liebe, für meine Anbetung hat sie mich gelohnt mit dem schwärzesten Undank! Ich hätte ein Engel werden können, wenn sie mich geliebt hätte. Jetzt bin ich ein Teufel geworden! Am Narrenseil hat sie mich herumgeführt, und ich erbärmlicher Thor, ich hatte nicht den Muth, sie mit einem Dolchstoß niederzustrecken. Verrathen, getäuscht, gräßlich betrogen!

Seine Faust ballte sich und er schlug sich vor die Stirn. Armer Don Manuel! Ich konnte ihn nicht ohne Mitleid betrachten, aber ich begriff auch, daß ein so rasender, ein so leidenschaftlicher Mensch von Mary keine Liebe hoffen durfte. Jedenfalls deuteten seine Worte darauf hin, daß Mary ihn verlassen habe. Aber wie war das geschehen? Wie war das meiner Schwester möglich gewesen?

— Ich habe dem verhaßten, dem undankbaren Geschlecht, dem sie angehört, den Tod geschworen! rief er jetzt aufspringend. Sie hat mich getödtet, tausendfach getödtet. Sterben soll Alles, was ihr und ihrem Lande angehört. John Smith, Ihr müßt sterben. Ich habe Euch Allen den Tod geschworen!

Der furchtbare, fast wahnsinnige Zorn, der aus seinem Antlitz leuchtete, ließ mich nicht daran zweifeln, daß er entschlossen sei, seine Drohung auszuführen. Doch hatte ich Grund genug, ruhig zu bleiben. Es lag mir für's Erste nur daran, etwas von dem Schicksal meiner Schwester zu erfahren.

— Don Manuel, sagte ich, es gab eine Zeit, in der wir freundlicher mit einander sprachen.

— Verflucht sei sie! Erinnert mich nicht daran! rief er wüthend. Spart Eure Worte, wenn Ihr ein Mann seid, und bereitet Euch vor auf den Tod. Ich habe Eurem verhaßten Geschlechte den Untergang geschworen! O, daß auch gerade sie mir entkommen mußten, dieses treulose Weib, dieser Ringrose, dieser Hackew! Es bricht mir das Herz!

Ich horchte hoch auf und eine freudige Ahnung flog mir durch die Seele. Auch Alice fuhr zusammen und sah mich fragend an.

— Ringrose? sagte ich. Ich hörte, Ihr hättet ihn auf Tortuga vernichtet?

— Ja, das habe ich gethan! rief der Spanier. Und er wäre verloren gewesen und das ganze Raubwerk, hätte Hackew ihn nicht gerettet. Vermaledeites Schicksal! Ich hatte sie in meiner Hand und sie konnten fliehen — fliehen, nachdem sie mich mit Schmach und Schande bedeckt!

Ich sah wohl, daß ich wenig mehr von ihm erfahren würde. Er war in einer zu heftigen Aufregung. Auch war mir eine große Last von der Brust gewälzt. Mary mit Ringrose und Hackew entflohen — das war mehr, als ich gehofft hatte. Ich wußte, daß meine beiden Freunde meine Schwester in ihren Schutz nehmen würden, und da sich annehmen ließ, daß Ringrose seine Tochter in diesen Gewässern suchte, so durfte ich hoffen, ihn zu finden.

— Weshalb habt Ihr mich belogen? fragte er dann rasch. Ihr seid kein Spanier.

— Ich bin von L'Ollonois Schiffe entflohen, das ist richtig, erwiederte ich.

— Wo ist L'Ollonois jetzt? fragte er mich. Ich will mit ihm kämpfen.

— Zehn Stunden von Euch, in Nordwest, antwortete ich. Auch ist es wahr, daß er gestern Abend drei spanische Schiffe genommen hat.

— Er ist verloren! rief er und streckte die Hand gen Himmel, wie zum Schwur. Er soll sterben, Alles soll sterben, was mir zu nahen wagt! Ich will mich rächen an der Menschheit, an Allen! Alle sind Verräther!

Ich brauchte nur in sein Auge zu schauen, in dem die irre Wuth des Wahnsinns flackerte, um zu begreifen, daß ein wüstes Piratenleben, getäuschte Hoffnungen, große geistige Qualen den Verstand Don Manuels verwirrt oder geschwächt hatten. Von ihm ließ sich also wenig erwarten. Ich mußte fürchten, einem Anfall seiner Wuth zu erliegen. Aber ich setzte meine

Hoffnung auf etwas, das sicherer und bestimmter war.

— Wer sind die beiden Anderen? fragte er mich barsch.

— Dieser junge Mann ist ein Engländer, antwortete ich.

— So muß er sterben! unterbrach mich der Spanier mit dumpfer Stimme.

— Was meinen anderen Begleiter anbetrifft, antwortete ich ruhig, so werdet Ihr später erfahren, wer es ist. Ihr seht, er schläft sanft, trotz Eures Zornes. Auch ich habe keine Furcht vor Euren Drohungen.

— Ihr wollt meiner spotten! rief er wüthend. Denkt Ihr entfliehen zu können, wie Ringrose und Eure verrätherische Schwester? Bei Gott, nur einmal ist das gelungen, und ich werde Euch zeigen, daß ich mich nicht verspotten lasse. Bereitet Euch vor auf den Tod!

— Zuvor möchte ich Eure Schwester Dolores sprechen! sagte ich.

— Ihr hofft, sie durch Eure Bitten zu erweichen! rief er finster und mißtrauisch. Vergebens! Mein Herz ist zu Stein geworden, und die Bitten eines Weibes können mich nicht mehr rühren! Hätte ich nicht auf ihre thörichten Worte gehört, so wäre Eure Schwester jetzt eine Leiche und hätte nicht mit diesen schurkischen Engländern fliehen können! Betet, wenn Ihr einen Gott habt, zu dem Ihr betet könnt, Ihr Ketzer. Die eine Ehre will ich Euch anthun, Ihr sollt durch Pulver und Blei sterben. Kniet nieder!

— Noch einmal, Don Manuel! Ich muß und will Eure Schwester sprechen! rief ich. Ich habe ihr Sachen von großer Wichtigkeit mitzutheilen.

— Elende Ausflüchte! rief er höhnisch, und meine vermeintliche Todesfurcht schien ihm wohlzuthun. Ihr habt nicht den Muth, zu sterben.

— Schweigt! sagte ich ernst. Ihr habt nicht das Recht, über mich zu urtheilen. Ihr seid Eurer Hundert gegen Einen. Ruft Eure Schwester, Don Manuel.

— Da kommt sie selbst! sagte er. Nun, ich bin begierig, die wichtigen Nachrichten zu hören, die Ihr meiner Schwester mitzutheilen habt!

Es war in der That Dolores, die über das Verdeck kam. Aber ohne zu wissen, daß sie es war, würde ich sie kaum erkannt haben. Schon früher, als ich sie zuerst sah, war sie bleich und abgehärmt gewesen. Jetzt war sie kaum noch der Schatten von damals. Wie ein Gespenst kam sie auf uns zugeschritten, langsam, gebückt, gebrochen.

— Kennst Du diesen Mann? fragte Don Manuel höhnisch seine Schwester.

Sie betrachtete mich und Alice eine Minute lang.

— Es ist Mary's Bruder, sagte sie dann. Will er seine Schwester suchen? Und kommt Ringrose's Tochter, um nach ihrem Vater zu fragen?

Ich erschrak. Das Auge eines Weibes ist scharf. Dolores hatte Alice erkannt.

— Ringrose's Tochter? rief der Pirat mit einer Donnerstimme. Wer ist sie? Dieser bleiche Bursche? Bei Gott, das ist ein Weib! Gott der Rache, ich danke Dir? Du giebst das Kind dessen in meine Hände, den ich hasse und verfluche, der meinen Namen mit Schimpf bedeckt hat! Heran, Ihr Leute! Das ist ein Opfer, Eurer würdig! Nieder auf die Knie, John Smith! Nieder, Tochter des Flibustiers! Sprecht Euer letztes Gebet!

Die Spanier, die schon längst in der Nähe umherstanden, unser aufgeregtes Gespräch zu belauschen, eilten sogleich herbei. Sie waren mit kurzen Flinten bewaffnet. Die plötzliche Raserei, in welche Don Manuel gerathen, ließ mich Alles fürchten. Schon hatten sie die Waffen erhoben. Alice erbleichte.

— Zurück! rief ich. Don Manuel, Ihr wißt nicht, was Ihr thut! Dolores —

— O ich weiß, was ich thue! rief er in wilder Verzückung. Ich weiß, daß ich mich rächen kann durch das Leben zweier Opfer, die denen lieb und werth sind, die mich betrogen und verrathen. Wenn ich Euch tödte, Smith, tödte ich Eure Schwester, und durch den Tod dieses Mädchens morde ich meinen Feind tau-

sendfach. Die Zeit ist um. Wollt Ihr nicht beten, Ketzer, so sterbt in Euren Sünden!

Die Spanier hoben ihre Flinten. Ich hatte wahrlich keine Zeit mehr zu verlieren. Blitzschnell riß ich ein Pistol aus meinem Gürtel, spannte den Hahn und ergriff mit der linken Hand Selim, den Türkenknaben, der von dem Geräusch erwacht war. Mit einem Schrei wollte er sich meiner Faust entwinden. Aber ich hielt ihn fest. Ihn vor mich hinstellend, zwischen mich und die Spanier, richtete ich das Pistol auf sein Haupt.

— Noch eine Bewegung, rief ich, und ich zerschmettere diesem Knaben den Kopf!

— So thut es! rief Don Manuel hohnlachend. Was geht mich das an?

— Euch nicht, aber Eure Schwester! rief ich. Bei Gott, ich kann nicht anders handeln. Es gilt das Leben eines Mädchens, das ich liebe! Dolores, bittet Euren Bruder um Gnade für diesen Knaben, wenn Ihr es nicht für uns thun wollt. Sein Leben ist jetzt in meiner Hand, und es ist das Leben Eures Sohnes!

— Mein Sohn! rief Dolores mit einem entsetzlichen Schrei und stürzte auf mich zu. Ich stieß sie zurück. Es that mir wehe, aber ich konnte nicht anders.

— Ja, es ist Euer Sohn, Selim, ich weiß es, Euer und Murads Kind! rief ich. Jetzt thut, was Ihr wollt, Don Manuel. Mit uns zugleich stirbt der Sohn Eurer Schwester, dieser Knabe, den ich aus den Händen L'Ollonois' gerettet! Rache für Rache, Blut für Blut!

Es war eine entsetzliche, tief ergreifende Scene. Don Manuel stand mit geballter Faust da, noch unschlüssig, ob er das Wort des Todes nicht aussprechen solle. Dolores suchte nach Athem und verschlang ihr Kind mit ihren starren Blicken. Selim selbst krümmte sich und suchte sich meiner Faust zu entwinden. Er verstand nichts von unserem leidenschaftlichen Gespräch.

— Manuel, halte ein! stöhnte Dolores. Wenn es mein Sohn ist —

— Närrin, er belügt Dich! rief der Pirat. Er will sich retten.

— Ich lüge nicht, rief ich. Ich schwöre, daß ich die Wahrheit spreche. Selim, wandte ich mich dann auf türkisch an den Knaben — wie hieß Deine Mutter?

— Dolores! antwortete Selim leichenblaß. Dolores de Castro.

— Und weshalb wollte man Dich und sie tödten? fragte ich weiter.

— Weil Hassan Pascha mich auf den Thron erheben wollte, antwortete er.

— Es ist mein Kind! Ich erkenne ihn, es ist seine Stimme, es ist Selim! rief Dolores schluchzend und vor Manuel auf die Knie sinkend. Gnade, Manuel, es ist mein Sohn. Erbarmen für ihn! Er ist es!

— Man betrügt Dich! rief der Pirat wüthend. Es ist ein Possenspiel!

— Selim, entblöße Deinen Arm! Thue es, mein Kind! rief Dolores, deren Augen in Thränen schwammen und dennoch in einer himmlischen Verklärung, wie ich sie nie bei einem Weibe gesehen, auf Selim ruhten.

Der Knabe, immer noch von meiner Hand festgehalten, entblößte seinen Arm, auf dem ein Zeichen, eine Art Wappen, sichtbar wurde.

— Er ist es! jauchzte Dolores und wollte auf uns zu stürzen. Aber ich riß ihn zurück. Noch bürgte mir kein Versprechen für Alicens Leben.

— Selim, rief ich dem Knaben auf Türkisch zu, das ist Deine Mutter. Dieser finstere Mann ist Dein Oheim und will mich und Percy tödten!

— Gnade! Gnade! rief der Knabe, und nun folgte ein Auftritt, der mir fast das Herz zerriß. Dolores lag wimmernd auf den Knieen vor ihrem Bruder, Selim lachte und weinte, wollte zu seiner Mutter, streckte dann flehend seine Hände zu Manuel empor und bat ihn in türkischen und spanischen Worten um Gnade für mich und seinen theuren Percy.

Ich weiß nicht, was während dieser Scene in Don Manuels Brust vor sich ging. Aber er schien einen schweren Kampf durchzukämpfen und seine Brust arbeitete gewaltsam. Dolores hielt seine Kniee umspannt und beschwor ihn mit Worten der Leidenschaft, wie ich sie nie so

heiß und glühend vernommen. Rührender vielleicht noch waren die Bitten des schönen Türkenknaben.

Wer weiß aber, wohin der Durst nach Rache den Piraten getrieben, wenn nicht plötzlich der Ruf: Vier Segel! vom Mast erschallt wäre.

— Vier Segel! tönte es. Französische Farben! Bukaniers!

Wie ein Zauber wirkte dieser Name auf den Spanier.

— Blut! Blut muß ich haben! rief er, seinen Degen schwingend. So mögen die Bukaniers meinen Durst löschen! Nimm Dein Kind, thörichtes Weib! Die Engländer mögen fliehen. Gott verfluche sie!

— Er wird es nicht thun! sagte ich ernst. Euer Ehrenwort, Don Manuel?

— Was Ihr wollt! Geht im Namen des Teufels! rief der Pirat. Zum Kampf, Kinder! Alle Segel auf! Es geht auf Tod und Leben!

Selim und Dolores stürzten sich in die Arme. Wie ein Kind hing der Jüngling am Arme seiner Mutter, und in ihre glühenden Küsse mischten sich die heißen Thränen der Freude, des Entzückens. Alice, von ihrer Bewegung überwältigt, stützte sich auf meinen Arm. Ich hielt sie, ich legte meinen Arm um sie.

— Alice, sagte ich leise, Dein Vater und Mary sind gerettet. Wir werden sie wiederfinden. Noch ist nichts verloren. Hoffnung und Muth!

Sie erhob den Arm und zeigte auf die See. Ich blickte hinaus. Vier Schiffe waren in geringer Entfernung sichtbar.

— Das ist L'Ollonois! rief ich erschreckt.

— Es ist sein Schiff! flüsterte Alice. Nun steh' Gott uns bei!

Ich muß bekennen, daß dieser neue und plötzliche Schreck mich fast meiner Geistesgegenwart beraubte. L'Ollonois vor uns, von dessen Händen der Tod uns sicher war! Vielleicht hatte er seinen Entschluß aufgegeben, nach dem Golf von Mexiko zu steuern. Vielleicht hatte er erfahren, daß Manuel de Castro an den Küsten Cuba's kreuzte. Vielleicht war er auch auf unserer Verfolgung begriffen.

Was war jetzt zu thun? Niemand auf dem Verdeck stand mir Rede. Manuel hatte gehört, daß es L'Ollonois sei, der sich ihm nahe, und nun kannte sein Eifer keine Grenzen mehr. Alles war in wilder Bewegung. Eben so wenig konnte ich etwas von Dolores erfahren. Ich wollte sie nach den näheren Umständen der Flucht Mary's, nach Ringrose und Hackew fragen. Aber meine Bitten vermochten nicht, sie aus der wahnsinnigen Verzückung zu reißen, in welche das Wiederfinden ihres Kindes sie versetzt hatte. Sie herzte und küßte ihren Knaben, weinte und lachte — für alles Andere war sie taub. Ich war auf mich allein angewiesen.

Noch schwankte das Boot, in dem ich gekommen, an der Seite des spanischen Fahrzeugs. Blieb mir etwas Anderes übrig, als abermals zu fliehen? Durfte ich hoffen, L'Ollonois zu entgehen? Denn daß Manuel nicht siegen würde, das wußte ich, die Bukaniers waren den Spaniern an Zahl und Tapferkeit überlegen. Ich sprach wenige Worte mit Alice, und sie war bereit, mir zu folgen. Fast unbemerkt in dem allgemeinen Getümmel, brachte ich ein Segel in das Boot, nahm meine Waffen und was uns sonst nöthig war und kehrte noch einmal zu Dolores zurück. Ich bat sie, uns zu begleiten, um ihr und ihres Kindes Leben zu retten. Sie hörte nicht. Ich sprach mit Selim. Er hörte nicht. Alice versuchte dasselbe. Selim lächelte sie an, drückte ihr die Hand, verstand sie aber nicht und schüttelte den Kopf, als sie fragte, ob er nicht mit ihr fliehen wolle. Der Augenblick drängte. Schon donnerten die langen Karthaunen von L'Ollonois' Schiff herüber. Ich ergriff Alice's Hand, zog sie mit mir fort und einige Minuten darauf schwebten wir Beide allein auf den Fluthen des Oceans.

Wie das Gefecht sich entschied — es war mir nicht gleichgültig, konnte aber auf unsere Lage von keinem Einfluß sein. Ich hatte von Don Manuel, wenn er siegte, kaum mehr zu hoffen, als von L'Ollonois. Ich benutzte deshalb die günstige Wendung des Windes, der nach Norden umsetzte, und entfernte mich aus dem Bereiche der kämpfenden Fahrzeuge. Nie-

mand dachte daran, mich zu verfolgen; vielleicht hatte man uns kaum bemerkt. Auch hielt ich mich so, daß Manuels Schiff zwischen meinem Boot und den Bukaniers war. Im schlimmsten Falle durfte ich hoffen, mit dem leichten Segelboote den schwerfälligen Fahrzeugen der Bukaniers zu entfliehen.

Der Donner der Kanonen und Flintenschüsse folgte uns auf unserer Fahrt. Ich behielt die Kämpfenden im Auge und gewahrte sogleich, daß beide Parteien entern wollten und nur darauf warteten, den günstigen Augenblick zu benutzen. Sie kamen einander näher und näher. Plötzlich erschütterte ein furchtbarer Knall die Luft, und das Meer zitterte. Eine Rauchwolke wälzte sich über die Wogen. Als sie sich verzog, suchten wir vergebens das Fahrzeug Don Manuel's. Es war in die Luft geflogen. Vielleicht hatte ein Schuß die Pulverkammer getroffen.

Ich stieß einen tiefen Seufzer aus; Alice barg ihr Gesicht in den Händen. Jetzt hatten die Herzen Ruhe, die kurz vorher so wild geschlagen. Den bedauernswerthen unglücklichen Spanier mit seinem Herzen voll Rachedurst, Liebe und Verzweiflung — die arme Dolores, den unschuldigen Selim, deckten jetzt die Wogen. Mutter und Sohn hatten nach langer Irrfahrt sich gefunden, um zusammen zu sterben. Soll ich sagen, daß dieser Tod ein bitterer war? Vielleicht könnte man ihn beneiden! Und welch' anderes Ziel hatten Manuel und Dolores, als zu sterben? Nur Selim, der süße, lebendige, leidenschaftliche Knabe — er that mir leid. Ihm stand die Welt noch offen, ihm lachte noch ein Leben voller Thaten und Wonne — vielleicht voller Leiden. Ach, man muß nicht rechten mit der Vorsehung und mit dem Tode. Was ist das Leben anders, als ein ewiges Kämpfen und Ringen nach einem ehrenvollen Tode!

Der frische Wind trug uns leicht über die Wellen. Die Bukaniers schienen damit beschäftigt, von den Trümmern des aufgeflogenen Schiffes zu retten, was zu retten war. Auch hatte eines der eroberten spanischen Schiffe Feuer gefangen, und während man bemüht war, den Brand zu löschen, trieb uns der frische Wind nach Nordwest und wir mußten bereits außer Sicht sein.

Es war meine Absicht, eine der Bahama-Inseln zu erreichen und dort auf ein englisches Schiff zu warten. Behielt der Wind dieselbe Richtung und dieselbe Stärke, so konnten wir vielleicht schon am andern Tage auf einer der Bahama-Inseln landen. Ich fürchtete jedoch die Unbeständigkeit der Luft-Strömungen und machte mich auf alle Fälle gefaßt. Zum Glück hatte ich genügende Lebensmittel an Bord, doch fehlte uns Trinkwasser. Und die Hitze war glühend. Selbst der Wind mäßigte sie nicht. Er kam aus Süd.

Alice war jedoch keine von den Frauen, auf welche dergleichen Kleinigkeiten Eindruck machen. Nichts in ihrem ganzen Wesen verrieth die Anstrengung, die sie machen mußte, um ein so rauhes und wechselvolles Leben zu ertragen. Zwar war sie etwas blaß und ihre Augen hatten einen müden Schein. Aber ich sah keine Abspannung bei ihr. Ich bat sie, sich in den Schatten des Segels zu setzen und zu schlafen. Sie that es. Aber ich sah wohl, daß sie die Augen nicht schloß und nur scheinbar auf meinen Wunsch einging.

Später gaben uns die letzten Ereignisse Stoff zu ruhigen, ernsten und auch traurigen Gesprächen. Der schöne, fast heitere Gleichmuth, die hohe Selbstüberwindung, mit der sich Alice in ihre Lage fügte, flößte mir Bewunderung ein. Zugleich entzückte mich das Vertrauen, die Hingebung, die sie mir zeigte; sie sagte, daß sie ihr Schicksal ganz in meine Hände lege, und ich schwur mir selbst zu, mein Leben daran zu setzen, um ihre Hingebung zu lohnen. War doch mein größter, mein heißester Wunsch erreicht. Ich war mit Alice wieder vereint. Aber durfte ich hoffen, sie glücklich in den Hafen der Ruhe zu führen?

Die Nacht kam. Ich hatte einen kleinen Taschenkompaß und konnte also ungefähr den Lauf unseres kleinen Fahrzeugs bestimmen. Nichts Herrlicheres, als bei ruhiger See auf einem federleichten Boote über den Ozean zu

schweben. Man glaubt wirklich von unsichtbaren Armen getragen zu werden, auf der Oberfläche der blauen Wellen zu schwimmen, denn selbst der feste Boden eines großen Fahrzeugs fehlt. Wohin es sieht, erblickt das Auge Nichts, als Wogen und Himmel. Aber wenn der Wind umsetzte! Wenn ein Sturm kam!

Die Nacht trat ein und gegen Erwarten kühlte sich die Luft nur wenig ab. Ich sah zum Himmel empor. Die Sterne flimmerten trüb, nicht mit dem gewöhnlichen blendenden Glanz tropischer Nächte. Das schien mir ein böses Zeichen. Bald darauf wurde der Wind stärker. Das Boot schoß im vollsten Sinne des Wortes pfeilschnell durch die aufspritzenden Wellen. Es war eine Lust. Aber die Gefahr mußte folgen, wenn der Wind noch stärker wurde. Und er wurde es. Die Sterne verschwanden. Einzelne Blitze zuckten am düsteren Horizont. Weißer Schaum kräuselte auf den dunklen Fluthen. Ich bat Alice, zu schlafen, um ihr die Gefahr zu verbergen. Sie sagte, sie wisse wohl, daß ein Sturm nahe und sie wolle ihm wachend in's Auge schauen. Ich ließ sie gewähren und schaute mit angestrengter Aufmerksamkeit auf die Wellen. Wir näherten uns einem gefährlichen Fahrwasser, einem Kanal voller Klippen und Untiefen. Und der Wind blies mit jeder Minute stärker in das Segel, so daß die schwache Stange sich bog und knackte. Dann kamen unruhige, ungleichmäßige Stöße, zuweilen aus verschiedenen Richtungen, und ich hatte große Noth, das Fahrzeug in seiner bisherigen Richtung zu halten. Fünf Minuten später brach der Sturm in seiner ganzen Gewalt los. Ich zog das Segel ein, und wir trieben planlos auf den haushohen Wellen.

Ich will unsere Lage nicht näher beschreiben. Schon für einen mäßigen Kauffahrer hätte dieser Sturm gefährlich werden können — um wie viel mehr für unser Fahrzeug, das ich nur mit größter Mühe über dem Wasser hielt. Alice hatte sich zu mir an das Steuer gesetzt, und ich hatte sie mit dem linken Arm umfaßt, während ich es mit dem rechten versuchte, das schwankende Fahrzeug durch aufmerksames Steuern auf der Höhe der Wellen zu halten. Ich wußte recht gut, daß nur der Zufall uns retten konnte, denn von einer bestimmten Leitung war nicht mehr die Rede. Schon füllte unser Boot sich mit Wasser. Noch eine solche Stunde und wir mußten sinken — und mitten in der Nacht.

Ein entsetzlicher Stoß schleuderte Alice und mich in die Höhe. Gleich darauf barst das Fahrzeug am Kiel mitten auseinander und die Wellen schlugen über Bord. Wir waren auf einen Felsen aufgelaufen. Alice stieß einen leisen Schrei aus. Ich drückte sie fest an mich. Dann hoben uns die Wellen und schleuderten uns fort. An Widerstand, an Schwimmen war nicht zu denken. Ich suchte Alice über dem Wasser zu halten. Das war Alles, was ich thun konnte. Wir waren ein Spielball des Meeres.

Wie lange wir so getrieben haben — ich weiß es nicht. Eine Stunde mochte wohl darüber vergangen sein. Ich achtete nur auf Alice. Allmählich schien ihre Kraft zu schwinden und der Widerstand, den sie dem Andrange der Wellen entgegensetzte, ließ nach. Sie schloß zuweilen die Augen und öffnete sie nur, wenn eine neue Welle in mächtigem Sturze auf uns niederfiel. Dann schien sie sich zu besinnen und mir die Arbeit leichter machen zu wollen, indem sie selbst sich über dem Wasser hielt. Aber ihre schwache Kraft war einer solchen Anstrengung nicht gewachsen und bald schwankte sie bewußtlos an meiner Seite, nur von meinem Arme getragen.

Jetzt näherten wir uns einer Stelle, wo die Wellen noch wüthender durch einander brausten und ihr Donner das Heulen des Sturmes übertönte. Bekannt mit dem eigenthümlichen Klange, ließ ich mich dorthin treiben. Ich vermuthete, daß wir in der Nähe einer Brandung, also auch einer Küste seien. Freilich konnte auch eine einsame Klippe diese Brandung bewirken. Doch begann ich zu hoffen. Ich hatte mich bereits auf den Tod gefaßt gemacht. Meine Kräfte waren erschöpft, meine Arme erstarrt. Ich konnte Alice nur noch mit der größten Anstrengung halten.

Gleich darauf befand ich mich in einem wüthenden Strudel, in einer Schaummasse. Die Wellen donnerten so fürchterlich, daß sie uns fast betäubten. Ich wurde hoch hinaufgeschleudert, doch hatte ich noch Besinnung genug, Alice festzuhalten. Dann riß mich eine Welle mit Pfeilgeschwindigkeit vorwärts. Ich erhielt einen furchtbaren Schlag, der mich besinnungslos machte. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich festen Grund und Boden unter meinen Füßen. Die Wellen rissen mich immer noch vorwärts und zurück. Ich griff nach Alice, die ich neben mir fühlte und über die eine Woge nach der anderen hinwegbrauste. Ich zog sie mit mir vorwärts, und nach einigen Minuten erreichte ich erschöpft und bis auf den Tod ermattet ein felsiges Ufer, auf dem ich niedersank.

Aber nur für einen Augenblick. Der Gedanke an Alice riß mich empor: Sie war leblos; ich trug sie weiter und versuchte Alles, was man in solchen Fällen thun kann. Sie blieb starr. Eine entsetzliche Angst ergriff mich. Ich glaube, mein Hirn wollte springen. Ich rief ihren Namen, während ich ihre Hände, ihre Schläfe rieb, während ich, Alles vergessend, ihre nassen, schweren Kleider zerriß, um ihr Luft zu verschaffen. Sie war kalt, eisig kalt. Endlich hörte ich einen Seufzer, fühlte eine Bewegung. Ich stieß einen Freudenschrei aus, ich drückte sie in meine Arme. Sie ließ den Kopf matt und ohnmächtig an meine Brust sinken. So hielt ich sie eine Zeit lang und glaubte, sie durch die Schläge meines heißen Herzens erwärmen zu können. Allmählich athmete sie leichter und freier, und neue Lebenskraft strömte in mein eigenes Herz.

— John, flüsterte sie, bist Du gerettet? Ich sterbe!

— Nein, Alice! Du wirst nicht sterben! rief ich. Wir sind gerettet, Beide. Und wir werden leben für uns! Es ist der Wille des Himmels!

Der Morgen brach an, der Morgen nach dieser entsetzlichen Nacht. Ich hatte Alice's Oberkleider zum Trocknen ausgebreitet, sie selbst auf Seegras zwischen Felsstücken gebettet. Jetzt erstieg ich einen Felsen, um einen Blick um mich zu werfen. Wir waren auf einer kleinen Insel, die ich mit einem Blicke übersehen konnte. Nichts als Felsen, hin und wieder einige Gruppen von Palm- und anderen Bäumen, ein kleiner Bach — aber keine Spur von Menschen, kein Zeichen einer Ansiedelung. Das war ein trostloser Anblick. Und doch war ich so freudig, so dankbar bewegt: das Theuerste, das Höchste war gerettet — nicht mein Leben, Alice!

Ich kehrte zu ihr zurück, nachdem ich einen Theil der Insel durchwandert und nichts gefunden, als was ich bereits bemerkt, Felsen, einige mit Gras und mit Bäumen bewachsene Stellen, die den westindischen Inseln eigenthümlich sind, Sandbänke in der Nähe der felsigen Ufer und eine große Menge von Schildkröten — hin und wieder auch die Anzeichen, daß Europäer gelandet, Trümmer von gescheiterten Schiffen, aber keine Spur von menschlichen Wohnungen.

Alice kam mir entgegen. Noch brauste der Sturm über das niedrige Eiland und spielte mit ihrem dunkeln Haar, das die heißen Strahlen der Morgensonne bereits getrocknet. Ihren Anzug hatte sie so gut als möglich geordnet, aber dennoch nicht genug, daß er die schönsten, regelmäßigsten, zartesten Formen ganz hätte verhüllen können. Sie lächelte, so schüchtern, so schämig und hingebend, so vertraut und doch so bittend, daß ich Alles vergaß, die Schrecken der Nacht, die Gefahren der Zukunft, die Entbehrungen der Gegenwart. Ich ergriff ihre Hand. Sie überließ sie mir. Ich zog sie an mich — sie duldete es schüchtern.

— Alice, sagte ich und zeigte auf die Insel rund um uns her — Alice, das ist jetzt unsere Heimath, unsere Wohnung. Hier müssen wir leben, ganz allein, und Niemand sieht uns, als der blaue Himmel, das rauschende Meer und die düsteren Felsen. Alice, wenn zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, hier zusammen leben wollen, so müssen sie eins sein, ganz eins. Ich habe schon daran gedacht, als uns das Schicksal wieder zusammen führte, als wir beide allein, von Gefahren umgeben, in der Welt

standen. Das Geschick hat uns nach dieser Insel getragen. Die Vorsehung scheint es zu wollen, daß wir Beide vereint und abgeschieden von den Menschen eine vielleicht schwere Zeit durchleben. Vielleicht erwarten uns neue Gefahren, neue Entbehrungen. Alice, wenn zwei Menschen in einer solchen Lage zusammenleben, so muß ein festeres Band sie aneinanderknüpfen, als Freundschaft, als Wohlwollen, als Neigung. Sie müssen ganz eins sein — nur dann sind sie im Stande, ein solches Schicksal zu ertragen. Die Nothwendigkeit, das Gebot der Sitte, die Achtung vor der Heiligkeit des Weibes, drängen mich zu einem Entschlusse, den meine Liebe längst gefaßt und dessen Ausführung meine Sehnsucht oft herbeigewünscht hat. Alice, ich weiß, daß Du mich liebst. Auch kennst Du mein Leben. Du weißt, daß ein Wort mir heilig ist, und daß ich ein Gelübde halten werde bis in den Tod, auch wenn es Niemand vernommen, als der rauschende Wind und das tobende Meer. Ich habe nie ein anderes Weib geliebt, als Dich, Alice; ich werde nie eine Andere lieben. Ich hätte Dich gesucht bis an das Ende meines Lebens, und hätte ich Dich nicht gefunden, so hätte ich dem höchsten Glücke des Menschen freiwillig entsagt. Dein Herz ist nicht gebunden, ich weiß es. Dein Vater ist mein Freund und liebt mich. Nichts fesselt mich an ein anderes Weib in dieser Welt. So frage ich Dich denn, Alice, ob Du als meine Gattin, als mein rechtmäßiges und geliebtes Weib, die Einsamkeit der Wildniß, die Leiden und Gefahren der Zukunft mit mir theilen willst. Ich werde Dich halten, achten und ehren wie mein rechtmäßiges Ehegemahl, wenn auch kein anderer Priester unseren Bund segnet, als die Noth und die Liebe. Ich verspreche, Dich zu schützen und zu schirmen, so lange ein Athemzug in meiner Brust ist und Dir treu zu sein in alle Ewigkeit. Willst auch Du mir Treue in Glück und Unglück geloben, willst Du mein Weib sein, Alice, und mich als Deinen Gatten vor Gott und der Welt betrachten? Willst Du es?

Sie erhob den Kopf. Thränen perlten über ihre erröthenden Wangen. Aber ihr Auge glänzte hell und klar. Ihre Miene zeigte einen Ausdruck heiliger Entschlossenheit.

— Ich will es, John! sagte sie und erhob die Hand zum Himmel. Ich habe kein größer Glück auf dieser Welt gewünscht. Ich weiß, daß Du mein Stolz, mein Trost und meine Stütze sein, daß Du mich nie verlassen wirst, und mein Herz gehört Dein in alle Ewigkeit! Ja, ich will Dein Weib sein!

Sie ruhte in meinen Armen. Wir waren Beide stumm. Wir empfanden die feierlich ernste, die folgenschwere Bedeutung dieses Augenblicks. Hoch über uns wölbte sich die blaue Kuppel des Himmels, das Meer rauschte in vollen Orgeltönen, in blendender Klarheit erglänzte die heilige Kerze der Sonne. Ich zog sie fester an mich. Unsere Lippen berührten sich. Ich fühlte den warmen Schlag ihres Herzens. Wir waren Mann und Weib, und in meinem Innersten schwur ich, nie zu vergessen, daß sie mich zum Glücklichsten der Menschen gemacht!

Ihr Männer, die Ihr die Treue, die Hingebung, das Herz Eures Weibes prüfen wollt — Ihr Frauen, die Ihr Eurem Gatten die ganze aufopfernde Liebe Eures Daseins zeigen wollt — sucht die Einsamkeit, die Einsamkeit der Wildniß, der menschenleeren, meerumbrausten Insel, wo Niemand Euch stören, Niemand Euch helfen, unterstützen, beleidigen, trennen, aussöhnen kann, als Ihr selbst, wo nur Eure Herzen allein schlagen! Dort werdet Ihr Euren gegenseitigen Werth schätzen, Euch ganz kennen lernen, dort werdet Ihr erfahren, ob Ihr dazu geschaffen seid, Euer ganzes Dasein in Frieden und Einigkeit zu durchleben! Glückliche Tage auf der Bahama-Insel! Ich werde Euch nie vergessen! Dort fand ich das süßeste Glück, ein herrliches Weib, dort war es, wo ich die erste, schöne, klare Ruhe des Lebens genoß. Fast möchte ich das Mißgeschick segnen, das uns an diese Felsenriffe warf, auf denen ich die Welt verlor und den Himmel fand! Alice, welch' ein Weib, welches Herz, welches Gemüth! Ihr armen Männer, die Ihr nie ein solches Herz gekannt — wie wollt Ihr eine Ahnung haben

von dem Schönsten und Herrlichsten, das die Erde birgt? —

Die wüste Insel ward für mich zu einem paradiesischen Garten, Noth und Entbehrung zu einer Quelle des reinsten Glückes. Ich schaute in keine anderen Augen, als die Alice's, aber in ihnen lag für mich die Welt. Wir wohnten in einer Hütte von Palmettozweigen, aber wenn ich an die Paläste Londons dachte, so verspottete ich ihr Gold und ihren Marmor. Wir lebten von Fischen, Früchten, Schildkröten, und waren glücklich. Und wenn der Abend kam, und der Wind rauschte, die Insel zitterte, die Wellen brandend an die Klippen schlugen — welche Seligkeit, wenn Alice lächelnd in meinem Arm ruhte, wenn ihre süße Stimme zu mir flüsterte! Ja, ich vergaß Alles, ich dachte nicht mehr an die Welt, an die Menschen, nicht an mich.

Ich vergaß Alles, nur Alice nicht. Wir hatten die Insel in der schönen Jahreszeit erreicht, wo die Natur uns Alles bot, was sie bieten konnte. Der Sommer stand bevor, und ich wußte, daß diese Kalksteinfelsen bald eine Wüste sein würden, ohne einen grünen Halm, ohne einen Strauch, ohne einen Tropfen Quellwasser. Alice kränkelte, ihre Gesundheit war durch jene gräßliche Nacht erschüttert worden. Ich mußte daran denken, die Insel zu verlassen, Gestade aufzusuchen, die uns auch für die spätere Zeit vor Entbehrung schützten. Durfte ich auch den Vater meiner Gattin, durfte ich Mary vergessen? Durfte mein eigenes Glück mich zum Verräther an dem Schicksal Anderer machen? Nein, ich mußte wieder daran denken, in die Welt zurückzukehren. Der Mensch ist nicht geboren, um eine ewige Ruhe, ein ewiges Glück zu genießen.

Aber wie sollte ich die Insel verlassen. In den zwei Monaten unseres Aufenthaltes daselbst war kein Schiff gelandet, kein Segel in der Ferne vorübergezogen, denn die Seefahrer scheuten die Klippen der Bahama-Kanäle. Ich selbst war ohne alle Werkzeuge, mir ein Boot zu zimmern. Ich hatte nur mein Messer, meinen Dolch. Dennoch versuchte ich es, aus den Trümmern früher gestrandeter Böte und Schiffe mir ein Fahrzeug zusammenzusetzen. Es mißlang, da die Insel nichts hervorbrachte, was mir hätte nützlich sein können, kein Harz, keine festen Fasern, kein biegsames Holz. Nicht ohne Bangigkeit dachte ich an die Zukunft.

Der Zufall diente mir besser, als alle Anstrengung des Nachdenkens. Eines Abends sah ich ein Schiff der Insel sich nähern. Es setzte ein Boot aus, wahrscheinlich, um frisches Wasser einnehmen zu lassen. Hinter einem Felsen versteckt, beobachtete ich die Ankömmlinge. Es waren Franzosen, Bukaniers. Sie sprachen von Schiffen, die in der Nähe auf einer anderen Insel vor Anker gegangen seien, und ich hörte sogar den Namen L'Ollonois. Meine Hoffnung war getäuscht. Diesen Leuten durfte ich mich nicht anvertrauen. Lieber noch länger die härtesten Entbehrungen tragen, als wieder in die Gewalt jenes Menschen gerathen!

Da die Nacht schnell anbrach und die Bukaniers mit dem Boot durch die Brandung zurückzufahren fürchteten, so übernachteten sie auf der Insel. Ich hatte mit Alice unsere Hütte verlassen, um nicht entdeckt zu werden, und sie sogar zum Theil zerstört, um keinen Verdacht zu erregen. Die Bukaniers nahmen von derselben Besitz und ließen ihr Boot unbewacht zurück, nachdem sie es auf den Strand gezogen.

Jetzt kam mir ein Gedanke. Wir mußten fürchten, am anderen Tage entdeckt und gefangen zu werden. Es blieb uns nichts übrig, als zu fliehen. So vorsichtig als möglich trug ich mit Alice Alles in das Boot, was uns nützlich sein konnte. Dann legte ich von dem Gelde, das ich in jener Nacht gerettet, eine genügende Summe als Bezahlung auf den Felsen, wo das Boot sich befand, und schob dasselbe mit großer Anstrengung in das Meer. Da ich die Brandung genau kannte, so gelang es mir leicht, sie zu durchschiffen, und mitten in der Nacht verließen wir Beide die Bahama-Insel, die einen so schönen und merkwürdigen Platz in unserer Erinnerung einnehmen sollte.

Da der Wind nach Norden stand, ich auch den Golfstrom benutzen wollte und von allen eng-

lischen Besitzungen die Bermudas- oder Somers-Inseln am schnellsten zu erreichen hoffte, so richtete ich den Lauf des Bootes dorthin. Lebensmittel und Wasser für mehr als acht Tage hatten wir an Bord. Die Fahrt ging schnell und überaus glücklich von Statten. Ich konnte sogar an den Küsten von Florida anlegen und dort frisches Wasser einnehmen. Eine zweite Landung jedoch, mehr nordwärts, sollte schlimmere Folgen haben.

Man kann sich kaum schönere Ufer denken, als die der Küsten jener östlichen Theile von Nordamerika. Dichte schattige Waldungen treten bis nahe an das flache Ufer des Meeres, senken ihre Zweige hinab zu den Fluthen, die sie mit ihrem Schaum bestreuen und mit flockigen Blüthen bedecken, zwischen denen die farbigen Blumen doppelt schön hervorschimmern. Wir konnten der Verlockung nicht widerstehen, an einer Stelle dieses Ufers zu landen, um so mehr, da ich frische Früchte einzunehmen wünschte.

Wir betraten eine schmale, dicht belaubte Landzunge, die nur aus Baumwurzeln und einer dünnen Schicht angeschwemmter Erde gebildet schien, und unter unseren Fußtritten, sowie unter den Stößen des scharfen Windes zitterte. Ich machte Alice auf die eigenthümliche Bildung dieses Erdreichs aufmerksam und erzählte ihr, daß oft Stücke von solchen Landzungen fortgerissen würden und als schwimmende Inseln weit hinein in den Ozean trieben. Wir waren bis an die äußerste Spitze derselben gegangen und erfreuten unser Auge an dem herrlichen Glanz der Blüthen, die zu Tausenden die Zweige bedeckten, als wir plötzlich die ganze Masse unter uns schwanken fühlten, und gewahrten, daß ein beträchtliches Stück der Landzunge sich von der übrigen Masse getrennt hatte und rasch vom Lande abtrieb. Erschreckt und bestürzt wußte ich im ersten Augenblicke nicht, was ich thun sollte, denn unser Boot befand sich auf einer anderen Stelle. Während dessen setzte sich der Wind in die dichten Zweige, die gleichsam als Segel dienten, und die schwimmende Insel trieb pfeilschnell der offenen See zu.

Hier half kein Jammern. Wir mußten unser Mißgeschick geduldig ertragen. Ich hoffte, der Wind würde uns an eine benachbarte Landzunge treiben; aber die eigenthümlichen Meeresströmungen dieser Gegend führten uns hinaus auf die hohe See und bald war das Land unseren Blicken entschwunden. Während dessen löste ein Stück nach dem anderen sich von der Insel und wir mußten fürchten, unter unseren Füßen das Meer sich öffnen zu sehen. Ich umfaßte Alice, und stumm schauten wir hinaus auf den weiten Ozean. Kein Segel war am Horizonte zu sehen. Ich erwartete keine Rettung mehr.

Nimettanau.

Die Blockhäuser der Ansiedler waren zerstört. Aus einzelnen wirbelten noch leichte Rauchwolken, andere waren nichts mehr, als eine verkohlte Trümmermasse. Wenige standen unversehrt. Aber auch sie waren vom Rauche geschwärzt. Ein unheimlicher grauer Nebel, hervorgerufen von den dampfenden Holzstücken, lagerte über der kleinen Halbinsel. Die Gluth der Sonne hielt ihn nieder und hinderte ihn aufzusteigen, und die Windstille fesselte ihn an die Stätte der Verwüstung. Mehr als zweihundert Leichen lagen zwischen diesen Trümmern, zum Theil halb verbrannt. Es waren Engländer und die Wunden, die sie trugen, rührten von Pfeilen und Tomahawks her. Jamestown, die Hauptansiedlung der Engländer in Virginien, war von den Indianern vernichtet worden.

Als wollten sie ihr Zerstörungswerk überwachen und die Leichen der Erschlagenen hindern, sich zur Rache zu erheben — so saß ein Schwarm von Indianern in der Nähe des kleinen Flusses, der die Halbinsel Jamestown von dem Ufer des James-River trennte. Fast unbeweglich saßen sie da, kupfernen Bildsäulen ähnlich, den Bogen in der Hand, den Tomahawk am Gürtel — den Blick starr auf die zerstörte Stadt gerichtet, über der einzelne Geier inmitten der Rauchwolken langsam und träg

ihre Fittiche hoben und sich allmählich niedersenkten.

Es schienen ihrer nur ungefähr funfzig zu sein, und da Keiner von ihnen verwundet war, so ließ sich annehmen, daß sie nicht allein die gräßliche That vollbracht, sondern von einer größeren Schaar zurückgeblieben waren, um Jamestown zu bewachen. Sie erfüllten ihr Werk mit der den Indianern eigenthümlichen Treue. Kein Auge verließ die dampfende Stadt, und wie sie Alle so starr und unbeweglich dasaßen, hätte man leicht glauben können, daß auch sie nichts seien, als Leichname, die dort in einer langen Reihe aufgepflanzt worden.

Der Einzige, der eine Ausnahme von dieser allgemeinen Aufmerksamkeit machte, war ein noch junger Indianer. Wuchs und Haltung, Schmuck und Waffen, so wie die eigenthümliche Art seiner Bemalung verkündeten in ihm einen Häuptling, oder den Sohn eines mächtigen Führers. Bogen und Tomahawk ruhten neben ihm, und mit verschränkten Armen, den Kopf auf die Brust gesenkt, saß er da und starrte auf die Erde. Nur zuweilen erhob sich sein Blick, und sein dunkles Auge schaute mit einem wehmüthigen Ausdruck hinüber auf die zerstörte Stadt. Man hätte glauben können, daß er wirklich Mitleid mit dem Schicksale der zerstörten Ansiedelung und ihrer Bewohner empfinde.

Ein leiser, fast unartikulirter Laut, den einer der Indianer jetzt ausstieß, erregte die Aufmerksamkeit des jungen Kriegers und er erhob den Kopf. Blitzschnell flog sein Auge von dem erhöhten Punkte aus, auf dem er saß, über die Halbinsel und den majestätischen, breiten James-Fluß, dessen Fluthen im Glanz der Sonne schwer und funkelnd dahinrollten, um dann auf einer eigenthümlichen Erscheinung zu haften, die sich hinter der Halbinsel, auf der entgegengesetzten Seite des Flusses zeigte.

Eine Art von Floß, nur von wenigen Baumstämmen zusammengefügt, wurde dort sichtbar. Zwei Menschen befanden sich auf demselben. Der eine schien zu sitzen oder zu liegen. Der andere führte eine lange Stange, mit der er das Floß quer über den Strom, in der Richtung nach Jamestown, zu leiten suchte.

Die Blicke der Indianer verließen ihn nicht. Daß es Keiner der Ihrigen sei, hatten sie bereits erkannt. Seiner Kleidung nach schien er einer von den Europäern, den Blaßgesichtern, zu sein. Jedenfalls aber war es ein kühner Mann. Es entging dem scharfen Blicke der Indianer nicht, mit welcher Gewandtheit und Geschicklichkeit er das gebrechliche Floß durch den Strom lenkte. Und mehr noch — er schien genau mit den Oertlichkeiten bekannt zu sein. Denn er benutzte die seichten Stellen im Flusse, die ihm erlaubten, von seiner Stange Gebrauch zu machen, und arbeitete sich glücklich über einige gefährliche Stellen hinweg, bis er endlich am Ufer vom Jamestown landete. Nun hob er seinen Gefährten, der krank oder verwundet schien, empor und führte ihn mit großer Sorgfalt und Behutsamkeit an das Land.

Bis dahin hatten die Indianer das ganze Unternehmen mit starren und aufmerksamen Blicken verfolgt. Jetzt erhob sich der junge Indianer, gab einem seiner Genossen ein Zeichen und verließ den Wald, an dessen Grenze sie saßen. Vorsichtig, bald kriechend und langsam, wo das Erdreich flach war, bald aufrecht und schnell, wo Unebenheiten des Bodens ihnen zu Hülfe kamen, näherten sie sich dem kleinen Flusse, der eine Art von Arm des großen James-River bildete, durchwateten denselben und schlichen nun, durch die zerstörten Wohnungen und über die Leichen der Erschlagenen fort, nach der Stelle, an welcher die Fremdlinge gelandet waren. Dort verbargen sie sich in einem halb verbrannten Blockhause und konnten von diesem Standpunkte aus das Benehmen der beiden Europäer deutlich beobachten.

Was sie sahen, war mehr geeignet, ihnen Mitleid und Theilnahme, als Furcht und Argwohn einzuflößen. Der eine von den beiden Fremdlingen, der größere, hatte seinen Gefährten behutsam auf ein Stück Bauholz gesetzt und betrachtete ihn mit Blicken, in welchen die tiefste Bekümmerniß, der größte Schmerz sich auf eine unverkennbare Weise malten. Thrä-

nen füllten ihm die Augen, und er schien das Schauspiel, das jetzt in seiner ganzen Gräßlichkeit sich vor ihm offenbarte, nicht zu begreifen. Sein Gefährte, dem Anschein nach jünger und auch schwächer gebaut, war halb zusammengesunken und schien so erschöpft, daß selbst der schreckliche Anblick keinen Eindruck auf ihn machen konnte. Beide sahen übrigens blaß und angegriffen aus. Ihr Anzug war verwildert und schien unter langer Einwirkung des Wetters so gelitten zu haben, daß ihm selbst einige künstliche Ausbesserungen kaum noch die nothwendige Haltbarkeit verliehen. Es waren zwei Jammergestalten im wahrsten Sinne des Wortes.

Der junge Indianer betrachtete den Aelteren und Größeren von den Beiden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, schien mehrmals im Begriff, seinen Versteck zu verlassen, zögerte dann aber und begann aufs Neue, den Fremdling mit seinen scharfen, durchdringenden Blicken zu mustern. Dieser seinerseits schaute mit stummem Schmerze nach allen Seiten, schüttelte dann traurig den Kopf und setzte sich neben seinen Gefährten, den er umschlang und an sich drückte. Dieser erwiederte dieses Zeichen vertraulicher Zärtlichkeit nur mit einem matten und brechenden, aber sanften und hingebenden Blicke. Dann verfiel er wieder in eine Art gänzlicher Erschöpfung und Willenslosigkeit.

Jetzt sprang der junge Indianer aus seinem Versteck.

Der Fremdling fuhr auf, ließ seinen Gefährten aus seinen Armen gleiten, griff nach dem Messer in seinem Gürtel und stand dem Indianer zum Kampf bereit gegenüber. Dieser gab jedoch kein Zeichen einer feindlichen Absicht. Der Bogen blieb ruhig in seiner Hand, die Streitart am Gürtel. Dann streckte er dem Fremdling die rechte Hand entgegen.

Dieser blickte ihn erstaunt an und betrachtete ihn aufmerksamer.

— Nautakan, Sohn Powhattans, bist Du es? rief er dann in der Sprache der Indianer und sein mattes Auge leuchtete plötzlich freudiger auf.

— Ich bin es, antwortete der Indianer. Was führt den Häuptling der Blaßgesichter her zu den Kriegern des Chickahominy?

— Wakondahs Auge hat im Zorne niedergesehen auf sein weißes Kind! sagte der Fremde schmerzlich. Der Freund Nautakans hat viele Leiden erdulden müssen, und als er endlich mit seinem jungen Gefährten den Lagerplatz seiner weißen Freunde erreichte, glaubte er nicht die Blaßgesichter erschlagen und die rothen Männer auf dem Kriegspfad zu finden.

Nautakans Auge senkte sich und sein Gesicht wurde trübe.

— Die Blaßgesichter denken nicht alle, wie der Freund Powhattans, der große Krieger! sagte er dann. Sie brechen das Wort, das sie den Söhnen der Wälder gegeben. Sie gruben zuerst die Friedenspfeife in die Erde und richteten den Blitz und Donner auf die rothen Männer des Chickahominy.

— Also bist Du es mit den Kriegern Deines Stammes gewesen, der die vielen Blaßgesichter erschlagen? fragte John — denn er war es, der Freund Nautakans, des jungen Indianer-Häuptlings.

— Nautakan würde den Tomahawk nicht erhoben haben gegen die Blaßgesichter, seine Freunde! antwortete der Sohn Powhattans. Aber Nimettanau hat es befohlen, und Nimettanau ist ein großer Krieger.

— Wer ist Nimettanau? fragte John. Als ich in Euren Jagdgründen jagte und in Euren Wigwams wohnte, kannten die rothen Männer des Chickahominy und Rappahanok nur drei große Krieger, vor denen alle Anderen verschwanden, wie die Sterne beim Aufgang der Sonne. Das waren Powhattan, sein Sohn Nautakan und Opechancanof.

— Nimettanau ist größer, als sie Alle! sagte der junge Indianer mit trüber und gedämpfter Stimme. Mein Freund kennt den flüchtigen Hirsch, den starken Bären und den listigen Fuchs der Wälder des Chickahominy. Aber der Tiger, der von dort her kommt, wo die Sonne am Mittag steht, ist stärker, als sie Alle.

— So ist Nimettanau kein Sohn der rothen

Männer des Chickahominy? fragte John aufmerksam. Und Nautakan beugt sich einem Fremden?

— Nimettanau ist stark wie das Elenthier, schnell wie der Hirsch, listig wie der Panther! antwortete Nautakan düster. Opechancanouk und Powhattan haben ihm die Führung auf dem Kriegspfade übertragen. Was soll Nautakan thun, wenn die Greise sich fügen?

— Aber Powhattan hatte mir versprochen, nie die Streitaxt gegen die Blaßgesichter zu erheben, sagte John. Sind nicht die Blaßgesichter die Söhne Powhattans und die Brüder Powhattans? Ist Pocahontas nicht die Frau eines weißen Mannes, meines Freundes? Hat Pocahontas dulden können, daß ihr Mann erschlagen werde?

— Pocahontas ist mit ihrem weißen Gatten über das große Wasser gereist, um den Vater ihres Mannes zu sehen, antwortete Nautakan.

— Also Pocahontas, der Engel des Friedens, war nicht hier! sagte John schmerzlich. Ja, dann begreife ich diese schreckliche That. Und haben die weißen Männer sich nicht vertheidigt? Sind sie Alle getödtet worden?

— Nicht Alle, sagte Nautakan. Viele sind auf Canoës den großen Strom hinabgefahren. Nimettanau zürnt mir deshalb. Er sagt, ich hätte ihnen eine Schlinge legen sollen. Aber Nautakans Herz ist nicht so blutdürstig, wie das Nimettanaus. Er liebt die weißen Männer.

John reichte ihm ergriffen die Hand. Nautakan sah still und traurig vor sich hin. Es lag etwas Schwermüthig-Düsteres in seinem ganzen Wesen. Selbst in seinen Mienen, die sonst bei den Indianern selten der Spiegel des Innern zu sein pflegen, offenbarte sich der Ausdruck eines tiefen Kummers.

— Mein Freund sieht nicht so froh und stark aus, wie damals, als er in Powhattans Wigwam wohnte, sagte er dann. Mein Freund gleicht nicht dem jungen Hirsch, sondern dem räudigen Hunde.

John lächelte über den Vergleich des jungen Indianers. Aber er wußte, daß derselbe nicht böse gemeint war und die Wahrheit enthielt.

— Der Freund der rothen Männer hat viele böse Tage erlebt, antwortete er dann. Fern von seinen Brüdern hat er einsam mit seinem jungen Gefährten stürmische Meere durchschifft und auf wüsten Felsen gehungert und gedürstet. Der große Geist zürnte ihm, aber er hat ihn nicht verderben, nur prüfen wollen. Doch ist der Freund der rothen Männer sehr traurig. Er hoffte die Wigwams des Chickahominy offen zu finden. Aber er sieht den Tomahawk über seinem Haupte schweben, und er muß froh sein, wenn er zurückkehren kann, woher er gekommen ist.

— Wann hat Nautakan sein Wort gebrochen? rief der junge Indianer lebhaft. Der große Häuptling der weißen Männer ist sein Freund, Nautakans Wigwam wird ihm offen stehen, und keiner von den rothen Männern wird es wagen, den Freund Nautakans zu beleidigen.

— Aber wird Nimettanau einen Unterschied machen zwischen dem Freunde Nautakans und den anderen Blaßgesichtern? fragte John aufmerksam.

— Nimettanau soll sehen, daß Nautakans Arm noch nicht gebrochen ist! rief der junge Indianer und schwang seinen Tomahawk mit funkelnden Augen und einer unverkennbaren Geberde tiefen Hasses in der Luft. Nimettanau wird nicht über die Schwelle von Nautakans Wigwam treten, wenn der große Häuptling der weißen Männer an seinem Heerde sitzt!

— Nautakan ist noch immer kräftig, wie eine junge Tanne! sagte John mit einem beifälligen Lächeln. Der Sohn Powhattans wird seinen alten Freund schützen. Aber ich will keine Zwietracht säen zwischen den rothen Männern. Ich werde die Blaßgesichter aufsuchen und bei ihnen Schutz finden.

— Du glaubst, Nautakan könne Dich nicht schützen gegen Nimettanau, den Tiger? rief der junge Indianer heftig.

— Das sage ich nicht, erwiederte John. Aber Powhattan soll nicht sagen, daß der weiße

Mann Feindschaft gestiftet habe zwischen zwei Häuptlingen.

— Nautakan wird den Führer der weißen Männer nicht zwingen, ihm zu folgen, sagte der junge Indianer düster. Aber er glaubte, daß der weiße Mann seine gefangenen Brüder retten könne, über deren Haupte der Tomahawk Nimettanaus, des Tigers, schwebt.

— Gefangen? Wie, sind Engländer gefangen worden? rief John hastig.

— Zehn Männer und ein Weib! antwortete Nautakan. Nimettanau hat sie mit sich geführt an die Ufer des Chickahominy, um allen rothen Männern zu zeigen, daß die Blaßgesichter machtlos und sterblich sind.

Johns Gesicht wurde nachdenklich und er sann längere Zeit nach. Schon fühlte er sich nicht mehr als der hülfsbedürftige Schiffsbrüchige, dem es nur um seine eigene Sicherheit zu thun war — schon fühlte er sich wieder in seiner Eigenschaft als Engländer, als Mitglied einer großen Nation, als Vorkämpfer für die Kolonisation Amerika's. Er hatte nicht ohne Absicht gefragt. Aus Nautakans Worten leuchtete hervor, daß irgend ein indianischer Häuptling, der den Engländern feindlich gesonnen war, die Oberhand erlangt habe und entschlossen sei, einen Vernichtungskrieg gegen die Ansiedler zu führen. John kannte den Einfluß, den er in Folge seines früheren Aufenthalts in Virginien bei den Indianern besaß. Er durfte hoffen, daß selbst der blutdürstige Nimettanau durch ihn zu friedlicheren Ansichten umgestimmt werden würde. Außerdem handelte es sich um die mögliche Befreiung gefangener Engländer — John war entschlossen. Er wußte, daß Nautakans Versprechen, ihn zu schützen, kein leeres Wort sei, und im Verein mit dem jungen indianischen Häuptling fühlte er sich stark genug, die Ufer des Chickahominy aufzusuchen, die für ihn keine Wildnisse mehr waren.

— Ist Nautakan allein hier? fragte er dann.

Der junge Indianer machte ein Zeichen, daß ihn funfzig Männer seines Stammes begleiteten.

— Nimettanau, fügte er dann hinzu, glaubte, daß die Blaßgesichter zurückkehren würden, um ihre Todten zu begraben, und Nautakan sollte sie überfallen. Nautakan würde es nicht gethan haben, aber er blieb zurück, um das verhaßte Gesicht Nimettanaus nicht zu sehen.

Der tiefe Haß, der bei diesen Worten abermals aus den Augen des jungen Indianers leuchtete, ließ John keinen Zweifel mehr, daß eine heftige Feindschaft zwischen den beiden Häuptlingen bestehe. John glaubte die Ursache derselben zu errathen. Wahrscheinlich hatte Nimettanau durch Gewalt oder List die Oberherrschaft über die Stämme der Indianer am Chickahominy an sich gerissen, und der junge Sohn Powhattans sah sich in seinen Hoffnungen, einst als der Erste am Kriegsfeuer zu sitzen, getäuscht. John wußte, daß die menschlichen Leidenschaften auch Zugang in die Wälder Virginiens gefunden hatten.

— Nautakan! rief er. Ich begleite Dich. Zuvor aber muß ich Dich um etwas Speise und Trank für mich und meinen Gefährten bitten. Seit beinahe drei Tagen ist kein Bissen über unsere Lippen gekommen, und dieses blasse Kind — mein Gefährte, ist nicht an die Entbehrungen der Kriegs- und Jagdzüge gewöhnt.

Der junge Indianer machte John ein Zeichen, ihm zu folgen. Dieser aber deutete auf seinen Gefährten, der unfähig sei, zu gehen. Nautakan winkte seinem indianischen Genossen. Dieser flog wie ein Pfeil davon. Während dessen suchte John in einem benachbarten Blockhause, das von den Flammen verschont geblieben, nach Kleidungsstücken. Er fand einzelne, auch etwas Branntwein. Mit dem letzteren wusch er Alice das Gesicht, die Stirn, die Schultern und die Hände. Dann führte er sie in das Blockhaus, deutete ihr in wenigen Worten das Eigenthümliche seiner jetzigen Lage an, half ihr dann die weite grobe Jacke anlegen, die wahrscheinlich einem robusten Ansiedler gehört hatte, und verließ dann das Blockhaus in dem Augenblick, als vier Indianer mit einer schnell angefertigten Bahre aus grünen Zweigen erschienen. Alice nahm auf derselben Platz,

und rasch, aber mit unglaublicher Gewandtheit und Sicherheit ging der kleine Zug durch die rauchenden Trümmer, durch die Leichen.

Das war kein Anblick, um Johns Herz froh zu stimmen. Sein Blick wurde düster und er ging rascher, um die Stätte des Todes bald hinter sich zu haben. Doch verließ er sie nicht eher, als bis er ein gutes Gewehr, ein Pistol und eine beträchtliche Menge von Pulver und Kugeln gefunden und an sich genommen.

Alice hoch auf ihren Schultern tragend, wateten die Indianer durch den kleinen Fluß, und nach wenigen Minuten langte der Zug bei der zurückgebliebenen größeren Schaar an, die den Europäer mit scheinbar ruhigen Blicken, zum Theil aber auch mit Zeichen des Wiedererkennens empfing.

— Dieser große und berühmte Führer der Blaßgesichter, sagte jetzt Nautakan, zu den Indianern gewendet, indem er sich stolz und gebieterisch aufrichtete — dieser Führer ist ein Freund Powhattans, Nautakans, Pocahontas' und der rothen Männer des Chickahominy. Die Söhne Wacondahs werden ihn freudig in ihren Wigwam aufnehmen und jede Gefahr von ihm fern halten. Selbst Nimettanau wird keine Macht über den Gastfreund Nautakans haben. So will es Nautakan!

Die Indianer stießen einen leisen und freudigen Ruf aus, zum Zeichen ihres Einverständnisses. Dann brachten sie auf den Wink ihres Führers Alles herbei, was sie an Nahrungsmitteln mit sich führten. Es war wenig mehr, als etwas Maisbrod und geröstetes Fleisch. John aber war an solche Kost gewöhnt, und auch Alice hatte gelernt, die Gaben der Natur zu schätzen, unter welcher Form sie auch sein mochten. Einzelne Indianer waren fortgeeilt, und kamen mit großen Erdbeeren und Honig zurück. Das waren Leckerbissen für Alice, die den stummen rothen Männern dankbar zulächelte, und deren Wangen sich wieder mit einer matten Röthe färbten.

Das Mahl war rasch beendet, und auf ein Zeichen Nautakans brach die ganze Schaar auf. Ein Theil der Indianer zerstreute sich rings in den Wäldern, um einen möglichen Ueberfall zu vereiteln. Ungefähr dreißig blieben zurück. Vier von ihnen trugen Alice und eilten mit einer Leichtigkeit vorwärts, die es John in seinem jetzigen Zustande schwer machten, ihnen zu folgen. Nautakan blieb an der Seite des Engländers. Er war ernst und schweigsam. Doch wußte ihn John bald zum Sprechen zu bringen, und nun begann ein lebhaftes Gespräch, in welchem sich Beide ihre gegenseitigen Schicksale seit der Trennung mittheilten.

Die Ansiedlung in Virginien war seit der unfreiwilligen Abreise Johns von Jamestown Anfangs nur kümmerlich gediehen. Nachdem aber durch die Heirath Rolfe's und Pocahontas' ein noch freundschaftlicheres Verhältniß zwischen den Engländern und den Indianern herbeigeführt worden, hatte man sich gegenseitig bereitwillig unterstützt, und zahlreiche Auswanderer waren aus England eingetroffen. Der Einfluß Nimettanaus hatte jedoch bald angefangen, diesem für beide Theile so vortheilhaften Verhältniß entgegenzuwirken. Einzelne Reibungen waren vorgefallen, und trotz des Widerstandes, den Powhattan, Nautakan und Pocahontas den Bestrebungen Nimettanaus entgegenstellten, war es diesem gelungen, den größeren Theil der Indianer für seine Meinung zu gewinnen und zu überzeugen, daß sie nur durch die Vertreibung der Engländer ihre frühere Alleinherrschaft wieder gewinnen könnten. Häufig wurden einzelne Engländer ermordet, und die Ansiedler dachten an Rache. Einzelne Abtheilungen zogen sich wieder zu den Küsten zurück und kleine Ansiedelungen im Innern wurden ganz aufgegeben. Wie es aus Nautakans Erzählung hervorging, war Nimettanau auch bemüht gewesen, die Heirath zwischen Rolfe und Pocahontas, die bis jetzt noch das festeste Band zwischen den Eingebornen und den Europäern bildete, zu lösen. Er hatte auch einige von den indianischen Priestern für sich gewonnen, und es war zum Theil auf den Rath des alten und friedlich gesinnten Powhattan geschehen, daß sich Rolfe mit seiner Gattin nach England begeben. Er hatte gehofft, auf diese Weise am besten die Trennungspläne

Nimettanaus zu beseitigen. Der Oheim der jungen Indianerin, Opachisco, hatte sie begleitet, um die streitbaren Männer des englischen Volkes zu zählen, eine Aufgabe, über die John lächeln mußte.

Bald nach der Abreise Rolfe's hatte Nimettanau die Krieger der gesammten indianischen Stämme am Chickahominy und Rappahanoc versammelt, um einen Kriegszug zu unternehmen, dessen Zweck weder Powhattan noch sein Sohn kannten, der aber wahrscheinlich für den Verbündeten Nimettanaus, den mächtigen Häuptling Opechancanof, und für die ihm treu ergebenen Indianer kein Geheimniß geblieben war. Es galt einen nächtlichen Ueberfall auf Jamestown, und da die Ansiedler einen solchen Verrath mitten im Frieden nicht ahnten, so war der Ueberfall vollständig gelungen. Die Hälfte der männlichen Bevölkerung war erschlagen worden. Die andere Hälfte hatte sich mit den Frauen und Kindern auf Canoës geflüchtet und wahrscheinlich glücklich eine Ansiedlung an der Bai von Chesapeak erreicht. Zehn Männer und eine Frau waren gefangen worden. Die Letztere, wie Nautakan erzählte, auf ausdrücklichen Befehl Nimettanaus. Der junge Indianer beschrieb sie als sehr schön. Er sagte, sie sei erst seit kurzer Zeit mit drei anderen Engländern in Jamestown eingetroffen und dem Anscheine nach von Allen mit großer Ehrfurcht behandelt worden. Auch aus der Beschreibung des jungen Indianers blitzte ein gewisses Feuer, das Johns Aufmerksamkeit und Neugierde erregte.

Johns Erzählung konnte nur oberflächlich sein, da Nautakan viel zu wenig mit den Verhältnissen seines englischen Freundes vertraut war, um die Beweggründe zu begreifen, die John zu seiner abenteuerlichen Reise bewogen. Nur der Schluß von Johns Erzählung erregte die Theilnahme des jungen Indianers. Zwei volle Tage hatte John mit Alice auf der schwimmenden Insel zugebracht, die endlich in der Nähe der Chesapeakbay vollständig sich auflöste, so daß John schwimmend das Ufer erreichen mußte, das ihm genügend bekannt war. Er hatte sogleich seinen Weg nach Jamestown genommen, wo er Freunde zu finden hoffte. Wir wissen bereits, wie und zu welcher Unglücksstunde er dort angelangt war.

— Nach Allem, was Du mir erzählst, sagte John dann, als ihr Gespräch auf die Angelegenheiten der Indianerstämme zurückgekehrt war — ist Nimettanau kein Sohn der Wälder des Chickahominy. Vielleicht ist er Einer von den Mohawks oder von den rothen Bewohnern der großen Seen?

Nautakan schüttelte den Kopf.

— Er ist daher gekommen, wo die Sonne im Mittag steht! sagte er und deutete nach Süden. Weit, weit her ist er gekommen, über große Seen und Flüsse. Er kam nicht allein; ein anderer Häuptling begleitete ihn. Seine Farbe ist nicht die der Söhne des Chickahominy. Sie ist heller, wie die Haut des Hirsches im Frühling. Als er kam, kannte er unsere Sprache nicht. Aber wir sahen, daß er ein großer Krieger sein mußte. Denn er trug einen Kriegsschmuck, herrlicher, als wir Alle, und sein Freund, ein großer Häuptling, huldigte ihm, als einem Kaiser über Alle. Bald lernte er unsere Sprache und erzählte uns von seinen Kriegsthaten: daß die Blaßgesichter auch in die Jagdgründe seiner Väter, fern nach Mittag zu, wo die Sonne im Scheitel steht, eingedrungen seien, daß er lange und hart mit ihnen gekämpft, bis keiner von seinen Kriegern mehr übrig geblieben. Da habe er seine Hand ausgestreckt zum Gott der Finsterniß und Rache geschworen an allen Blaßgesichtern, und sei mit seinem letzten Häuptling nach Mitternacht gezogen, um kriegsmuthige Männer aufzusuchen, die den Tomahawk zu führen verständen, um die Blaßgesichter zu vernichten. So sei er zu uns gekommen.

— Und die Söhne des Chickahominy haben sich freiwillig dem Fremdling unterworfen? fragte John.

— Nimettanau ist stark, wie der Panther, das Thier seines Landes, listig wie der Fuchs! antwortete Nautakan. Sein Glanz blendete die Augen der rothen Krieger, und seine Zunge war glatter, als die Haut der Schlange. Er

ist klüger, als wir Alle. Er weiß nicht nur den Tomahawk zu werfen und den Pfeil in das fernste Ziel zu senden. Er weiß auch, den Waffen der Blaßgesichter Blitz und Donner zu entlocken und lehrt es unsere rothen Männer. Er versteht auch die Sprache der weißen Männer und weiß ihre geheimen Rathschläge zu belauschen. Nimettanau ist ein furchtbarer Krieger. Nautakan ist nichts gegen ihn, als ein kranker Hund!

Diese Worte waren abermals mit dem Tone des eifersüchtigen Hasses gesprochen. John schüttelte den Kopf. Ein Indianer, der aus dem Süden, vielleicht aus Mexiko gekommen war, und die Sprache der Europäer verstand, und mit der Feuerwaffe umzugehen wußte — das war ein gefährlicher und außerordentlicher Feind. John konnte sich nicht darüber wundern, daß derselbe eine solche Oberherrschaft über die unerfahrenen Indianer des Nordens erlangt, und seine Begierde wuchs, diesen merkwürdigen Menschen kennen zu lernen. Vielleicht war es wirklich einer der mächtigen Kazifen des Südens, der durch die Spanier aus seinem Lande vertrieben worden und nun Schutz und Rache bei den Indianern des Nordens gesucht hatte.

Während John sich mit diesen Gedanken beschäftigte, nahte der Abend heran und ein Lager wurde aufgeschlagen. Eine kleine Baumhütte diente zum Schutz für John und Alice. Die Indianer lagerten auf der bloßen Erde, über sich die Zweige der grünen Eichen und das Dach des Himmels.

Neu gestärkt erhob sich Alice mit dem Anbruch des anderen Morgens. Im Laufe des Tages durfte man hoffen, den Wigwam Powhattans zu erreichen. Alice wollte es versuchen, den Weg zu Fuß zu machen. Aber sie blieb weit zurück, und die Indianer hoben sie wieder auf die einfache Sänfte, mit der sie im schnellsten Laufe davoneilten. Am Nachmittage näherte sich der Zug den Ufern des Chickahominy.

Ehe man jedoch das Indianerdorf erreichte, in welchem der Wigwam Powhattans stand, schickte Nautakan auf den Rath Johns einige Indianer voraus, die auskundschaften sollten, ob Nimettanau in dem Dorfe sei, und ob sich sonst etwas Außerordentliches zugetragen habe. Sie kehrten mit der Nachricht zurück, daß Nimettanau sich mit einer Schaar treuer Indianer zu einem benachbarten Stamme begeben habe, um denselben zu bewegen, die geflohenen Engländer anzugreifen. Opechancanof sei zurückgeblieben, um die Gefangenen zu bewachen, Powhattan aber erwarte ruhig die Rückkehr seines Sohnes. Es seien noch mehrere Hundert fremder Indianer in dem Dorfe, und es habe den Anschein, als solle ein zweiter Kriegszug unternommen werden.

Auf diese Nachricht hin beschlossen John und Nautakan, in aller Förmlichkeit ihren Einzug zu halten. Alice stieg von der Sänfte herab, und sich auf John stützend, schritt sie mit männlichem Muthe, wie es ihrer Kleidung ziemte, auf das Dorf zu, das in einer schönen Waldlichtung am Ufer des Chickahominy lag.

Das Dorf bot ein eigenthümliches Bild dar. John hatte es nie so belebt gesehen, vielleicht nur an dem Tage, als die Zauberer ihn für einen Feind der Indianer erklärt hatten, und nur die Aufopferung der Pocahontas ihn rettete. Alle Plätze waren mit bewaffneten Indianern gefüllt, die in Gruppen umherstanden, oder auf dem Rasen saßen und die Schätze begafften, die sie bei dem Ueberfall in Jamestown erbeutet hatten. Alle waren in ihrem malerischen und abschreckenden Kriegsputz, mit schreienden Farben bemalt, mit hohen Federmützen auf dem Kopfe. Dennoch herrschte kein Lärm. Es wurde nur geflüstert, oder doch so leise und so wenig gesprochen, daß eine tiefe Ruhe über dem Dorfe zu lagern schien.

Das Erscheinen Nautakans erregte sogleich große Aufmerksamkeit. In der Mitte seiner Krieger schritt der junge Indianer, stolz und düster, wie der Gott des Krieges, neben John und Alice. John hatte eine würdevolle, ernste Haltung angenommen, denn er kannte die Indianer und wußte, daß nur Ernst und Furchtlosigkeit, verbunden mit einer gewissen feierlichen Würde, ihnen Achtung auferlegt. Alice brauchte sich nicht zu verstellen. Es lag so viel natür-

licher Reiz in ihrem ganzen Wesen, daß sie selbst das Herz eines mißtrauischen Indianers für sich gewinnnen mußte.

In wenigen Minuten waren Nataukan und John von der ganzen Kriegsschaar umgeben. Der junge Indianer aber würdigte die Mehrzahl keines Blickes, machte nur Einzelnen ein begrüßendes Zeichen und schritt auf die Wohnung seines Vaters zu.

Der alte Powhattan — jetzt ein Greis mit silberweißem Haar — erkannte seinen ehemaligen Freund sogleich und hieß ihn herzlich willkommen. Dann sagte er, er hoffe, John komme als ein Bote des Friedens, und tadelte ihn vorwurfsvoll, daß er so lange ausgeblieben. John antwortete, daß nur der Zufall ihn zu den rothen Männern geführt habe, daß er aber wünsche, Frieden und Einigung wieder herzustellen. Dann fragte er, ob die Gefangenen noch am Leben seien und wo sie sich befänden. Powhattan bejahte die erstere Frage, und zeigte auf eine große Hütte von festen Baumstämmen, die als Gefängniß diente.

— Dort in der großen Hütte, sagte er, sind die Krieger der Blaßgesichter. Dort drüben wohnt die Frau der weißen Männer.

— Dort in der einzelnen Hütte? fragte John. Wer wohnt in dem Wigwam?

— Nimettanau, wenn er in Powhattans Dorfe weilt! antwortete der alte Indianer, und auch er schien den Namen ungern auszusprechen.

— In dem Wigwam Nimettanaus! rief John erstaunt. Welche Absichten hatte der Häuptling, daß er die weiße Frau bei sich wohnen läßt?

Der Alte schwieg. Nautakans Augen aber funkelten.

— Er verschmäht die Töchter der rothen Männer, murmelte er dann. Er will sich ein Weib suchen unter den Blaßgesichtern.

— Und doch haßt er sie tödtlich? rief John überrascht.

— Er haßt die Krieger, aber nicht die sanften Frauen! sagte Nautakan höhnisch. Nimettanau ist kein Thor. Er liebt die weiße Farbe!

John glaubte nicht zu irren, wenn er annahm, daß etwas Eifersucht aus dem jungen Indianer spreche. Doch wunderte er sich darüber, daß ein den Engländern so feindlich gesinnter Indianer, wie Nimettanau, Vorliebe für Weiße zeige.

— Sollen die rothen Männer des Chickahominy es dulden, mein Vater, fragte jetzt Nautakan finster, daß die weiße Frau in Nimettanaus Wigwam weilt? Ist sie nicht die Gattin eines Blaßgesichtes? Darf sie von ihrem Manne getrennt werden?

— Nimettanau ist ein mächtiger Häuptling! antwortete der Alte düster.

John sah den wüthenden Zorn, der über Nautakans Gesicht zuckte, und für ihn, der mit den Sitten der Indianer bekannt war und wußte, wie sehr diese Kinder der Natur ihre Leidenschaften zu beherrschen wissen, deutete dieser oft wiederkehrende Ausbruch auf einen tiefen, unauslöschlichen Haß, der stark genug war, selbst die Schranken der inidianischen Selbstbeherrschung zu durchbrechen. Uebrigens konnte John dem jungen Indianer nur Recht geben.

Jetzt öffnete sich die Binsenmatte, die am Eingange des Wigwams hing, und ein großer, nicht mehr junger Indianer, erschien in demselben. Sein gewählter Schmuck verkündete den Häuptling, und in der That erkannte John sogleich den mächtigen und gefürchteten Opechancanof.

Der Häuptling musterte die beiden Engländer, namentlich John.

— Mein junger Freund, sagte er dann, sich zu Nautakan wendend, ist siegreich von dem Kriegszuge zurückgekehrt. Zwei Blaßgesichter sind in seine Hand gerathen. Will er sie nicht hinüberschicken zu den anderen Blaßgesichtern?

— Es sind keine Gefangenen, antwortete Nautakan. Das Auge meines Freundes Opechancanof muß trüb geworden sein durch den Schleier des Alters, sonst würde er den großen Häuptling der Weißen erkannt haben, der zuerst das Kalumet mit den rothen Männern rauchte.

Opechancanof stieß einen leisen Ruf der

Verwunderung aus und schien John zu erkennen. Doch blieb sein Blick mißtrauisch.

— Die rothen Männer sind auf dem Kriegszuge gegen die Blaßgesichter, sagte er bedeutungsvoll. Und der große Häuptling ist ein Blaßgesicht.

— Nautakan wird seinen Gastfreund ehren und schützen, antwortete der junge Indianer fest und kurz. Die rothen Männer werden den Gastfreund Nautakans als ihren Freund ehren.

Opechancanof stand schweigend da und schien nachzusinnen.

— Nimettanau hat geboten, den Tomahawk zu erheben gegen jedes Blaßgesicht! sagte er dann, einen Blick auf Nautakan werfend.

Jetzt trat John vor und gab dem jungen Indianer ein Zeichen, ihn sprechen zu lassen.

— Opechancanof ist nicht mehr der mächtige Krieger von Pamonkey? fragte er.

— Wer sagt das? rief der Häuptling auffahrend. Lügnerisches Blaßgesicht, hüte Dich, daß der Tomahawk des Kriegers von Pamonkey Dir nicht den Schädel spalte!

— Ich lüge nicht, erwiederte John mit einer Gelassenheit, die dem ältesten Indianer Ehre gemacht haben würde. Opechancanof, der große Häuptling von Pamonkey, hat selbst gesagt, daß er der Sklave Nimettanaus ist.

Der Indianer errieth sogleich die Absicht dieser Worte.

— Nimettanau ist der Freund der rothen Männer! sagte er finster.

— Und der Herr der großen Häuptlinge des Chickahominy und Rappahanoc! fügte John etwas spöttisch hinzu. Eher hätte ich geglaubt, daß der Potowmak seinen Lauf zurückkehren und die Wasserfälle aufwärts laufen würde, als daß die großen Häuptlinge der rothen Männer einen fremden Herrn über sich anerkennen würden.

Nautakan stieß einen Ruf des Beifalls und des tiefsten Unwillens aus. Opechancanof stand düster und wortlos da.

— Hat der große Häuptling von Pamonkey — fuhr John nun fort — hat der große Krieger, in dessen Wigwam der Führer der Weißen einst gesessen und an dessen Heerd er die Friedenspfeife geraucht, hat er nicht mehr die Macht, seinen Gastfreund, der nie die Feuerwaffe gegen die rothen Männer erhoben, vor Nimettanau zu schützen? Ist Opechancanof nicht mehr Herr in seinen eignen Jagdgründen?

John schwieg und sah den Indianer aufmerksam an. Das Gesicht desselben wurde noch finsterer. Dann streckte er John die flache Hand entgegen.

— Der Führer der Weißen wird in dem Wigwam Opechancanofs sitzen und mit ihm die Friedenspfeife rauchen, wie damals! sagte er dann.

John nahm die dargereichte Hand mit der Miene gerechter Befriedigung.

— Opechancanof ist noch der große Krieger von Pamonkey, der gerechte Häuptling! sagte er dann. Wäre ich hier gewesen, so hätten die rothen Männer die Streitaxt nicht erhoben gegen die Blaßgesichter und das Kalumet wäre nicht vergraben worden. Ich hoffe, das Ohr Opechancanofs wird dem Führer der Weißen offen stehen. Die weißen und rothen Männer müssen in Frieden leben. Opechancanof wird nicht dulden, daß die Gefangenen getödtet werden. Er wird den Tomahawk vergraben!

Der Indianer antwortete nicht, kreuzte die Arme und stand lange sinnend da, während ihn John scharf beobachtete.

— Opechancanof wird mit Nimettanau sprechen! sagte er dann und verließ rasch den Wigwam Powhattans.

John war mit dieser ersten Unterredung zufrieden. Ein Gefühl, dessen Ursprung er sich nicht genau zu erklären wußte, trieb ihn an, sich möglichst viele Freunde zu erwerben, um desto mächtiger gegen Nimettanau auftreten zu können, den er als seinen größten Feind fürchtete, obgleich er ihn noch nicht gesehen hatte und nur aus den Schilderungen Nautakans kannte. John konnte sich selbst keine Rechenschaft über das seltsame Gefühl von Scheu und Abneigung geben, das er bei der Nennung des Namens Nimettanaus empfand. Er wußte aber, daß ihn dergleichen Ahnungen selten ge-

täuscht hatten. Auch hatte er immerhin genug gehört, um Nimettanau mehr als alle anderen Indianer zu fürchten und als eine Art von ebenbürtigem Gegner zu betrachten.

Nantakan und Powhattan schienen mit dem Benehmen Johns, Opechancanof gegenüber, sehr zufrieden, und nachdem sie ihm und Alice eine kleinere anstoßende Hütte zur Wohnung angewiesen, traten sie Beide mit John hinaus auf den großen Wiesenplan, über den die Hütten des Dorfes zerstreut waren, um ihren Gast den Indianern zu zeigen.

Das freundschaftliche Verhältniß eines Engländers, den man zuerst für einen Gefangenen gehalten hatte, mit dem alten und allgemein geachteten Powhattan und seinem Sohne erregte die größte Verwunderung. Nun war die Reihe an John, zu zeigen, daß er seine Aufgabe verstehe, und er löste sie meisterhaft. Sein gutes Gedächtniß kam ihm dabei zu Statten. Mit einer gewissen feierlichen Würde begegnete er den jungen Leuten, den älteren mit zurückhaltender Vertraulichkeit. Er kannte noch die Mehrzahl von denen, die damals Zeugen seines ersten Aufenthaltes im Dorfe der Indianer gewesen, er erinnerte sie an ihre Heldenthaten, von denen er damals gehört, er war erstaunt über die Kraft und Gelenkigkeit, die sie bewahrt, über die schönen Söhne, die sie erzogen — genug, er wußte Alle so für sich einzunehmen, daß ein allgemeines Murmeln des Beifalls ihn überall hin begleitete und Jeder sich zu ihm drängte, um ein freundschaftliches Wort von ihm zu erhaschen. Alle Zurückhaltung und Scheu der Indianer verschwand vor seiner natürlichen und klug begrenzten Offenheit. Selbst Opechancanof sah sich genöthigt, zu ihm heranzutreten und ihn zu begleiten, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß der große Führer der Engländer ihn vernachlässige. Das war es, was John gewünscht hatte. Diese Vereinigung der drei eingeborenen Führer zu seinem Schutze mußte ihn stark machen und ihm den Sieg über Nimettanau sichern, falls derselbe nicht über Mittel gebot, die John bis jetzt noch nicht kannte.

Auf einem Theile der Wiese übten sich die jungen Krieger im Werfen des Tomahawks und im Bogenschießen. Einzelne machten auch Versuche mit Feuerwaffen, die jedoch zum Theil ungeschickt genug ausfielen. John trat an sie heran, lobte sie wegen ihrer Geschicklichkeit und ergriff dann wie zufällig einen Tomahawk, schwang ihn nachlässig im Kreise und schleuderte ihn plötzlich nach einem weit entfernten Baumstamm, in dessen Rinde er sich tief eingrub. Ein Ruf der Bewunderung folgte dieser That, während John keine Miene verzog. Dann wählte er unter den Flinten der jungen Indianer eine, die ihm die beste schien, lud sie und bat Opechancanof, ihm ein Ziel zu bezeichnen. Mißtrauisch deutete der verschlagene Indianer auf einen Kürbis, der in weiter Entfernung an seinen grünen Ranken, die sich um den Stamm einer Eiche geschlungen hatten, schwankte. Die Indianer schüttelten den Kopf. John legte an und schoß, der Kürbis fiel, der Stiel war durchschossen, und ein wüthender Beifallsruf folgte dem glücklichen Schusse.

— Was sind Pfeil und Bogen gegen Blitz und Donner! sagte John ernst. Die Söhne der rothen Männer könnten den fliehenden Hirsch erjagen und die wilde Gans vom Himmel herabholen, wenn sie den Blitz aus den Händen der Weißen empfangen wollten. Aber werden die weißen Männer den rothen Kriegern den Blitz und Donner in die Hand geben, wenn die Söhne des Chickahominy den Tomahawk schwingen gegen die Blaßgesichter? Niemals! Die rothen Krieger werden nie den Blitz und Donner schleudern lernen!

Die Worte machten Eindruck. John sagte nichts mehr. Er wußte, daß es in dem Charakter der Indianer lag, Alles, was sie gehört, reiflich zu überlegen und später ihre Beschlüsse danach zu fassen.

— Das ist der Wigwam der Gefangenen? sagte John, auf die große Hütte deutend, zu Opechancanof. Ist es dem Führer der Blaßgesichter erlaubt, seine weißen Brüder zu sehen?

Der Indianer konnte unmöglich mit Nein antworten, nachdem John so viele Beweise der

Vertraulichkeit von den andern Indianern empfangen.

— Sein Auge kann offen, sein Mund muß verschlossen sein! sagte er.

John machte ein bejahendes Zeichen und trat zu dem Wigwam. Der Indianer begleitete ihn und zeigte ihm eine Oeffnung, durch welche er das Innere des Wigwams überblicken konnte. John trat dicht an dieselbe heran, so daß Opechancanof sein Gesicht nicht beobachten konnte.

Und das war gut. Denn sonst hätte der Ausdruck freudiger und doch erschreckter Ueberraschung, der sich in den Zügen des Kapitains zeigte, das Mißtrauen und den Argwohn des Häuptlings erregen müssen. Lange blieb das Gesicht Johns an der Oeffnung. Als er sich wieder zu Opechancanof wandte, war es ruhig und gefaßt und verrieth nichts mehr von der früheren Aufregung.

— Auch eine weiße Frau ist gefangen, sagte John. Sie ist nicht hier, sie ist in Nimettanaus Wigwam. Kann ich sie sehen?

— Nein, antwortete Opechancanof. Ich habe Nimettanau das Wort gegeben, Jedermann den Zugang zu seinem Wigwam zu verschließen. Nimettanau mag dem Fremdling selbst die Erlaubniß geben.

John bestand nicht darauf; er wußte, daß ein Indianer sein Wort nicht brach. Er begleitete seine indianischen Freunde auf ihrem Gange durch das Dorf, während die Sonne sich senkte. Aber er war um Vieles stiller und nachdenkender geworden und sprach selten ein Wort. Doch diente dies nur dazu, die Achtung der Indianer vor ihm zu erhöhen.

Als John in den Wigwam Powhattans zurückkehrte und in den Theil trat, der ihm und Alice angewiesen worden, fand er seine junge Gattin schlafend. Sie erwachte jedoch, als er sich ihr näherte.

— Alice, sagte John und verbarg seine Bewegung unter einem Lächeln. Wie gefällt Dir dieses Leben unter den Indianern?

— Wenn sie Dir wohl wollen, John, was bleibt mir dann zu wünschen übrig? antwortete Alice sanft. Wir haben Schlimmeres erduldet, John!

— Aber ich weiß, daß Du den Wunsch hegst, nach England, wenigstens nach Gegenden, in denen gesittete Menschen wohnen, zurückzukehren.

— Ich wüßte nicht, John, antwortete Alice. Wir haben nur Beide einen gemeinsamen Wunsch, Du Deine Schwester, ich meinen Vater wiederzusehen. Wenn er erfüllt ist, bleibt mir nichts zu wünschen.

— Ich habe Deinen Vater gesehen, Alice, sagte John tief bewegt.

Die junge Frau sprang auf und starrte ihren Gatten überrascht an.

— Sei ruhig, liebes Weib! sagte John, sie an sich ziehend. Ich weiß zwar nicht, ob ich mich über diese Entdeckung freuen soll, aber jedenfalls hat mich der Zufall glücklicher geleitet, als ich ahnte. Dein Vater befindet sich mit Hackew und Mathew unter den zehn Gefangenen. Auch Morton, ein werther Freund von mir, ist unter ihnen. Sie müssen also Jamestown glücklich erreicht haben, wahrscheinlich, um mich dort zu suchen. Alice, wir können dem Himmel danken, daß wir sie unter den Lebenden und nicht unter den Leichen gefunden, die das zerstörte Jamestown bedeckten.

— O John, ja das müssen wir! rief Alice, in Thränen ausbrechend. Er ist gefangen! Kann ich nicht zu ihm, ihn nicht sprechen?

— Nein, Alice, jetzt nicht! sagte John. Und nun, mein liebes Weib, höre mich an. Du siehst, daß ich alle meine Kraft und Geistesgegenwart zusammennehmen muß, um diesen Indianern die Spitze zu bieten. Vieles ist mir bereits gelungen. Aber noch habe ich diesen Nimettanau, den gefährlichsten und erbittertsten Feind der Engländer, nicht gesehen. Es scheint, als hätten wir viel von ihm zu fürchten. Aber ich verzweifle nicht, ich kenne meine Lage und werde Alles thun, was der Augenblick erfordert. Nur mußt Du gelassen und kalt bleiben, wie ich selbst. Keine Miene, kein Wort darf verrathen, wie viel uns an diesen Gefangenen liegt, wie theuer sie uns sind. Das Leben

Deines Vaters, Hackews und Mortons, meiner Freunde, wie auch das meiner Schwester Mary steht auf dem Spiele.

— Mary? rief Alice noch überraschter. Wie, auch sie ist hier?

— Ich vermuthe es! antwortete John. Wer könnte die Engländerin, die mit Deinem Vater und Hackew nach Jamestown gekommen ist, anders sein, als meine Schwester? Sie ist gefangen und wohnt in der Hütte Nimettanaus selbst — ein böses Zeichen! Deshalb Geduld und Muth, Alice. Vielleicht gelingt Alles besser, als ich denke. Aber wie es auch werden mag — Du mußt ruhig bleiben und mir Alles überlassen. Du kennst diese Indianer nicht! Kleinigkeiten geben bei ihnen den Ausschlag. Wenn Nimettanau zurück ist, werde ich wissen, was ich zu thun habe. Jetzt mag Dich der Gedanke trösten, daß Dein Vater in der Nähe, daß er gerettet ist und daß ich über ihn wache. Ich will nun noch einmal mit Nautakan sprechen. Von ihm hoffe ich das Meiste! Schlummere süß! Ich glaube, wir haben nichts für Deinen Vater zu fürchten!

— Ich baue auf Dich, John! seufzte Alice und trocknete ihre Thränen. Aber wenn mein Vater gerettet ist, dann verlassen wir dieses Land, diese neue und für mich nicht glückliche Welt, nicht wahr?

— Ich denke es! antwortete John. Und nun ruhe sanft. Ich glaube, ich werde in dieser Nacht noch Manches zu thun haben.

Er küßte sie zärtlich auf die Stirn und kehrte in den Wigwam Powhattans zurück. Der Alte saß mit seinem Sohne an einem kleinen Feuer, das vor dem Heerde brannte und die Stelle des Kamins und der Kerzen vertrat.

John gab Nautakan ein Zeichen und Beide traten hinaus in die Abenddämmerung. Eine Menge Feuer brannten auf dem Rasen, der als Lagerplatz diente, da die wenigen Hütten des Dorfes nicht für die große Zahl der fremden Krieger ausreichten. Um sie herum lagerten die Indianer in malerischen Stellungen. Kriegsgesänge ertönten. Die Frauen und Kinder standen vor den Thüren und lauschten. Es war ein Bild voller Leben und Bewegung, und John dachte daran, wie schwer es sein würde, alle diese leidenschaftlichen und heißblütigen Naturen zu zügeln und nach einem bestimmten Willen zu lenken.

Der Kapitain ging eine Zeit lang mit dem jungen Indianer schweigend auf und ab und benutzte die Gelegenheit, um einen Blick auf die große Hütte der Gefangenen und den Wigwam Nimettanaus zu werfen. Beide waren nicht von Wachen umstellt. Wohl aber lagerten einzelne Gruppen von Indianern in der Nähe, und da John die Art und Weise der Rothhäute kannte, so wußte er auch, daß diese Gruppen mit einer scheinbar sorglosen, aber desto aufmerksameren Wachsamkeit beauftragt waren.

— Nautakan ist ein Freund des weißen Kriegers? sagte John und legte seine Hand auf die Schulter des jungen Indianers. Nautakan hat nicht vergessen, daß der Führer der Weißen in dem Wigwam seines Vaters gewohnt und daß Pocahontas, die Perle des Chickahominy, ihm süße Beeren und Honig brachte, um ihn zu laben?

— Nautakan hat es nicht vergessen! antwortete der junge Indianer bewegt.

— Der Führer der Weißen ist in großer Gefahr! sagte John jetzt mit trauriger Stimme.

— Nautakan wird ihn schützen! erwiederte der junge Häuptling zuversichtlich.

— Aber der weiße Krieger hat Freunde, die ihm lieb sind, wie sein eigenes Herz, sagte John. Wird der Sohn Powhattans auch sie schützen?

— Der junge Gefährte des weißen Kriegers wird auch Nautakans Freund sein! antwortete der Indianer. Oder denkt mein Freund an andere Blaßgesichter?

— Ja, Nautakan, er denkt daran! antwortete John. Er hat einen Blick geworfen in den Wigwam der Gefangenen, und sein Erstaunen ist größer gewesen, als hätte er den flüchtigen Hirsch im pfeilschnellen Laufe über die Wellen des Chickahominy eilen sehen. Er hat unter den Gefangenen zwei theure Freunde erkannt und auch den Vater seines jungen Ge-

fährten, der jetzt in dem Wigwam Powhattans schläft.

Der junge Indianer stieß einen kurzen Ruf aus, um sein Erstaunen auszudrücken. John überließ ihn eine Minute lang seinen Gedanken.

— Und der weiße Krieger wußte nicht, daß die Blaßgesichter, seine Freunde, von Nimettanau fortgeführt worden? fragte dann Nautakan.

— Er wußte es nicht, antwortete John. Nautakan hat selbst gesehen, wie der weiße Krieger den Pfad nach Jamestown fand.

Der Indianer stieß abermals einen leisen, kaum hörbaren Ruf aus, der eben so wohl Beistimmung als Mißtrauen ausdrücken konnte.

— Dann hat Wacondah die Schritte meines Freundes geleitet! sagte er.

— Das hat er! rief John lebhaft. Der große Geist führte sein weißes Kind auf den rechten Pfad. Aber der Häuptling der Weißen glaubt, daß er auch die Frau kennt, die in Nimettanaus Wigwam ist.

Der Ruf des jungen Indianers war dieses Mal sehr aufmerksam und fragend.

— Er wußte, daß eine weiße Frau die Gefährtin seiner Freunde war, fuhr John fort. Und diese Frau war die Schwester des Führers der Blaßgesichter!

Nautakan stand still. Diese unerwartete Nachricht riß ihn aus seiner Ruhe. Sein Blick ruhte brennend, aber noch mißtrauisch und zweifelnd auf John.

— Die Schwester meines Freundes? Hat Nautakan recht gehört? fragte er.

— Ja, erwiederte John. Ist ihr Haar nicht wie Gold? Ihr Auge nicht blau, wie die Decke des Himmels? Ist ihre Gestalt nicht schlank und hoch, wie der Stamm der Tanne, und ihre Sprache nicht tönend und voll, wie das Rauschen des Windes in den Wäldern des Chickahominy?

— Mein Freund sagt die Wahrheit! rief Nautakan mit blitzenden Augen. Die Schwester des weißen Kriegers ist schön wie das Licht des Tages. Sie ist die Perle der Blaßgesichter. Weshalb hat sie ihren Bruder verlassen?

— Ein böser Geist hat unsere Pfade getrennt! antwortete John. Wacondah hat uns zusammengeführt. Aber Nimettanau wird uns abermals trennen.

— Das wird er nicht! rief Nautakan heftig. Der Sohn Powhattans wird die Schwester seines Freundes schützen mit dem Blute seines Herzens!

— Glaubt Nautakan, daß der Bruder seine Schwester verlassen wird? fragte John. Er ist bereit, mit Nimettanau zu kämpfen und für sie zu sterben!

Der junge Indianer schwieg, und Beide gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her. John wußte, daß er jetzt einen mächtigen Freund an dem Sohne Powhattans haben würde. Sein scharfer Blick hatte ihm längst offenbart, daß auch Nautakans Herz durch Mary's Reize bewegt worden.

— Ist die Schwester meines Freundes das Weib eines Blaßgesichtes? fragte der Indianer dann.

— Ich glaube es nicht, antwortete John. Das Herz meiner Schwester war frei, als ich sie zum letzten Male sah.

— Dann wird der weiße Krieger Nautakan einen Dienst erweisen! rief der junge Indianer.

— Der Freund wird dem Freunde nichts abschlagen! erwiederte John.

— Er wird es Nautakan überlassen, mit Nimettanau um die weiße Schwester meines Freundes zu streiten! sagte Nautakan lebhaft.

— Der rothe Krieger ist kühner und stärker, als der Führer der Blaßgesichter! antwortete John, indem er auf diese Weise seine Einwilligung zu einem Kampfe gab, den er nicht verhindern konnte, und den er außerdem noch auf eigene Hand fortführen wollte.

Eine Bewegung, die jetzt unter den lagernden Indianern entstand, zog die Aufmerksamkeit der Beiden auf sich. Nautakan lauschte, und bald verkündete sein gewöhnlicher kurzer Ruf, daß irgend etwas von Bedeutung geschehen sei.

— Nimettanau kehrt mit seinen Kriegern zurück! sagte er dann. Will der Führer der Blaßgesichter noch heut mit ihm reden?

— Mir ist es gleich! erwiederte John. Der Führer der Weißen wird sein Auge auf Nimettanau ruhen lassen und sich dann entscheiden.

Die dunkle Gestalt eines großen Indianers zeigte sich jetzt neben den Beiden, und John erkannte Opechaucanof.

— Nimettanau ist zurück, sagte der Indianer. Will der Führer der Weißen mit ihm reden? Nimettanau wird ihn in seinem Wigwam erwarten.

— Der Führer der Weißen wird harren, bis Nimettanau ihn aufsucht! erwiederte John stolz und wandte sich nach der Hütte Powhatans.

— Nautakan wird in seinem Herzen bewahren, was der weiße Krieger ihm gesagt, und seine Zunge hüten? flüsterte er dann dem jungen Indianer zu.

— Nautakan versteht zu schweigen! antwortete dieser, und Beide traten in die Hütte.

Es verging eine lange Zeit, und sowohl Powhattan als die beiden jüngeren Leute schienen Nimettanau noch zu erwarten. Aber er kam nicht. Powhattan hüllte sich in seine Decke, legte sich neben das erlöschende Feuer und schlief ein. John und Nautakan wachten noch.

— Der Führer der Weißen hat einen großen Wunsch in seiner Seele! flüsterte John dem jungen Indianer zu. Er möchte wissen, weshalb Nimettanau die weiße Frau in seinen Wigwam genommen.

— Sie hat seinem Auge gefallen, murmelte Nautakan.

— Will mein Freund den Führer der Weißen begleiten, wenn er zu dem Wigwam Nimettanaus schleicht? fragte John.

Nichts als ein beifälliger Ruf entschlüpfte den Lippen des jungen Indianers, und sogleich verließen Beide geräuschlos die Hütte Powhatans.

Jetzt herrschte die tiefste Ruhe über dem ganzen Dorfe. Die Feuer waren erloschen, die Kriegsgesänge verstummt. Die Mondsichel hatte sich über die nahen Wälder erhoben und ließ ihr blasses Licht auf die Stätte der Ruhe und des Friedens niederschimmern. Alles war still. Man hörte das Summen der Käfer, das leise Wehen des Windes in den Bäumen, und in der Ferne das Plätschern der Wellen des Chickahominy. Aber kein menschlicher Laut unterbrach dieses verschmelzende und summende Lied der Nacht. Und doch schlief gewiß nicht Alles. Manche dunkle Gestalt mochte in dem Schatten eines Busches liegen und mit scharfen Augen in die Nacht hinausblicken, denn die Gesetze des Krieges erforderten Vorsicht und Aufmerksamkeit.

Nautakan schlich voran, unhörbar wie ein Schatten. John war mit den Sitten der Indianer vertraut genug, um zu wissen, daß Nautakan nicht geraden Weges auf sein Ziel losgehen würde, und folgte ihm deshalb ohne Zögern, als der junge Indianer einen Weg einschlug, der in das Dickicht des Waldes, nach einer ganz entgegengesetzten Richtung führte. Nur einem Europäer, der so lange in den Wäldern gelebt und alle seine Sinne, vor Allem aber Auge und Ohr, so geübt hatte, wie John, war es möglich, dem Sohne Powhattans zu folgen, der wirklich nichts weiter zu sein schien, als der schwankende Schatten eines Baumstammes im matten Lichte der Mondsichel. Kein Zweig knackte unter seinen Fußtritten, und wenn er stillstand oder sich niederkauerte, um zu lauschen, glich er dem Stumpf eines zerbrochenen oder abgehauenen Baumes. Ueber jede vom Mond beleuchtete Stelle schlüpfte er mit der Geschwindigkeit einer Schlange fort, und plötzlich sah sich John, noch ehe er es ahnte, wieder am Ausgange des Waldes und in einiger Entfernung eine Hütte vor sich, die er sogleich als den Wigwam Nimettanaus erkannte.

Hier kauerte sich Nautakan nieder und beobachtete lange und schweigend mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit die Hütte. John that dasselbe und errieth bald, weshalb der junge Indianer so lange zaudere. Man sah

deutlich den Schein des Feuers durch einzelne Ritzen und Oeffnungen leuchten, und daraus, daß der Schein bald auf kürzere, bald auf längere Zeit verschwand, konnte man schließen, daß sich noch Gestalten in der Hütte bewegten.

Allmählich aber wurde der Schein schwächer und durch keinen Schatten mehr unterbrochen. Jetzt streckte sich Nautakan der ganzen Länge nach auf den Boden nieder und bewegte sich so vorwärts, aber fast ohne die Arme zu gebrauchen. John verzweifelte beinahe daran, ihm auf diese Weise zu folgen, aber es gelang ihm endlich, und Beide erreichten die dunkle, vom Mond nicht beleuchtete Seite des großen und geräumigen Wigwams.

Hier lagen sie, so still, daß Keiner den Athem des Anderen hörte. In der Hütte selbst schien Alles ruhig zu sein. John richtete sich ein wenig empor, um eine Spalte zu entdecken, durch die er einen Blick in das Innere werfen könne. Aber er fand keine Oeffnung. Gleich darauf stieß Nautakan einen Ruf aus, kaum lauter, als ein Hauch, und bewegte sich vorwärts, die Seitenwand des Wigwams entlang. John folgte, und als er hier, dem Beispiele des jungen Indianers folgend, das Ohr an die hölzernen Planken legte, aus denen die Wand gebildet wurde, vernahm er deutlich den Ton einer Stimme.

John lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, aber er konnte nichts verstehen. Er glaubte, es würde Indianisch gesprochen, und zwar in einer Sprache, die er nicht kenne. Plötzlich aber erkannte er seinen Irrthum. Er vernahm die Stimme einer Frau, die englisch sprach. Eine tiefe Männerstimme antwortete in derselben Sprache. John zweifelte nicht daran, daß es die Stimme Nimettanaus sei, und jetzt, da er die Sprache kannte, war es ihm auch möglich, deutlich die einzelnen Worte zu verstehen.

— Die Tochter der Weißen liebt nicht die rothen Männer! sagte Nimettanau, in so gutem Englisch, daß John ganz erstaunt war. Sie zieht die bleichen Söhne ihres Landes vor. Und doch thut sie unrecht daran. Die Söhne der Wälder sind kräftiger, schöner und stattlicher, als die bleichen Gesichter, die über das große Wasser gekommen. Die rothen Männer gleichen der Sonne, die weißen dem Monde.

— Ich liebe Mondscheinnächte sehr! sagte eine Frauenstimme, die John sogleich als die seiner Schwester erkannte, und er hätte beinahe laut aufgelacht über den kurzen und trockenen Ton, in welchem diese Antwort gegeben war. Mary schien noch immer ihre Geistesgegenwart und jenen ihr eigenthümlichen Humor zu besitzen, der sie gerade zu Zeiten der größten Gefahr nicht verließ und oft den Gegner durch seine spöttische Schärfe entwaffnete.

— Nimettanau liebt die Sonne, antwortete der Indianer. Er liebt die Sonne in den Augen der schönen weißen Frau. Deshalb hat er sie in seinen Wigwam genommen, um sich an ihrem Strahle zu erfreuen.

— Die Sonne ist aber nicht zufrieden damit, sie möchte frei scheinen, antwortete Mary. Ein Wigwam ist ihr viel zu eng.

— Es gefällt der weißen Blume nicht in dem Wigwam Nimettanaus? fragte der Indianer. Doch muß sie hier bleiben. Die rothen Männer würden sie sonst zertreten und sie würde sterben!

— Und was ist denn Eure Absicht? fragte Mary laut und unerschrocken.

— Nimettanau hat seine Blicke auf die Töchter des Chickahominy, des Rappahanoc und des Potowmak gerichtet, erwiederte der Indianer. Er hat die Wälder durchwandert bis zu den grünen Seen und sein Auge in alle Wigwams geworfen. Aber er hat keine unter den rothen Töchtern gefunden, die seinem Auge gefallen. Er will keine Andere in seinen Wigwam führen, als die weiße Blume. Sie hat Gnade gefunden vor den Augen des mächtigen Häuptlings, dem alle rothen Männer sich beugen.

Es lag etwas in dem Klange der tiefen Stimme Nimettanaus, was eine eigenthümliche Wirkung auf John ausübte. Er lauschte und lauschte, konnte sich aber diesen räthselhaften Eindruck nicht erklären. Seine Verwunderung über die Fertigkeit, mit welcher dieser Indianer

das Englische sprach, war übrigens wo möglich, noch gestiegen. John hätte es beinahe für unmöglich gehalten, daß ein Eingeborner Amerika's — deren Sprache so ganz verschieden von allen europäischen ist — so tief in das Wesen eines ihm ganz fremden Idioms eindringen könne. Er brannte vor Begierde, diesen Nimettanau zu sehen. Jedenfalls mußte es einer der merkwürdigsten Indianer sein, die er je kennen gelernt.

— Wie kann ich die Frau eines indianischen Häuptlings werden! antwortete Mary jetzt. Ich habe keinen Begriff von einer indianischen Wirthschaft. Ihr müßt Euch eine Gattin unter den rothen Mädchen wählen.

— Die Gattin Nimettanaus wird frei und mächtig sein, wie eine Königin! antwortete der Indianer. Die rothen Frauen werden ihr dienen und ihren Winken gehorchen. Sie wird die Hand nur ausstrecken, um sie schmeichelnd auf die starke Schulter Nimettanaus zu legen.

— Das wäre allerdings ein beneidenswerthes Loos! sagte Mary etwas spöttisch. Aber ich bedaure, daß ich dem großen Häuptling Nimettanau diesen Liebesdienst nicht erweisen kann. Mein Herz ist bereits nicht mehr frei. Es gehört einem von den gefangenen Blaßgesichtern.

— So soll er sterben! rief Nimettanau heftig. Welcher ist es!

— Ich werde ihn nicht nennen, um ihn tödten zu lassen! sagte Mary.

— So werden alle Bleichgesichter sterben! rief Nimettanau. Alle!

— Denkt der große Häuptling, das Herz eines weißen Mädchens durch Drohungen zu gewinnen? fragte Mary. Nimettanau ist ein Thor!

— Nimettanau ist kein Thor! murmelte der Indianer. Die Blaßgesichter werden sterben, und die weiße Blume wird in seinem Wigwam blühen!

— Nimettanau scheint ein hochmüthiger Krieger zu sein! sagte Mary, und wie es John schien, in ernsterem Tone. Die weiße Blume hat Freunde unter den rothen Männern, Powhattan und Nautakan, die Häuptlinge, sind Freunde ihres Bruders und werden die Schwester des großen weißen Kriegers, der einst ihr Freund war, in Schutz nehmen.

— Nimettanau ist mächtiger, als sie Alle! rief der Indianer, und der Klang dieser Worte traf so höhnisch das Ohr Johns, daß er beinahe erschrak. Das peinliche Gefühl, das der Kapitain bei dem Hören dieser Stimme empfand, war immer stärker geworden, und eine Art von Unruhe quälte John, wie man sie wohl empfindet, wenn man sich vergebens bemüht, ein unbestimmtes Gefühl oder eine unklare Erinnerung zu enträthseln.

— Wo ist der Bruder des weißen Mädchens? fragte Nimettanau dann.

— Ich weiß es nicht, leider! erwiederte Mary. Wäre er hier, er würde nicht dulden, daß seine Freunde und seine Schwester gefangen sind.

— Nimettanau wird auch ihn bezwingen! rief der Indianer. Nimettanau will die Blaßgesichter von der Erde vernichten. Nur die weiße Blume soll leben bleiben. Das ist sein Wille!

Das Gespräch erstarb jetzt eine Zeit lang, und John glaubte bereits, daß Nimettanau seine Schwester verlassen habe.

— Die gefangenen Blaßgesichter werden morgen sterben! hörte er ihn dann noch einmal laut sagen. Die weiße Blume hat nur noch eine Nacht, um sich zu entscheiden. Morgen bleibt sie in dem Wigwam Nimettanaus, oder sie stirbt.

— Sie wird sterben! hörte John seine Schwester sagen. Dann vernahm er die dumpfen Schritte Nimettanaus, der sich entfernte.

Während dieser ganzen Zeit hatte Nautakan sich nicht gerührt und so still gelegen, als wäre er eine Leiche. Jetzt, da er bemerkte, daß John nicht mehr so aufmerksam war, richtete er sich auf.

— Was hat mein Freund vernommen? fragte er leise.

— Nichts, als daß Nimettanau die weiße Blume in seinem Wigwam behalten und ihre

Freunde tödten will, und daß er Powhattan und Nautakan verachtet, antwortete John ebenso leise.

— Und was hat die weiße Blume geantwortet? fragte der junge Indianer.

— Daß sie lieber sterben wird! erwiederte John.

Nautakan nickte, zum Zeichen seiner Zufriedenheit. Dann schien er sich entfernen zu wollen. Aber John hielt ihn zurück.

— Kann der Führer der Weißen nicht in den Wigwam Nimettanaus dringen? fragte er leise. Was denkt mein Freund?

Nautakan schien sich eine Zeit lang zu besinnen. Dann schüttelte er den Kopf.

— Nimettanau wird es hören, das Holz ist fest! antwortete er dann.

John wußte, daß diese scheinbar nur zweifelnde Antwort die Unmöglichkeit eines solchen Versuches verkündete und bestand nicht weiter auf seinen verwegenen Plan. Geräuschlos, wie sie gekommen, und ungefähr auf demselben Wege, kehrten sie in den Wald und von dort in die Hütte Powhattans zurück.

— Der Führer der Weißen wird sich mit dem ersten Strahle der Sonne erheben! sagte John. Wird er Nautakan wach finden.

— Mein Freund kann fragen, ob er das Rohr finden wird, auf dem der Thau des Morgens glänzt! antwortete der junge Indianer, und mit diesen Worten trennten sich Beide und John ging in seinen Wigwam.

Gegen sein Erwarten fand er Alice schlummernd. Das zarte Weib war zu ermüdet gewesen von den Anstrengungen der letzten Tage, als daß selbst die widerstreitenden Gefühle der Furcht, Hoffnung und Freude sie hätten wach erhalten können. John war sehr zufrieden darüber. Auch er bedurfte des Schlummers, wenn auch nur für wenige Stunden, und er fand ihn, inmitten der Gefahren, die ihm und den Seinigen drohten.

Der Morgen graute und das Indianerdorf begann aufzuleben, als John erwachte. Alice schlief noch. John warf einen zärtlichen Blick auf die Schlummernde und trat dann durch eine Verbindungsthür, die durch eine doppelte Matte verschlossen war, in den Wigwam Powhattans. Hier traf er nur den Alten, der seine Morgenmahlzeit verzehrte, die nur aus einem Stückchen Maisbrod und Wasser bestand.

John sprach mit dem Alten über die weißen Gefangenen, und Powhattan bezeigte den lebhaftesten Wunsch, sie zu retten, um so mehr, da er erfuhr, daß es Freunde Johns seien. Aber er meinte, es würde schwer sein, den Willen Nimettanaus zu beugen, dessen Anhang immer noch stark genug sei, selbst wenn es gelänge, Opechancanof für Johns friedliche Absichten zu gewinnen.

Während dessen erschien Nautakan in der Thür des Wigwams und gab John ein Zeichen, zu ihm zu treten. Der Kapitain folgte der Weisung und Nautakan deutete auf den großen freien Platz, der zwischen dem Wigwam Powhattans und den Hütten der Gefangenen und Nimettanaus lag. Die ersten Strahlen der Sonne brachen durch die Stämme des Waldes und erleuchteten den Platz mit langen, glühenden Streifen. Sämmtliche Indianer waren schon versammelt, und John sah, daß sie verschiedene Pfähle errichteten. Die Anzahl derselben war zehn, und er errieth sogleich den Zweck, für den dieselben bestimmt waren.

Nautakan deutete jetzt schweigend auf einige Indianer, die am Saume des Waldes beschäftigt waren, zwei junge Fichten zu fällen.

— Versteht mein Bruder den Sohn Powhattans? fragte er lächelnd.

John schüttelte den Kopf und besann sich.

— Nimettanau glaubt zwei Gefangene mehr zu haben, sagte der junge Indianer mit einem Gesichte voll Trotz und Hohn. Er will auch den großen Häuptling der Weißen und seinen Gefährten tödten. Er will es thun, ohne Powhattan und Nautakan zu fragen. Nautakan wird ihn erwarten!

Und das Gesicht des jungen Indianers wurde so trotzig düster, als schaue er seinem Todfeind bereits ins Auge. John seinerseits blickte mit einem eigenthümlichen Gefühle hinüber nach dem Saume des Waldes, wo die

Marterpfähle für ihn und Alice gefällt wurden. Aber er hatte sich bereits in mancher Lage des Lebens befunden, in der die Aussicht auf Rettung weit geringer gewesen. So blieb denn sein Gesicht ruhig und seine Miene nahm einen fast lächelnden Ausdruck an. Die Gefahr sollte ihn muthig finden.

— Da kommt Nimettanau! sagte Nautakan jetzt und zeigte hinüber nach dem Wigwam des Indianers, den der Häuptling so eben in Begleitung Opechancanofs verließ.

Es war natürlich, daß Johns Blicke sich sogleich mit gespannter Aufmerksamkeit auf den gefürchteten Häuptling richteten. Seine Erwartungen wurden wo möglich noch übertroffen. Er sah eine fast riesige Gestalt, die den mächtigen Opechancanof noch überragte, ein Paar Schultern, die im Stande gewesen wären, einen Hirsch zu tragen, und Arme, deren Muskeln vor dem Kampfe mit einen Bären nicht zurückzuschrecken brauchten.

Aber was Johns scharfer Blick sogleich bemerkte, war eine bedeutende Verschiedenheit zwischen dem Gesichts- und Körperbau Nimettanaus und dem der nördlichen Indianer. Seine Hautfarbe war heller, mehr gelbbraun als kupferroth, seine Stirn breiter, die Nase grader. John kannte die Eingeborenen der südlichen Theile von Amerika zu wenig, um zu wissen, ob Nimettanau zu ihrem Stamme gehöre; aber wenn es der Fall war, so mußten die südlichen Amerikaner mehr Aehnlichkeit mit den Europäern haben, denn Nimettanaus ganzer Körperbau glich mehr dem der Europäer. Sein Haar, nicht in einer einzigen langen Locke, wie bei den Indianern des Chickahominy, vom Wirbel herabhängend, sondern kurz geschoren, war glänzend schwarz, wie die Augen. Eine Krone, geschmackvoll aus bunten Federn, Muscheln und Goldblättchen zusammengesetzt, umgab seine Stirn. Auch trug er nicht blos einen einfachen Schurz um die Lenden, sondern eine Art von Schärpe, die über die Brust ging. Der Tomahawk fehlte nicht an dem Gürtel. In der Linken aber trug Nimettanau eine Flinte statt des Bogens. Sein Gang und seine Haltung waren untadelhaft, stolz, männlich, würdig eines großen Häuptlings.

— Nimettanau richtet seinen Schritt nach dem Wigwam Powhattans! sagte Nautakan. Die Häuptlinge werden ihn erwarten.

Damit trat er in das Innere der Hütte, und John folgte ihm, nachdem er bemerkt zu haben glaubte, daß auch Nimettanau ihn aufmerksam betrachtete.

Zwei Minuten später erschienen die beiden Häuptlinge in dem Wigwam Powhattans. Sie traten schweigend ein und wurden schweigend empfangen. Powhattan saß an seinem Heerde. Nautakan stand zu seiner Rechten, mit verschlossener, abstoßender Miene. John stand zur Linken des greisen Indianers, und nichts verrieth in dem ruhigen Gesichte des Kapitains, daß er einer wichtigen und folgenschweren Unterredung entgegen sehe.

Der Blick Nimettanaus ruhte kurze Zeit auf Powhattan, schweifte dann zu Nautakan hinüber und weilte endlich auf John. Beide sahen sich aufmerksam an und hatten Muße genug, jede Falte in dem Gesichte des Anderen zu studiren. John fand sein Urtheil über die Abstammung Nimettanaus bestätigt. Sein Gesicht glich dem eines Europäers, seine Farbe nur machte ihn zum Eingeborenen Amerika's.

Der Kapitain ertrug den musternden, unheimlich stechenden Blick des Häuptlings mit großer Ruhe, obgleich dieser Blick eine unangenehme Empfindung in ihm hervorrief und er ein ganz leises und unbestimmtes Gefühl von Bangigkeit nicht unterdrücken konnte.

— Nimettanau kommt, um Powhattan zu melden, sagte der Indianer jetzt, daß er mit den Häuptlingen am Rappahanoc Rath gepflogen hat. Die weisen Männer billigen den Rath Nimettanaus. Die Blaßgesichter werden getödtet und aus den Wäldern der rothen Männer vertrieben werden.

— Powhattans Haar ist weiß und seine Stimme wird im Rathe der jungen Krieger nicht mehr gehört! erwiederte der alte Indianer mit einem Seufzer. Er überläßt es seinem Sohne, für ihn zu sprechen.

— Und was spricht Nautakan? fragte Nimettanau kurz und beinahe spöttisch.

— Er spricht, daß er seinen Tomahawk nicht mehr erheben wird gegen die Blaßgesichter, die seine Freunde sind, antwortete Nautakan finster.

— Der rothe Mann verläßt seine Brüder um der Blaßgesichter willen, die das Wild der rothen Männer tödten und ihren Mais stehlen! sagte Nimettanau spöttisch. Aber die rothen Männer denken nicht wie Nautakan. Sie werden ihren Tomahawk erheben und Nimettanau folgen.

— Die rothen Männer werden auf den Rath der Häuptlinge hören, die in den Wäldern des Chickahominy geboren sind, antwortete Nautakan finster. Sie werden nicht dem Fremden folgen!

— Sie haben es gethan! erwiederte Nimettanau höhnisch. Nautakan mag an das Dorf der Blaßgesichter denken, über dem jetzt die Geier schwärmen.

— Nautakan wird sein Unrecht gut machen! murmelte der junge Indianer kaum hörbar.

Eine kurze Pause trat jetzt ein. Keiner bewegte sich.

— Nautakan wird die rothen Männer nicht auf ihrem Kriegszuge begleiten? fragte dann Nimettanau. Nautakan bleibt bei den Weibern und Kindern?

Der junge Indianer zuckte zusammen, faßte sich dann aber sogleich.

— Nautakan wird seinen Kriegern sagen, daß sie ihren Tomahawk bereit halten! rief er dann. Sie werden auf das Wort des Sohnes Powhattans hören und nicht dem gelben Fremdling folgen, der über die freien rothen Männer herrschen will und doch ihre Töchter verachtet, da er ein Blaßgesicht in seinen Wigwam nimmt.

Nimettanaus Gesicht wurde düster. Opechancanof senkte den Blick. Nautakans Worte schienen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

— Es ist nicht gut, wenn zwei große Häuptlinge sich verwunden mit spitzen Zungen! sagte er. Es muß Friede herrschen unter den rothen Männern.

— Nimettanau ist kein rother Mann! rief der junge Indianer verächtlich. Opechancanof verräth seine Brüder, wenn er dem Fremdling folgt.

— Nautakan haßt den Fremdling! sagte Nimettanau kalt. Er haßt ihn, wie das Birkhuhn den Fuchs. Ist Nimettanau Schuld daran, daß er stärker ist, als Nautakan, und daß die rothen Männer ihm lieber folgen?

Nautakan richtete sich auf, als wolle er auf seinen Gegner losstürzen. Dann aber wandte er sein Gesicht verächtlich ab und kehrte sich zu John.

— Mein Freund hört die hohlen Reden des Fremdlings! sagte er. Er wird bald sehen, wie Nautakan einen Fuchs zu fangen weiß. Nautakan hat kein Wort mehr zu wechseln mit Nimettanau.

— Aber Nimettanau mit Nautakan! sagte der Indianer des Südens. Höre, Nautakan! Die rothen Männer haben den Tomahawk erhoben gegen die Blaßgesichter und haben geschworen, sie von der Erde zu vertilgen. Nautakan verspottet den Schwur der rothen Brüder und nimmt ein Blaßgesicht auf in seinen Wigwam. Die rothen Männer murren darüber. Sie verlangen, daß die beiden Blaßgesichter in den großen Wigwam zu ihren Brüdern geführt werden sollen.

Nautakan antwortete nicht. Er that, als habe er die Worte seines Feindes nicht gehört und blickte verächtlich vor sich hin.

— Nimettanau spricht im Namen der rothen Männer! fuhr der Indianer fort. Opechancanof wird sagen, ob Nimettanau die Wahrheit spricht.

— Er spricht sie! sagte der Häuptling unmuthig.

— Opechancanof wird den rothen Männern melden, sagte der junge Indianer ruhig, daß Nautakan mit ihnen sprechen wird. Die Blaßgesichter im Wigwam Powhattans sind die Freunde Nautakans, und der Sohn Powhattans wird sie schützen. Er glaubt nicht an die Worte Nimettanaus. Er weiß, daß die rothen Männer des Chickahominy ihre Häuptlinge ehren

und ihnen gehorchen. Nautakan wird seine Brüder daran erinnern. Mehr sagt er nicht.

— Gut, sagte Nimettanau und wandte sich zum Gehen. Die rothen Männer werden zwischen Nimettanau und Nautakan entscheiden.

Jetzt trat John einen Schritt vor.

— Der Führer der Weißen wünscht mit Nimettanau zu sprechen, sagte er.

Der Indianer wandte sich ihm stolz und verächtlich zu.

— Nimettanau wird hören! sagte er fast höhnisch. Das Blaßgesicht kann in seiner Sprache reden. Nimettanau versteht sie.

— Gut, sagte John auf Englisch. Ich glaube zwar, daß ich die Sprache der Indianer so gut spreche, wie Nimettanau, der sie selbst erst gelernt hat. Aber ich werde mich dem Wunsche des Häuptlings fügen. Weshalb ist Nimettanau so feindlich gesinnt gegen die Blaßgesichter, die nichts wünschen, als mit den rothen Männern in Frieden und Eintracht zu leben?

— Hat das Blaßgesicht nichts weiter zu sagen? rief Nimettanau. Dann mag es schweigen! Nimettanau hat geschworen, die bleichen Männer zu vernichten. Das Blaßgesicht kann seine Worte sparen.

Der Ton dieser Worte war so wegwerfend und höhnisch, daß Johns Auge sich verfinsterte und seine Stirn sich in Falten legte.

— Der weiße Mann wird sich, seine Gefährten und die weiße Frau in Nimettanaus Wigwam vertheidigen! sagte er mit fester Stimme.

— Kennt das Blaßgesicht die weiße Frau? fragte er schnell.

— Nein, aber ich weiß, daß es meine Schwester ist! erwiederte John.

Nimettanau stand eine Minute lang mit auf den Boden gehefteten Blicken.

— Das Blaßgesicht ist gekommen, um seiner Schwester den letzten Gruß zu bringen? sagte er dann. Alle Blaßgesichter werden sterben, nur die weiße Frau wird in Nimettanaus Wigwam leben.

— Wir werden sehen! sagte John kalt. Nimettanau ist ein großer Krieger, aber er vergißt, daß er mit einem Freunde der rothen Männer spricht, und daß die rothen Männer nicht die Sklaven von Fremdlingen sein wollen. Nimettanau mag handeln. Der weiße Mann wird auch handeln.

Der Indianer nickte beifällig, aber spöttisch. Dann gab er Opechancanof, der noch zögerte, einen Wink, und Beide verließen den Wigwam.

Ohne sich weiter um John zu kümmern, setzte sich Nautakan jetzt zu seinem Vater und Beide hatten eine lange und lebhafte Unterredung, die aber so leise geführt wurde, daß John wenig mehr davon verstand, als daß Nautakan Willens sei, offen gegen Nimettanau aufzutreten. Powhattan schien diesen Entschluß nicht zu billigen, gab aber endlich seine Beistimmung, und Nautakan erhob sich, befestigte seinen Tomahawk am Gürtel und verließ den Wigwam, nachdem er John nichts als einen Blick zugeworfen, den der Kapitain sehr gut verstand.

John trat in den anstoßenden Wigwam. Er hatte Alice am Morgen noch nicht begrüßt. Voller Verwunderung sah er, wie sie sich an den Pfosten der Thür lehnte, das Ohr an die Wand gedrückt, wie Jemand, der eifrig lauscht. Sie war blaß und schien sehr aufgeregt.

Als John eintrat, zuckte sie zusammen.

— Ist er fort? rief sie ängstlich und blickte scheu durch die Thür.

— Wer, mein liebes Weib! fragte John erstaunt. Wen meinst Du?

Statt der Antwort warf sich Alice in die Arme ihres Gatten. John fühlte, wie sie zitterte. Er vermochte sich diese Aufregung nicht zu erklären.

— Ich bitte Dich, Alice, sagte er sanft, was hast Du? Was ist geschehen?

— John, nenne mich eine Thörin, schilt mich aus! sagte sie, immer noch erschreckt. Aber ich glaubte seine Stimme zu hören!

— Wessen Stimme? fragte John. Es war Niemand in dem Wigwam Powhattans, als Nimettanau und Opechancanof.

— Ja, ich weiß es, sagte Alice, ich weiß, daß ich eine Närrin bin. Aber ich konnte mei-

nen Schreck nicht überwinden. Ich glaubte Devilborns Stimme zu hören.

John sah sie an. Sein Gesicht wurde seltsam ernst. Eine Minute lang blickte er schweigend auf seine Gattin.

— Es ist unmöglich! sagte er dann und schüttelte den Kopf. Und doch! Himmel, mir selbst war so eigenthümlich um's Herz, als ich seine Stimme zum ersten Male hörte! Aber nein, nein! Es wäre ja Wahnsinn! Was will er hier? Es muß eine Aehnlichkeit sein!

— Ich glaube es wohl! flüsterte Alice. Aber wenn er es wäre!

— Ja, wenn er es wäre! sagte John tief athmend. Dann würde es einen heißen und blutigen Kampf geben. Er hätte mich gewiß längst erkannt! Doch nein! Es ist eine Täuschung! Wir wollen nicht daran denken!

Und doch dachte er daran. Er lehnte sich gegen die Wand und versank in ein tiefes Sinnen. Seit Jahren hatte er kaum noch an Devilborn gedacht. Jene Zeit lag so weit hinter ihm! In Europa würde der Klang dieser Stimme ihn befremdet haben, aber in Amerika, mitten unter den Rothhäuten — was wollte Devilborn dort? Und doch! Johns Gesicht zeigte, daß er die Anwesenheit seines Feindes nicht für ganz unmöglich hielt. Es gab so seltsam übereinstimmende Umstände, so Manches, was seinen Verdacht erregen mußte.

— Ich will Gewißheit haben! rief er. Ich werde ihn aufsuchen!

— John, ich bitte Dich! rief Alice und schlang die Arme um seinen Hals. Reize ihn nicht! Vielleicht kennt er Dich nicht! Vielleicht hat er die Vergangenheit vergessen! Du stehst ihm allein gegenüber. Laß uns fliehen! Ach, vielleicht ist er es nicht!

— Meine Ahnungen täuschen mich selten! sagte John düster. Das Gesicht dieses Menschen lastet wie ein Alp auf mir. Nein, Alice, ich muß Gewißheit haben. Was sollte aus Mary, aus Deinem Vater werden! Gewiß, wenn er es ist, so hat er sie nicht ohne Absicht gefangen nehmen lassen. Er will sich rächen! Aber ich werde ihn nicht schonen. Diesem Menschen gegenüber kenne ich kein menschliches Gesetz mehr. Er ist ein vogelfreier Mörder! Und doch, es ist fast unmöglich! Wie sollte er auf den Gedanken gekommen sein, die Indianer aufzusuchen!

Wieder sann er nach. Sein ganzes Wesen war ungeduldig und aufgeregt geworden. Er schritt hastig durch die Hütte.

— Mag er es sein oder nicht! rief er endlich. Devilborn oder Nimettanau! Er hat es auf unser Verderben abgesehen. Wir müssen ihm zuvorkommen. Es gilt, das Leben zu vertheidigen! Halte mich nicht zurück, Alice, ich bitte Dich! Die Gefahr liegt nur im längeren Zögern. Noch ist ein friedlicher Ausgang möglich. In wenigen Stunden vielleicht nicht mehr! Sei unbesorgt! Ich werde mein Leben nicht auf's Spiel setzen, keine Vorsicht vernachlässigen. Ich weiß, daß Du verloren wärest ohne mich!

Hastig griff er nach seiner Flinte, küßte die bestürzte, bleiche Alice und eilte aus dem Wigwam, hinaus auf den freien Platz.

Noch war hier Alles wenig verändert, und das Auge eines mit den Sitten der Indianer unbekannten Fremdlings würde keinen Unterschied zwischen dem Benehmen der Indianer am Morgen und jetzt gefunden haben. Noch immer standen sie in einzelnen Gruppen und arbeiteten an der Aufrichtung der zwölf Pfähle, die dazu bestimmt waren, als Marterpfeiler für die Gefangenen zu dienen. Aber Johns Auge blickte tiefer. Er hörte, daß das frohe, eifrige Gespräch verstummt und einem dumpfen Murmeln gewichen war. Er sah, daß sich einzelne ganz bestimmte Gruppen gebildet hatten, er sah, daß verschiedene ältere Indianer von einer Gruppe zur anderen gingen, und für ihn unterlag es keinem Zweifel mehr, daß irgend etwas Ungewöhnliches im Werke sei.

Er suchte Nautakan und sah ihn ruhig mitten in einer Gruppe von Indianern stehen, die er nach einiger Zeit verließ, um zu einer anderen Gruppe zu gehen. Die Indianer, bei denen er gestanden, trennten sich und gingen einzeln und auf Umwegen nach ihren Wigwams. Sie gehörten zu den Bewohnern des Dorfes. John sah das, und er errieth, daß Nautakan bereits

an's Werk gegangen war. Dann suchte er Nimettanau. Er erblickte ihn nirgends. Wohl aber bemerkte er, daß einzelne zahlreiche Gruppen von Indianern sich in der Nähe der Hütte Nimettanaus gelagert hatten, und daß einzelne Häuptlinge nach und nach in den Wigwam traten. Auch schien es John, als seien die Indianer, welche die Hütte mit den Gefangenen bewachten, aufmerksamer geworden. Opechancanof saß in der Nähe der Pfähle auf dem Rasen und blickte vor sich hin.

Nautakan näherte sich jetzt diesem Häuptling, und John sah, wie er eifrig zu ihm sprach, obwohl er sich scheinbar gleichgültig nach allen Seiten umsah. John trat auf die Beiden zu.

— Wacondah hat dem Führer der Weißen einen Gedanken eingegeben! sagte er.

— Darf Nautakan ihn hören? fragte der junge Indianer.

— Der weiße Führer wird sprechen im Rath der Häuptlinge, erwiederte John. Wacondah hat ihm gesagt, Nimettanau sei ein Blaßgesicht.

Die beiden Indianer stießen einen kurzen Ruf aus, der ihr Erstaunen bei dieser ruhigen Mittheilung bezeugte. Nautakan warf einen Blick auf John, als wolle er in den Augen desselben die Wahrheit dieser Behauptung lesen. Das Gesicht des Kapitains blieb ruhig und gefaßt.

— Der Häuptling der Weißen behauptet viel! sagte Opechancanof.

— Er wird beweisen, was er sagt! erwiederte John. Es ist möglich, daß der Häuptling der Blaßgesichter sich irrt. Dann wird er es sagen. Aber hört! Wenn Nimettanau in den Wäldern dieses Landes geboren ist, welches das große Wasser umspült, kann er dann wissen, welchen Namen die gefangenen Blaßgesichter und die weiße Frau in ihrem Vaterlande geführt haben? Kann er wissen, wie der Häuptling der Weißen genannt wird, der mit seinem Gefährten im Wigwam Powhattans weilt?

Die beiden Häuptlinge schüttelten den Kopf und schienen dem Gegenstande eine sehr ernste Aufmerksamkeit zu widmen.

— Nimettanau wird diese Namen kennen! sagte John.

— Dann wäre Nimettanau nicht nur ein Fremdling, sondern ein Lügner! sagte Nautakan verächtlich. Die rothen Männer müßten ihn von sich stoßen, wie einen räudigen Hund!

— Glaubt der Führer der Weißen wirklich, sagte Opechancanof jetzt zweifelnd und mißtrauisch, daß ein Blaßgesicht seine Farbe ändern und die Sprache der Rothhäute lernen könne? Was will er unter den rothen Männern?

— Die Farbe läßt sich ändern, sagte John. Die rothen Männer kennen Pucoon und Muskajun, um ihre Haut roth zu färben, Sehumat und Sassafras, um gelbe Streifen über die Brust zu ziehen. Sie brauchen die Wasseburpflanze, die Tangomokonominge-Rinde, die Chakapurwurzel zu anderen Farben. Nimettanau kommt aus anderen Ländern, in denen andere Wurzeln und Kräuter wachsen. Dort hat er die Farbe des Hirsches angenommen, der sein Geweih wechselt.

Die beiden Indianer ließen einen beistimmenden Ruf hören.

— Nimettanau hat die Sprache der rothen Männer erlernt, wie der Führer der Weißen! fuhr John dann fort. Er spricht sie nicht besser und seine Kehle ist nicht geschmeidiger, als die der Blaßgesichter. Er kann den Kriegsruf nicht ertönen lassen, der wie das Heulen des Wolfes klingt!

Wieder stimmten die beiden Indianer bei.

— Opechancanof frägt, weshalb Nimettanau zu den rothen Männern gekommen sei? fuhr John dann fort. Der Führer der Weißen kann nicht mit Sicherheit sagen, weshalb es geschehen. Aber wenn Wacondah wahr zu ihm gesprochen, wenn Nimettanau wirklich ein Blaßgesicht ist, dann kennt er auch den Grund. Nimettanau ist ein großer Feind des Führers der Weißen und seiner Freunde gewesen. Vielleicht ist er zu den rothen Männern gegangen, um hier den Tomahawk zu erheben gegen die Blaßgesichter, die in ihrem Vaterlande über seine Ohnmacht spotten.

Die Mittheilung Johns war für die beiden Indianer so neu, so wichtig, daß sie in ein tiefes Nachdenken versanken.

— Opechancanof wird Nimettanau fragen! sagte der Häuptling dann.

— Nimettanau wird nicht antworten, entgegnete John. Der Führer der Weißen kennt ein anderes Mittel. Opechancanof mag seine Augen und Ohren offen haben!

Das Erscheinen Nimettanaus, der jetzt, von einigen Häuptlingen der fremden Indianer begleitet, aus seiner Hütte trat, unterbrach die Unterredung. Nimettanau warf einen finsteren Blick herüber auf die Gruppe der drei Männer. Dann ging er nach der Mitte des Platzes, wo die Pfähle aufgerichtet waren, und sprach zu den Indianern.

Auch John ging langsam dorthin, und er, so wie die beiden Häuptlinge, die seine Absicht erriethen, wußten es so einzurichten, daß sie im Rücken Nimettanaus blieben und von diesem nicht bemerkt wurden. Sie kamen ihm auf diese Weise ganz nahe und hörten, wie der Häuptling jeden einzelnen Pfahl und die Gefangenen bezeichnete, die an denselben gebunden werden sollten.

John sah seine Begleiter bedeutungsvoll an.

— Ah, da kommt ja Master Ringrose! rief er dann ziemlich laut.

Nimettanau fuhr zusammen und blickte hastig um sich, indem er nach seiner Flinte faßte, die er über die Schulter gehängt hatte.

Er begegnete nur dem ruhigen und triumphirenden Blicke Johns, der jetzt seiner Sache gewiß war. Man sah deutlich, daß Nimettanau erröthete. Sein Blick ruhte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wuth und Grimm auf dem Kapitain. Es schien sogar, als wolle er in der Bestürzung nach seinem Tomahawk greifen. John blieb kalt und ruhig. Ein Lächeln überflog sein Gesicht.

— Jetzt kennen wir uns! sagte er in indianischer Sprache.

Nimettanau wandte sich finster ab, warf einen prüfenden Blick auf Nautakan und Opechancanof und entfernte sich dann einige Schritt, seinen Gegner stets im Auge behaltend.

— Was glauben meine Freunde? fragte jetzt John lächelnd.

— Der weiße Führer hat Recht! antwortete Opechancanof mißmuthig.

— Nimettanau ist ein Lügner! fügte Nautakan verächtlich hinzu.

— Wird Opechancanof einem Lügner gehorchen? fragte John aufmerksam.

— Nein! erwiederte der Häuptling und verließ die Beiden, um zu einer Schaar von Indianern zu gehen, die am Saume des Waldes lagerten.

— Auch Nautakan muß die Nachricht seinen Kriegern mittheilen! sagte der junge Indianer.

— Und er wird die weiße Frau und die gefangenen Blaßgesichter nicht vergessen! rief ihm John nach, der sich jetzt ebenfalls nach dem Dorfe begab.

Plötzlich aber hemmte ein gellender Pfiff seine Schritte. Er stand still und blickte hinter sich. Ein lautes Geheul folgte; es war der Kriegsruf der Indianer. John sah eine Menge von dunklen Gestalten auf sich zuspringen. Nimettanau — oder Devilborn, wie wir ihn jetzt nennen können — stand mit erhobener Hand abseits.

John wußte, daß es auf ihn abgesehen war. Er war noch ungefähr zweihundert Schritte von dem Wigwam Powhattans entfernt — eine kleine Strecke, und doch ein weiter Raum für einen Fliehenden, dem Indianer auf den Fersen waren. John suchte deshalb auch nicht sein Heil in schneller Flucht. Er eilte vorwärts, aber nicht so rasch, wie er wohl gekonnt hätte. Im Laufen machte er seine Flinte schußfertig.

Als er sich zum zweiten Male umsah, waren die Indianer dicht hinter ihm, doch schwangen sie weder ihre Tomahawks, noch hatten sie ihre Pfeile auf ihn gerichtet. John wußte, was das zu bedeuten habe. Es war darauf abgesehen, ihn zu fangen, nicht ihn zu tödten.

Ein großer Indianer legte jetzt den Arm auf seine Schulter, und John sah sich von einer Schaar Indianer umringt. In demselben Augenblicke jedoch erschien Nautakan mit hoch erhobenem Tomahawk an seiner Seite.

— Der weiße Führer ist der Gastfreund und Bruder Nautakans! rief der junge Indianer mit donnernder Stimme. Die rothen Männer werden den Freund ihres Häuptlings ehren oder

Nautakans Tomahawk wird ihnen den Schädel zerschmettern. Nimettanau ist ein Lügner und Verräther!

Die mächtige Anrede des jungen Häuptlings machte die Indianer stutzig, und in der nächsten Minute sah sich John von einer anderen Schaar von Indianern umgeben, die zu den Freunden Nautakans gehörten und ihn mit ihren Leibern deckten. Da John einen Kampf zu vermeiden wünschte, so zog er sich jetzt rasch nach dem Wigwam Powhattans zurück. Er erreichte ihn unangefochten. Alice stand in der Thür.

— Sie wollen Dich tödten, John! rief sie bleich und entsetzt.

— Noch nicht, erwiederte John lächelnd. Geh' zurück, liebes Weib. Es ist nicht nöthig, daß Devilborn auch Dich sieht!

— Also er ist es wirklich? rief sie erschreckend.

— Er ist es, erwiederte John. Aber er wird mir nicht viel schaden können, und gegen seine Hinterlist werde ich mich zu schützen wissen.

Er führte sie sanft in das Innere des Wigwams zurück und trat dann wieder auf den freien Platz hinaus. Die Scene hatte sich jetzt ganz verändert. Drei große Gruppen von Indianern hatten sich von einander getrennt aufgestellt. Die Mitte des Platzes hielt Nimettanau mit seiner Schaar inne. Nautakan mit seinen Kriegern hielt sich in der Nähe des Dorfes. Opechancanof lagerte mit seinen Indianern am Saum des Waldes. Nautakans Schaar war die kleinste, aber John bemerkte zu seiner großen Freude, daß der junge Indianer den Seinigen fast alle Feuerwaffen zu verschaffen gewußt hatte. Nimettanau gebot über die größte Abtheilung. Opechancanof mußte also mit den Seinigen den Ausschlag geben, wenn er sich auf irgend eine Seite schlug. Es schien aber, als wolle er gar keinen Theil an dem Zwiste nehmen, denn seine Indianer lagerten ruhig neben dem Walde, während die Krieger Nimettanaus und Nautakans einander kampfgerüstet gegenüber standen.

Johns Auge überflog das Ganze mit dem geübten Blick des Kriegers, und er mußte sich gestehen, daß die Lage seiner Freunde nicht die günstigste war. Die Hauptsache war für ihn die Befreiung der Gefangenen und Mary's. Aber die Hütten, in denen sie sich befanden, lagen inmitten der Schaar Nimettanaus. Devilborn war jeden Augenblick im Stande, seine Feinde, unter ihnen den Vater Alice's, zu tödten.

Noch einmal dachte deshalb John an eine friedliche Einigung. Er ging zu Nautakan, der lebhaft zu seinen Kriegern sprach, und Einzelne von ihnen zu den Schaaren Opechancanofs und Nimettanaus abschickte. John errieth, daß der junge Indianer die Entdeckung, sein Feind sei ein lügnerisches Blaßgesicht, für seine Zwecke benutzen wollte.

Nautakan hatte nichts gegen eine Unterredung einzuwenden, die ihm einen Aufschub gewährte, den er benutzen konnte, um die anderen Indianer für seine Zwecke zu gewinnen. Ein alter Häuptling wurde abgeschickt, um Nimettanau aufzufordern, sich mit dem Führer der Weißen zu unterreden. Nimettanau schien nicht einwilligen zu wollen. Endlich gab er seine Zustimmung, legte den Tomahawk und die Flinte bei Seite und kam auf das Dorf zu. John übergab ebenfalls die Flinte und das Messer seinem Freunde Nautakan und ging seinem Feinde entgegen.

Eine Minute lang sahen sich die Beiden schweigend in's Auge. John war ruhig und ernst, Devilborn düster und sichtlich mißgestimmt.

— Ich glaubte nicht, Devilborn, sagte John dann, daß Ihr den Haß, den Ihr mir in Europa bewiesen, auch nach Amerika hinübertragen würdet. Was ich gegen Euch gethan, geschah aus dem Grundsatz der Selbsterhaltung und Vertheidigung. Ich mußte mich gegen Eure Angriffe wahren, ich mußte mein Leben retten. Euch trieb ein blinder Haß. Ihr seid ein Mann, das weiß ich, der zu überlegen versteht. Sagt selbst, was kann es Euch frommen, gegen mich und meine Freunde zu kämpfen? Ich erkläre Euch, die Vergangenheit vergessen zu wollen. Ich habe in meinem Leben genug Blut gesehen und bin des ewigen Haders müde. Gebt meine Schwester, gebt meine Freunde frei, und ich verspreche Euch, nach Europa zurückkehren und Euch das Feld überlassen zu wollen, das Ihr seltsam genug gewählt habt. Ich werde mein Wort halten.

— Ihr sprecht wie ein Thor, Smith! sagte Devilborn verächtlich. Ihr seid ganz in meiner Gewalt und Ihr wollt mir Bedingungen auferlegen? Ihr seid klug genug, um einzusehen, daß ein bestimmter Zweck mich hierhergeführt, und doch glaubt Ihr, ich würde mir den Sieg aus den Händen winden lassen, wenn ich ihm so nahe bin! Nein, ich wäre des Hohns und des Spottes würdig, wenn ich ein solcher Thor wäre. Hört mich einen Augenblick an und Ihr werdet begreifen, daß ich zu meinem Thun gezwungen bin. Ich habe England verlassen müssen, als ich auf dem Punkte stand, der erste Mann des Landes zu werden. Euch und Eurer Schwester habe ich meinen Sturz zu verdanken. Glaubt Ihr, ich könnte das je vergessen? Ich kehrte nach Spanien zurück, ich glaubte Euch todt. Ich wollte Mary aufsuchen und jenen Castro. Man verwies mich aus Spanien, man war meiner überdrüssig. Wäre die Verschwörung geglückt, so wäre ich vergöttert worden; jetzt wies man mich von allen Thüren. Glaubt Ihr, daß ein Mann von meinem Charakter das ruhig ertragen könne? Ich machte verschiedene Versuche, eine neue Laufbahn anzutreten. Aber das Glück schien mich zu meiden, ich fühlte meine Kräfte schwinden, und Europa war mir verschlossen. Da hörte ich von Euren Abenteuern in Virginien, und ich gestehe Euch, ein wüthender Grimm faßte mich. Ich dachte nur an Eure Vernichtung. Von Diego, meinem treuen Diener, begleitet, schiffte ich nach Mexico, lernte die Sitten der Indianer kennen, färbte meine Haut und wurde ein Sohn Amerika's. Meine Absicht war, die Engländer in der neuen Welt zu vernichten und hier endlich die Macht und Herrschaft zu finden, die ich in Europa vergebens gesucht hatte. Ihr lächelt? Ich sage Euch, meine Absicht wird erreicht werden, und ich spreche so offen zu Euch, weil ich weder die Engländer, noch Nautakan, noch sonst Jemand zu fürchten habe. Schon hören die Indianer nur noch auf meine Stimme, und nach Nautakans Fall wird ganz Virginien mein sein. Hier unter diesen Indianern, hier, wo Kraft und List in gleichem Maße entscheiden, hier fühle ich mich an meinem Platze. Glaubt Ihr, Euer Erscheinen könne meine Pläne hindern oder auch nur durchkreuzen? Selbst das Schicksal will mir wohl, denn es liefert Euch in meine Hand. Zwischen uns kann nie Friede sein.

— Ihr setzt mich in Erstaunen! sagte John. Ich bin es meinem Vaterlande schuldig, nach dem, was ich gehört, um so entschiedener gegen Euch aufzutreten, denn es ist der Zweck meines Lebens, Virginien für England zu gewinnen. Gesetzt aber, ich ließe Euch Euren Willen, ich überließe Euch Virginien. Was habt Ihr dann dagegen einzuwenden, daß ich mit Mary, Ringrose und den Anderen nach England zurückkehre?

— Erstens das Gebot meiner Rache! antwortete Devilborn. Ich hasse Euch, und will Euch vernichten. Zweitens das Gebot der Klugheit. Wer wird einen Feind entschlüpfen lassen, den er sicher in Händen hat? Dennoch wäre ich im Stande, darin zu willigen, daß Ihr mit Ringrose und den Anderen zurückkehrt, wenn Ihr mir Euer Wort gebt, nie wieder etwas in Virginien unternehmen zu wollen, denn ich erkenne Euch den Ruhm zu, daß nur Ihr mir gefährlich seid. Aber Mary muß hier bleiben, auf jeden Fall! Sie darf nicht einmal ahnen, daß Ihr in ihrer Nähe gewesen seid. Wollt Ihr meinen Vorschlag annehmen, so müßt Ihr sogleich zurückkehren und Euch sogleich einschiffen.

— Unmöglich! antwortete John erstaunt. Ich werde meine Schwester nicht verlassen. Was liegt Euch an Ihr? Wollt Ihr Euch dadurch an ihr rächen, daß Ihr sie dazu zwingt, mit dem Manne in Gemeinschaft zu leben, dem sie ihr Elend verdankt? Das wäre entsetzlich!

— Der Gedanke ist nicht übel! sagte Devilborn spöttisch. Aber nein, das ist nicht meine Absicht. Eure Schwester ist ein Weib, wie ich kein zweites kenne. Ich muß sie achten trotz meines Hasses, und wenn ich im Stande wäre, zu lieben, so würde ich sie anbeten. Mir ist ein Weib nöthig und ich habe nicht Lust, es unter den Indianerinnen zu suchen. Ich will eine Gefährtin, die mich versteht, und das ist Mary. Auch zweifle ich nicht daran, daß sie sich später in ihr Schicksal finden wird, denn ich halte sie für fähig, einen großen Geist zu begreifen. Also,

mein letztes Wort. Willigt Ihr ein, ohne Mary abzureisen und sie nie wiederzusehen?

— Unmöglich! antwortete John kopfschüttelnd. Ihr spracht davon, daß das Schicksal Euch günstig gewesen. Ich kann dasselbe sagen. Als Schiffbrüchiger, ohne zu wissen, wohin, bin ich an dieses mir so wohl bekannte Gestade gekommen, und ohne es zu ahnen, fand ich meine Schwester hier. Es ist meine Pflicht, sie zu retten. Laßt mich mit ihr sprechen. Willigt sie ein, bei Euch zu bleiben, dann muß ich zurückkehren. Aber ohne ihre Einwilligung werde ich sie nie Euren Händen überlassen.

— Dann bleibt es wie bisher, antwortete Devilborn kurz. Mary darf Euch nicht sehen, nicht wissen, daß Ihr hier seid. Niemand kann mehr thun, als ich gethan. Ich habe einem Feinde, der sich ganz in meinen Händen befindet, die günstigsten Bedingungen gestellt. Meine Geduld ist erschöpft. Euer letztes Wort?

— Die Auslieferung Mary's und aller Gefangenen! erwiederte John entschlossen. Mein Gewissen verbietet mir, weniger zu fordern.

— So schreibt Euch selbst die Folgen zu! rief Devilborn. Krieg auf Leben und Tod. Ihr werdet die Gefangenen vor Euren Augen sterben sehen!

Er kehrte John den Rücken und schritt stolz und mit aufgeworfenem Kopfe nach der Mitte des Platzes zurück. Auch John begab sich langsam und ernst wieder zu Nautakan. Die Mittheilungen Devilborns hatten ihn mit Erstaunen und mit Besorgniß erfüllt. Er zweifelte nicht daran, daß sein erbitterter Feind Alles aufbieten würde, seine Drohungen zur Wahrheit zu machen. Jedenfalls stand ein schwerer Kampf bevor, dessen Entscheidung sich gar nicht voraussehen ließ. So lange Opechancanof nicht für Nautakan Partei nahm, befand sich der Vortheil sogar unzweifelhaft auf der Seite Nimettanaus.

Die Indianer brauchten nicht von dem Ausgange der Unterredung benachrichtigt zu werden. Sie sahen aus dem Benehmen der beiden Gegner, daß dieselbe zu keiner friedlichen Entscheidung geführt hatte. Bald sah man auch Nimettanau seine Indianer anfeuern und Boten zu Opechancanof abschicken. Der Häuptling der Indianer aber blieb fest und begab sich nicht zu Nimettanau.

So verging der größte Theil des Morgens in ungewisser Erwartung, in gegenseitiger Beobachtung. Es ließ sich nicht verkennen, daß die Indianer, die bis jetzt in Eintracht und Freundschaft gelebt hatten, nur ungern gegen einander die Waffen erhoben, und John war tief betrübt darüber, die Ursache eines Zwistes zu sein, dessen Folgen sich noch gar nicht berechnen ließen. Aber er dachte an sein Vaterland, an seine weißen Brüder, an den Lebenszweck, den er sich gesetzt hatte, Virginien für England zu gewinnen, und sein Muth hob sich wieder. Hier mußte ein Kampf ausgefochten werden, der nicht ihn allein, der ganz England betraf, und dieses Bewußtsein erfüllte ihn mit einer Kraft und Entschlossenheit, die ihm der Gedanke, daß er für sich allein kämpfe, nimmer verliehen hätte.

Während Nautakan noch immer heimliche Vorbereitungen, auch zur Vertheidigung des Dorfes traf, dachte John eifrig darüber nach, ob es nicht möglich sei, die Gefangenen zu befreien und auf diese Weise einen nicht zu verachtenden Beistand zu erhalten. Die Feuerwaffen — ungefähr ein Dutzend und meistens gut erhalten — befanden sich nebst hinreichender Munition in dem Wigwam Powhattans. Zwölf gute Flinten aber — denn auch Alice war des Schießens kundig — waren wohl im Stande, eine ganze Schaar von Indianer zurückzuhalten, und der Vortheil, den man dadurch über Nimettanau erlangt hätte, war so groß, daß John ernstlich daran dachte, zuerst seinen Angriff auf die Hütte der Gefangenen zu machen. Er eilte zu Nautakan und theilte diesem seinen Plan mit. Der junge Indianer war damit einverstanden, obgleich er meinte, daß es schwer sein würde, das feste, aus Holzstämmen gezimmerte Gebäude, zu stürmen.

Eine deutliche Aufregung, die sich jetzt unter Nimettanaus Indianern zeigte, machte jedoch dieser Berathung ein Ende. Die Indianer

erhoben sich und bildeten eine lange Gasse, die sich von den Pfählen bis zu der Hütte der Gefangenen erstreckte. John und Nautakan errietheu sogleich, worauf es abgesehen sei. Die Prüfungsstunde für die Gefangenen hatte geschlagen. Nimettanau war im Begriff, die schreckliche Drohung zu erfüllen, die er gegen John ausgesprochen.

Während Nautakan schnell seine Befehle ertheilte und seine Indianer sich allmählich dem Mittelpunkte des Platzes näherten, traten die Gefangenen aus der Hütte. Es waren ihrer zehn; Allen waren die Hände auf den Rücken gebunden und die Füße so gefesselt, daß sie nur mit Mühe gehen konnten.

Voran schritt Ringrose; John erkannte ihn sogleich. Er war sehr alt, sehr blaß geworden, und trotzdem, daß er sich sichtlich bemühte, aufrecht und stolz einherzuschreiten, hatte seine Haltung etwas Gebücktes und Mattes. Sein Blick war zur Erde gesenkt und eine Art von Beschämung malte sich auf seinem Gesichte. Wahrscheinlich schmerzte es den stolzen und tapferen Krieger, als ein Opfer der Indianer sterben zu müssen.

Dicht hinter ihm kam Hackew. Obgleich ihn John so lange Zeit nicht gesehen, so erkannte er seinen ehemaligen Freund doch auf den ersten Blick an der stolzen, ritterlichen Haltung, der gebogenen Adlernase, und der kühnen, trotzigen Miene, mit welcher der Kavalier auf die dunklen Gestalten schaute, die ihn starr und forschend anblickten. Hackews Blicke schienen Jemand zu suchen, uns als sein Auge auf Nimettanau fiel, zuckte es über sein Gesicht und seine Miene wurde finster.

Neben ihm ging Morton. Sein Gesicht war traurig, aber nicht muthlos. Er ging leicht und mit ungebeugtem Nacken. Eine Art von Entsagung bildete den vorherrschenden Ausdruck seines Gesichtes. John glaubte die Ursache derselben zu kennen. Morton hatte den Tod am wenigsten zu fürchten. Sein Lebensglück war im Keime vernichtet. Er konnte nie hoffen, von der Wunde zu genesen, die ihm seine Liebe zu Bertha geschlagen.

Hinter diesen Dreien kamen Mathew, der treue Diener Ringrose's, und sechs andere Engländer, von denen John zwei schon früher, noch zur Zeit seiner ersten Anwesenheit, in Jamestown gesehen zu haben glaubte. Alle schienen sich mehr oder weniger in ihr Schicksal gefunden zu haben, und ihre Gesichter zeigten mehr Trotz und Grimm, als Furcht oder Trauer. Es waren meist derbe und kräftige Männer, und John dachte daran, wie gut sie sich gegen die Indianer schlagen würden, wenn ihnen die Freiheit und Waffen gegeben wären.

Die Gefangenen schritten langsam bis zum Mittelpunkte des Platzes vor und betrachteten erstaunt die glatten, starken Pfähle, die dort eingegraben waren. Die Indianer bildeten einen engen Kreis um sie her. Sonst schien Nimettanau weiter keine Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Scheinbar des Erfolges gewiß, stand er trotzig, mit verächtlich höhnischen Blicken inmitten einiger Häuptlinge und gab von Zeit zu Zeit einige kurze Anweisungen. Zuweilen fiel sein Blick auch auf Ringrose und dann nahm sein Gesicht einen Ausdruck wilder, unheimlicher Freude an. Auch Hackew betrachtete er zuweilen aufmerksam. Doch glaubte John zu bemerken, daß er den ehemaligen Wahnsinnigen nicht kenne.

Unterdessen hatte sich John mit Nautakan und den Indianern des Dorfes dem Mittelpunkte so viel als möglich genähert und auf einer etwas erhabenen Stelle Platz genommen. Er konnte deutlich Alles übersehen und hören, denn noch herrschte die tiefste Stille, noch war das höllische, todverkündende Geschrei der Indianer nicht erhoben worden. Zuweilen dachte er daran, ob es nicht das Beste sei, durch einen sicheren Flintenschuß Nimettanau in der Mitte seiner Häuptlinge zu Boden zu strecken. Aber es widerstrebte seiner Natur, hinterlistig zu handeln. Auch bemerkte er, daß Nimettanau wachsame Blicke zu ihm hinübersendete.

John kannte bereits aus früherer Zeit die Art und Weise der Marter, die seinen weißen Brüdern auferlegt werden sollte. Diese aber schienen mit ihrem nächsten Geschick weniger

vertraut zu sein und betrachteten die Pfähle mit einer Mischung von Scheu und Ingrimm. Ein Kommandowort Nimettanaus gab ihnen jetzt einige Aufklärung. Zu gleicher Zeit wurden die zehn Gefangenen ergriffen, und Jeder mit Stricken um den Leib, um Hände und Füße, an einen Pfahl gebunden, doch so, daß sie noch einige Freiheit zur Bewegung, namentlich des Kopfes behielten.

Jetzt wurde der Kreis der Indianer etwas weiter und eine Anzahl junger und kräftiger Indianer trat in vollem Kriegsschmuck vor. Sie schwenkten ihre Tomahawks in der Luft und schleuderten sie plötzlich zu gleicher Zeit nach den Pfählen. In demselben Augenblick stieß auch die ganze Bande Nimettanaus ein wüthendes Geheul aus. Jeder Uneingeweihte würde geglaubt haben, es sei um das Leben der Gefangenen geschehen. Aber nur das Spiel hatte begonnen, das schreckliche Spiel, an dem sich die Indianer auf Kosten ihrer unglücklichen Gefangenen ergötzten.

Die Gefangenen waren nichts als lebendige Zielpunkte für die geübten rothen Krieger. Keiner von all den Tomahawks, die nach und nach auf die Engländer geschleudert wurden, traf. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit geworfen, sausten die Streitärte am Haupt der unglücklichen Schlachtopfer vorüber, trafen den Stamm, dessen Splitter weit umherflogen, oder fuhren an demselben vorüber, um in weiter Ferne tief in den Rasen zu schlagen. Dasselbe geschah mit Pfeilen. Ein förmlicher Stachelkranz hatte sich um das Haupt einzelner Gefangenen gebildet, und noch war Keiner verwundet, nicht einmal gestreift worden.

Der erste Eindruck dieses entsetzlichen Spiels war auf die Mehrzahl der Gefangenen ein schrecklicher. Sie glaubten sich jeden Augenblick dem Tode überliefert zu sehen, und die Meisten schlossen die Augen, in dem Glauben, daß ihr Leben bis jetzt nur durch die Ungeschicklichkeit der Indianer erhalten worden sei. Bald aber erkannten sie die Wahrheit, und mit dieser Erkenntniß stieg die Qual. Jeder schwirrende Pfeil, jeder blitzende Tomahawk konnte sie treffen, jeder konnte der todbringende sein. John sah die Gesichter Einzelner erbleichen und ihr Haar sich sträuben. Er erinnerte sich, wie er einst selbst der Zielpunkt der Indianer gewesen, und wie nur Pocahontas ihn auf wunderbare Weise gerettet, und er empfand das tiefste Mitgefühl mit seinen weißen Brüdern. Noch aber war der Augenblick zum Handeln nicht gekommen.

Ringrose, Hackew, Morton und Mathew waren die Standhaftesten. Die geschicktesten Indianer hatten sie zu ihrem Ziel ausersehen, und mehr als einmal war Hackews Haar von einem Pfeile oder Tomahawk gestreift worden. Dennoch zuckte sein Auge nicht, und für gewöhnlich hatte er den Blick auf die Hütte Nimettanaus gerichtet.

Ein abermaliges Kommandowort des furchtbaren Häuptlings that jetzt plötzlich dem Spiele Einhalt. Die Augen der Indianer leuchteten bereits vor Mordlust. Die eiserne Festigkeit der meisten Engländer hatte sie erbittert. Ein schwacher, zitternder Feind wäre verachtet, vielleicht begnadigt worden. Der männliche Trotz der Gefangenen aber erregte ihren Grimm. Der gefährliche Augenblick war gekommen.

Wieder trat eine tiefe Stille ein und Nimettanau näherte sich den Gefangenen. Vor Ringrose stand er still. John drängte sich noch näher hinzu, da er vermuthete, daß Nimettanau sprechen wolle.

— Nun, Ringrose, sagte er laut genug, daß John es deutlich hören konnte und in englischer Sprache, habt Ihr noch etwas auf dem Herzen?

Der Flibustier starrte den vermeintlichen Indianer an. Die Nennung seines Namens, der Ton der Anrede schien ihn zu überraschen. Nimettanau stand mit kaltem, triumphirendem Lächeln vor ihm.

— Ihr wundert Euch, daß ich Euren Namen kenne, fuhr Nimettanau fort. Seht mich genauer an, Ringrose. Ihr habt Euren Zweck erreicht, mich aus England zu vertreiben und Eure Frau zu befreien. Aber es hat Euch wenig geholfen. Die Rache ist endlich doch in meine Hand gegeben worden. Ihr kennt mich nicht? Ich bin Devilborn.

John sah den Flibustier erschrecken und Todtenblässe über sein Gesicht ziehen, aber nur für eine Minute. Dann faßte sich Ringrose und erwiederte den höhnenden Blick seines Feindes mit der Ruhe des schwergeprüften und gefaßten Mannes.

— Ihr mögt sein, wer Ihr wollt, antwortete er. Es ist mir gleichgültig, von welcher Hand ich sterbe. Mein Leben ist abgeschlossen.

— Wirklich? fragte Devilborn spöttisch. Ich denke, Ihr habt Frau und Kind?

Das Gesicht des Flibustiers wurde schmerzlich trübe.

— Mein armes Weib ist gestorben, antwortete er düster. Ihr habt sie durch Eure Verfolgungen vor der Zeit ins Grab gebracht. Mein Kind, meine Tochter? Ich weiß nicht, ob sie lebt! Sie ist mir durch einen Schurken, der Euch ebenbürtig ist, geraubt worden. Ich glaube, daß sie sich selbst den Tod gegeben hat. Was liegt mir jetzt daran, noch länger zu leben?

— So wird der Tod für Euch ein Gnade sein? sagte Devilborn achselzuckend. Das thut mir leid. Ich wünschte, ich hätte Euch einem glücklichen Leben entreißen können. Nun, mir ist es gleich. Meine Absicht ist erreicht.

— Ist es wirklich Devilborn? fragte jetzt Hackew seinen Unglücksgefährten.

— Er muß es sein, erwiederte Ringrose. Kein anderer Mensch kann ein solcher Teufel sein.

— Ja, ich bin es, rief Devilborn lachend. Uebrigens scheint mir Euer Gesicht und Eure Stimme bekannt. Vielleicht sind auch wir uns schon begegnet?

— Ja, antwortete Hackew, und ich will Euch eine Freude machen, Devilborn. Der hier gefesselt vor Euch steht, ist Francis Burleigh.

— Ha! rief Devilborn und eine höllische Freude zuckte über sein Gesicht. Ich kenne Euch, es ist wahr! Nun, es ist mir lieb, Euch hier zu sehen. Ihr habt mir manchmal den Tod gewünscht, ich weiß es wohl. Schade, daß Euer Bruder todt ist. Der Großschatzmeister würde sich freuen, wenn ich ihm mittheilen könnte, daß Ihr endlich beseitigt seid.

— Cecil ist todt, wißt Ihr das? fragte Hackew finster.

— Ja, schon seit einiger Zeit! Ich habe es erfahren, antwortete der Spanier.

— Nun, dann sterbe auch ich ruhiger! sagte Hackew gefaßt. Dann ist der Zweck meines Lebens, einen entarteten, unnatürlichen Bruder zu stürzen, verfehlt, und die Rache käme zu spät. Ihr habt mein Herz einer schweren Last entledigt, Devilborn, und ich sehne den Augenblick herbei, vor dem Throne des Gerechten zu erscheinen und die Anklage gegen ein Scheusal zu erheben, wie es die Erde selten gesehen. Dort wird es ihm nicht gelingen, das Ohr des Richters durch schlaue Lügen zu täuschen.

— Ihr seid sehr gnädig, Euch mit einer solchen Rache zu begnügen, sagte Devilborn spöttisch. Dennoch glaube ich, daß Ihr nicht gern sterbt.

— Weshalb? fragte Hackew, und senkte sein Auge, als ein forschender, giftig scharfer Blick Devilborns ihn traf.

— Weil ich glaube, daß in meiner Hütte eine schöne Frau lebt, die Euch nicht gleichgültig ist! antwortete der Spanier mit hämischer Betonung.

— Teufel! rief Hackew und es schien, als wolle er seine Bande sprengen. Doch nein! — fügte er dann ruhiger hinzu. Zwar wußte ich nicht, daß Mary in Eure Hände gerathen war. Aber sie wird handeln, wie ihr edler Geist es ihr gebietet. Ich sterbe ruhig. Mary wird mir zu folgen wissen.

— Wenn Ihr nur nicht lange warten müßt! rief Devilborn mit höhnischem Lachen. Denkt Ihr, ich werde Mary sagen, wer ich bin? Sie wird sich endlich in ihre Lage finden und wird an meiner Seite glücklich sein!

— Ihr wollt mir die letzten Augenblicke meines Lebens verbittern, sagte Hackew finster. Es soll Euch nicht gelingen. Ihr werdet Mary kennen lernen und erfahren, daß ein Weib Euch mehr Trotz entgegensetzen kann, als wir Männer. Jetzt thut Euer Henkeramt!

— Nur Geduld! sagte Devilborn. Dazu ist noch immer Zeit! Ihr entgeht mir nicht!

Die Andern — fuhr er dann fort, einen Blick auf die übrigen Gefangenen werfend — die Andern sind mir gleichgültig. Sie werden zuerst sterben, und Ihr werdet Euer eigenes Schicksal an ihrem Beispiel sehen.

Er wandte sich zu den Indianern und gab ihnen ein Zeichen. Es schien, als solle das frühere Spiel von Neuem beginnen, John aber wußte, daß jetzt der Ernst folgen würde. Er wechselte einen Blick mit Nautakan.

Ein großer, schlanker Indianer trat vor und wiegte den Tomahawk in seiner Hand, mit den Augen die Entfernung prüfend, die ihn von einem Gefangenen, dem Letzten in der Reihe, trennte.

In demselben Augenblick donnerte ein Schuß. Devilborn sprang auf die Seite. Nautakan stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte mit erhobenem Tomahawk mitten unter die Indianer Nimettanaus. John folgte. Geheul erschallte auf allen Seiten.

Aber seltsam! Es war, als wenn die Kugel im vollen Laufe aufgehalten würde. Der Kampf, dessen Ausbruch unvermeidlich schien, begann nicht. In einen wirren Knäuel zusammengeballt, standen die Indianer mit erhobenen Waffen; aber Niemand schleuderte den Tomahawk. Nautakan wurde von einigen alten Häuptlingen zurückgehalten. Die Gefangenen waren von einer undurchdringlichen Mauer von Indianern umgeben. Nur ein Schuß fiel noch. Devilborn hatte ihn auf John abgefeuert, aber so wenig getroffen, wie dieser selbst vorhin. Dann folgte auf das plötzliche Kriegsgeschrei eine tiefe Stille.

Ein alter Häuptling trat auf den erstaunten Nautakan zu, und drückte ihm die erhobene Hand mit dem Tomahawk nieder.

— Der Sohn Powhattans wird den Tomahawk nicht gegen seine rothen Brüder erheben! sagte er ernst und feierlich. Die rothen Männer müssen in Friede und Eintracht leben. Der Sohn Powhattans mag seinen weißen Gastfreund schützen, aber er soll nicht eher seinen Tomahawk erheben, als bis die rothen Männer in seinen Wigwam dringen. Noch haben sie es nicht gethan. Der Sohn Powhattans sagt, Nimettanau sei ein Blaßgesicht und der Feind seines weißen Gastfreundes. Die rothen Männer aber werden keine Thoren sein und der Blaßgesichter wegen den Tomahawk gegen ihre Brüder erheben. Der Gastfreund Nautakans mag seine Fehde mit Nimettanau allein ausfechten. Die Söhne des Chickahominy sind die Kinder Wacondahs und nicht die Sklaven zweier Fremdlinge!

Ein lautes Beifallsgemurmel von allen Seiten, auch aus den Reihen der Indianer des Dorfes, bewies, daß diese Worte allgemeinen Anklang gefunden hatten. Nautakan senkte den Kopf und zog sich zurück.

John seinerseits konnte dem alten Häuptlinge nicht Unrecht geben. Der Ausweg, den er vorgeschlagen, war ganz gut und hatte den einen großen Vortheil, einen Kampf zu vermeiden, der wahrscheinlich die traurigsten Folgen für alle Indianer gehabt hätte. Wäre Nimettanau wirklich ein Indianer gewesen, so würde der Häuptling den Vorschlag wohl nicht gemacht haben. Aber für zwei Europäer Hunderte von rothen Kriegern aufzuopfern — das mußte den Besonnenen unter den Indianern als eine Thorheit erscheinen, und John hatte nichts dagegen einzuwenden. Er war nur begierig, wie Devilborn den Vorschlag aufnehmen würde, der ihm ebenfalls ganz unerwartet gekommen war.

Devilborn hatte einige Minuten lang erstaunt und mißtrauisch zu dem alten Häuptling hinübergeblickt. Dann aber, als er das Beifallsgemurmel hörte und die argwöhnischen Blicke bemerkte, die man auf ihn richtete, nahm er eine ruhige und zuversichtliche Haltung an. Wahrscheinlich hatte auch er jetzt begriffen, daß seine Macht erschüttert und nur durch eine außerordentliche That wieder herzustellen sei.

— Der Vater der rothen Männer hat die Wahrheit gesprochen! rief er mit lauter Stimme. Nimettanau ist bereit, mit seinem weißen Feinde allein zu kämpfen und das Blut der rothen Männer zu schonen!

John hatte diese Antwort erwartet und be-

reits bei sich überlegt, ob er sie annehmen solle. Er hatte Vieles zu bedenken. Das Leben aller Gefangenen, auch Mary's und Alice's, hing von dem Ausgange dieses Einzelnkampfes ab. Zwar fühlte er sich stark und kräftig. Aber die Anstrengungen der letzten Zeit hatten ihn doch etwas ermattet, und Devilborn mußte durch sein Leben bei den Indianern und die tägliche Uebung Kräfte gewonnen haben, die John keineswegs verachten durfte. Andererseits aber hätte ein Ablehnen des Vorschlags ihn der Verachtung und dem Spott aller Indianer ausgesetzt. Bei den Söhnen der Natur giebt fast nur die körperliche Kraft ein Anrecht auf Ansehen und Achtung. Selbst Nautakan würde sich von John zurückgezogen haben, wenn dieser den Kampf nicht angenommen. Jedenfalls blieb John dann auch der Hinterlist seines Feindes ausgesetzt, während im Falle seines Sieges alle Schwierigkeiten beseitigt waren. Er entschloß sich also kurz, während alle Augen auf ihn gerichtet waren, und erklärte, daß er bereit sei, mit Nimettanau zu kämpfen.

Die Bedingungen des Zweikampfs wurden nun festgesetzt und bestimmt, daß die beiden Gegner einander nicht tödten, sondern nur fesseln sollten. Zum Theil lag dieser Bestimmung die Absicht zum Grunde, die gegenseitige Geschicklichkeit der beiden Gegner auf eine desto größere Probe zu stellen. Devilborn nahm sie an, vielleicht, um wenn er siegte, den doppelten Triumph zu haben, seinen Feind verhöhnen zu können. Auch John zeigte sich bereit, auf den Vorschlag einzugehen. Jeder von den Kämpfern erhielt eine große lederne Schlinge, mit der er versuchen sollte, seinen Gegner auf irgend eine Weise kampfunfähig zu machen. Der Sieger sollte unbedingte Macht über den Besiegten haben. Siegte Nimettanau, so waren ihm alle weißen Gefangenen verfallen, mit Ausnahme von zweien, die durch das Loos ihre Freiheit erhalten sollten.

Siegte John, so sollten sämmtliche Gefangenen frei und ihnen gestattet sein, zu ihren weißen Brüdern zurückzukehren.

— Geh nach dem Wigwam und sage Powhattan, daß er meinen Gefährten bewachen und nicht aus der Hütte lassen soll! flüsterte John Nautakan zu.

Dann warf er seine Oberkleider und seine Waffen ab und empfing aus den Händen des alten Häuptlings eine zwei Zoll breite lederne Schlinge, stark und fest genug, um einen Büffel damit zu bändigen. Es wurde noch einmal festgesetzt, daß Niemand andere Waffen, als die Hände, gebrauchen solle, und auch diese nur zum Ergreifen und Festhalten.

Die Indianer traten nun aus einander, um den beiden Gegnern Raum für den eigenthümlichen Kampf zu lassen. Dadurch wurde John zum ersten Mal den Gefangenen sichtbar.

Sie erkannten ihn sogleich, und Ringrose, Hackew und Morton riefen zugleich seinen Namen. John dankte ihnen mit einem freundlichen Gruß. Dann fragte er Devilborn, ob er ihm erlaube, wenige Worte mit Ringrose zu sprechen. Verächtlich willigte Devilborn ein.

— Ringrose! flüsterte John nun, an den Flibustier hinantretend. In kurzer Zeit wird sich unser Schicksal entscheiden. Nur Eines! Wenn ich besiegt bin, und wenn Ihr meinen Gefährten sterben seht, so verrathet Euch nicht durch Wort und Blick. Devilborn könnte aufmerksam auf ihn werden. Es ist Alice!

Der Flibustier erschrak und machte dann ein bejahendes Zeichen, da er nicht im Stande war, zu antworten. Dann wechselten sie Beide einen Blick, der mehr als Worte sagte, und John trat zurück.

Die beiden Gegner standen sich nun Auge in Auge gegenüber. Alle Blicke waren auf sie gerichtet. Selbst die Indianer Opechancanofs waren herbeigekommen, um das eigenthümliche Schauspiel zu sehen. Nur fünf Schritt standen Devilborn und John von einander entfernt. Beide untersuchten den Boden, der ziemlich eben war, um auch in dieser Hinsicht keinen Vortheil außer Acht zu lassen. Dann gab der alte Häuptling das Zeichen zum Beginn des Kampfes.

Die Schlinge zum Werfen bereit, schritten Beide auf einander zu, furchtlos, bereit, Alles zu wagen. Bald hatten sie einander umspannt

und ein entsetzliches Ringen begann, dessen Einzelnheiten unmöglich zu schildern sind. Zu seiner hohen Freude bemerkte John, daß seine Kräfte denen Devilborns noch vollkommen gewachsen waren und daß er seinen Gegner an Gelenkigkeit übertraf. Bald rangen sie Brust an Brust, bald stürzte Einer, zweimal hatte John die Schlinge seinem Feinde über die Arme geworfen, aber beide Male riß sich Devilborn mit ungeheurer Kraft los. Ermattet hielten sie zuweilen einige Minuten inne, um Kräfte zu sammeln, und jedes Mal war dann John der Angreifende. Es war ein schauerlicher Kampf, wie wenn ein Henker mit seinem widerstrebenden Opfer ringt. Lautlose Stille umgab sie rings und man hörte nur die gewaltigen Fußtritte der beiden Kämpfer, die den Boden erschütterten. Eine halbe Stunde lang rangen sie ohne Erfolg. Dann fühlte John plötzlich einen heftigen Schlag, wie mit einem eisernen Instrument, auf die rechte Schläfe. Betäubt fiel er zurück. Eine Sekunde später umschlang die Schlinge Devilborn's seine Arme und er war zu Boden gerissen. Devilborn setzte ihm den Fuß auf die Brust.

Der Sieg war errungen, aber es folgte ihm kein Jubelgeschrei. Es war, als ob selbst die Indianer die Ungerechtigkeit fühlten, die in dieser Entscheidung des Schicksals lag. Gewiß hatte John durch seine männliche und geschickte Gegenwehr ihre Theilnahme errungen.

Der alte Häuptling trat auf die beiden Kämpfer zu. John hatte sich ein wenig aufgerichtet. Seine Gedanken verwirrten sich. Er fühlte ein Zucken im Hirn. Er war der Besiegte, Alles war verloren!

— Nimettanau hat treulos gehandelt! rief er. Er hat mich mit einem festen Gegenstand getroffen und betäubt.

Der Alte erwiederte nichts, aber es schien, als glaube er diesen Worten. Er sah Nimettanau finster an. Dieser lachte laut auf.

— Seht her! rief John. Ihr müßt die Wunde erkennen!

— Das Blaßgesicht hat sich an dem Knochen meines Ellenbogens gestoßen! rief Nimettanau höhnisch. Der Fuchs will ein Loch zum Fliehen suchen!

Der alte Häuptling hob einen Gegenstand vom Boden auf. Es war ein zusammengeschlagenes Messer mit festem Griff von Horn. Offenbar hatte Devilborn den Schlag mit dem Griff dieses Messers geführt.

Schweigend untersuchte der alte Häuptling die Wunde Johns und prüfte die Größe derselben. Dann zuckte er mit den Achseln. Es war nichts deutlich zu erkennen.

— Nimettanau ist Sieger! sagte er ruhig, und John seufzte tief auf.

In demselben Augenblick brach Jemand mit lautem Rufe sich Bahn durch die Reihen der Indianer. John erschrak. Er hörte Alice's Stimme. Er sah sie in wilder Hast auf sich zustürzen, dann plötzlich, als sie ihn auf der Erde liegen sah, still stehen.

— Zurück, Percy, zurück! rief er so laut er konnte.

— Nein, nein! Ich bleibe bei Dir, John! rief das arme Weib mit herzzerreißender Stimme. Ich will mit Dir sterben!

— Nautakan! Halte sie zurück! rief John in entsetzlicher Angst.

Der junge Indianer sprang auf sie zu und ergriff ihre Hand. Aber Alice riß sich los. Jetzt erst erblickte sie ihren Vater an dem Marterpfahl. Sie erbleichte und ihre Kniee zitterten. Dann drückte sie die Hände vor das Gesicht und sank mit einem Schrei auf die Kniee.

— Hollah! was ist denn das für ein Bürschchen? rief Devilborn, und seine Augen flammten wie die eines beutelustigen Tigers hinüber auf Alice. Das Gesicht muß ich gesehen haben. Ah, jetzt weiß ich!

Und er blickte nieder auf John und in seinen Zügen malte sich ein so höllischer Triumph, daß John versucht war, aufzuspringen und seinen Gegner niederzustoßen. Aber das Gefühl der Pflicht und Ehre, das den Kapitain nie verließ, hielt ihn auch jetzt zurück, und mit einem Seufzer blickte er vor sich nieder.

Nimettanau erhob die Hand, und einen Augenblick später war Alice von einer Schaar

seiner Indianer umringt. Nautakan machte einen vergeblichen Versuch, sie zu schützen. Der alte Häuptling trat auf ihn zu und schien ihm zu sagen, daß er gegen den Vertrag handle. Nautakan zog sich zurück und setzte sich einsam mit gebeugtem Haupte auf den Stumpf eines Baumstammes. Auch seine Hoffnungen waren mit Johns Niederlage vernichtet.

— Nimettanau ist Sieger! rief der Spanier, sich stolz an seine Indianer wendend. Das Schicksal der Blaßgesichter liegt in seiner Hand. Zwei von ihnen sollen frei sein. Sie mögen das Loos ziehen!

Noch eine Hoffnung war also für John vorhanden. Aber seine düstere Miene zeigte, daß er nicht mehr auf die Entscheidung des Zufalls hoffte. Die Loose wurden angefertigt, zwölf an der Zahl, aus glatten, dünnen Holzstäbchen. Die beiden längsten sollten die Freiheit bringen. Sie wurden in einen Köcher gethan und so verdeckt, daß man nur die Spitzen sah. Dann wurde jedem Gefangenen der eine Arm frei gemacht, damit er sein Loos ziehen könne. Bald war das ganze Verfahren beendet. Zwei Ansiedler aus Jamestown hatten die beiden Glücksloose gezogen.

Man befreite sie sogleich von ihren Fesseln und bekümmerte sich nicht mehr um sie.

— Darf ich diesen beiden Leuten einige Worte mit auf den Weg geben? fragte John den Spanier. Ich will nichts, als daß sie Nachricht nach England, und meinen Freunden einen letzten Gruß bringen.

— Es sei! antwortete Devilborn hochmüthig. Ihr könnt mit ihnen sprechen.

Die beiden Engländer, mehr betrübt über das Schicksal ihrer Genossen, als erfreut über ihre eigene Freilassung, traten zu John heran. Dieser warf einen Blick auf Nautakan. Zufällig sah der junge Indianer zu ihm herüber.

John sprach nun einige Worte mit den Engländern und bat sie, ihren Genossen sein und seiner Freunde Schicksal zu berichten, wo möglich auch dem Grafen von Southampton, als dem bekanntesten seiner Gönner in England, Nachricht zu geben. Er begleitete seine Worte durch einige Bewegungen mit den Händen, die jetzt wieder frei waren. Diese Bewegungen waren mehr für Nautakan, als für die Engländer berechnet, und der junge Indianer wurde sogleich aufmerksam. Devilborn achtete nicht darauf; er sprach mit seinen Indianern, kam aber zurück, als John mit seinen Aufträgen zu Ende war.

— Wie sollen wir aber den Weg zu unseren Ansiedelungen finden? fragten die Beiden. Wir kennen das Land nicht, und die Indianer sind uns feindlich.

— Ich werde den einzigen Freund, den ich hier besitze, bitten, Euch zu geleiten, antwortete John. Nautakan wird Euch führen.

Er gab dem jungen Indianer ein Zeichen, und dieser näherte sich bis auf ungefähr zwanzig Schritt.

— Will Nautakan seinem Freunde einen letzten Dienst erweisen? fragte John.

Der Indianer machte ein Zeichen, das zugleich eine bejahende Antwort und das Zeichen des Einverständnisses ausdrückte.

— Nautakan wird meine weißen Freunde zu den Wigwams der Blaßgesichter geleiten! sagte John mit einem Winke der Augen.

Wieder machte Nautakan ein bejahendes Zeichen und entfernte sich dann. Die beiden Engländer folgten ihm, nachdem sie von ihren Gefährten einen letzten und traurigen Abschied genommen.

Während aller dieser Vorfälle war der späte Nachmittag gekommen und die Sonne senkte sich bereits hinter die Bäume des angrenzenden Waldes. Nimettanau gab deshalb das Zeichen, die Gefangenen loszubinden und nach dem Wigwam zu führen, den sie während der vergangenen Tage inne gehabt. Auch John wurde an Händen und Füßen gefesselt und seinen Freunden beigesellt. In Bezug auf Alice schien Nimettanau unschlüssig zu sein. Endlich aber wurde auch sie gefesselt und in den Wigwam geführt, dessen schwere und feste Thür sich hinter ihr schloß.

So befanden sich nun die zehn Gefangenen

allein. Alle waren stumm. Alice stand neben ihrem Vater, und der Flibustier konnte nicht einmal den Arm um seine Tochter schlingen, die er nur wiedergefunden, um sie auf eine gräßliche Weise zu verlieren. John befand sich neben Hackew und Morton. Aber es währte lange, ehe das Gefühl der Trostlosigkeit, das auf allen Gemüthern lastete, sich so weit verlor, um Worten Raum zu gestatten, und ehe ein Gespräch begann, dessen gedämpfter Ton das Unheimliche der Lage noch vermehrte.

John sprach mit Hackew, und nachdem sie einige Worte über ihre Lage getauscht, fragte er ihn, wie es ihm gelungen sei, im Verein mit Ringrose Mary Smith aufzufinden.

Hackew begann nun zu berichten, was ihn nach den Antillen geführt habe. Da er aber hörte, daß John bereits mit den Einzelnheiten der Vorfälle bis zur Verbannung Ringrose's von der Insel bekannt sei, so faßte er sich sehr kurz und wurde erst ausführlicher, als er hörte, daß John von den späteren Ereignissen gar nichts wisse.

— Euch, Kapitain, sagte er, der Ihr in so mannichfaltigen Lagen des Lebens gewesen seid, Euch brauche ich nicht zu schildern, in welcher Verzweiflung wir uns befanden, als uns der schwache Ostwind hinaus in die hohe See trieb. Angebunden an die Ruderbänke, über uns die brennende Sonne, im Herzen wüthenden Grimm über den schändlichen Verrath — ach, Kapitain, es war eine Fahrt, die selbst jetzt noch, im Angesicht des gewissen Todes, mich fast erbeben macht. Ringrose war noch unglücklicher als ich. Er wußte seine Tochter in den Händen eines Barbaren. Ich fühlte das tiefste Mitleid mit ihm, und die tiefen, qualvollen Seufzer, die sich zuweilen aus seiner Brust rangen, tönten schmerzlich in meinem Herzen wieder. Den ganzen Tag und die Nacht trieben wir auf der offenen See. Dann erst gelang es Mathew, sich loszumachen und auch uns loszubinden. Jetzt faßten wir wieder Hoffnung. Zwar waren die Nahrungsmittel, die man uns mitgegeben, bereits verdorben. Aber wir glaubten in kurzer Zeit Land zu erreichen, und Ringrose hatte keinen anderen Gedanken, als den, seine Tochter aus den Händen L'Ollonois zu befreien.

Am Nachmittage des zweiten Tages sahen wir ein großes Fahrzeug auf uns zukommen, und Ringrose behauptete, es sei kein anderes, als das Manuel de Castro's, desselben Spaniers, den wir von Tortuga zurückgeschlagen hatten, und der also unser wüthendster Feind sein mußte. Wir beriethen, was zu thun sei. Ringrose wollte sich Anfangs vertheidigen. Ich aber stellte ihm vor, daß es vielleicht besser sein würde, wenn wir uns dem Spanier unterwürfen. Denn erstens dürften wir hoffen, Eure Schwester Mary auf dem Schiffe zu finden — Ringrose hatte mir davon erzählt — und zweitens ließe sich annehmen, daß Castro gegen die Bukaniers kämpfe und vielleicht mit L'Ollonois zusammentreffen würde. Dann böte sich für Ringrose die beste Gelegenheit dar, Auskunft über das Schicksal seiner Tochter zu erhalten. Diese Gründe schienen ihm einzuleuchten, und als der Spanier uns anrief, baten wir um Aufnahme, und als diese uns verweigert wurde, nannten wir unsere Namen.

Das half. Wir wurden sogleich aufgenommen. Castro nahm uns selbst in Empfang, und wir fanden in ihm einen finsteren, tiefbrütenden, leidenschaftlichen Menschen, dessen Verstand und dessen Herz gleichmäßig durch Leiden und überspannte Ideen zerrüttet waren. Er konnte einem Gegner, wie Ringrose war, seine Achtung nicht versagen, und nachdem er erfahren, auf welche Weise die Franzosen sich Tortuga's bemächtigt, schwur er, sich und Ringrose rächen zu wollen. Ja, er fragte uns sogar, ob wir mit ihm gegen die Bukaniers kämpfen wollten, und in der Lage, in der wir uns befanden, konnten wir ein solches Anerbieten nicht unbedingt ablehnen. Wir behielten uns unsere bestimmte Antwort vor und willigten ein, wenigstens gegen L'Ollonois zu kämpfen.

Daher kam es, daß wir nicht als Gefangene behandelt wurden, sondern eine gewisse Freiheit genossen. Glücklicherweise hatte Castro vergessen, uns unser Ehrenwort abzufordern, nicht zu

fliehen, und wir blieben also Herr über unsere Entschlüsse. Dieser Mangel an Vorsicht sollte dem Spanier später sehr gefährlich werden, und ich kann mir denselben nur aus der Zerrüttung seines Geistes erklären. Denn so umsichtig, so wachsam, so mißtrauisch, wie de Castro zu manchen Zeiten war, so nachlässig und fast vollständig geistesabwesend war er zu anderen. Dann saß er mit gebeugtem Kopfe, starr vor sich hinblickend, halbe Tage lang in der Kajüte oder auf dem Hinterdeck, und nichts vermochte ihn seiner Apathie zu entreißen. Ich hätte mir dieses seltsame Benehmen nicht erklären können, wären mir nicht von Ringrose einige Aufklärungen über die frühere Lebensgeschichte des Spaniers und seine Beziehungen zu Eurer Schwester gegeben worden. Jetzt aber, da ich diese Geschichte kannte, fand ich leicht den Schlüssel. Den leidenschaftlichen Spanier verzehrte das wilde Feuer, das in seinem Innern für Mary brannte. Er glaubte, ein Anrecht auf das Herz Eurer Schwester zu haben, und als er endlich einsah, daß kein Zwang, keine Gewalt dieses eiserne Frauenherz beugen könne, da ergriff ihn eine Art von Verzweiflung. Wahrscheinlich hielt er sein ganzes Leben für verfehlt. Und er hatte nicht Unrecht.

— Ihr habt richtig gesehen, glaube ich! sagte John beistimmend und aufmerksam.

— Ihr werdet es nun wohl natürlich finden, fuhr Hackew fort, wenn ich den Gegenstand der heißen Leidenschaft des Spaniers, Eure wegen ihrer Schönheit und wegen ihrer seltsamen Schicksale so berühmte Schwester zu sehen wünschte. Es war nicht leicht. Mary war eine Gefangene auf dem Schiffe de Castro's. Eine dunkle Kajüte im Zwischendeck, mit fest verschlossener Thür, war ihr Aufenthalt, den sie nie verließ, wenigstens nicht bei Tage, wie ich bald errathen hatte. Wollte ich sie sehen, so mußte ich die Nacht abwarten. Der Umstand, daß Castro ihre Nähe mied und nie auf das Verdeck kam, sobald sie dasselbe betrat, kam mir dabei zu Statten. Spät, lange nach Sonnenuntergang, kam sie herauf, gewöhnlich von zwei Spaniern, zuweilen auch von der Schwester de Castro's begleitet. Da die Nächte schön waren, so schlief ich auf dem Verdeck und man konnte nichts Auffälliges darin finden. Auf diese Weise sah ich Eure Schwester, freilich nur in der Dämmerung der Nacht. Bald aber fand ich auch eine Gelegenheit, sie zu sprechen.

Ich hatte bemerkt, daß sie sich gewöhnlich, wenn sie eine Zeit lang auf dem Verdeck umhergegangen war, auf eine Bank in der Nähe des Besan-Mastes setzte und dort längere Zeit blieb. Ich wählte also den Besan-Mast in der nächsten Nacht zu meinem Lager und wußte mich dicht neben dem Mast, zwischen Tauen und Tonnen, so zu betten, daß Niemand mich bemerkte. Vorher hatte ich bereits die Gewißheit erlangt, daß keiner von den Spaniern die englische Sprache genügend kannte, um sie zu verstehen, wenn sie rasch gesprochen wurde. Auch blieben die Wächter selten in der Nähe, sondern plauderten gewöhnlich mit dem Steuermann, der weit genug entfernt war, um uns nicht zu hören, wenn wir leise sprachen. Als also Eure Schwester ihren gewöhnlichen Sitz auf der Bank wieder einnahm, redete ich sie an, sagte ihr, daß ich ein Freund von Euch sei, ihr Schicksal kenne, und daß Ringrose sich ebenfalls auf dem Schiffe befände. Sie schien aufs Freudigste bewegt zu sein, und bald wußten wir, daß wir alte Bekannte seien. Wir hatten uns in Theobalds zu einer Zeit gesehen, an die ich nur mit Schmerz und Trauer zurückdenken kann.

— Ich weiß, sagte John, und ich danke Euch für den wahren Freundesdienst, den Ihr mir und meiner Schwester geleistet.

— Wir sprachen lange zusammen, fuhr Hackew fort, und als die Wächter kamen, bat sie, noch eine Zeit lang auf dem Deck bleiben zu dürfen. Es wurde ihr gestattet. Sie sagte mir, daß sie ihr Schicksal bis jetzt mit Geduld ertragen habe, da sie stets gehofft, fliehen zu können. Jetzt aber werde ihre Lage unerträglich und sie fühle sich krank. Die Einsamkeit, die Abgeschiedenheit von der Welt fange an, ihr Gemüth zu verdüstern, und sie sei bereit, das Aeußerste zu wagen, um der tyrannischen Grausamkeit de Castro's zu entfliehen. An

meine Frage war sie offen genug, mir ihre Lage zu schildern. Castro hatte sie mit Gewalt aus England geführt, in der Hoffnung, sie würde seinen Wünschen ein geneigtes Ohr schenken, wenn sie fern von ihrem Vaterlande und, wie er glaubte, fern von dem Gegenstande ihrer Neigung wäre. Nachdem er eingesehen, daß er sich geirrt, hatte sich seine Liebe zu ihr in die wüthendste Erbitterung verwandelt, und nur die Bitten seiner Schwester, sowie vielleicht die geheime Hoffnung, daß eine lange und strenge Gefangenschaft Mary's Herz erweichen würde, hielten ihn von einer Gewaltthat zurück.

Mein Entschluß, diesem Zustande ein Ende zu machen und Eurer Schwester die Freiheit zu verschaffen, stand nun fest, und da wir keine Zeit zu verlieren hatten, so verabredeten wir einen Plan zur Flucht. Das Unternehmen war schwierig und gefahrvoll, aber das war kein Grund, uns zurückzuhalten. Ich theilte Ringrose am anderen Tage meine Absichten mit, und er war damit einverstanden. Es handelte sich darum, die Gelegenheit zu benutzen, sobald das Fahrzeug irgendwo vor Anker ging, und dann zu fliehen.

Aber ein anderer Umstand kam uns zu Hülfe, noch ehe wir es erwarteten. Castro war in die Nähe von Barbadoes gekommen, wo die Engländer eine kleine Kolonie angelegt hatten. In seinem wilden Hasse gegen alles Englische — denn er glaubte, daß ihm alles Unheil von dort gekommen sei — zögerte er keinen Augenblick, die kleine Kolonie anzugreifen und zu vernichten. Wir wußten, daß der Kampf bevorstand, und als man uns gebot, hinab in das Zwischendeck zu gehen und bei Todesstrafe dasselbe nicht zu verlassen, verabredeten wir in aller Eile einen tollkühnen Plan, wie ihn nur die größte Gefahr ersinnen kann. Wir sahen nämlich, daß bereits einige Boote ausgesetzt waren, um zu landen, sobald die Kanonen die festen Gebäude der Kolonie zerstört hätten. Noch waren diese Boote nicht bemannt, sondern nur jedes mit zwei Ruderern besetzt. Alles war unserem Unternehmen günstig.

Während die Kanonen gegen die Kolonie donnerten und Alles auf dem Deck oder an den Luken war, bewaffneten wir drei Männer uns rasch mit den ersten besten Waffen, die wir fanden, und erbrachen dann die Thür, die zu dem Gefängnisse Eurer Schwester führte. Ohne einen Augenblick zu zögern, schloß sie sich uns an. Nun eilten wir Alle in den untersten Schiffsraum hinab, und in wenigen Minuten hatten wir ein Leck in die Schiffswand gehauen, das groß genug war, das Fahrzeug binnen einer Viertelstunde wenn nicht zum Sinken, doch in eine höchst gefährliche Lage zu bringen. Dann öffneten wir eine für gewöhnlich fest verschlossene Luke dicht über dem Wasserspiegel. Ich wußte, daß das kleinste der Böte ganz in der Nähe dieser Luke hielt, und daß es das einzige auf dieser Seite des Schiffes war. Mathew und ich sprangen in das Meer, und noch ehe die beiden Spanier inmitten des allgemeinen Lärmes uns bemerkt hatten, erreichten wir das Boot, warfen die Beiden ins Wasser, schoben das Boot zu der Luke und hoben Eure Schwester hinein. Dann stießen wir ab und ruderten — wie nie in unserem Leben. Man bemerkte uns, aber wir waren bereits zu weit, als daß die Flinten uns hätten schaden können, und als Castro umlegen lassen wollte, um die Kanonen auf unser kleines Fahrzeug zu richten, bemerkte man wahrscheinlich das Leck, denn eine allgemeine Verwirrung wurde auf dem Schiffe sichtbar. Nach wenigen Minuten zog es sich zurück, und unangefochten erreichten wir die Küste und die englische Kolonie.

— Brav! Das war brav! rief John mit einem dankbaren und freudigen Blick auf Hackew. Jetzt kann ich mir die Wuth de Castro's erklären, mit der er an Euch zurückdachte. Und er ließ die Kolonie in Ruhe?

— Er mußte wohl, erwiederte Hackew. Denn eine Stunde später erschienen zwei gut bemannte englische Schiffe, mit denen Castro den Kampf nicht aufnehmen konnte. Wir unsererseits blieben auf Barbadoes, und Ringrose suchte Erkundigungen über seine Tochter einzuziehen. Er erfuhr, daß L'Ollonois den ver=

meintlichen jungen Mann mit sich auf sein Schiff genommen. Später aber erhielten wir von einem Bukanier, der verwundet worden war, als L'Ollonois das Schiff de Castro's in die Luft sprengte, die Nachricht, daß Alice mit zwei Männern geflohen sei. So freudig diese Nachricht für Ringrose war, so ließ sie ihn doch immer noch in Zweifel, wohin das Schicksal seine Tochter geführt habe. Einige spätere Nachrichten, die wir erhielten, schienen uns auf die richtige Spur zu leiten. Wir glaubten annehmen zu dürfen, daß Eure Hand dabei im Spiel gewesen sei. Und da wir nicht wußten, wo wir Euch finden sollten, so dachten wir an Virginien, Eure zweite Heimath. Wir hofften, daß Ihr Euch dorthin gewendet hättet, und mit dem ersten Schiff, das von Barbadoes aus nach England zurückkehrte und auf der Fahrt in Jamestown anlegte, fuhren wir nach Virginien. Wir fanden Euch nicht, und das Weitere wißt Ihr.

— Und meine Schwester? fragte John. Ich möchte sie so gern wiedersehen, noch einmal wenigstens, ehe dieser Devilborn das Schwert niederfallen läßt, das über unserem Haupte schwebt. Wenn ich daran denke, welche Leiden sie erduldet hat — Gott! ich begreife nicht, wie ein schwaches Herz so viel ertragen kann. Ich glaube, ich selbst wäre unterlegen.

— Eure Schwester hat es ertragen und ihr Muth ist nicht gebrochen! sagte Hackew und sein Gesicht verdüsterte sich. Es ist ein Weib, wie es mir vorschwebte in den Träumen meiner Jugend und in den Irrfahrten meines späteren Lebens — ein Weib, dessen Liebe der schönste Lohn für einen Helden sein würde, ein Lohn, wie ihm die Welt keinen schöneren zu bieten vermag. In der kurzen Zeit unseres Zusammenlebens habe ich sie kennen gelernt, und jetzt — doch, was rede ich!

Er brach ab. John betrachtete ihn aufmerksam. Er sah, mit welcher Gewalt Hackew ein emporsteigendes Gefühl zu unterdrücken suchte, und wie er sich abwandte, um John seine Bewegung zu verbergen. Der Kapitain errieth, was in dem Herzen Hackews vorging, und mit einem Seufzer blickte er zu Alice hinüber, die neben ihrem Vater stand und mit ihm sprach. Dann ging er zu den Beiden und sprach längere Zeit mit ihnen. Unterdessen war es Nacht geworden, und die tiefste Finsterniß verbreitete sich in der Hütte.

Draußen herrschte die größte Stille, und Niemand, der es nicht gewußt, würde geahnt haben, daß Hunderte von Indianern dort lagerten. Es war begreiflich, wenn einzelne Stimmen sich jetzt dahin äußerten, ob denn gar keine Rettung mehr möglich sei. John, von dem Alle wußten, daß er mit den Verhältnissen am vertrautesten sei, meinte, es gebe keine Aussicht auf Befreiung, falls nicht ein ganz unvorhergesehener Umstand irgend eine Aenderung der Dinge herbeiführe. Die Indianer seien zu zahlreich und zu wachsam, als daß man sie täuschen könne, und ihr Führer habe gewiß die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen. Eine schwache Aussicht sei noch vorhanden. Doch sprach sich John nicht weiter darüber aus und meinte, daß Alles auf die Zeit ankomme, die Nimettanau für die Vollstreckung seiner Rache festgesetzt habe.

Die Abspannung, die sich Aller bemächtigt hatte, führte dann eine allgemeine Stille herbei. Die Gefangenen lagerten sich, so gut es ging, auf der Erde, und lange und schwere Athemzüge verriethen sogar, daß es Einzelnen gelungen, trotz der verzweifelten Lage die süße Gunst des Schlafes herbeizulocken.

Ein Geräusch an der Seitenwand der Hütte machte jedoch die Wachenden aufmerksam und weckte die Schlafenden. Alles lauschte in der größten Spannung. Man flüsterte sich zu, daß vielleicht Hülfe nahe, und selbst John konnte einen solchen Gedanken nicht ganz unterdrücken. Nur meinte er, das Geräusch sei zu laut, die Indianer Nimettanaus müßten es hören. Dennoch blieb es seltsam, daß der Versuch gemacht wurde, die Seitenwand zu durchbrechen, und daß dies der Fall sei, hörten Alle ganz deutlich. Einige Balken wurden ausgehoben, Planken durchbrochen, und bald schimmerte das matte Licht der Nacht durch die Oeffnung.

Die Gefangenen waren in der aufgeregtesten

Erwartung. Mehrere dunkle Gestalten zeigten sich in der Oeffnung und traten zum Theil in die Hütte. Voller Erstaunen erkannte John die Tracht der Indianer Nimettanaus. Weshalb brachen sie sich eine Oeffnung durch die Seitenwand der Hütte, da ihnen doch der Eingang durch die Thür freistand?

— Folgt ohne Widerstand und Zögerung! ertönte jetzt eine Stimme, die Alle sogleich als diejenige Nimettanaus erkannten. Wir wollen eine kleine Reise machen. Also vorwärts! Heraus aus der Hütte!

Diese Worte, in englischer Sprache und Allen verständlich, mußten eine allgemeine und traurige Enttäuschung herbeiführen. John errieth sogleich die Absicht seines Feindes. Nimettanau fürchtete irgend einen Zwischenfall und wollte die Gefangenen nach einem sicheren Orte schaffen, wo er unangefochten sein barbarisches Henkeramt verüben konnte. Die Stille, mit welcher der ganze Plan ausgeführt wurde, bestätigte die Vermuthung Johns, und als er einen Blick auf das Dorf und den freien Platz warf, die im Lichte des zunehmenden Mondes klar vor ihm lagen, konnte er nicht mehr zweifeln, daß er die Wahrheit ahnte. Ungefähr die Hälfte der Indianer Nimettanaus befand sich nämlich noch auf ihren Lagerplätzen und war so vertheilt, daß man vom Dorfe aus nicht bemerken konnte, daß die andere Hälfte den Platz verlassen. Nimettanau wollte also auch den Indianern Powhattans seinen Plan verbergen.

Die zehn Gefangenen waren von einer großen Schaar Indianer in die Mitte genommen worden und wurden zur Eile angetrieben. Bald befand sich der Zug mitten im Walde und die Indianer drängten so rasch vorwärts, daß die Engländer kaum folgen konnten. Die Dunkelheit, die unter den Bäumen herrschte, erlaubte übrigens keinen Blick auf die Gegend, in welcher der Zug sich bewegte. Nur nach der Stellung des Mondes glaubte John zu bemerken, daß die Indianer sich nach Nordost bewegten, sich also dem Ufer der Chesapeak-Bai näherten. Er erinnerte sich, im Laufe des vergangenen Tages von Nautakan gehört zu haben, daß Nimettanau in dieser Gegend die zahlreichsten und treuesten Anhänger besitze und dort seine Residenz aufgeschlagen habe. Er fand es also ganz natürlich, daß Nimettanau seine Gefangenen dorthin in Sicherheit bringen wollte, wo ihn weder die Feindschaft Nautakans, noch das zweifelhafte Benehmen Opechancanofs an der Ausführung seiner schwarzen Pläne hinderten.

Der Morgen kam, die Engländer waren bereits bis auf den Tod ermüdet und noch hielt der Zug nicht. Jetzt erst sah John seinen Feind wieder und erhielt auch Gewißheit über eine Frage, die ihn während der langen Nacht viel beschäftigt hatte. Vorn an der Spitze des Zuges nämlich befand sich ein Roß, und auf diesem eine dem Anschein nach weibliche Gestalt, deren Gesicht und Oberkörper durch dichte Decken verhüllt war. Zwei Indianer auf jeder Seite führten die Zügel des Pferdes im schnellsten Laufe, und Devilborn befand sich gewöhnlich in der Nähe des Pferdes, mit ihm zugleich auch ein kleiner, untersetzter Indianer, der etwas hinkte und die größte Mühe hatte, seinen Genossen zu folgen. John glaubte in demselben den Diener Devilborns, jenen Diego, zu erkennen, den er einst in Whitehall in der geheimen Wohnung seines Feindes gesehen hatte.

Johns Aufmerksamkeit theilte sich nun zwischen Alice, die schweigend alle ihre Kräfte aufbot, um mit den Männern Schritt zu halten, und seiner Schwester — denn er zweifelte nicht daran, daß Mary die Reiterin war. Er bemerkte, daß die Letztere es öfters versuchte, sich umzusehen. Dann aber gab ihr Devilborn ein Zeichen, und als sie dennoch fortfuhr, das Tuch zu lüften, eilten die Indianer so rasch mit ihr voraus, daß sie John aus dem Gesicht verlor.

Die Gegend, durch welche der Zug ging, war wundervoll schön. Aber Niemand hatte Augen für die Reize der Natur. Alle sahen den nächsten Stunden mit banger Erwartung entgegen. Endlich hemmte ein kleiner Fluß den Zug. Am jenseitigen Ufer zeigten sich Indianerhütten, und die Bewohner derselben kamen an das Ufer geeilt. Durch eine Furth wurde der Fluß passirt, und John sah sogleich aus dem Benehmen der

Indianer, die sich in den einzelnen Hütten zerstreuten, daß der Zug an seinem Ziel angelangt war.

Eine große, ganz neu erbaute und dem Anschein nach bequem eingerichtete Hütte lag einsam auf einem kleinen Hügel. Es war die Wohnung Nimettanaus und Diego begab sich sogleich nach derselben, wie John vermuthete, um sein Wächteramt bei Mary anzutreten, die wahrscheinlich bereits die Hütte erreicht hatte. Nimettanau selbst blieb unter den Indianern, von denen Einzelne rasch nach verschiedenen Richtungen davon eilten. Für die Gefangenen wurde nicht weiter gesorgt. Man bewachte sie aus der Ferne. Entfliehen konnten sie nicht, denn die Füße waren ihnen bereits wieder gefesselt worden.

Gleich darauf begannen dieselben Vorrichtungen, die am Tage zuvor in dem Dorfe Powhattans getroffen worden. Bäume wurden gefällt und neue starke Pfähle aufgerichtet. Die Gefangenen wußten jetzt, was diese Pfähle zu bedeuten hatten. Aber sie hatten geglaubt, daß es mit dem einmaligen Erdulden dieser Todesqual genug gewesen, und eine düstere Verzweiflung bemächtigte sich Aller. Johns besorgte Blicke richteten sich auf Alice. Sie allein schien nicht zu ahnen, welches Schicksal ihr bevorstehe, welche Marter sie erdulden solle. Sie hatte das gräßliche Schauspiel nicht gesehen.

— Alice, sagte John, meine letzte Stunde wird bald geschlagen haben.

— Deine, John? fragte sie mit einem trüben Lächeln. Wir sterben doch zusammen? Glaubst Du nicht?

— Ich wünsche es! sagte John mit einem Seufzer. Für alle Fälle, mein liebes Weib, denke daran, daß es nicht das Schwerste ist, zu sterben, und wenn Du mich überlebst, so tröste Dich der Gedanke, daß ich gestorben bin, nachdem ich Alles Glück der Welt genossen, und zwar durch Dich genossen habe!

— Sprich nicht so, John! sagte sie schmerzlich. Ich werde Dich nicht überleben.

— Ich sehe nur neun Pfähle dort! erwiederte John düster. Wir sind unserer Zehn. Ich glaube, man wird Dich nicht tödten!

— Aber weshalb sollte man mit mir eine Ausnahme machen? fragte Alice.

John antwortete nicht und über sein Gesicht zuckte es jetzt zum ersten Male, als wenn die Hand der Verzweiflung in sein Herz griffe.

— Denke daran, daß Du mein Weib gewesen bist! sagte er dann dumpf.

Alice sah ihn zweifelnd an. Sie konnte nicht verstehen, was er meinte.

Eine Minute später sollte sie die Wahrheit ahnen.

Nimettanau kam mit einigen Indianern auf die Gruppe zu und zeigte mit dem Finger auf Alice. Die Indianer näherten sich ihr und gaben ihr zu verstehen, daß sie ihnen folgen solle.

— Was wollt Ihr thun? rief Ringrose, in dessen Zügen sich eine tödtliche Angst malte, zu Devilborn hinüber. Laßt den Knaben hier!

— Den Knaben! Narrenspossen! rief Devilborn höhnisch. Miß Alice ist zu schön, als daß sie für Einen unseres Geschlechtes gelten könnte. Auch treibe ich meine Rache gegen Eure verhaßte Nation nicht so weit, um die Frauen zu tödten. Miß Alice wird leben!

— Ich will nicht! rief das junge Weib. Ich will mit meinem Vater, mit meinem Gatten zusammen sterben!

— Mit Eurem Gatten? Wer ist denn das? fragte Devilborn und warf einen Blick auf John.

— Smith ist es, John Smith! rief Alice. Mit ihm will ich sterben!

— Thut mir leid! sagte Devilborn achselzuckend. Jetzt folgt den Indianern in meine Hütte. Ihr werdet dort eine Gesellschafterin finden!

Alice versuchte zu fliehen. John und Ringrose sahen sich gegenseitig mit Blicken ohnmächtiger Verzweiflung an. Das junge Weib wurde von den Indianern ergriffen, und vergebens versuchte sie sich den eisernen Armen der Sklaven Nimettanaus zu entreißen. Sie wurde fortgetragen.

— Und was ist Eure Absicht mit diesem unschuldigen Weibe? rief John, einen Blick tödtlichen Hasses auf Devilborn schleudernd, während die Muskeln seiner Arme anschwollen und

ihre Bande zu zerreißen drohten. Ist es Euch nicht genug, meine Schwester zu Eurer Sklavin zu machen?

— Ja, es ist mir genug! antwortete Devilborn hämisch. Aber ich habe einen treuen Diener. Diego braucht ebenfalls eine Gefährtin.

— Teufel! der Fluch des Himmels komme auf Dein Haupt! rief John fast wahnsinnig, und zum ersten Male überwältigt von seinem Schmerz, warf er sich nieder und preßte sein Antlitz jammernd auf den Rasen, während Devilborn kalt, als wäre nichts geschehen, weiter ging.

— Tödte mich, tödte mich sogleich! rief John ihm fast flehend nach.

— Es hat Zeit! antwortete Devilborn und sprach mit den Indianern.

John blieb auf der Erde liegen, bis er sich allmählich ermannt hatte. Dann setzte er sich auf den Rasen, senkte den Kopf und kümmerte sich um nichts mehr, was um ihn vorging. Ringrose war geisterbleich und in seinen Augen blitzte es zuweilen wie Wahnsinn. Hackew und Morton sahen wie John stumm vor sich hin, und Mathew weinte wie ein Kind und rief klagend den Namen Alice.

Unterdessen langte ein Trupp fremder Indianer nach dem andern in dem Dorfe an und umringte die Gefangenen mit neugierigen, mißtrauischen und rachsüchtigen Blicken. Sie kamen aus verschiedenen Richtungen und es war kein Zweifel, daß Nimettanau sie hatte herbeirufen lassen, damit sie Zeugen seiner barbarischen Tyrannei seien. Später kam auch noch ein Theil der Indianer nach, die in dem Dorfe Powhattans zurückgeblieben waren. Nimettanau sprach mit ihnen. Sie schienen ihm jedoch nichts zu melden, was seine Unruhe hätte erregen können. Stolzer und gebieterischer als je schritt er durch die Reihen der Indianer.

So kam der Nachmittag und das allmähliche Andrängen der Indianer nach dem großen Platze, auf dem die Pfähle errichtet waren, benachrichtigte die Gefangenen, daß die Entscheidung ihres Schicksals bevorstehe. Wieder wurde ein großer Kreis geschlossen und man entledigte die Gefangenen ihrer Fußfesseln, damit sie zu den Pfählen schreiten konnten.

Kein Einziger jammerte oder bat um sein Leben. Alle schritten sie düster und mit einer Fassung, die selbst den Indianern Achtung abnöthigte, auf die Pfähle zu, an denen sie in den nächsten Minuten auf dieselbe Weise, wie am Tage vorher, festgebunden wurden. Erst jetzt schien John aus seiner Bewußtlosigkeit zu erwachen. Sein Gesicht wurde fest, fast heiter und freudig, und als der erste Tomahawk auf ihn zuschwirrte, lächelte er, und ein Murmeln des Beifalls flog durch die Reihen der Indianer.

Nimettanau stand in einiger Entfernung und sah dem gräßlichen Spiele gleichgültig zu. Allmählig wurden die Indianer erbitterter. Die Kaltblütigkeit der Engländer reizte ihren Grimm. Die Weiber, die sich ebenfalls herzugedrängt hatten, begannen bereits die Gefangenen zu schmähen, und es ließ sich erwarten, daß bald genug einer von den Indianern mit seinem Tomahawk den Schädel eines Engländers anstatt des Pfahles zerschmettern würde.

Da gebot die mächtige Stimme Nimettanaus Einhalt.

— Söhne des Chickahominy und des Rappahanoc! rief er. Kinder Waconbahs! Nimettanau hat seine rothen Brüder versammelt, um ihnen zu zeigen, daß die Blaßgesichter nichts sind, als Wölfe, die Ihr erschlagen könnt, wenn Ihr wollt. Sie rühmten sich, Götter zu sein und den Donner und den Blitz zu tragen. Aber sie sind nichts, als erbärmliche Diebe, die unseren Mais stehlen und das Wild in unseren Wäldern ausrotten. Die rothen Männer haben sich durch die Verlockungen der Blaßgesichter verführen lassen. Aber Nimettanau ist gekommen, seine rothen Brüder von der Sklaverei zu erlösen. Ihr werdet sehen, wie Nimettanau Rache nimmt. Keiner von diesen weißen Dieben wird seiner mächtigen Hand entgehen. Er wird Tod und Verderben in ihre Wigwams tragen und nicht eher ruhen, als bis sie Alle erschlagen sind und Keiner mehr das Ufer des großen See's betritt. Die rothen Männer werden Nimettanau dankbar sein!

Ein dumpfes Geheul, ein Zeichen des Beifalls und des Grimmes, den die Worte des Häuptlings hervorgelockt hatten, folgte der Rede Nimettanaus.

— Hört nicht auf ihn! rief jetzt plötzlich John in indianischer Sprache. Nimettanau ist ein Betrüger! Die weißen Männer sind über den großen See gekommen, um mit den rothen Kriegern in Frieden und Freundschaft zu leben, um mit ihnen die Früchte des Feldes und die kostbaren Waaren ihres Vaterlandes auszutauschen. Einigkeit hat zwischen ihnen geherrscht, und hier in diesem Dorfe war es, wo einst der Führer der Weißen mit Opechancanof, dem mächtigen Häuptling, die Friedenspfeife rauchte. Aber Nimettanau ist zu Euch gekommen und Ihr habt den Rath Eurer weisen Häuptlinge verachtet, und der glatten Schlangenzunge Nimettanaus, des Fremdlings, vertraut. Und wer ist dieser Fremdling? Keiner Eures Stammes, kein Sohn der Wälder, sondern ein Blaßgesicht selbst. Die weißen Männer haben ihn aus ihrem Vaterlande ausgestoßen, wie einen räudigen Hund, weil er seinen Häuptling verrathen wollte an die Feinde. Da ist er über den großen See zu Euch gekommen, hat seine Haut gefärbt — wie die Schlange ihre Haut wechselt — und hat Euch hinterlistige Worte in's Ohr geflüstert, um die rothen Männer aufzureizen gegen die Blaßgesichter, an denen Nimettanau Rache nehmen will. Die rothen Männer sind die Sklaven Nimettanaus geworden. Aber nicht Alle! Wo ist Powhattan, der silberhaarige Greis, der Erste im Rathe? Wo ist Nautakan, sein junger, muthiger Sohn, der schneller ist, wie das Reh, und stärker wie der Bär an den grünen Seen? Wo ist Opechancanof, der mächtige Häuptling von Pamonkey? Sie Alle haben die Gemeinschaft mit Nimettanau gebrochen, ihn von sich gestoßen, und er ist von ihnen geflohen, weil er das Angesicht der ehrlichen Männer fürchtet! Söhne Wacondahs, traut nicht dem Blaßgesicht, das Eure Farbe angenommen hat, um Euch zu täuschen. Seine Zunge ist glatt und der Biber ist nicht listiger, die Schlange nicht tückischer, als er! Er will die rothen Männer zu seinen Sklaven machen, denn er verachtet sie, und anstatt ein Weib unter Euren Töchtern zu wählen, raubt er die Gattinnen der Blaßgesichter und führt sie in seinen Wigwam. Der Führer der Weißen ist stets ein Freund der rothen Männer gewesen. Er bleibt es auch jetzt. Er warnt Euch vor Eurem größten Feinde. Mögen die rothen Männer an die Worte des sterbenden Blaßgesichts denken!

— Den Fluch über Deine Lästerzunge! rief Nimettanau, der Anfangs spöttisch, dann finster den Worten Johns gelauscht hatte, und dessen Gesicht jetzt in jähem Zorne aufflammte. Da hast Du den Lohn!

Und der Tomahawk entflog seiner Hand und sauste dicht über Johns Kopf fort in den Pfahl, wo er sitzen blieb. John hatte nicht gezuckt.

— Bah! Ich war ein Narr, daß ich mich so fortreißen ließ! rief Nimettanau, und um den Eindruck seines Fehlwurfs zu verwischen, wandte er sich kalt und mit einem höhnischen Lächeln zu den Indianern.

— Das Blaßgesicht hat eine glatte Zunge! sagte er. Es wollte Nimettanau reizen und die rothen Männer bethören. Aber die rothen Männer wissen das Zischen der Schlange von dem Gesange der Nachtigall zu unterscheiden!

Dennoch schienen Johns Worte nicht ohne tiefen Eindruck geblieben zu sein, und wenn auch Niemand es wagte, gegen Nimettanau aufzutreten, so zeigten doch die argwöhnischen Blicke, die man auf ihn warf, daß das Vertrauen zu ihm erschüttert sei. Nimettanau bemerkte das und glaubte sein Ansehen durch größere Ruhe und kaltblütige Grausamkeit wiederherstellen zu müssen. Er wählte sechs Indianer und bezeichnete ihnen die Opfer, die von ihrer Hand fallen sollten. John, Ringrose und Hackew waren nicht dabei. Er schien sie für seine eigene Hand aufgespart zu haben.

Nun folgten einige Augenblicke unheimlicher Stille, während welcher die ausgewählten Indianer ihre Tomahawks prüften. Dann bezeichnete Nimettanau mit der Hand die Reihenfolge, in welcher die Engländer sterben sollten.

Der Erste war ein noch junger Mann, der

erst vor kurzer Zeit England verlassen hatte, um in Jamestown, wie es hieß, eine schlimme Vergangenheit vergessen zu machen. Sein finsteres Aussehen, sein scheuer Blick deuteten auf ein Leben, das nicht das reinste gewesen sein mußte. Er war es auch, der stets einen Anflug von Furcht gezeigt hatte. Er hieß Reeve, sollte ein Apothekerlehrling und von seinem Herrn fortgejagt worden sein.

Ein starker Indianer trat auf ihn zu, maß ihn mit seinen Blicken und wiegte den Tomahawk prüfend in seiner Hand. Reeve wurde leichenblaß. Seine Glieder begannen zu zittern, seine Lippen bebten.

— Um Gotteswillen! rief er plötzlich mit gellender Stimme. Haltet ein! Ich kann nicht sterben, ehe ich meine Sünden nicht bekannt habe!

— Nun, so bekenne sie! rief Devilborn herrisch und höhnend.

— Es liegt schwer auf meiner Seele! stöhnte der Engländer. Ich bin mit schuldig gewesen am Tode Sir Thomas Overbury's und kann nicht ruhig sterben, ehe ich mein Verbrechen nicht bekannt habe.

Der Name Sir Thomas Overbury's erregte die Aufmerksamkeit der Engländer, namentlich Johns und Mortons. Auch Devilborn, der wahrscheinlich davon gehört hatte, daß sein einstiger Freund und Schützling, Robert Carr, der spätere Viscount von Rochester und Graf von Sommerset, zum Theil den Tod seines Günstlings Overbury verschuldete, horchte auf.

— Man sagte, Sir Thomas sei an den Blattern in seinem Gefängniß gestorben! fuhr der Engländer mit jammervoller Stimme und schluchzend fort. Aber das ist nicht wahr. Franklin, ein Bekannter von mir, und ich, wir haben ihm ein Lavement geben müssen, ein vergiftetes, an dem er starb. Ich wollte es nicht thun, aber sie boten mir so viel Geld, daß der Teufel mich blendete. Ich weiß auch recht gut, wer die Hand dabei im Spiele hatte. Weston, der mich und Franklin gedungen, war ein Bekannter von der Frau Turner, dem schändlichen Weibe, und die hatte viel mit der Gräfin von Sommerset zu thun. Die Gräfin fürchtete Overbury und wollte ihn aus dem Wege schaffen. Der Graf half ihr dabei, ich weiß es recht gut. Aber ich glaubte, daß ein armer Teufel wohl thun könnte, was so hohe Herrschaften verlangten, und ich ließ mich verblenden! Wir Beide, Franklin und ich, haben Overbury's Leiche eingescharrt, weil sie ganz schwarz wurde und wir fürchteten, es möge entdeckt werden. Nun, ich soll meine Strafe hier erhalten und es ist mir ganz recht. Ich habe mein Gewissen erleichtert. Gott sei mir gnädig!

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und die Thränen flossen ihm über die Wangen.

— Du bist ein Narr, daß Du nicht in England geblieben und das Geheimniß an Villers verkauft hast! sagte Devilborn verächtlich. Der hätte Dir viel Geld gegeben, um seinen Nebenbuhler zu stürzen. Nun, es kann mir vielleicht einst noch nützen, wer weiß! Jetzt mußt Du sterben!

— Schade, daß wir es nicht früher wußten! sagte Morton zu John hinüber. Wir hätten Bertha und Dich an dem schurkischen Pagen rächen und ihn von seiner Höhe herabstürzen können. Nun, er wird auch ohne uns fallen!

John machte ein bejahendes Zeichen. Sein Gesicht hatte seit einer Minute einen eigenthümlichen Ausdruck angenommen. Er schien zu lauschen. Vielleicht war sein Geist auch schon mit den Gedanken an das große Reich des Jenseits beschäftigt, in das er jetzt eintreten sollte.

Ein Schlag und ein Krach weckte ihn. Der erste Mord war geschehen. Man konnte ihn auch ein Strafgericht nennen. Durch einen gewaltigen Schlag war der Schädel Reeve's gespalten. Das Blut war bis zu seinen Genossen gespritzt. Die vier Ansiedler erbleichten, zitterten und schlossen die Augen. Nur John, Ringrose, Hackew und Mathew blickten furchtlos auf Devilborn, der fragend zu ihnen hinüber sah und sich finster abwendete, als er bemerkte, daß selbst dieses gräßliche Schauspiel die muthigen Herzen seiner Gegner nicht zu erschüttern vermochte.

Dann gab er ein Zeichen mit der Hand, und ein zweiter Indianer trat vor den nächsten

Engländer, der fast besinnungslos in seinen Banden an dem Pfahle hing und die Augen geschlossen hatte.

In demselben Augenblicke aber entstand ein Geräusch unter den Indianern, und die Gefangenen sahen sie ein wenig zurückweichen, als ob sie eine Gasse bilden wollten. Sie hörten auch einige dumpfe Töne, als ob Männer schweigend mit einander rängen. Devilborn schien noch nichts zu hören. Sein Auge ruhte mit einem Ausdrucke teuflischen Wohlgefallens auf dem bleichen Gesichte des folgenden Opfers und blitzte zuweilen scheu und fragend zu John und dessen Freunden hinüber.

Plötzlich sahen die Gefangenen einen schlanken Indianer mitten durch die Reihen der rothen Krieger brechen, die zum Theil freiwillig zurückwichen, theils von ihm gewaltsam zurückgestoßen wurden. Der Tomahawk glänzte in seiner Hand und im nächsten Augenblick stand er mit der erhobenen Waffe aufrecht und straff, wie eine Statue, vor Nimettanau, der bestürzt zurückwich.

— Nautakan! rief John mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Jubels.

In der nächsten Sekunde sah man noch einmal den Tomahawk glänzen. Devilborn wich zurück. Ein dumpfer Schlag ertönte — und die riesige Gestalt Nimettanaus stürzte nieder.

Eine entsetzliche Stille folgte. Die Gefangenen, selbst die Indianer standen wie versteinert. Nautakan stand noch immer aufrecht und stolz vor seinem Feinde. Plötzlich aber wandte er sich um, streckte die rechte Hand, in der jetzt nicht mehr der Tomahawk blitzte, gegen die Indianer aus, und rief:

— Die rothen Männer werden nicht die Sklaven eines Lügners sein!

Und stolz und kalt, als wäre nichts geschehen, schritt er auf John zu und durchschnitt in einem Augenblick die Bande, die den Kapitain an den Pfahl fesselten.

Da donnerte ein Schuß. Nimettanau hatte ihn abgeschossen. Wem er gelten sollte — ob John oder Nautakan, wer konnte es später sagen. Nautakan stürzte, die Kugel war ihm durch die Brust gegangen.

— Nautakan, mein Freund! Mein Retter! rief John schmerzlich und beugte sich über den Gefallenen. Die Wunde wird nicht tödtlich sein!

— Sie ist es! antwortete der Indianer ruhig. Mein Freund braucht nicht mehr an Nautakan zu denken. Er wird seine Brüder befreien!

John warf einen Blick um sich. Das Alles war so plötzlich, so überraschend geschehen, daß die Gegenstände vor seinen Augen verschwammen und sein Blick sich verwirrte. Endlich erkannte er Devilborn. Er lag auf dem Rasen und das letzte Röcheln drang aus seiner zerschmetterten Brust, in welcher tief der Tomahawk Nautakans saß. In seiner Hand hielt er die abgeschossene Flinte und sein Auge war bereits gebrochen. Aber noch leuchtete es mit unauslöschlichem, tödtlichem Hasse zu John hinüber, und die erblassenden Lippen des Sterbenden schienen noch Verwünschungen gegen seinen Gegner zu flüstern, der nie etwas Anderes gethan, als die frevelhaften Pläne des Spaniers durchkreuzt hatte. Dann sank sein Kopf zurück und die Zuckungen des Todes erschütterten den gewaltigen Körper des Mannes, den die Vergeltung spät, aber doch zur rechten Stunde, erreicht hatte.

John wandte seinen Blick ab. Die Indianer hatten sich näher gedrängt. Sie schienen nicht zu wissen, welchen Entschluß sie fassen sollten. Einer aus ihrer Mitte, Nautakan, der Sohn eines geehrten Häuptlings, hatte die blutige That gethan, und seine Worte hatten so sehr mit denen Johns übereingestimmt, daß die Indianer mehr als zweifelhaft sein mußten. Sie schienen das Weitere erwarten zu wollen.

Aber plötzlich wurden sie unruhig und ihre Blicke wandten sich nach der Ebene hinab, durch welche der Fluß strömte. Johns Blicke folgten dieser Richtung und mit einem Ruf des Entzückens begrüßte er die langen Reihen weißer Männer, die in geschlossenen Zügen, die Flinte im Arm, wohl dreihundert Mann stark, die Ebene heraufkamen.

— Söhne Wacondahs! rief er hastig und laut. Die weißen Männer kommen als Eure Freunde! Nicht gegen Euch, nur gegen Nimet-

tanau haben sie die Waffen erhoben. Sage ich die Wahrheit, Nautakan?

— Mein Bruder sagt sie! antwortete der junge Indianer mit fester Stimme.

John eilte auf Morton zu und durchschnitt dessen Bande, dann auch rasch die der anderen vier Engländer.

— Eilt unseren Landsleuten entgegen! rief er ihnen zu. Sagt ihnen, daß ein Kampf nicht mehr nöthig ist. Alles wird in Frieden geschehen können!

Die Engländer, auch Morton, sanken auf die Knie, um ein kurzes Dankgebet für ihre wunderbare Rettung zum Himmel zu schicken. Dann sprangen sie auf. Die Indianer wollten sie zurückhalten.

— Der Führer der Weißen hat den Söhnen Wacondahs gesagt, daß er ein Freund der rothen Männer ist! rief jetzt John mit mächtiger Stimme. Das ist die Wahrheit! Er sendet seine Brüder ab zu den Blaßgesichtern, um ihnen zu sagen, daß Nimettanau getödtet ist und daß die rothen und weißen Männer in Frieden und Freundschaft leben müssen. Der Führer der Weißen hat die rothen Männer nie belogen, und der Tomahawk möge sein Haupt treffen, wenn die weißen Männer den rothen Kriegern nicht die Hand des Friedens reichen. Sprich, Nautakan, mein theurer Freund, sagt Dein Bruder die Wahrheit?

— Er sagt sie! antwortete Nautakan, und die Indianer, überzeugt durch diese Bestätigung, ließen Morton und die Engländer forteilen.

Jetzt wandte sich John zurück zu seinen Freunden und durchschnitt deren Bande. Sie sprachen nicht. In solchen Augenblicken fehlen Worte. Aber Ringrose und Hackew erhoben ihren Blick zum Himmel, und Mathew, dem rauhen, harten Flibustier, standen große Thränen in den Augen.

— Mein Bruder! sagte jetzt Nautakan, und John hörte, daß etwas Mattes und Unsicheres in dem fragenden Tone dieser Worte lag.

Er wandte sich zu dem jungen Indianer. Das Auge desselben war noch klar und offen, sein Blick hell, sein Antlitz sanft und heiter.

— Mein Bruder! sagte er mit einem bittenden Blicke, dessen rührender, schüchterner Ausdruck etwas ungemein Ergreifendes hatte — mein Bruder! Nautakan wird sanfter sterben, wenn die weiße Frau, die Schwester seines Freundes, ihre Hand auf seine Stirn legt!

Ueber Johns Wangen stürzte ein Strom von Thränen — die ersten vielleicht seit langer, langer Zeit! — und er wandte sein Gesicht ab.

— Mary! Alice! Ja, sie sollen Deine letzten Augenblicke segnen, wie Dein ganzes Leben! sagte er dann und gab Ringrose und Hackew ein Zeichen.

Sie verstanden sich sogleich und eilten nach der großen Hütte Nimettanaus.

— Aber sie sind bewacht! flüsterte John. Diego, der Diener Devilborns, ist bei ihnen, und wir sind ohne Waffen. Doch laßt mich nur machen! Aber, seht! Da ist er schon, der Schurke. Wahrscheinlich hat er gesehen, was vorgefallen!

Dem schien in der That so zu sein. Diego stand in der Thür der Hütte und wußte wahrscheinlich nicht, wie er die vier Männer empfangen sollte. Er zog sogar ein Pistol aus seiner Gürteltasche und spannte den Hahn.

— Elender! rief ihm John zu, der nahe genug gekommen war. Dein Leben ist verloren, wenn Du das Pistol erhebst. Niemand wird Dich mehr schützen. Devilborn ist todt. Fliehe, ehe wir daran denken, daß Du ein Theilnehmer an den Schandthaten Deines Herrn gewesen bist.

Die drohenden, mit mächtiger Stimme gesprochenen Worte schienen Eindruck auf den feigen Schurken zu machen. Er ließ das Pistol sinken, und im nächsten Augenblick hatte ihn John von der Thür gerückgedrängt und war in das Innere der Hütte geeilt.

In dem ersten großen Gemach fand er Nichts. Dann aber bemerkte er eine Thür, die in einen abgesonderten Raum führte. Er stieß sie auf und erblickte Alice, die auf der Erde saß, den Kopf tief niedergebeugt und verzweiflungsvoll in die Hände gedrückt.

— Alice, mein Weib! rief er. Wir sind gerettet, Alle!

Bei dem Klange seiner Stimme flog Alice

mit einem Schrei empor, und als sie ihren Gatten erblickte, konnte sie nichts, als seinen Namen nennen. Dann schloß sie die Augen, und John überließ sie der zärtlichen, glücklichen Sorgfalt ihres Vaters und Mathews.

Er eilte zurück in das vordere Gemach und nun erblickte er eine zweite Thür. Sie war fest verschlossen. Aber ein gewaltiger Fußstoß sprengte sie aus den Angeln, und John erblickte seine Schwester, wie sie ruhig und mit gefaßtem Gesicht, als erwarte sie ihr Todesurtheil, auf einem einfachen Schemel saß.

Der Anblick seiner Schwester, der so lange Vermißten, machte einen so tiefen Eindruck auf John, daß er unbeweglich da stand und kein Wort über seine Lippen zu bringen vermochte. Da saß sie, die Hände in einander gelegt, die großen blauen Augen mit einem fragenden Ausdruck auf die gesprengte Thür gerichtet. Wohl war sie älter geworden und eine etwas krankhafte Bläſſe, die Folge fast übermenschlicher Leiden und Anstrengungen, bedeckte ihr Antlitz. Aber sie war noch immer ein Wunder von Schönheit und es wäre unmöglich, den Ausdruck ruhiger Ergebung, Festigkeit und ächt weiblichen Stolzes zu beschreiben, der sich in ihren Zügen offenbarte. Sie erschien kaum wie ein Wesen aus dieser Welt, und John meinte beinahe, er hätte frevelnd den Eingang zu dem Tempel einer Heiligen gesprengt.

Aber dieser erste Eindruck mußte bald verschwinden. Die Ereignisse drängten sich zu gewaltig. Sie überstürzten sich.

Mary's Gesicht verlor sogleich seinen ruhigen Ausdruck. Sie stand auf, eine Art von Ungeduld schien sie zu ergreifen.

— Seid Ihr ein Freund? Wo ist Nimetanau? fragte sie hastig.

— Mary! rief John in der überströmenden Fülle seines Glückes, und breitete ihr die Arme entgegen. Kennst Du Deinen Bruder nicht?

Sie sanken sich in die Arme. Aber John fühlte, daß er das Glück dieses Wiedersehens abkürzen müsse, wenn er dem letzten Wunsche seines Freundes und Retters Nautakan gerecht werden wollte.

Wenige Worte reichten hin, ihr die Lage der Dinge zu erklären, wenn auch eine unendliche Zahl von Einzelnheiten ihr für jetzt noch räthselhaft bleiben mußte. Hackew, der jetzt hinter John erschien, bürgte ihr für die Wahrheit der unerwarteten Freudenbotschaft. Sie reichte ihm die Hand, die er mit Thränen in den Augen küßte.

— Und nun, Mary, sagte John, bitte ich Dich um einen Dienst. Unser Retter, Nautakan, der Sohn Powhattans, liegt im Sterben. Die Kugel Nimettanaus hat ihn tödtlich getroffen. Er wird sanfter sterben, sagte er mir, wenn ihn Dein Anblick tröstet.

— Ich würde einem Sterbenden diese Bitte nicht versagen können, und wäre es Nimettanau selbst! antwortete Mary. Um wie viel mehr muß ich die traurige Pflicht bei unserem Retter erfüllen!

Die drei verließen sogleich die Hütte. Mary ging zwischen John und Hackew, und als sie hinaustrat auf den Platz, so einfach und natürlich in ihrem Wesen, und doch so adelich, so groß und stolz in ihrer ganzen Erscheinung — eine wunderbare Vereinigung jungfräulicher Anmuth mit weiblicher Würde — da ruhten selbst die Blicke der Indianer bewundernd auf ihr, und Alle wichen scheu und ehrerbietig aus, als ob die Herrscherin des Landes erscheine.

Nautakan hatte ihr das Gesicht entgegengewandt. Auf seinen Zügen hatte bereits die Hand des Todes ihren eisernen Stempel gedrückt, und seine mühsamen und schweren Athemzüge verkündeten, daß seine fliehende Seele sich bereits aus dem sterbenden Körper rang. Aber als Mary erschien, leuchtete sein ganzes Gesicht noch einmal auf und nahm den Ausdruck einer schönen, sanften Verklärung an.

Tief ergriffen von der traurig feierlichen Scene standen John und Hackew neben dem Sterbenden. Mary's Züge wurden weich, als sie in das verklärte Antlitz des jungen Indianers blickte. Wohl mochte ihre große Seele verstehen, was in dem Herzen Nautakans vor sich ging, und von einem Gefühle heiliger Wehmuth ergriffen, legte sie ihre rechte Hand auf die kalte

Stirn des Sterbenden und zwei große Thränen perlten in ihren Augen.

— Die Thränen der weißen Rose sind die silbernen Wellen, auf denen Nautakan hinüberschwimmt nach den ewig grünen Wiesen Wacondahs! sagte der junge Indianer mit klarer und verständlicher Stimme. Noch einmal ruhten seine Blicke auf dem Antlitz Mary's, dann schloß er die Augen. Und als ob seine Kraft noch stark genug sei, um selbst die Schrecken des Todes zu überwinden — starb er ruhig und ohne eine Zuckung, wie ein Kind unter dem sorgenden Blick der Mutter einschlummert.

Noch ruhte Mary's Hand auf seiner Stirn. John und Hackew hatten die Hände gefaltet, und aus ihren Herzen stieg ein stilles Gebet für den Gestorbenen zum blauen Himmel empor. Die ganze Schaar der Indianer stand schweigend im Kreise. Auch die Kinder der Natur mußten das Versöhnende fühlen, das in diesem Tode lag, und mehr als alle Worte mußte die Art und Weise, wie einer ihrer ersten Häuptlinge gestorben, dazu beitragen, Frieden zwischen ihnen und den Engländern zu stiften.

Morton, der zurückkam, unterbrach endlich die stille Trauer. Er meldete, daß die Engländer, obgleich sie gereizt und rachlustig seien, die Feindseligkeiten einstellen und sich dem Rathe des Kapitains Smith fügen wollten. John theilte diese Botschaft den Indianern mit und verbürgte sich für die Wiederherstellung des Friedens, der durch die frevelhaften Thaten Nimettanaus gestört worden war. Er bat die Indianer, die Engländer freundlich in ihren Wigwams aufzunehmen und stets an das schöne Beispiel Nautakans zu denken, der seine Freundschaft für die weißen Männer mit dem Tode besiegelt habe.

Nachdem John sich überzeugt, daß von den Indianern nichts mehr zu fürchten sei, ging er zu den Engländern, die sich auf der Wiese am Ufer des Flusses aufgestellt hatten. Er wurde mit Jubel empfangen und fand manchen alten Bekannten aus früherer Zeit unter ihnen. Jetzt erfuhr er auch, daß Nautakan seine Wünsche ganz genau errathen und pünktlich ausgeführt hatte. Der junge Indianer, mit der schnellsten Fassungskraft begabt, hatte sogleich begriffen, was die Zeichen Johns bedeuteten, als dieser mit den beiden Engländern sprach, die durch das Loos aus der Gefangenschaft Nimettanaus befreit wurden. Er hatte begriffen, daß John nicht nur wünschte, er möge die beiden Engländer geleiten, sondern auch, er möge die Zurückgebliebenen um Hülfe und Unterstützung ansprechen. Mit wunderbarer Schnelligkeit hatte er den Weg bis zur Chesapeakbay zurückgelegt und glücklich den Ort aufgefunden, nach welchem die aus Jamestown Vertriebenen sich geflüchtet. Es waren ihrer noch immer einige hundert streitbare Männer, die von Begierde brannten, sich an Nimettanau zu rächen. Die Nachrichten, die Nautakan brachte und die von seinen beiden Begleitern bestätigt wurden, nämlich, daß die Gefangenen noch am Leben seien und daß sich unter ihnen auch der allgemein bekannte und beliebte Kapitain Smith befände, hatten sogleich eine stürmische Aufregung hervorgerufen, und schon nach wenigen Stunden befand sich Nautakan an der Spitze der Engländer, die ihren Landsleuten zu Hülfe zogen. Durch einige herumstreifende Indianer erhielt Nautakan die Nachricht, daß Nimettanau das Dorf Powhattans verlassen und sich nach seiner eigenen Residenz begeben hatte. So unterrichtet, ersparte er den vergeblichen Weg nach seiner Heimath und es wurde ihm möglich, in dem entscheidenden Augenblicke vor Nimettanau zu erscheinen und seine Treue und Freundschaft, an die manche Engländer bis dahin noch gezweifelt hatten, mit dem Tode zu besiegeln. — —

Der Vater Virginiens.

(Aus Johns Aufzeichnungen.)

Wir verließen Virginien nicht so bald, als es meine Freunde wünschten. Sie sehnten sich, England wiederzusehen und Manches zu ordnen, was für sie von Wichtigkeit war. Für mich aber gab es nichts Wichtigeres, als die gestörten Verhälnisse der Kolonie so schnell und so

dauerhaft als möglich wiederherzustellen, und so viel in meinen Kräften stand, die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse zu verhindern. Zu diesem Zwecke ruhte ich nicht eher, als bis ich von sämmtlichen Häuptlingen der angrenzenden Gebiete das Versprechen dauernder und inniger Freundschaft erlangt und die eingeschüchterten Engländer bewogen hatte, das zerstörte Jamestown wieder aufzubauen. Ich legte selbst Hand mit an, weil ich wußte, daß das Beispiel des Anführers Wunder thut, und bald erhoben sich zu meiner Freude wieder einzelne Reihen von Gebäuden am Ufer des schönen James-River. Nun erst dachte ich daran, nach England zurückzukehren, wohin mich nicht mein Herz zog — ich hatte ja Alles, was ich liebte, in meiner Nähe — wohin mich aber nothwendige Geschäfte riefen, zu deren Erledigung ich persönlich gegenwärtig sein mußte.

Beauftragt mit Grüßen von dem greisen Powhattan, der den Tod seines herrlichen Sohnes mit der ganzen Würde eines Indianerhäuptlings ertrug, an seine Tochter Pocahontas und an seinen Schwiegersohn Rolfe, verließ ich mit allen meinen Freunden, Ringrose, Hackew, Morton, Mathew und mit meiner Schwester und meiner Gattin, zu Anfang des Herbstes Jamestown. Unsere Fahrt war stürmisch, aber sonst glücklich, und wir langten wohlbehalten in London an, wo uns mein guter alter Ohm mit einer Freude empfing, die mich für seine schwankend gewordene Gesundheit fürchten ließ.

Mein erster Gang war zu Shakespeare, meinem hochbegabten Freunde. Er empfing mich herzlich. Aber sein Aussehen erschien mir kränklich, und er klagte in der That über seine schwache Gesundheit. Mein Zweck war, ihn zu bitten, mich zu Southampton zu führen, und da der Graf sich gerade in London befand, so erfüllte er augenblicklich meinen Wunsch.

Southampton empfing mich mit jener Leutseligkeit, die ihn zum Lieblinge von ganz England gemacht hat. Er fragte mich, ob ich mir meinen Dank für die Erhaltung Virginiens holen wolle, das durch meine Bemühungen der englischen Krone erhalten sei. Ich antwortete ihm, daß ich keinen Anspruch auf Dank mache, da ich weit weniger gethan, als ich gewollt, und daß mich meine eigenen Angelegenheiten zu ihm führten. Darauf erzählte ich ihm meine letzten Erlebnisse in Virginien, die ihm so abenteuerlich klangen, daß ich alle Mühe hatte, ihm zu versichern, daß ich die reine Wahrheit erzähle. Ich sagte ihm dann, daß auch Ringrose sich wieder in London befinde, und daß ich hoffte, man würde ihn jetzt unbelästigt lassen, da er weit entfernt sei, irgend welche Ansprüche zu erheben. Southampton versprach mir, jede Verfolgung, die etwa gegen Sir Paul Mountfort erhoben werden könne, im Keime zu ersticken, und durch dieses Versprechen kühn gemacht, bat ich ihn, seine Gunst auch auf einen anderen meiner Freunde auszudehnen, nämlich auf Sir Francis Hackew.

Die Fragen, die der Graf in dieser Beziehung an mich richtete, nöthigten mich, ihm Alles mitzutheilen, was ich über die Schicksale dieses Kavaliers wußte. Ich hatte sie selbst erst zum Theil in Virginien, zum Theil während der Ueberfahrt von ihm vernommen.

Sir Francis Burleigh war ein natürlicher Sohn des berühmten Großschatzmeisters der Königin Elisabeth, Lord Cecil Burleigh, und ein Bruder des Mannes gleichen Namens, der seinem Vater in demselben Amte folgte. Die Mutter des Sir Francis war eine Dame aus einer angesehenen Familie. Da aber der Großschatzmeister bereits vermählt war, so wurde diese Verbindung mit der Mutter des Sir Francis äußerst geheim gehalten, und nur eine Urkunde aufgenommen, welche den illegitimen Sohn ermächtigte, nach erfolgter Mündigkeit sehr beträchtliche Güter in Besitz zu nehmen und auch nach dem Tode der rechtmäßigen Gemahlin des Großschatzmeisters den Namen Burleigh zu führen.

Die Gemahlin des Großschatzmeisters starb, und ihr Gatte folgte ihr bald nach, ungefähr zu derselben Zeit, als Sir Francis mündig geworden. Der junge Mann, bis dahin wegen seines offenen Charakters, seiner männlichen Schönheit und seiner Tapferkeit ein Liebling des Lords und von diesem mehr begünstigt, als

der rechtmäßige Sohn und spätere Lord Cecil Burleigh, wollte nun seinen rechtmäßigen Namen und seine Güter antreten und eine Stellung einnehmen, zu der ihn seine Geburt und seine ritterliche Erziehung berechtigte. Er fand aber Schwierigkeiten, an die er gar nicht gedacht hatte, und deren Ursachen er Anfangs gar nicht ahnte. Die Herausgabe der Güter wurde ihm verweigert. Auch sollte es ihm nicht gestattet sein, einen anderen als den Namen seiner Mutter zu führen. Freien und offenen Charakters, wie Sir Francis war, wandte er sich vertrauensvoll an seinen Bruder, den mächtigsten Mann im Lande, und bat diesen um seine Verwendung. Zu seinem Erstaunen fand er eine kalte und abstoßende Aufnahme. Der Lord meinte, daß ein Bastard zufrieden sein müsse, wenn er sein kümmerliches Brod habe, und als Sir Francis Einwendungen machte, wies er ihm die Thür. Jetzt ahnte der junge Kavalier, woher das Mißgeschick stamme, das er sich nicht zu erklären vermocht hatte, und bald fand er seine Vermuthungen bestätigt. Devilborn kam als Unterhändler Lord Cecils, um ihm eine jährliche Rente von hundert Pfund anzubieten, wenn er den Ansprüchen auf seine Güter und seinen Namen entsagen wolle. Der junge Kavalier wies diesen Vorschlag mit Verachtung zurück und erklärte, daß er bis zum letzten Athemzuge auf seinem Rechte bestehen werde. Er entwarf eine Schrift an die Königin, in welcher er die ganze Sachlage enthüllte und auf der Vollstreckung jener Urkunde, die ihm ein beträchtliches Vermögen und einen berühmten Namen sicherte, bestand. Wie sich leicht erklären ließ, erreichte diese Schrift nicht einmal ihre Bestimmung, und wenige Tage darauf wurde Sir Francis von sechs vermummten Kerlen überfallen und mit Gewalt nach Theobalds, dem Lustschlosse seines Bruders geführt. Hier wurde er längere Zeit gefangen gehalten und ihm endlich ein Anerbieten gemacht, demzufolge er unter seinem bisherigen Namen im Auslande leben und jährlich zweihundert Pfund empfangen sollte. Auch jetzt wies Sir Francis diesen Vorschlag mit Entrüstung zurück, und nun wurde die Haft auf eine solche Weise verschärft, daß der junge, an Freiheit, Selbstständigkeit und an ein bewegtes Leben gewöhnte Mann zuerst in eine heftige Krankheit, dann in Wahnsinn verfiel.

In dieser Zeit war es, wo er Mary gesehen und absichtslos zur Flucht derselben beigetragen hatte. Später fanden ihn Pembroke und ich im Walde und nahmen ihn mit uns. Seine weiteren Schicksale sind bereits bekannt. Es war ihm unmöglich gewesen, im Auslande etwas anderes zu gewinnen, als Ruhm und Ehre. Es fehlten ihm also die Mittel, nach England zurückzukehren und sich an seinem mächtigen Bruder zu rächen.

Jetzt war mit dem Tode des Großschatzmeisters der Hauptzweck Sir Francis Hackews vereitelt. Rache konnte er nicht mehr nehmen. Auch erklärte er, daß ihm wenig an den Gütern gelegen sei, die ihm sein Vater geschenkt hatte und die in den Besitz der Familie des Großschatzmeisters, Grafen von Salisbury, übergegangen waren. Nur auf sein mütterliches Erbtheil wollte er Anspruch machen, da er jetzt im Begriff sei, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er hatte mich beauftragt, Southampton zu bitten, sich seiner anzunehmen und die Auszahlung dieses Erbtheils in baaren Gelde wo möglich auf gütlichem Wege zu vermitteln. Im Nothfalle stand ihm noch der Weg des Rechtes offen, da die Zeugen, die jene Urkunde des alten Großschatzmeisters unterschrieben hatten, zum Theil noch lebten, vielleicht die Urkunde selbst noch vorhanden war.

Southampton, der mir aufmerksam zugehört hatte, versprach Alles zu thun, um eine solche Unbill wieder gut zu machen. Er hatte nicht zu den Freunden Burleighs gehört, und die Gelegenheit schien ihm ganz erwünscht zu sein, abermals eine geheime Gewaltthätigkeit des mächtigen Staatsmannes aufzudecken. Ich durfte also hoffen, Hackews Verlangen erfüllt zu sehen, und in allen Punkten beruhigt, kehrte ich mit Shakespeare zu den Meinigen zurück, die im Hause meines Vaters wohnten.

Ich wußte damals bereits, daß ich bald in

einem engeren Verhältnisse mit Hackew stehen würde. Mary und Hackew, Beide hatten mir bekannt, daß sie gegenseitig erkannt hätten, sie würden mit einander glücklich sein. Ich muß gestehen, daß diese Nachricht mich mit großer Befriedigung erfüllte. Ich liebte und ehrte Hackew als einen graden, offenen, tapferen und rechtlichen Mann, der in der Schule der Leiden gereift war und sich zu einem Charakter gebildet hatte, der mir die sicherste Bürgschaft für Mary's Glück gab. Shakespeare, nachdem er Hackew näher kennen gelernt hatte, billigte vollständig meine Ansicht, und an demselben Tage wurden Mary und Hackew und Alice und ich in der St. Paulskirche durch den Segen des Priesters mit einander verbunden. Es gab nur zwei Wesen, glaube ich, die an diesem Tage nicht ganz glücklich waren, nämlich Morton und Bertha Herbert. Der Schatten einer düsteren Vergangenheit hielt sie noch immer aus einander und zehrte an ihrem Leben. Ich dachte viel darüber nach, wie es möglich sei, die Beiden glücklich zu machen. Aber ich fand keinen Ausweg.

Ich will übrigens hierbei bemerken, daß unter den Zuschauern in der Kirche an jenem Tage sich auch ein fremder Gast eingefunden hatte, den nur ich bemerkte. Es war Graf Pembroke, der, in einen Mantel gehüllt, von einem fernen Pfeiler aus der Feierlichkeit zuschaute, und, wie mir schien, in großer Aufregung die Kirche verließ. Der Graf war bereits wieder verheirathet, mit einer edlen und schönen jungen Dame, die ihn, wie man allgemein versicherte, sein früheres Mißgeschick mit seiner ersten Gattin vergessen ließ. Ich hatte vorausgesehen, daß er sich auf diese Weise trösten würde. Er war einer der liebenswürdigsten und edelsten Charaktere, die ich je kennen gelernt. Aber es lag nicht in seiner Natur, ein Mißgeschick lange ertragen zu können. Er mußte sich trösten. Ich hätte ihn gern gesprochen. Aber er kam nicht zu uns und reiste bald darauf mit seiner Gemahlin nach dem Festlande. Ich habe ihn nie wiedergesehen, denn auch bei einem späteren Ereigniß, das ich bald berichten werde und bei dem er und ich betheiligt waren, kehrte er nicht nach England zurück.

Meine eigenen Familienangelegenheiten, so mannichfach und verwickelt sie auch in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in London waren, nahmen dennoch meine Zeit nicht so sehr in Anspruch, daß ich nicht an Rolfe und Pocahontas hätte denken können, die sich bis jetzt ebenfalls noch in London befanden. Ich hatte Rolfe bereits wiedergesehen, und er hatte mir einen prächtigen Knaben von vier Jahren gezeigt, den ihm Pocahontas geboren. Seine Gattin aber hatte ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Gewöhnlich war sie bei Hofe, wenn ich zu Rolfe kam, oder es wurde mir wenigsten so gesagt. Vielleicht wollte Rolfe ein Wiedersehen zwischen uns Beiden vermeiden. Aber er that Unrecht daran. Ich hatte nie etwas anderes für Pocahontas gefühlt, als die größte Achtung und die tiefste Dankbarkeit, und ich fühlte mich stark genug, auch bei der Gattin meines Freundes keine andere Regung aufkommen zu lassen — so weit es in meiner Macht stand.

Pocahontas war übrigens, wie ich hörte, der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit in ganz London. Fast täglich besuchte sie die ersten Familien des Landes, oft sogar den Hof, und überall bewunderte man ihre Schönheit, ihre Sanftmuth und ihre Liebenswürdigkeit, wie auch die wahrhaft rührende Zärtlichkeit, mit der sie für ihr Kind sorgte. Dennoch befand sie sich mit ihrem Gatten nicht in den besten Umständen. Rolfe's Vermögen war durch seine Reisen und andere unglückliche Umstände erschöpft worden, und es fehlten ihm sogar die Mittel, würdig aufzutreten. Er bat mich deshalb, eine Bittschrift an die Königin zu richten, in welcher ich hervorheben sollte, was Pocahontas für die Engländer gethan. Ich erfüllte seinen Wunsch und setzte eine Bittschrift an die Königin auf, die auch nicht ohne günstige Folgen blieb.*) Rolfe erhielt eine Unter-

*) Diese Bittschrift des Kapitain Smith befindet sich noch in den Archiven. D. V.

stützung, die ihn in den Stand setzte, angenehm mit seiner jungen Gattin in London zu leben.

Ich will übrigens hierbei noch erwähnen, daß König Jakob, mißtrauisch wie er war, eine Zeit lang ernstlich befürchtete, Rolfe möchte als Gatte der Tochter eines indianischen Fürsten Ansprüche auf einen Theil von Virginien erheben. Ich mußte auch bei dieser Angelegenheit den Vermittler spielen und es gelang mir, den mißtrauischen König zu beruhigen. Man erzählte mir auch, daß Opachisco, ein Bruder Powhattans, die Gattin Rolfe's nach England begleitet habe, und daß man ihm in seiner Heimath den Auftrag gegeben, die Krieger des englischen Volkes zu zählen. Er hatte sich zu diesem Zwecke einige Bündel Stäbe mitgenommen, in die er jedes Mal, wenn er einen Mann sah, einen Einschnitt machen wollte. Schon in Plymouth, wo er landete, gab er jedoch seinen Vorsatz auf und warf die Stäbe weg. Die Krieger Englands seien so zahlreich, wie die Sterne am Himmel und die Blätter des Waldes — sagte er später bei seiner Rückkehr.

Diese Rückkehr sollte in kurzer Zeit erfolgen und noch hatte ich Pocahontas nicht gesehen. Eines Tages erhielt ich jedoch eine Einladung von Southampton, und als ich mich bei dem Grafen einfand, traf ich eine gewählte und feine Gesellschaft, zum Theil aus Leuten bestehend, die mich kennen lernen und über verschiedene Dinge fragen wollten. Southampton führte mich einmal in ein etwas abgelegenes Zimmer und ließ mich dort allein. Wenige Minuten später sah ich eine Dame in englischer Tracht mit einem Kinde durch eine Seitenthür eintreten und ich erkannte Pocahontas.

Auch sie erkannte mich sogleich. Ich will aber nicht behaupten, daß unser Wiedersehen ein freudiges war. Pocahontas wenigstens — die viel stattlicher und schöner geworden war — zeigte eine so tiefe und wie es schien, so schmerzliche Bewegung, daß es ihr unmöglich war, zu sprechen. Ich machte dem peinlichen Schweigen ein Ende, indem ich das Kind liebkoste, und hoffte, daß sie bald ihre Bewegung bemeistern würde. Aber das war nicht der Fall. Sie sprach kein Wort und sah mich nur mit einem eigenthümlichen Ausdruck an, den ich nicht beschreiben will, aus Furcht, mich zu irren. Ich erzählte ihr dann meine letzten Abenteuer in Virginien und den Heldentod ihres Bruders. Sie hörte jedoch nur unaufmerksam zu, und ich hörte kein Wort von ihren Lippen, bis endlich Southampton mit einigen Freunden kam und mich aus meiner eigenthümlichen Lage befreite. Pocahontas entfernte sich, aber auch jetzt ohne ein Wort zu sprechen. Ich sah sie nie wieder. Acht Tage später reiste sie mit ihrem Gatten und ihrem Oheim nach Gravesend, um sich nach Amerika einzuschiffen. Dort wurde sie krank und starb nach wenigen Tagen in frommer und ächt christlicher Ergebung.

Ungefähr um dieselbe Zeit erhielt ich den Befehl, in geheimer Audienz vor dem Könige zu erscheinen, ohne daß man mir den Zweck derselben kund that. Der König empfing mich sehr gnädig, erkundigte sich lange nach meinen Schicksalen, gab mir dann die Versicherung, daß mein Schwiegervater Ringrose und mein Schwager Hackew, von denen Southampton mit ihm gesprochen, durchaus nichts zu fürchten hätten, und kam endlich auf den eigentlichen Zweck der Audienz. Sie betraf den Grafen von Sommerset, über den ich in aller Kürze einige Bemerkungen vorausschicken will.

Robert Carr, jener Page, durch dessen Verrätherei ich auf eine wechselvolle und gefährliche Laufbahn gestoßen worden, hatte den Höhepunkt seines Glanzes schon überschritten. Seine Stellung als Günstling des Königs verdankte er nur dem weibischen Geschmacke Jakobs, der schöne Gesichter und ein frivoles Betragen liebte. Jakob hatte ihn mit Ehren und Würden überhäuft, zum Viscount von Rochester, später zum Grafen von Sommerset gemacht und bedeutende Summen an ihn verschwendet. Er war ihm sogar bei seinen Intriguen behülflich gewesen, und das Gerücht behauptete, daß der König selbst seinem Günstlinge die Mittel angegeben habe, Pembroke's Gemahlin zu der seinigen zu machen. Dennoch wurde es Jedem klar,

daß Sommerset bereits von der Höhe herabsteige, die er so schnell und so leicht erklommen. Der König erwies ihm weniger Aufmerksamkeit, und jeder Vernünftige mußte ein solches Ende ganz natürlich finden. Sommerset war nicht ein Gegenstand der Nothwendigkeit, sondern nur der Laune für den König, dessen er sich entledigen konnte, sobald ein Anderer ihm besser gefiel. Und dieser Andere kam. Schon seit Jahresfrist hatte George Villers, ein junger, bildschöner Kavalier, im Geheimen den Platz eingenommen, den Carr früher besessen, und wenn auch der Letztere vor der Welt noch seine alte Stellung behauptete, so wußte man doch, daß der König nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, um sich seiner zu entledigen. Die zahlreichen Feinde, die sich Sommerset durch sein hochmüthiges, ungebildetes Betragen zugezogen, trugen dazu bei, seinen Sturz zu beschleunigen, und nachdem Overbury gestorben, fehlte ihm jede Stütze, und alle seine Angelegenheiten geriethen in die größte Unordnung.

Es mußte deshalb von der größten Wichtigkeit für den König sein, als Morton ihm durch eine geheime Schrift die Enthüllungen jenes Reeve mittheilte, der durch die Hand eines Indianers in Virginien getödtet worden. Morton hatte mich vorher um Rath gefragt, ob er die Anzeige machen solle, und obschon mir wenig daran lag, mich an einem so erbärmlichen Menschen, wie Sommerset, zu rächen, so hatte ich doch meine Zustimmung gegeben, und Morton erlaubt, mich als Zeugen vorzuschlagen. Man wird leicht begreifen, weshalb gerade Morton die Klage aufnahm. Für ihn war Carr, der Verführer Bertha's, der verhaßteste aller Menschen, und ihn zu stürzen, mußte meinem schwermüthigen Freunde die größte Befriedigung gewähren.

Der König also, nachdem er sämmtliche Personen, bis auf einen vertrauten Rath, entfernt, legte mir die Anzeige Mortons vor und fragte mich, was ich darüber zu sagen habe. Ich erzählte ihm den Hergang und das Geständniß Reeve's der Wahrheit gemäß, und Jakob schien auf's Aeußerste erbittert zu sein. Zu seinem Vertrauten gewendet, sagte er, daß er jetzt erst wisse, weshalb Sommerset sich eine Urkunde habe ausstellen lassen, die ihn von aller Strafe für bisher etwa begangene Missethaten frei sprach, und erklärte, daß diese Urkunde dem Grafen nichts helfen solle, da solche Verbrechen unmöglich straflos ausgehen könnten. Darauf mußte ich die Namen aller derjenigen nennen, die als Zeugen dienen konnten. Es waren Ringrose, Hackew, Mathew und zwei andere Engländer, die mit mir nach London zurückgekehrt waren. Der König nahm mir das feierliche Versprechen ab, über den ganzen Vorgang zu schweigen, und entließ mich dann mit der Versicherung seiner gnädigsten Huld.

So zufrieden ich nun auch in einer Hinsicht war, daß der schurkische Page endlich seinen gerechten Lohn erhalten solle, so unangenehm war mir die Verzögerung, die meine Rückkehr nach Virginien durch den Prozeß, der nun wahrscheinlich eingeleitet werden sollte, erhielt. In der That wurde ich länger als ein halbes Jahr in England aufgehalten, um als Zeuge zu dienen, und meine Anwesenheit war deshalb um so nöthiger, weil der Gerichtshof erklärte, daß auf mein Zeugniß das größte Gewicht zu legen sei.

Begreiflicher Weise machte dieser Prozeß ein ungemeines Aufsehen, und König Jakob fand dabei Gelegenheit, seinen hinterlistigen Charakter im hellsten Lichte zu zeigen. Obgleich er schon lange im Besitz des Geheimnisses war, lebte er dennoch in der größten Freundschaft mit Sommerset, und es ist möglich, daß niemals eine Anklage erhoben worden wäre, wenn sich Sommerset nicht so hochmüthig und abstoßend gegen George Villers*), seinen Nebenbuhler in der Gunst des Königs, gezeigt hätte. Sommersets Benehmen gegen Villers aber war der Art, daß Jakob sich endlich des anmaßenden Grafen zu entledigen beschloß.

Der Letztere hatte den König nach dem Jagdschlosse Royston begleitet und lebte in der größten Eintracht mit dem Monarchen, hatte auch

*) Der spätere Herzog von Buckingham. D. V.

keine Ahnung davon, daß Jakob bereits einen Courier nach London geschickt hatte, der dem ersten Richter des Reiches, dem Ritter Eduard Cook den Befehl überbrachte, unverzüglich den Grafen von Sommerset, dessen Gemahlin, so wie Frau Turner, Weston, Franklin und den Ritter Elioys, Hauptmann des Towers, zu verhaften. Der Courier kehrte mit einem Verhaftsbefehl gegen Sommerset zurück und traf denselben im Portal von Royston, im Begriff, Abschied von dem König zu nehmen, der ihn bis dahin begleitet und vertraulich den Arm um seine Schulter gelegt hatte. Wann werde ich Euch wiedersehen, Sommerset? sagte er zärtlich. In demselben Augenblick überreichte der Offizier, der den Courier begleitet hatte, dem Grafen den Befehl, vor dem Lord Oberrichter zu erscheinen. Sommerset war außer sich vor Zorn, daß man dem ersten Pair des Reiches in Gegenwart des Königs einen solchen Schimpf anthun könne. Jakob that, als wisse er gar nicht, was vorgefallen sei, und nachdem Sommerset ihm den Befehl gezeigt, rief er lachend: Nein, mein Freund, Ihr müßt Euch dem Richter stellen. Wenn er mich fordern ließe, so müßte ich selbst erscheinen! Darauf begleitete er ihn bis an den Kutschenschlag, umarmte ihn nochmals und bat ihn, nicht lange auszubleiben, da er nicht ohne ihn leben könne. Kaum aber war Sommerset in der Kutsche, als der König sich an die Umstehenden wandte und mit dem Ausdrucke hämischer Schadenfreude rief: Geh, der Teufel mag Dich holen! Ich werde Dein Gesicht nie wiedersehen!

Unmittelbar nach seiner Ankunft in London wurde Sommerset verhaftet und in den Tower geführt, wohin man bereits seine Gemahlin und die übrigen Mitschuldigen geschickt hatte. Cook, der Oberrichter, begab sich darauf nach Royston zum Könige und erhielt nun die näheren Aufschlüsse. Der König ging dabei so weit, ihm zuzurufen: Der Fluch Gottes möge Euch und die Eurigen treffen, wenn Ihr die Schuldigen verschont, und mich und meine Nachkommen, wenn ich Einem von ihnen verzeihe!

Dennoch wurde die Untersuchung bei Weitem nicht mit der Strenge geführt, die man erwartet hatte. Es lag in der Natur der Sache, daß ich bei den einzelnen Verhören, die mit den Angeklagten angestellt wurden, Manches erfuhr, was der großen Menge unbekannt blieb. Ich kann also nur das allgemeine Gerücht bestätigen, daß irgend ein Grund vorhanden sein mußte, der den König zur Schonung und Mäßigung zwang. Jakob fürchtete nämlich — so hieß es allgemein — daß Sommerset Eröffnungen machen würde, die auf den Tod des ältesten Prinzen Heinrich Bezug hatten. Welcher Art diese Eröffnungen sein konnten, will ich hier nicht andeuten; jedenfalls aber bleibt die Aengstlichkeit des Königs beachtenswerth, und ich selbst weiß, daß Sir Eduard Cook von seltsamen Aufschlüssen sprach, die er durch diesen Prozeß erhalten habe. Erst dann war der König beruhigt, als das Urtheil über Sommerset gesprochen war. Es lautete für ihn und seine Gemahlin, so wie für die Mehrzahl der Angeklagten auf den Tod und wurde an den letzteren sogleich vollstreckt. Sommerset und seine Gemahlin aber wurden zu lebenslänglicher Verbannung auf einen einsamen Landsitz begnadigt. So stürzte der geschmeidige Höfling, der nie ein Mittel verabscheut hatte, das ihn zum Zwecke führen konnte, und nicht einmal die Liebe einer Gattin, für die er zum Mörder geworden war, konnte ihn trösten. Denn es war allgemein bekannt, daß Franziska Howard ihres zweiten Gatten bereits überdrüssig sei und ihre Vergnügungen in Kreisen suche, die bei der engen Beschränkung ihrer Verbannung nicht die gewähltesten sein konnten.

Mit Sommerset fiel auch sein Anhang, und auch Lady Howard, die Schwester Pembroke's, sah sich genöthigt, ihrer Stellung am Hofe zu entsagen. Ihre Reize waren verblüht und ihre Koketterie in eine maßlose Lust nach Intriguen ausgeartet, so daß sie allgemein verhaßt wurde und schließlich ihre Zuflucht zum Deckmantel der Frömmigkeit nehmen mußte. Unter diesen Umständen wurde es meinem Schwiegervater leicht, durch Southamptons Protektion eine Klage gegen Lady Howard einzureichen und die Rück-

gabe der Güter seiner Frau zu verlangen. Diese erfolgte zwar nicht vollständig, aber Ringrose erhielt doch eine beträchtliche Summe ausgezahlt, die ihm einen gewissen Wohlstand sicherte. Auch Hackews Forderung an die Erben Burleighs wurde anerkannt und ihm eine bedeutende Summe ausgezahlt.

Jetzt stand der Erfüllung meines Lieblingswunsches nichts mehr im Wege. Zwar hätten wir Alle sorglos in England leben können, aber mich zog es nach Virginien. Mein Vaterland hatte mir nur Unheil gebracht, und wenn mich auch in der neuen Welt kein Müßiggängerleben erwartete, so hoffte ich doch in Virginien freieren Spielraum für meine Thätigkeit zu finden und meinen Mitmenschen nützlicher sein zu können, als in England. Southampton und König Jakob bestärkten mich in meinem Entschlusse, und Alles wurde für den Frühling des Jahres 1616 zur Abreise vorbereitet. Selbst Brown, mein guter Ohm, hatte eingewilligt, uns zu begleiten, und Rolfe war uns bereits vorausgegangen.

Ehe wir aber von England schieden, hatten wir noch eine traurige Pflicht zu erfüllen. Eine bösartige Krankheit suchte London heim und in jeder Woche erlagen ihr Hunderte. Ich weiß nicht, ob es dieselbe Krankheit war, von der auch Shakespeare befallen wurde; ich weiß nur, daß er uns sehr krank vorkam und daß er selbst an seinem Aufkommen zweifelte. Wir besuchten ihn täglich, und es schien ihm namentlich wohlzuthun, wenn Mary an seinem Lager saß. Er sagte uns damals noch viel Liebes und Gutes und sprach oft mit mir über Virginien und die Hoffnungen, die ich auf die Kolonisation dieses Landes setzte. Ich mußte ihm Alles ausführlich beschreiben und er meinte scherzend, wenn es ihm nicht zu weit wäre und wenn ihn nicht seine Arbeiten an London fesselten, so würde er mit mir hinüberreisen und versuchen, die eigenthümliche Natur der Indianer in einem Drama zu schildern. Dann sagte er, er hoffe viel von Amerika, und es sei gut, daß der Schauplatz der menschlichen Thätigkeit jetzt ein neues und weites Feld erhalten habe, auf dem sich die überströmenden Kräfte Europa's ausbreiten könnten, und als ich ihm meine Ansichten über die Art und Weise entwickelte, wie die Kolonieen regiert werden müßten, stimmte er mir von ganzer Seele bei. Ich werde seine Worte nicht vergessen.

— Dort, sagte er, ist ein unbebauter Boden, ein ungeackertes Feld. Was man hineinsäet, wird man ernten. Amerika ist noch wie die Seele eines Kindes; man kann sie leiten, wie man will. Tragt Ihr unsere Laster, unsere Schwächen hinüber, so wäre es besser, man hätte den neuen Erdtheil nie entdeckt. Doch läßt sich hoffen, die gesunde und ursprüngliche Natur wird diese Laster ausstoßen, wie ein jugendlicher Körper einen fremden Krankheitsstoff. Es ist gut, daß einfache Menschen hinübergehen. Dann werden die Kolonien sich einfach und naturgemäß entwickeln, und das ist das Beste. Die Kinder werden nichts mehr von dem alten Europa wissen, und manches Falsche, das wir behalten müssen, weil es uns angeboren ist, werden sie nicht einmal dem Namen nach kennen. Sie werden sich freier und selbstständiger entwickeln, als es in Europa mit uns der Fall gewesen. Es wird eine starke Nation werden. Glaubt mir, John, in unserer Zeit, in unserem Jahrhundert giebt es keine schönere Aufgabe, als den Keim, den Grundstein zu einem großen Reiche der Zukunft zu legen.

Das war das letzte Mal, daß ich mit ihm sprach. Als ich am dritten Tage darauf wieder in seine Wohnung trat, waren die Fenster geöffnet und der größte und edelste Geist meines Vaterlandes war in jene Regionen hinübergegangen, aus denen er uns oft die herrlichsten Gebilde herabgezaubert. Er starb am 23. April des Jahres 1616. Wir folgten seiner Leiche, und ganz England nahm an unserem Schmerze Theil.

Auch Morton und Bertha Herbert hatten sich jetzt entschlossen, uns zu begleiten, und da uns nichts mehr an England fesselte, so schifften wir uns im Mai nach Virginien ein. Als unser Schiff die Themse hinabschoß, da glaubte ich nicht, daß ich je nach England zurückkehren

würde, und da ich entschlossen war, alle meine Kräfte dem neuen Vaterlande zu widmen, so war es sogar meine Absicht, jede Versuchung zu einer Rückkehr von mir fern zu halten. Dennoch habe ich England wiedergesehen, und unter Umständen, die nicht die freudigsten für mich waren, und die mir das Land meiner Geburt für immer verleideten.

Wir erreichten Jamestown ohne Unfall und ich begann sogleich unsere Ansiedelung. Doch will ich mich bei den Einzelnheiten derselben nicht aufhalten. Wir hatten viel Mühe, viel Arbeit, aber Alles ging glücklich von Statten, und bald waren wir unter Dach und Fach. Ich hatte gehofft, daß auch Morton und Bertha hier das Ziel ihrer langen Leiden finden würden und daß der tägliche Anblick des häuslichen Glückes, den sie in Hackew und mir vor sich sahen, sie bewegen würde, die Vergangenheit zu vergessen und der Kolonie ein neues Ehepaar zu schenken. Aber nein, der Wurm, den sie aus der alten Welt mitgebracht, nagte noch immer an ihrem Herzen. Bertha widerstand allen Bitten Mary's und Alice's, und als wir endlich hofften, daß sie auf unsere Pläne eingehen würde, da kam ein neuer Umstand dazwischen, der in seinen Folgen für Beide eine endliche, aber leider nicht die von uns gewünschte Entscheidung herbeiführte.

Auch mich betraf das Ereigniß, das ich erwähne. Wie schwach sind doch die Hoffnungen der Menschen! Ich hatte geglaubt, Virginien nie verlassen zu müssen, hier eine beständige Ruhe zu finden. Ich hatte mich geirrt, und auch dieses Mal war es eine unabweisliche Nothwendigkeit, die mich zwang, mich in neue Gefahren zu stürzen, die, wie ich hoffe, die letzten gewesen sein sollen.

Es war im letzten Monat des Jahres 1616, als ich von Sir Walter Raleigh einen Brief erhielt, den ich hier mittheilen will, da er am besten zur Erklärung des Folgenden dienen wird und bei dem ich nur bevorworte, daß Sir Walter Raleigh in demselben meine guten Eigenschaften sehr überschätzt und meine schlechten zu erwähnen vergessen hatte. Er lautete:

„Mein lieber Freund!

Ich weiß nicht, ob Sie sich des armen und schwachen Mannes noch erinnern, der jetzt in den Mauern des Towers Muße genug hat, die vergangenen Zeiten in sich wach zu rufen und sich der mannichfachen freudigen Augenblicke seines Lebens zu erinnern. Es sind viele Jahre darüber vergangen, seit wir uns nicht gesehen haben. Aber Ihr Bild steht noch lebhaft vor mir. Ich sehe noch Ihr frisches, blühendes Antlitz, das mich an die Jahre meiner Jugend erinnerte, wo ich am Hofe der großen Königin Elisabeth nicht ungern gesehen war; ich sehe Sie noch, wie Sie in mir den Genossen, den Seemann begrüßten, der manches Abenteuer in den Meeren bestanden, die Sie später zum Schauplatz Ihrer kühnen Thaten machten. Ich sehe Sie noch im Palast von Whitehall, angeklagt und verleumdet, und ich weiß, wie viel Theilnahme ich damals für Sie empfand. Seitdem sind funfzehn Jahre verflossen, Sie haben fast alle Länder der Erde bereist und überall Spuren Ihres Muthes und Ihrer Tapferkeit zurückgelassen. Ihr Name ist in England bekannt und beliebt geworden. Es muß so sein, denn er ist bis in die einsamen Mauern meines Kerkers gedrungen. Man hat mir von Ihren Anstrengungen, von Ihren Thaten erzählt, und ich habe mich inniglich darüber gefreut, wie es ein alter Mann nur kann, der zu seiner Freude erfährt, daß das Geschlecht der tapferen und unerschrockenen Britten noch nicht erstorben ist!

Sie werden gewiß weniger von mir gehört haben, als ich von Ihnen. Sie wissen, weshalb, ich will mich darüber nicht aussprechen. Es hat meinen Feinden gefallen, mich zu verleumden, mich der Mitschuld an einer thörichten Verschwörung anzuklagen, und Se. Majestät, unser König, überhäuft mit Sorge, hat leider keine Zeit gefunden, die Anklagen meiner Feinde zu prüfen und mir die sehnlichst gewünschte Rechtfertigung zu gestatten. Sie sind von meiner Unschuld überzeugt, das weiß ich. Sie wissen, daß mein Herz nur für die Größe und den Ruhm Englands schlägt, und daß ich jeden Monarchen liebe und verehre, dem das Wohl

des Vaterlandes das erste Gesetz ist. Auch zweifle ich nicht daran, daß mir gewiß längst Gerechtigkeit geworden wäre, namentlich, seitdem Lord Cecil, mein unerbittlicher Gegner, todt ist. Aber ein alter Mann wird leicht vergessen. Junge Kräfte steigen empor und nehmen die Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch. Auch habe ich vielleicht nicht Alles gethan, was ich thun konnte, um mein Recht geltend zu machen. Ich bin alt und schwach geworden und wenig liegt mir daran, wo ich sterbe. Ich suchte Vergessenheit und Trost in dem Studium der Geschichte und ich fand, daß mein Beispiel nicht vereinzelt in der Welt dastehe. Zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, denen auch die schwärzeste Verleumdung zugestehen muß, daß sie sich um ihr Vaterland verdient gemacht haben, und die dennoch mit Undank, Gefängniß und Tod belohnt wurden. Ich erinnere Sie nur an Miltiades. Aber wenn das Studium der Geschichte mich auch tröstete und belehrte, so konnte es mir doch nicht auf die Dauer genügen. Sie wissen, Kapitain, wie thatenreich meine Jugend und mein Mannesalter gewesen ist. Sie wissen, daß ich Amerika erforscht und keine Gelegenheit versäumt habe, den Uebermuth der Spanier zu züchtigen. Auch in dem Greise lodert noch etwas von jenem Feuer, das mich einst antrieb, stets neue und gefährliche Unternehmungen aufzusuchen und meinem Vaterlande nützlich zu sein. Die lange Einsamkeit in meinem Kerker mußte mir unerträglich werden, und ich habe einen Schritt gethan, der glücklicher Weise vom Erfolg gekrönt worden ist.

Wenn Sie sich meiner Reisen noch erinnern, so werden Sie wissen, daß es stets mein Ziel und mein Bestreben war, jenes Eldorado aufzufinden, von dem die Berichte der ersten Entdecker Amerika's uns erzählen, und das meiner Ansicht nach im Innern von Guyana liegen muß. Ich habe drei Reisen dorthin gemacht und die Kenntniß jener Gegend um Vieles bereichert, aber es ist mir nicht gelungen, bis zu jenem Eldorado zu gelangen. Die Schuld lag nicht an mir, sondern an den Verhältnissen. Meine Mittel waren zu gering, meine Mannschaft weigerte sich oft, auf meine Pläne einzugehen, und die Beschaffenheit des Landes, so wie die Ungunst der Witterung setzten mir Hindernisse entgegen, die ich trotz aller Anstrengung nicht überwinden konnte. Meine Feinde und Neider haben dieses Mißlingen meiner Expeditionen dazu benutzt, selbst meinen guten Willen in Abrede zu stellen und mich der absichtlichen Täuschung anzuklagen. Als ob man sein Leben wagte, wenn man nicht aufrichtig und mit ganzer Seele nach einem Ziele strebt! Andere, weniger gehässig, haben nur die Existenz jenes Eldorado bezweifelt und mich überspannter Hoffnungen und abenteuerlicher Pläne beschuldigt. Nichtsdestoweniger ist es für mich eine Gewißheit, daß jenes Eldorado wirklich vorhanden ist. Ich habe an Ort und Stelle Erkundigungen eingezogen, ich habe die Berichte aller Seefahrer und Entdecker zu Rathe gezogen und bin zu dem Resultate gelangt, daß im Innern Guyana's, einige hundert Seemeilen von der Küste entfernt, ein Reich sich befinden muß, in dem das Gold häufiger gefunden wird, als bei uns Zinn und Kohlen. In der Mitte dieses Reiches muß ein großer See und an diesem die Stadt Manoa liegen, die, wenn auch ihre Straßen nicht mit Gold gepflastert sind, wie man behauptet, doch Alles an Reichthum überbieten muß, was die Spanier in Mexiko gefunden, ja Alles, was man überhaupt finden kann. Ich habe selbst Proben von dem Golde mit nach England gebracht, und die erfahrensten Kenner haben bestätigt, daß es feiner und edler ist, als das mexikanische. Es ist möglich, daß dieses Eldorado ein sehr altes Reich ist. Mag es indessen auch erst von den flüchtigen peruanischen Königsfamilien gegründet worden sein, die sich vor den eindringenden Spaniern zurückzogen, so läßt sich doch annehmen, daß es mehr Reichthum besitzt, als jetzt irgend ein anderes Land der Erde, und für mich steht die Existenz dieses Landes fest. Ich bürge mit meinem Kopfe dafür.

Nun sagen Sie selbst, Kapitain, Sie, der Sie ein Engländer sind und dessen Herz für die Ehre, den Ruhm und das Wohlergehen seines

Vaterlandes schlägt — kann ein Britte ruhig den Gedanken ertragen, so viele Schätze, solchen Reichthum in die Hände unserer Feinde, der Spanier, übergehen zu sehen? Die Spanier haben sich an der Küste von Guyana festgesetzt, sie werden allmählich weiter in das Innere vordringen, sie werden das Eldorado entdecken und neue, unermeßliche Schätze zu der reichen Beute Mexiko's und Peru's hinzufügen; sie werden dadurch eine Macht erlangen, die sie in den Stand setzt, ganz Europa gegen uns anzuwerben und endlich doch die Vernichtung Englands zu erreichen, die sie sich zum Zwecke gesetzt haben, und die einst von mir durch die Zerstörung der Armada und durch Ihre glorreiche Entdeckung der Pulver-Verschwörung vereitelt worden ist. Ich wenigstens, dessen ganzes Leben dem Kampfe gegen die Spanier gewidmet gewesen, ich kann einen solchen Gedanken nicht ertragen, und ich weiß, daß es mit Ihnen ebenso der Fall ist. Ich habe deshalb — wenn auch zögernd — den Schleier der Vergessenheit von mir geworfen und mich mit einer Bittschrift an Se. Majestät den König Jakob gewandt, in welcher ich ihm meine Gründe für die Existenz des Eldorado auseinandersetzte und um die Erlaubniß bat, noch einmal einen letzten Zug aus eigenen Mitteln nach Guyana unternehmen zu dürfen.

Se. Majestät hat mir ein gnädiges Ohr geschenkt, meine Bittschrift geprüft und mir erlaubt, den Zug anzutreten. Die Schiffe sind ausgerüstet, zwölf an der Zahl, die Matrosen angeworben — aber es sind zum Theil junge, unerfahrene Leute. Ich bin fast der Einzige unter allen meinen Begleitern, der jene Gegenden je gesehen hat, und ich bin alt, mein Haar ist grau, die lange Kerkerhaft hat meine Kraft gebrochen und mein Auge getrübt. Kapitain, da habe ich an Sie gedacht! Es fehlt mir ein Mann wie Sie!

Sie kennen das karaibische Meer, Sie kennen den Seedienst, besser als ich. Sie wissen Muth und Vertrauen einzuflößen, Sie sind unermüdlich bei der Ausführung eines Planes, unerschöpflich in Hülfs- und Auskunftsmitteln. Aber mehr noch, als das Alles — Sie kennen die Sitten, die Eigenthümlichkeiten der Indianer, Sie haben Jahre lang unter ihnen gelebt, Sie wissen auf ihre Gedanken einzugehen, ihnen Mittheilungen abzulocken, ihnen Vertrauen einzuflößen. Ihr Aufenthalt in Virginien bietet die glänzendsten Beweise dafür. Gerade ein solcher Mann fehlt mir, Kapitain! Ich selbst bin mit den Indianern nur selten in Berührung gekommen; auch bin ich zu alt und schwach, um mich weit in die Einöden und Wildnisse Amerika's hineinwagen zu können. Sie, Kapitain, besitzen alle Eigenschaften eines Entdeckers! Wollen Sie dem Vaterlande Ihre Dienste entziehen? Wollen Sie die Spanier das Uebergewicht über Ihr Vaterland gewinnen lassen? Die Existenz der Kolonie Virginien ist gesichert. Dort wird man, wenn man Ihren Rathschlägen folgt, auch ohne Ihren Beistand ein Jahr bestehen können — und auf längere Zeit will ich Ihre Hülfe nicht in Anspruch nehmen. Bedenken Sie, Kapitain, daß es die Pflicht eines braven Mannes ist, der Welt Dienste zu leisten, so lange er kann, und hier handelt es sich um einen Dienst, den Ihnen England nie vergessen wird! Ich will nicht reden von dem Ruhm, den Ihnen der Erfolg unserer Expedition eintragen wird und den ich Ihnen ganz allein abtreten will — ich verweise Sie nur auf den Gewinn für unser Vaterland, für die Vermehrung unserer Kenntnisse von Amerika, für die Bereicherung der Wissenschaft! Ohne Ihren Beistand würde ich vielleicht genöthigt sein, das Unternehmen aufzugeben, wenigstens gehe ich dann mit dem traurigen Gedanken daran, daß es scheitern wird! Mit Ihrer Hülfe aber werde ich der muthigste, der hoffnungsreichste Führer sein, und, Kapitain, bedenken Sie, welchen Einfluß es auf meine Mannschaft machen wird, wenn Kapitain Smith an ihrer Spitze steht! Sie sind das Ideal, der Liebling der englischen Matrosen. Man verehrt und vergöttert Sie. Sie sind mehr werth, als tausend Mann! Mißlingt das Unternehmen, an dessen Spitze Sie gestanden haben, so weiß die Welt, daß es überhaupt mißlingen mußte, denn

zu Ihnen hat man unbedingtes Zutrauen. Gelingt es, entdecken wir das Eldorado — nun, dann mögen Sie selbst Ihren Lohn bestimmen, Kapitain. Er wird unermeßlich sein, wie die Beute! Und wir müssen das Eldorado finden, wir müssen! Es ist da, also muß es auch zu erreichen sein!

Kapitain, ich rechne mit solcher Gewißheit auf Ihren Beistand, daß ich bereits die Stelle des ersten Befehlshabers unbesetzt gelassen habe — denn ich selbst habe nur die Ausrüstung der Schiffe besorgt und bin zu alt, um einen so beschwerlichen Posten zu bekleiden. Ich will Ihnen nicht zumuthen, daß Sie nach England kommen sollen. Ich werde Sie im Frühjahr in Barbadoes erwarten. Und Sie werden kommen. Der Dank eines alten Mannes, der gerechte Hoffnung hat, daß sein Name in den Jahrbüchern der englischen Geschichte fortleben wird, der Dank Englands, der Dank der Welt erwartet Sie! Bringen Sie mit sich, wen Sie für fähig halten und wer in Virginien zu entbehren ist. Alle sollen mir willkommen sein!

Also auf Wiedersehen in Barbadoes!

Walter Raleigh."

Ich muß gestehen, daß dieser Brief eigenthümliche Empfindungen in mir hervorrief und daß er mich sehr unruhig machte. Man wird mir wohl glauben, daß die Lobeserhebungen Sir Walter Raleighs keinen Eindruck auf mich machten. Es lag in seiner Absicht, mich für seine Zwecke zu gewinnen, und Sir Walter war ein erfahrener Meister in der Kunst der Schmeichelei. Aber es lag doch etwas in diesem Briefe, was mich mächtig ergriff. Der Mann, der mich um meinen Beistand bat, war in meinen Augen der größte Seeheld Englands, einer der größten Männer seiner Zeit. Ich mußte mich durch einen solchen Antrag geehrt fühlen, Jeder hätte sich geehrt fühlen müssen. Auch handelte es sich wirklich um eine Expedition von der größten Wichtigkeit, wenn auch nicht in dem Sinne, wie Sir Walter Raleigh meinte.

Dennoch schwankte ich, und es vergingen mehrere Tage, ehe ich auch nur eine Idee von einem Entschlusse fassen konnte.

Ich hatte Vieles zu überlegen. Fürs Erste war ich durchaus nicht der Meinung Sir Walter Raleighs, daß jenes Eldorado wirklich existire. Die Möglichkeit war vorhanden, aber für mich nicht einmal die Wahrscheinlichkeit. Ich kannte die Reisen des britischen Admirals, ich hatte mit vielen Matrosen gesprochen, die ihn auf seinen ersten Zügen begleitet, aber ihre Mittheilungen waren nicht im Stande gewesen, mich von der Existenz des Goldlandes zu überzeugen. Ob Sir Walter selbst so aufrichtig daran glaubte, wie er mir schrieb, will ich dahin gestellt sein lassen. Ich möchte lieber sagen, daß Sir Walter sich selbst einredete, das Eldorado müsse existiren. Uebrigens begriff ich vollkommen, weshalb er eine solche Reise zu unternehmen wünschte. Er war ein Gefangener und sehnte sich nach Abwechselung. Sein Name war — wenn auch nicht vergessen — doch durch seine Feinde in den Hintergrund gestellt worden; er wollte ihn der britischen Nation ins Gedächtniß zurückrufen. Und wenn auch die Auffindung des Goldlandes nicht erfolgte, so durfte er doch hoffen, den Spaniern bedeutenden Schaden zuzufügen und dafür den Dank der Engländer einzuernten, obwohl das eine bedenkliche Sache war, denn England befand sich mit Spanien im Frieden. Genug, ich billigte die Gründe Sir Walters. Aber waren für mich Gründe vorhanden, an dieser Expedition Theil zu nehmen?

Ich sollte mein neues Vaterland, mein Weib, meine Schwester, meine Freunde, Haus und Hof verlassen, um abermals einen Zug in ferne und unbekannte Gegenden anzutreten! Nachdem ich so vielen Gefahren glücklich entgangen, sollte ich noch einmal den wechselnden Launen des Glückes trotzen und mich auf das trügerische Feld der Abenteuer hinausbegeben! Ich sollte den Gefahren des Meeres, der List der Indianer, den Meutereien unzufriedener Matrosen trotzen, während mein Weib zu Hause in fortwährender Angst schwebte! Nein, wenn ich daran dachte, so war ich entschlossen, zu bleiben.

Und doch, es giebt Dinge, die nicht mehr aus der Seele wollen, wenn sie sich einmal eingenistet haben. Der Gedanke, daß eine so große und wichtige Expedition zum Theil auf meinem Beistande beruhe, daß der erste Seemann Englands mich um meine Unterstützung gebeten — dieser Gedanke verließ mich nicht! — Was sollte England sagen, wenn es hieß: Raleigh hat sich an den Kapitain Smith gewandt, aber der Kapitain ist jetzt müde geworden und will auf seinen Lorbeeren ausruhen! Zwar wußte ich, daß man das nicht sagen könne, ich hatte genug gethan, um ein Anrecht auf Ruhe zu haben. Aber die Vorstellung, daß man meinen Muth für erschlafft, meinen Unternehmungsgeist für erloschen ansehen könne, peinigte mich fortwährend. Ich wußte, daß ich doch keine Ruhe haben würde, wenn ich zurückblieb. Alle meine Gedanken würden bei der Expedition, bei dem greisen Admiral sein, der mich mit dem ehrenvollsten Auftrag beehrt hatte, den ein Mann in England erhalten konnte. Das wußte ich, und so riß ich mich denn gewaltsam aus meiner eigenen Ungewißheit — ich beschloß, Sir Walter zu begleiten.

Es ist bei mir immer so — wenn ich überlege, bin ich unruhig und ungeduldig, wenn ich einen Entschluß gefaßt habe, bin ich zufrieden und heiter. Sobald ich einmal entschlossen war, dachte ich nicht mehr an die Gefahren, denen ich entgegenging, an die Trennung von meinem Weibe, von meinem Vaterlande, sondern nur noch an das hohe und wichtige Ziel, dem ich mich widmete. Ich theilte Alice meinen Entschluß mit. Sie erschrak und suchte mich durch ihre Bitten zurückzuhalten; aber sobald ich ihr gesagt, daß die Theilnahme an dem Zuge bei mir unwiderruflich feststehe, versuchte sie nichts mehr. Ich sah wohl, daß es ihr schwer wurde, mich schweigend ziehen zu lassen. Aber sie war ein Weib, wie es ein Krieger und Seemann braucht. Sie machte mir das Herz nicht schwer durch Klagen und Bitten.

Heftigeren Widerspruch fand ich bei meinem Schwiegervater, bei Hackew und Mary und dem alten Brown. Sie setzten mir alle die Gründe entgegen, die Alice nicht anwenden wollte, um mir nicht wehe zu thun. Sie sagten, es sei Unrecht, um einer abenteuerlichen Expedition halber Alles auf's Spiel zu setzen, Haus und Hof zu verlassen und der Kolonie eines ihrer thätigsten Mitglieder zu entziehen. Sie sagten mir Alles, was ich mir selbst schon gesagt hatte, aber ich war nun einmal entschlossen und nichts konnte mich wankend machen.

Ich schrieb an Sir Walter Raleigh, daß ich ihn in Barbadoes erwarten würde. Was aber den Punkt anbetraf, ihm tüchtige Leute aus Virginien zuzuführen, so erfüllte ich seine Bitte nicht. Ich glaubte, daß auch die Kolonie noch immer wackerer und muthiger Männer bedürfe, und daß es sich in Virginien um eben so hohe, vielleicht noch höhere Zwecke handle, als bei der Expedition nach dem Eldorado. Indessen bot sich mir von selbst ein Begleiter an, auf den ich kaum gerechnet hatte.

Morton erklärte mir, daß er mich begleiten wolle, und obwohl er mir die Gründe für seinen Entschluß nicht weiter auseinandersetzte, so konnte ich sie doch leicht errathen. Er fühlte sich unglücklich in Virginien. Er sah das Glück, in dem ich mit Alice, Hackew mit meiner Schwester lebte und vermochte seine traurige Einsamkeit nicht mehr zu ertragen. Ich rieth ihm also auch nicht ab; im Gegentheil, es war mir lieb, einen Freund bei mir zu haben. Seltsamer Weise aber erklärte auch Bertha Herbert, daß sie uns zu begleiten wünsche.

Ich war von diesem Anerbieten überrascht. Sie hatte allerdings dieselben Gründe, wie Morton, Virginien zu verlassen. Aber eine Schaar von Matrosen, die Unruhe und Gefahr einer schwierigen Expedition, war doch kein geeigneter Zufluchtsort für sie. Ich stellte ihr das vor und rieth ihr ab; Morton that dasselbe. Aber sie blieb standhaft bei ihrem Entschlusse. Sie sagte, ihr Leben sei bisher so einförmig gewesen, daß sie einige Abwechselung wünsche. Der alte Brown, der Einzige, für den sie bisher gelebt, sei jetzt im Schutze Alice's und Mary's gut aufgehoben, genug, sie werde sich durch keine Vorstellungen zurückschrecken lassen. Wir gaben

also nach. Vielleicht sagte ihr eine Ahnung, daß sie Morton sonst nicht wiedersehen würde.

Ende Februar verließen wir Jamestown. Der Abschied von Alice, von meinen Verwandten wurde mir sehr schwer. Aber die Theilnahme der ganzen Kolonie versüßte ihn ein wenig. Männer, Frauen und Kinder gaben mir das Geleit bis zu dem Boot, das uns nach Barbadoes führen sollte, und ich glaube wohl, daß die Wünsche, die mich begleiteten, aufrichtig waren.

Es schien, als wolle der Himmel uns ein Zeichen von den bevorstehenden Gefahren geben, denn unsere Fahrt nach Barbadoes war sehr stürmisch, sehr mühsam. Wir hatten fortwährend widrige Winde und Sturm und mußten in verschiedene Häfen einlaufen. Bei dieser Gelegenheit wäre ich beinahe mit Montbar und L'Ollonois zusammengetroffen. Da ich aber durchaus keine Sehnsucht empfand, die Flibustier wiederzusehen, so stach ich in die See, ehe die Böte der Piraten sich mir näherten, und endlich erreichten wir glücklich Barbadoes.

Sir Walter Raleigh war mit seiner Flotte noch nicht angekommen. Wir hatten also Muße, uns von den Mühseligkeiten der Seereise zu erholen. Uebrigens hatte ich den Muth bewundert, den Bertha Herbert inmitten all der überstandenen Gefahren bewiesen, und ich bin überhaupt zu der Ueberzeugung gekommen, daß Frauen langandauernde Mühseligkeiten oft standhafter ertragen, als die Männer.

Ungefähr acht Tage nach unserer Ankunft zeigte sich eine Flotte von zwölf Segeln auf der Höhe von Barbadoes. Es war Sir Walter Raleigh mit seinen Schiffen. Ich fuhr ihm in einem Boote entgegen und er empfing mich auf dem Admiralsschiff mit einer Herzlichkeit, wie ich sie kaum erwartet und noch weniger verdient hatte.

Er war sehr alt, sein Haar silberweiß geworden. Aber in seinem lebendigen Auge blitzte noch das Feuer der Jugend, seine Stimme war noch kraftvoll und sein Verstand war ungeschwächt. Kaum auf Barbadoes angelangt, begannen wir schon unsere Berathschlagungen, und während seine Flotte, die ebenfalls durch widrige Winde sehr gelitten hatte, in einem östlichen Hafen vor Anker lag, setzten wir unsere Berathungen fort, zu denen einige Begleiter des Admirals hinzugezogen wurden.

Da ich den Schauplatz unserer zukünftigen Thaten nicht genau kannte, so mußte das Endurtheil Sir Walter Raleigh überlassen bleiben. Ich ließ mir seine Instruktionen zeigen und konnte nicht umhin, sie bedenklich und zweideutig zu finden. Sir Walter war Verpflichtungen eingegangen, die er kaum erfüllen konnte, und sein Schicksal hing von dem Ausgange der Unternehmung ab. Ich machte ihn darauf aufmerksam, aber er sagte, daß es sich für ihn nur noch um eine Spanne Lebenszeit handle, und daß er zufrieden sei, sie thätig hinbringen zu können. Mißlinge die Expedition, so sei es ohnehin um ihn geschehen, da er sein ganzes Vermögen auf die Ausrüstung der Flotille verwandt habe.

Da wir bereits erfahren hatten, daß die Spanier von unserer bevorstehenden Ankunft unterrichtet seien und Mittel zum Widerstande getroffen hatten, so mußten wir mit großer Behutsamkeit vorschreiten. Es wurde beschlossen, an einem Punkte zu landen, den die Spanier nicht besetzt hatten, und von dort aus die nöthigen Reisen und Expeditionen nach dem Innern von Guyana zu unternehmen. Die Mannschaft, ungefähr achthundert Mann, war für einen solchen Zweck mehr als ausreichend, und nachdem mir Sir Walter seinen Plan und seine Ansichten entwickelt, begann ich selbst zu hoffen, daß die Expedition gelingen könne, wenigstens daß wir im Stande sein würden, einen Theil von Guyana für England zu gewinnen.

Wir verließen nun Barbadoes. Ich übernahm auf Sir Walters Aufforderung das Kommando der Flotille und wir steuerten auf Guyana zu. Unterwegs trafen wir einige spanische Kriegsschiffe, die sich jedoch zurückzogen. Auch war England ja mit Spanien im Frieden, und ein Angriff wäre auf beiden Seiten ungerechtfertigt gewesen. Wegen dieses Friedenszustandes war die Expedition überhaupt eine sehr mißliche Sache. Das

Gebiet von Guyana war von den Spaniern als ihr Eigenthum in Besitz genommen worden, und jede Landung war also ein Eingriff in das Völkerrecht. Schon deshalb fand ich es sehr bedenklich, daß König Jakob seine Einwilligung zu der Expedition gegeben. Ich erinnerte mich an das Verfahren, das er gegen Sommerset bewiesen, und die Erlaubniß zu dieser Expedition schien mir nur eine Schlinge zu sein, die man dem Admiral gelegt. Indessen wir waren mitten darin, zurück konnten wir nicht mehr, und waren wir glücklich, so mußte uns Ruhm, Ehre und Rechtfertigung von selbst zufallen.

Wir landeten unangefochten an der Küste von Guyana. Die Gegend war hier ganz unbebaut, das Ufer selbst nicht einmal von Indianern bewohnt und kein Spanier in der Nähe. Das Wetter war günstig. Wir schifften also die Hälfte unserer Mannschaft aus und begannen Erdwälle aufzuwerfen und ein Lager zu errichten. Die englische Flagge wurde aufgehißt, genug, wir thaten, als ob wir von diesem Lande Besitz nähmen. Vielleicht hatten wir auch das vollständige Recht dazu, denn die Ansprüche der Spanier auf diese Küstenstrecke ließen sich durch nichts beweisen.

Nun aber handelte es sich um den Zug in das Innere, nach unbekannten, unerforschten Gegenden, denn Sir Walter wollte absichtlich dieses Mal einen anderen Plan verfolgen, als bei seinen früheren vergeblichen Reisen. Es lag auf der Hand, daß ich die Führung dieser Expedition unternehmen mußte. Sir Walter sollte bei den Schiffen zurückbleiben, und erst, wenn wir länger als vier Monate ausblieben, sollte man eine Schaar zur Unterstützung nachsenden.

Die Vorbereitungen wurden mit der größten Eile getroffen, damit wir so lange als möglich das günstige Wetter benutzen könnten. Zweihundert und funfzig Mann waren für den Zug bestimmt. Darunter befanden sich nur Zwei, die Sir Walter auf seinen früheren Reisen begleitet hatten und etwas von den Sitten und der Sprache der Eingeborenen verstanden. Es wurde beschlossen, einen ziemlich breiten Fluß, der in der Nähe unseres Lagers mündete, aufwärts zu fahren, dann in einem Cirkel das Gebiet, in welchem Manoa und das Eldorado liegen sollte, zu durchziehen und später auf dem Flusse zurückzukehren. Frohen Muthes, denn die Expedition schien mir keine besonderen Schwierigkeiten zu bieten, nahm ich von Sir Walter Abschied. Morton und Bertha begleiteten mich.

Noch war das Wetter angenehm und mild. Wir hatten in unseren Böten mit uns genommen, was nur irgend brauchbar und nützlich schien: Geschenke für die Indianer, Mundvorrath, Waffen, Munition, Meßinstrumente. Die Mannschaft war froh und heiter gestimmt.

Bald aber zeigten sich die ersten Schwierigkeiten. Der Fluß wurde seichter, als wir weiter aufwärts kamen, und breitete sich in große Seen und unzählige Arme aus, so daß wir Tage lang nach dem richtigen Fahrwasser und dem wahren Bett des Stromes suchen mußten. Später wurde er schmaler und tiefer. Hier aber versperrten uns Baumstämme den Weg, und wir hatten mit mancherlei Mühen, mit den Alligatoren, der stärker werdenden Hitze und dem Ungeziefer zu kämpfen. Für mich waren das freilich keine großen Dinge; ich hatte in Virginien heißere Tage in jeder Beziehung erlebt. Aber die Mannschaft, großen Theils aus jungen, unerfahrenen Leuten bestehend, fing an, den Muth zu verlieren, und ich hatte alle erdenkliche Mühe, sie bei guter Laune zu erhalten.

Zuweilen zeigten sich auch spanische Reiterschaaren am Ufer des Flusses, auf den endlosen Wiesen. Sie schienen aber nur den Auftrag zu haben, unsern Weg zu beobachten, und wagten es nicht, uns anzugreifen. Auch waren wir stets auf ihren Angriff vorbereitet, da wir sie schon von fern kommen sahen. So gelangten wir nach anderthalb Wochen bis zu einer Stelle, wo der Fluß so mit Baumstämmen versperrt war, daß es unmöglich schien, darüber hinauszukommen. Ich beschloß also, von hier aus den Weg zu Lande anzutreten. Die Böte wurden ins Wasser gesenkt, nachdem wir alles Brauchbare herausgenommen und was wir nicht mit-

nehmen konnten, vergraben hatten. Die Stellen wurden mit Zeichen versehen, die es auch den andern Engländern, falls sie uns folgten, möglich machten, sie zu erkennen, und nun traten wir den Weg zu Lande an.

Bis dahin hatten wir kaum hier und da in weiter Ferne einen Indianer zu Pferde gesehen und ihn nie erreichen können. Ich mußte also meinen Weg aufs Gerathewohl einschlagen. Die Gegend war schön, wasserreich, voller Wald, der Boden fruchtbar. Zuweilen trafen wir auch auf ein Indianerdorf, aber alle waren verlassen, und in der Ferne zeigten sich nur hier und da die Spanier, die unsern Weg nach wie vor beobachteten.

Die Mühseligkeiten wurden jetzt noch größer. Die Sonne hatte den Boden ausgedörrt, die Hitze das Wasser verdorben, und der Staub, den unsere Füße aufwirbelten, zog in dichten Wolken vor uns her und erlaubte uns kaum zu athmen. Ungeziefer aller Art, Schlangen, Caguare und Onzen erschreckten die Mannschaft, die an dergleichen Erscheinungen nicht gewöhnt war. Doch war ich immer noch zufrieden. Ich hatte mir die Schwierigkeiten größer vorgestellt.

Bis jetzt war noch kein Angriff der Spanier erfolgt. Niemand schien sich um uns zu kümmern. Endlich aber griffen wir einen Indianer auf, der uns mittheilte, daß die Spanier vor kurzer Zeit alle Indianer aus den benachbarten Dörfern vertrieben, alle Vorräthe an Lebensmitteln vernichtet hätten — wahrscheinlich, um uns durch den Hunger zur Rückkehr zu nöthigen. Noch reichte unser mitgenommener Proviant aus; aber schon mußten die Rationen beschränkt werden, und die Unlust unter der Mannschaft begann täglich größer zu werden. Ich sehnte mich wirklich nach einem Kampfe mit den Spaniern, oder nach irgend einem außerordentlichen Ereigniß. Denn nichts wirkt erschlaffender auf die Mannszucht und den Muth, als ein ewiges Einerlei.

Mein Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen. Trotz der Vorsicht, die wir jedes Mal gebrauchten, wenn wir Rast machten, gelang es doch einer Schaar von Spaniern, durch einen Wald gedeckt, sich uns in der Dämmerung zu nähern und einen Angriff auf uns zu machen. Ehe wir uns vertheidigen konnten, waren sie indessen schon wieder auf ihren schnellen Rossen verschwunden, und uns blieben nur einige Todte und Verwundete zurück.

Diese Angriffe wiederholten sich jetzt fast täglich, je weiter wir in das Innere eindrangen. Sobald wir unebenes Terrain und Wald erreichten, konnten wir darauf gefaßt sein, die Spanier aus dem Dickicht hervorbrechen und eben so schnell verschwinden zu sehen, nachdem sie eine Salve auf uns gegeben und einige von unseren Leuten getödtet und verwundet hatten. Sie waren selten mehr als achtzig oder hundert Mann stark. Was hätte ich für hundert Reiter gegeben, mit denen wir diese Plage von uns hätten fern halten können! Denn diese fortwährenden Angriffe erfüllten die Mannschaft mit Bangigkeit, und manchmal bedurfte es meiner ganzen Ueberredungskraft, um die Schaar zu bewegen, einen Wald zu betreten. Natürlich wählte ich meist offene Wege, aber es war nicht immer möglich, sie zu finden.

Unterdessen war es mir auch gelungen, einige Male mit Indianern zu sprechen und sie gegen Geschenke zu bewegen, uns Lebensmittel zu verschaffen. Von den beiden Engländern in unserem Zuge hatte ich so viel von der Landessprache gelernt, um mich einigermaßen mit den Indianern verständigen zu können. Sie sagten mir, daß es ihnen von den Spaniern bei Todesstrafe verboten worden sei, uns Lebensmittel zu liefern und uns den Weg zu zeigen, oder selbst nur mit uns zu sprechen. Die Spanier waren indessen nicht beliebt, und die Indianer machten sich kein Gewissen daraus, sie zu täuschen. Natürlich suchte ich von ihnen auch Einiges über die Existenz des Eldorado zu erfahren. Sie wußten jedoch entweder gar nichts über ein solches Land, oder ihre Aussagen waren so unbestimmt, daß sie mich in derselben Ungewißheit ließen. Am wahrscheinlichsten kam es mir vor, als ob unter dem Eldorado ein sehr entferntes Land an der Westküste Süd-Amerika's, also

wohl Peru gemeint sei. Nichts ist ungenauer, als die Bestimmung und der Begriff der Indianer hinsichtlich bedeutender Entfernungen. Weit sind bei ihnen hundert, aber auch tausend Meilen, und da sie selbst gewöhnlich nur in ganz bestimmten Grenzen leben, so wissen sie wenig mehr von der Ferne, als die Fremden. Es schien mir also, als habe sich Sir Walter Raleigh durch diese Aeußerungen, daß im Westen ein wunderbar reiches Land sei, täuschen lassen. Ich hörte die Angaben selbst und sie waren ohne Zweifel richtig. Aber wahrscheinlich meinte man Peru, und das gehörte den Spaniern, war auch zu Lande von dieser Seite aus nicht zu erreichen.

Aufs Ungewisse und ohne die Hoffnung auf Erfolg in einem fremden Lande umherziehen, die größten Mühseligkeiten zu erdulden, täglich durch Angriffe beunruhigt zu werden, das ist wirklich keine angenehme Beschäftigung. Jetzt waren sechs Wochen vergangen. Wir sollten an die Rückkehr denken, und nichts war erreicht, nichts entdeckt worden! Wenn ich die Indianer fragte, woher sie die kleinen goldenen Zierrathen hätten, die sie an den Ohren oder an den Armen trugen, so antworteten sie entweder: von den Spaniern, oder gaben zu verstehen, daß das Land, woher das Gold komme, in unermeßlich weiter Ferne liege. Ich hielt demnach meine Aufgabe für beendet. Was sich für die Wissenschaft thun ließ, hatte ich gethan. Ich hatte die Pflanzen, die Bäume, die Thiere untersucht, abgezeichnet und einzelne Exemplare mit mir genommen. Ich hatte Messungen angestellt, die Längen- und Breitengrade bestimmt und erklärte nun unserer Mannschaft, daß wir umkehren würden, falls wir in acht Tagen nichts gefunden hätten, was mit Sicherheit auf die Existenz des Goldlandes in der Nähe deute. Meine Erklärung wurde mit Jubel aufgenommen.

Wir zogen also noch weiter und ich behielt den Cirkelweg bei, den ich eingeschlagen. Wir kamen in eine reizende Gegend, die sehr fruchtbar und auch angebaut schien. Alles deutete auf die Nähe von spanischen Besitzungen, und ich sah ein, daß ich jetzt sehr vorsichtig sein müsse. Näherten wir uns einem indianischen Dorfe, so flohen sämmtliche Einwohner, und war ja Einer zurückgeblieben, so konnten ihn weder unsere Bitten und Geschenke, noch unsere Drohungen zum Sprechen bewegen. Die Spanier mußten also sehr nahe sein und große Gewalt über die benachbarten Indianer ausüben. Ich beschloß umzukehren, oder wenigstens einen Weg einzuschlagen, der nicht durch die spanischen Besitzungen führte.

Am Abend eines Tages sah ich in einer paradiesisch schönen Gegend am Ufer eines breiten Flusses etwas vor uns liegen, das viele Aehnlichkeit mit einem spanischen Fort hatte. Ich nahm das Glas, das mir Sir Walter mitgegeben — eine ganz neue und kostbare Erfindung — und blickte hindurch, um den Gegenstand deutlicher zu erkennen, denn ich hielt es auch für möglich, daß es ein Felsen sei. Durch das Glas jedoch erkannte ich, daß wirklich ein spanisches Fort vor uns lag. Es war auf einem Felsen errichtet, und am Fuße desselben erblickte ich ausgedehnte Gärten und Felder. Ich beschloß also, mich dieser Besitzung nicht weiter zu nähern, denn so sehr ich auch die Spanier haßte, so wollte ich doch nicht in einen Zusammenstoß mit einer Nation gerathen, die jetzt mit England im Frieden lebte, schon um Sir Walter Raleighs willen. Ich ließ also am Saum eines Waldes, auf einem felsigen Hügel, ein Lager errichten, Wachen ausstellen und gab den Befehl, daß noch vor Anbruch des nächsten Tages Alles zum Aufbruch gerüstet sein solle.

Während dieser Zubereitungen sah ich eine dunkle Masse sich unserem Lagerplatze nähern. Sie wurde allmählich größer, und ich erkannte eine bedeutende Abtheilung spanischer Reiter, gefolgt von einer Schaar Fußvolk. Es konnte Zufall sein, daß sie sich uns näherten. Aber die Vorsicht gebot mir, auf der Hut zu sein, und ich ließ meine Mannschaft unter das Gewehr treten und die günstigsten Positionen besetzen.

Bald darauf stellten sich die Spanier in einer Entfernung von ungefähr zweitausend Fuß

am Saum des Waldes auf und ein Parlamentär kam auf uns zu.

Er erklärte mir, daß die spanische Regierung von Guyana sehr erbittert sei über den Eingriff der Engländer in ihre Rechte, daß man uns aber bis jetzt kein Hinderniß in den Weg gelegt habe, da man geglaubt, wir würden die Kühnheit nicht so weit treiben, uns dem von den Spaniern bewohnten Theile des Landes zu nähern. Man sei überzeugt, daß wir in feindlicher Absicht gekommen, und deshalb fordere der spanische Kommandeur, daß wir die Waffen niederlegen, alle Beute abliefern und sogleich den Rückzug antreten sollten, widrigenfalls man uns mit den Waffen in der Hand dazu zwingen würde.

Ich erklärte ihm so ruhig, als es mir möglich war — denn der Spanier sprach in einem sehr anmaßenden Tone — daß wir nur auf einer Entdeckungsreise, nicht auf einem Eroberungszuge begriffen seien, und zwar in einem Lande, das noch nicht von den Spaniern rechtskräftig in Besitz genommen worden. Wir seien dabei auf ganz widerrechtliche Weise angegriffen worden, und an uns sei es, Genugthuung zu fordern. Doch wollten wir darauf verzichten, auch seien wir ohnehin auf dem Rückzuge begriffen. Von einer Ablieferung der Waffen könne unter keiner Bedingung die Rede sein, und unsere Beute bestände nur in einigen gesammelten Pflanzen und einigen ausgestopften Exemplaren von Vögeln und kleinen Thieren. Er möge also dem Kommandeur der Spanier sagen, daß wir am andern Morgen in aller Frühe unseren Rückzug antreten würden, daß es uns aber nicht entfernt einfiele, irgend eine weitere Bedingung einzugehen.

Der Parlamentär entfernte sich und die Spanier zogen ab. Während dessen war es schnell Nacht geworden, und da ich nichts mehr von ihnen hörte und sah, so glaubte ich, daß man sich mit dieser Antwort beruhigt habe. Ich kannte jedoch die Hinterlist der Spanier und gab den Befehl, daß die eine Hälfte meiner Mannschaft bis zwölf Uhr Nachts, die andere von zwölf bis drei Uhr Morgens unter Waffen bleiben solle. Ich selbst machte während der ersten Hälfte der Nacht die Runde rings um das Lager, da jedoch nichts Verdächtiges vorfiel, so setzte ich mich hin, um ein wenig auszuruhen.

Es mochte um ein Uhr sein, als die ausgestellten Wachen ihre Flinten abschossen, zum Zeichen, daß Gefahr drohe. Gleich darauf krachte eine Salve aus wenigstens zweihundert Musketen. Die Kugeln flogen jedoch nur vereinzelt bis zu uns. Alles sprang auf. Aber noch ehe ich die nothdürftigste Ordnung hergestellt hatte, brach ein Schwarm von mindestens vierhundert Reitern über uns herein.

Der Kampf war kurz. Ich hatte nur zweihundert Mann — funfzig waren an Krankheiten gestorben, oder bei den Ueberfällen der Spanier getödtet worden. Ordnen konnte ich meine Mannschaft nicht. Wir wurden von allen Seiten angegriffen. Jeder Einzelne mußte sich vertheidigen. Wir hatten gegen tausend Spanier zu kämpfen. Nach einer halben Stunde war fast meine ganze Schaar aufgerieben, und ich selbst war mit Morton, Bertha und zwanzig Engländern gefangen.

Meine Erbitterung über diesen verrätherischen Anfall kannte keine Grenzen. Ich rief laut nach dem Kommandeur der Spanier, um ihm sein Unrecht vorzuwerfen. Aber man hörte mich nicht. Wir wurden gefesselt und schnell fortgeführt. Alles, was ich mühsam auf der Reise gesammelt, war vernichtet, zerstört, von den Rossen zertreten!

Mit Tagesanbruch sah ich mich am Thor der Festung. Wir wurden zusammen in einen großen Saal geführt. Dort ließ man uns einige Stunden, immer noch gefesselt. Dann erschien ein Spanier mit einer Wache, der dem Anführer der Engländer befahl, falls er noch lebe, vor dem Kommandeur des Forts zu erscheinen.

Ich folgte, fest entschlossen, den Spanier die ganze Niederträchtigkeit seines Benehmens fühlen zu lassen. Man führte mich in ein Zimmer, das sehr freundlich ausgestattet war, und dort empfing mich ein Mann von hoher und einnehmender Gestalt. Er trug einen Arm in der Binde.

Ich war etwas erstaunt darüber, daß ein Spanier es wagte, einen Engländer so allein zu empfangen, und dieser persönliche Muth dämpfte meinen Zorn ein wenig. Auch war das ganze Aeußere des Spaniers sehr einnehmend und er empfing mich sehr höflich, löste selbst die Fesseln, die meine Arme noch auf dem Rücken festhielten und bat mich, mich zu setzen.

— Mein Herr, sagte er in einem Spanisch, das mir nicht ganz rein klang, ich bedaure unendlich, Sie in dieser Lage vor mir zu sehen. Ich weiß, daß Sie mir Vorwürfe machen werden, und ich fühle, daß ich sie verdient habe. In den Augen eines Kriegers muß dieser Ueberfall als eine nicht zu billigende Maßregel erscheinen. Aber ich bin durch die Befehle der Regierung gebunden. Ich konnte nicht anders handeln, und ich habe Sie deshalb allein und ohne Zeugen empfangen, um Ihnen das sagen zu können.

— Sie überheben mich der Anklage, wenn Sie sich selbst anklagen! antwortete ich, zum Theil schon entwaffnet durch sein Zugeständniß. Doch glaube ich, hätten Sie einen Auftrag ablehnen sollen, der nicht mit Ihrer Ehre als Soldat im Einklange war.

— Sie haben Recht, antwortete er, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich nicht anders handeln konnte.

Er sagte das in einem so aufrichtigen und wie mir schien theilnehmendem Tone, daß ich beschloß, mit meinem Zorne zurückzuhalten, bis ich vor denen selbst stehen würde, die jenen Befehl gegeben hatten. Uebrigens betrachtete ich den Kommandeur sehr aufmerksam, denn er schien mir Aehnlichkeit mit Jemand zu haben, den ich schon irgendwo gesehen. Er seinerseits betrachtete mich gleichfalls fortwährend mit großer Aufmerksamkeit.

— Sie haben sich sehr tapfer gewehrt, sagte er dann. Ich glaubte, daß ich leichter mit Ihnen fertig werden würde. Ihr Name, wenn ich bitten darf!

— John Smith, antwortete ich ihm. Die Spanier kennen diesen Namen!

Er stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, dann schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und blickte mich mit der größten Theilnahme an.

— Mein Gott! rief er. Wenn ich das hätte ahnen können! Ich hätte eher die Ungnade der Regierung auf mich gezogen, als eine solche That begangen gegen Sie! Was müssen Sie von mir denken! Smith, erinnern Sie sich meiner nicht mehr? Nicht mehr jenes tollen Abenteuers in dem Schlosse an der Aluta?

Ueberrascht sprang ich auf.

— Armand! rief ich. Armand de Bertac!

Und wir umarmten uns Beide in der größten Aufregung.

— Und Sie in spanischen Diensten? rief ich dann.

— Ach, Sie sollen Alles hören! antwortete er mir. Lassen Sie mich nur von meiner Ueberraschung, von meiner Beschämung zurückkommen! Daß Sie es auch sein mußten, Smith, mein theuerster Freund, an den ich so oft zurückgedacht habe, der eine der schönsten Stellen in der Erinnerung meiner Vergangenheit einnimmt! Ach, John! damals das Leben in Ungarn, in der Wallachei! Das war ein Leben!

Er schüttelte mir die Hand, er umarmte mich nochmals. Er war ganz Feuer und Flamme. Ja, jetzt erinnerte ich mich seiner ganz deutlich! Seine Gestalt war voller, imponirender geworden, aber das war noch immer dasselbe schöne, heitere Antlitz! Unwillkürlich fielen mir alle die kühnen und verwegenen Streiche ein, die wir zusammen verübt, die Abenteuer, die wir bestanden! Ach, es ist ein süßer Augenblick, nach langen, langen Jahren einen Freund wiederzusehen, dessen Treue man in Gefahren, im Angesicht des Todes erprobt hat!

Es währte lange, ehe wir zu einem vernünftigen Gespräch kommen konnten. Unsere Fragen und Antworten kreuzten sich, und in unserem wechselseitigen Leben war so viel geschehen, daß wohl Tage dazu nöthig waren, um dem Anderen nur einen halb genügenden Aufschluß zu geben.

— Ach, John! rief er endlich, dieser Ueberfall brennt mir auf der Seele! Könnte ich diese Erinnerung los werden! Aber Sie dürfen mich nicht verdammen! Urtheilen Sie selbst. Ich will

Ihnen einen kurzen Abriß meines Lebens geben, einen ganz kurzen. Er soll Ihnen für heut genügen. Hören Sie an!

Als Sie damals in der Wallachei gefangen wurden, durch schändliche Verrätherei, waren wir Alle auf's Tiefste ergrimmt und beschlossen, Sie zu rächen und zu befreien. Augenblicklich aber waren wir zu schwach, auch verfehlten wir die richtige Spur der Türken, in deren Gefangenschaft Sie gerathen waren, und es blieb uns zuletzt nichts übrig, als den Versuch zu machen, Sie gegen einige Gefangene auszutauschen. Aber auch das mißglückte, und bald darauf wurde ich in einem Duell mit einem übermüthigen Italiener, der auf Seite der Ungarn kämpfte, so schwer verwundet, daß ich den ganzen Winter über auf dem Krankenbett lag. Im nächsten Jahre nahm ich ebenfalls an dem Kampfe Theil, aber der Krieg nahm nun eine Wendung, die mir nicht behagte, und ich verließ die Reihen der Ungarn. Doch richtig, ich will Ihnen noch erzählen, was aus Stephan, dem dicken Siebenbürger wurde, mit dem wir damals das Abenteuer in dem Schlosse bestanden. Der gute Kerl hatte bald darauf einen Schlaganfall, und die Aerzte drangen darauf, er solle nicht mehr so viel Wein trinken. Das machte ihn sehr unglücklich. Er magerte sichtbar ab; aber anstatt sich darüber zu freuen, versank er in eine tiefe Melancholie, aus der er sich endlich nur aufraffte, um sein früheres Leben wieder anzufangen. Vielleicht war er jedoch unzufrieden mit sich und der Welt geworden, deren Genüsse er nicht mehr ungestraft kosten sollte, und wir sahen ihn stets die vordersten Reihen der Kämpfenden aufsuchen, wenn wir mit den Türken zusammengeriethen. Er fand endlich das Loos, das er wünschte. Eine Türkenkugel durchbohrte ihm die Brust, und wir begruben ihn mit kriegerischen Ehren.

Was mich anbetraf, so verließ ich damals Ungarn, um für's Erste nach Frankreich zurückzukehren und meine Angelegenheiten zu ordnen, die durch den Tod meiner Eltern in Verwirrung gerathen waren. Ich besuchte damals auch London, bemühte mich aber vergebens, eine Spur von Ihnen aufzufinden. Doch hörte ich später noch oft Ihren Namen, und ich war nicht im Zweifel darüber, daß Sie es wirklich seien, der die heldenmüthigen Thaten verrichtete, von denen man sich in ganz Europa erzählte. Wirklich, ich war sehr erfreut darüber, wenn ich Jemand die Versicherung geben konnte, daß ich Ihr Freund gewesen! Während dessen begann mir der Aufenthalt in Frankreich nicht mehr zu behagen. Man machte mir viele Schwierigkeiten wegen Antritt meines väterlichen Vermögens. Verwandte, die wahrscheinlich geglaubt hatten, daß ich den Tod auf den Schlachtfeldern Ungarns finden würde, und die über meine Rückkehr nicht sehr erfreut waren, wußten mich zu verleumden, und ich beschloß, Frankreich zum zweiten Male auf einige Jahre zu verlassen.

Ich ging nach Spanien und ich will Ihnen erklären, weshalb. In Paris hatte ich eine junge Spanierin kennen gelernt, Tochter eines spanischen Edelmanns, der sich eine Zeit lang mit einem anderen Spanier in Paris befand, um einige Streitigkeiten zwischen der spanischen und französischen Regierung schlichten zu helfen. Lucia Miranda machte einen unwiderstehlichen Eindruck auf mein Herz. Wir sahen uns zuweilen, und da es mir schien, als ob auch ich ihr nicht ganz gleichgültig sei, so hatte ich keine Ruhe mehr, nachdem sie Paris verlassen. Ich ging nach Madrid, denn ich wußte, daß ich sie dort wiederfinden würde.

Das war auch in der That der Fall, und beim ersten Wiedersehen sagte mir Miranda's Erröthen, daß sie mich nicht vergessen habe. Aber stolz, wie die Spanierinnen sind, wies sie meine Bewerbungen so lange ab, als ich nicht mit dem Vater gesprochen hätte. Ich wandte mich also an den stolzen und ehrgeizigen Edelmann. Es schien, als ob er meine Bewerbung nicht eben günstig aufnahm, und ich errieth den Grund. Er war arm, Miranda schön und viel bewundert. Er hatte also gehofft, durch sie einen vornehmen und reichen Schwiegersohn zu erhalten. Er wies meine Anträge ab, mit der Erklärung, daß seine Tochter nur einem Spanier ihre Hand reichen würde. Nun erst wandte ich mich an Miranda selbst und ich beschwor sie,

mich zu unterstützen. Sie gestand mir, daß sie mich liebte, und mit den Hindernissen, die sich unserer Vereinigung entgegenstellten, schien auch ihre Liebe zu wachsen. Ich faßte einen Entschluß, der mir allerdings schwer wurde, den Sie aber begreifen werden, wenn Sie selbst geliebt haben. In Frankreich hatte ich wenig zu erwarten. Meine mißgünstigen Verwandten waren einflußreich am Hofe und hatten ihre Gründe, mich zu keinem wichtigen Amt zuzulassen. Ich zog also die Reste meines Vermögens an mich und trat in die Dienste der spanischen Armee.

Nun fiel einer der Hauptgründe fort, den mir Miranda's Vater entgegengesetzt hatte. Er schien mir noch immer nicht wohlzuwollen, denn ein reicher und mächtiger Grande bewarb sich um Miranda's Gunst. Zuletzt aber siegten meine Beharrlichkeit und Miranda's Bitten. Sie wurde meine Gattin und die Protektion meines Schwiegervaters verschaffte mir eine Hauptmannsstelle in der spanischen Armee.

Ich war glücklich, aber bald sollte mancher Kummer folgen. Miranda's Vater starb, und mit ihm verlor ich die letzte Stütze. Der verschmähte Liebhaber war mein Vorgesetzter, und Sie können sich denken, daß er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sich für die Weigerung Miranda's an mir zu rächen. Ich hatte einen schweren Stand. Die Spanier behandelten mich als einen Fremden; eine Beförderung würde lange auf sich warten lassen, das wußte ich. So tröstete mich nur die Liebe meiner Frau, die ich anbete und verehre. Sie ließ mich jeden Tag empfinden, daß kein Opfer zu groß sei für das Glück, das ihr Besitz mir gewährte und ich fand mich in meine Lage, hoffend, daß es bald besser werden würde.

Aber es wurde noch schlimmer. Der Grande, der vielleicht glaubte, daß Miranda als Frau freundlicher sein würde, als sie früher als Mädchen gewesen, hörte nicht auf, sie mit seinen Anträgen zu verfolgen, und meine Gattin entdeckte mir endlich, daß sie sich nicht mehr vor seinen unverschämten Anmaßungen retten könne. Das rief meinen so lange niedergehaltenen Zorn wach. Ich traf ihn allein und warf ihm sein ehrloses Betragen vor. Er hörte mich höhnisch lächelnd an, beleidigte mich aber schon Tages darauf in Gegenwart meiner Kameraden auf eine Weise, die nur mit Blut zu sühnen war. Wir schlugen uns, und ich hatte das Glück oder Unglück, ihn schwer zu verwunden. Nun war natürlich Madrid kein Aufenthalt mehr für mich. Ich mußte suchen, irgend wo einen Posten zu erhalten, wo ich vor der Feindschaft meines Gegners sicher war, und ich entschloß mich, das schwere und undankbare Amt eines Kommandeurs in Spanisch-Guyana anzunehmen.

Zuerst war ich mit meinem Posten hier sehr zufrieden. Ich war in vielen Stücken mein freier Herr, und die Liebe Miranda's lohnte mich für die Entbehrungen, die ich in der alten Welt zurückgelassen. Drei Jahre darauf aber wurde mein Feind zu einem Amte berufen, das ihm die Verwaltung der Kolonieen fast vollständig in die Hände gab. Ich sollte bald empfinden, daß er mich nicht vergessen hatte. Ein Anderer wurde zum Kommandeur ernannt, und ganz gegen alles Recht und Gesetz übertrug man mir eine untergeordnete Stellung. Ich beklagte mich darüber bei der Regierung in Madrid. Aber man antwortete mir, daß man mit meiner Aufführung unzufrieden sei und daß ich froh sein könne, den Posten eines Kommandanten in einem Fort, das man mir anweisen würde, zu behalten.

Was sollte ich thun? In Spanisch-Guyana sammelt man keine Schätze, wie in Mexiko und Peru. Ich war arm geblieben. Der Rückweg nach meinem Vaterlande war mir durch meine lange Abwesenheit abgeschnitten und ich mußte mich wohl fügen. Hätte ich allein gestanden, so würde ich eine solche Beschimpfung nimmer ertragen haben! Aber sollte ich Miranda, mein liebes Weib, dem Kummer und der Noth überliefern? Ich blieb, und man wies mir die Kommandantenstelle in diesem Grenz-Fort an.

Sie werden also eingesehen haben, John, wie schwierig meine Lage ist. Ich werde als ein unruhiger Kopf betrachtet, man beobachtet alle meine Schritte; alle meine Handlungen werden einer scharfen und nicht eben günstigen Prüfung unterworfen. Ich muß fortwährend

auf meiner Hut sein, um nicht auch diesen letzten Posten zu verlieren und der Noth anheim gegeben zu sein. Nur durch die tadelloseste Aufführung kann ich mich hier erhalten. Das muß Ihnen die Erklärung zu meinem Verhalten auch gegen Sie geben.

Ich bin schon Jahre lang hier und habe mich mit meinem Berufe ausgesöhnt. Es ist keine leichte Aufgabe, die Grenzen der Spanier gegen die Indianer zu schützen, die uns zum Theil feindlich gesinnt sind und die man nur durch die größte Klugheit und Vorsicht in Ruhe und Ordnung erhalten kann. Doch glaube ich, daß mir meine Aufgabe gut genug gelungen ist. Die benachbarten Indianer sind uns freundlich gesinnt, und ich habe es endlich durch mein tadelloses und ruhiges Betragen dahin gebracht, daß man anfängt, mich mit weniger mißtrauischen Augen zu betrachten.

Da kam vor ungefähr acht Tagen eine Instruktion und zugleich mit derselben eine Verstärkung von siebenhundert Mann. Lesen Sie selbst, John! Dann brauche ich nur noch einige Worte zu meiner Rechtfertigung hinzuzufügen!

Er überreichte mir ein amtliches Schreiben und ich las:

„An den
Kommandanten des Forts Santa Trinidad,
Don Armand de Bertac!
Herr Kommandant!

Ein Haufe von Engländern, dem Vernehmen nach geführt von dem englischen Admiral außer Diensten, Walter Raleigh, hat es gewagt, an der Küste der spanischen Besitzungen zu landen, und obwohl derselbe nichts Feindseliges gegen die Truppen und das spanische Eigenthum unternommen, so läßt sich doch annehmen, daß diese Landung in feindseliger Absicht bewerkstelligt worden ist. Die eine Abtheilung dieser Schaar ist mit den Schiffen an der Küste zurückgeblieben; eine andere hat die Kühnheit gehabt, bis in das Innere des Landes vorzudringen, trotz der Warnungen, die wir derselben durch eine Abtheilung unserer Reiter ertheilt haben. Es läßt sich vermuthen, daß diese Schaar ihren Weg bis zu dem Fort Santa Trinidad ausdehnen wird. Für diesen Fall erhalten Sie hiermit den strengen Befehl, die englische Räuberbande sofort anzugreifen und zu vernichten, falls dieselbe sich die geringste Verletzung spanischen Eigenthums zu Schulden kommen läßt. Ist dies aber nicht der Fall, so werden Sie die Aufforderung an die Schaar richten, sogleich die Waffen niederzulegen und falls die Ablieferung derselben, wie sich von dem Hochmuth dieser Schaar sehr leicht vermuthen läßt, nicht erfolgt — so ist es der strenge und unabänderliche Wille der Regierung, daß Sie die Engländer angreifen und vernichten, die etwaigen Gefangenen aber in strenger Haft auf dem Fort behalten, bis die Regierung weiter über das Schicksal dieser Räuber entschieden hat. Sie erhalten die angemessenen Verstärkungen, um diesen Befehl auszuführen und die Regierung erwartet mit Bestimmtheit, daß Sie den Willen derselben pünktlich und schnell in allen Stücken befolgen werden, bei Verlust der Absetzung und Stellung vor das Kriegsgericht.“

— Sie konnten nicht anders handeln, Bertac! sagte ich, nachdem ich diese Instruktion gelesen. Seien Sie versichert, daß ich Ihnen auch im Geheimen keine Vorwürfe mache.

— Ja, ich bin frei von Schuld, sagte er. Schon dieser entehrende Schlußsatz, wo man mir mit Absetzung droht, muß Ihnen sagen, wie man mich bei der Regierung ansieht, und daß man vermuthete, ich könnte meine Pflicht verletzen. Der Auftrag war mir sehr unangenehm, sehr, das kann ich Ihnen aufrichtig gestehen. Aber was blieb mir übrig? Ich wußte, daß der Kommandeur der Truppen, die man mir zur Verstärkung geschickt, den Befehl hatte, Sie sogar anzugreifen und Ihre Schaar zu vernichten, wenn Sie auf die Bedingung eingegangen wären, die Waffen abzuliefern. Also war es immer noch besser, wenn ich Ihnen die Gelegenheit ließ, sich wenigstens zu vertheidigen, denn ich erschrak bei dem Gedanken, daß ich Soldat in einer Armee sein solle, die wehrlose Männer verrätherisch überfiel. Indessen bin ich zufrie-

den, daß Sie wenigstens gerettet sind. Glauben Sie mir, John, es würde mir mein ganzes Leben verbittert haben, wenn ich später erfahren hätte, daß Sie es gewesen, der diese Engländer kommandirt!

— Nun Bertac, sagte ich, und reichte ihm die Hand, lassen wir das jetzt! Ich bin nun Ihr Gefangener, und ich sehe wohl ein, daß ich einen schlechten Freundesdienst von Ihnen verlangen würde, wollte ich Sie auffordern, mir und meinen Genossen bei der Flucht behülflich zu sein. Im Gegentheil, da ich sie ehre und hochschätze, so muß ich das Meinige thun, um eine solche Flucht zu verhindern, damit Sie nicht in den Verdacht kommen, uns bei derselben unterstützt zu haben.

John, sagte er seufzend, Sie thun vielleicht zu viel! Ich kann Ihnen darin keine Vorschriften machen, obwohl ich allerdings wünschen muß, daß Sie nicht durch Ihre Flucht Anlaß zu neuen Verleumdungen gegen mich geben. Indessen kann ich Ihnen Ihren Aufenthalt hier erleichtern und angenehmer machen, sobald Sie mir in Ihrem und Ihrer Landsleute Namen das Ehrenwort gegeben haben, keinen Versuch zur Flucht zu machen. Die Verstärkungstruppen verlassen morgen schon das Fort, um nach Westen zu ziehen, wo ein Indianerstamm in das Gebiet der Spanier eingefallen ist. Dann bin ich mein eigener Herr hier und Sie sollen alle Freiheiten haben, die ich Ihnen nur gewähren kann. Glauben Sie mir, es wäre diesen Spaniern nichts erwünschter, als wenn es Ihnen wirklich gelänge, zu fliehen, denn dann hätte man einen Grund, mich fortzujagen und sie würden es thun — ich zweifle nicht daran! Also bleiben Sie, John! Doch die Versicherung gebe ich Ihnen — sollte die Regierung den grausamen Beschluß fassen, Sie und Ihre Freunde hinrichten zu lassen, dann werde ich Alles thun, um eine solche Verletzung des Völkerrechts zu vereiteln. Ich werde Sie befreien, und sollte es auch mit den Waffen in der Hand geschehen, sollte ich auch gezwungen sein, mit Ihnen zu fliehen. Mein Manneswort darauf!

Er drückte mir die Hand, und ich bin überzeugt, daß er sein Wort gehalten hätte. Aber es kam nicht dahin, leider nicht!

Ich ging nun zu meinen Genossen zurück, um Vieles getröstet, und theilte ihnen mit, was sie zu wissen nöthig hatten. Sie waren gewohnt, meinen Anordnungen zu folgen, und ich nahm Allen das Versprechen ab, keinen Versuch zur Flucht zu machen. Ich sagte ihnen, daß wir wahrscheinlich unsere Freiheit ohnehin bald erhalten würden.

Schon am Abend desselben Tages ließ mich Armand de Bertac wieder zu sich rufen, und theilte mir mit, daß die Spanier bereits abgezogen seien. Ich sagte ihm, daß ich für meine Leute bürgen könne, und nun begleitete er mich selbst in den Saal der Gefangenen, nahm Jedem das Ehrenwort ab, nicht zu fliehen, und ließ uns sogleich geräumige und luftige Wohnungen anweisen. Morton, Bertha und ich erhielten Zimmer, die sonst nur von Offizieren bewohnt wurden.

Am folgenden Morgen stellte er mir seine Gattin vor, und ich begriff in der ersten Minute unseres Zusammenseins, daß Bertac nicht zu tadeln sei, um einer solchen Frau Vaterland und Ehrgeiz geopfert zu haben. Lucia Miranda war noch immer eine sehr schöne Frau. Mehr aber noch, als ihre Schönheit, fesselte der sanfte, milde Ausdruck ihres Gesichtes und der Reiz ihres ganzen Wesens, dessen Anmuth sich nicht beschreiben läßt. Sie schien nur für ihren Gatten zu leben, für ihn zu denken, und ich habe nie eine Spanierin gesehen, deren ganzes Wesen einen so angenehmen und wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht hätte.

Unter diesen Umständen war unsere Gefangenschaft auf dem Fort Trinidad bei Weitem nicht so unerträglich, als ich im ersten Augenblick unserer Gefangennehmung erwartet hatte. Bertac ließ uns alle mögliche Freiheit und hätte uns noch weit mehr gelassen, hätte er nicht fürchten müssen, daß man ihn wegen Verletzung seiner Pflicht bei der Regierung verklagen würde. Morton, Bertha und ich aßen mit an der Tafel des Kommandanten, an der auch die Offiziere saßen, und die übrigen gefangenen Engländer

gestanden mir, daß sie ganz erstaunt über die gute Kost und milde Behandlung seien. Ich ritt sogar zuweilen mit Bertac aus, und auch die Offiziere waren gefällige Leute und schienen es mehr mit ihrem Kommandanten, als mit der Regierung zu halten. Sie waren sehr freundlich gegen mich, Morton und Bertha.

So vergingen acht Tage, ohne daß ein Bescheid von der Regierung über unser Schicksal kam, und ich hatte während der Zeit Gelegenheit, mich über die Art und Weise zu freuen, mit der Bertac die benachbarten Indianer behandelte, und Manches von ihm zu lernen. Die Indianer in der Nähe unterschieden sich nämlich von denen des übrigen Guyana's durch ihre Wildheit und Grausamkeit, und man behauptete, daß sie einst von den karaibischen Inseln herübergekommen seien. Bertac erzählte mir, daß er seine Noth gehabt, ein freundschaftliches Verhältniß zu ihnen herzustellen, und daß er dasselbe nur durch die größte Klugheit und Zuvorkommenheit aufrecht erhalten könne. Uebrigens waren diese Indianer sehr zahlreich, und die Besatzung des Forts betrug deshalb dreihundert Mann.

Eines Tages kam eine Abtheilung von diesen Indianern mit Geschenken und Lebensmitteln in das Fort, und ich erkannte sogleich, daß ein mächtiger Häuptling unter ihnen sei. Ich hatte recht gesehen, denn ich fand denselben Häuptling Mittags bei der Tafel wieder. Es war ein großer, trotziger Bursche, und mir fiel es auf, daß seine Blicke fortwährend auf Miranda, die Gattin Bertac's, gerichtet waren. Diese schien ihrerseits ebenfalls verlegen und unruhig zu sein, und athmete erst wieder auf, als Mangora, so hieß der Häuptling, das Fort verlassen hatte.

Bertac, der meine Verwunderung bemerkt haben mochte, nahm mich nachher bei Seite und erzählte mir lächelnd, daß es gar keinem Zweifel unterliege, daß Mangora sterblich in Miranda verliebt sei. Er habe früher schon alle mögliche Gelegenheit gesucht, mit ihr allein zu sein, und Miranda habe viele Mühe gehabt, ihm auszuweichen. Ich bat Bertac, die Sache nicht leicht zu nehmen, denn der Kazike hatte mir mißfallen, ich hielt ihn für einen tückischen, hinterlistigen Burschen. Bertac meinte jedoch, er würde vorsichtig sein und halte es für das Beste, weder Mißtrauen noch Furcht blicken zu lassen. Darin stimmte ich ihm bei.

Einige Tage später kam ein Befehl von der Regierung, der dem Kommandanten die Weisung brachte, uns bis auf Weiteres in seinem Fort zu behalten, die größte Strenge gegen uns anzuwenden und uns jede Möglichkeit zur Flucht abzuschneiden. Bertac behandelte uns jedoch nicht strenger als vorher, und ließ sich nur noch einmal von uns Allen das Ehrenwort geben, daß wir keinen Versuch zur Flucht machen wollten. Unsere Lage war also ganz befriedigend, und hätte ich nicht täglich an Alice, meine Verwandten und Sir Walter Raleigh gedacht, so würde mir der Aufenthalt bei Armand de Bertac angenehm genug gewesen sein, denn wir hatten uns Vieles zu erzählen und Guyana war sehr interessant für mich. Auch von Bertac erfuhr ich übrigens, daß an die Existenz des Eldorado in der Nähe nicht zu denken sei. Er sagte mir, daß die Spanier alle möglichen Anstrengungen gemacht hätten, es zu entdecken. Aber so weit man auch in das Innere vorgedrungen sei, so hätten die Indianer doch immer nach Westen gezeigt, und es unterliege keinem Zweifel, daß Eldorado nichts weiter sei, als ein fabelhafter Name für Peru.

Wieder vergingen acht Tage, und nun trug sich ein Ereigniß zu, an das ich nur mit dem größten Schmerze zurückdenke, und über das ich so schnell als möglich hinweggehen will, da selbst die Erinnerung daran mich mit der größten Trauer erfüllt.

Die Vorräthe im Fort waren aufgezehrt worden, und da die Indianer mit Lebensmitteln ausblieben, so sah man sich genöthigt, eine Expedition zu unternehmen, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Bertac wollte dieselbe keinem Offizier anvertrauen, da derartige Expeditionen stets das Mißtrauen der Indianer erregten und leicht den Anstoß zu Feindseligkeiten geben konnten. Er stellte sich also selbst an die Spitze des Zuges, der aus hundert und funfzig Mann bestand, und

verließ das Fort mit dem Versprechen, in vier oder fünf Tagen zurück zu sein. Ich hätte ihn gern begleitet, aber ich fühlte, daß eine solche Erlaubniß Aufsehen machen müsse, und hielt deshalb mit meinem Wunsche zurück.

Am Morgen des anderen Tages kam Mangora, der Kazike der Indianer, in das Fort, gefolgt von vielen Indianern, die Lebensmittel brachten. Alle bedauerten, daß er nicht einen Tag früher gekommen, und der Lieutenant Hurtado, der in Vertacs Abwesenheit das Kommando übernommen, bat den Indianer, mit bei der Tafel zu bleiben. Er nahm den Vorschlag an. Miranda erschien jedoch nicht bei derselben, wie er wohl erwartet hatte. Er fragte nach ihr, und man sagte ihm, daß sie unwohl sei. Das Benehmen des Indianers dabei fiel mir auf. Sein Blick schien mir unsicher und falsch zu sein. Ich machte Don Hurtado darauf aufmerksam. Er sagte mir jedoch, daß Mangora immer so gewesen sei.

Der Kazike blieb den ganzen Tag im Fort, was weiter nicht aufzufallen schien. Er hatte unfähr achtzig Indianer bei sich, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, und man ließ sie überall frei herumgehen. Endlich, als die Sonne sich zum Untergange neigte, machten sie Anstalten, sich zu entfernen.

Zu derselben Zeit aber ertönte plötzlich der Ruf: Feuer! Die Magazine standen in Flammen, und es schien sicher, daß das Feuer angelegt worden. Die Vermuthung stieg bald zur Gewißheit. Denn während die Spanier zu den Magazinen eilten, um zu retten, was zu retten war, warfen sich die Indianer plötzlich auf die Wachen, schossen sie nieder und öffneten die Thore. Nun strömten zahllose Schaaren von Indianern herein. Das ganze Fort war von ihnen überschwemmt, und es entstand ein entsetzlicher Kampf.

Die schwache Besatzung konnte gegen die Indianer, die wenigstens dreitausend Mann stark waren, nichts ausrichten. Einer von den Spaniern nach dem anderen fiel. Dabei ergriff das Feuer alle hölzernen Gebäude. Es war eine schreckliche Nacht. Ich mußte einen ruhigen Zuschauer abgeben, denn die Pflicht für die mir anvertrauten Engländer gebot mir, mich nicht an dem Kampfe gegen die Indianer zu betheiligen, die uns sonst ebenfalls niedergemetzelt hätten. Ich suchte Donna Miranda auf und bat sie, zu fliehen, denn ich war überzeugt, daß Mangora zum Theil ihretwegen das Fort überfallen. Aber sie weigerte sich. Während dessen war die Zahl der Spanier bis auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen. Noch aber lebte Don Hurtado. Er rief nur nach Mangora, um sich an dem treulosen Kaziken zu rächen, und als er ihn endlich erblickte, stürzte er mit dem ganzen Ingrimm des Rachedurstes auf ihn los. Der Kampf war kurz. Mangora sank durchbohrt von einem Degenstich Don Hurtado's. Dieser selbst aber erlag zu gleicher Zeit dem Andrange von mehreren hundert Indianern. Der Kampf war beendet und die noch lebend gebliebenen Spanier wurden von den Indianern einzeln getödtet.

Ich wußte nicht, ob ich dieses Ereigniß mit Freude oder Schmerz aufnehmen sollte. Meine Engländer waren geneigt, das Erstere zu thun, denn sie betrachteten die Indianer als ihre Befreier. Ich aber dachte an Vertac, meinen Freund, und an das Schicksal, dem er entgegenging, wenn man ihn nicht warnte. Ich beschloß also, für's Erste auch jetzt den ruhigen Zuschauer zu machen. Die Indianer thaten uns nichts zu Leide, behandelten uns aber auch nicht mit besonderer Freundlichkeit.

Durch den Tod Mangora's hielt ich nun wenigstens die Gefahr für Donna Miranda beseitigt. Aber ich irrte mich. Siripa, der jetzige Anführer der Indianer, der Bruder des getödteten Mangora und ihm in jeder Beziehung ähnlich, verlangte noch in derselben Nacht Miranda zu sprechen und erklärte ihr, daß sie seine Gattin werden und ihm in seine Hütte folgen müsse. Miranda wies den Antrag mit Entsetzen zurück, und nun wurde sie nebst einigen Frauen und Kindern, die sich in dem Fort befunden hatten, gefangen fortgeführt.

Ich schwankte einen Augenblick lang, was ich thun solle, aber auch nur einen Augenblick.

Dann siegte meine Freundschaft für Bertac und die Theilnahme und Verehrung, die ich für seine unglückliche Gattin empfand. Ich erklärte den Engländern, daß sie ziehen könnten, ich meinestheils aber würde zurückbleiben, um einen Versuch zu machen, Donna Miranda zu retten und nach einigem Zögern entschlossen sich Alle, zu bleiben. Wahrscheinlich glaubten sie, daß sie ohne mich den Weg nicht zurückfinden würden. Wir schlossen uns also den Indianern an, die es duldeten, ohne weiter auf uns zu achten.

Bald hatten wir ein großes Dorf erreicht, das der Hauptort der Indianer zu sein schien. Ich verstand jetzt genug von der Sprache und von den Sitten dieses Stammes, um im Allgemeinen beurtheilen zu können, was nun geschah. Ich fand auch Gelegenheit, einen Augenblick französisch mit Donna Miranda zu sprechen, und sie sagte mir, daß Siripa bei seinem Antrage beharre, sie aber sonst mit der größten Achtung und Ergebenheit behandele.

Das Letztere bemerkte ich selbst, und ich fand meine früheren Bemerkungen bestätigt, daß die Indianer, mag auch ihre Leidenschaft für eine weiße Frau noch so groß sein, doch selten zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen. Die Macht der Schönheit, der Tugend und der Bildung scheint selbst auf diese Kinder der Natur einen so tiefen Eindruck zu üben, daß sie nicht im Stande sind, die Schranken zu durchbrechen, die ihnen eine ächt weibliche Natur entgegengestellt. Ich selbst sah es, daß Siripa, so brennend auch seine Blicke auf der schönen Spanierin ruhten, es nicht wagte, sie durch ein Wort, eine That zu beleidigen, und daß er sie mit einer Ergebenheit behandelte, die dem artigsten Kavalier Ehre gemacht haben würde. Aber wie lange sollte das dauern, wenn Miranda standhaft blieb? Und das mußte sie bleiben! Und was sollte folgen, wenn Armand de Bertac erfuhr, was in seinem Fort, was mit seiner Gattin geschehen!

Ich hatte immer noch die geheime Hoffnung, daß es meinem Freunde gelingen würde, dem Verrath der Indianer zu entgehen und Verstärkungen an sich zu ziehen, mit denen er den Indianern die Stirn bieten konnte. Freilich hatte ich andererseits einen Sieg der Spanier, der unsere Gefangenschaft nur verlängern mußte, nicht zu wünschen. Ich war in einer sehr traurigen Lage und sehr mißgestimmt. Ich zerbrach mir den Kopf, um ein Mittel zu entdecken, Donna Miranda zu retten. Aber das schien mir unmöglich. Wir befanden uns in der Mitte von drei bis viertausend Indianern, und ich durfte das Leben meiner Engländer nicht auf's Spiel setzen.

Zwei Tage darauf sah ich einen Gefangenen in das Dorf führen und zu meinem größten Schrecken erkannte ich Armand de Bertac. Wie er hierhergekommen, ob er gefangen, ob er freiwillig dieses Mittel gewählt, um zu seiner Gattin zu gelangen, das habe ich nie erfahren, denn sobald die Indianer bemerkten, daß ich einen Versuch machte, mit ihm zu reden, drängten sie mich zurück und gaben mir auf unzweideutige Weise zu verstehen, daß ich es mit dem Leben bezahlen würde, wenn ich es wagte, mich meinem Freunde zu nähern.

Als Siripa den Kommandanten, seinen Nebenbuhler, den Mann der Frau, die er liebte, erblickte, schien er außer sich zu gerathen, und befahl sogleich, ihn an einen Pfahl zu binden. Ich sah voraus, was folgen würde und zweifelte nicht daran, daß Bertacs letzte Stunde geschlagen habe. Die Indianer begannen schon, nach ihrer alten Sitte, mit Pfeilen nach ihm zu schießen, als Miranda erschien und sich dem Kazifen zu Füßen warf. Die Bitten der schönen Frau, ihre Verzweiflung, ihre Thränen, mochten selbst den Indianer rühren. Er ließ den Kommandeur losbinden und in eine Hütte führen. Miranda blieb von ihm getrennt.

Den Zusammenhang des Folgenden habe ich nur Bruchstückweise aus den Unterhaltungen der indianischen Weiber erfahren, denen ich zuweilen zuhörte. Mir selbst war es streng verboten, Don Bertac oder Miranda zu sehen. Aber ich glaube, daß ich das Folgende verbürgen kann.

Siripa, wahrscheinlich überzeugt, daß alle seine Bemühungen um die Gunst der schönen

Donna Miranda keinen Erfolg haben würden, beschloß, sich an Beiden auf eine Weise zu rächen, die eines hinterlistigen Indianers würdig war. Er gab ihnen die Erlaubniß, sich zu sehen und zu sprechen, verkündete ihnen aber dabei, daß die geringste Vertraulichkeit, selbst ein Kuß, ein Druck der Hand, den Tod der Beiden zur Folge haben würde. Siripa hatte richtig gerechnet. Man denke sich in die Lage der beiden Gatten, und man wird es begreiflich finden, daß dieses Verbot übertreten werden mußte. Vier Tage nach der Gefangennehmung Bertacs entstand ein großes Geschrei im Dorfe, und ich hörte, daß Siripa und seine Kazikeu eine Umarmung der beiden Gatten, die sich allein glaubten, belauscht hätten. Andere behaupteten, die Frau Siripa's habe es ihrem Manne hinterbracht, und es ist wohl möglich, daß ihre Eifersucht diese Anklage erdichtet hatte. Das Loos Armands und Miranda's war nun entschieden. Die Pfähle für Beide wurden aufgerichtet und sie an dieselben gebunden.

Bis zum letzten Augenblick hoffte ich, daß die Spanier einen Angriff auf das Indianerdorf machen würden, um ihren Kameraden zu retten. Vergebens! Wahrscheinlich kannten sie noch nicht einmal sein Schicksal. Ich sah voraus, daß die beiden Gatten sterben würden, und ich verlangte Siripa zu sprechen. Man gewährte es mir, und ich bot dem Kaziken Alles, was ich nur versprechen konnte, für die Freiheit der Beiden. Er schlug Alles ab, und befahl mir finster, sofort mit den Engländern das Dorf zu verlassen, sonst würde man auch uns tödten.

Ich hätte seinem Rathe folgen sollen. Vielleicht hätte ich noch die Hoffnung mit mir genommen, daß es Bertac gelungen sei, sich auf irgend eine Weise zu retten! Aber ich konnte nicht fort. Es war, als ob Blei an meine Sohlen geheftet sei, und ich mußte den Becher des Schmerzes bis auf die Neige leeren. Ich sah meinen Freund und seine anmuthige Gattin unter den Pfeilen, den Lanzenstichen der Indianer sterben, und ich konnte nichts thun, um sie zu retten, um ihren Tod zu lindern!

Mit zerrissenem Herzen verließ ich noch an demselben Tage das Indianerdorf. Das gräßliche Schauspiel, dessen Zeuge ich gewesen war, wollte nicht aus meiner Erinnerung weichen. Selbst die Strapazen und Gefahren unserer Reise konnten es nicht verlöschen. Allmählich aber mußten sich mir andere Gedanken aufdrängen. Unsere Lage begann sehr ernst und sehr bedenklich zu werden.

Wir hatten nicht allein die Spanier zu fürchten, die wir zuweilen in der Ferne sahen, wir hatten auch mit den Schrecknissen eines Landes zu kämpfen, in dem jede Vegetation, jede Spur von Leben durch die Hitze des Sommers verdorrt war. Ohne Kompaß, ohne alle Hülfsmittel, fast ohne Waffen — wie sollten wir da den Weg zur Küste zurückfinden! Unser Weg führte über endlose Ebenen, in welche die Hitze tiefe Spalten gerissen hatte, aus denen der Staub aufwirbelte, und was wir an Lebensunterhalt brauchten, das mußten wir mit unsäglicher Mühe herbeischaffen. Bald war die Hälfte der Engländer dem Fieber erlegen. Morton war krank, Bertha ein Schatten. Ich begreife nicht, wie sie diese Mühseligkeiten so lange ertragen und sogar überstehen konnte.

Nach dreiwöchentlicher Wanderung, zu Skeletten eingeschrumpft, erreichten wir endlich einen Fluß, der mir derselbe zu sein schien, den wir beim Beginn unserer Reise aufwärts gefahren. Ich hatte auch nicht geirrt. Wir entdeckten sogar die Zeichen, die wir zurückgelassen. Aber unsere Enttäuschung war gräßlich, als wir die Böte nicht mehr vorfanden, die wir in den Fluß gesenkt! Ob es die Spanier gethan, ob die Engländer, unsere Freunde, selbst hier gewesen, das wußten wir nicht. Wir wußten nur, daß unsere Hoffnung, ein Fahrzeug und einige Lebensmittel zu finden, vereitelt war!

Zu Fuß konnten wir nicht weiter. Ich ließ deshalb mit unsäglichen Anstrengungen aus Baumstämmen, die im Flusse schwammen, ein Floß errichten. Zwei von den Engländern wurden dabei von Alligatoren, die aus der schlammigen Fluth auftauchten, getödtet. Mich selbst attackirte eine solche Bestie und ich rettete mich

nur durch einen verzweifelten Sprung an das Land. Endlich war das Floß fertig, und wir fuhren den Fluß hinab, an dessen Mündung wir nach acht Tagen anlangten — Morton, Bertha, ich und sieben Engländer, von einer Schaar von zweihundertundfunfzig Mann!

Mit welchen freudigen Hoffnungen näherten wir uns dem Orte, wo wir das Lager errichtet hatten! Wie sehnlichst sandten wir unsere Blicke hinaus auf das Meer, um die Flotte Sir Walter Raleighs zu entdecken! Abermalige entsetzliche Täuschung! Das Lager war verlassen, zerstört, die Flotte nirgends zu sehen, und da standen wir nun verlassen am Ufer des Meeres, im Lande des Feindes, vor uns den Ozean, rings um uns hundert Meilen lange Steppen, ohne alle Hülfsmittel!

Ich muß gestehen, daß ich selbst nahe daran war, alle Hoffnung aufzugeben. Eine abermalige Wanderung durch die Steppen — und hätte sie uns selbst zu den Spaniern geführt — konnten wir nicht antreten, denn wir waren zu ermattet. Wir hatten nur die Wahl zwischen dem unfreiwilligen Hungertode, oder dem freiwilligen Tode in den Wellen!

So vergingen zwei Tage, als wir einige Schiffe am Horizont bemerkten, die sich der Küste näherten. Ich erkannte die englischen Farben, die Schiffe Sir Walter Raleighs! Unser Entzücken kannte keine Grenzen. Selbst mir traten Thränen in die Augen. Ein Boot wurde ausgesetzt, um uns an Bord zu bringen, und nach einer halben Stunde befanden wir uns wieder unter den Engländern.

Was in der Zwischenzeit vorgefallen, war ernst genug, aber nicht eben inhaltreich. Drei Wochen nach unserer Abreise war eine spanische Flotille an der Küste erschienen und hatte Sir Walter aufgefordert, sich zurückzuziehen. Er hatte sich geweigert und die Spanier waren abgezogen, um nach acht Tagen zurückzukehren. Sie setzten eine starke Truppenmacht an das Land, und begannen zu gleicher Zeit den Angriff auf das Lager und auf die Schiffe. Sir Walter kämpfte gegen eine Uebermacht, die um so größer war, da die Hälfte seiner Mannschaft am Fieber krank darnieder lag. Doch vertheidigte er sich zwei Tage lang. Die Spanier eroberten die Schanzen und ließen die zweihundert Engländer, die sich in denselben befanden, über die Klinge springen. Sechs Schiffe von Sir Walter Raleighs Flotte wurden vernichtet. Mit den andern zog er sich zurück, um an der Küste zu kreuzen und unsere Rückkehr zu erwarten.

Er hatte uns schon aufgegeben. Von einem französischen Schiffe, das aus Guyana kam, hatte er die Nachricht erhalten, daß eine Schaar Engländer im Inneren des Landes von den Spaniern überfallen und vollständig aufgerieben worden sei. Er hatte nicht daran zweifeln können, daß dies meine Schaar gewesen, hatte jedoch den Beschluß gefaßt, uns so lange als möglich zu erwarten. Während des Kreuzens an der Küste waren zwei seiner Schiffe in einem gräßlichen Sturm mit Mann und Maus untergegangen, und die letzten vier waren ebenfalls im Begriff gewesen, nach England zurückzukehren. Doch hatte man vorher noch einmal das Ufer untersuchen wollen. Dabei hatte man uns entdeckt.

Dies war das klägliche Ende der Expedition, auf die Sir Walter Raleigh seine ganze Hoffnung gesetzt hatte. Von zwölf Schiffen waren ihm vier, von achthundert Mann kaum dreihundert übrig geblieben, und kein anderer Zweck war erreicht worden, als eine etwas genauere Kenntniß der guyanischen Küste. In den ersten Tagen sprach ich gar nicht mit Sir Walter über dieses traurige Resultat; er war zu tief niedergebeugt. Ich will hierbei noch erwähnen, daß sämmtliche sieben Engländer, die den Zug durch Guyana mit uns gemacht hatten, während der Ueberfahrt an den Folgen der Strapazen starben und daß Morton, Bertha und ich als die einzigen Zeugen dieser mühsamen und vergeblichen Expedition übrig blieben.

Erst nach einigen Tagen, als wir uns auf der offenen See befanden, suchte ich mit Sir Walter ein Gespräch über den Ausgang der Expedition einzuleiten. Ich bat ihn, mir die Bestätigungsurkunde des Königs zu zeigen.

— Ich weiß, was Sie wollen! sagte er mit trüber Miene. Ich kenne das Schicksal, das mich in England erwartet. - Es sei! Es ist die letzte Täuschung gewesen, der ich mich hingegeben!

— Sir Walter, sagte ich, wollen Sie wirklich nach England zurückkehren?

Er sah mich ganz erstaunt an.

— Gewiß! antwortete er dann. Wohin soll ich gehen?

— In England erwartet Sie eine ungerechte Strafe, das können Sie voraus sehen! sagte ich. Ich fürchte sogar, man wird Sie in das Gefängniß zurückführen. Weshalb also wollen Sie nach einem Lande zurückkehren, das seine größten Männer mit Undank lohnt. Kommen Sie mit uns nach Virginien. Dort wird man Sie als den Vater des Landes verehren und lieben und der Abend Ihres Lebens wird Ihnen versüßt werden durch den Anblick des Emporblühens eines Landes, das Sie entdeckt und für die Kultur und Sitte erworben haben.

Er sah eine Zeit lang nachdenklich vor sich hin und schüttelte dann den Kopf.

— Nein, lieber Kapitain, sagte er. Das wäre ein Zugeständniß meiner Schuld. Man würde sagen, daß ich vor dem Urtheil der Welt geflohen bin. Das will ich nicht. Mein Haar ist grau, mein Körper alt. Was kann man mir thun? Mich in ein Gefängniß werfen? Ich werde bald in ein noch engeres hinabsteigen. Mich tödten? Man wird dadurch nur die Qual eines langsamen Hinsiechens abkürzen. Nein, ich gehe nach England. Ich könnte nirgends anders ruhig sterben.

Ich gab mich indessen noch nicht sogleich zufrieden und wiederholte meine Bitten, die sogar von den übrigen Offizieren unterstützt wurden. Ich stellte ihm vor, daß nicht England, sondern nur seine Feinde über ihn richten würden, und daß es kein Schimpf sei, sich einem ungerechten Urtheil zu entziehen. Aber er blieb standhaft, und im Grunde meines Herzens mußte ich gestehen, daß ich eben so gehandelt haben würde.

Unsere Ueberfahrt nach England war sehr beschwerlich. Wir hatten stets mit widrigem Wind zu kämpfen, als ob das Meer seinen großen Helden warnen wolle, nach England zurückzukehren. Ich hatte mich entschlossen, Sir Walter zu begleiten, da ich meinerseits einige Angelegenheiten in Betreff Virginiens ordnen und den Grafen Southampton um seine Fürsprache in einigen Forderungen der Kolonie bitten wollte. Doch war ich entschlossen, meinen Aufenthalt in England abzukürzen, denn es zog mich gewaltig nach Virginien.

Als wir in den Hafen von Plymouth einliefen, standen viele Menschen am Strande, aber kein freudiger Ruf scholl uns entgegen. Wir gingen vor Anker und der Admiral ließ sich in einem kleinen Boote an das Land setzen. Einige Offiziere, unter ihnen auch ich, begleiteten ihn.

Als er an das Land trat, grüßte ihn die Menge ehrerbietig, und er entblößte sein graues Haupt, um zu danken. Gleich darauf traten einige Bewaffnete vor und ein Sheriff kam auf Sir Walter zu.

— Im Namen des Königs, Sir Walter Raleigh, ich verhafte Sie! sagte er.

Der Admiral antwortete nichts. Die Menge stand umher, traurig und theilnehmend. Er wurde abgeführt, nachdem er noch einen freundlichen Blick auf uns geworfen, und wir blieben zurück, ganz bestürzt, denn wir hatten ein so schnelles Verfahren nicht erwartet.

Mit Morton und Bertha Herbert reiste ich nun nach London, das keinen Reiz mehr für mich hatte, und wohin man auch Sir Walter gebracht. Er bezog sein altes Gefängniß im Tower.

Der Ruf unserer Abenteuer und Mühseligkeiten war uns vorausgeflogen, und die Müßiggänger, die sich an der Erzählung von Gefahren ergötzten, die sie nicht selbst bestehen mochten, drängten sich in meine Nähe. Es gab indessen auch Leute, die aus wichtigeren Zwecken meine Bekanntschaft suchten, und ich knüpfte manches neue Verhältniß an. Der Graf von Southampton kam selbst, um mich zu besuchen. Er erzählte mir, daß man auch meine Verhaftung beabsichtigt habe, aber endlich von einem

solchen Schritte, der sich durch Nichts rechtfertigen ließ, abgestanden sei. Uebrigens versprach er mir, Alles zu thun, was nur in seinen Kräften stehe, um den Fortgang der Kolonie Virgien zu befördern.

Ich wandte nun den ganzen Einfluß, den mir meine Bekanntschaften gewährten, dazu an, um das Schicksal Sir Walter Raleigh zu mildern. Es war geschehen, wie ich erwartet hatte. Man klagte ihn an, den König durch trügerische Vorstellungen bewogen zu haben, ihn frei zu lassen, ferner, das Leben englischer Unterthanen nutzlos auf's Spiel gesetzt, und endlich auch, den Frieden zwischen England und Spanien aus eigensüchtigen Absichten gestört zu haben. Auch nahm man die alte Anklage wegen der Verschwörung zu Gunsten der Arabella Stuart wieder auf.

Alle diese Anklagen waren nicht stichhaltig, das mußte jedem Unparteiischen einleuchten. Aber man bedenke, daß fast nur Feinde des greisen Admirals über ihn zu Gericht saßen, und daß sich mancher Gegner wegen längst vergessener Unbill an ihm rächen wollte. Er hatte Freunde genug, aber sie wagten es nicht, offen für ihn aufzutreten, da sie wußten, daß der König gegen Sir Walter eingenommen sei. Was mich anbetraf, so sprach ich in den Verhören, die man mit mir über die Expedition anstellte, ohne Furcht und ohne Scheu zu seinen Gunsten. Namentlich legte ich Gewicht darauf, daß Sir Walter die Expedition aus eigenen Mitteln und am Abend seines Lebens unternommen, daß also von eigennützigen Absichten nicht die Rede sein könne. Ich ließ dabei auch wohl manches Wort fallen, das den Verhörsrichtern nicht angenehm sein mochte, und das war wohl der Grund, weshalb man mich später gar nicht mehr zu den Verhören hinzuzog.

Bald darauf erfuhr ich von Southampton, daß der Prozeß eine sehr ungünstige Wendung für Sir Walter Raleigh nehme, und daß es unmöglich sein würde, ihn zu retten. Das bekümmerte mich tief, und ich faßte den Plan, eine Flucht des greisen Admirals zu bewerkstelligen.

Ich will hierbei erwähnen, daß sowohl Morton als Bertha Herbert eine tiefe Zuneigung zu dem alten und würdevollen Helden gefaßt hatten. Sir Walter war stets sehr freundlich gegen sie gewesen, und Niemand konnte bestreiten, daß in seinem Wesen etwas lag, was jeden für ihn einnehmen mußte und was namentlich die Frauen für ihn gewann. War doch selbst die große Königin Elisabeth durch den Reiz seiner Erscheinung gefesselt worden! Bertha also gestand mir, daß sie mit Freude ihr Leben für den Admiral lassen würde, und daß sie bereit sei, Alles zu wagen, wenn sie etwas zu seiner Flucht beitragen könne.

Darauf und auch auf Mortons Hülfe baute ich meinen Plan. Es war jedoch vor allen Dingen nöthig, daß ich den Admiral selbst sprach und nach langen Bemühungen setzte es Southampton durch, daß man mir eine Unterredung mit ihm gestattete.

Ich werde das Gefühl nicht vergessen, das mich beschlich, als ich den Admiral in seinem Kerker sah. Ein ziemlich großer Saal, ohne allen Schmuck, mit dicken Mauern und fast undurchsichtigen Fenstern, diente ihm für wenige Stunden des Tages zur Erholung. Daran stieß eine Nische von kaum zehn Fuß Länge, sechs Fuß Breite und kaum so hoch, daß ein Mann aufrecht darin stehen konnte. Das war der gewöhnliche Aufenthalt des Admirals. Als ich dieses Gefängniß sah, sank mir alle Hoffnung. Wie sollte man den Admiral aus diesem Kerker befreien!

Er empfing mich freundlich und lächelnd, sagte mir, daß es ihm zu Ohren gekommen, wie ich ihn vertheidigt, und dankte mir dafür, bat mich aber, an mich selbst zu denken und mich nicht neuen Gefahren auszusetzen. Da die Wärter zurückgeblieben waren, so gelang es mir, einige Worte heimlich mit ihm zu sprechen. Er wollte nichts von Flucht hören, ging aber doch endlich auf meine Bitten ein und sagte, daß er nichts dagegen habe, wenn es auf eine für mich und Andere ungefährliche Weise geschehen könne. Das war genug. Ich nahm getrösteter von ihm Abschied und ging nun sogleich mit Mor-

ton und Bertha Herbert an die Ausführung meines Planes. Er beruhte auf Folgendem.

Bertha, obgleich sie nicht mehr jung war, hatte dennoch ein ziemlich jugendliches Aussehen, vor Allem aber ein blasses, zartes Gesicht bewahrt, wie man es wohl bei Frauen findet, deren Entwickelung durch ein trauriges Ereigniß in ihrer frühen Jugend gehemmt und unterbrochen worden. Sie konnte, wenn sie Mannskleider angelegt hatte, für einen Knaben gelten, und da sie während der ganzen letzten Expedition Mannestracht getragen und sich an die Manieren der Männer gewöhnt hatte, so ließ sich annehmen, daß sie die Rolle eines Knaben ganz gut durchführen würde. Morton, der in London wenig bekannt war, sollte nun für einen verarmten Landbesitzer aus der Provinz, Bertha für seinen jüngeren Bruder gelten, dem er in London ein Unterkommen verschaffen wollte. Die Täuschung gelang so gut, daß Southampton, der Morton und Bertha nie bei mir gesehen hatte, mir versprach, sich der Beiden anzunehmen, die ich als entfernte Verwandte von mir ausgab.

Aber noch ehe er eine Stelle ausfindig gemacht hatte, ging ich zu ihm und erzählte ihm beiläufig, daß die Stelle eines Gehülfen im Tower offen sei. Ich hatte das zufällig aus einem Gespräche, das ich auf der Straße belauscht, erfahren. Southampton fragte mich, ob eine solche Beschäftigung dem jungen Manne zusagen würde, und ich antwortete ihm, sie sei immer besser, als keine. Da er selbst mit Geschäften überhäuft war, und es ihm ganz lieb sein mochte, diesen Ausweg gefunden zu haben, so nahm er meinen Vorschlag an, und einige Tage darauf erhielt Morton den Befehl, mit seinem Bruder vor dem Aufseher des Towers zu erscheinen. Man sagte ihm, daß die erledigte Stelle bereits besetzt sei, aber eine andere zum ersten November 1618 offen werde. Diese solle der junge Mann erhalten.

Wir Alle waren sehr froh darüber, nur fürchtete ich, daß das Urtheil über Sir Walter Raleigh eher gesprochen werden könne. Das war indessen nicht zu ändern, und bald beruhigte mich die Nachricht, daß sich der Prozeß wohl noch bis Ende des Jahres hinziehen würde. Ich hatte unterdessen Briefe aus Virginien erhalten, die mich über das Schicksal meiner Familie beruhigten, und konnte also noch einige Monate in London bleiben. Die Theilnahme für den unglücklichen Admiral war im Volke allgemein, und selbst Personen von höherer Bildung und reiferem Urtheil sprachen sich dahin aus, daß König Jakob sich nur an einem Manne rächen wolle, der ihm an Geist weit überlegen sei, und der zuweilen früher am Hofe der Königin Elisabeth manch scharfes Witzwort über ihn und seine lächerliche, pedantische Gelehrsamkeit ausgesprochen. Ich durfte also mit gutem Grunde glauben, daß die Befreiung Sir Walters ganz England, seine Feinde ausgenommen, mit der größten Freude erfüllen, und daß man es mir danken würde, der Welt einen Mann gerettet zu haben, den ein ungerechter König seiner beleidigten Eitelkeit opfern wollte.

Mein Plan war nun folgender. Morton sollte in der Nähe seines angeblichen Bruders bleiben, und da man keinen Verdacht schöpfen konnte, wenn er ihn öfters besuchte, so sollte er ihm allmählich die Werkzeuge zutragen, die für das Gelingen des Unternehmens nöthig waren. Bertha sollte danach streben, denjenigen Wärtern beigesellt zu werden, die mit der Bewachung Sir Walter Raleighs beauftragt waren. Das Glück mußte uns bei diesem Plane unterstützen, das war gewiß! Aber weshalb sollte ich nicht hoffen, daß das Glück uns dabei günstig sein würde? Es handelte sich ja um eine so gerechte Sache!

War Bertha einmal in die Nähe des gefangenen Admirals gekommen, so sollte sie ihm zu verstehen geben, daß sie mit uns im Einverständnisse sei. Die Fenster von dem großen Saal, in dem Sir Walter in seinen Mußestunden spazieren ging, öffnete sich auf einen Hof und waren nicht vergittert, da sie sehr hoch waren und jede Flucht durch dieselben unmöglich schien. Bertha sollte dem Admiral eine Verkleidung, die Tracht eines Gefängnißwärters, allmählich zustecken und ihm eine Strickleiter

verschaffen, durch die er sich aus dem Fenster herabließ, an einem Abend, den er selbst bestimmen sollte. Zwar erlaubte man ihm für gewöhnlich nicht, des Abends den Saal zu betreten, aber er sollte sich krank melden und um die außergewöhnliche Vergünstigung bitten, eine Stunde in dem Saal spazieren gehen zu dürfen. Auf dem Hofe sollte ihn Bertha empfangen und aus dem Tower führen, wo Morton und ich sie erwarteten. Dann wollten wir augenblicklich nach Virginien abreisen.

Der Plan, den ich hier nur in seinen Umrissen wiedergegeben habe, war, wie ich glaube, sorgfältig und gut entworfen. Der erste November nahte heran. Bertha bereitete sich vor, den Tower zu beziehen, und ich bemerkte eine Art von fieberhafter Aufregung an ihr. Der Gedanke an das Gelingen ihres Planes ließ ihr keine Ruhe. Sie schlief keine Nacht.

Am acht und zwanzigsten Oktober ging ich Abends zu Southampton. Er kam mir mit den Worten entgegen, ob ich schon wisse, daß Sir Walter Raleigh am Nachmittage von dem Gerichtshofe zum Tode verurtheilt worden sei. Ich erschrak und fragte ihn, wann das Urtheil vollstreckt werden würde, und er meinte, es dürfte wohl noch einige Zeit darüber hingehen, da die Freunde Raleighs Alles daran setzen würden, die Vollstreckung desselben zu verhindern. Das beruhigte mich ein wenig. Noch war also Hoffnung vorhanden. Aber es war auch die höchste Zeit!

Am folgenden Tage hatte ich einige Angelegenheiten zu ordnen und ging nicht aus meiner Wohnung. Ich hatte auch einen Brief nach Virginien geschrieben, in dem ich meine bevorstehende Ankunft meldete. Als ich gegen Abend ausging, sah ich die Leute auf der Straße stehen und bemerkte eine gewisse Aufregung. Ich fragte nach der Ursache, und man antwortete mir, ob ich denn nicht wisse, daß Sir Walter Raleigh im Tower enthauptet worden sei!

Ich stand starr vor Schrecken, ich wollte es nicht glauben. Mein ganzes Dasein, möchte ich sagen, war in der letzten Zeit in dem einen Gedanken aufgegangen, den Admiral zu retten. Und nun alle Hoffnungen vernichtet, so kurz vor einem vielleicht glänzenden Erfolge!

Ich flog zu Morton. Er hatte es in demselben Augenblick erfahren. Er war außer sich. Ich schickte ihn sogleich zu Bertha, und nach einer Stunde kam er mit ihr zurück. Sie lag in einer Sänfte, und Morton theilte mir weinend mit, daß man ihm im Tower gesagt, sie sei plötzlich niedergesunken, als man ihr gesagt, daß Sir Walter hingerichtet werden solle. Morton hatte sie mit sich genommen, denn sie phantasirte und sprach oft den Namen Raleigh aus. Das hätte Verdacht erregen können. Wahrscheinlich hatte der Schreck, die Enttäuschung, die Vernichtung aller ihrer Hoffnungen, sie so schmerzlich überrascht, daß ihr ohnehin schon sehr aufgeregtes Gemüth dem plötzlichen Schlage erlegen war.

Während ganz London voller Ingrimm und Schmerz den Tod des geliebten Admirals betrauerte, den man so schnell hingerichtet, um jeden Versuch zu seiner Rettung unmöglich zu machen, standen Morton und ich an dem Krankenlager des unglücklichen Mädchens. Dieser letzte Schlag war zu stark für sie gewesen. Am dritten Tage starb sie in Mortons Armen.

Ich war in einer ganz verstörten Stimmung. Mein einziger Gedanke war: Fort aus diesem Lande, das seine besten Männer auf dem Schafot sterben läßt. Ich bereitete in aller Hast meine Abreise vor, nahm dann Abschied von Southampton, und bestellte einen Platz für mich und Morton auf einem Schiffe, das nach Virginien segelte.

Ich hätte für Morton nicht zu sorgen gebraucht. Am Abend des Tages, an dem wir Bertha begraben, befand er sich in meiner Wohnung. Er war sehr ernst, sehr still. Dann kam er zu mir, drückte mir die Hand und sagte, er wolle in England zurückbleiben, er könne nicht ohne Bertha leben und müsse da sein, wo sie sei. Ich wollte ihm zureden, aber nachdem er mir für meine Freundschaft gedankt, ging er in ein Nebenzimmer. Ich hörte einen Schuß, und als ich hinzueilte, fand ich ihn mit

zerschmetterter Stirn auf dem Boden liegend. Ich hatte ihn falsch verstanden. Er wollte bei ihr bleiben — ja, aber nicht lebend!

Ich that auch diese letzte traurige Pflicht. Ich begrub die Leiche meines Freundes, und an demselben Tage verließ ich England, mit dem festen Entschusse, es nie wiederzusehen. Erst auf der hohen See wurde es mir leichter um's Herz. Ach, diese letzten Schläge waren härter gewesen, als alle Gefahren der Wildniß in Guyana! Ich grollte mit der ganzen Welt, und doch that ich Unrecht. Noch blieben mir ja Alice, Mary und meine Verwandten! Aber ich war so verstört, daß ich es für unmöglich hielt, sie wiederzusehen, und daß mich zuweilen eine unsägliche Angst ergriff!

Ich kam nach Virginien. Ganz Jamestown war mir entgegengezogen. Es war der erste Sonnenblick nach zwei langen Jahren, und erst, als mir Alice mit einem lieblichen Mädchen auf dem Arm entgegen kam, das schon den süßen Namen Vater stammelte und mir die Händchen entgegenstreckte — da löste sich der Kummer von meinem Herzen und ich brach in Thränen aus — in Thränen des Schmerzes und der Freude! — —

Ich will kurz über das hinweggehen, was während meiner Abwesenheit in der Kolonie geschehen, und nur noch Einzelnes berichten, weil es mir neu in der Erinnerung ist. Es ist nicht viel Gutes, sogar Schlimmes dabei, aber ich habe es doch leichter ertragen, da ich mein Weib und meine Freunde hatte, denen ich meinen Kummer klagen und mein Herz ausschütten konnte. Jeder Schmerz ist leichter zu tragen, wenn man im Schooße seiner Familie ist.

Die Kolonie Virginia hatte während meiner Abwesenheit glänzende Fortschritte gemacht. Eine bedeutende Anzahl von Frauen war nach der neuen Welt gekommen, und was das Beste war, die Müßiggänger waren in England zurückgeblieben, denn sie hatten einsehen gelernt, daß nur mit schwerer Arbeit in Amerika durchzukommen sei. Der Tabaksbau dehnte sich mehr und mehr aus; es wurden auch Versuche mit Baumwollenpflanzungen gemacht, die sehr günstig ausfielen, und es ließ sich voraussehen, daß Virginien in fünfzig Jahren ein wohlhabendes Land sein würde. Dagegen machte mir eine andere Angelegenheit viel Sorge.

Ich hatte stets die größte Sorgfalt darauf verwandt, mit den Indianern in Frieden und Freundschaft zu leben. Ich hatte manches Opfer gebracht, und daß es mir gelungen war, Manches zu erreichen, das hatte mir Nantakan und sein edles Verfahren in der Angelegenheit mit Nimettanau gezeigt. Aber die meisten Ansiedler dachten nicht, wie ich. Zum Theil der Religion wegen aus England ausgewandert, sahen sie in den Indianern nur Heiden, und statt daran zu denken, wie bitter sie es selbst empfunden, der Religion wegen verfolgt zu werden, hegten sie eben so unduldsame Gesinnungen gegen die armen Rothhäute, unter deren kupferbrauner Brust manch' treues und redliches Herz schlug. Viele betrachteten die Indianer überhaupt als Wesen untergeordneter Art und hatten nicht übel Lust, sie zu Sklaven zu machen. Indessen gelang es meinen angestrengten Bemühungen, wenigstens im Allgemeinen ein friedliches Verhältniß herzustellen.

Doch hatten die letzten Kämpfe und der Ueberfall auf Jamestown schlimme Früchte getragen und das Andenken Nimettanaus lebte fort. Die Indianer hatten erfahren, daß es nicht unmöglich sei, die weißen Männer zu besiegen und zu tödten, und manches Wort, das Nimettanau gesprochen, war auf fruchtbaren Boden gefallen. Wenn man es überlegt, so waren die Indianer auch nicht im Unrecht. Sie hatten früher frei in diesen Gegenden geherrscht. Feld, Wald und Wiese, Wild, Geflügel und Fisch war ihr unbeschränktes Eigenthum gewesen. Jetzt kamen die Europäer und machten sich zu Herren dieser Gegenden. Das mußte bei Manchem Unzufriedenheit erregen, darüber war ich nicht im Zweifel. Aber ich hatte mich bemüht, dem vorzubeugen. Das Innere Nordamerika's war groß, die Zahl der Ansiedler schwach. Es war Raum für Alle, und ich bemühte mich, ihnen durch nützliche Geschenke das zu ersetzen, was sie an Früchten und Wild verloren. Auch waren mehrere der an-

gesehensten Führer, wie Powhattan und Nantakan, meine persönlichen Freunde, und im Allgemeinen war die Ueberlegenheit der Europäer über die zerstreuten Indianer so groß, daß diese es nicht wagen konnten, mit ihren Bogen und Pfeilen gegen uns aufzutreten.

Aber Nantakan war gestorben und sein Vater Powhattan ebenfalls kurz vor meiner Rückkehr nach Jamestown. Eine der festesten Bande zwischen den Europäern und Indianern war dadurch zerrissen. Auch bemerkte ich bald nach meiner Rückkehr, daß das Verhältniß kein so freundschaftliches mehr war. Die Indianer ließen sich nur selten sehen, und ich hörte von manchen Zwistigkeiten, die vorgefallen.

Ich bedauerte diese Thorheit tief — denn es war eine Thorheit. Es hatte sich so Manches inzwischen verändert. Die Indianer hatten mit den Feuerwaffen umgehen gelernt, zum Theil durch die Schuld der Ansiedler selbst. Früher hatte Todesstrafe darauf gestanden, einem Indianer den Gebrauch der Feuerwaffe zu lehren. Jetzt, in Folge des mehr freundschaftlichen Verhältnisses, dachten die Europäer nicht mehr daran, sich dieses Privilegium zu sichern, und sie gebrauchten die Indianer oft als Begleiter, wenn sie auf die Jagd zogen, und ließen sich von ihnen ihre Jagdtaschen füllen. Auch hatten sich die Indianer eine Menge von diesen Waffen zu verschaffen gewußt; unsere Ueberlegenheit in dieser Hinsicht hatte also aufgehört, um so mehr, da die Indianer mit dem ihnen eigenthümlichen Talent sich sehr bald eine gewisse Fertigkeit aneigneten.

Ein zweiter Uebelstand war, daß die Ansiedler, sicher gemacht durch den herrschenden Frieden, ihre Wohnungen weit hinein in das Land gebaut hatten. Früher hatte die Nothwendigkeit die Ansiedler gezwungen, in enger Gemeinschaft zu leben. Jetzt, als die Bevölkerung zahlreicher wurde, dehnten sich die Ansiedlungen den Jamesfluß hinauf aus bis zum Chickahominy und Rappahanoc, weil dort das Land zum Theil besser, auch der Besitz ruhiger und ungestörter war. Statt aber zu überlegen, daß es unter solchen Verhältnissen nothwendig sei, die Indianer zu schonen und möglichst zu Freunden zu halten, bemühte sich jeder Ansiedler, wo möglich unumschränkter Gebieter über die Indianer in seiner Nachbarschaft zu sein und sie zu allerlei erniedrigenden und schweren Arbeiten zu gebrauchen.

Das Alles übersah ich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr, und mein erstes Bestreben war, ein Unheil von uns abzuwenden, das sicher über uns hereinbrechen mußte, wenn diese Lage der Dinge fortdauerte. Ich erließ ein Rundschreiben an die Ansiedler, in dem ich sie bat, die Indianer möglichst freundlich zu behandeln. Aber leider traf ich in dieser Beziehung auf manchen Widerspruch, und zwar selbst bei Leuten, die sonst viel auf meinen Rath gaben. Sie meinten, die Indianer seien nur durch Strenge im Zaume zu halten, und so wie die Sache jetzt stand, hatten sie vielleicht Recht.

Denn ich bemerkte bald, daß das Betragen der Indianer gegen die Europäer ein ganz anderes geworden war. Schlau und vorsichtig waren sie stets gewesen, aber nicht hinterlistig und tückisch. Es schien mir, als seien sie jetzt das Letztere geworden. Als ich ihre Häuptlinge zu einer Zusammenkunft berief, um ihnen meine Rückkehr zu melden und die alten Bande der Freundschaft neu zu befestigen, waren sie Alle sehr freundlich, aber es entging mir nicht, daß hinter dieser Freundlichkeit eine gewisse Tücke verborgen war. Sie sprachen anders, als sie dachten, und das erfüllte mich mit Schrecken, denn wenn ich bedachte, daß die benachbarten Indianer allein immer noch viermal so zahlreich waren, als die wehrhaften Europäer, so mußte ich mir zugestehen, daß der Bestand der Kolonie Virginien an einem seidenen Faden hing, sobald das Unglück einen Zusammenstoß mit den Indianern herbeiführte.

Dennoch hoffte ich, daß Alles gut gehen würde, und war stets darauf bedacht, den Ansiedlern freundlichere Gesinnungen gegen die Rothhäute einzuflößen, und die Indianer durch Aufmerksamkeiten aller Art zu gewinnen. Ich ließ für Opechancanof ein Haus nach europäischer Art errichten, und er war ganz glücklich darüber.

Namentlich gefiel ihm das Schloß an der Thür, das er mit der größten Verwunderung betrachtete. Ich verschenkte Uhren, Kleinigkeiten aller Art, und es gelang mir auf diese Weise wirklich, wenigstens die benachbarten Stämme wieder in ein vertraulicheres Verhältniß mit der Kolonie zu bringen.

Bald darauf jedoch hörte ich von einigen traurigen Vorfällen, die weiter im Innern des Landes vorgefallen. Ein Ansiedler hatte mehrere Indianer erschossen, die ihm Frohndienste verweigert, und das Beispiel war von mehreren Anderen nachgeahmt worden. In Folge dessen machte sich bald eine bedenkliche Stimmung unter den Indianern bemerkbar, freilich nur für den, der tiefer schaute und den Charakter der Indianer kannte. Denn in ihrem Aeußern blieben sie freundlich und willfährig. Ich warnte die Ansiedler, aber sie meinten, das habe nicht viel auf sich.

Ich besinne mich noch ganz lebhaft darauf — es war ein schöner Tag, zu Ende März, und ich war mit der Einzäunung eines neuen Stück Gartenlandes beschäftigt, als ein Trupp Indianer in Kriegsrüstung nach Jamestown kam und sich in der Nähe des Flusses aufhielt. Ich ging hinab, um zu hören, was es gebe, und erfuhr, daß die Indianer einen Theil unserer Kähne leihen wollten, um sich zu einer großen Versammlung nach den oberen Ufern des Jamesflusses zu begeben. Die Sache hatte anscheinend nichts Bedenkliches, mir aber kam sie nicht ganz richtig vor. Doch wollte ich keine Furcht zeigen und redete den Besitzern der Kähne zu, den Indianern den Gefallen zu erzeigen. Nur mit den Häuptlingen sprach ich und ließ im Gespräche das Wort fallen, daß ich hoffte, die Versammlung gelte nicht etwa einem Kriegszuge gegen die Europäer. Sie schüttelten den Kopf und schwuren hoch und theuer, daß sie uns die innigste Freundschaft bewahren würden. Eher, sagten sie, solle der Himmel einfallen, als daß der Friede von ihnen verletzt werde. Aber ich war unruhig.

Die Nacht verging, ohne daß etwas Außerordentliches geschah. Am anderen Morgen in aller Frühe aber kam ein alter Indianer zu mir, der mich oft besuchte und mit dem ich im freundschaftlichsten Verhältnisse stand. Er war aus dem Dorfe Powhattans, und Pocahontas und Nautakan waren zum Theil von ihm erzogen worden. Vielleicht hatte er einen Theil seiner Liebe für das edle Geschwisterpaar auf mich übertragen.

Er war athemlos und theilte mir in aller Eile mit, daß er am vergangenen Abend durch Zufall eine große Versammlung von Indianern am oberen Jamesfluß belauscht habe. Man hatte ihn nicht zugezogen, weil man ihm nicht traute. Er sagte mir, daß die Zahl der dort versammelten Indianer über zweitausend betragen habe, und daß er aus dem Gespräche vernommen, daß eben so große Versammlungen auch am Chickahominy und Rappahanoc stattgefunden. Die Absicht sei, sämmtliche Europäer zu gleicher Zeit zu überfallen und niederzumachen, oder doch die einzelnen Ortschaften so zu umzingeln, daß sie sich gegenseitig keinen Beistand leisten könnten.

Ich erschrak, bedachte aber, daß durch Eile vielleicht noch Manches zu retten sei, und ließ sogleich ganz Jamestown und die Umgegend alarmiren. Die Ansiedler trauten meinen Worten so wenig, daß ich beinahe Gewalt brauchen mußte, um sie zum Widerstande zu überreden. Ich schlug vor, den Indianern entgegenzuziehen und unsere weißen Brüder, wenn es noch möglich sei, zu retten. Aber dazu war die Mehrzahl nicht zu bewegen. Man wollte in Jamestown bleiben und die Indianer erwarten. Die Meisten zweifelten daran, daß sie überhaupt kommen würden.

Ich dachte aber nicht an meine eigene Rettung, oder auch nur an die Rettung von Jamestown. Zehn Menschenleben, wenn sie uns erhalten blieben, waren ein unbezahlbarer Schatz. Ich forderte deshalb einige der Muthigsten auf, mich zu begleiten. Es fanden sich ungefähr ein Dutzend. In ganz Jamestown hatten wir nur ungefähr eben so viel Pferde. Diese mußten uns die Besitzer abtreten. Wir bewaffneten uns bis an die Zähne und sprengten am Ufer des

James-River hinauf, um Hülfe und Warnung zu bringen, wo es noch möglich war.

Wir riefen und schrieen nach allen Ansiedlungen hinein, daß man sich retten oder vertheidigen solle. Zum Theil wurden wir vielleicht gar nicht verstanden. Aber schon unser Erscheinen, unsere Hast mußten Aufmerksamkeit erregen und die Kolonisten warnen. Der Ueberfall konnte sie nicht mehr ganz unvorbereitet treffen.

Dann sprengten wir weiter, was die Pferde nur laufen konnten. Es war meine Absicht, namentlich eine größere Kolonie zu retten, die an der Mündung eines kleinen Flusses in den James-River lag und ungefähr aus zwanzig Familien bestand, unter denen mir einzelne sehr nahe befreundet waren. Es befanden sich unter ihnen mehrere Ansiedler, die schon von Anfang an mit mir in Virginien gelebt und Jamestown verlassen hatten, weil ihnen das Land hier im Innern fruchtbarer schien.

Während unseres ganzen Rittes bis jetzt hatten wir noch keinen einzigen Indianer bemerkt, und meine Begleiter waren mißtrauisch geworden und begannen ebenfalls zu zweifeln. Wir erreichten die Kolonie. Es war Vormittag und die Mehrzahl der Kolonisten befand sich auf den benachbarten Feldern. Das schöne Wetter war ganz geeignet dazu, die ersten Vorbereitungen zur Bestellung der Felder zu treffen. Ich schickte sogleich Alles, was laufen konnte, Frauen und Kinder, nach den Feldern, sprengte selbst durch die Umgegend, und es gelang mir in der That, die Mehrzahl zu versammeln. Noch immer hatte sich kein Indianer gezeigt. Ich selbst begann zu glauben, daß ich unabsichtlich von meinem alten indianischen Freunde getäuscht worden.

Aber plötzlich hörten wir in der Ferne Schüsse. Die Ansiedler gingen gewöhnlich nicht ohne ihre Flinten auf die Arbeit, schon um ein Stück Wild, falls es sich zeigte, mit nach Hause bringen zu können. Jetzt gerieth Alles in Allarm. Wir hatten in der Eile einige Verhaue gemacht, die Thüren und Fenster verrammelt und uns auf die Dächer zurückgezogen. Die Kolonie zu verlassen, daran dachte ich nicht. Unsere Pferde waren zu ermüdet. Auch bedurfte man hier unseres Beistandes mehr, als in Jamestown, wo man vorbereitet war und Hackew wahrscheinlich alle nöthigen Anordnungen getroffen hatte.

Plötzlich sahen wir die Indianer in dichten, unabsehbaren Schaaren durch die benachbarten Gärten herbeieilen. Sie stutzten einen Augenblick, als sie die Vorbereitungen erblickten, die wir getroffen. Dann aber ließen sie ihr wildes Kriegsgeheul ertönen und sprangen wie die Tiger vorwärts.

Ich sah sogleich, daß hier ein Widerstand auf die Dauer unmöglich sei. Es waren über tausend Indianer. Was konnten wir — die wir ungefähr dreißig waren — gegen diese Uebermacht ausrichten. Wir empfingen die ersten mit einer knatternden Gewehrsalve, und während sie sich bemühten, die Verhaue wegzureißen und die Thüren zu erbrechen, füllten sich die Plätze mit Indianerleichen. Aber ihre unglaubliche Geschicklichkeit kam den Indianern dabei sehr zu Statten. Sie kletterten an den Häusern, an den Bäumen empor. Ein Haus nach dem andern wurde erobert und niedergerissen. Jetzt legten sie auch Feuer an.

Ich befand mich mit mehreren meiner Freunde aus Jamestown in einem großen und festen Gebäude. Hier hätten wir es wohl eine Stunde lang mit den Indianern aufnehmen können. Aber unser Untergang wäre nichtsdestoweniger unvermeidlich gewesen, und wir mußten ernstlich daran denken, uns zu retten. Meine Freunde waren zum Theil Familienväter, ich hatte sie dazu überredet, mich zu begleiten, ich mußte also auch dafür sorgen, daß sie wo möglich heil und gesund nach Jamestown zurückkehrten, um so mehr, da hier nichts mehr zu retten war. Ich rief also Allen zu, daß wir fliehen müßten.

Unterdessen hatte der Kampf auf eine entsetzliche Weise fortgewährt. Selbst Frauen und Kinder hatten sich vertheidigt, und die Indianer bezahlten jeden Schritt, den sie vorwärts drangen, mit Leichen. Das Feuer vertrieb jedoch die Vertheidiger aus einigen Häusern, und während sie sich nach anderen flüchten wollten,

fielen sie den dichten Haufen der Indianer zum Opfer.

Unsere Pferde standen in einem großen Stalle, dicht am Ufer des James-River. Ich rief nun Allen zu, wer folgen wolle, möge sich beeilen. Dann schlüpften wir durch eine Hinterthür aus dem Gebäude, das bis jetzt noch nicht ernstlich angegriffen worden, da unsere gut gezielten Schüsse alle Feinde fern hielten. Die Pferde wollten nicht vorwärts. Aber es half nichts. Wir waren nur unserer acht, nahmen jedoch die überzähligen Pferde für alle Fälle mit uns. Dann, durch den Rauch verborgen, schlichen wir uns das Ufer des Flusses entlang und durchritten einen Theil desselben, der sehr seicht war.

Jetzt erst bemerkten uns die Indianer und stürzten mit einem wüthenden Geheul uns nach. Auch das Jammergeschrei der Kolonisten, die sich nun unserer Hülfe beraubt sahen, folgte uns. Aber was hätte es ihnen genützt, wenn wir mit ihnen zusammen starben. Wir konnten noch nach anderen Orten Hülfe bringen. Jetzt galt es übrigens, die Pferde ausgreifen zu lassen, denn eine Biegung des Flusses gab den Indianern Gelegenheit, uns den Weg abzuschneiden. Wir stießen den abgematteten Thieren die Sporen in die Weichen, und als ob sie die Gefahr kannten, galoppirten sie vorwärts.

Dennoch gelang es einer Schaar von beinahe hundert Indianern, uns zuvorzukommen und uns anzugreifen. Wahrscheinlich erbittert über den Verlust, den wir ihnen mit unseren Flinten zugefügt, fielen sie uns wüthend an. Aber auch bei uns galt es Leben oder Tod. Wir schossen unsere Flinten und Pistolen ab, dann vertheidigten wir uns nur noch mit unseren Schwertern. Die Indianer hingen sich wie die Katzen an den Hals unserer Pferde, an unsere Füße, und mir mußten sie im wahren Sinne des Wortes herunterhauen. Ich hatte das eine Mal mit fünf Indianern zugleich zu kämpfen, die das arme Pferd unter ihrer Last beinahe erdrückten. Aber es gelang mir, sie abzuschütteln und, wenn auch verwundet, einen freien Platz zu erreichen. Nur vier von meinen Genossen folgten mir; die anderen waren getödtet worden. Aber ich sage die volle Wahrheit, wenn ich behaupte, daß der Tod dieser drei Engländer mit dem zehnfachen Verluste der Indianer erkauft worden war.

Nun ritten wir, sterbensmüde, den Weg zurück, den wir gekommen, stets auf einen neuen Angriff gefaßt. Wir vermieden absichtlich die Pflanzungen der Engländer, denn in dem Zustande, in dem wir uns befanden, konnten wir Niemand mehr Hülfe bringen. Hin und wieder sahen wir Schaaren von funfzig oder hundert Indianern, die wahrscheinlich die ganz abgelegenen Ansiedlungen zerstört hatten. Auf diese sprengten wir dann gerade zu, und es gelang uns in der That, sie einzuschüchtern und uns ohne ernstlichen Kampf durchzuschlagen. Von fern sahen wir brennende Ansiedlungen, und zuweilen kam ein verwundeter oder geflohener Engländer, der sich versteckt hatte, auf uns zugeeilt. Wir gaben ihm dann eins von unseren überzähligen Pferden.

So gelangten wir am Nachmittage nach Jamestown. Mir war das Herz doch leichter, als ich schon aus der Ferne sah, daß die Stadt noch stand und kein Angriff erfolgt sei. Bald darauf befanden wir uns in der Mitte unserer Freunde. Man hörte unsere Erzählung mit Entsetzen an, und Hackew berichtete mir kurz, was in Jamestown vorgefallen war.

Man hatte bis Mittag dort an der Ankunft der Indianer gezweifelt, und Viele hatten die Waffen bereits niedergelegt. Aber um Mittag zeigten sich von verschiedenen Seiten kleine Trupps, die scheinbar ohne feindliche Absicht sich der Stadt näherten. Hackew wollte sie nicht zahlreicher werden lassen, als die Engländer selbst waren, denn er errieth ihre Absicht, Jamestown plötzlich zu überfallen. Er ordnete also die Engländer, die jetzt durch die Nähe der Gefahr etwas vernünftiger geworden waren, und ließ sie in Reihe und Glied vor Jamestown aufmarschiren. Dieser Anblick setzte die Indianer so in Schrecken, daß sie pfeilschnell nach allen Richtungen auseinanderstoben. Dann hatten sie sich nicht wieder gezeigt. Unmittelbar nach un-

serer Ankunft aber kamen Nachrichten von allen Seiten, daß man in der Ferne Flintenschüsse gehört habe, und bald darauf erschienen auch einzelne Ansiedler, zum Theil verwundet, und erzählten voller Entsetzen, daß sie sich nur mit Mühe vor den Indianern gerettet und daß aller Wahrscheinlichkeit nach kein Ansiedler im Inneren des Landes mehr am Leben sei.

Nun war die Bestürzung allgemein, zugleich aber auch der Durst nach Rache ein unüberwindlicher. Ich ließ eine Besatzung in Jamestown unter dem Kommando Hackews zurück und zog mit sechshundert Mann den Jamesfluß hinauf, um nun mit verstärkten Kräften zu versuchen, ob noch irgend etwas zu retten sei.

Ein trauriger Zug — ich kann ihn wohl den traurigsten meines Lebens nennen, denn so empfindlich hatte noch kein Verlust mich getroffen. Jede einzelne Ansiedelung war zerstört, die Felder zertreten, verbrannt, die Bewohner, Männer, Greise, Frauen, Kinder, getödtet und verstümmelt, das Vieh fortgeführt oder ebenfalls dem Verderben preisgegeben. Auch nicht eine Ansiedlung, nicht ein Leben war verschont worden. Ueberall hatte der Angriff zu gleicher Zeit Statt gefunden und kein Ansiedler war im Stande gewesen, seinem bedrängten Nachbar zu Hülfe zu eilen.

Ich war aufs Tiefste betrübt, aber die Engländer brüllten fast vor Rachedurst. Nachdem wir uns überzeugt, daß im Innern des Landes Alles verloren sei, zwang man mich zur Verfolgung der Indianer. Wir stießen in der That auf einen zahlreichen Trupp, der wahrscheinlich unverrichteter Dinge von Jamestown zurückkam, und dem gebieterischen Drängen der Engländer folgend, schickte ich eine kleine Abtheilung voran, um die Indianer herbeizulocken. Sie stürzten in der That mit ihrem wilden Kriegsgeheul auf dieselben los. Aber in demselben Augenblick fiel ich ihnen in die Seite und hundertundfunfzig Mann blieben bei dem ersten Angriff auf dem Platze. Die Anderen flohen.

Nach einigen Tagen konnten wir den Verlust überschätzen. In einer und derselben Stunde waren dreihundert sieben und vierzig Engländer ermordet worden! Der Verlust im Ganzen aber an diesem Tage betrug über fünfzehnhundert Personen.

Ich will nicht beschreiben, was ich in jenen Tagen empfand. Ich glaubte zuerst, die Kolonie sei wirklich vernichtet. Denn es war nicht der Verlust an Menschenleben allein, den wir zu beklagen hatten. Es folgte auch die größte Entmuthigung. Niemand dachte mehr an Arbeiten. Viele kehrten nach England zurück, und die in Virginien Gebliebenen hatten keinen anderen Gedanken, als Rache! Hatten die Ansiedler früher zu sehr zerstreut gelebt, so drängten sie sich jetzt auf den engsten Raum zusammen, um des gegenseitigen Schutzes sicherer zu sein, und Krankheiten waren die Folge dieser Einpressung; Hunderte starben an gefährlichen Seuchen.

Ich hatte unsägliche Mühe, um nur wieder einige Ordnung in die Kolonie zu bringen. Doch mußte auch ich dem allgemeinen Drängen nachgeben und förmliche Rachezüge organisiren. Es blieb freilich kaum etwas Anderes übrig. Nach einem solchen Zusammenstoße war von einer Freundschaft oder auch nur von einem Waffenstillstand nicht mehr die Rede, und das Beste war, wenn wir die Indianer mit Gewalt von unseren Besitzungen fern hielten. Das Gesetz ging in der Generalversammlung durch, daß jeder Engländer, wo er einen Indianer sähe, ihn tödten solle.

In England erregte dieser Unglücksfall die lebhafteste Theilnahme. Man schickte uns Unterstützungen aller Art, Geldsendungen, Lebensmittel, auch Menschen. Sogar Waffen schickte König Jakob, aber er beging, wie gewöhnlich, auch dabei einen Fehlgriff. Im Tower hatten sich nämlich von Alters her eine Menge alter Waffen, Piken, Schwerter, Hellebarden und Flinten angesammelt, die zum Theil schon verrostet waren. Für den Kriegsdienst in England waren dieselben zu schlecht. Aber gegen die Indianer, meinte König Jakob, wären dieselben immer noch gut genug. Er irrte sich, denn die Indianer waren bereits im Besitz sehr guter

Waffen, die ihnen zum Theil durch die Spanier, zum Theil auch durch die handeltreibenden Franzosen zugeführt wurden; außerdem hatten sie sich in den Besitz der Waffen der erschlagenen Ansiedler gesetzt, und die Zahl derselben war keine geringe.

Daß übrigens jener verrätherische Ueberfall den Indianern weit mehr Schaden als Nutzen brachte, läßt sich leicht errathen. Wären alle Europäer vertrieben oder getödtet worden, dann hätten die Indianer allerdings freies Feld gehabt. Aber jetzt mußten sie die Folgen ihrer Verrätherei schwer empfinden. Die schönen Dörfer der Indianer, in den fruchtbarsten Gegenden gelegen, wurden von den Ansiedlern in Besitz genommen und die Bewohner entweder getödtet, oder in die Wälder getrieben. Es war ein Vernichtungskrieg, und da die Europäer den Indianern nicht in die Tiefe der Wälder folgen konnten, so nahmen auch sie zur Hinterlist ihre Zuflucht und lockten dieselben durch freundschaftliche Vorspiegelungen auf freie Plätze, wo sie ohne Gnade niedergemetzelt wurden. Wenn ein Indianer und ein Ansiedler sich begegneten, so gab es einen Kampf auf Leben und Tod, und da die Europäer allmählich den Rothhäuten ihre Künste abgelernt und die Gegend kennen gelernt hatten, auch meistentheils verwegene und tollkühne Burschen waren, so zogen die Indianer gewöhnlich den Kürzeren, und bald gab es keine Rothhaut mehr in dem ganzen Gebiete des Jamesflusses, die Wenigen ausgenommen, die schon zur Zeit unserer ersten Ansiedelung, einige auch später, zum Christenthum bekehrt waren und stets treu bei uns ausgehalten hatten.

Dies waren mir die schmerzlichsten Kämpfe, denen ich je beigewohnt, aber ich konnte sie nicht verhindern, denn die Erbitterung gegen die Indianer war allgemein, und die Indianer waren so gereizt, daß ihnen jede Friedfertigkeit unsererseits als Feigheit erschienen wäre. Ich konnte meine Bestrebungen nur dahin richten, die Ansiedler stets daran zu erinnern, daß es nicht ihr Hauptzweck sei, Indianer zu tödten, sondern eine Kolonie zu gründen, Häuser zu bauen und Felder zu bepflanzen. Sonst wäre Virginien wahrlich ein Staat von Kriegern und nicht von Ackerbauern geworden. Es gelang mir denn auch, es dahin zu bringen, daß nur alle Vierteljahr ein allgemeiner Streifzug gegen die Indianer unternommen, die übrige Zeit aber zu nützlicheren Beschäftigungen angewendet wurde. So stellte sich allmählich der frühere Wohlstand wieder her; das Vertrauen zu dem Fortschritt der Kolonie hob sich, zahlreiche Ansiedler kamen aus England, und wir begannen einen kleinen Staat zu bilden. Bald war es auch nicht mehr Virginien allein, das Amerika an England fesselte. Im Norden von uns bildeten sich neue Kolonien, großentheils durch die zahlreichen Puritaner, die ihr Vaterland verließen, um den harten Gesetzen König Jakobs zu entgehen. Wir standen nicht mehr allein in der neuen Welt, und mit dem Gefühl des Selbstvertrauens hob sich auch der Muth, die Thatkraft und der Wohlstand der Kolonie. Selbst die Indianer blieben mehr und mehr verschont. Virginien hatte die Angriffe einiger hundert Rothhäute nicht mehr zu fürchten.

Ich schreibe diese Zeilen in dem einfachen Zimmer meines Wohnhauses auf einem kleinen Hügel, dicht bei Jamestown. Vor mir, durch das weinumrankte Fenster, sehe ich nieder auf die neu erblühende Stadt, auf die freundlichen Häuser, auf die Schiffe, die den herrlichen James-River hinabziehen, und ich fühle mich so recht heimathlich wohl, glücklicher, als je in England. Alice, wie ich höre, ist in der Küche beschäftigt, und mein jüngstes Kind, ein munterer Knabe, ruft mit so heller Kehle fortwährend meinen Namen, daß ich wohl bald die Feder werde niederlegen müssen. Mein ältestes Kind, die Tochter, der wir den Namen Mary gegeben haben, sitzt draußen im hellen Sonnenschein mit dem alten Vater Brown auf der Bank und nennt ihn Ohm, wie meine Schwester und ich es als Kinder gethan haben. Der Alte ist noch immer rüstig, und die reine Luft Virginiens scheint ihn wahrhaft zu verjüngen.

Rolfes einziger Sohn, ein tüchtiger Knabe, der unverkennbar die Züge seiner edlen Mutter Pocahontas trägt, leistet ihr Gesellschaft. Er scheint eine große Zuneigung für meine kleine Mary zu empfinden, und ich muß gestehen, ich wünschte wohl, daß sie dereinst ein Paar würden. Das Blut Nautakans scheint in seinen Adern zu fließen, und von allen Indianern habe ich diesen herrlichen Jüngling am meisten geliebt. Mein jüngster Knabe trägt seinen Namen, und wenn es meinem Stamme vergönnt ist, auch später noch in diesen herrlichen Fluren zu wohnen, so soll stets ein männliches Kind meiner Familie den Namen jenes hochherzigen Indianers führen.

Ringrose und Mathew werden wohl bald heimkehren. Sie arbeiten in der großen Pflanzung hinter unserer Wohnung und haben mit der Aufsicht über die Mais-, Getreide- und Tabaksfelder hinreichend zu thun. Ringrose ist sehr einfach und still geworden. Sein größtes Glück besteht darin, seine Enkel auf seinen Knieen zu sehen, und er und der alte Brown sind wahrhaft eifersüchtig auf die Gunst der beiden kleinen Wesen.

Mary und Hackew leben so glücklich, wie ich und Alice. Ihr Haus steht neben dem unsrigen, und oft arbeiten wir zusammen. Mary hat ihrem Gatten zwei allerliebste Töchter geboren und sie scherzen oft Beide darüber, daß Mary es wohl damals in jener Nacht in Theobalds nicht geahnt, daß der Wahnsinnige, vor dem sie eine so entsetzliche Furcht empfand, ihr Gatte werden würde. Noch heut verkürzen wir uns oft die Abende durch eine Erzählung unserer wechselseitigen Abenteuer. Wir finden stets noch unbekannte Dinge auf, und ich glaube allerdings, daß wenig Menschen ein so bewegtes Leben geführt haben, wie Hackew, Ringrose, Mary und ich.

Jetzt lebe ich freilich desto ruhiger. Ruhiger — ich muß lächeln, während ich dieses Wort schreibe. In England würde man mein jetziges Leben noch immer für mühsam, anstrengend und aufregend halten. Aber wenn man eine so wechselvolle und abenteuerliche Vergangenheit wie die meinige hinter sich hat, so findet man selbst in dem bewegtesten Ansiedlerleben Ruhe und Frieden.

Ja, ich habe immer noch viel zu thun. Es ist nicht leicht, eine entstehende Kolonie in Ordnung zu halten, und ich bin mit dieser Ordnung beauftragt. Da giebt es manche Streitigkeiten zu schlichten, Aecker zu vertheilen, schlechte Subjekte — an denen wir überreich sind — zu bessern und nützlich zu verwenden, Auskunftsmittel in schwierigen Lagen zu finden und überall bei der Hand zu sein, wo es stockt. Auch halte ich es für meine Pflicht, das Land so viel als möglich kennen zu lernen, und da giebt es denn manche Reisen zu machen, die gefährlicher sind, als ich es Alice gestehen will. Zum Glück sind die Indianer jetzt sehr friedlich gesinnt, und das Andenken Nimettanaus lebt bei ihnen nur noch als eine böse Erinnerung fort. Merkwürdiger Weise habe ich trotz aller Nachforschungen auf meinen Reisen nie erfahren können, was aus seinem Diener Diego geworden ist. Wahrscheinlich ist er zu einem fremden Indianerstamm geflohen.

Auch mit meinem Vaterlande habe ich zu kämpfen. Man möchte der aufblühenden Kolonie dort gern manche Hindernisse in den Weg legen, namentlich die Selbstständigkeit beschränken, die wir uns hier aus eigener Machtvollkommenheit angeeignet haben. Man versteht so wenig in England von unseren Bedürfnissen, und ich fürchte, es werden später ernstere Streitigkeiten entstehen, wenn man die amerikanischen Kolonieen stets wie ungezogene Kinder behandeln will. Wir stehen hier auf eigenen Füßen. Das möge England nie vergessen. Auch der beste Vater ist eine Fessel für den mündig gewordenen Sohn.

Bei diesen Kämpfen mit dem Vaterlande, die manchmal ernst und hitzig genug sind, stärkt mich nur eins: das unbedingte Vertrauen, das meine Mitbürger in mich setzen. Geachtet und geliebt zu werden von Tausenden — das ist ein Glück, das wohl eine lange Reihe von Leiden und Unglück aufwiegt, und ich habe die Vergangenheit längst vergessen. Alle Arbeit, alle

Mühe wird mir süß, da ich sehe, daß meine Mitbürger sie anerkennen. Sie nennen mich den Vater Virginiens. Ich weiß wohl, daß ich zu jung bin und zu wenig gethan habe, um einen solchen Titel verdienen zu können. Aber als Zeichen der Achtung und Freundschaft nehme ich ihn freudig an und will meinen Stolz darin setzen, ihn mit Ehren zu führen. Ich bin mir meines hohen Zweckes, meiner schweren Aufgabe vollkommen bewußt. Ich weiß, daß wir hier den Grund zu einem herrlichen Gebäude, den Keim zu einem Reiche zu legen haben, das vielleicht alle Staaten der Welt einst überflügeln wird; denn nirgends waren so großartige Verhältnisse vorhanden, wie hier in Amerika. Dieses Bewußtsein giebt mir Kraft und Stolz. Soll der große Bau einst dauerhaft sein, so muß das Fundament gut gelegt werden, und ich bemühe mich, dazu beizutragen. Was kann der Mensch mehr wünschen, als eine treue, liebenswürdige Gattin, hoffnungsvolle Kinder, gute Freunde und Nachbaren und ein ernstes, thätiges, arbeitsvolles Leben, ein hohes und großes Ziel, nach dem er strebt? Ich habe das Alles, und ich bin glücklich und zufrieden in meinem neuen Vaterlande.

Cilli, die Tyrolerin.

Historischer Roman

von

Dr. Groß-Hoffinger.

Einer der drolligsten, dabei aber tiefernsten Charaktere des Tyroler-Landes ist der Doktor und Apotheker von Fuschberg in Tyrol. Man suche den Namen nicht auf der Karte; genug zu wissen, daß Fuschberg eine kleine, gewerbfleißige Bergstadt ist, welche den Absatz ihres Schnitzwerks, das durch zwei bis drei tüchtige Hausirer in alle Welttheile verbreitet wird, größtentheils ihrem Apotheker, dem Doktor Krarelhuber, zu danken hat. Denn dieser weise Mann war es, der den Fuschbergern sagte und vorstellte: „Alles, was Ihr da macht, braucht kein Mensch in der Welt; der Absatz Eurer Waaren beruht auf Laune und Zufall, und es giebt keinen noch so ungeschickten Drechsler, der nicht Alles das besser machen könnte. Daher müßt Ihr für Eure Produkte alle fünf Welttheile in Anspruch nehmen, und je weiter Ihr sie sendet, desto besser ist es, denn diese Mißgeburten Eurer Kunst kauft man nur der Seltsamkeit wegen." Die Fuschberger waren gescheidt genug, diesen Rath zu befolgen, und es bekam ihnen wohl. Der Doktor Krarelhuber steht aber seither in großem Ansehen bei seinen Landsleuten und verdient es auch. Doktor Krarelhuber ist ein Sonderling im höchsten Grade und die lebendige Chronik von Tyrol. Das Jahr 1809 ist sein Steckenpferd in historischer Beziehung. Er ist ein Mann von nahe an achtzig Jahren, der noch den Kopf voll schwarzer Haare und den Mund voller Zähne hat. Seine Personsbeschreibung können wir ersparen, da sie für unsere Leserinnen kein Interesse hat. „Schönheit war nie die Falle meiner Tugend," pflegte der Doktor zu sagen. Aber sein Herz war immer so gut, und was die Hauptsache ist: seinem Vaterlande ergeben. Zu den Eigenthümlichkeiten des Apothekers gehörte, daß er nie verheirathet war, den Wein und den Gesang liebte, gern schimpfte, aber Niemand etwas zu Leide that, daß er die Blonden nicht leiden konnte und die Franzosen haßte, obwohl er immer von ihrem Lobe voll war.

Auf einem Ausfluge in die Fuschberge war es, wo ich die genauere Bekanntschaft dieses alten, rüstigen Bergsteigers machte. Da ich bald sah, welcher reiche Schatz von Wissen und welche Eigenthümlichkeit der Auffassung aller menschlichen Dinge in diesem Manne zu finden waren, so bewog ich ihn, mir aus dem Schatzkästlein seiner Tagebücher und Erinnerungen Einiges mitzutheilen, und so sind denn die nachfolgenden Bilder aus der Tyroler Bergwelt und dem Jahre 1809 entstanden.

Ein Abend beim Sandwirth.

Das Glück und die Zufriedenheit der Bewohner des Berglandes Tyrol lag größtentheils

in der Einfachheit ihrer Sitten und ihres Lebens. Was dazu gehörte, wußte jeder ächte Ur-Tyroler, und im Allgemeinen bestand das örtliche Glück derselben darin, die Tyroler Berge für die Welt anzusehen, keinen Fuß über die Grenze zu setzen, Treu und Glauben zu halten und Gott und den Fürsten treu und gehorsam zu sein. Unsere Geistlichen lehrten uns eine sehr einfache Religion. Sie ließen uns unseren Aberglauben, unsere Sitten, sie hielten an die zehn Gebote und liebten gleich uns Uebrigen den Wein und den Gesang und — das Uebrige — so gut, wie der Martin Luther.

Was nun aber für uns die Gesammtsumme des Glücks ausmachte, das war ungefähr Folgendes:

Des Morgens, wenn auch nur Sonntags, hörten wir die Messe, den Tag über jagten wir Gemsen oder melkten unsere Kühe, suchten Kräuter und arbeiteten für Haus und Hof; des Mittags aßen wir wie Wölfe, Alles reichlich und gut, des Abends kegelten oder tarokirten wir bis tief in die Nacht, wo dann die Buben die „Fensterln," die Ehemänner ihre Weiber aufsuchten. Das Volk in Masse war glücklich, weil sich Niemand um dasselbe bekümmerte, und sein ganzes Glück bestand darin, sich um nichts zu bekümmern. Das örtliche Glück Tyrols war also weder nach dem Zuschnitt der Gelehrten, noch nach jenem derjenigen, die über den Bergen wohnen, welche sich nichts davon träumen ließen, was wir heimlich fetzerten und sündigten. Aber Ordre pariren mußten wir Alle, Gebildete und Ungebildete, und ich hätte es Niemand rathen mögen, dem Herrn Pfarrer ungebührlich zu begegnen, oder das Weib eines Anderen für die seinige anzusehen. Aber dieser Zustand langweilte Viele und wir wollen sehen, aus welchen Ursachen. Sie lagen hauptsächlich in der Racentheilung.

Es giebt nun aber in Tyrol eine blond- und eine schwarzhaarige Race. Die Blonden sind, wie überall, heiter, muthwillig und händelsüchtig, die Schwarzen scherzwillig, aber fromm und oft melancholisch.

Aus dieser Verschiedenheit der Charaktere erklärt sich die Geschichte des Jahres 1809, und wie es um diese Zeit herging, soll folgender Vorfall, der in Hofers Schenke spielte, zeigen.

Arthur und Emil, zwei meiner Jugendfreunde, waren Beide ehrliche Tyroler, doch fanden sie ihr Glück in verschiedenen Dingen und hatten sehr verschiedene Ansichten. Arthur gehörte zur schwarzen, Emil zur blonden Race. Sie waren die besten Freunde, doch harmonirten sie unter sich nicht lange miteinander und durften sich nicht lange sehen. Beide gehörten sehr angesehenen Familien an, indem Arthur der Sohn des Stadt-Physikus, Emil der Sohn eines Amtmannes war. Beide hatten in Wien studirt und dienten in Fuschberg als Kreisbeamte. Sie waren Schützenoffiziere und im ganzen Lande bekannt, bei jedem Scheibenschießen. Arthur war ein vierschrötiger Tyroler vom stärksten Schlage, Emil ein rüstiger, aber feiner, gebildeter Blondin.

Eines Tages kam ich zum Sandwirth Hofer, um dort ein Schöppchen zu trinken; ich hatte eine gute Jagd gemacht und eine Gemse auf dem Rücken heimgebracht. Da ich kein Weib und keinen Heerd hatte, so bat ich den Sandwirth, die Gemse für den Abend zum Gesellschaftsessen zurecht zu machen, denn es waren viele angesehene junge Leute aus der Gegend angesagt und wir versprachen uns einen lustigen Abend und manche schöne Neuigkeit. Ich hoffte diesen Abend besonders mit Arthur und Emil zusammenzutreffen und von dem Letzteren Zeitungen zu erhalten.

Ich fand den guten Anderl eben beschäftigt eine Sau zu schlachten, wobei er immer sehr unwirsch aussah; er war über und über mit Blut besudelt und so übler Laune, wie ich ihn nie gesehen hatte.

— So wollt i doch, sagte er, als er mich ansichtig wurde, daß die Franzosen so unter meinen Händen wären!

— Und was ist Dir denn übers Leberl geloffen, Anderl? Was gehn uns denn die Franzosen an?

— Was se uns angengen — das fragst

noch, Dokterl — was se uns angengen — siegst denn nit, daß se unser Landel a ganz verruckt gemacht hab'n; seitdem die Franzosen so in der Welt herumwirthschaften, giebt's bei mir fast alle Tag Rauferei, i hab' net genug Hände, um die Unruhstifter hinaus zu werfen. Wann wir Wirthsleut' net noch a Bisl Ordnung halten möchten, so wär's gar aus, aber wie lang wird's dauern und man wird uns noch das letzte Mittel nehmen, die Zucht zu halt'n!

— Wie so? fragte ich.

— Na laß der a Mal verzähl'n, Dokterl, i waß, Du bist kein Landesverräther, mit Dir kann i offenherzig sein, also höre: Kommt Dir da vorige Wochen so a Grastenfel aus'n Schwabenland zu mir in's Wirthshaus und fanget da an, den Nabolion herauszustreichen und die Franzosen zu loben, daß es a wahre Schand war. I war net grad bei guter Laune und so hab' i das Ding lang geduldig angehört. Du weißt, Dokterl, man braucht seine Kräften, und i hab' glaubt, bei d'm Windbeutel wird's auslang'n, wann i ihm kan Wein mehr einschenk'. Aber der Schandgoschen geht net und fanget auf a Mal zu räsonniren an. Was glaubt denn der Herr, schreit er mi an, is mein Geld net so gut wie Bankozetteln und Zwanziger! Jetzt wa's mi zu bunt, i pack' den Krippenreiter beim Kragen und mit an Ruck schmeiß' i ihn hinaus. Denk' Dir, die Keckheit, was thut der, er lauft zum Landrichter, zeigt ihm an Wisch Papier, daß er, i weiß net, was für a großes Viech aus'n Schwabenland is, i glaub' a Graf oder a Baron — no, das is egal, dem Buabn wär das zu verzeihen, was hat der verstanden von unsere alten Rechte und Bräuche in Tyrol. Hatte er an Verstand g'habt, so hätt' er net in an fremden Land so dumm daher g'redt, aber der Landrichter, der Landrichter, Dokterl, denk' Dir, der Landrichter, der's doch besser versteht, a Tyroler und Schützenhauptmann dazu, der laßt mich holen und verhört mich, wie einen Dieb, und schimpft mich aus, wie ein Gassenbuben, und befiehlt mir, um Verzeihung zu bitten, widrigenfalls er mich brummen lassen wollt, bis mer die Rippen krachen. Nu sag' a Mal, ist das erhört im Land Tyrol? Ist das an Ordnung? Wer soll denn Ordnung halten im Land, wenn nicht wir Wirthe? Ist das eine Manier, einem ehrenhaften Mann zu begegnen? Kennt man den Hofer net? Wen ich zur Thür hinauswerf', der hat's verdient. Darum giebt man ja in Tyrol die Gerechtigkeit nur handfesten und ehrlichen Leuten, daß sie Zucht und Ordnung halten.

So polterte Andreas Hofer noch lange, während ich in großer Verlegenheit starke Rauchwolken aus meiner Pfeife blies, da ich nicht wußte, was ich ihm antworten sollte.

Der brave, ehrliche Hofer hatte da wieder ein Mal des Guten zu viel gethan, und das war seine böse Gewohnheit, die ihm viele Feinde machte; er glaubte steif und fest daran, daß es zu den Landesfreiheiten von Tyrol gehöre, daß die Gastwirthe ihre Gäste beliebig zur Thür hinauswerfen können. Freilich wohl war es ein alter, guter Brauch in Tyrol, daß man nicht über jede kleine Zänkerei gleich zum Richter lief, sondern sein Hausrecht brauchte gegen tobende Säufer und Zänker. Aber der Hofer dehnte dieses Faustrecht zu weit aus: wer ihm nicht zu Gesicht stand und wen er nicht für einen rechtschaffenen Mann erkannte, der mochte sein, wer er wollte, Anderl machte keine Umstände mit ihm.

Mein Stillschweigen verdroß ihn offenbar, denn je länger ich schwieg, je heftiger fing er an zu poltern.

Zum Glücke versammelten sich bald lustige Gäste, zu deren Bedienung Hofer abberufen wurde und welche mich aus meiner Verlegenheit befreiten. Aber mir ahnte für den heutigen Abend von Hofers böser Laune nichts Gutes und ich hätte gern meine Gemse aufgepackt und nach Hause getragen, wäre sie nicht schon von Hofers Frau abgezogen und ausgeweidet gewesen.

Es kamen viele Herren aus der Umgegend, meine Freunde ließen auch nicht lange auf sich warten und so war denn in weniger als zwei Stunden die Gesellschaft vollzählig. Es ging nun wacker ans Essen, dann ans Zechen und ich

um so banger sah einen Sturm kommen, da sich unter den Gästen einige geistliche Herren befanden, die dem Hofer sehr zugethan waren und ihm nach dem Sprichwort etwas zu stark die Stange hielten. Diese Herren hatten dem rothen Forlaner Wein um so mehr zugesprochen, als sie an dem vorher stattgehabten Kegelspiele nicht Antheil genommen, und es war einem Mediziner nicht schwer, aus solchen Umständen den Ausbruch eines kleinen Weltereignisses zu prophezeien.

Die allgemeine Stimmung wurde übrigens noch durch einen höchst traurigen Umstand aufs Höchste gereizt.

Der lang ersehnte und mit Spartanergeduld erwartete Gemsenbraten war durch Uebereilung verbrannt und fast ungenießbar geworden, man mußte die gewöhnliche Küche Andreas Hofers zu Hülfe nehmen und diese war — Ehre und Ruhm in allen übrigen Dingen seinem Andenken — selbst nach unseren bescheidenen Begriffen nicht die beste; geräuchertes Rindfleisch und dürrer Schinken, schlechter Käse und schwarzes Brod konnten die Gemüther nicht sanfter stimmen — eine Kleinigkeit, ein verschüttetes „Glas Wasser" konnte den Landfrieden brechen und diese Kleinigkeit ließ auch nicht gar zu lange auf sich warten.

Emil hatte nämlich Zeitungen mitgebracht, unter denen sich eine verbotene aus Bayern befand, die einen heftigen Ausfall gegen Oesterreich enthielt und den nahen Ausbruch des Krieges prophezeite. Es war darin des Landes Tyrol in einer Art gedacht, daß man die Hoffnung aussprach, das Tyroler Volk werde die Feinde als Befreier aufnehmen.

— Mord und Brand! schrie Hofer, hätt' ich den, der das geschrieben hat, unter meinen Händen, ich wollt ihn ausweiden bis auf die Leber und Nieren!

— Oho! unterbrach Emil, der etwas angetrunken und aufgelegt zum Streiten war, es ist ja nicht so schlimm gemeint, es sind halt Ansichten und der Verfasser kann wohl keine anderen haben. Es ist übrigens viel Wahres in dem Aufsatz, besonders gefällt mir das, was er über die ewige Hetze gegen Frankreich sagt, man kann ein guter Patriot sein und eben deshalb wünschen, daß nicht immer der Krieg vom Zaun gebrochen wird. Wir haben gelitten genug seit 1792, lassen wir die Franzosen ihren Weg gehen, gehen wir den unsrigen.

Die Schwarzen gaben bei dieser Rede sofort deutliche Zeichen ihres Unwillens von sich, während die Blonden Emil entweder verstohlen zulächelten oder offen ihre Beistimmung zu erkennen gaben. Der Anderl aber sagte hitzig:

— Und was sagen die Herren dazu?

Es erfolgte ein bedenkliches Achselzucken, aber Niemand wollte mit der Sprache heraus.

— O ja, sagte endlich der biedere Arthur, solche Ansichten hört man jetzt selbst in Wien, so groß ist die Schmach, die wir ertragen haben, daß man sich selbst in den höchsten Kreisen nicht mehr schämt, in dem Sinne zu sprechen; man sagt sogar, unser braver, gesinnungsfester Kaiser soll in seiner Haltung schwanken und die feigen Redensarten sollen in Wien überhand nehmen, wie der Schnupfen, wenn die Schneegänse ziehen.

— Tapfer gesprochen! fiel Hofer hier ein, aber die Sach' steht net so schlimm — haben wir nicht wackere Prinzen, wie den tüchtigen Erzherzog, unsern Hansel, der die Büchse selbst in die Hand nimmt und darauf brennt, sich mit den Franzosen zu messen — anderer Leut' net zu gedenken, die im Krieg aufgewachsen sind. Hany, glaubt es wohl, daß in Tyrol die feigen Redensarten z'Haus sind. Ich hätte gute Lust, zu zweifeln, daß der Herr Emil a Tyroler ist.

— Pfui der Schand'! fuhr Arthur fort, wann ein Tyroler je vergessen könnt', was die Franzosen der Prinzessin Antoinette angethan — ich bin kein Fuchsschwänzer, aber sie ist unsere Landsmännin, und das Volk muß fühlen, was man ihm angethan.

— Recht hast, Kamerad! sagte Hofer, mer sieht doch, wer an echtes Tyroler Kind ist, Dein Vater war der bravste Schütz im Land' und Du hast ins Ziel getroffen. Pfui der Teufel über diese schöni Modi aus Paris. Gengen

die Weibsbilder net mit der offenen Brust daher, als ob sie sich selbst auf den Markt trageten. Ist das die Bildung und Aufklärung der Franzosen? Schämt's Enk, Herr Emil — a solch's G'sindel Eure Freunde zu nennen.

Jetzt erst wurde der gute Hofer gewahr, daß die beiden jungen Frauen, die in der Gesellschaft anwesend, ziemlich französisch gekleidet waren. Diese beiden Frauen waren die Gemahlinnen meiner Freunde, die während des Gesprächs angekommen waren und sich still bei Seite gesetzt hatten, bis die Hitze des Gesprächs nachgelassen haben würde. Sie waren eben aus der Stadt gekommen und hatten sich Muster und Modenbilder mitgebracht, um danach mit Schneidern und Putzmacherinnen gegen die Tyroler Kostüme Intriguen zu machen, von welchen Hofer schon wiederholt Kunde erhalten hatte.

Obwohl nun die Höflichkeit nicht zu den Tugenden des wackern Mannes gehörte, so hatte er doch jenes natürliche Zartgefühl im hohen Grade, das ihm in diesem Augenblick sagen mußte, welche große Ungeschicklichkeit er begangen hatte. Er suchte daher gleich einzulenken und machte dadurch die Sache noch ärger.

— Ah Safferment! rief er aus, indem er mit den Fingern schnalzte, da hätt' ich mich bald verbrennt — ich meine nur die ganz schlechti Modi — bei Euch, da geht's noch an — mer sicht doch nur die halbe Brust, aber in Wien, da is grauslich!

Jetzt platzte die ganze Gesellschaft in ein unauslöschliches Gelächter aus. Aber die Sache war ernsthaft genug! Hofers unbesonnene, treuherzige Bemerkung war die offene Kriegserklärung zwischen den Schwarzen und Blonden. Nie habe ich eine merkwürdigere naturhistorische Beobachtung gemacht. Obwohl selbst der tiefe Ernst der Schwarzen dem Eindruck des komischen Moments nicht hatte widerstehen können, so gewann bald die ernste Auffassung der streitigen Sache die Oberhand bei ihnen.

Dazu kam noch, daß die schwarze Dame des schwarzen Arthur in Thränen der Scham und Verwirrung ausgebrochen war. Je mehr sie aber „der Bock stieß", — wie man in Tyrol das Schluchzen nennt — je ausgelassener lachte ihre Freundin, lachten alle Blonden, je mehr schwoll die Zollader der Schwarzen. Es war eine Scene für Homer! Dieser Kontrast eines tief ernsten, patriotischen Feuereifers, eines heiligen Zorns für eine „gute Sache" und des zügellosen Muthwillens von Menschen, welche die Welt im heitersten Lichte des Leichtsinns sahen, war würdig der Schilderung eines Homer, des Pinsels eines Hogarth. Es war das Vorspiel des Tyroler Krieges 1809. Fanatismus und Muthwillen, Tugend und Leichtsinn, Schwermuth und Phlegma standen schlagfertig sich gegenüber. Die Parteien stellten sich unwillkürlich in Schlachtordnung. Die schwarze Reuige floh die blonde Freundin und flüchtete sich an die Brust ihres Gatten, der doch nichts als Vorwürfe für sie hatte. Die Blonden alle traten zusammen und lachten aus vollem Halse. Die Schwarzen ärgerten sich bald in dem Grade, daß ich alle Mühe hatte, sie zu besänftigen.

Da die Blonden vor Lachen, die Schwarzen vor Aerger die Sprache verloren hatten, so ergriff ich die Rolle des Mittlers und sagte zu der Gesellschaft:

— Meine Herren und Damen! Wir wollen uns in Güte vertragen. Machen wir es wie die Horiatier und Curiatier. Lassen wir Zwei für uns Alle sprechen — Emil und Arthur sollen den Streit in Güte fortsetzen und friedlich zu Ende bringen.

Der Vorschlag fand aus zwei wichtigen Ursachen allgemeinen Beifall. Die Schwarzen waren nämlich bereits dergestalt benebelt, daß ihre Zungen schwer geworden waren, die Blonden dagegen hatten nichts zu sagen.

Arthur und Emil allein fingen an, lebhaft zu streiten.

— Es war ein wahres Wort am rechten Ort, sagte Arthur rücksichtslos. Es ist wahr, was der Hofer gesagt hat, und wenn es auch mein eigenes Weib trifft. Sie ist eine Närrin geworden, wie viele Andere. Es ist ihr ganz Recht geschehen.

— Ein schlechter Mann, der sein eigenes

Weib an den Pranger stellt! sagte jetzt Emil zornig.

Jetzt war der Landfriedensbruch geschehen. Arthur antwortete, indem er Emil ein Glas an den Kopf schleuderte. Gebildet und ungebildet, die Gesellschaft wurde handgemein. Trotz allem Schreien der Frauen griffen Blonde und Schwarze nach der Landessitte zu den Stuhlbeinen. Auch die geweihten Häupter betheiligten sich an dem Kampfe. Die Schwarzen waren im Vortheil gegen die Blonden, die sich jedoch tapfer vertheidigten. Da konnte sich der Anderl nicht mehr halten, er griff tapfer zu, packte einen nach dem anderen von den Blonden und warf sie sämmtlich zur Thüre hinaus.

Die Folge des Auftrittes beim Sandwirth war, daß sich die ganze benachbarte Bevölkerung in zwei Parteien spaltete. Emil und Arthur waren in Süd-Tyrol ihre Anführer. Ersterer trat jedoch bald als Offizier in die bayrische Armee. Ich sollte Beide auf eine schreckliche Weise wiedersehen. —

Diese beiden Parteien nun nannte ich immer die Schwarzen und die Blonden, es waren die Welfen und Ghibellinen Tyrols. Was der einen Partei an ruhigem Verstande mangelte, ersetzte die Gewalt ihrer Leidenschaften. Die Blonden waren unstreitig die gescheidtere Partei, während die Schwarzen an Treuherzigkeit und Edelmuth die Beispiele des Alterthums zu erneuern suchten. Durch sein rohes Betragen hatte Andreas Hofer eine Anzahl der vornehmsten Familien im Lande beleidigt, seine leidenschaftlichen Aeußerungen, seine überströmende Liebe für das Kaiserhaus, seine alten, ehrwürdigen Vorurtheile, sein entschiedener Muth hatten ihn so weit fortgerissen, daß er bald einsehen mußte, er müsse stehen und fallen mit dem Hause Oesterreich.

Hofer war das Aergerniß der ganzen Gegend geworden; die von ihm beleidigten Familien rotteten sich zusammen, die Behörden schwankten, man deutete dem Sandwirth an, daß man ihn nicht würde schützen können. Ueberall bildeten sich Montechi's und Kapuletti's, und an der Spitze derselben standen die Familien Emils und Arthurs; sie wiegelten alle ihre Bekannten und Freunde auf. Ich versäumte nicht, den Sandwirth vor der ihm allseits drohenden Gefahr zu warnen. Der letzte Auftritt in seinem Hause war beim Landrichter anhängig geworden, wo das Sündenregister über die von Hofer begangenen Gewaltthaten immer größer wurde. Kamen die Franzosen ins Land und siegten sie, so war Andreas Hofer das gewisse Opfer des Familienhasses und der persönlichen Kabalen. Seine Natur war stärker, als er; er konnte nicht anders, er bereute oft seine Hitze, aber er verfiel immer wieder in seinen alten Fehler. Dazu hielt er es für unmännlich, irgend etwas gut zu machen. Hofer war ein Temperamentmensch, ein Natursohn. Seine Gefühle allein bestimmten seine Handlungen und diese Gefühle waren alle edlen Ursprungs. Er hatte zwar große Untugenden, aber seine Tugenden wogen sie zehn Mal auf. Ich besuchte ihn einige Tage nach jenem gewaltsamen Auftritt. Da ich in dem Streite keine Partei genommen hatte, so wußte Hofer nicht, ob ich zu seinen Freunden oder Feinden gehörte. Ich mußte ihn darüber aufklären und that es mit Freuden, denn gerade so, wie Hofer war, mußte der Mann sein, den man brauchte. Ich traf ihn in Begriff, die Büchse auf dem Rücken, einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, wo sich lauter „Schwarze" zu versammeln pflegten. Er hielt nicht lange hinter dem Berge und empfing mich gleich mit den Worten:

— Hany, gilt's oder net! Bist Du ein echter Tyroler? Heut müssen wir mit einander z'sammraten! Es geht schon drunter und drüber, die Säu' grunzen überall, und überall muß i das verflirte ui, oui, hören. Also, Bruder Dokterl, mit wem halt'st Du, mit mir oder mit de Franzosen?

— Mit Dir alle Mal, ehrliche Haut! sagte ich, ihm die Hand schüttelnd.

Und ich habe den Händedruck nie vergessen, mit dem mir Hofer den Bund bestätigte, er drückte mir die Finger, daß sie knackten.

Er lud mich nun ein, ihn zum Scheibenschießen zu begleiten, und ich ließ mich nicht lange bitten, denn es war Zeit, sich zu bereden, wenn etwas geschehen sollte.

Auf dem Wege schüttete Hofer sein ganzes Herz aus und schilderte den Stand der Dinge und seine Anschauungsweise so aufrichtig und aus seiner Brust heraus, wie er es immerdar bisher gewohnt war. Erst später sah er sich durch vielfache Treulosigkeiten gezwungen, diese Eigenschaft etwas zu beschränken und einen affektirten staatsmännischen Takt anzunehmen.

— Dokterl, sagte er, es geht net guat. Es muß etwas g'schehen. Es muß drein g'schlagen werden. Es giebt nix mehr gut zu machen. Entweder, oder! Entweder de Säu' fressen uns, oder wir fressen de Säu'. Das ganze Landl is infizirt von de Franzosen. I versteh' nix von de Politik, ich waß net, was rechts und links, was hi oder hot ist bei die Federfuxer. I waß nur Eins. Die franzö'sche Modi bringt uns um Treu und Glauben. De ganze Welt soll über den franzö'schen Kampel g'schoren werden. Es is nimmer zum Leben. Alle Tag' und alle Tag' hab' i mein' Gall; die naseweisen Reden der Freigeister bringen mich um. Ich sieh ein, daß, wann das so fort geht, schlag' i no all' tod in mein Haus. Man hört nix mehr, als franzö'sch parliren, und wann ich mich net irre, is auch der Teufel in unsere Pfaffen gefahren. Aber der Letzte hat noch net g'schoben. Warts nur a Bisl, ihr Neuerer und Weltverpfuscher, wir werden a Wortl mit reden. Du waßt, i mische mi net gern in die Politik. Gott und der Obrigkeit gehorchen, seine Schuldigkeit thun, das is mein Wahlspruch. Aber heut zu Tag' weiß man nimmer, was Recht und Unrecht ist, und wer Koch und wer Kellner ist. Die Obrigkeiten selber sind wackelich und wissen net, mit wem sie's halten sollen. Es is Zeit, daß die ehrlichen Leut' z'sammgehn und Zucht und Ordnung im Land erhalten. Es gilt kan Ansehn mehr im Land. Ob's Recht oder Unrecht ist, die Beamten nehmen nur immer das Büchel in die Hand und lesen Einem die Paragraphen vor. 'S G'setz soll regieren! Ein ehrlicher Mann gilt nix mehr. Das is lauter franzö'sche Modi. Vor den Wirthsleuten hat kan Mensch mehr an Respekt! Siehst, Dokterl, deswegen haß' ich de Franzosen, weil sie die neuen Moden auf'bracht haben, wo Alle gleich sein soll'n, Herr und Knecht, Mann und Weib, vor dem G'setz, und — da soll der Teufel drein schlagen, eh wann das g'schieht in Tyrol.

Ueber diese Ansichten war nun einmal mit Hofer nicht gut zu streiten, er warf Alles untereinander, er verschüttete das Kind mit dem Bade, im Ganzen aber hatte er Recht. Diejenigen, welche die politischen Fragen besser auffaßten, stimmten doch in so fern mit ihm überein, daß die Fremdherrschaft abgewehrt werden müsse.

Ich stimmte ihm daher bei und suchte ihm nur seine Vorurtheile auszureden und seine Rohheit zu mildern. Besonders erlaubte ich mir über das „göttliche Recht" der Tyroler Wirthe, ihre Gäste zur Thür hinauszuwerfen, einige bescheidene Zweifel zu äußern. Aber da kam ich schön an!

— Und was ist denn der Kaiser? sagte er, als ein großer Wirth! Mein Vaterl war Wirth, mein Großvaterl war Wirth — so is im ganzen Land. Und der Vaterl sagt zum Sohn, sei rechtschaffen und halt' auf Zucht und Ehre im Hause. Thue Recht und scheue Niemand. Das erbt sich fort von Kind auf Kind. Und das is so ein heil'ges Herkommen, wie das der Könige und Kaiser. Und ich sag' Dir, wann die Tyroler Wirth' ein Mal ihr Anseh'n im Land' verlier'n, so wird der Kaiser auch net mer lang' regier'n. Kann der Kaiser überall sein? Sieht er Alles? Hat er Zeit, Alles anzuhören, was im Land' vorgeht. Er ist der Stellvertreter Gottes auf Erden. Die Wirth' in Tyrol aber sind die Stellvertreter des Kaisers!

Davon ließ er sich nicht abbringen.

Auf diese Art habe ich mich überzeugt, daß vornehmlich zwei Hauptursachen den großen Kampf im Tyrolerland hervorgebracht haben: Erstens, daß zwei Racen im Lande waren, zwei Stämme, zwei Grundfarben der Gemüths- und

Sinnesart, die sich nicht mit einander vertragen wollten. Zweitens, daß die Tyroler Gastwirthe, Hofer an der Spitze, sich in ihrem Ansehen gefährdet sahen.

Die folgenden Geschichten werden alle beweisen, daß der Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen im Leben immer ein viel natürlicherer ist, als es sich in der Regel die Philosophen vorstellen wollen.

Die blutige Hochzeit in Fuschberg.

Es kann nicht behauptet werden, daß der Tyroler Aufstand aus solch' einem richtigen Verständniß der Zeitverhältnisse hervorgegangen sei, wie es die Geschichtsschreiber gewöhnlich zur Grundlage ihrer Darstellungen machen. Das Tyroler Volk hatte keinen Begriff von der großen Weltlage, seine Art zu denken und zu fühlen war einfach wie seine Sitten. Ein natürlicher Instinkt trennte die Parteien, er war nicht verständiger, als die natürliche Aversion, welche viele Leute vor den rothen Haaren haben. Alles was aus der Natur der Dinge hervorging, war eine gegenseitige Abneigung zwischen den Altgesinnten und Neugesinnten. Der größere Theil des Volkes hing am Alten und Gewohnten, an der Religion, an den Priestern, am Aberglauben, wenn man will, an der Sitteneinfalt und den alten heiligen Volksgebräuchen. Aber die Bewegung der Zeit hatte auch in den Alpen eine starke Partei hervorgebracht, die man einfach Neuerer, Freigeister nannte und die man für Franzosen- und Bayernfreunde hielt, obwohl sie es nicht immer waren. Das Jahr 1809 brachte nur die Feindseligkeit zwischen diesen beiden natürlichen Parteien zum Ausbruch. Als dieser Ausbruch geschehen war, mußte man sich zu der einen oder anderen Partei schlagen, gleich viel, ob mit Ueberzeugung oder nicht. Die Flammen loderten hell auf, als Napoleon abermals mit seinen siegreichen Schaaren gegen das Heer Oesterreichs vorrückte. Die Aufrufe zu den Waffen gingen durchs ganze Land, der Landsturm war organisirt, Hofer stand an der Spitze der gewaltigen Partei, welche Tyrol frei vom Joche der Fremden wissen wollte. Auf zahllosen Waffenplätzen sammelte sich das waffenkundige Volk, und Jung und Alt brannte vor Begierde, das Vaterland zu vertheidigen. In dieser stürmischen Zeit hatten sich zwei junge Herzen zu einander gefunden, Cilli, die Tochter eines Protestanten, der mit Getreide aus Bayern handelte und Martin Luther hieß — ein Name, der ihn schon allein zum Feind des Vaterlandes in den Augen der Tyroler stempelte, und Jakob Stürmer, der Sohn eines Tyroler Amtmanns von altem Schrot und Korn, der soeben als Hauptmann in den Landsturm eingerückt war. Das Verhältniß war von vornherein ein beklagenswerthes. Die sechszehnjährige Cilli, ein reizendes Kind von blendender Schönheit, war im Sturm von dem ungestümen, leidenschaftlichen, von allen Vorurtheilen seines Landes befangenen Jakob Stürmer erobert worden; sie hatten sich bei einer ländlichen Belustigung kennen gelernt, dem Tanze folgte eine heftige Liebeserklärung, der Liebeserklärung folgten die leidenschaftlichsten Angriffe auf die Unschuld und Keuschheit des jungen Mädchens. Die Folge war ein Ereigniß, welches sich nicht verbergen ließ und das die Veranlassung zu einem durch die fürchterlichsten Schwurbetheuerungen bekräftigten Eheversprechen wurde.

Das Aufgebot ging, wie gesagt, bereits durchs ganze Land. Gedrängt von den Verhältnissen hatten sich die beiden Liebenden ein Rendezvous an einem Busch bei Fuschberg gegeben. Jakob sollte sich dem Landsturm anschließen. Martin Luther war entschlossen, mit Hab und Gut aus dem Lande zu ziehen, wo er bei seinem Bleiben nur in allzu drohender Gefahr stand. Da war denn für die beiden Liebenden guter Rath theuer. Liebe und Gewissen drängten Jakobs gutes Herz zur Erfüllung seines Versprechens. Martin Luther drängte auf die Wiederherstellung der Ehre seines Kindes. Mit Mühe ließ er sich davon abhalten, von Stürmers Vater Genugthuung zu fordern. Die Landesgesetze erschwerten unter solchen Umständen eine schleunige Ehe und das Vaterland forderte von Jakob seine

Dienste. Der Zustand Cilli's war bereits unter den grausamsten Verlegenheiten so weit gediehen, daß man annehmen mußte, die Frucht der geheimen Liebe werde bald vom Stamme fallen. Es war der letzte Tag vor dem Abzuge des Landsturms aus der Gegend. Die Theurung an Lebensmitteln war außerordentlich und das Volk deutete mit gewohnter Stupidität und Leidenschaftlichkeit auf den ausländischen Kornwucherer. Martin Luther hatte keine Zeit, zuzusehen; er mußte daran denken, sein Heil in der Flucht zu suchen. Hierzu kam noch, daß er in der That die Tyroler aus ganzem Grunde seines Herzens haßte. Er verachtete ihre Frömmigkeit, ihren Aberglauben, er haßte ihre rohen Sitten und hatte bei verschiedenen Anläßen so wenig ein Hehl daraus gemacht, daß für ihn das Schlimmste zu besorgen war. Es war bereits zwischen ihm und den Bewohnern von Fuschberg zu heftigen Auftritten gekommen. Man wollte eine große Getreidelieferung von ihm erpressen, die er um so weniger zu übernehmen Lust hatte, da ihm die Bezahlung nicht sicher genug war und er auf die Sache Oesterreichs kein Vertrauen hatte. Unter allen diesen Bedrängnissen war jedoch das größte jenes, welches von den Gefühlen der Liebenden herrührte. Die arme Cilli befand sich in einem Seelenzustande der unerträglichsten Art, Sehnsucht und Angst, Besorgniß für das Leben des Geliebten, hatten sie fast aufgerieben. In Jakobs Herzen aber kämpfte die Liebe mit seinem fanatischen Patriotismus, mit einem heftigen Ehrgeiz, einer mit furchtbarer Gewalt auftretenden Thatenbegierde. So standen die Sachen, als Cilli bleich, verweint, mit pochendem Herzen, die Augen voll Thränen, auf einer Bank von Birkenästen ihren Geliebten erwartete. Ein warmer Sirocco hatte den Schnee im Thale hinweggeräumt, die Bäume grünten und auf dem üppigen Rasen erschienen die ersten Blumenknospen des Frühlings. Im Busche sangen die Vögel und die Glocken der heimkehrenden Heerde machten die Scene lebendig und frisch. Alles athmete Heiterkeit, lustige Lieder begleiteten den Zug der Heerde, fröhlich sprangen die derselben nachziehenden Böcklein, das lustige Tyroler Sommerleben begann mit seiner ganzen Lebendigkeit, aber Cilli's Herz war traurig, von Schmerz und bösen Ahnungen zerrissen.

Jakob erschien bald in höchster Aufregung, mit glühendem Gesichte und zornfunkelnden Augen. Cilli warf sich in seine Arme und fragte ihn mit zitternder Hast, was er ausgerichtet. Er war nach M. hinübergefahren, um dort einen protestantischen Pastor zu bewegen, heimlich ihre Ehe einzusegnen.

— Der Pastor wird kommen. Er hat ein menschliches Herz. Als ich ihm unsere Lage schilderte, vergaß er alle Bedenklichkeiten. Aber was mich wild macht, das sind meine Freunde. Gott verhüte, daß heute kein Unglück geschieht. Der Landsturm ist schon in vollem Laufen. Das ganze Land ist aufgestanden und der Landsturm hat bereits Unglück gehabt. Es sind viele Leute umgekommen. Das macht die Fuschberger toll und sie schreien über Verrath. Weil einige Offiziere vom Landsturm so dumm gewesen sind und sich zu weit ins offene Gefecht eingelassen, will man alle Ausländer büßen lassen. Ich habe einen harten Strauß bestanden mit meinen Kameraden. Sie hegen Verdacht gegen mich, weil ich Dich liebe. Man hat mir gedroht, daß man Deinem Vater das Haus anzünden und ihm eine Kugel durch den Kopf jagen will. Und sie sind die Leute danach, Wort zu halten. Sie wollen Blut sehen und wenn sie keinen Feind finden, werden sie ihren Freund erschlagen. Das ist Alles. Komm, wir wollen zu Deinem Vater. In einer Stunde kommt der Pastor — heute noch wirst Du mein Weib, so wahr mir Gott helfe und die heilige Jungfrau. Amen!

Ueber diese Rede war Cilli nicht wenig in Angst und Noth. Sie vergaß Hochzeit und Liebe über die Sorge um den Vater.

— Mein Gott, rief sie aus, die Unmenschen, was hat ihnen mein armer Vater gethan. Ach Jakob, wenn er in Gefahr dadurch kommen soll, so mag, so lieb ich Dich habe, die Hochzeit unterbleiben. Wenn ich denn auch beschimpft bin mein Lebelang, so habe ich doch nicht auch noch

das Unglück meines Vaters auf dem Gewissen. Mag der Pastor zu früh oder zu spät kommen, ich warte nicht auf ihn, fort, eilen wir, meinen Vater zu warnen.

Aber Jakob seinerseits war mehr an der Hochzeit gelegen, als an dem Leben des Schwiegervaters. Er hatte sich athemlos gehetzt, um einen Pastor zu finden, der ihm gegen alles Gesetz zur Hülfe wäre. Seine Kameraden hatten über seine lange Zögerung, dem Landsturm zu folgen, ihm den Vorwurf der Feigheit gemacht. Er wollte ihnen zeigen, daß er brav und tapfer war. Er trachtete daher nach der Hochzeit, um die Sache aus dem Kopfe zu haben. Daher war ihm die Bemerkung seiner Braut sehr unlieb und er konnte seinen Groll nicht darüber verbergen.

— 'S ist vielleicht Sünde, es zu sagen, meinte er hitzig, aber ich meinte, bei Euch Protestanten stände die Bibel in hohem Ansehn. In der Bibel aber steht, das Weib wird Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen. Du liebst mich nicht, so wie ich Dich, denn sieh, ich habe mich Deinetwegen mit meinem Vater veruneinigt, auch sein Leben steht in Gefahr vor dem Feind und ich bin nicht bei ihm, ihn zu schützen.

— Ach Jakob, erwiederte Cilli, lassen wir darüber allen Streit fahren. Ist es doch heute für lange Zeit das letzte Mal, daß wir uns sehen; und wer weiß, ob je wieder. Du sprachst von der Bibel! Darin steht aber auch: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest und es Dir wohl ergehe auf Erden. Ach Jakob, fürchten wir uns, daß Gott sich zwischen uns stellt! Es wäre nicht gut! Komm zum Vater, eile, ehe es zu spät wird.

— Und ich sage Dir, schrie jetzt Jakob wild, wenn wir nicht heute ein Paar werden und ich nicht meine Hochzeitsnacht mit Dir heute halte, bevor ich in den Krieg ziehe, um Dich vielleicht nie wieder zu sehen, so thue ich mir ein Leid an. Denn was hätt' ich auf der Welt zu thun, wenn Du mich nicht liebtest, da ich Dich doch so liebe, um Vater und Mutter über Dich zu vergessen und selbst mein Vaterland in Stich zu lassen. Cilli, wenn Du mich liebst, so reize mich heute nicht noch mehr.

— So sei's drum, und Gott mög' uns schützen! sagte Cilli weinend; den Vorwurf, daß ich Dich nicht liebe, den hätte ich wohl um Dich nicht verdient, nach dem, was ich von Dir unterm Herzen trage. Komm, thue was Du willst, ich werde Dir folgen, aber, bei Deiner Seligkeit, behüte das Haupt meines Vaters, wie Dein eigenes, denn das Gewissen würde mich tödten, wenn er umkäme, weil ich ihn aufgehalten.

Unter solchen leidenschaftlichen Reden erreichten die Liebenden das Haus des alten Martin Luther; der aber saß wohlgemuth in seiner Stube und las in der Bibel. Er war ein Mann in den Vierzigern und das Grämen und Lamentiren war nicht seine Sache. Sein gedrungener Körper, der Ausdruck seines Gesichtes, welches noch schön zu nennen war, verrieth den ruhigen, besonnenen Geschäftsmann. Er trug das Unvermeidliche mit Würde und Ruhe und suchte thatkräftig dem Vermeidlichen vorzubeugen. Aber er liebte sein Kind mehr, als vielleicht billig war. Sie war sein einziges und seine Geburt hatte seinem Weibe das Leben gekostet. Darum hatte er seiner Cilli mehr Freiheit gelassen, als vernünftig war. Es war zu spät zur Reue, er mußte nun den Kelch austrinken, den ihm der Leichtsinn seiner Tochter eingeschenkt hatte. Er sah ruhig, wie sich die Gefahren um ihn herum aufthürmten, denn es war nicht zu ändern. Der Plan, durch einen protestantischen Pfarrer die Liebenden vereinigen zu lassen, war ganz nach seinem Sinne und er hatte Jakob ermächtigt, tausend Gulden daran zu wenden, um das Gewissen des Geistlichen zu beruhigen. Lief er doch keine Gefahr dabei, da Jakob Stürmer ja die Sache geheim halten und seiner Zeit seinem Weibe nach Amsterdam folgen sollte, wohin Martin Luther bis zur Beendigung des Krieges zu fliehen gedachte und wo es dann leicht war, die ganze Sache in eine regelrechte, gesetzliche Ordnung zu bringen, ohne den Pastor zu kompromittiren. Es handelte sich nur um die Ehre des Hauses und darum, wie

Martin Luther meinte, seiner Tochter ihren Gatten zu sichern, denn er wußte, um eines Kindes willen halten diese Naturmenschen selten ein Eheversprechen. Er wußte, daß die Landessitten, so streng sie scheinen mochten, den liederlichen Verhältnissen weit günstiger waren, als in protestantischen Ländern, und daß die Absolution in der Beichte gewöhnlich für genügend betrachtet wurde, um einen Familienmakel der Art zu löschen.

So stand es mit den allseitigen Gesinnungen und Gedanken, als Jakob und die Tochter Martins in die Stube traten und ihm nach der hier heimischen Gewohnheit ehrerbietig zum Gruß die Hand küßten.

— Nun, da seid Ihr ja, sagte Vater Martin, seine Brille gelassen weglegend, wie ist's mit dem Pfarrer? Wird er kommen?

— In einer halben Stunde ist er zuverlässig hier. Er hat mir es heilig versprochen, auf Ehre und bei seiner ewigen Seligkeit — wie ich ihn darum gebeten habe.

— Nun danket Alle Gott! rief Martin in heller Freude auf, indem er aufstand, die Hand Jakobs ergriff und demselben freundlich, ja liebevoll in die schwarzen Augen sah; so seid Ihr gerechtfertigt wieder vor mir als ein Ehrenmann und mein armes Kind kommt wieder zu Ehren! So fahre denn hin heute alles Trübsal und laßt uns fröhlich den Tag begehen, wie sich's gehört, wenn auch im Stillen, ungerecht vor der Welt, aber gerecht vor Gott! Ihr sollt mitten in dieser trüben Zeit eine fröhliche Hochzeit haben und wenn es der erste und letzte Tag Eurer Ehe sein sollte, so sollt Ihr doch heute Eures Lebens froh werden. Ich habe für Alles gut gesorgt und ich freue mich, daß es nicht umsonst ist.

Jakob jedoch wandte sich ab, um eine Thräne zu verbergen und konnte eine Zeit lang nicht antworten. Cilli aber umarmte in lautes Weinen ausbrechend ihren Vater und sagte:

— Gott lohn' Dir, Vater, Deine unverdiente Liebe! Aber ich fürchte, Vater, unsere Hochzeit wird nicht lustig sein, denn die Fuschberger führen Böses gegen Dich im Schilde.

Nun erzählte Jakob, wie die Fuschberger sich über ihn ausgelassen und wie sie gedroht, ihm das Haus über dem Kopf anzubrennen. Martin Luther war aber nicht der Mann, der sich fürchtete. Er hörte aufmerksam Jakob zu, dann sagte er fast lustig, indem er seine Büchse suchte:

— Hei da! das wollen wir sehen, fast möcht' ich zum Abschied, daß sie's wagten, mich anzugreifen. Ich wollte ihnen zeigen, daß auch ich meine Kugel schieße. Verdammtes Pack, das, ich soll wohl Haus und Hof verkaufen, um ihnen das Getreide umsonst zu liefern. Ich wußte wohl, daß es so kommen würde. Laßt Euch das nicht anfechten, Kinder; das Haus zu vertheidigen, ist meine Sorge. Ich habe sechs geladene Büchsen im Hause und meine zwei Hunde nehmen es mit vier Mann auf. Sie sollen es wohl bleiben lassen, mein Haus in Brand zu stecken.

— So meinte ich auch! sagte Jakob jetzt, auf seine Büchse schlagend, und wenn Eure Hunde es mit Vieren und Ihr mit Sechsen aufnehmt, so werde ich wohl mit der Büchse da und meinem Hirschfänger, der mehr als ein Mal losgeht, auch mit einem halben Dutzend fertig werden. Wer nur einen Nagel Eures Hauses angreift, der hat es mit mir zu thun und ich werde ihm ein Andenken auf den Pelz brennen, daß er daran genug hat. Für heute Nacht stehe ich gut, aber morgen, Vater Martin, morgen müßt Ihr mit dem Früheften abreisen, sonst stehe ich für nichts. Die Leute haben den Verstand eingebüßt.

Und die beiden Männer schüttelten sich muthig und voll Selbstvertrauen die Hände und trösteten die zitternde Cilli, die sich denn auch so weit beruhigen ließ, daß sie versprach, sich festlich anzukleiden zu dem feierlichen Akte, der, wie Martin Luther sagte, vor der Welt zu Ehren bringen sollte, was vor Gott geheiligt und geschlossen war. Inzwischen setzten die beiden Männer mit Hülfe der Dienstleute das Haus in Vertheidigungsstand, prüften Schloß und Stein ihrer Büchsen, stellten sie in die Ecke und setzten sich dann hin, um noch alles Zukünftige zu bereden.

Bald erschien der ersehnte Priester. Cilli hatte sich bräutlich angethan und sank ihrem Bräutigam glühend an die Brust. Still und feierlich, bei verschlossenen Thüren und ohne Zeugen, fand die Einsegnung der Ehe statt. Der Geistliche stellte hierauf, gegen das Versprechen aller Betheiligten, von dem Instrument erst dann einen Gebrauch zu machen, wenn es ohne Gefahr für ihn geschehen könne, ein Zeugniß über die vollzogene Ehe aus. Hierauf setzte man sich an ein für die Umstände passend bereitetes Mahl und der Wein erfreute alle betrübten Herzen. Man vergaß Gefahr und Zeitumstände und war glücklich. Als es beendigt war und der Pfarrer sich verabschiedet hatte, trat Martin Luther vor das Ehepaar und sagte:

— Jetzt, Kinder, geht! Ich werde für Euch wachen! Ihr gehört einander an. Nur der Tod trenne das Band, das Euch bindet. Genießt noch die wenigen Augenblicke des Glücks, die Euch bleiben. Und möge die gütige Gottheit Euch bald zusammenführen, um Euch nie wieder zu trennen!

Und damit segnete er sie und schloß sie in seine Arme. Dann drängte er sie sanft in ihr Gemach und ging, sich im Hause umzusehen.

Während dies im Hause Vater Martins sich begab, saßen die Landstürmer zechend im goldenen Ochsen. Sie waren alle in voller Rüstung anwesend, ihre Büchsen lehnten in einem Winkel der Gaststube, auf den Tischen lagen Säbel, Hirschfänger und Pistolen umher. Sie waren Alle gleich gekleidet, in kurzen Beinkleidern, Strümpfen, kurzen grauen Röcken, auf dem runden, spitzen Hut den „Gamsbart", über die Brust die breiten, grünen Hosenträger. Nur die Offiziere trugen zum Theil anderes, feineres Kostüm, zeichneten sich aber meist nur durch ein goldenes Porte d'Epee vor den Uebrigen aus. Uebrigens saßen an dem großen, runden, eichenen Tisch Alle brüderlich untereinander und man bemerkte keinen Rangunterschied unter ihnen. Größtentheils aber waren es ziemlich rohe Leute, von groben Sitten und lärmendem Betragen. Es waren Zeitungen mit Neuigkeiten über die Bewegung der Armeen, nebst einem Aufgebote Andreas Hofers eingetroffen. Das Wort führte ein rothhaariger Mann von wüstem Aussehen, der füglich hätte zu dem bösen Gesellen im Freischütz Modell stehen können. Sein Gesicht war das eines bösartigen Schalksnarren, seine Stimme war schnarrend und spöttisch, sein Geberdenspiel das eines Lustigmachers in einer Seiltänzerbude. Man nannte ihn Jokel, den Wilderer, und hörte ihn mit einer Mischung von Wohlgefallen und Verachtung an. Seinerseits benahm sich Jokel ziemlich vertraulich und ungenirt, er duzte Amtmann und Pfarrer, trank aus allen Gläsern und dampfte Jedem aus seinem Pfeifenstummel dicke Wolken unter die Nase, wenn er um etwas gefragt wurde. Es war ungewiß, ob die Gäste ihm oder er den Gästen mit mehr Verachtung begegnete. Dem ungeachtet übte er auf die ganze Gesellschaft eine Gewalt der Geistesüberlegenheit aus, der Niemand zu widerstehen wagte. Er war, wie es scheinen wollte, der einzige Mensch in der Versammlung, der einiges Urtheil über die Ereignisse hatte. Obwohl er unaufhörlich trank, so war er doch der Einzige, der nicht betrunken war, und der, wenn Alle durcheinander schrieen, sich mit satyrischem Lächeln hinsetzte und schwieg.

Das Gespräch drehte sich um das Unwesen der Agenten und Spione, welche man im Land Tyrol bemerkt haben wollte, so wie um die Theurung der Lebensmittel. Der Befehl Andreas Hofers lautete hierüber wie folgt:

„Da es von vielen Seiten mir zu Ohren gekommen, daß sich im Lande viele Ausländer herumtreiben, die allerhand Unfug anrichten und die Leut' von der guten Sach' abreden wollen, auch Getreidewucher und allerhand Spekulationen treiben, so wird Enk hiermit befohlen, solche Leute aufzufangen und todt oder lebendig mir auszuliefern. Weiter is mir vermeldt worden und seh ich mit eigenen Augen lebendig vor mir in Insbruck, daß die Weibsbilder alle Zucht und Ehr' vergessen und sich nicht schämen, halb nackend auf die Gassen zu gehn. Auf die Art sucht

man das Volk zu verführen und leichtsinnig zu machen, was ich net leiden will, und ist hiermit Enk befohlen, darauf Acht zu geben, daß unsere Weiber und Töchter nicht zu Schand und Spott kommen, denn es ist ohnehin schon genug Unzucht im Land. Darnach zu achten. Andreas Hofer,
Kommandant von Tyrol."

— Vivat! der Andreas Hofer, unser Kommandant, soll leben! rief Jokel mit komischer Begeisterung.

— Was freust denn Du Dich so drüber? fragte ein Landstürmer.

— Er hat den Nagel auf dem Kopf getroffen! antwortete Jokel; die Wucherer und die Unzucht — ja das sein die größten Uebel in Tyrol. Tausendsaperlot, das ist starker Tawak für unsere Fuschberger. Die Frau Bürgermeisterin und Eure Weiber und Töchter alle können sich ein Exempel nehmen. Jetzt aber ist es, meine ich, Zeit, unserem Kornwurm das Handwerk zu legen. Wollen wir uns aushungern lassen? Der Befehl Hofers ist klar und deutlich, todt oder lebendig sollen wir ihn ausliefern. Habt Ihr verstanden? Ich habe es immer gesagt; nun seht Ihr klar, daß ich Recht habe. Wollen wir uns verdächtig machen des Wucherers wegen? Am Ende heißt es, wir haben ihm Vorschub geleistet!

— In dem Befehle Hofers steht kein Wort von unserem ehrlichen Martin Luther, sagte der Wirth bescheiden; ich denke, Ihr sollt Euch die Sache noch überlegen. Er zieht fort von hier, laßt ihn ruhig ziehen.

— Und die großen Scheunen mit Getreide, die er versperrt? schrie der Jokel. Wollen wir die liegen lassen, bis die Franzosen kommen, für die er das Getreide aufhebt? Wißt Ihr, was er gesagt hat? Die Tyroler sollen Heu fressen — dazu wären sie Ochsen genug. Wir leben im Krieg. Das Korn ist in Beschlag zu nehmen und Martin auch.

— So nehmt das Korn und laßt ihn ziehen! sagte der Wirth.

— Ihn ziehen lassen? Wie könnten wir das Getreide konfiszіren? Er ist ein Hochverräther!

— Ist das wahr, daß er gesagt hat, wir sollen Heu fressen? fragte ein Landstürmer.

— Ich kann es durch drei Zeugen beweisen.

— Dann freilich müssen wir unsere Schuldigkeit thun.

So weit war die Debatte gediehen, als ein Postillon in die Gaststube trat und die Unterhaltung unterbrach. Man gab ihm zu trinken und hieß ihn, sich zur Tafel setzen.

— Potz tausend! sagte der Jokel; Du bist ja heut in der Gala-Uniform. Wer ist denn Vornehmes in Fuschberg angekommen?

— Angekommen ist Niemand, aber abreisen wird vor Tagesanbruch Martin Luther mit Sack und Pack, um sein Geld zu den Bayern in Sicherheit zu bringen.

— Der Teufel soll uns holen, wenn wir das zugeben! Er will uns also entwischen — er hat ein schlechtes Gewissen. Hab' ich's Euch nicht gesagt, Ihr Tölpel? Was wird der Hofer dazu sagen?

— Der Jokel hat Recht, wir müssen handeln. Es wäre schon geschehen, wenn der Stürmer nicht wäre. Er hat sich in das Mädel vergafft.

— Und mir meine Braut weggefischt, sagte Jokel vor sich hin; und warum wollte sie mich nicht? Weil meine Haare roth sind.

— Aber wie fangen wir nun die Sache an?

— Das ist sehr einfach — Ihr verhaftet ihn im Namen des Kaisers. Das Uebrige wird der Hofer schon machen. Ihr versichert Euch seiner Habschaft und seiner Papiere. Das Uebrige findet sich.

— Nun, wenn es weiter nichts ist, das können wir wohl wagen!

Jetzt legte sich der Postillon ins Mittel.

— Und was wird aus meinem Trinkgeld, Ihr Herren? Martin hat mir eine Carolin versprochen, wenn ich gut fahre, damit er von Euch Banditen wegkommt, sagte er.

— Sagt' er das? Ist das wahr? schrieen die Landstürmer. Banditen hat er uns geheißen? Uns, des Kaisers treue Diener, die für das Vaterland kämpfen, ohne Sold, und gegen den mächtigsten Feind des Kaisers?

— Ein Hundsfott, der das hinnimmt! hetzte der Jokel.

— Hängt ihn auf, den Spion! schrie ein Landstürmer.

— Zuerst müssen wir ihn haben! sagte der Jokel. Es ist nicht so leicht, wie Ihr glaubt. Habt Ihr Courage?

Dieser letzte Trumpf entschied den Entschluß der Landstürmer. Sie legten nun ihre Säbel an, hingen ihre Büchsen über die Schulter und machten sich unter Fluchen und Schelten auf, ihrer zwanzig gegen einen Wehrlosen.

Jokel aber drückte sich in eine Ecke und ließ sich einen frischen Krug vom besten Weine geben. Als er allein war, lachte er hell auf und murmelte selbstzufrieden folgende Worte für sich:

— Da gehen sie hin, die Gimpel, und vertreiben ihren Wohlthäter, den einzigen Getreidehändler, der noch dafür sorgte, daß dieses Felsennest seine Raben füttern könne. Jetzt kommandire ich schon zwanzig Mann. Sieh, sieh, der arme rothköpfige Jokel, an dem sie sich ihre Stiefel putzten, er vexirt das ganze Fuschberger Thal. Es geht doch nichts über den Witz!

Als die betrunkenen Landstürmer in die frische Luft kamen, wurden sie etwas besonnener. Sie überlegten noch einmal unterweges, wie sie die Arretirung würdig vornehmen wollten. Es kamen ihnen doch einige Bedenklichkeiten über die Rathschläge, die ihnen Jokel gegeben hatte. Aber wie denn Mangel an Verstand immer falsch greift, so führten diese Bedenklichkeiten nur zu einem neuen Fehlschluß.

— Im Namen des Kaisers! sagte Einer von ihnen altklug. Hört, das kommt mir bedenklich vor. Im Namen des Kaisers dürfen wir ihn nicht verhaften, denn wir haben keinen kaiserlichen Befehl.

— Das ist wahr, — aber wie wollen wir ihn anreden? Wir dürfen ihn doch nicht wie Banditen überfallen. Wir sind keine Banditen.

— Ich hab's, sagte ein anderer Witzkopf, im Namen Andreas Hofers, des Kommandanten von Tyrol!

— Das ist wahr! — so sind wir außer aller Verantwortung. Der Landrichter soll es mit dem Sandwirth ausmachen. Wir thun nur, was uns befohlen worden.

Damit gingen sie entschlossen vorwärts.

Der Hahn hatte bereits zum ersten Male gekräht, als sie zu dem Hause des Vaters Martin kamen. Es lag einzeln außerhalb der Stadt in einer Gartenumzäunung. Alle Fenster waren erleuchtet, man sah von Weitem den Schatten einer Gestalt in der Stube. Sobald man auf dreihundert Schritte herangekommen war, schlugen die Hunde Martins an.

— Himmeltausend! rief ein Landstürmer verzagt, daß ist der Nero, der Bluthund, und der Philax — nehmt Euch in Acht, es sind wilde Bestien. Vor zwei Jahren haben sie einen Zigeuner förmlich zerrissen, der im Hause stehlen wollte.

— Hat Niemand von Euch eine Wurst bei sich?

— Das würde wenig helfen — denn das sind keine gewöhnlichen Hunde, es sind gelehrte Hunde von der bayerischen Universität, die fangen den stärksten Mann wie einen Hasen ab. Martin läßt immer die Kinder auf ihnen reiten, denn sie sind so groß, wie einjährige Fohlen. Macht nur keinen solchen Lärm mit den Säbeln. Man kann ja Alles in Ruhe verrichten.

Aber statt dessen wurden die Landstürmer nur unruhiger.

— Im Gegentheil, sagte Einer, wir müssen stark auftreten. Das giebt uns ein Ansehen.

Und sie rasselten mit den Säbelscheiden und schrien wild durch einander, um sich Muth zu machen; denn sie kannten Martin als einen entschlossenen Mann, der stets gut bewaffnet war. Außerdem hatte er sechs Knechte auf seinem Hofe, die ihm sehr ergeben waren, denn er zahlte seine Leute gut und behandelte sie freundlich.

So kamen sie lärmend heran bis zum Hofthore, an dem sie schon von dem wüthenden Gebell der Hunde empfangen wurden.

— Heda, aufgemacht! polterten sie.

— Im Namen des Kommandanten von Tyrol!

Sofort öffnete sich ein Fenster, Vater Martin erschien mit angelegter Büchse und schrie fast wild lustig in die Nacht hinaus.

— Wer da!

Eine Zeit lang verstummte Alles. Endlich nahm sich ein Landstürmer das Herz und sagte mit unsicherer Stimme:

— Im Namen Andreas Hofers, des Kommandanten von Tyrol, wir kommen, Euch gefangen zu nehmen. Aufgemacht im Namen des Kommandanten von Tyrol!

— Chasteler heißt der Kommandant von Tyrol! schrie jetzt Martin. Ihr seid Strauchdiebe, keine Soldaten! Ihr habt kein Recht, auch nur einen Hund zu verhaften, packt Euch Eure Wege oder ich brenne den Nächsten, Besten vor mir nieder. Platz da vor meinem Thor. Nicht gemuckst, — wer noch einmal klopft, der ist des Todes.

Dieser Empfang war schlimmer, als man sich ihn gedacht hatte.

— Der Teufelskerl! — Ich hab's wohl gesagt. Aber was ist zu thun?

— Vorwärts! rief jetzt ein Muthiger. Vater Martin seid gescheidt, wir sind unserer Zwanzig. Ergebt Euch im Namen Andreas Hofers, des Kommandanten von Tyrol!

— Ein dummer Bauernkerl ist der Andreas Hofer! schrie Martin Luther. Ein Rebell, nicht der Kommandant von Tyrol. Ich kenne nur den General Chasteler als Kommandanten der kaiserlichen Truppen in Tyrol an, und Niemand hat das Recht, mich zu verhaften, als Er und der Landesrichter!

— Ei was da! rief jetzt ein Landstürmer. Was geht uns Eure Juristerei an. Ihr seid's ein Hochverräther, wir wollen Euch packen und damit Basta! Wenn's net aufmacht, schlagen wir die Thür ein!

— Ein Hochverräther, ihr Schufte? schrie jetzt Martin. Ich ein Hochverräther, ich, der Martin Luther, der zwanzig Jahr Steuern und Gaben richtig und baar bezahlt und jede Schuldigkeit erfüllt hat. Jetzt schauts, Ihr Banditen, daß Ihr aus der Schußweiten kommt, ich schieß', so wahr mir Gott beisteh'n mag.

Jetzt erschien eine zweite Gestalt am Fenster, der Stürmer, hinter ihm, im leichten Nachtkleide, sein junges Weib, welche die beiden Männer von Gewaltthaten abzuhalten suchte. Aber da gab's nichts mehr zu besänftigen und gut zu machen, die Landstürmer mußten, wollten sie nicht ausgelacht werden, thun, was sie für ihr Amt hielten, und Martins Empfang war nicht geeignet, sie davon abzubringen.

— Aufgemacht! Keine Umstände mehr! Aufgemacht!

Und die Landstürmer schlugen mit ihren Büchsenkolben an das Thor, daß es krachte. Jetzt schrie Martin:

— Herein zur Thür könnts, Hallunken, aber schaut's, wie's wieder'r'aus kommt's!

— Hörts mich an, Landsleut! rief jetzt der Jakob Stürmer. Laßts den Vater Martin in Ruh', er steht unter meinem Schutz, dem ist's seine letzte Stund', der ihn angreift! Hat man ihm was vorzuwerfen, so forderts ihn vor den ordentlichen Richter. Ihr habts kan Recht, in das Haus eines rechtschaffenen Bürgers einzubringen. Gehts z'Haus und laßt uns in Ruh'!

— I was der Tausend, der Stürmer und sein Madel!

— So spat bei der Nacht? Was muß denn der ihr zu sag'n hab'n?

— Was nimmt sich der so heiß an um den Martin?

— Siehst denn net, daß das a Parl werden soll!

So lauteten die Spottreden der Landstürmer. Einer von ihnen antwortete aber im Namen seiner Kameraden:

— Es thut uns lad, Kamerad, Dich in so schlechter Gesellschaft zu finden. Aber der Kommandant hat uns Befehl geschickt, den Martin zu verhaften!

— Hat er das wirklich, so zeigt den Befehl vor! sagte Stürmer betroffen.

— Der Befehl lautet auf alle Wucherer und Spione. Er liegt auf dem Tisch im gold'nen Ochsen!

— Ochsen, die Ihr selber seid! schrie jetzt im höchsten Zorn Jakob Stürmer. Martin ist

weder ein Spion noch ein Wucherer. Ich steh' für ihn gut.

— Steh Du für Dich selber gut! lautete die Antwort, denn wir müssen Dich mitnehmen, das ganze Bandel, Vater, Tochter und Schauwarl.

— So spazieren Sie herein, meine Herren! sagte jetzt Vater Martin mit grimmigem Hohn.

— Wer hat g'sagt Schauwarl? fragte Jakob und legte seine Büchse an.

Martin aber zog einen Riemen, der die Hausthür öffnete.

— Halloh — Nero — Philax — faßt an — alloh — faßt an — alloh — faßt an! schrie Vater Martin mit schauerlicher Stimme, daß es weithin hallte und das Echo von den Bergen antwortete.

Wie Tiger stürzten sich die Hunde auf die zur Thüre hereindringenden Landstürmer — sogleich krachten fünf Schüsse, die den Hunden galten, aber im Gedränge ihr Ziel verfehlten, der sechste aber, der vom Fenster knallte, traf nur zu gut, denn mit einem „Jesus Maria" brach ein Stürmer zusammen.

— Das für'n Schauwarl! rief Jakob Stürmer und ergriff eine andere Büchse.

— Und das für den Hochverräther! rief Martin und schoß den Anführer mitten durch den Kopf, daß er rücklings taumelte und kein Wort mehr sprach.

Die Hunde hatten inzwischen drei Mann niedergerissen, desto wüthender wurden die Uebrigen, die nun die Zeit nützten, wo die Hunde mit ihren Kameraden beschäftigt waren.

— Todt oder lebendig steht in der Ordre, nit wahr, Hansel? fragte ein Landstürmer.

— Ja, so steht drin! antworteten die Anderen.

— So schießt doch die Hunde nieder! schrieen die am Boden Liegenden. Das wurde anders verstanden, als es gemeint war — die Hunde hatten sich in ihre Opfer verbissen und waren verstummt — man hörte nur ein dumpfes Brummen. Dagegen war die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Fenster gerichtet.

— Duck' Dich, um Gotteswillen! schrie Cilli und wollte Vater Martin vom Fenster reißen.

Der Schuß, den aber ihr Gatte losbrannte, übertäubte ihren Zuruf, abermals fiel ein Landstürmer zu Boden und schrie um Rache — da krachten sechs Büchsen auf ein Mal — sechs Kugeln schlugen in Vater Martin und seinen Schwiegersohn ein — keine fehlte ihr Ziel und blutend sanken die beiden Unglücklichen am Fenster nieder.

Laut schreiend warf sich Cilli über die Leichen und haschte mit ihrem Munde die letzten Seufzer der Sterbenden auf:

— Du hast's gesagt! sagte Jakob Stürmer, Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest und es Dir wohl gehe auf Erden. Vergieb!

Vater Martin aber sagte:

— Mir ist wohl! und starb.

— So mag Euch Gott verdammen in alle Ewigkeit! rief jetzt einer der Landstürmer, der unter den Hunden lag, Ihr mordet lieber Menschen, als Hunde, und laßt mich zerreißen von den Bestien.

Der Unglückliche war bereits im ganzen Gesichte zerfleischt, von seinem Halse hingen blutige Fleischfetzen. Sein Leidensgefährte war nicht besser zugerichtet; Nero hatte ihn zwischen den Beinen und er lag da, unfähig sich zu wehren und stieß ein schreckliches Geschrei aus.

Endlich machten einige Kolbenschläge der schauerlichen Scene ein Ende, die Hunde liefen schwer verwundet heulend davon, man hatte Muße, die Leichen zu zählen. Es waren nicht weniger als fünf, drei Landstürmer, Vater Martin und sein Schwiegersohn.

Als die Hunde sich verkrochen hatten und wahrscheinlich verendet waren, wurde es todtenstill, nur das schwache Gestöhn der von den Hunden Verwundeten hörte man, übrigens war Alles stumm, selbst Cilli, die, wie vom Starrkrampf befallen, bei den Leichen kniete.

Jetzt überkam die noch lebenden Landstürmer eine grausenvolle Nüchternheit. Sie schlugen sich vor den Kopf und fragten sich, was sie gethan. Inzwischen kamen von allen Seiten

Leute herbei und fragten, was denn da geschehen? Ob denn der Feind im Lande wäre? Ob die Franzosen da wären? Wer denn so mörderlich geschossen habe?

Jetzt kam auch Jokel, schaute sich in aller Eile an, was geschehen war, lächelte befriedigt und stellte sich dann mit der Miene eines Schulmeisters vor die verwirrten Landstürmer hin, indem er sagte:

— Aber Kinder Gottes, was habt's denn ang'stellt — was is denn da g'schehn, das is ja eine schrecklich' Wirthschaft — mein Gott und Herr — da möchten Einem ja die Haar' zu Berg' stehen — aber Menschenkinder, was is Enk denn eing'fallen — so an Blutbad — es is ja gegen alle christliche Religion! Wie is denn das nur zugegangen? Verzählt doch — ich bin ja ganz versteinert, das is ja entsetzlich, schauerlich, grad' wie in der Komödie!

Verdutzt standen die Landstürmer da vor den fragenden Leuten und wußten sich gar nicht zu fassen. Endlich erzählte einer den Hergang mit der größten Umständlichkeit, während Jokel sich an einen Zaun lehnte und mit überschlagenen Beinen die Geschichte anhörte. Als der Landstürmer seine Erzählung beendigt, sprang Jokel plötzlich wie besessen auf und sagte:

— I du liebe Zeit — o es Schafskopf — o es Simpel — hab' ich Enk denn net g'sagt, im Namen des Kaisers sollt Ihr sagen — na so eine Geschichte — fünf Menschenleben und zwo unschuldige Viecher — der Philox und der Nero — wie kann man denn aber so dumm sein und sich nicht merken, was Einem g'sagt wird. Ich bin außer aller Verantwortung, das wird eine schöne Suppe werden, die 's Enk da engebrokt habts.

Niemand hatte Lust, bei dieser blutigen Scene sich zu beflecken, daher die Neugierigen sich eben so zerstreuten, wie sie gekommen waren, nämlich zögernd, unschlüssig; die Landstürmer selbst wußten nichts Besseres zu thun, als sich zu entfernen; sie wollten Tagesanbruch hier nicht abwarten und gingen in's Wirthshaus zum goldenen Ochsen zurück, um hohen Rath zu halten über den Vorfall. Jokel allein blieb immer noch Hände ringend und durch sein Lamentiren Alles verscheuchend auf dem Schauplatz zurück und verfügte sich nun in Luthers Haus, um sich an dem Schmerze der armen Cilli zu weiden.

— Das arme Kind! sagte er höhnisch für sich. Ich muß gehen und sie trösten!

Er fand das ganze Haus leer, die treulosen Knechte hatten in der Gefahr sich vom Hofe geschlichen, Cilli war allein mit den beiden Leichnamen. Sie kniete vor ihrem Gatten steif und starr und ihre gefaltenen Hände lagen in ihrem Schooße. Das Haupt war emporgestreckt, die Augen standen offen und das Gesicht war todtenbleich.

Mit schrecklicher Gefühllosigkeit betastete und rüttelte Jokel das junge Geschöpf — aber sie rührte sich nicht.

— Aber so höre doch, Cilli — gute — arme Cilli — ich bin's ja — der Jokel!

Das arme Kind gab aber weniger Lebenszeichen von sich, als die beiden Ermordeten, deren Körper noch zuweilen aufzuckten, obwohl schon die Seele aus ihnen geflohen war.

— Aha, das ist so was wie eine Art von Ohnmacht, vermuthe ich! sagte Jokel gleichgültig, nun, ich kann warten — es wird wohl vorübergehen und wenn auch nicht — der Bader wird schon kommen, wenn er will, und wenn er nicht will, so stirbt sie halt — wie die Anderen und zwar recht schön —!

Und er nahm sich einen Stuhl, setzte sich ganz dicht zu den Leichen hin, putzte die tief herabgebrannten Lichter, stellte sie vor sich auf die Erde und faltete die Hände wie zum Beten.

— Jetzt sollt ich eigentlich beten, es wäre so schön, ganz wie in der Komödie, hier der todtgeschossene Vater, dort die ohnmächtige Braut und ihr todter Liebhaber, neben Beiden der gekränkte Nebenbuhler? — Mein Gott, wie schön is das, ganz wie in der Komödie, und wie schön roth das Blut ist von den Beiden.

Der Elende streckte nun seine Hände aus und griff in die warme Blutlache; kein menschliches Gefühl regte sich mehr in ihm. Da krabbelte etwas an der Thüre und drängte sich ächzend herein — es war Nero, der Liebling

Martins, der, das verwundete Haupt tief zur Erde gesenkt, hereinkroch und den Jokel heiser anbellte. Er legte sich zu seinem Herrn und leckte seine Hände. Jokel betrachtete dies mit einem Gefühl von Schauder — diese Treue des sterbenden Thieres flößte ihm Schrecken ein. Er sprang auf, um sich zu vertheidigen, aber Nero rührte sich nicht mehr, er blickte nur noch ein Mal zu Jokel auf, stieß ein dumpfes Gebrüll aus und — verschied. Jokel fühlte, daß seine Haare sich empor sträubten, als er aber sah, daß der Hund den Kopf sinken ließ und die Zunge herausstreckte, nahm er wieder seine vorige Stellung an.

— Die arme Bestie, fuhr Jokel in seinem Selbstgespräche fort, wie schön stirbt sie — gerade wie in der Komödie — wie schön ist die Treue von einem Hund, aber was hat er davon — den Tod! Und was wird der Andres a Mal davon haben. Er, der Weib und Kind daham läßt und mit dem Teufel raft? O ich bin kan Narr — ich halt's mit dem Teufel. Der zahlt doch seine Leut' ordentlich.

Jetzt erwachte Cilli aus ihrem Starrkrampf. Sie schauerte zusammen und blickte mit einem wahnsinnigen Ausdruck Jokel verwundert an. Dann sah sie noch ein Mal nach den Leichen, nickte mit dem Kopfe heftig einige Male, knirschte mit den Zähnen, wie ein wildes Thier, stand auf und stellte sich vor Jokel, indem sie ihn fragte:

— Was willst Du hier, Jokel?

— Soll ich Dich etwa allein lassen, mutterseelen allein, komm, Cilli, setz' Dich zu mir, ich will Dich trösten.

Die Unglückliche konnte sich kaum aufrecht halten und gehorchte unwillkürlich.

— Du armes Hascherl! sagte jetzt Jokel mit einem Anflug von wirklichem Mitleid, jetzt hast gar Niemst auf der Welt mehr, die Mutter todt, der Vater todt, der Liebhaber todt — Niemst mehr, als den Jokel, den Du so veracht hast. Siegst des, die Menschen Alle san davon gangen, die Knechte, die Nachbarn, net a Mal der Bader kommt und der Pfarrer — nur der Nero und der Jokel ist bei Dir blieben.

— Ich dank' Dir, Jokel! sagte Cilli, ihm die Hand darbietend, Gott lohn's Dir!

— Was aber wirst jetzt anfangen?

— Ich weiß es nicht!

— Die Leut' im Ort san nicht Deine Freund'. Hast denn keine Verwandten nirgends?

— In Baiern.

— In Baiern? Schau, wie sich das trifft! Die Baiern sind unsere Feind', die Feind' von denen, die Dein Vatern erschlagen haben. Wan ich wie Du wär, ich ging zu den Baiern und verzählet ihnen mein' G'schicht! Wer waß, für was es gut ist. Manst net auch, Cilli? Du bist jung und sauber, hast a Bisl Geld, Du kannst an bairischen Offizier kriege.

— Ich werde mich nie — wieder verheirathen.

— Wieder verheirathen? Bist denn schon verheirath g'west?

— Gestern Abend — mit Stürmer — heimlich vom Pastor!

— J Du Unglückskind — und in der Hochzeitsnacht hab'ns Dir Dein Mann erschlagen! Das ließet ich net so hingehn.

Cilli antwortete nicht, aber sie knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste krampfhaft, indem sich ihr ganzer Körper in dem heftigsten Gefühle der Wuth und der Rache reckte.

— Was soll ich thun? sagte sie endlich, wenn ich ein Mann wäre —!

— Ich will Dir sagen, mein Herzerl, was Du thun sollst — es ist recht gut, daß Du kein Mann bist, was kannst denn thun — Einen oder Zwei erschlagen — das giebt nix aus und es könnt' Dir das Leben kosten. Ich will Dir sagen, was Du thun sollst! Aber Du darfst mich net verrathen. Ich will Dir zu Allem behilflich sein. Wanst g'scheid bist, kannst Du mehr als einen Mann finden, der Dich rächt. So viel ich höre, habt Ihr heute verreisen wollen. Folglich muß Dein Vater Alles zu Geld g'macht haben. Bis morgen, wenn die Leut' ihren Rausch ausg'schlafen haben, werden sie kommen, um Dich auszuplündern, die Gerichte werden untersuchen und wenn die Herrn Gerichte untersuchen, da nehmen sie Alles mit, was net na-

gelfest ist. Oder willst Enen die Freud' machen und ihnen 's Geldl a no geben, nachdem sie Dir den Vater und den Mann erschlagen haben? Und willst nachher als ein armes Waserl mit 'n Päckerl unterm Arm davon gehn, während sich die Herrn in Buckel voll lachen? Oder willst an Tyroler heirathen, der Dir mit Müh zu Dein Geldl verhilft? Ich sag' Dir, was ein Mal aus der Truchel ist, kommt nit wieder herein — folg mir, Cilli — pack g'schwind ein, was Du fortbringen kannst, ich bring Dich aus dem Nest hinaus, eh wenn sie sich noch besinnen.

Nur einen Augenblick besann sich Cilli, dann sprang sie auf, ergriff eine große Brieftasche, welche die ganze Baarschaft ihres Vaters enthielt und sagte:

— Ich bin bereit, führe mich!

Dann warf sie sich noch einmal auf die geliebten Leichen, überschwemmte sie mit ihren Thränen und winkte Jokel zum Fortgehen.

Jokel verwunderte sich nicht wenig über die Geistesgegenwart des jungen Weibes, er nahm sie beim Arm und wollte mit ihr das Haus verlassen, als Cilli einen Schrei ausstieß und sagte:

— Ach, es ist vergeblich, ich kann nicht, ich bin sehr krank!

— Herr Jemine! rief Jokel. Nun, schad't nix. Nur g'schwind. In fünf Minuten bist Du bei meiner Mahm, so weit wirst's doch noch aushalten!

Aber schon war Cilli zu Boden gesunken und von den heftigsten Schmerzen befallen. Jokel eilte deshalb verdrießlich, eine Wehmutter zu holen, aber er kehrte auf halbem Wege wieder um, da er sich besann, daß die einzige Hebeamme am Orte heute Nacht bei einer Wöchnerin zubringe. Als er wieder in das Zimmer kam, lag Cilli halb ohnmächtig am Boden, ein todtes Kind neben ihr. Die Kraft der Leidenschaften hatte Alles im Nu verrichten, was die Kunst hätte thun können. Als Cilli wieder zu sich kam, ihr todtes Kind und das ganze Zimmer in Blut schwimmen sah, raffte sie sich mit Entschlossenheit auf und sagte zu Jokel:

— Fort von diesem Ort des Schreckens! Und wenn es mein Tod ist. Ich will nicht unter diesen Mördern bleiben. Aber, beim allmächtigen Gott, ich will ihnen die Rache nicht schuldig bleiben!

— So recht, Cilli! Du bist ein herzhaftes Weib, wie ich immer gerne eins gehabt hätte. Ich will Dich tragen bis auf den Großglockner, wenn es sein müßte, sie sollen Dein Geldl net kriegen, aber Du wirst sie auszahlen mit der Münze, mit der sie Dich bezahlt haben.

Die Braut aus den Wolken.

Um diese Zeit lebte auf einer der vielen Almen des Untersberges eine lustige Sennin, Suserl, die blonde Tochter eines Waldübergehers. Im Wald geboren, früh verwaist, auf den Almen im Hirtendienst herangewachsen, war sie wie ein bescheidenes Alpenröschen in unbeachteter, wundersamer Schönheit aufgegangen, ohne daß ihr Heranblühen von Jemand Anderem bemerkt worden wäre, als von dem wilden Seppi, einem Burschen, der jedenfalls von hoher Abkunft war, da er 8000 Fuß hoch über der Meeresfläche, auf einer der höchsten Almen des salzburgischen Landes zur Welt kam und eine Familie die seinige nannte, welche in dieser Höhe eine jener kümmerlichen Wirthschaften betrieb, von deren Mühseligkeiten die Sterblichen im Thale keinen Begriff haben. Suserl und Seppi hatten sich lieb gewonnen, sie wußten nicht weshalb, zu welchem Zweck, sie dachten in ihrer Unschuld weder ans Heirathen, noch an irgend etwas, außer ihrem rohen Alpengesang, der aus einem unartikulirten Gejodel bestand, durch welches sie sich von einem Berg auf den anderen Mittheilungen machten, deren geheimnißvollen Sinn Niemand errathen hätte, obgleich Jedermann sie hören konnte. Wenn die Sonne aufging, ließ der Seppi auf der Grünalm, welche durch ein sechstausend Fuß tiefes Thal von der Sennhütt'n seiner Geliebten getrennt war, sein fröhliches Gejodel ertönen und Suserl, wenn sie diesen sinnigen Morgengruß

auf ihrem Heulager vernahm, sprang mit leichten Füßen aus dem Bette, lief zur Hütte hinaus und antwortete ihm durch die Nebel, welche ihr Negligee einhüllten, in derselben Weise und damit war Alles gesagt.

Den Tag über wiederholten sie unzählige Male diesen einfachen Gesang, wodurch sie sich wenigstens eben so viel sagten, als das geschwätzigste Clauren'sche Liebespaar. Sie theilten sich durch diese Sprache über die Berge hin alle kleinen Ereignisse ihres Lebens mit, ihre Empfindungen, ihre Gedanken. Durch die verschiedenen Modulationen ihres Gesanges sagten sie, wie sehr sie sich liebten, und so beredt war ihre Sprache, daß Seppi sogleich wußte, wenn Susi ihm grollte, wegen langen Ausbleibens, wenn sie sich sehnte, ihn zu sehen, wenn ihr die Zeit lang wurde und das schuldlose Herz zu schwer. Dann kam er herüber auf die Alm, indem er singend seine Annäherung ankündigte, ergriff ihre Hand, drückte sie und sagte: Grüß Gott, Susi! Wo bist so lang' g'west? sagte sie. Im Holz, war die Antwort. Schaust den Hahnrauch? fuhr sie dann fort. 'S wird 'n Wetter geben, erwiederte Seppi. Dann setzten sie sich auf das Gras und Susi machte ihrem Schatz einen „Almabuschen," den sie ihm auf den Hut steckte. Dann drückte er ihr seufzend die Hand und sagte: „Pfiad God, Susi" und sie antwortete: „Pfiad God, Seppi" und Beide waren guter Dinge den ganzen Tag. Sie waren glücklich in ihrer schuldlosen Einfalt und wünschten nichts von den Schätzen dieser Welt, als frische Blumen und gutes Wetter.

Eines Tages kam ein junger Reisender in die Gegend des Untersberges und suchte einen Führer, der ihn auf den Berg geleite, in dessen Felsenschluchten sich, wie Jedermann weiß, wundersame Schätze für den Botaniker finden. Man empfahl dem jungen Arzt — denn ein solcher war es — Friedrich Stiller mit Namen, den rüstigen Seppi, den besten Führer in der Gegend und sehr bewandert in Kunde der seltenen Pflanzen, welche die gelehrten Herren aus der Stadt auf dem Untersberg suchen. Als sie den Gipfel des Berges erreicht hatten, zogen sich die Nebel zusammen und die Rückkehr vor Nacht wurde unmöglich. Seppi führte den Fremden in die Sennhütte seiner Susi, wohl nicht ohne Absicht, da er die Gelegenheit nützen wollte, um seiner Susi gute Nacht zu sagen und entfernte sich dann mit dem Versprechen, vor Tagesanbruch wieder zu kommen, da es für den rüstigen Steiger keine Gefahren gab, welche ihn hindern konnten, die Hütte seines Vaters zu suchen, der vielleicht seiner bedurfte.

Der junge Doktor, ein wohlgebildeter, lebenslustiger, etwas schwärmerischer, gutdenkender Jüngling, sah sich plötzlich allein mit einem sechszehnjährigen Mädchen, das ihm sehr wohl gefiel. Eine Zeit lang sah er ihr stumm zu, nicht ohne Lächeln über seine Lage, wie sie sein Ränzchen ihm abnahm und sein Abendbrod singend besorgte und dabei so unbefangen war, als möglich. Die Hütte hatte nur ein Gemach, nur eine Lagerstätte von Heu für zwei bis drei Personen, kein Mensch war auf der Alm, als er und die schöne Sennin, finstere Wolken trennten sie von der übrigen Welt und der Sturm übertäubte die noch so laut erhobene Stimme. Wo werde ich schlafen, Kind? fragte der junge Mann. Hier, antwortete Suschen. Und Du? Auch hier! Sie sagte dies ohne Erröthen, ohne Scheu, ohne Furcht, immer singend, froh, ja muthwillig sich geberdend. Der junge Doktor muckste nicht und summte, mancherlei städtischen Gedanken nachhängend, die Arie: „Reich mir die Hand, mein Leben, komm in mein Schloß mit mir." Das Abendbrod wurde nun servirt. Geißmilch mit schwarzem Brod in eine hölzerne Schüssel gebrockt, dazu ein hölzerner Löffel und ein „g'segns Gott!" Der Doktor verspürte keinen sonderlichen Appetit, er ergriff die Hand der lustigen Dirne, sie ließ sie ihm. Er küßte diese schwieliche, rauhe Hand, sie lachte ihn aus. Dadurch herzhaft gemacht, wagte er einen Kuß, da fühlte er sich plötzlich durch einen Stoß niedergestreckt, dessen Kraft er in keinem weiblichen Wesen vermuthet hatte. Lachend hob die kleine Kernhexe den voreiligen Ritter auf, der nicht wußte, wie ihm geschah. Verlegen setzte er sich auf die Bank und beobachtete die Dirne mit

halb grollenden, halb schamhaften Blicken. Sie hatte ein Brod auf dem Schoß und schnitt es in eine andere Schüssel und machte ein Gesichtchen, das ungefähr sagte: Warte Du Stadtstutzer Du, solche Puppen, wie Du, können einer herzhaften Dirne nicht bange machen. Versuchs nur noch einmal und Du sollst an mich denken, Du Krautmännchen Du!

Der junge Mann ergab sich so philosophisch als möglich in sein Schicksal. Anfangs grollte er dem Mädchen, aber bei einigem Nachdenken verschwand sein Verdruß und machte einer zärtlicheren Regung Platz. Nachdem er sich, ohne zu essen, auf sein Lager hingestreckt und lange mit offenen Augen geträumt, begann Suschen ihr Nachtessen mit dem bestmöglichen Appetit zu verzehren, löschte hierauf das Licht und legte sich in einiger Entfernung von dem Gaste zur Ruhe. Wenige Augenblicke und die für einen Arzt unverkennbaren Symptome eines tiefen, natürlichen Schlafes stellten sich bei der schönen Sennin ein. Der Mond beleuchtete auf einen Augenblick ihr glühendes Gesicht, die züchtige Lage ihres jungfräulichen Körpers, ein reizendes Bild der unbefangensten, heitersten Unschuld. Lange betrachtete Friedrich die reizende Schläferin und sein Herz pochte vernehmlich. Mit Staunen mußte er sich bekennen, daß diese zauberische Erscheinung inmitten einer grausenhaft erregten Natur, ganz eigentlich im Schooße der Wolken, welche die Hütte umrauchten, auf sein Herz einen tiefen Eindruck gemacht habe. Der Schlaf floh seine Wimpern und der erste Sonnenstrahl fand ihn noch wachend.

Da erscholl plötzlich das eben beschriebene Gejodel Seppi's. Suschen hörte es nicht — sie schien sehr süß zu träumen, sie lächelte himmlisch. Kräftiger ließ der wilde Seppi seine Stimme vernehmen, da sprang sie auf, sah den Fremden starr mit einem Ausdruck von Trauer an, als wollte sie sagen: ich habe von dir geträumt. Dann raffte sie sich, wie erschrocken über sich selbst, auf und lief ihrem Seppi entgegen, dem sie heute zum ersten Mal ungestüm in die Arme stürzte.

Ein gewisser Instinkt sagte dem rohen Natursohn, daß er sich über diesen ungewohnt herzlichen Empfang nicht zu freuen habe. Mit finsteren Blicken sah er bald den Fremden, bald sein Suschen an, und fast schien er seine, jedem Städter gewiß unbegreifliche, aber nichtsdestoweniger auf den Bergen nicht ungewöhnliche arglose Zuversicht, womit er das Mädchen in solcher Gefahr sich selbst überlassen hatte, zu bereuen. Aber die schnell wiedererwachte Heiterkeit Suschens zerstreute bald seinen keimenden Argwohn. Sie pflückte nun für ihren Geliebten einen Strauß und kosend und scherzend verschwanden die beiden Naturkinder aus dem Gesichtskreise des über diesen Anblick ziemlich verdutzten Städters, der jetzt sich anschickte, einsam und verdrossen seine botanischen Ausflüge fortzusetzen. Fast übermannte ihn eine Art eifersüchtigen Zornes, so daß er sich seines Führers entschlagen und nicht mehr in die Sennhütte zurückkehren wollte; er entsann sich jedoch bald des höheren Auftrags, der ihn in die Berge geführt hatte. Denn nicht nur Alpenblumen suchte er, sondern er hatte ein viel ernsteres Geschäft, welches seine Seele ganz ausfüllte. Beschäftigt mit sich selbst, wie alle jungen Leute es gewöhnlich sind, kletterte er an den Felsenwänden umher, füllte seine Büchse mit Pflanzen, zeichnete hier und dort eine Ansicht, einen Baum, ein Berg-Profil, eine Felsenpartie, oder nahm seine mathematischen Instrumente zur Hand, um die Höhen zu vergleichen und zu messen, aber es wollte ihm nichts recht von Statten gehen, immer kehrten seine Gedanken zu der jungen Sennin zurück, und obwohl ihn der reizendste Farbenschmuck des Hochlandes umgab, so schien ihm doch nichts so schön, als Suschens blondes Haar, ihr blaues Auge und die frischen Rosen ihrer blühenden Wangen. Alles, was er über sich vermochte, war, daß er sich vornahm, diese Begegnung für seine Absichten auf die eine oder die andere Art auszubeuten. Seine Gedanken hierüber waren aber so unklar und unzusammenhängend als möglich.

So verging der Tag und weder das Herbarium noch die Zeitungsmappe des jungen Doktors ward sonderlich von den Ergebnissen

der Wanderung bereichert. Und doch war dieser „Kegel" reich an seltenen Pflanzen und Fossilien, so daß die Naturforscher gern hier mehrere Tage in der wirthlichen Sennhütte verweiten, welche unter den Sennhütten des Alpenlandes noch zu den Palästen zu zählen war. Denn sie hatte einen Rauchfang, sie hatte eine gute Bergstelle und war so geräumig, daß hier mehrere Personen mit Bequemlichkeit auf dem Heulager ausruhen konnten; die in der Nähe weidende Heerde gab Milch und Rahm in Ueberfluß, und hatten die Reisenden sich noch überdies mit Proviant versorgt, so konnten sie sich hier, den Göttern nahe, träumen, selbst Götter zu sein, denn man lebte hier buchstäblich in den Wolken, die sich zuweilen hier mehrere Wochen so heimisch fühlen, daß man weder Sonne noch Mond sieht. Zum großen Verdruß unseres Naturforschers war aber der Abend so heiter, daß er keinen Vorwand fand, vor Sonnenuntergang sein Lager im balsamischen Heu zu suchen, dagegen hatte er das Vergnügen, das Glück der beiden Liebenden in der langweiligsten Art zu beobachten, und Seppi und Susi waren recht absichtlich bemüht, ihm begreiflich zu machen, daß seine sündhaften Wünsche hier keine Erhörung finden würden. Endlich sank die Sonne so tief, daß Seppi an seinen Rückzug denken mußte, wollte er sich nicht auf dem Wege zur Hütte seines Vaters Hals und Beine brechen. Und abermals erfreuten ihn die Liebenden mit ihrem Abschiedsgejodel, und es währte nicht weniger, als eine Stunde, ehe die Stimme Seppi's so vollkommen verhallte, daß Suschen nichts mehr davon hörte. Verdrießlich suchte der Doktor sein Heulager auf und vergrub sich darin, um auf diese Art die Ruhe zu suchen. Suschen folgte bald seinem Beispiel und so lagen die beiden jungen Leute bald scheinbar im tiefsten Schlafe, während sie in Wirklichkeit so munter waren, wie junge Eichhörnchen. Wir wollen nicht wissen, womit sich ihre Gedanken beschäftigten, genug, die Stunden vergingen im wechselnden Ideenspiel und Suschen war bereits wirklich eingeschlafen, als sich plötzlich ein Sturm erhob, der in einzelnen Stößen die Hütte in ihren Grundvesten erschütterte. Der erste Anfall dauerte nur einige Minuten, aber sie waren der Art, daß der Doktor auf beide Füße sprang, und Suschen, selbst ein wenig erschrocken, ihren Kopf aus dem Heu erhob.

Aber das war nur ein schwaches Vorspiel dessen, was noch kommen sollte. Der Sturm schien sich nur angemeldet zu haben. Langsam wuchs die Gewalt der Luftschwingung, welche sich mit jener sanften, wiegenden Bewegung bemerkbar machte, die den großen Orkanen vorauszugehen pflegt, und welche andeutet, daß das Element in einem ungeheuren weiten Kreise in Aufruhr gerathen sei. Man fühlte Anfangs nur eine sanft schaukelnde Gewalt, die Alles bewegte, sie war nicht erschütternd, aber die Balken der Sennhütte krachten unter dem wogenden Gewichte der Luftmassen, die an der Hütte brandeten, und nur von Zeit zu Zeit kam ein Stoß, der mit der Gewalt den Effekt verband. Aber mit jeder Minute wurde das Geräusch stärker, wurden die Stöße fürchterlicher, das dumpfe Rauschen und Brausen der Luftwogen verwandelte sich in ein Brüllen und Heulen, wie von Tausenden wilder Hunde, Schakals, Wölfe und Löwen, es schien, als ob alle lebendigen Geschöpfe in Aufruhr wären und wild durcheinander schrieen. Dieses Geheul war so furchtbar, daß der junge Doktor alle seine unlauteren Wünsche vergaß, daß Suschen selbst von ihrem Lager erschrocken aufsprang, und sich bekreuzend und die heilige Jungfrau anrufend, zu ihrem Gast hinkroch, wie um Schutz zu suchen; denn so lange sie lebte, hatte sie ein solches Sturmgeheul nie gehört. Sie kniete nieder und betete voll Angst ein Vaterunser. Dann sagte sie zu dem Doktor:

— Jesus Christus, mein Heiland, steh uns bei, bewahr' uns vor allen bösen Geistern und nimm uns in Deinen Schutz — das ist die wilde Jagd — mein Gott und Herr, ich junges Blut und meine sündhaften Gedanken, bet's, lieber Herr, bet's, um Gottes und der sieben Wunden Christi willen, sonst sind wir Beide verloren, kniet's nieder, lieber Herr, und bet's, und empfehlt's uns zu Gott, sonst g'schieht uns

ein Leides von den wilden Jägern, o Herr Jesus Christus erbarme Dich meiner, heilige Maria bitt' für uns, heilige Anna bitt' für uns, heilige Susanna, meine Schutzpatronin, bitt' für uns, Christus erhöre uns.

Der junge Doktor hatte alle seine verliebten Gedanken vergessen, das junge Mädchen machte keinen Eindruck mehr auf ihn, er sah in ihr nichts mehr, als das arme, hülflose Geschöpf, welches vom Aberglauben gequält war, die Illusionen der Sinnlichkeit wichen von ihm, ein höherer Geist überkam ihn. Dieses schaurige Heulen weckte den besseren Geist des jungen Mannes, der erste Schrecken ging vorüber und die Stimme der Natur fand einen Accord in seiner Seele, die heiligen Schauer des großen Schöpfungslebens befreiten ihn von der kleinlichen Todesfurcht und den Beängstigungen der sinnlichen Empfindung. Er tröstete das furchtsame Hirtenmädchen, so gut er es vermochte, und das furchtbare Toben der Elemente schien ihm als ein prächtiges Schauspiel, das seine Seele erhob und mit Begeisterung erfüllte.

Die stark und fest gezimmerte Sennhütte mit den großen Steinblöcken auf dem Bretterdache trotzte der Wuth des Sturmes; obwohl alle Balken krachten, blieb doch die Hütte unversehrt, und obwohl ganze Ströme von Regen sich über sie ergossen, drangen doch nur einzelne Tropfen durch die Fugen der Bretter.

Plötzlich hörte man ein lautes Pochen an der Thür der Hütte.

— Das ist der Satan! sagte Susi zitternd und bekreuzte sich.

— Es wird Jemand hier Schutz vor dem Unwetter suchen — mach' auf! sagte der Doktor.

— Um Gotteswillen nicht! schrie Susi, das ist kein menschliches Wesen. Bedenkt's doch, in dem Sturm, nicht eine Gams könnt heraufkommen — in der Nacht!

Aber es pochte stärker und stärker und man vernahm eine rauhe Stimme, die rief:

— Macht's auf! Macht's auf!

Der Doktor wollte der Thür zueilen, aber Susi warf sich ihm in den Weg und schrie:

— Was fällt Euch ein — Herr Jesus Christus! — das sind die bösen Geister! — bet's, um Gotteswillen, bet's! Kein Mensch kann hier bei Nacht herauf.

— Warum nicht? beschwichtigte der Doktor, es war heller Mondschein bis jetzt, es werden sich Leute verirrt haben.

Aber das Mädchen hielt ihn mit Gewalt auf und schwor bei allen Heiligen, daß es unmöglich sei. Jetzt hörte man furchtbare Stöße an der Thür, der hölzerne Riegel brach, die Thür krachte und flog, vom Sturme aufgerissen, weit auf, und der helle Mond, der in dem Augenblick durch die Wolken brach, beleuchtete die Gestalt eines Mannes in der Tracht der Tyroler Bauern, der in seinen Armen ein junges Weib hielt. Der junge Doktor glaubte ein Bild aus einem Feenmährchen zu sehen. Das junge Geschöpf kniete nieder und dankte Gott mit einem stummen Gebet für seine Rettung. Das Weib war schön, wie ein Engel, und das blasse Gesicht war von einer Weiße übergossen, die ihm etwas Ueberirdisches verlieh. Es war Jokel und seine Schutzbefohlene, die arme Cilli, welche, von Verfolgern gedrängt, sich durch die in den Thälern umher liegenden Truppen und Landstürmer geschlichen und ins Hochgebirge geflüchtet hatten, um einen sicheren Weg nach Baiern zu finden. Mit Mühe ließ sich Suschen beruhigen; als sie endlich sah, daß sie es mit Unglücklichen zu thun hatte, war sie froh, in diesem grausenhaften Unwetter Menschen zu finden, welche der Hülfe bedurften. Geschäftiges Mitleid trat an die Stelle der abergläubischen Furcht, doch konnte sie sich gar nicht vor Staunen fassen, wie es möglich war, in der Nacht auf die steile Alpe zu kommen.

Ihre Fragen wurden von Jokel mit jener Umständlichkeit beantwortet, mit der Bergbewohner sich gewöhnlich Abenteuer in den Bergen zu erzählen pflegen, er beschrieb den Weg, den sie genommen hatten, an der Kante der schrecklichsten Abgründe des Untersberges. Suschen machte sich um Cilli zu thun und es wollte ihr gar nicht in den Kopf, daß das mit rechten Dingen zugegangen sei. Indessen that sie, was ihr zukam, machte ein Feuer an, trocknete die

durchnäßten Oberkleider der unglücklichen Cilli und erwies ihr alle Sorgfalt. Der Doktor aber freute sich, in seinem Berufe als Arzt ihr beispringen zu können, und Jokel zog ihn bald bei Seite, um ihn von den eigenthümlichen Umständen in Kenntniß zu setzen, welche seine Hülfe ganz besonders forderte. Wie durch ein Wunder legte sich jetzt urplötzlich der Sturm, eine erquickende Wärme verbreitete sich in der Hütte und die Herzen thauten auf. Als die Sonne aufging, war der Himmel heiter und alle Gemüther besänftigt. Man dachte kaum mehr an die überstandene Angst.

Der junge Doktor freute sich ganz eigentlich über das Abenteuer. Jetzt gefiel ihm das Leben auf der Alpe noch ein Mal so gut. Er ging, während Cilli schlief und der wieder schweigsam gewordene Jokel seine Milch schlürfte, hinaus ins Freie, um dem Himmel für so viele Güte zu danken. Die ganze Fülle der Gebirgs-Romantik hatte er vor ihm ausgegossen, ein Doppelroman mit einer schönen Sennin und einer noch schöneren jungen Frau, die ein Geheimniß hatte — das war mehr, als seine abenteuerlichsten Hoffnungen erwartet hatten.

— Die Aktion beginnt, sagte er, vergnügt umherwandelnd, ich dringe in das innerste Leben dieses Volkes ein, ich werde meine Mission erfüllen und dem großen Kaiser hier große Dienste erweisen können. So geht denn meine schönste Hoffnung in Erfüllung und ich greife thatkräftig ein in den Lauf der Thatsachen. Auf dieser Alpe oder nirgends finde ich den Schlüssel zu dem wunderbaren Geheimniß dieses seltsamen Kampfes.

Er machte tausend Pläne und Entwürfe. Als Seppi heraufkam, um seine Befehle einzuholen, gab er ihm ein Geldstück und befahl ihm, auf der Alpe den Tag über zu bleiben. Dann wendete er sich an Jokel, um hinter das Geheimniß dieser Flucht zu kommen. Dieser aber war nicht sehr gesprächig, er antwortete mit Ja und Nein und seiner Menschenkenntniß gelang es früher, das Geheimniß des jungen Doktors zu erfahren, als diesem, ihm das seinige abzuschwatzen. Nachdem er den jungen Mann lange betrachtet und gemustert hatte, fing er seinerseits zu fragen an:

— Der Herr is also a Doktor?

— Doktor der Medizin und Chirurgie!

— Das is scharmant — aber was sein das für Dinger in dem Büchsel.

— Es sind mathematische Instrumente, guter Freund! man braucht sie zum Bergmessen.

— Warum steht denn da überall d'rauf Paris?

— Weil sie in Paris gemacht sind!

— Es kommt's also net von Wien?

— Nein, von München und noch weiter her.

Nach einigem Nachdenken sagte Jokel keck:

— Nix für ungut, aber da könnt' man Euch leicht für ein Spion halten. Jetzt is wohl keine Zeit, um auf die Berg' herumzukroxeln und Blümeln z' broken. Gebt's Acht, daß Enk net a bleierner Vogel begegnet.

— Pah, sagte der Doktor, meine Päffe sind von dem österreichischen Kommandanten unterschrieben.

Dabei wurde der junge Mann aber unmerklich verlegen. Es entging Jokels scharfblickendem Auge nicht.

— O, was das betrifft, sagte er, die Pfeife ausklopfend, so geht bei uns mit Geld Alles. Wenn ich der Hofer wäre, laßet ich Enk trotz Eurer Päffe einfangen.

— Ihr würdet mir sehr unrecht thun, guter Freund! Denn ich reise nur im Interesse der Wissenschaft. Aber ich würde sehr glücklich sein, für reichlichen Lohn in dieser mißtrauischen Zeit einen Freund zu finden, wie Ihr seid. Ihr scheint die Verhältnisse des Landes gut zu kennen. Ihr könntet mir vielleicht gute Dienste leisten.

— Warum nicht, wenn wir uns erst näher kennen lernen.

Dann brach Jokel das Gespräch kurz ab. Inzwischen aber erwachte Cilli und begehrte nach dem Arzt. Sie war nicht im Stande, ihr Lager zu verlassen. Ein heftiges Fieber hatte sich eingestellt und der junge Arzt sah mit Schrecken die eintretende Lebensgefahr. Es mußte sogleich nach der Stadt um Arzeneien geschickt werden.

Ehe sie ankamen, verfiel die Kranke in ein heftiges Delirium. Es stellten sich Ausbrüche fieberhaften Wahnsinns ein, welche die Kunst des Doktors auf eine harte Probe stellten. Die Kranke fing an zu toben und zu schreien, man hatte zu thun, sie an Versuchen zum Selbstmord zu hindern. Da hier keine Aussicht vorhanden war auf schleunige Besserung, so richtete sich der Doktor förmlich häuslich ein auf der Alpe. Es wurde ein Schober in der Nähe ausgeräumt und zur Wohnung eingerichtet. Die Krankheit der Wittwe Stürmer dauerte volle acht Tage, während welcher der junge Arzt nicht von ihrem Bette wich und mit Jokel täglich vertrauter wurde. Aber auf alle neugierigen Fragen antwortete Jokel nur mit der Bemerkung, seine Patientin würde ihm schon sagen, was er wissen solle, und vielleicht noch mehr. Und so kam es auch. Als Cilli wieder zu sich kam und den fremden Mann sah, der so viel Sorgfalt für sie hatte, fühlte sie sich aufs Dankbarste gerührt. Die Vertrauten wurden von Stunde zu Stunde inniger, die jungen Herzen näherten sich mehr und mehr, und endlich schien es der Wittwe Stürmer als das kleinste Opfer der Dankbarkeit, das sie ihrem Retter darbringen konnte, daß sie ihm mit der größten Offenherzigkeit ihre traurigen Schicksale erzählte. Die kräftige Natur des jungen Weibes besiegte die Krankheit, ihr Körper erholte sich, ihre Reize erfrischten sich in der Bergluft. Ehe noch acht Tage um waren, konnte sie ihr Lager verlassen und an der Hand ihres Retters einen Spaziergang unternehmen. Der junge Arzt fühlte sich in seinem Innersten erregt. So viel Schönheit, so viel Unglück, so außergewöhnliche Umstände, endlich die außerordentliche Freude über den Triumph seiner Kunst, welche machte, daß er die wiedergenesene schöne Frau als sein Geschöpf betrachtete, als sein Eigenthum, da er ihr ein sonst verlorenes Leben gerettet hatte, Alles dies wühlte um so mehr den tiefsten Grund seines Herzens auf, da er in dem Gemüthe der jungen Frau die edelsten Saiten klingen hörte. Cilli ihrerseits war nicht minder bewegt, ihr Herz war tief gerührt, alle ihre Sinne sagten ihr, daß der junge Arzt ein schöner Mann, ihr Verstand sagte ihr, daß er ein edler Mann sei, aber alle Gefühle der Sympathie und Freundschaft, der Dankbarkeit und aufkeimenden Liebe waren nicht stark genug, das Gefühl der Rache zu überwältigen, welche dieses junge Herz in voller Gesundheit mit neuer Kraft überwältigte. In diesem Gemüthszustande befanden sich die beiden jungen Leute, als sie eines Abends — Hand in Hand — auf der Alpenwiese sich ergingen, während Jokel, aufs Aeußerste gelangweilt, in der Hütte hölzerne Figuren schnitzte.

— Alles, was Sie mir von Ihrem grausamen Schicksal erzählt haben, sagte der Doktor, überzeugt mich, daß es eine höhere Fügung ist, die mich mit Ihnen zusammenführt, denn merkwürdiger Weise bin ich in der Lage, Ihnen noch ferner nützen zu können. Sie haben mir das Vertrauen erwiesen, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, erlauben Sie mir, daß ich diese Offenherzigkeit erwiedere. Sie werden aus der meinigen entnehmen, daß es mehr als ein blindes Ungefähr ist, welches unsere Begegnung vermittelt hat. Mein Name ist Max Brivilliers. Ich bin der Sohn eines niederländischen Offiziers, der in dem Aufstande gegen die österreichische Regierung wegen angeblichen Hochverraths sein Port d'Epee und sein Leben verlor. Die Wahrheit war, daß er sein Vaterland und die Freiheit liebte, aber trotzdem Kaiser Joseph wie einen Gott verehrte. Er konnte es nicht über das Herz bringen, gegen seine Landsleute zu kämpfen, als sie nichts begehrten, als ihre uralten Freiheiten. Man stellte ihn vor ein Kriegsgericht, und General d'Alton ließ ihn auf der Stelle erschießen. Und doch war mein Vater ein treuer Anhänger des Kaisers, denn es gab kein ergebeneres Herz in den Niederlanden. Vergebens waren die nachträglichen Unschuldsbeweise, das Reglement und die Kriegsartikel hatten ihr Opfer, und meine Mutter verlor ihre Pension. Die Patrioten aber nahmen sich unserer an. Während mein Vater im treuen Dienste Oesterreichs nichts als Demüthigungen erntete, sorgten die Patrioten für seine Hinterlassenen, blos weil sie wußten, daß mein Va-

ter liberale Grundsätze hatte, die jedoch mit der Monarchie sich vertrugen. Diese Erfahrungen pflanzten frühzeitig in mein Herz große Bitterkeit. Als die Revolution kam, konnte ich dem Rufe derselben nicht widerstehen. Ich täuschte mich, wie viele Andere, in den damaligen Polen. Napoleon kam. Ich bewunderte ihn, ich liebte ihn, ich nahm Dienste unter ihm. Er zeichnete mich persönlich aus. Da ich zu schwach zu den großen Strapazen des Kriegsdienstes war, so ließ er mich meine Studien vollenden und theilte mich dem Dienste seines Generalstabs als Feldarzt und Ingenieur bei. Ich habe die Ehre, das Kreuz der Ehrenlegion und das Vertrauen meines Kaisers zu besitzen. Da das Land Tyrol dem Kaiser große Schwierigkeiten macht, so hat man mich hierher geschickt, um Erkundigungen einzuziehen. Da meine Mutter eine Deutsche war, so bin ich in der deutschen Sprache erzogen. Ich glaube, dem Kaiser große Dienste leisten zu können und bin seiner Belohnung sicher. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie an meiner Lebensgeschichte so innigen Antheil nehmen würden, wie ich an der ihrigen. Vielleicht wäre es für unsere Zukunft von Bedeutung, wenn Sie mich Ihrer Freundschaft würdigten.

Dabei küßte Brivilliers die Hand der Wittwe und schwieg bescheiden. Was er nicht vermuthet hatte war, daß Jokel herbeigeschlichen war und Wort für Wort die ganze Geschichte angehört hatte.

Die Wittwe Stürmer wußte nicht zu antworten. Es lag in diesen Worten ihres Arztes etwas, das sie verletzte. Sie war weit entfernt, in ihrem Herzen so sanften Regungen nachzugeben, wie sie des Doktors Herz bewegten. Sein Unglück lag in einer von Glück und Ehre bedeckten Vergangenheit, es waren nur Erinnerungen, das Schicksal hatte ihn tausendfach entschädigt. Anders war es mit ihr, Jakob Stürmer, der Todte, füllte noch ihr ganzes Herz aus, sie schlief mit seinem Namen ein und wachte mit seinem Namen auf, so sehr sie ihren Lebensretter verehrte, die furchtbaren Träume, die ihre Nächte ausfüllten, die kochende Leidenschaft in ihrem Blute, welche nach Rache lechzte, konnte Brivilliers nicht beschwichtigen. Da sie lange schwieg und nachsann über das ihr Erzählte, hatte Jokel Zeit, sich vorsichtig bemerkbar zu machen, so daß es schien, als sei er eben erst angekommen; er riß sie aus ihrer Verlegenheit und störte barsch die Unterredung mit einem kurzen:

— Grüß Gott!

Brivilliers war über diese Störung sehr betroffen, aber was Jokel jetzt sprach, war ihm so lieb, daß er es nicht bedauerte, denn ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß sein leicht erregbares Temperament, welches schon für Susi so lebhaft entbrannt war, ihn zu einer übereilten Unschicklichkeit verleitet hatte. Jokel glich das vollkommen aus durch folgende Anrede:

— Jetzt, liebe Leut', ist es Zeit, an unseren Abschied zu denken. Begehr der Herr Doktor seine Bezahlung, oder bleib die Frau Stürmer sie ihm schuldig, was ihm lieber sein wird, aber hier auf der Alpen können wir net bleiben, und mit dem jungen Grasteufel können wir net marschiren. Thu der Herr seine Schuldigkeit bei die Franzosen, damit's recht blutig hergeht, wie's mein' Freud' ist, dann wenn ihm noch mal träumt von der Frau Stürmer, so waß der Herr den Jokel in Fuschberg zu finden, der wird ihm Auskunft geben. Aber so viel könnt' ich dem Herrn im Voraus sagen, daß sie net eher heirathen wird, bis Keiner mehr lebt von den Mördern ihres Vaters. Da auf dem Zettel stehn sie Alle. Und obenan — der Haupt-Rädelsführer — der Andreas Hofer. Er ist dem Kaiser Napoleon sein grimmigster Feind. Also wann der Herr kein Windbeutel ist, wie es stark den Anschein hat — die 22 nimm der Herr auf sein Korn. So kann er im Kurzen a halbeter General oder so was — und vielleicht der Mann einer Wittwe werden, die a Bisl über 80,000 bairische Kronenthaler beim Kaufmann Abramsen in Amsterdam liegen hat. Das ist im Kurzen das Ganze. Aber es jungen Leut' brauchets drei Monate, bis es die Kurasch hättet, Euch das zu sagen.

Das war nun stark mit der Thüre ins Haus gefallen, aber den Umständen angemessen, wie

sich sogleich erwies. Denn Brivilliers wurde über und über roth und ergriff mit Hast den Blutzettel Jokels, und die Wittwe Stürmer sagte mit ihrer natürlichen Entschiedenheit:

— Wahr ist wahr, Herr Doktor, ich werd' ihn nie vergessen. Will er eine reiche Bezahlung annehmen, es wird mir lieb sein, ihm zu beweisen, daß ich meine Schuldigkeit kenne. Aber mein Herz, mein Herz, Herr Doktor, mein Herz — fordert nur Eines — der Jokel hat es gesagt. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird, ich bin für Nichts auf der Welt, als nur für das Andenken meines Vaters und meines Gatten — ich kenne kein anderes Gefühl, als die Rache — verzeihen Sie mir, edler Mann, diese Rache reißt mich von Ihnen, sie muß uns trennen — vielleicht auf Wiedersehen.

— Und wenn ich die Bedingung löse? fragte jetzt Brivilliers mit gewohnter sanguinischer Extase.

— Dann, sagte Jokel, und seine Augen strahlten von lebhaftem Vergnügen, indem er Cilli bei den Schultern nahm und sie in die Arme des Doktors warf, dann ist sie Euer mit Leib und Seele, uud wenn sie es heute zehn Mal verschwören sollte.

Cilli ließ es geschehen, daß der Doktor sie umarmte.

— Er hat Recht! sagte sie kalt, und man hörte wieder das Knirschen ihrer Zähne, das sie bei jeder heftiger Aufregung an der Gewohnheit hatte.

Die Patrioten.

Beim Sonnenbräu in Insbruk im geräumigen Saale waren die Häupter der Patrioten, einer Verbindung, die beim Wiener Hofe großen Einfluß und bedeutenden Anhang besaß, zu einer Berathung versammelt. Es waren etwa zwanzig auserwählte Leute, an deren Spitze der junge Baron Hormayr stand, ein Mann von großem Geiste und erfinderischem Talente, doch zu jung und ungeprüft, um jene männliche Thatkraft zu besitzen, deren große Werke in so hohem Grade bedürfen; er war von frischem Aussehen und kräftigem Körperbau und der erste Blick verrieth ihn als einen geborenen Tyroler, doch war seine ganze Erscheinung voll jener jugendlichen Anmaßung, die großen Talenten häufig eigen ist und denselben leicht die Achtung der Verständigen zu rauben pflegt. Die ganze Versammlung bestand überhaupt — und dies war das Unglück Tyrols — aus fast nur jungen Leuten, die Alle zwar das Wohl des Kaiserhauses und ihres Vaterlandes wollten, aber in ihrem jugendlichen Enthusiasmus mehr oder weniger zu unrichtigen Mitteln griffen, entsprungen aus der irrigen Auffassung der Verhältnisse ihrer Landsleute und ihrer Leidenschaften und Vorurtheile, und indem sie ihre kleine Versammlung voll edler und hingebender Aufopferung für das Vaterland als den Maßstab betrachteten, nach welchem sie die große Menge zu beurtheilen hätten.

Es kann hier nicht unser Zweck sein, alle die dort vorgekommenen Reden und Debatten aufzuführen, sondern es sei nur erwähnt, daß der eigentliche Zweck derselben die Begeisterung der Versammelten für den Tyroler Aufstand gegen den Eroberer Napoleon war, und dann: demselben einen Anführer, eine Spitze zu geben, die jedoch von der Art sein mußte, daß man im Tyroler Volke auf bedeutende Sympathie und Hingebung rechnen durfte. Es war dies keine leichte Aufgabe, und der Präsident der Versammlung, Baron Hormayr, hatte es sich vorgenommen, den Sandwirth Hofer, der ohnehin schon einen großen Anhang im Volke hatte, zum Anführer vorzuschlagen, indem er dabei zugleich seine Pläne und Ansichten durch den Aberglauben und die Vorurtheile Hofers sowohl als des Volkes motivirte.

Dem Kaiserhause und dem Vaterlande auf diese Art zu dienen, erfuhr jedoch von Seiten einiger Ehrlicheren heftigen Widerspruch, und einer der Aeltesten der Versammelten, Timotheus, ein kühner und entschlossener Mann, protestirte mit aller Energie seines feurigen Rednertalents dagegen, dem Vaterlande und den Zwecken des Vereins durch solche Mittel und

Kunstgriffe nützlich zu sein. Die heftigen Reden des Timotheus hatten den größten Theil der Versammelten gegen den Baron Hormayr eingenommen und man bestürmte denselben von allen Seiten mit Vorwürfen über seine versteckte Handlungsweise, als man plötzlich durch die Fenster den hellen Schein von Fackeln erblickte und in demselben Augenblick das vielstimmige Jubelgeschrei vernahm:

— Vivat, der Hormayr soll leben! Vivat, unser Herr Intendant soll leben! Vivat, der Erzherzog Johann! Vivat, der Kaiser!

Es war eine glänzende Genugthuung für Hormayr's empfindsames Herz, in dem Augenblicke, wo seine besten Freunde mit ihm unzufrieden schienen, solche Huldigungen seiner Landsleute zu empfangen. Es währte nicht lange, so stürmten alle die Häupter des Tyroler Aufstandes, welche die Geschichte kennt, herein, um den Mann zu umarmen, der für sie in dieser Zeit Alles war, der Repräsentant des Kaisers, der theilnehmende, begeisterte Führer und Landsmann, ihr Rathgeber, ihr Freund und ihr Herr. Die Freude des Wiedersehens war lebhaft, fast roh und leidenschaftlich, die Umarmungen, die Händedrücke, die begeisterten Ausrufe wollten kein Ende nehmen. Unten auf der Straße ertönte die Volkshymne und tausend Stimmen sangen das tief ergreifende „Gott erhalte!" ganz Insbruck erglänzte von tausend und aber tausend Lichtern, es war ein Festtag der ernstesten und heiligsten Bedeutung. Denn draußen im Flachland tobte bereits der Krieg in seiner schrecklichsten Wuth, die französische Arme ging ihren blutigen Weg an der Donau hin und der Erzherzog Karl machte ihr vergeblich jede handbreit Erde streitig. Tyrol, Tyrol allein stand, eine hohe Feste, mitten im Kriegsgetümmel, mit über die Wolken ragendem stolzen Haupte. Der Intendant von Tyrol empfing mit Würde und Herzlichkeit die feierlichen Deputationen von Tyrol, die Häupter der hohen Geistlichkeit, die obersten Gerichtspersonen, Bürgermeister und Amtleute und Alle kannten Hormayr persönlich, sie brachten ihm im Namen des ganzes Landes die Versicherungen der Treue und der Entschlossenheit, Tyrol bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Während Hormayr beschäftigt war, diese Deputationen zu empfangen, hörte man plötzlich eine lärmende Fanfare, Trompeten, Pauken und Cimbeln in wahrhaft türkischen Akkorden, das Volk brachte in tollem Jubel, unter endlosem Vivatgeschrei den Helden des Volkskriegs, Andreas Hofer, auf den Schultern getragen. Jetzt war der Tyroler Ausschuß vollzählig, es fehlte kein bedeutendes Haupt, mit Ausnahme des in Tyrol hochgefeierten Prinzen Johann. Der Freiherr von Hormayr ward fortgerissen von dem allgemeinen Rausche der Begeisterung, sein Gesicht strahlte von Glück und Hoffnung, als er Andreas Hofer jetzt im Angesichte vieler Zeugen im Namen seines Kaisers umarmte, er fühlte sich wie ein höheres Wesen und schwelgte in den Illusionen einer improvisirten Diktatorrolle. Nur die Gefühle sprachen, die Wünsche glaubten an ihrer Erfüllung, kein Mensch glaubte an ein Mißlingen des Aufstandes; die übertriebensten Hoffnungen, die abenteuerlichsten Gerüchte und Kombinationen versetzten Jedermann in Entzücken. Man ließ England, Rußland, die Welt sich gegen Napoleon verbünden, man theilte Frankreich, man stellte das heilige römische Reich wieder her, der Freiherr von Hormayr träumte sich ein Gott zu sein, der Europa den Frieden gebe. Bis gegen Sonnenaufgang dauerte die allgemeine Berauschung — endlich erloschen die Feuer der Patrioten, die Lichter an den Fenstern der Insbrucker, die Musikbanden verstummten, die Patrioten zerstreuten sich allmählich, die Straßen wurden menschenleer und der Traum verrauchte. Erschöpft fand sich der Freiherr von Hormayr endlich in seinem Schlafzimmer allein, aber sein unruhiger Geist verstattete dem Körper keine Rast; der Ehrgeiz hat keinen Schlaf. Nach einer kurzen Rast erhob sich Hormayr von dem Sopha und verließ heimlich das Haus. Geräuschlos öffnete ihm sein Diener die Hausthüre und der Freiherr ging nun durch die menschenleeren Gassen hinaus vor das Stadtthor. Hier bog er in einen umzäunten Weg ein, der zu einem Landhaus führte, welches, in einem

Gebüsch versteckt, kaum zu bemerken war. Er öffnete mit einem Schlüssel, den er bei sich trug, die Gartenthür und trat in das Innere der eleganten Villa. Auf weichen Teppichen schritt er durch einen Gang, an dessen Ende sich eine kleine Thüre zeigte.

Einen Augenblick verweilte der Freiherr vor diesem Eingang und horchte mit angehaltenem Athem. Er hörte nichts, als das Picken einer Uhr.

— Sie schläft, sagte er leise vor sich hin, sie erwartet mich nicht mehr. Ob ich sie störe?

Er überlegte eine Weile, aber sein ungestüm pochendes Herz machte bald allen seinen Bedenklichkeiten ein Ende Er öffnete sachte die Thür. Balsamische Wohlgerüche dufteten ihm entgegen. Aber ein rosiger Lichtschimmer blendete seine Augen, das Licht der anbrechenden Morgensonne vermischte sich mit den Strahlen einer roth glühenden Nachtlampe, welche mit ihrem Lichte ein seidenes Lager unter blauem Baldachin beleuchtete. Auf diesem Pfühl lag ein schönes Weib von etwa zwanzig Sommern, im batistenen Schlafgewande, fast unbedeckt. Ihre blonden, weichen Locken fielen aufgelöst über den weißen Nacken, ihr schönes Antlitz war von Schimmer übergossen. Der Oberkörper des schönen schlafenden Weibes drängte sich aus der Decke hervor und ein feiner zarter Gliederbau lag fast enthüllt vor den Blicken des entzückten Freiherrn. Er beugte sich über die schöne Schläferin und hauchte einen Kuß auf ihre feinen Lippen. Ein reizendes, schalkhaftes Lächeln erwiederte diesen vertraulichen Gruß, zwei zarte, Arme streckten sich nach ihm aus und zogen ihn an sich; mit einem tiefen Seufzer drückte das schöne Weib ihren Freund ans Herz.

— Du hast also nicht geschlafen, Spitzbübin? sagte Hormayr.

— Ich wußte wohl, daß Du kommen würdest!

Und sie verschlang ihn mit feurigen Küssen. Eine glückliche Stunde ließ die beiden Liebenden Alles um sich vergessen. Endlich beruhigten sich die aufgeregten Sinne und der Freiherr begann folgendes Zwiegespräch:

— Ich habe die Wirkungen Deiner Liebe gesehen, sagte Hormayr, wie hast Du es angefangen, mir einen solchen Empfang zu bereiten?

— O, es war sehr leicht! Diese Tyroler sind komische Käuze. Sie halten auf große Sittenstrenge und Tugend — man kann daher Alles aus ihnen machen, wenn man — nicht tugendhaft, sondern klug — und schön ist. Ha, ha — Du glaubst wohl, ich bin Dir untreu geworden — ich sage Dir, Alles das hat mich nichts gekostet, als zuweilen ein schmachtendes Lächeln, eine feine Schmeichelei, der höchste Preis, den ich bezahlt habe, war — ein Kuß — verzeih mir, es geschah ja nur für Dich und — der Mann war schön!

— Und wer ist dieser gefährliche Nebenbuhler?

— Es ist ein Mann mit einem vernunftwidrig großen aber schönen Bart! sagte Lina lachend.

— Wie, Andreas Hofer, der ehrsame Gatte? fragte der Freiherr.

— Derselbe ließ sich herab, eine schöne Wienerin zu küssen. O, wenn Du es gesehen hättest, Peppi, es war zum Todlachen. Er stellte sich an, als ob er den Leib Christi in Empfang nehmen sollte — ich ließ ihn knieen — ich werde es nie vergessen — es war zu lustig. Nur an dem Starrkopf Timotheus scheiterten alle meine Künste — ha — der Wildfang!

— O, ich weiß wohl, er ist mein gefährlichster Freund! Auf ihn allein würde ich nicht eifersüchtig sein, wenn Du ihm auch mehr gäbest, als einen Kuß, er ist es werth — gewinne ich ihn, so habe ich Alles gewonnen — gewinne ich ihn nicht, dann ist Alles umsonst. Er wird alle meine Pläne zerstören, er wird mich tödten, wenn es darauf ankommt, o Lina, wenn Du mich liebst, so gieb ihm Alles, was Du gewähren kannst, er allein kann uns unaussprechlich glücklich machen. Ich werde Dich reich machen, wie eine Königin — es ist das größte Opfer, das ich ihm bringen will, Dich, Lina, so lange — bis er unser ist.

— O, sagte Lina mit einem Ausdruck tief verborgener Leidenschaft, ich habe wohl gesehen, was der Mann ist — er allein ist — ein Mann

— ich — ich — ja ich muß es Dir sagen — ich habe ihm — ehe Du es erlaubtest — aus Liebe zu Dir schon Alles geben wollen — ich habe mich erniedrigt vor ihm — ach, ich bin so weit gegangen — so weit — ich schäme mich, es Dir zu sagen — ich ließ mich von ihm finden — wie Du mich heut gefunden hast — noch mehr, ich — jetzt fing Lina plötzlich unbändig zu lachen an.

— Kurz und gut, sagte Lina, wir haben mit einander die Geschichte vom keuschen Joseph aufgeführt — er riß vor mir aus, wie vor einem wilden Thier — dort sieh, Josephs Mantel liegt dort — laß ihn in den tiefsten Kerker werfen — denn er hat mich verschmäht und er ist Dein Feind.

— Das ist mehr, als ich von Dir erwartet habe, sagte Hormayr empfindlich und höchst überrascht, das ist wohl mehr als Freundschaft für mich.

— Es ist möglich, Peppi, sagte Lina treuherzig und ernst, er ist mehr, als ein schöner Mann — er ist ein Gott — aber ich hasse ihn jetzt, ich wünschte nichts, als Dir Gewalt zu geben, um ihn mir zu überlassen — o ich würde mit seinem Starrkopf fertig werden, ich würde ihn mit glühenden Zangen zwicken und zwingen lassen —

— Dich zu lieben? fragte Hormayr.

— Ja, ich gestehe es Dir, Hormayr, antwortete Lina, er ist der einzige Mann, der Dir in meinem Herzen gefährlich werden könnte, er hegt glücklicher Weise nur die tiefste Verachtung für mich. Du mußt ihn aus dem Wege räumen. Seit ich ihn gesehen habe, fange ich an, mich über mich zu schämen — er wird es aller Welt sagen.

Das ist wohl möglich, ich habe mit ihm eine Scene gehabt, aber ich hoffe, er wird mir zur Liebe doch schweigen; er liebt mich, wenn er auch mit mir umgeht, wie mit seinem Feinde, er wird mich und Dich nicht kompromittiren, es ist gut, daß ich Alles weiß.

— O zähle nicht auf seine Freundschaft, er liebt Dich nicht, er kann Dich nicht lieben, er ist ein starker Charakter, Du bist es nicht, er haßt Dein weibisches Wesen, sagt er — verzeih, es sind seine Worte — und in der That, Du bist ein lieber, schwankender, wankelmüthiger Gefühlsmensch — aber dennoch will ich ihm sein Spiel verderben, er ist herrschsüchtig, aber ich will ihm beweisen, daß man nicht ohne die Weiber regieren kann, ich will Dich, ihm zum Trotz, zum — Grafen von Tyrol machen!

— Oho, Lina, sagte Hormayr, nicht so hoch hinaus! Ich bin zufrieden, wenn ich das Portefeuille eines Ministers erhalte.

— Graf von Tyrol mußt Du werden! sagte Lina, halb im Scherz, halb im Ernst, und gerade deswegen, weshalb dieser Timotheus Dich verachtet, weil Du ein Gefühlsmensch bist, weil Du mich liebst, weil Du Dich von mir ein wenig regieren lassen willst, Du siehst, ich habe mein Spiel gut angefangen.

— Du nimmst mich für etwas zu schwach! sagte Hormayr halb geschmeichelt, halb verdrießlich, ich werde —

— Ach, Du wirst nichts, als mich lieben, Peppi, laß mir meine Freude, laß mir die Einbildung, daß Du Alles thun wirst, was ich Dir sage und befehle. O, es ist so süß, Euch Herren der Schöpfung zu regieren — zu meinen Füßen Sklave — o, Hormayr'chen, thue mir den Gefallen und falle vor mir auf die Kniee nieder — bete mich an, wie Du schon oft gethan!

Lächelnd kniete der Freiherr zu ihren Füßen nieder.

— Ich bete Dich an, mein Engel!

— Das ist nicht genug, sagte die muthwillige Lina, ein Sklave küßt die Füße seines Herrn.

Und sie reichte ihm zuversichtlich den schönsten, kleinsten, weißesten und reizendsten Fuß dar, den je die Schöpfung gesehen — ihr Wille geschah ohne Widerrede.

— Nicht genug — mein Sklave wirft sich auf das Angesicht vor mir!

Und siehe da — der stolze Freiherr warf sich lachend auf sein Angesicht. Jetzt aber setzte die schöne Lina ihren Fuß auf seinen Nacken, erhob sich von dem Pfühl und schritt über den Geliebten hinweg, indem sie sagte:

— Nun stehe auf, Graf von Tyrol — ich bin Deine unterthänige Sklavin!

— Immer die alte, ausgelassene Kokette! sagte Hormayr sie küssend, wann wirst Du wohl vernünftig werden? Aber ich wäre doch neugierig, zu erfahren, wie Du es anfangen willst, mich zum Grafen von Tyrol zu machen? Du weißt wohl nicht, daß der Kaiser allein Anspruch auf diesen Titel hat. Und nach ihm die Prinzen des Hauses.

— O, das ist leicht! sagte Lina, sich vor den Spiegel stellend, ich werde zuerst diese Bären, Deine Landsleute, zähmen — es ist mir schon mit den Meisten gelungen — dann werde ich mich an höhere Personen wenden, denen Lina durch den hohen Adel ihrer Natur empfohlen ist, durch ihre „Azuraugen," wie Du sie nennst, durch ihren „medizäischen" Wuchs, durch ihren „attischen" Witz, durch den „Ambraduft" ihres Hauses, durch ihre „Perlenzähne" und das „goldene Sternenhaar der Berenice." Alle diese Reichthümer werde ich aufbieten, um Dich zum Grafen von Tyrol zu machen. Was kann der Kaiser Geringeres für Dich thun? Willst Du Dich mit einer Hofrathstelle abspeisen lassen? Brauche ich nicht allein so viel, wie ein Hofrath der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei? Du bist zu bescheiden, Hormayr — man muß Kaiser werden wollen, um Statthalter zu werden.

— Es ist wahr! sagte Hormayr, Statthalter von Tyrol, das ginge — und den Titel eines Grafen kann man mir auch geben — und so kann ich wohl ein Graf von Tyrol werden. Aber ich würde Dich nicht zur Gräfin von Tyrol machen können.

— O, was das betrifft, sagte Lina, mir genügt der Titel einer Gräfin von Meran. Doch was ist Dir? Du wirst so blaß?

In der That entfärbte sich der Baron. Eine angestrengte Reise, die durchwachte Nacht und die Berathungen in seinem Innern. Der Graf von Tyrol machte ihn schwindeln — er sank ohnmächtig zu Boden. Mit Mühe brachte ihn Lina auf ihr Lager.

Die Ohnmacht ging bald vorüber, aber dafür schloß der Schlaf seine Augen. Mit liebender Sorgfalt zog Lina die Gardinen des Lagers zu, daß die bereits stechenden Strahlen der Sonne ihn nicht trafen und der Freiherr versank in fieberhafte Träume. Der Traumgott zog den Vorhang von der phantastischen Zukunft, die der Geist Hormayr's sich mit lebhaften Farben ausmalte. Er sah sich angethan mit dem Hermelin auf sammetnem Thron sitzen und die Stände von Tyrol vor ihm huldigend auf den Knieen liegen. Er hielt eine Rede an sie und sprach mit Begeisterung von den Plänen der Volksbeglückung, die er im Herzen trug; er verhieß ihnen Wohlstand, kriegerische Ehre, Blüthe aller Wissenschaften und Künste; er versprach, seinen letzten Blutstropfen dem theuren Vaterlande zu weihen. Der römische Kaiser selbst im großen Ornat setzte ihm die Grafenkrone auf — das Volk jubelte und rief: Es lebe der Befreier des Vaterlandes — es lebe der Graf von Tyrol!

Zitternd vor Aufregung erwachte der ehrgeizige Träumer. Er riß die Gardinen des Bettes auf — Lina war verschwunden — das Gestirn des Tages glänzte in voller Pracht. Und Hormayr richtete sich auf im Bette und sagte:

— Ich will das Gute! Ich will das Glück des Volkes! Ich will treu sein dem Kaiser! Ich will nicht, was die Welt verdammen könnte! So möge mir denn der Himmel beistehen, daß dieser Traum wahr werde! Oder wenn es meine Bestimmung sein sollte, unterzugehen — o Gott — so gieb mir ein Zeichen!

Und er versank neuerdings in Schlaf. Plötzlich fuhr ein heulender Sirocco durch die Räume der freistehenden Villa. Dicke schwarze Wolken wälzten sich von den Bergen herab und es wurde nachtfinster. Ein schwarzer Fittich von Nachtgedanken breitete sich über die Augen des Freiherrn aus. Und aus der Finsterniß trat das Bild des ernsten Timotheus vor seine Seele. Seine Miene war nicht streng, wie gewöhnlich, sondern traurig und theilnehmend, er schien nicht mehr dem irdischen Dasein anzugehören, sein Gesicht war verklärt durch die sichtbare Weihe

überwundener Schmerzen. Er erhob seine Hände segnend gegen Hormayr und sprach:

— Gehe hin und Dein Schicksal erfülle sich! Leere ihn aus bis zur Hefe, den Giftbecher grausamer Selbsttäuschung! Dein Geist wird einst groß werden und gereinigt Segen über das Land verbreiten, aber Du wirst Dein Ziel nicht erreichen. Das Gestirn des Jahrhunderts wird erlöschend Dich vernichten! Das Volk, dem Du Dich opfern willst, wird Dir mit Undank und Verachtung lohnen. Man wird Deine Fehler groß und Deine Tugenden klein machen. Selbst die Besten werden Dich verkennen, Dich verwünschen, Dich mit Schmach bedecken. Deine Freunde werden den Opfertod sterben und Du wirst als ihr Mörder verklagt werden. Das Volk wird Dich einen Verräther, Dein Kaiser Dich einen Rebellen nennen. Man wird Dich meiden, wie Hiob, da er voll Schwären und Aussatz war, die Frommen werden sich kreuzigen, wenn sie Deinen Namen nennen, Dein Vaterland wird Dich ausstoßen und die heimathliche Erde wird nicht einmal Deinen Leichnam in sich aufnehmen. Gehe hin und trage Deinen Fluch, auf daß er dereinst zum Segen für Dein Volk werde. Denn über Deinem vergessenen Grabhügel, wo Dir kein Herz nachweinen wird, mag dereinst die Sonne aufgehen, die das Weltall mit einem neuen Lichte erleuchten wird. Dann erst wird Tyrol werden, was es werden soll: Der Tempel einer ewigleuchtenden Sonne der Wahrheit und Naturerkenntniß! Gehe hin und trage Dein Schicksal!

Hormayr erwachte. Lina stand lachend vor ihm und sagte:

— Guten Morgen, Graf von Tyrol! Eure Erlaucht schlafen bereits bis zum hellen Mittag.

Der Freiherr aber rieb sich verdrießlich die Augen und sagte:

— Du bist ein boshaftes Geschöpf, Lina, warum hast Du mich so lange schlafen lassen, ich träumte so schön Anfangs und nun — ist Alles weg — ich bin recht böse.

— Du abergläubisches Kind! sagte Lina ihn küssend, folge nur mir und ich will Deine schönen Träume wahr machen. Aber hüte Dich, ein Mann sein zu wollen, da Du nichts bist, als mein Sklave, mein lieber, guter Joseph, der einer Potiphar noch nie widerstanden ist. Spaß bei Seite, Kind, wenn ich Dich nicht zum Grafen von Tyrol mache, Du wirst es von selbst nie werden.

— Du kannst wohl Recht haben, Spitzbübin, ich liebe zu sehr die Menschen, besonders Deines Geschlechts und wenn sie aussehen wie Du!

Jokel.

Auf unwegsamen Umwegen erreichte endlich Jokel mit Cilli Stürmer die Grenze von Baiern. An dem ersten Markstein, den die beiden Flüchtlinge fanden, warf Jokel seinen Bündel zu Boden und lud Cilli ein, darauf Platz zu nehmen und auszuruhen. Sein Geist schien mit einem wichtigen Vornehmen beschäftigt.

— Bis hierher und nicht weiter, sagte er, hier ist die Granitz — zwar ist jetzt eine Zeit, wo man sich um Grenzen nicht kümmert, aber hier bist sicher — denn Meilen weit einwärts ist kein Landstürmer zu sehen und die Salzburger san etwan keine Tyroler; wann die Knödeln weich sein und der Speck wohlfeil is, so werd's morgen Franzosen oder Türken. Denen haben die Nachbarn schon die Mucken genummen, sie wissen, wo Bartel Most holt und die Baiern kommen auch schon herüber und machen se g'scheit. Eine kleine Stunde von hier aber liegt a bairisches Tataschman, das heißt, es san bairische Soldaten da — jetzt aber is es Zeit, Cilli, daß wir mit einander abraten.

Cilli Stürmer hörte diese Worte nicht ohne Beklommenheit; obwohl sie Jokel haßte aus alter Zeit und Furcht hatte vor seinem bösartigen Wesen, so konnte sie nicht ohne Angst und Leid daran denken, daß sie seines Schutzes nun beraubt werden sollte. Sie sagte daher mit aufrichtigem Gefühle:

— Du willst mich verlassen, Jokel, es wird mir sehr leid thun. Bist Du doch das einzige Wesen, das sich meiner annimmt.

— O, was das betrifft, sagte Jokel, wer so sauber ist, wie Du, der findet überall Wesen,

die sich seiner annehmen, besonders wann's a Geldl spüren — Du hast gesehen, wie g'schwind der Doktor auf dem Untersberg anbissen hat, und wär' i net dabei gewest, wer waß, was g'schehn wär'.

Cilli seufzte — sie erinnerte sich der aufopferungsvollen Gutmüthigkeit ihres Retters und bereute fast, sich von ihm getrennt zu haben; sie mußte sich in der That gestehen, daß ohne Jokels Dazwischenkunft die Sache anders geworden wäre. Sie hatte seine Dienste ausgeschlagen, um Jokel blindlings zu folgen, und jetzt sollte sie auch von ihm verlassen werden. Aber sie ahnte nicht, was ihr bevorstand.

— Höre mich an, Cilli, sagte Jokel, Du bist ein resolutes Weibsbild, um Dich ist mir net bang', Du wirst überall Dein Glück machen und es kann Dir net leicht unrecht gehen. Aber um einen Gedanken gescheiter mußt Du werden. Ich habe Dich aus den Händen der Mörder Deines Vaters gerettet, das ist wahr, Du warst mir Dank schuldig, aber so ganz mir anvertrauen hätt'st Du Dich net sollen. Ich mein's ehrlich und gut mit Dir, wie ich's mit keinem Menschen noch g'meint habe, aber ein Denkzedel muß ich Dir geben auf die Reis', damit Du ein anders Mal kein Menschen mehr blind vertraust. Du bist noch ein Kind und kannst net zeitlich g'nug erfahren, was die Menschen werth sind. Komm setz Dich her zu mir und laß Dir meine Geschichte erzählen.

Damit rückte er dicht an Cilli heran mit einer bisher ungewohnten Vertraulichkeit, nahm ihre kleine Hand in die seinige und sagte mit seltsamem Ton:

— Siehst, lieber Schatz, ich hab' Dich halt gern — weißt Du, was das zu bedeuten hat?

Cilli schwieg, aber eine Thräne, die über ihre Wangen rollte, sollte Jokel sagen, daß sie mit Rührung sein Bekenntniß empfing.

— Mitleid? fuhr Jokel fast grimmig auf. Pfui Teufel! Dein Mitleid brauch' ich net! Wer mich net mag, der mag's bleiben lassen. Du weißt, ich hab' Dich nie gebeten, daß Du mich gern haben sollst, dazumal, wie der Stürmer Dein Herz mit Flennen und Rühren erobert hat; ich bin kein solcher Stutzer, der auf den Knien seinem Madl' nachrutscht — aber glaub' mir, auch ich hab' ein Herz — gehabt — und hab' noch eins, wann's auch schon ein Tetsch hat. Du hast mich gehaßt und veracht't, weil ich rothe Haar' und weil ich, wie die Leut' sagen, ein schlechtes Herz gegen die Menschen hab'? Aber was haben denn diese weichherzigen Menschen für Dich gethan? Dein guter Herr Vater hat Dich mit seiner Affenlieb' verhätschelt. Er hat Dich verzogen; statt Dich zu karbatschen, wenn Du's verdient hast, hat er Dir Alles durchgehen lassen. Numero Zwei — Dein Liebhaber und Mann, der gute Kerl — die ganze Stadt hat ihn gern g'habt, weil er ein so gutes Herz hatte — aber was hat das gute Herz an Dir gethan? Damit er seine Hochzeit net versäumt, hat er das Leben Deines Vaters und das Deinige auf's Spiel gesetzt und den Tod von fünf Menschen verschuld't. Und die guten Fuschberger, lauter herzbrave Leut', im ganzen Land b'rühmt wegen ihrer Gutmüthigkeit, die Fuschberger hab'n Dein Vatern umbracht und kein Mensch in der ganzen Stadt is Dir beigesprungen, als der rothköpfige, boshafte Jokel! Er hat Dich durch dick und dünn, über Berg und Thal geführt aus dem Thal der gutmüthigen Leut' und hat sein Leben für Dich gewagt und wer waß, was noch geschicht, wann ich heim komm'. Siegst es, so geht's in der Welt.

Diese Worte machten einen tiefen und schmerzlichen Eindruck auf Cilli. Sie konnte sich nicht verhehlen, welche tiefe Wahrheit in Jokels Worten lag. Sie fühlte eine Art von Achtung vor diesem gemüthslosen Wesen, das doch für sie so viele Theilnahme zu haben schien.

— Siegst es, so geht's in der Welt, fuhr Jokel fort, indem er Cilli's Hand drückte, daß es ihr wehe that, und diese guten Menschen, welche die Leute umbringen, welche jetzt in Tausenden aufstehen, um Mord und Todtschlag zu begehen, die ihre Weiber und Väter und Kinder dem Elend preisgeben, aus lauter gutem Herzen, und für Sachen in den Krieg ziehen,

die sie net verstehen, diese guten Menschen, die oft Millionen ihrer Nebenmenschen unglücklich machen, sie werden von den Weibern geliebt und vergöttert, während den Jokel Niemst liebt und Jeder mit Füßen tritt.

— Ich bin Dir ja gut, Jokel! sagte Cilli halb gerührt, halb geängstigt. Sag', was Du von mir forderst, ich will Dir's ja geben, ich will Dir Geld geben, so viel Du willst, und ich werde Dich nie vergessen und Dir ewig dankbar sein.

— Geld willst mir geben, Cilli? sagte Jokel, und wenn ich Dein Geld haben wollt', hätt' ich Dir's net schon nehmen können und könnte ich's nicht noch nehmen? Wer hindert mich daran. Schau Dich um — auf zwei Stunden Weges lebt hier kein Mensch, hört uns kein Mensch, sieht uns kein Mensch, tiefer Wald um uns her und es schaut aus in dem Wald, als ob selbst die Holzknecht net viel hierher kommen. Ich will Dein Geld net — oder vielmehr, Dein Geld is mir lang net g'nug, für das, was ich an Dir gethan hab', ich will net Dein Geld — allein — ich will Dich!

Damit riß er sie mit Gewalt an sich und sagte mit Ungestüm:

— Siegst, Cilli, ich hab' Dich in meiner G'walt, Dein Geld und Dich, Du bist ein schwaches Weib und ich nehm's mit drei Männern auf — hör' mich an, Cilli, was ich Dir Alles thun könnt', um Dich zu strafen, weil Du mich veracht' hast; ich könnte Dich binden und Dir Dein Muthwillen zahlen — und Dir eintränken den „Rothschädl", den Du als Schulkind mir so oft zugerufen hast, ich könnt Dich, wie man schlimmen Kindern thut, peitschen bis vufs Blut, ich könnte Dich dann todtstechen und im Wald vergraben — und kein Hahn thäte nach Dir krähen. Und mit Deiner Brieftaschen kann ich bis nach Frankreich und Holland, ich könnte Dein Vermögen dort erheben und kein Hahn, sage ich Dir, kein Hahn thut darnach krähen!

— Barmherzigkeit, Jokel! schrie Cilli und fiel vor ihm auf die Knie. Sprich, fordere, was willst Du? Ich will Dir Alles geben — nur schone mein Leben!

— Narrl! sagte Jokel lachend, wer sagt Dir denn, daß ich Dir das Alles thun will? Ich sag' nur, ich könnte es thun. Aber der Jokel is kein guter Mensch — er hat wohl auch heißes Blut, das kocht, wenn er neben Dir sitzt, aber er ist kein guter Mensch, er thut nix aus gutem Herzen, er hat kein Mitleid und kein Erbarmen, besonders da, wo's nix nutzt, er thut Dir nix — Pfiad Gott, Cilli! Du bist frei und gerettet — ich will Dein Geld net und i kann Dich entbehren — Adio!

Damit machte er sich auf und fügte hinzu:

— Auf dem Durchhau kommst in einer Stund' zu ein bayrischen Vorposten. Ich will Dir nix abtrutzen. Net a Mal an Pfiad Di Gott! Net a Mal an Zwanziger! I kann mi regieren, i brauch nix und mag nix, als was Du selber geben willst. Leb' wohl! und denk' an die Lektion, die Dir der Jokel gegeben hat!

— Bleib Jokel! sagte jetzt Cilli und ihre Augen standen in Thränen, wir hab'n noch net ausg'redt!

— Mich foppst net, Cilli! sagte Jokel barsch und wild. Was hast Du mit mir zu reden? Wir haben ausg'redt! I kenn' Di und Du kennst mi —

— Bleib, Jokel! wiederholte Cilli, wir hab'n noch net ausg'redt!

— Laß mich gehn, Cilli! schrie Jokel jetzt mit furchtbarer Wildheit. Rühr' net auf das höllische Feuer in mir — denn wanns a Mal brennt, so brennts wie sich's g'hört — bedenk' Dein Leib und Dein Leben, bedenk' Dein franzö'schen Doktor auf'n Untersberg — denn wann Du das Wort noch ein Mal sagst, dann kann's Dich Alles kosten, wann mir's net recht ist, was Du sagst.

Und Cilli wiederholte fest und entschlossen, aber mit kochendem Blute:

— Bleib, Jokel — wir haben noch net ausg'redt!

— Juchhe! schrie jetzt Jokel jubelnd auf und schoß seine Büchse in die Luft. Todt oder lebendig mein g'hörst, Cilli!

Aber Cilli war in der That schon so bleich wie der Tod. Eine furchtbare, tiefe Leidenschaft war in ihrem Innersten ausgebrochen. O, das war nicht Liebe gewesen, was sie für Stürmer empfunden hatte, diese schmachtende Zärtlichkeit, das war nicht Liebe, was ihre Sinne bezwang und ihr Blut in Wallung brachte — dieses elektrische Zusammenschlagen verwandter Seelen, dieses Aufgehen einer Seele in der anderen, diese Harmonie des Uebersinnlichen, gleichviel, ob dem Himmel oder der Hölle verwandt — diese Liebe war erst für den furchtbaren Charakter erwacht, den Jokel ihr jetzt vollständig enthüllt hatte.

Jokel sah wohl, was in dem jungen Weibe vorging. Er setzte sich ruhig zu ihr, ohne Zudringlichkeit, und, wieder in sein Phlegma zurückfallend, stopfte er sich seine Pfeife und sagte:

— Laß gut sein, Cilli! Es hat Dich angegriffen! Es ist gleich vorbei! Hör' mich an, Cilli!

Aber ehe Jokel fortfahren konnte, unterbrach Cilli ihn durch ein heftiges, krampfartiges Schluchzen, welches laut durch den Wald tönte. Ströme von Thränen rannen über ihre bleichen Wangen, sie erhob flehend ihre Hände zu Jokel und warf sich endlich mit wildem Ungestüm an seine Brust.

— Laß rinnen, Cilli, sagte Jokel mit Frohlocken. Laß rinnen, jetzt rinnt Dein butterweiches Herz aus und Deine Krankheit. Es ist gut so. Laß rinnen! So ist's mir auch gangen, bevor ich hart worden bin. Es wird gleich vorbei sein, und dann wird Dir eine andere Welt aufgehn! Besser jung als alt, so was — Du bist zu weich noch — das ist die Schwachheit, die davon geht. Laß rinnen!

Und er rauchte ruhig seine Pfeife und fuhr fort:

— Du weißt, daß i nix bin und nix hab', man nennt mich in Fuschberg einen Wilddieb, einen Vagabonden, einen Sonderling. Man erzählt sich von mir und meinem Herkommen viele Fabeln — die Einen halten mich für ein Hexenkind, die Anderen für einen Sohn von einem vornehmen Herrn; es ist Alles net wahr! Ich will Dir die Wahrheit sag'n. Denn es ist gut, daß wir uns ganz kennen lernen. Ich bin in Hall bei Insbruck geboren. Mein Vater war ein reicher Holzhändler. Er hatte sich sein Vermögen mit Leichtigkeit erworben, die Herrschaft war ein Kloster und das hat's mit Rechnen net so g'nau genommen; mein Vater hat von dem Förster das Holz fast umsonst kriegt, der Windbruch war ihm verakkordirt, und so hat er bei jedem schlechten Wetter Winter und Sommer im Schlaf in einer Nacht oft mehr gewonnen, als sich sonst fleißige Menschen in ihrem ganzen Leben net verdienen. Aber wie gewonnen, so zerronnen. Mein Vater war ein guter Lapp, er hat gute Freund' g'nug g'funden, die ihm beim Tarokiren, im Kegelspiel und so weiter sein Geld wieder abg'wonnen haben. Er hat allen Leuten Geld geliehen und nie wieder an Groschen zurück bekommen. Er war g'rad' wie unser guter Kaiser Franzl, er hat andern Leuten zu viel überlassen. Seine falschen Freund' haben ihn in Prozesse verwikkelt, die Advokaten hab'n g'fressen, was die Schuldenmacher und Bettler übrig lassen hab'n. Bei seinem Tod ist Alles ausgepfennt worden und wir Kinder mit der Mutter hab'n nix zum Beißen und zum Nagen g'habt. Ich war siebzehn Jahr alt, wie er g'storben ist. Mein' Mutter hat mi verzogen g'habt, ich war also weder an Arbeit noch sonst was gewöhnt. Es ist uns daher nix übrig blieben, als unsere ausständigen Schulden einzutreiben, es war ein hübsches Nagl, etwan 30,000 bayerische Thaler. Aber wir hab'n nix in der Hand g'habt. Da unsere Schuldner fast lauter angeseh'ne Leute waren, denen der Vater gefällig sein wollte, so bin ich zu ihnen gangen und hab' ihnen unser Elend vorg'stellt und g'bitt, daß sie uns bezahlen sollten. Es waren lauter gute Menschen, diese Schuldner: der Eine hat sich aus Lieb' zu sein Weib ruinirt, der Andere hat für ein guten Freund Bürgschaft geleistet, der Dritte hat der Kirche Alles gegeben, der Vierte hat den Armen Alles verschenkt, der Fünfte hat's net über's Herz bringen können, was abzuschlagen. Die guten Leut', sie hätten langsam auszahlen

können, aber ihr gutes Herz hat's net zug'lassen! Es ist natürlich, daß sie für die Leute mehr Gefühl gehabt haben, die ihnen näher gestanden sind, als wir. Mit Mühe und Noth hab' ich an armen Schreiber g'funden, der endlich die Klagen bei Gericht anhängig gemacht hat. Aber da war's um uns g'scheh'n! Ein guter Mensch hat sich immer des Andern angenommen, die Gerichtspersonen waren alle so kreuzbrave Leut', daß sie unsern Schuldnern nix hab'n anthun können! Die Sach' is bis an's Appellationsgericht kommen, aber auch da hab'n die guten Menschen ihre Freunde g'funden, die Weiber san in Sammet und Seiden zu ihnen g'fahren und hab'n ihnen so lang vorgeflennt, bis das Herz von die Gerichten weich worden ist. Darüber bin ich nun fuchtig worden und hab' fleißig g'schimpft auf die Gerichte. Gute Menschen haben das ihren Freunden hinterbracht und es hat net lang dauert, so bin ich aufs Landgericht g'holt worden, und da bin ich pünktlich auszahlt worden mit Stock und Ruthen. Meine Mutter ist vor Gram und Schand' gestorben. Seitdem, meine liebe Cilli, hab' ich nun die ganze Wirthschaft der guten Leut' aus dem Fundament studirt. Das, was ich selber gelitten hab', hat mich aufmerksam gemacht auf das, was Anderen g'schicht. Und siegst Du, Cilli, da hab' ich g'funden, daß die guten Menschen mehr Unheil in der Welt anrichten beinahe, als alle schlechten. Und daß ich Dir's nur sag', sie allein sein Schuld, daß wir seit zehn Jahren einen Krieg nach dem andern haben, daß Hunderttausende von Menschen sterben und Millionen verderben müssen. Weil die guten Menschen unsern Kaiser gar zu gern haben, ruiniren sie sein ganzes Land, beleidigen sie die mächtigsten Monarchen und hetzen Alles gegen ihn. Und weil der Andreas Hofer das beste Herz im ganzen Land ist, so werden für nix und wieder nix, das weiß ich im Voraus und Jeder muß es sehen, der seine fünf Sinne beisammen hat, jetzt alle Anstalten troffen, um eine Menge Menschen umzubringen. Da is nun im Franzosenland ein Mann aufg'standen, der ist gar kein guter Mensch, der ist keiner von den Leuten, die sich ein X für ein U vormachen lassen, das ist ein Mann nach meinem Schlag und Herzen, kalt, verständig und bleibt nix schuldig im Guten und Bösen, und alle verzogenen und verhätschelten Leute sind seine Feinde. Und er wird net lang brauchen, so wird er in ganz Europa und folglich auch in Tyrol ein andere Wirthschaft einführen. Mit ihm halt' ich's, für ihn leb' ich, für ihn sterb ich. Und das Weib, das mich gern hat von Herzen, muß auch den Napoleon mit in Kauf nehmen, denn von ihm laß ich net und wann's mein Tod wär'. Jetzt waßt Alles, Cilli, hast jetzt noch net mit mir ausg'redt?

Aufmerksam, mit stillem Wohlgefallen hatte ihn Cilli angehört. Sie antwortete mit größter Hingebung:

— Was ein Mann ist, der muß wissen, was er zu thun hat und was ein ordentliches Weib ist, die muß ihm gehorchen und muß nicht fragen warum, sondern auf die Kraft und Lieb' ihres Mannes vertrauen. Was Du mir sagst, ist nach meinem Sinn und ich fühle, daß ich einen Mann brauch', der mich regiert, und weil ich seh', daß Du ein Mann bist, so sage ich Dir, daß ich Dein bin mit Leib und Seele, wenn Du mich haben willst. Nur verlaß mich nimmer und mach meiner Verlassenheit ein Ende. Ich geh' mit Dir, wohin Du willst, ich thue, was Du willst; Alles was mein eigen ist, soll Dein eigen sein — Herz und Hand, Gut und Blut!

Jetzt erwiederte Jokel, seine Pfeife weglegend, ernst und feierlich:

— Cilli, bedenk wohl, was Du sagst. Ich könnt' Dich auf harte Proben stellen, denn Du bist noch ein Kind und mußt erst gezogen werden. Aus Deinem Vermögen mach ich mir nix, denn ich kann arbeiten und bin ein freier Mann. Denk net, daß Du, ein reiches Weib, einen armen Teufel glücklich machst, ich brauch Dein Geld net, aber es muß Dir recht sein, wann ich mir mit de Papierln die Pfeife anzünd'!

— Es ist mir Recht, wenn Du es willst! sagte Cilli. Du hätt'st mir die Brieftasche mit mehr Recht nehmen können, als die Gerichte in

Fuschberg. Da nimm sie, mach damit, was Du willst!

— Bedenk, was Du sagst! fuhr Jokel fort, die Brieftasche ablehnend. Wenn die Brieftaschen in meine Hand kommt, so sag' ich Dir gleich, Du kriegst den Inhalt vor Jahr und Tag net wieder, vielleicht gar net mehr zu sehen; ich will nix daraus für mich und du sollst nix daraus für Dich kriegen!

— Wie Du willst, Jokel!

— Ich werd' für Dich arbeiten und will Dich erhalten und Du mußt lernen, wie man sein Brod verdient.

— Es ist mir Recht!

— Das Geld aber kann nützlich ang'wendt werden, so daß wir Beide nix davon haben werden vielleicht, kurzum, ich sag' Dir's grad', das Geld leg' ich an, net auf die kaiserliche Zettelbank, net auf Grundstück und Obligationen, sondern auf die Sache von Napoleon.

— Es ist mir Recht!

— Und wenn ich zu mein Weib sag', nimm den Stutzen in die Hand und erschieß den oder Jenen, so muß sie gehorchen und thun, was ich sag'!

— Auch das werde ich thun, und mit Freuden gegen die Mörder meines Vaters!

— Cilli, Cilli! sagte nun Jokel erschüttert, bedenk, was Du thust, ich bin kein Mensch, wie ein Anderer!

— Ich folge Dir! sagte Cilli.

— Und Du giebst Dich mir hin, wie ein Weib dem Mann, auf Gnad' und Ungnad', ob ich Dir Wort halt' oder net!

— Nimm meinen Leib — wie Du meine Seele schon hast! sagte Cilli, an seine Brust sinkend.

— Wie wird mir? rief Jokel jetzt taumelnd aus, so giebt's doch Engel auf der Welt!

— Ich bin Dein Weib auf jede Gefahr, auf Leben und Sterben! Nimm mich hin —

Und sie sank auf ihre Knie nieder und sagte:

— Und wenn Du der Teufel selbst bist, ich bin Dein eigen mit Leib und Seele und will Dir gehorsam sein in allen Dingen!

— Alle guten Geister! schrie plötzlich Jokel, da steht er wieder und grins't mich an mit seinen feurigen Augen — flieh, Cilli — flieh vor mir — ich hab' keinen Antheil an Dir!

Jetzt blickte Cilli erschrocken auf und sah mit Entsetzen, wie Jokel, mit gesträubtem Haar, nach einem Punkte hinstarrend, vor ihr stand. Nie hatte ihre Phantasie Schauerlicheres gesehen, als wie jetzt Jokel vor ihr stand, mit dem Ausdruck von Schrecken, Gewissensangst und Bosheit.

— Du hast's g'sagt, Cilli! fuhr er bebend fort. Du hast's gesagt — ich bin der Teufel — ich hab' kein Antheil an Dir — es treibt mich fort von Dir — Deine Lieb' vertreibt mich — nimm Dein Geld — fort — folg' mir net — Du stehst unter einem höhern Schutz, als der meinige ist — fort — ich halt's nimmer aus bei Dir!

Und nun stolperte er in wilder Hast über Busch und Stein davon.

Cilli wollte ihm folgen und ihn aufhalten, Grausen und Mitleid kämpften in ihr — aber Jokel legte seine Büchse an, spannte den Hahn und rief:

— Keinen Schritt weiter, oder Du bist des Todes! Dreh Dich um, schau nicht nach mir, flieh! Unsere Wege gehn auseinander! Bei Deinem Leben, komm mir net nach, ich müßt Dich z'sammenbrennen! Dort steht Dein Schutzgeist, folg' ihm — sieh', wie er die Flügel über Dich ausbreitet — o — o —

Und heulend wie ein verwundeter Wolf jagte Jokel durchs Gebüsch — und verschwand.

Die unaufhörliche Belästigung der feindlichen Truppen durch die Tyroler, welche unsichtbar aus ihren Verstecken die Offiziere niederschossen, bewirkte endlich ein System der Vertheidigung, welches Greuel mit Greueln vergalt. Es wurden kleine Abtheilungen ins Gebirge geschickt, um Jagd auf alle Männer zu machen, welche mit den Waffen in der Hand betreten wurden. Die stillen Hütten der Alpenbewohner wurden nächtlich überfallen und darin mit

Grausamkeit gegen Bewehrte und Wehrlose verfahren.

Eine solche Abtheilung zog sich eines Abends in das hohe Volderthal, wo die Tyroler Schützen einen Hauptzufluchtsort hatten. Sie bestand aus etwa funfzehn Mann bayerischer Füsiliere, junge, unerfahrene Rekruten aus Franken, welche den Krieg zum ersten Male sahen. Sie waren gut bewaffnet, mit reichlicher Munition versorgt und es war ihnen aufgegeben, einen gewissen Rohrschacher festzunehmen, der sich in einer Bauernhütte des Volderthales versteckt hielt. Voll froher Zuversicht schritten die jungen Soldaten singend den Wald hinan, durch dessen Labyrinth ein Knabe von etwa 16 Jahren zum Wegweiser diente. Es war ein munterer Bursche von rüstigem Körperbau, blondem Haar und blauen, kleinen Augen, die scheu um sich blickten, übrigens von dummem Aussehen. Sein Gang war schleppend und faul, seine Hände steckten unter den Hosenträgern, er sprach nur wenig und das in unartikulirten, stammelnden Lauten; sein Athem schien kurz zu sein, denn er blieb oft auf dem Wege stehen und rastete, indem er sich anstellte, als könnte er vor Müdigkeit nicht weiter. Die Soldaten, die sich darnach sehnten, bald in ihr Quartier zu kommen, wurden mehr als ein Mal ungeduldig, aber da sie den Weg nicht kannten, so mußten sie ihren Eifer mäßigen. Darüber ward es immer dunkler, es erhob sich ein starker, eisiger Wind, die Nebel fielen so dicht, daß man nicht zwei Schritte vor sich sehen konnte.

— Wie lange werden wir noch zu gehen haben, bis wir zu der Hütte kommen?

— Zwei geschlagene Stunden! sagte Christel.

— Und werden wir den Rohrschacher antreffen?

— Ich mein' ja — wenn er halt net ausgangen is.

— Und ist er dort allein?

— Ganz allein, mannig's Mal aber hat er a Menschen bei sich.

— Nun, mit dem werden wir's wohl aufnehmen, unser funfzehn!

Unter solchen Fragen, die sich oft wiederholten, vergingen fast die zwei Stunden, als plötzlich Christel ausrief:

— Heilige Muatter Gottes, wir san lets gangen!

— Was heißt das, lets gangen?

— Was sagst Du? schrieen die Soldaten.

— Wir hab'n den rechten Weg —

— Doch nicht verfehlt?

— Ja, wir hab'n en verfehlt — wir sein z'weit lets gangen.

— Da hast uns also irre geführt? Du bist ein Schurke! Du mußt sterben! schrieen die Soldaten wüthend.

Aber Christel warf sich mit einem solchen Ausdruck von Dummheit und Ehrlichkeit ihnen zu Füßen, daß sie über seine Angst lachen mußten.

— Nicht abstechen, um Gottes Willen nicht abstechen! Ich bin meiner Frau Muatter ihr einzig's Kind und die rothe Nani sieht mich gern — und nachher hab' ich seit 14 Tagen nicht beicht — wann's mi absticht's — komm i ins Fegfeuer — Herr Jesus — ins Fegfeuer!

— Wie hast Du aber einen Weg verfehlen können, der, wie Du sagtest, auch zur Hütte Deiner Mutter führt?

— Gott verzeih mir meine Sünden! Ich hab' halt die Nani schon acht Tag net g'sehn — ich bin in Gedanken fortg'hatscht und hab' an sie denkt — und so bin ich auf den Weg kommen — der zu ihr führt.

— Was ist zu thun? sagte der Unteroffizier zu den Soldaten. Es ist bereits Nacht, suchen wir uns ein Nachtlager und suchen wir morgen früh den Banditen auf.

Darauf fuhr er zu Christel gewendet fort:

— Ist denn die Hütte Deiner Nani weit?

— Eine Viertelstunde, und es ist ein schöner Heuboden da — und die Mahm hat Milch und Butter, Käse und Schinken, Branntwein — Alles g'nua — und mein Nani is so liebli und gut und — hat die Soldaten so gern.

— So führe uns hin — wir wollen dort besseres Wetter abwarten.

Jetzt wurden Christels Schritte plötzlich be-

hender. In lustigen Sprüngen, den Hut in die Luft werfend, ging er voran, so daß ihm die Soldaten fast nicht nachkommen konnten.

— Was die Liebe Alles thut! sagte der Unteroffizier lachend, der Bursche ist wie ausgewechselt.

— Wenn nur nichts dahinter steckt! sagte ein Gemeiner, der klüger war, als seine Kameraden. Wenn er uns nur nicht in einen Hinterhalt verlockt.

— Sind wir nicht unser funfzehn? bemerkte der Unteroffizier.

Der Gemeine schwieg, aber er beobachtete Christel mit mißtrauischen Blicken. Dieser war aber so unbefangen und guter Dinge, daß man glauben konnte, es kümmere ihn in der Welt nichts, als seine Geliebte, die er nun sehen sollte.

— Es werdt's gut haben, es ist die größte Alm im Gebirg'.

— Und wer bewohnt sie außer der Nani? fragte der mißtrauische Gemeine.

— Niemst, als ihre Muatter, die alte Schweighoferin, ein altes, schwaches Weib! sagte Christel dummdreist.

Endlich erreichte man die Hütte. Es war bereits stockfinster. Christel klopfte mit einem Stein an die Thüre und sagte:

— Aufgemacht, es ist Einquartierung da!

Ein altes Mütterchen öffnete die Thür und ließ die Soldaten herein.

— Wie Christel gesagt, es war Niemand in der Hütte, als die alte Schweighoferin und ihre Tochter, ein rothköpfiges, häßliches Weibsbild mit einem ungeheuren Kropf.

— Ist das die schöne Nani? fragte der Unteroffizier lachend.

— Ja, das ist mein lieber Schatz, die schöne Nani, meine Mahm, sagte der verschmitzte Bursche und umarmte das häßliche Ungeheuer.

— Und was giebt's zu essen? fragten die Soldaten.

— Zu essen? entgegnete Nani, wie verwundert.

— Nun was sonst?

— Zu essen? Wir haben nichts. Wer zu uns kommt, der bringt sein Essen mit. Hier ist kein Wirthshaus.

Christel machte ein dummes Gesicht und holte sich aus der Rocktasche ein Stück Schwarzbrod, an dem er nun tüchtig zu kauen anfing.

— Ihr habt also keine Butter, keine Milch, keinen Schinken, keinen Branntwein?

— Es macht's wohl G'spaß, Schinken und Branntwein, das sehen wir's ganze Jahr net. Aber Heu hab'n wir an ganzen Schober, da könnt's schlafen wie die Murmelthiere, und ein Trunk frisches Wasser, das hab'n wir.

— So hast Du uns also betrogen, Schurke! schrie der Unteroffizier Christel an, indem er ihn beim Kragen faßte und fast würgte.

— Laßt's mich los, Herr Korporal, flehte Christel, sucht's nur im Keller, da is Branntwein, Kirschwasser, ein ganzes Faßl'.

Das Wort Branntwein elektrisirte die ganze Truppe.

— Wo ist der Branntwein? Laßt ihn los, er soll uns den Branntwein zeigen.

Bald ward im Jubel das Fäßchen herbeigeholt und gleich angezapft. Man trank das starke Getränk aus einer Milchschüssel und aß dazu Kommißbrod. Bald befand sich die ganze Mannschaft in dem Zustande der äußersten Trunkenheit.

Die starke Bewegung, die betäubende Wirkung des Kirschbranntweins raubten den Soldaten bald alle Besinnung; taumelnd und ihrer nicht mehr mächtig, warfen sie Waffen und Montur von sich, um in dem Heuschober nächst der Hütte auszuschlafen.

Als der letzte Mann aus der Hütte verschwunden war, sammelte Christel die Kleider und Waffen und legte sie auf eine Bank. Dann verließ er die Hütte, horchte am Heuschober, ob Alles schlief und ließ dann eine kleine Rakete los. Auf dieses Signal erschienen plötzlich von allen Seiten bewaffnete Landstürmer, die sich behutsam heranschlichen.

— Nun, ist Alles in Ordnung? fragte einer derselben den geschäftigen Burschen.

— Sie liegen Alle im Heuschober, Alle betrunken.

In wenig Minuten waren etwa zehn Burschen in der Hütte versammelt, welche nun Kriegsrath hielten. Der Rest des Fäßchens wurde dabei tapfer ausgetrunken, aber das starke Getränk machte auf diese abgehärteten Naturen nur einen schwachen Eindruck.

— Die wären unser, sagte einer der Burschen, es handelt sich nur darum, was wir mit den Blaumeisen anfangen.

— Wir schlagen sie todt!

— Das ist einfach, aber gefährlich. Wir sind nur unserer zehn; sie werden sich vertheidigen!

— Wir haben ihre Waffen.

— Wenn auch, besser ist besser! Ich bin dafür, den Heuschober anzuzünden.

Ein allgemeiner Beifallsschrei begrüßte den Antrag. Man kam darin überein, die Montur der schlafenden Soldaten anzulegen und den Heuschober zu umstellen. Wer dann entfliehen wollte, sollte niedergeschossen werden. In wenig Augenblicken waren die Burschen als bayrische Soldaten verkleidet. Man schaffte nun Stroh herbei und legte es um den Heuschober.

Im Namen der allerheiligsten Mutter Gottes wurde es sofort in Brand gesteckt. In wenig Augenblicken loderten die Flammen hoch über den Schober empor, das Dach fing Feuer und bald drang der Brand in das Innere des Schobers, wo er das Heu anzündete.

Ein furchtbares Geschrei erfüllte die Luft. Da erschollen plötzlich fremde Stimmen.

— Hierher! schrie Jokel, geschwind!

Es erschienen sechs Burschen mit Aexten und Heugabeln, welche sofort die Thüre des Schobers erbrachen.

— Was ist das? riefen die Landstürmer, es sind Kameraden, die den Bayern zu Hülfe kommen.

— Schlagt die Bayern nieder! kommandirte jetzt Jokel und sofort stürzten sich sechs handfeste Bursche über die verkleideten Landstürmer Inzwischen gewannen die funfzehn Soldaten Zeit, zu entfliehen. Sie eilten zur Hütte, um ihre Waffen zu holen, da sahen sie bayrische Soldaten vor sich, die im Handgemenge mit Tyrolern waren. Die Verwirrung war allgemein, die Soldaten sprangen ihren Feinden bei, bis Jokel die Betrunkenen aufklärte.

Endlich wurden die Brandstifter wieder Herren — die unberufenen Helfer wurden verjagt, die halbnackten Soldaten in die Hütte gedrängt, einer der Landstürmer in's Feuer geworfen. Alles dies war Sache weniger Minuten — einige Soldaten waren nun in der Hütte gefangen, aber die meisten von ihnen waren entsprungen und folgten ihren Rettern — die übrigen wurden nun gezwungen, Tyroler Kleider anzuziehen und den bewaffneten Landstürmern in ihrer Montur zu folgen.

— Das ist ein Hauptspaß! sagte Christel, bringt sie hinab in's Thal, wir wollen sie als Tyroler Bauern ihren Kameraden ausliefern; was gilt's, die halten ein Scheibenschießen auf dieselben!

— Der Bub hat Recht, sagten die Landstürmer, kommt's — eh der Tag anbricht — wir wollen sie eskortiren — und bei der G'legenheit können wir noch mehreren von ihren Kameraden das Lebenslicht ausblasen.

Es waren nur noch fünf Mann. Man band ihnen die Hände auf den Rücken und trieb sie mit Kolbenstößen vor sich her.

Jetzt ließ man einige Raketen los. Augenblicklich sah man an zwanzig verschiedenen Stellen Alarmfeuer auflodern. Die Landstürmer, welche in verschiedenen Schlupfwinkeln zerstreut waren, kamen zusammen an einem gewissen Punkte, den man das Windeck nannte. Von hier überschaute man das ganze Innthal. In weniger als einer Stunde waren hier gegen hundert Landstürmer versammelt, welche nun Kriegsrath hielten. Da trat der junge Christl hervor und sagte wild lustig.

— Wir hab'n fünf Lockvögel auf die Blaumeisen, wenn's mir folgt's, so fangen wir noch eine halbe Kompagnie, die da unten im Thal liegt und auf ihre Kameraden wartet. Laßt's nur mich machen. Ich gehe voraus — Ihr kommt's mit de Lockvögel nach, ich bring Euch das ganze Bandl in die Schußweiten, nicht einer soll uns auskommen.

Die vielen Proben von Schlauheit und Muth, welche der kleine Christel gegeben hatte, erweckten das Vertrauen der Landstürmer in dem Grade, daß man ihn frei gewähren ließ. Er traf alle Anordnungen, stellte die Mannschaft in Hinterhalte und zeigte ihnen einen Hohlweg an, um den sie sich gruppiren sollten, dann eilte er in muthwilligen wilden Sprüngen in's Thal hinab.

In dem Dorfe lag eine halbe Kompagnie Bayern, welche unter dem Kommando eines Lieutenants stand. Die Sonne war eben aufgegangen, als Christel vor ihm erschien, athemlos, von Schweiß triefend, anscheinend in großer Angst.

— Ihre Leut' schicken mich her, die Landstürmer haben sie heut Nacht in einem Heuschober verbrennen wollen — ich habe sie aber gewarnt und die Brandstifter sind alle eingefangt worden und werden von Ihre Leut' gebunden ins Thal gebracht, aber die Landstürmer liegen — a halbes Dutzend — im Hohlweg und passen sie ab, schicken's die ganze Kompagnie hinauf, so können's das ganze Bandl einfangen.

Die Sache war glaubwürdig, man hatte in der Nacht das Feuer des brennenden Schobers beobachtet, der Lieutenant alarmirte sogleich alle seine Leute und zog, etwa hundertundfünfzig Mann stark, ins Gebirge hinauf, um die bedrängten Kameraden zu befreien und die Brandstifter gefangen zu nehmen. Die Soldaten, welche von dem Frevel hörten, brannten vor Begierde, ihn zu rächen. Als sie in dem Hohlweg angekommen waren, sahen sie die fünf Gefangenen, welche von den verkleideten Tyrolern eskortirt wurden, heulend vor Wuth stürzten sie sich über die Unglücklichen und stießen ihre eigenen Kameraden mit Bayonnetstößen nieder. Vergebens war ihr Flehen, es wurde übertäubt von den Tyrolern, welche jetzt unter wildem Lachen ihre Röcke von sich warfen und in's Gebüsch entsprangen. Schon waren drei der gefangenen Soldaten niedergestochen, als die Bayern ihren Irrthum gewahrten, aber die Betrüger waren entsprungen. Dagegen krachten mehr als hundert wohlgezielte Schüsse aus dem Gebüsch, es wälzten sich mehr als fünfzig Soldaten in ihrem Blute. Ehe sich die Uebrigen sammeln und ihre Angreifer verfolgen konnten, krachte eine neue noch furchtbarere Salve, der Hohlweg füllte sich mit Pulverdampf, die versteckten Feinde fielen mit lautem Jubelgeschrei über die gänzlich zerrüttete Truppe her. Verwundete und Unverwundete wandten sich nun zur regellosen Flucht, aber es war zu spät, die Tyroler hatten die Oberhand und nahmen nun die übrig gebliebenen Soldaten, die, ihre Waffen wegwerfend, um Gnade baten, gefangen. So endigte die Stunde mit einem glänzenden Siege, der den Tyroler Bauern nicht einen Mann gekostet hatte. Fünfzig Todte lagen im Hohlweg, etwa die gleiche Zahl war gefangen, die Uebrigen hatten sich durch die Flucht, unter Zurücklassung ihrer Waffen, gerettet.

Das Gerücht von diesem schrecklichen Siege der Tyroler hallte bald in allen Bergen wider. Den ganzen Tag über dauerten die Freudenschüsse fort. Erschrocken über diese Thaten des Volksgeistes konzentrirten sich die Truppen in den breiteren Thälern und alle Plänkler wurden zurückgezogen; die Berge waren frei und so konnte es ungehindert geschehen, daß auf den nächsten Tag auf einem Berge eine Versammlung des bewaffneten Volkes angesagt wurde. Von allen Gegenden kamen Schützen und Bauern herbei und in Schaaren wallfahrteten Weiber und Kinder zu dem Sammelplatz, um die Vertheidiger des Landes zu sehen und zu ermuntern. Der breite Sammelplatz in der Höhe des ewigen Schnees ward von zahllosen Kindern mit Tannenreisern, Blumen und Triumphbogen geschmückt. Man baute Zelte und schaffte Lebensmittel, Bier, Wein und Branntwein herbei. Man sah rüstige Alpensteiger, welche ganze Fässer auf den Schultern über die steilen Abgründe trugen. Was sonst eine mühselige und gefährliche Bergreise, schien den Tyroler Titanen heute ein lustiger Spaziergang. Musikanten trugen ihre Instrumente herbei, Ringer und Faustkämpfer versammelten sich zur Feier des Sieges.

Zwar gab es viele Tyroler, die in ihrem

Herzen diese Kriegführung verdammten, aber die errungenen Erfolge brachten sie zum Schweigen; Niemand wagte seine Bedenklichkeiten laut werden zu lassen, aber die Führer des Aufstandes sahen ein, daß etwas zur Beschwichtigung der edlen Gefühle geschehen müsse. Die geachtetsten Häupter versammelten sich daher auf dem Berge, um unter freiem Himmel dem angesagten Feste beizuwohnen.

Die aufgehende Sonne des nächsten Tages sah fast keine feindlichen Truppen, sie schienen sich in den Schooß der Erde verborgen zu haben. Dagegen stiegen auf die Anhöhen die Landesvertheidiger in förmlichen Gruppen, im Festtagsgewande, mit bekränzten Stutzen und Säbeln, mit großen Blumensträußen und Feldzeichen von Buchenzweigen auf den spitzen Tyroler Hüten. Eine feierliche Stimmung war in alle Gemüther eingezogen, eine stolze Hoffnung und Zuversicht richtete alle Entmuthigten und Verzagenden auf, die Weiber waren nicht die letzten, welche von der allgemeinen Begeisterung ergriffen wurden. Der Morgen war heiter und frisch, wie er in den Alpen zu sein pflegt, der Himmel wölbte sich in ungetrübter Klarheit über die zu ihm hinanragenden Felsberge, in den Lüften wiegten sich fröhlich die Steinadler und Geyer, sicher heute vor jeder Kugel, denn man ging hin zu dem Feste mit der Andacht, mit der man die Kirche zu besuchen pflegt. Bis zum Mittag dauerten die Züge der sich Sammelnden fort, bis endlich das ganze weite Plateau von einer lebhaften Menge angefüllt war. Man hatte in der Mitte des Platzes einen Altar und unfern davon eine Kanzel aufgerichtet, die Feier begann mit einem Hochamte, welches von einigen Mitgliedern der hohen Geistlichkeit eröffnet wurde. Eine große Zahl junger Sänger und Sängerinnen sang das Hallelujah, nach der Messe aber bestieg ein Priester im Chorhemd die Kanzel und hielt eine lange, begeisternde Predigt in der das Volk zum ferneren tapfern Widerstande aufgefordert wurde und die folgendermaßen schloß:

— Kommt herbei, Ihr Helden, die Ihr Feindesblut vergossen habt und empfanget mit dem vollkommenen Ablaß für alle Eure Sünden die Generalabsolution und den heiligen Leib unseres Herrn Jesu Christi!

Jetzt traten alle diejenigen schüchtern hervor, die sich am letzten Kampfe betheiligt hatten und empfingen von der Hand des Priesters das heilige Abendmahl. Zuletzt aber kam Christel an die Reihe. Und die Lüfte erbebten unter Ausrufungen der wildesten Schwärmerei und Rache.

Inzwischen hatten sich die Häupter des Aufstandes versammelt.

Man führte vor sie, mit Kränzen geschmückt, den verwegenen Tyroler Knaben. Er kniete auf ein Kissen und empfing an einem seidenen Band eine goldene Denkmünze, die Andreas Hofer hatte prägen lassen. Man führte ihn dann im Triumph zu der bereit stehenden reich gedeckten Tafel, wo er den Ehrenplatz einnahm, und es begann nun eine fröhliche Schmauserei. Als sie beendet war, bedeckte bereits Nacht den Horizont. Jetzt stiegen ganze Garben von Raketen zum Himmel empor und verkündeten allen umliegenden Thälern und Bergen das Ende des patriotischen Festmahls. Von allen hohen Firsten erglänzten zahllose Freudenfeuer, tausende von Böllern und Büchsen krachten, und singend, trunken von wilder Begeisterung zerstreute sich das versammelte Volk, um von seiner befestigten Freiheit — zu träumen.

Betäubt von so viel Ruhm und dem genossenen Weine wankte Christel unsicheren Schrittes den Berg hinab — eine unklare Sehnsucht ließ ihn die Einsamkeit aufsuchen. Sorgsam alle Begegnungen vermeidend, gerieth er auf Wege, die ihn weit ab von seinem Ziele führten. Anstatt auf der Innthaler Seite vorzuschreiten, war er unvermerkt auf die andere entgegengesetzte Seite des Berges gerathen. Unbekümmert und mit seiner aufgeregten Phantasie beschäftigt, ging er weiter und weiter hinab, bis er sich in einen dichten Wald vertiefte, wo er plötzlich jede Bahn aus den Augen verlor. Seine Fackel war herabgebrannt und er hatte sie völlig verlöschen lassen. Erst als es zu spät

war, merkte er seinen Irrthum, aber er bedauerte ihn nicht. Er hatte alle Taschen voll blanker Dukaten, er fühlte zum ersten Male das Glück, thun zu können, was er wollte und einen Weg einzuschlagen, wie er ihm gefiel. Die Trunkenheit gab seinem frühreifen Geiste eine Menge der seltsamsten Ideen ein. Er blieb stehen und lachte; er schlug an seine vollen Taschen und klimperte mit dem Gelde.

— Freiheit, sagte der Pfarrer, hochwürdiger Gnaden, was ist das? Ich bin zeitlebens ein armer Teufel g'west und was ich gethan hab', war nie freiwillig. Ich hab' Holz gehackt im Wald und ich hab' nicht ein Mal schlafen können, wenn ich gewollt hab'. Ich hab' arbeiten müssen vom anbrechenden Tage bis in die sinkende Nacht und ich hab' kein Glied mein genannt. Ich hab' nie etwas aus einem anderen Grunde gethan, als um an Stück Geld zu verdienen und mich an die sakrischen Bayern zu rächen, die mich schon so oft gezwungen haben, umsonst ihren Führer und Boten zu machen. — Aber pst! pst! — es hört's doch Niemst? — Bei Leibe! die Strölch' da mit ihren schwarzen Nadel-Pareken, die verrathen mich nicht. Ich bin ein guater Kaiserlicher — das ist wahr — und der Kaiser is a kreuzbraver Mann — das is auch wahr. — Die Simpel vom Landsturm, die glauben wohl, jetzt werd i erst recht in's Feuer gehen? Wieso, warum? Ich hab' jetzt a Nagl Geld und kann mir Hansch'n kaufen, und damit in die weite Welt gehen und handeln, kann ein steinreicher Mann werden und mein Schatz — mein Schatz — doch halt, hab i denn an Schatz? Hat sich denn so a Madl' umg'schaut um den armen Christl — das Waserl? — Ho, ho! jetzt ist's anders, jetzt würdens anbeißen, aber jetzt geht's nit so, unter aner Baroneß darfs net sein, die ich heirath.

So phantasirend taumelte Christel im Rausch vorwärts, plötzlich hörte er ein Rascheln, das von einem Windstoß herrührte.

— Hu, hu! fuhr er zusammen, das werden doch keine Geister sein, Herr Jesus Christ, Du mein Beistand bist, Gott's Kreuz, jetzt hab' i das Sprüchl vergessen, alle guten Geister — hu, meiner Sir, da steht Einer von die erschlagenen Bayern, wie er mich anglotzt mit sein blutigem G'sicht, no Narr was willst denn von mir, hab ich Dich denn umbracht, war's nicht der Stoffel? — was? es gilt nix, sagst! — was gilt nix — und hat uns der Pfarrer nicht ein Ablaß geben, was sagst? Gilt nix! hast g'sagt? Mord Element — der Ablaß vom Papst und der Segen vom Herrn Pfarrer — gilt nix? — Gott's Kreuz, was gilt denn sonst — fahr ab, böser Geist! —

Aber bald raffte sich der muthige Bursche wieder zusammen und trat entschlossen dem Bildwerk seiner Phantasie entgegen.

— Bist oder bist es nicht? Hans? Aha, jetzt ziegst Dich, es ist nix, es ist nix!

So stolperte er fort durch den Wald und hieb links und rechts mit seinem nagelneuen Hirschfänger in das Nadelholz ein.

— Da hast eins — und Du auch eins — krak — ha Du willst Dich widersetzen — krak — siegst des, da hast es — vorwärts — links, rechts, Franzos oder Bayer, Bayer oder Tyroler — s'is mir Alles ein Teufel — dreinhauen, das is mein' Freud'!

Diese harmlose Kriegführung hatte für Christel aber die gute Folge, daß sie ihm Bahn brach durch das Dickicht bis zu einem langen Durchhau, an dessen Ende er doch irgendwo zu einer menschlichen Wohnung kommen mußte.

Jetzt stopfte er sich ruhig seinen Nasendämpfer und fuhr in seinem Selbstgespräch fort:

— Es wär' doch sakrisch, wann auch Jeder selbst verantworten müßte, was er thut, na mir kanns drum gleich sein, ich hab nur g'rathen, die Andern habens than, übrigens, wann ich Alles bedenk, so schaut nix aus bei der Komödie. Früh oder spat frißt das Landl doch der Franzos. Hat er net schon die Wälischen über'n Löffel balwirt — es kommt an uns auch die Reih, wär's da nicht g'scheiter, bei Zeiten an G'scheiten zu machen? Tyrol allani wird den Franzl net außi reißen und der Christl a net — ich kenn ihn net und er mi net — aber der Hansl, unser Prinz Johannes, der brave Mann,

mit dem ich jagen g'west bin, der mit mir aus einer Flaschen trunken und mir einen Dukaten g'schenkt hat, den ich noch auf meinem Herzen trag, der gute Hansl, der so viel Guts thut und mit'm g'man Mann redt wie mit seines Gleichen und der ein grundg'scheiter Herr sein soll, den Hans verlaß i net. Hols der Fuchs, i bleib bei die Landstürmer!

Damit sprang er auf, sein Rausch war verraucht und er setzte seinen Weg mit festen männlichen Schritten fort. Wohl zwei Stunden mochten seit seiner Verabschiedung von den Kameraden vergangen sein, als er endlich auf eine nasse Wiese kam, wo er ein Licht ganz in der Nähe erblickte. Er ging rasch darauf los, in der Hoffnung, zu irgend einem Waldbauern zu kommen und dort Herberge zu finden, aber das Licht schien sich in dem Maße von ihm zu entfernen, in dem er sich demselben zu nähern glaubte. Dennoch ging er rasch vorwärts und beschleunigte seine Schritte der Art, daß er erwarten konnte, in wenigen Minuten die Hütte zu erreichen. Aber das Licht flackerte und erbleichte und verschwand wiederum, er ging eine volle Stunde, ohne daß er eine menschliche Wohnung fand; links und rechts war Wald vor ihm, endlich, nach vier Stunden, sah er einen Abhang, der zum Thale führte, aus welchem nun in großer Entfernung die sparsamen Lichter eines Dorfes heraufblinkten. Die Gegend war ihm, wie es schien, völlig fremd, denn seiner Meinung nach mußte er sich in den ödesten Gebirgsschluchten der Nordseite des Berges befinden, welche, wie er wußte, von feindlichen Truppen frei war. Er ging daher zuversichtlich in's Thal hinab — in Gedanken ein lebhaftes Geräusch in der Tiefe überhörend, welches, von vielen rollenden Wagen herrührend, ihn nicht nur von der Nähe der Heerstraße, sondern auch von einer außerordentlichen Bewegung hätte überzeugen müssen. Allein seine Gedanken waren zu aufgeregt, um diese Beobachtungen zu machen, er ging rasch und zuversichtlich vorwärts und unterhielt sich fortwährend mit einem lauten Selbstgespräch.

— Qui vive! erscholl plötzlich eine Stimme in der sich allmählich aufhellenden Dunkelheit.

Jetzt erst sah Christel um sich und bemerkte zu seiner nicht geringen Bestürzung, daß er sich mitten im großen Innthal befand, dicht an der Heerstraße, wo er jetzt eine Menge von Wagen dahin rasseln hörte.

— Saker dir! sagte er verdutzt, die Franzosen müssen ankummen sein, die man erwart't hat, so viel ich weiß, fahren die Insbrucker so spat in der Nacht nicht spazieren bei der Zeit, es fehlt an Pferden —

— Qui vive! rief die Schildwache zum zweiten Male. Aber der Christel verstand wenig von dem Anruf.

— Wer schreit denn da Esi? sagte er.

Jetzt trat die französische Schildwache dicht an ihn heran, setzte ihm das Bayonnet auf die Brust und fragte noch ein Mal:

— Qui vive!

— Ah, ists um die Zeit? antwortete Christel, seine Büchse von der Schulter reißend und zugleich das Bayonnet mit dem Kolben in die Luft schlagend. Gut Freund, Coujon — stirb oder halt's Maul, wie Du willst.

Damit spannte er den Hahn und hielt die Büchse an den Kopf des Rekruten.

— Pardon, Monsieur! bat der Soldat, auf die Knie fallend, ick sein jung Rekrut.

— Halt's Maul oder ich erschieß Dich! entgegnete Christel, ihm den Mund zuhaltend und um sich spähend.

Der junge Soldat hatte sein Gewehr weggeworfen, denn er stand auf einem äußersten Posten und obwohl es sehr sternhell war, sah man weit und breit auf der Wiese keine Soldaten, die ihm hätten beispringen können. Als sich Christel davon überzeugt hatte, nahm er das Gewehr des Rekruten, indem er sagte:

— Ich bin nicht aufg'legt heut zum Blutvergießeu, kusch und laß mich gehen und rühr' Dich nicht, sonst ist's Dein letzte Stunde, damit entsprang er in den nicht weit entfernten Busch. Aber hier ging er nicht weit vorwärts, als er neuerdings angerufen wurde:

— Qui vive!

Jetzt besann sich Christel nicht mehr, sondern schlug auf die Schildwache an und schoß ihr eine Kugel durch die Brust. Dadurch entstand Alarm, die ganze Kette der Vorposten gab Feuer und zog sich eilends zurück, in wenig Augenblicken sammelten sich die Soldaten und umzingelten Christel, der sich bald jeden Ausweg abgeschnitten sah. Er fand nur noch Zeit, ein Mal seine Büchse zu laden, feuerte sie auf den nächsten Soldaten mit gleichem Erfolg ab und ward endlich nach vielen vergeblich und schlecht gezielten Schüssen überwältigt und zu Boden geworfen. Ein handfester Sergeant nahm ihn beim Kragen und schleppte ihn fort.

Der Paß.

Jokel war bereits weit von Cilli entfernt man hörte seine Schritte nicht mehr, seine schauerliche Stimme verscholl im Walde und Cilli war starr vor Entsetzen an die Stelle gebannt. Sie wagte weder vorwärts noch rückwärts zu gehen, bis es völlig still geworden war. Ein böser Traum schien sie gequält zu haben, sie fuhr mit den kleinen Händen über ihre Stirne und konnte nicht begreifen, was geschehen war. Mit Schaudern erinnerte sie sich der Scene und ihrer Schwäche, der Frost schüttelte sie, wenn sie daran dachte, daß sie auf dem Punkte gestanden, Jokels Weib zu werden. Das Bild Brivilliers tauchte wieder in ihrer Seele auf, sie vergoß Thränen der Reue über ihre Trennung von ihm. Was war nun aus ihr geworden! Sie sah sich wieder allein und verlassen und in ihrem Innern stritten sich die allerwidersprechensten Gefühle. Der Unglückliche, der so eben, von einem bösen Geiste getrieben, von ihr gewichen war, er hatte in ihr die seltsamsten Empfindungen erregt, er hatte sie hingerissen wie durch einen bösen Zauber und doch sagte ihr das junge, frische Herz, daß diese Zuneigung unnatürlich sei, daß sie diesen Mann nicht liebe, obwohl sie bereit war, ihm zu folgen. Nachdem sie lange über ihre eigenthümliche und gefahrvolle Lage nachgedacht und die Gefahren erwogen hatte, die ihr diesseits der Grenze drohten, beschloß sie, Jokels Rath zu folgen und das nächste Dorf aufzusuchen. Sie hatte sich eben auf den Weg gemacht und eine tiefe Schlucht erreicht, an dessen Ausgang sich eine weite Ebene öffnete, als sie über sich auf den Felsen menschliche Stimmen vernahm.

— Horch, Nazi, was raschelt denn da unten? ist es ein Reh — lug doch ein Mal hinunter, Nazi!

— Es ist kein Reh, aber ein sehr hübsches Madl. Brr, Toni, das wär' ein Fang!

— Ist sie denn allein?

— Was glaubst, holen wir sie uns aufi? Auf die Bayern können wir noch lang passen. I seh weit und breit nix und am End' san wir nur gefoppt word'n. He, Dirndl — komm aufi zu uns! Mir sein lustige Tyroler Buben und habn ein Batzen Geld!

— Hui, wie das Madl rennt!

— Halt es auf!

Jetzt rauschte und stolperte es durchs Gebüsch. Cilli hatte eben die schmale Bergstraße erreicht, die nach Bayern führt, und die Grenzmarken überschritten. Plötzlich standen fünf junge Bursche mit Büchsen bewaffet vor ihr und vertraten ihr den Weg. Der eine derselben nahm sie bei der Hand, der Andere umarmte sie, der Dritte nahm ihr das Halstuch von den blendend weißen Schultern und Alle wetteiferten in Liebkosungen.

— Laßt mich meines Weges gehen, Ihr habt hier kein Recht über mich, wir sind über die Grenze.

— Herr Jeperl, spottete Toni, die versteht sich auf Politik!

— Was tragst denn da in Dein Pinkerl, mein liebs Schatzerl?

— Herr Jeperl, Herr Jeperl! rief plötzlich Toni, das ist die Luther-Cilli aus Fuschberg, die Tochter von dem Wucherer, den wir kalt gemacht haben. Das ist ein Fang. Sie hats Geld mitgenommen — seht an de große Brieftaschen!

In einem Augenblick sah sich Cilli vollkommen ausgeplündert.

— Alloh, fort mit uns, jubelte Nazi, Du bist unsere Gefangene.

— Mir gehört sie, ich habe sie gefangen! eiferte Toni.

— Das ist gute Beute — sie gehört uns Allen zusammen. Wir theilen.

— Das Geld müssen wir dem Kommandanten geben.

— Narren werden wir sein! Kroxeln mer's ab und behalten wir das Geld für uns! Der Hofer hat a genug.

Jetzt entstand ein lebhafter Streit, während dessen Cilli hin- und hergezogen wurde, so daß ihr bald die Kleider zerfetzt vom Leibe hingen. Endlich kamen die Bursche überein, sich gemeinschaftlich mit ihr zu belustigen und sie dann ihres Weges ziehen zu lassen. Man schleppte sie durch's Gestripp trotz allem Flehn und Weinen auf die steilen Felsen hinauf, wo die Buschklepper ein kleines behäbiges Lager in einem Verstecke hatten, der von unten aus nicht gesehen werden konnte. Man band das Opfer mit ihren eigenen Tüchern an einen Baum und looste um dasselbe auf einem ausgebreiteten Taschentuch mit einem großen hölzernen Würfel.

— Acht! rief Nazi, no, ich glaub', es ist hoch genug.

— Drei!

— Sechs!

— Zwölf! jubelte Toni, mein ist sie. Platz da.

In diesem Augenblicke erschien ein älterer Landstürmer, der an seinem Hute eine große goldene Rose trug, wie sie die österreichischen Offiziere von der regelmäßigen Armee auf den Hüten tragen.

— Der Herr Lieutenant! riefen die Bursche und stellten sich, voll Respekt die Hüte ziehend, auf.

Der Lieutenant warf einen Blick auf die Scene, betrachtete erstaunt die an den Baum gefesselte junge Frau, untersuchte ihre Habseligkeiten und fragte aufbrausend:

— Was habts da wieder gemacht? Was soll das heißen?

— Es ist eine Gefangene, die wir gemacht haben, die Tochter von dem Wucherer und Protestanten, der in Fuschberg erschossen worden ist. Sie ist eine Landesverrätherin.

— O erbarmt Euch über mich! rief Cilli aus. Man hat mir meinen Vater und meinen Mann erschlagen, und Beide sind unschuldig gewesen. Mein Vater war kein Wucherer, er hat ehrlich gehandelt und war dem Kaiser treu.

— Das lügst Du! sagte Nazi. Die Sache ist untersucht und man hat alle Brief' aufg'fangt und was in der Brieftaschen ist, beweist, daß Dein Vatern net Unrecht geschehen ist.

Damit kramte Nazi mehrere Briefschaften aus, welche das Postzeichen München trugen.

— Wer von uns kann lesen?

Tiefes Schweigen.

— Lesen kann ich nicht, sagte Nazi, aber daß das hier der bayerische Poststempel ist, das kann ich beschwören.

— Ja, wenn das ist, sagte der Lieutenant, dann kann ich Dir freilich net helfen.

Dann aber wandte er sich an die Landstürmer, sich der strengen Befehle Hofers erinnernd.

— Wißt Ihr nicht, was in dem letzten Tagesbefehl steht? „Da sich ergeben hat, daß die jungen Burschen sich allerhand Gewalt gegen Unschuldige und Wehrlose erlauben, Weiber verführen und schänden, so wird hiermit solcher Unfug streng verboten, denn die Sache des Kaisers ist eine heilige Sache und darf nicht durch gottschänderische Buben verunehrt werden. Wer sich eines solchen Unfugs schuldig macht, der soll vor ein Kriegsgericht gestellt und streng bestraft werden, denn ich will nicht leiden, daß man uns Tyroler für Räuber hält.“ Habt's das verstanden?

— Verstanden und net verstanden. Das gilt von die braven Tyrolerinnen, aber net von die Landesverrätherinnen.

— Schämt's Eng! donnerte jetzt der brave Lieutenant. Das Frauenzimmer ist unsere Gefangene und wir werden sie nicht auslassen, bis sie vernommen ist. Aber wehe dem, der sie anrührt. Soll unser Kommandant, der brave Hofer, der sein Weib und seine Kinder verlassen hat, nur um uns anzuführen, von uns geschänd't werden? Soll unser braver Prinz

Johann, der edle Held, der uns unterstützt, der begeisterte Prinz vom Hause Oesterreich, dem die Ehre über Alles geht, durch ein Paar nixnutzige Buben entehrt werden? Soll unser braver Franzl, unser Kaiser, für den wir leben und sterben, durch solche Schandthaten gekränkt werden? In einer Stund' stehn wir vielleicht vor Gottes Richterstuhl und müssen verantworten, was wir gethan haben, denn daß Ihr's wißt, die Bayern stehen schon vor dem Wald — hört's die Trommeln?

Wirklich hörte man aus großer Ferne ein Geräusch, wie von Trommelschlägen.

— Heilige Jungfrau Maria! Jetzt kann's angehen! rief Nazi, sich zu Boden legend, um zu horchen.

Gleich darauf erhob er sich wieder und sagte lachend:

— Na, es ist nur G'spaß, der Herr Lieutenant will uns nur für'n Narren halten.

— Ich sag' Dir aber, Du Erzsimpel, die Bayern müssen in 'ner halben Stund' da sein! Ist kein G'spaß; möglich, daß der Wind den Schall vertragt, aber ausmarschirt sein's, das Signal steckt auf dem hohen Fichtenbaum auf dem Schafshübel, wo der Sepl, unser Kamrad', Schildwach steht. Die Bayern kommen, jetzt verlang ich G'horsam im Namen der allerheiligsten Mutter Gottes, denn Ihr wißt's, unser Leben steht auf'n Spiel, wann's net g'rath', was wir ang'stellt hab'n. Es würd' sich schlecht schicken, daß wir kurz vor unserm sel'gen End' unsere Seelen mit Schandthaten beflecken! Tyroler Buben! Geht's in Euer G'wissen, es hat vielleicht am Längsten mit uns dauert. Links und rechts wimmelt Alles von bayrische Soldaten. Die Plänkler steigen schon überall im Gehäg' rum und es san Leut' aus'm bayrischen Gebirg', die so gut kraxeln wie wir, und die so gut Scheiben schießen wie wir, und die Haar auf'n Zähnen hab'n wie wir! Empfehlt's Eure Seel' lieber Gott und bet'n wir an andächt'ges Vaterunser für Weiber, Kinder, Väter und Mütter, die wir in der Welt zurück lassen.

— Was! schrie jetzt Toni, die Bayern schon auf'n Gnak und das ganze G'rumpel ist noch net in der rechten Palanz! He Hiesel, Nazi, was gafft's da? holt die Haken bei, was wollen wir uns streiten a paar Minuten vor unserm End'! Und sollen wir da für nix und wieder nix acht Tag und Nacht g'arbeit hab'n an dem G'rumpel? Zug'haut, daß die Palanz rauskummt, wie's der Herr Schönirer g'schafft hat!

Jetzt bemerkte Cilli erst, welche Vorrichtungen hier getroffen waren. Während Alles mit Aexten und Spaten geschäftig durcheinander lief, sah sie vor sich einen ungeheuren Felsblock, der künstlich über dem Thale schwebend aufgebaut war, und auf welchem sich in einer Art von Korb aus Fichtenstämmen noch außerdem ein ganzer Berg von Geröll befand. Dicke Schiffstaue und Baumbast von starken Birkenzweigen hielten eine Masse von Felsstücken zusammen, welche groß genug war, den ganzen Engpaß zu verschütten, der hier die Grenze gegen Bayern deckte. Links und rechts von diesem Passe stiegen ungeheure Berge empor bis zur Grenze des ewigen Schnee's, die hier und dort aufgeschütteten Vorberge waren mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wohin sich damals kaum noch die Axt eines Holzdiebes verirrt hatte. Die ganze Gegend war eine unwegsame Wildniß, zu welcher nur der Paß führte, den die Tyroler hier besetzt hielten. Cilli vergaß bei Betrachtung dieser furchtbaren Anstalten zum Verderben der hereinmarschierenden, schon auf dem Wege befindlichen Truppen fast ihre eigene Lage; sie wußte wohl zu beurtheilen, was hier vorging, es handelte sich um das Leben der Truppen, welche durch diesen Paß defiliren mußten. Die edle Schwärmerei der Landesvertheidiger hatte sich hier zu einem teuflischen Vernichtungswerke hinreißen lassen, wie sie selten in der Kriegsgeschichte vorkommen. Stürzte dieser bewegliche Berg in die Schlucht hinab, so mußten die sämmtlichen im Paß ziehenden Truppen zerschmettert werden. Cilli schauderte bei dem Gedanken an die schreckliche Wirkung dieser Vorbereitungen und unwillkürlich erinnerte sie sich an das, was ihr Jokel gesagt hatte von dem, wessen die guten Menschen fähig wären. Sie

erzitterte vor Haß und Abscheu, und sie betete mit knirschenden Zähnen, daß Gott das Werk der Mörder ihres Vaters vereiteln möge.

Aber der Himmel hörte sie nicht, es wurden alle schrecklichen Vorbereitungen mit Umsicht und Besonnenheit getroffen, um jede Möglichkeit des Mißlingens eines Anschlags zu beseitigen, der nicht nur gegen das Völkerrecht, sondern gegen alles menschliche Gefühl war. Bald erdröhnten die Axtschläge der rüstigen Burschen, Das stärkere Gebälk wurde durchhauen, um die Felsenmasse in eine schwebende Lage zu bringen. Es währte nicht lange, so fing die Felsenmasse sich langsam zu bewegen an und rückte in jene Lage vor, die sie haben mußte, um ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Alle Bänder waren durchschnitten und die ganze Masse hing nur noch an einem dicken Holzseil, welches mit einem einzigen Axthiebe durchhauen werden konnte.

Inzwischen hörte man schon im Busche an den beiden Seiten des Passes ein lautes Rascheln und Klopfen, die bayrischen Plänkler durchsuchten bereits den Wald — von allen Seiten hörte man Menschenstimmen, welche sich zuriefen.

Die Landstürmer aber kauerten sich jetzt dicht hinter dem Verhau zusammen, in lautloser Stille auf jedes Geräusch horchend, unter stillen Gebeten und Seufzern, welche ihre Gemüthsbewegungen anzeigten.

Der Lieutenant aber näherte sich Cilli, löste geräuschlos und ohne ein Wort zu sagen ihre Bande und ließ sie frei, indem er ihr durch beredte Winke befahl, sich ruhig zu verhalten. Cilli warf sich vor ihm dankend auf die Knie, aber in demselben Augenblick, wo ihre Gefühle für einen der begeisterten Volkshelden sprachen, erwachten auch alle Erinnerungen ihrer Rache, sie lechzte nach dem Augenblick, wo sie diese Rache stillen und im Blute der Mörder ihres Gatten löschen könnte.

Allmählich kamen die Truppen näher und näher, schon hörte man aus der Ferne den Trommelschlag der langsam marschirenden Soldaten. Die Herzen pochten hörbar und die Stille war übrigens so vollkommen, daß man jedes fallende Blatt hören konnte, selbst die Vögel des Waldes schienen in Erwartung der furchtbaren Katastrophe verstummt zu sein.

Allmählich achtete Niemand mehr auf Cilli, welche jetzt mit kalter Geistesgegenwart überlegte, wie sie diese schrecklichen Augenblicke zu ihrer Flucht benutzen konnte. Obwohl kein Blick auf sie gerichtet war, weil Aller Augen die schwebende Last beobachteten, unter deren Gewicht das letzte Band von selbst zu brechen drohte, durfte sie doch nicht die geringste Bewegung machen, da das ganze Versteck von dichtem Gebüsch umgeben war und das Rauschen des Laubes jede ihrer kleinsten Bewegungen verrathen haben würde. Sie mußte sich daher begnügen, ein inbrünstiges Gebet zum Himmel zu senden. –

Näher und näher kam inzwischen der Trommelschlag, bald, vom Wind verschlagen, gedämpft, bald wiederhallend; plötzlich aber erdröhnten bei einer Wendung der Straße die Felsen von den jetzt laut und volltönig schallenden Trommel — die Tuppen waren in den Paß eingezogen. Diesen Augenblick nahm Cilli wahr, um flüchtig wie ein scheues Reh zu entspringen.

Das Geräusch der Trommeln bewirkte, daß man ihre Flucht nicht gleich bemerkte, Cilli kam in wenig Sprüngen aus dem Gebüsch hinaus, ihr einziger Gedanke war, die heranziehenden Truppen zu warnen. Sie gewann in athemloser Hast eine felsige Anhöhe, welche einen Blick in den Paß gewährte. Sie sah mit Schrecken, wie sich die Kolonnen hereinwälzten, langsamen Schrittes, wie es schien, in fröhlicher Stimmung — schon näherte sich die Vorhut der verhängnißvollen Stelle. Niemand bemerkte das todtbleiche Weib auf der Felsenspitze, selbst ihr Rufen würde nicht gehört worden sein, da die Trommeln in dem engen Felsenthale Alles übertäubten.

Endlich warf der Tambour-Major seinen Stab in die Luft, um den Tambouren Rast zu vergönnen; die Trommeln verstummten und man hörte nur noch das Geräusch der Schritte der Mannschaft. Die Vorhut war bereits die gefahrvolle Stelle passirt — es lohnte nicht der Mühe, sie zu vernichten — jetzt drängten sich

in dichten Haufen die Kolonnen heran — und eben bemerkten mehrere Soldaten die auf der Felsenspitze mit einem zerrissenen Tuch die Truppen warnende Cilli, als mit einem Male ein lauter Ausruf vom Berge herab erscholl:

— Im Namen der allerheiligsten Mutter Gottes — Sepl hau' ab!

Cilli sank in ihre Kniee. Jetzt krachte das zerhackte Baumseil — eine dicke Wolke von Staub bedeckte das Thal — ein donnerähnliches Geräusch ertönte — furchtbares Geschrei darauf — dann noch das Gepolter von nachstürzendem kleinen Geröll, ähnlich dem knatternden Kleingewehrfeuer — dann ein teuflischer Jubel — endlich über dem begrabenen Thal mit sich wälzenden Verwundeten und zerschmetterten Leichen der begeisterte Ruf der Tyroler:

— Hoch lebe der Kaiser! Hoch lebe Tyrol und Andreas Hofer!

— Heida lustig, mein Dirndl, hast uns verrathen wollen, rief Toni jetzt zu Cilli heranspringend, komm zu Deinen Landsleuten — hinab mit Dir, Du Hex'!

Damit ergriff der Tyroler Landstürmer Cilli bei den offenen Haaren und schleppte sie an den Rand des Abgrundes, aber in dem Augenblick krachte eine Salve und Beide stürzten getroffen und blutend zu Boden. Der durch Kopf und Brust geschossene Toni überschlug sich und stürzte über den Felsen hinab, Cilli aber, nur leicht an der Schulter verwundet, fiel auf ihre Knie und schrie zu den Truppen hinab:

— Pardon, Pardon! Ich bin unschuldig. Ich bin eine Bayerin — Barmherzigkeit.

Die Verwirrung war gräßlich. Nur die Nachhut hatte gesehen, was vorgegangen war. Die verschüttete Kolonne, von der nur die Hälfte am Leben blieb, konnte lange sich nicht klar werden über das Ereigniß.

Jetzt eilte Alles, was sich rühren konnte, herbei, um den Verschütteten Hilfe zu leisten. Schnaubend vor Wuth zerstreuten sich auf Befehl eines Offiziers viele Soldaten auf die Anhöhen, um die Unheilstifter aufzusuchen. Sie ergriffen Cilli und schleppten sie in das Thal. Sie wurde umringt und unter gegen sie gezückten Säbeln und Bayonnetten ausgefragt. Sie erzählte in hastigen, abgebrochenen Sätzen, was vorgefallen war und man überzeugte sich bald an Ort und Stelle von der Wahrheit ihrer Aussagen; der Zustand, in dem sie sich befand, mit aufgelösten Haaren und in zerfetzten Kleidern, das Zeugniß, welches einige Soldaten gaben, die sie gesehen hatten, wie sie die Truppen warnte, ihr reizendes, einnehmendes Gesicht mit dem unverkennbaren Stempel einer schuldlosen Seele, Alles das wirkte zusammen, um ihr Glauben und Theilnahme zu verschaffen.

Endlich wurde auch Nazi aufgebracht, der auf der Flucht gefallen war und nun mit heldenmüthiger Prahlerei sich des Geschehenen rühmte. Er wurde auf der Stelle niedergeschossen und starb mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!"

Man zog gegen zweihundert Leichname aus dem Felsenschutte hervor, eben so viele Verwundete erfüllten das Thal mit ihrem Geschrei und Stöhnen — tausende von Seufzern, Gebeten und Flüchen drangen zum Himmel um Rache. Der Kommandant der Truppe wurde im schrecklich verstümmelten Zustande aufgefunden, ein untergeordneter verwundeter Offizier übernahm seine Stelle. Er ließ Cilli vor sich bringen und vernahm sie unter zahllosen Thränen aller Umstehenden. Man beweinte den Tod von Verwandten, Freunden, Brüdern, Söhnen. Man fragte Cilli, wie stark die Feinde seien, die ihnen diesen Empfang bereitet hatten. Cilli konnte mit gutem Gewissen berichten, daß nur fünf tyroler Schützen das ganze Unglück verschuldet hatten.

Man übergab nun Cilli der Hut und Sorgfalt eines alten Sergeanten. Es wurde die Retraite geschlagen und die ganze Truppe setzte sich mit hundert Tragbahren von Baumzweigen und Flinten gegen das nahe bayrische Dorf, von wo sie hergekommen war, in langsame Bewegung. Es war ein herzzerreißer Anblick. Die meisten Leichen waren in unförmliche Klumpen zerquetscht. Anderen fehlten ganze Gliedmaßen. Den ganzen Weg bis zum Dorfe bezeichnete eine breite Blutspur.

Während sich alle Uebrigen mit ihren Kameraden beschäftigten, nahm sich der alte Sergeant väterlich des jungen tyroler Weibes an. Er theilte mit ihr sein eben verlassenes Quartier in einer einsamen Hütte, welche zum Dorfe gehörte. Ihre Wunde war leicht und ihre Gesundheit wenig angegriffen. Nach vierundzwanzig Stunden war sie so weit hergestellt, daß sie ihrem Wohlthäter ihre ganze Lebensgeschichte erzählen konnte.

Aber in ihrem Gemüthe war eine große Veränderung vor sich gegangen. Ein wilder, schwärmerischer Geist war über sie gekommen, sie betete Stunden lang mit Inbrunst zum Himmel; es war derselbe Geist, dessen Walten sie gesehen, der in ihre Brust eingezogen war, auch sie fühlte sich erfüllt von Fanatismus, aber es war eine andere Sache, für die sie sich begeisterte, es war die Sache der Feinde Tyrols und Andreas Hofers — die Sache Napoleons, des Kaisers, des Einzigen den sie auf Erden noch liebte — ihres Brivilliers.

Sie erinnerte sich der Aufgabe, die ihm Jokels gefühllose Grausamkeit gegeben hatte, sie fand es glaublich, daß Brivilliers suchen werde, sich derselben zu entledigen. Und für welchen Preis! Sie war jetzt arm und konnte sein Opfer nicht belohnen. Sie fühlte eine tiefe Beschämung über ihre kalte Erwiederung seiner inbrünstigen Liebe. Was hatte sie jetzt ihm zum Lohne zu bieten? Es beunruhigte sie, daß ein ihr ergebenes Herz unglücklich sein, sich in täuschender Hoffnung für sie vielleicht aufopfern sollte. Wie konnte sie dieses Opfer aufwiegen? Sie versank in schwärmerisches Nachdenken und Brüten. Sie gefiel sich unter dem Geräusch der Waffen und inmitten von Soldaten, welche von denselben Gefühlen ergriffen waren, wie sie; sie hatte nur einen Wunsch, die Gefahren zu theilen, in die sie sich begeben mußten, sie fühlte sich bei dem Schalle der Trommel angenehm und fast freudig bewegt, sie lechzte von Kampfbegierde und sehnte sich nach der Musik der Schlachten. Man überhäufte sie mit Beweisen von Theilnahme, es war ihr, als ob diese Soldaten alle ihre Brüder wären. Die allgemeine Trauer hielt jeden Muthwillen von ihr ab und der alte Sergeant, der unter Thränen ihre Geschichte angehört, bewachte sie wie sein eigenes Kind. Verwaist, verarmt, hülflos, wie sie war, erschien es ihr als das höchste Glück, bei den Truppen verbleiben zu dürfen.

Der Bericht über den Vorfall in dem Passe ging an den Oberbefehlshaber der bayerischen Truppen, es war darin der rührenden Geschichte der schönen Cilli gedacht. Der Sergeant Obermaier hatte dafür Sorge getragen, daß das Betragen seines Schützlings in das gehörige Licht gestellt wurde. Die Erbitterung gegen die Tyroler hatte in Folge des Ereignisses eine solche Höhe erreicht, daß man an außergewöhnliche Mittel dachte, diesen furchtbaren Geist zu bändigen. Der kriegerische Geist der jungen Frau erweckte eine allgemeine Begeisterung für sie. Der alte Sergeant erhielt Ordre, Cilli nach R** zu eskortiren, wo sie ihre Geschichte und Alles, was sie wußte, vor einen Richter bringen sollte, der eben im Begriffe stand, ganz Europa seine Schicksale zu diktiren, vor den Helden des Jahrhunderts, dem Niemand mehr zu widerstehen schien, als eine Hand voll begeisterter Tyroler — vor den Kaiser Napoleon.

Cilli saß eben vor der Thüre der Hütte, als der alte Sergeant mit geheimnißvoller Miene zu ihr trat und sie einlud, ihm zu folgen.

— Es steht Dir eine große Ehre bevor, mein Kind, ich hoffe, daß Du Dich gut benehmen und auch mir Ehre machen wirst. Denn ich adoptire Dich hiermit als meine Tochter, und wenn Du mir folgst, so soll noch etwas Rechtes aus Dir werden.

Cilli folgte mit kindlichem Gehorsam; der alte ehrwürdige Veteran erinnerte sie an ihren ermordeten Vater.

Auf der Straße erwartete sie der mit zwei Postpferden bespannte Wagen des Hauptmanns der Kompagnie.

Auf alle Fragen Cilli's antwortete der alte Soldat nur mit ausweichenden Antworten.

— Es führt zu Deinem Glück! sagte er. Du wirst vielleicht Deinen Doktor wiedersehen, ihn vielleicht dereinst heirathen, was weiß ich, ein höherer Befehl leitet mich — ich darf nichts sagen — ein schlechter Soldat, der nicht Ordre parirt.

Die Reise dauerte mehrere Tage. Man mußte große Umwege machen, um den feindlichen überall hin zerstreuten Truppen des Erzherzogs Karl auszuweichen. Man passirte mehrere Hauptquartiere verschiedener Korps, überall fand man in Folge eines Papiers, das der alte Sergeant vorzeigte, freundliche Aufnahme und schleunige Weiterbeförderung. Die schauerliche Geschichte von dem Passe wurde auf dem Wege unzählige Male erzählt, man fand sie kaum glaublich, man ergoß sich in die heftigsten Verwünschungen gegen diese trotzigen „Tyroler Bauern.“

Endlich an einem heiteren Morgen, der von Siegesfreuden erfüllt war, erreichte man das Hauptquartier des großen Kaisers. Man stieg in einem Gasthofe ab; der alte Sergeant zog seine Gala-Uniform an und befahl Cilli, sich bestens zu putzen, so weit es anging und die beschränkten Mittel des Sergeanten es erlauben. Ein französischer Stabsoffizier holte den Sergeanten und Cilli in einem schönen Wagen ab und in wenig Augenblicken sah sich Cilli mit hochpochendem Herzen vor dem Manne stehen, den sie sogleich für den Kaiser Napoleon erkannte.

Als sie den Mann vor sich sah, von dessen Ruhm sie schon an ihrer Wiege gehört hatte, und dessen Name ihr so oft genannt worden war, erreichte ihre Begeisterung den höchsten Grad. Sie warf sich dem großen Manne zu Füßen und umfing seine Knie.

Der Kaiser empfing diese kindlichen und aufrichtigen Huldigungen mit ungewöhnlicher Theilnahme. Er forderte sie auf, ihre Geschichte zu erzählen, und Cilli, welche das Französische geläufig sprach, erzählte mit aller Empfindung der Jugend und aller Geistesgegenwart eines Soldaten die erlebten Greuel.

Der Kaiser hörte sie aufmerksam an, dann brach er in furchtbare Wuth aus und sagte zu den umstehenden Prinzen und Generalen:

— Wie? diese Banditen! Wie? diese Bauern, diese fanatischen Zeloten! Diese grausamen Ungeheuer! Sie sollten unbändiger sein, als egytische Mamelucken und italienische Bravo's? Ich will sie zu Paaren treiben! Ich schwöre ihnen Rache! Ich werde den Degen nicht nierlegen, bis ich dieses Raubnest vertilgt habe. Kann ich auch ihre Berge der Erde nicht gleich machen, so werden wohl meine Agenten die Höhlen dieser wilden Thiere auffinden. Ich will nicht Frieden machen mit diesem Volke! Vielleicht versöhne ich mich mit dem Kaiser, seine Friedensvorschläge kommen mir bei jedem Schritt entgegen. Aber ich werde von ihm den Kopf dieses bärtigen Räuberhauptmanns fordern. Ich habe allen meinen Feinden verziehen. Ich habe Meuchelmörder begnadigt, die meinem Leben nachstellten. Aber diesem Ungeheuer, der Berge über meine Truppen wälzt, der alles Völkerrecht verhöhnt, der Wehrlose angreift und Alles dies thut, ohne von seinem Kaiser dazu Befehl und Vollmacht abzuwarten, werde ich nie verzeihen. Man setze einen Preis auf dieses Thier. Man erkläre seine Banditen für vogelfrei. Man lasse das ganze Land von Agenten durchwühlen. Und wenn es mich meinen halben Staatsschatz kosten würde — man kaufe die halbe Bevölkerung! Kein Pardon den Tyrolern. Solche Greuel sind unerhört. Man findet sie nicht einmal unter den ältesten Barbaren. Welche Religion haben diese Menschen, die sie lehrt, ganze Menschenhaufen zu vertilgen? Wenn der Soldat Mann an Mann kämpft mit seinem Gegner, dann finde ich es erklärlich, wenn er grausam ist. Aber unthätige marschirende Truppen unter herabgestürzten Steinlawinen zu begraben, das ist gegen alle menschliche Natur! Man muß ein Exempel statuiren an diesem Barbois!

Diese leidenschaftliche Sprache war wohl den Umständen angemessen — ganz Europa bewunderte den Helden Tyrols, aber der Kaiser Napoleon war nicht der Mann, solche Heldentugend zu preisen, die sich mit unüberwindlichem Geiste in seine Wege warf. Sein Zorn gegen

Hofer kannte keine Grenzen; er wurde getheilt von seinen Verbündeten. Dagegen erregte die Erscheinung der jungen Frau seine Theilnahme in hohem Grade. Er nahm das Kreuz der Ehrenlegion von seiner Brust und befestigte es lächelnd an ihrem Busen.

— Sie sind ein braves Kind! sagte er. Bitten Sie sich eine Gnade aus.

— Begehre Deinen Brivilliers! soufflirte der alte Sergeant.

Cilli aber sprach mit Begeisterung:

— Die Gnade, Sire, die Sie mir erweisen, bestärkt mich in meinem Entschluß, dem ich mein ganzes Leben weihen will. Meine Verluste sind zu groß, als daß ich sie verschmerzen könnte. Ich habe nichts mehr von dem Zartgefühle in mir, durch das ein Weib in ihrem Berufe glücklich wird, kaum siebzehn Jahre alt, bin ich zugleich Waise und Wittwe. Ich habe nur einen Wunsch: in dem Heere Euer Majestät als Freiwilliger zu dienen gegen die Mörder meines Vaters und Gatten.

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens folgte auf diesen seltsamen Antrag.

Aber in dieser außerordentlichen Zeit war nichts mehr außerordentlich. Napoleon selbst war am wenigsten überrascht.

— Ich finde das nicht wunderbar! Es ist mehr als hundert Mal in meiner Armee vorgekommen. Zumal in dem vorliegenden Fall. Was giebt es wohl Natürlicheres, ich möchte sagen Heiligeres, als die Gefühle, die diese Frau bestimmen, die Waffen zu ergreifen. Jedes andere Weib würde wünschen, was sie wünscht: Rache! Möchte es in der Welt keine schlimmeren Beweggründe des Krieges geben. Aber wir sehen täglich, daß uns Menschen den Krieg erklären, welche wir nicht beleidigt haben. Wenn diese Frau in meinem Heere dienen will, so sorge man dafür, daß sie gegen Muthwillen geschützt werde. Ich glaube, sie wird uns in Tyrol gute Dienste leisten. Ich will, daß man mir nach dem Kriege über sie Bericht erstatte.

Die Wolfsschlucht.

Eine Stunde von Insbruk befindet sich eine tiefe, waldige, von einem Waldbach durchrauschte Schlucht, das Rinnsaal der Lawinen, die vom Hochgebirge herab sich wälzen. Hier, auf dem Felsenschutt herabgestürzten Gerölles stehen Fichten und Tannen mit Laubholz vermischt, das ganze Thal in Dunkelheit hüllend. In einem finsteren Winkel dieser Schlucht steht eine einsame Klause, welche 1809 von einem Einsiedler bewohnt war. Ueber sein Herkommen gingen die abenteuerlichsten Sagen; Niemand wußte, woher er kam. Der Unglaube schrieb ihm Zauberkräfte zu, Kranke und Verliebte suchten Hilfe bei ihm und fanden stets guten Rath und Beistand. Die Geistlichkeit sah seinem Treiben mit Mißbehagen zu, aber Klaus stand unter dem Schutze einer Gewalt, die in Tyrol größer war, als die des Glaubens, unter dem Schutze des altväterlichen tyroler Aberglaubens. Des Tages wurde die Klause oft von den Landleuten besucht, man holte sich Kräuter gegen alle mögliche Uebel, man holte sich Amulette und Freikugeln, geheime Mittel, um schußfest zu werden, aber des Nachts wagte es kein guter Christ, sich der Wildniß zu nahen, nach Sonnenuntergang blieb die Schlucht einsam und der Klausner konnte sich ungestört frommen Betrachtungen hingeben, wenn er dazu Lust hatte. Wir finden den Eremiten tief in Gedanken versunken auf einer Felsenbank vor seiner Hütte sitzen, der Mond beleuchtet seine Greisengestalt, sein dürres, faltenreiches Gesicht, seinen weißen Bart, seine graue Karthäuserkutte. Seine Hände sind gefaltet, sein Blick ist an den Boden geheftet, er scheint zu horchen. Aber man hört lange nichts, als das Brüllen des Bergstroms, der, stark angeschwollen, donnernd über das Geröll hinbraust, Felsstücke und gebrochene Fichten hinwälzend. Endlich erschallte ein Büchsenschuß, der, ein vielfaches Echo hervorrufend, langsam verhallt. Gleich darauf ertönt ein Alpen- oder Jägerhorn, welches der Klausner langsam und in gezogenen Tönen erschallen läßt.

— Hierher! sagte Jokel zu Brivilliers, indem er ihn an der Hand führte, nehmt's Euch in Acht, macht keinen Fehltritt auf dem Geröll, wer da in den Waldstrom rutschte, der müßt' ein guter Schwimmer sein und einen harten Kopf haben, härter als die Steinfelsen, die da tanzen auf den Wellen wie Stöpsel — wir sind gleich bei der Höhle des alten Wolfs.

Jetzt knallten mehrere Schüsse von verschiedenen Seiten.

— O ho! sagte Jokel, die san pünktlich, ja, wo die Leut' wissen, daß es was zu fangen giebt, da sein sie gleich dabei, das sind allein zuverlässige Leute, die net fragen wo und warum, die allein kann man brauchen.

— Es sind also entschlossene Leute? fragte Brivilliers nicht ohne Herzklopfen.

— Das sind sie — es ist keiner unter ihnen, der nit einen Mord auf dem Gewissen hätte, lauter abg'strafte Dieb und Gauner, alle Nationen: Bayern, Tyroler, Wälische, Schweizer, kurz Leute, wie ich sie gern hab', die verrathen nix und schwätzen nicht aus der Schul.

Unter diesem Gespräch kam Jokel mit Brivilliers endlich zu der Eremitage, welche bereits mit den angekündigten Gästen angefüllt war. Der erste Anblick dieser Menschen bestätigte die Wahrheit des ihnen ertheilten Zeugnisses. Sie waren sämmtlich in die tyroler Schützentracht gekleidet, trugen eine Büchse auf dem Rücken und eine Waidtasche, in den Hosen aber lange Messer. Die Meisten hatten Narben im Gesicht, sie begrüßten sich mit vieler Herzlichkeit und musterten den fremden Gast, den ihnen Jokel zugeführt hatte, mit einer gewissen Ehrfurcht, welche jedoch von scheuen Blicken des Mißtrauens begleitet war.

— Grüß Gott, grüß Gott, liebe Leut! sagte der Eremit, Einem nach dem Andern die Hand schüttelnd, nun freuts Euch, es giebt Arbeit für Euch, wie Ihr sie gern habt und für einen guten Trunk habe ich auch gesorgt, Bier, Wein und Branntwein für dreißig Mann und darüber.

Die Gesellschaft setzte sich an einen ungeheuren steinernen Tisch und der Eremit machte nun den Wirth mit einer Routine, welche anzeigte, daß er in diesem Geschäft bestens bewandert war. Zum nicht geringen Erstaunen Brivilliers entblößten alle Gäste nun ihr Haupt zum Gebet, ehe sie die ihnen dargebotenen Speisen und Getränke annahmen. Dann fielen sie aber mit einem Heißhunger darüber her, der vermuthen ließ, daß sie lange nichts zu sich genommen hatten. Der Herr erbarmet sich seines Viehs, sagte der Klausner lächelnd, doch mit gutmüthiger Betonung der Worte, er füttert seine Raben, nur Menschen stoßen ihres Gleichen aus ihrer Gemeinschaft und jagen sie in Hunger und Elend, wenn sie glauben, daß sie ihrer nicht mehr würdig sind. Menschen stellen Menschen unter das Vieh und doch, lieber Herr, wie viele Verstoßene sind besser, als diejenigen, welche sie verstoßen haben!?

— Kameraden! sagte jetzt Jokel, hier ist der Mann von dem ich Euch gesagt hab', er ist Euer Wohlthäter, und ihm habt Ihr es zu danken, daß Ihr mit Euren Familien nicht verhungern müßt, küßts ihm die Hand, denn er hat's um Euch verdient.

Auf diese Aufforderung drängten sich die Gäste herbei und küßten mit Rührung die Kleider des französischen Agenten, indem sie ihn mit den zärtlichsten Namen anredeten.

— Jetzt aber erzähl', Hansel, wie Du das Geld von dem Herrn angewendt hast, damit er sieht, daß er's net umsonst ausgiebt.

Der von Jockel also Angeredete trat nun hervor, zog einen beschmutzten Zettel aus seiner Brusttasche und berichtete Folgendes:

— Ich hab' bekommen für 30 Mann auf 8 Tage 240 Schweizerfranks. Davon sind ausgegeben 120 Schweizerfranks, das Uebrige ist aufg'hoben worden für die Weiber und Kinder der Leute. Verricht aber haben wir diesmal nur wenig, es wird aber die nächste Wochen schon besser gehn, wenn die Leut' erst besser abg'richt sind. Auf der Insbruker Straßen im Paß von L. waren große Steinlanen vorg'richt für die vorbeimarschirenden Franzosen, um sie zu erschlagen, zehn Mann haben drei Nacht gearbeitet, um das Teufelswerk wegzuräumen.

Dann haben wir zehn Gefangene befreit, die man in einem Heuschober eing'sperrt hatte, um sie zu verbrennen, dabei ist der Max Struwar umkommen.

— Der Struwar todt! rief der Eremit.

— Er ist todt, der brave Kerl, er hat freilich vorher einen übermüthigen G'sellen, der Feuer anlegen wollte, kalt gemacht, aber deswegen hat er doch nicht verdient, daß man ihn anstatt der Franzosen in's Feuer g'worfen hat.

— Wie? rief Brivilliers, man wollte wehrlose Gefangene verbrennen?

— O ja, sagte Jokel, die braven Leut san viel im Stand, was sich andere Menschen nicht zu thun getrauen.

— Weiter, berichtete Hansel, ist es vorgekommen, daß man einen bayrischen Offizier mit durchschossenen Kinnladen auf der Straße liegen ließ, wir haben ihn ins Spital gebracht. Sonst haben wir diesmal nichts verrichten können.

Erstaunt und gerührt drückte Brivilliers die schwieligen Hände derselben Menschen, die er noch zuvor mit jenem moralischen Abscheu betrachtet hatte, der Menschen von guter Erziehung überwältigt, wenn sie mit Verbrechern zusammentreffen, es überraschte ihn wunderbar, zu hören, wie sich diese Leute ihres Auftrags entledigt hatten. Er konnte nicht umhin, Jokel hierüber sein Befremden zu erkennen zu geben. Dieser half ihm bald aus dem Traume, indem er sagte:

— Das ist Alles das Werk unseres alten Schulmeisters, des Vaters Klaus hier, des größten von uns Spitzbuben und doch des bravsten Kerls in ganz Tyrol.

— Hier sind dreitausend Franks erwiederte Brivilliers, es ist Alles, worüber ich heute gebieten kann, verwendet sie nach Eurem Gutdünken, ich sehe, man kann es in keine besseren Hände legen. Und möge der Himmel unserem großen Kaiser mehr solche Freunde zuführen.

Der Klausner empfing das Geld mit stummem Dank, ordnete dessen Vertheilung an und entließ seine Gäste mit den Worten:

— Nun geht und sucht Eure Weiber und Kinder auf, sie werden Euch erwarten. Ich habe mit dem Herrn allein noch viel zu sprechen. Morgen sehen wir uns wieder. Gott sei mit Euch.

Als aber Jokel mit Brivilliers und dem Klausner allein war, sagte der Letztere.

— Erlauben Sie, junger Mann, daß ich Ihnen den Abend in der gewohnten Weise der Klausner verkürze — durch eine Erzählung. Alles, was Sie sehen, setzt sie in einiges Erstaunen, es ist für mich eine gewisse Genugthuung, vielleicht wird meine Erzählung Ihnen Aufschluß über die Räthsel geben, welche Sie sehen.

Und er fing ohne Weiteres zu erzählen an:

— Zur Zeit der frommen Kaiserin Maria Theresia lebte in Wien ein Richter, der sich durch seine Härte den Haß vieler Familien zuzog. Er hatte eine einzige Tochter, welche seine Freude war, er liebte sie mit der größten Zärtlichkeit und diese Liebe entschädigte ihn allein für den Haß der Welt, der ihn verfolgte. Allein der Himmel raubte ihm dieses Kleinod, denn eines Tages verschwand das junge schöne Mädchen und alle Nachforschungen, sie aufzufinden, waren lange vergeblich; endlich fand man die Unglückliche in Gesellschaft eines Deserteurs in Ungarn. Als der Vater vernahm, daß sein Kind durch die Flucht sich seiner väterlichen Gewalt entzogen hatte, gerieth er in einen heftigen Zorn und befahl eine strenge Untersuchung des Hergangs der Verführung. Da entfloh sein Kind zum zweiten Male, durch eine heldenmüthige List gelang es ihr, den Geliebten aus den Händen des Militairgerichtes zu befreien und von nun an war sie verschollen. Es vergingen wohl 12 Jahre und der strenge Richter verzichtete bereits darauf; sein Kind je wieder zu sehen, als man eine Diebin vor ihn brachte, welche im Verdachte stand, mit einer Räuberbande in Ungarn in Verbindung zu stehen. Die Anklagen, welche gegen sie erhoben wurden, waren so furchtbar, daß sie den Abscheu des ganzen Gerichtes erregten; sie war Gehilfin bei mehreren Mordthaten gewesen, hatte sich des Kinderraubs, der Kirchenschändung

und vieler anderen Verbrechen schuldig gemacht. Ihr Aeußeres war im höchsten Grade abschreckend, ihr von der Sonne völlig gebräuntes Gesicht trug viele Narben, ihr Haar war vorzeitig ergraut und mit großer Mühe erkannte bei längerer, aufmerksamer Betrachtung der strenge Richter seine eigene Tochter. Mit starrem Entsetzen hörte er die schauerlichen Bekenntnisse der Unglücklichen an, nach deren Ablegung sie zu ihrem Vater sagte:

— An allen diesen Unthaten Vater trägst Du die Schuld, Deine unerbittliche Strenge fürchtend, habe ich meinen ersten Fehltritt verschwiegen und bin entflohen. Du hast den Geliebten mir entrissen und Deine Strenge drohte mir selbst mit harten Strafen, ich entfloh zum zweiten Male. Verfolgung, Hunger und Elend trieben mich von Verbrechen zu Verbrechen — Du allein trägst die Schuld daran. So ende denn, unbarmherziger Richter, Deine Laufbahn, indem Du Deine eigene Tochter verurtheilst.

Besinnungslos ward der Richter aus dem Gerichtssaale gebracht. Vergebens suchte er bei seinem Erwachen Trost im Gebete, der Himmel verweigerte ihm denselben, sein Gewissen klagte ihn an, der Mörder und Verderber seines Kindes zu sein. Aber in seiner Seele ging das Licht der Erkenntniß auf, er erkannte die menschliche Gerechtigkeit in ihrer wahren Natur und beschloß, dem Richteramte zu entsagen und sein Kind zu retten. Er nahm die Schlüssel ihres Kerkers und entfloh mit ihr in die Gebirge Steiermarks. Bald waren seine Ersparnisse verzehrt, bald sah er sich, immer vor den Gerichten fliehend, ausgestoßen von der Gemeinschaft der Menschen, gezwungen, bei einer Räuberbande Zuflucht zu suchen — aus dem strengen Richter wurde ein Räuber und Dieb. Endlich riß der Tod sein unglückliches Kind von ihm. Rastlos irrte er durch die Gebirge und wählte endlich hier diese schauerliche Freistatt, wo er unter dem Schutze des Aberglaubens furchtlos Werken der Menschenliebe lebt und mit Hilfe von Unglücksgenossen die Unbarmherzigkeit der Menschen zu vereiteln sucht. Seit vielen Jahren bewohn' ich diese Klause, sie ist die Zuflucht aller Unglücklichen, die mit dem Gesetz gebrochen haben. Sie lieben mich, wie einen Vater und ich suche sie zum Guten anzuleiten. Wir vergelten den Menschen ihren Haß mit Liebe, wir suchen die Greuel des Krieges zu lindern und der Himmel hat uns einen Wohlthäter gesendet, der uns zu dem Werke behilflich ist. Ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft sehen wir in dem jetzigen Kampfe nichts als die Wirkung der menschlichen Verblendung. Wir sind fern von aller Parteisucht, denn wer auch den Sieg davon trage, uns bringt es keinen Vortheil. Wir leben nur der Menschenliebe und alle Unglücklichen sind unsere Freunde, wir bieten den Verwundeten beider Parteien den Balsam der Liebe und beten zu Gott, daß er die Herzen der Menschen erleuchte, damit sie gegen einander weniger unbarmherzig werden mögen.

Brivilliers hörte mit tiefer Rührung diese Erzählung an. Es stiegen ihm jedoch Zweifel auf, ob es seiner Sendung angemessen sei, in dem Geiste zu wirken, wie der Klausner es gewohnt war. Aber sein Herz billigte diesen Geist. Nach einiger Ueberlegung antwortete er dem Klausner, sich verabschiedend, mit tiefer Bewegung:

— Eure Erzählung hat mich tief bewegt. Meine Aufträge lauten zwar dahin, die Sache des Kaisers der Franzosen in diesen Bergen zum Siege zu bringen. Aber die Bekämpfung des fanatischen Geistes, der dieses Volk bewegt, Wehrlose zu ermorden und blinde Rache an Unschuldige zu üben, liegt in meinem Auftrag. Der Kaiser fürchtet keinen offenen Feind, er ist gewohnt, ihn in offner Schlacht zu bekämpfen, er unterwirft sich dem Loose des Kriegsglückes, aber er ist ein Feind hinterlistiger Gewaltthat, er achtet das Völkerrecht und er wünscht vor Allem, diesem rohen Volke die Begriffe davon beizubringen. Ich glaube daher um so mehr in seinem Geiste zu handeln, indem ich mich Eurer Dienste bediene, da der Kaiser in seinem Heere die strengste Disziplin beobachtet und wünscht, daß jede Unregelmäßigkeit bestraft werde. Wenn Ihr daher grausame Repressa-

lien der Soldaten verhindert, so wird der Kaiser Euch dafür eben so großen Dank wissen, als wenn Ihr die Tyroler hindert, wie wilde Raubthiere auf unsere Truppen Jagd zu machen. Fahret fort in Euren Bemühungen und Gott gebe bald, daß dieser grausame Krieg ein der Menschheit ersprießliches Ende nehme.

Damit nahm Brivilliers Abschied von dem Einsiedler.

— Gott segne Euch für Eure Menschenliebe, Herr, rief ihm der Eremit nach.

Auch Jokel entfernte sich nun, indem er ihm zuflüsterte:

— Bleibet wach, in einer Stunde bin ich wieder da, Hormayr will Euch sprechen.

Bei dem Namen Hormayrs, des gefürchteten allmächtigen Intendanten von Tyrol, fuhr der Eremit erschrocken zusammen, dann sammelte er sich und sagte:

— Herr Gott, Dein Wille geschehe!

In stilles Beten versunken, bereitete er sich auf den gefährlichen Besuch vor. Hierauf untersuchte er seine in einer Höhlung der Felsen verborgenen Pistolen und murmelte vor sich hin:

— Der Intendant! Also kommen die Tage der Entscheidung und es wird sich offenbaren, ob das die Wahrheit ist, dessen Erkenntniß ich in mir trage. — Er ist die Seele des Krieges. Möge der Himmel mir beistehen, sein von Ehrgeiz verblendetes Herz zu erleuchten, auf daß er den Krieg nicht auf einen Punkt treibe, wo alle Versöhnung unmöglich wird. Er hält sich für den treuesten Freund des Kaisers! Gott gebe mir Kraft, ihn zu überzeugen, wie gefährlich die Dienste sind, die er seinem Herrn erweist. Das Land blutet bereits aus tausend Wunden, dieses Blut wird über diejenigen kommen, die es zum Fließen gebracht haben. Er weiß nicht, was er thut, ich muß ihm die Augen öffnen. Vielleicht kostet es mich das Leben, aber was liegt an dem Leben eines dürren Baums? Ich sterbe mit Freuden, wenn es dazu dienen kann, der Welt das milde Licht zu geben, das mich erleuchtet hat. Der Tag bricht an.

In der That war es bereits grau, als Jokel durch einen Schuß seine Annäherung verkündete und der Einsiedler mit dem verabredeten Signal antwortete. Bald stand Freiherr von Hormayr vor dem ehrfurchtsvoll sich beugenden Greise. Mit muthwilligem Interesse betrachtete der junge Staatsmann die abenteuerliche Umgebung, sein Blick ruhete lange mit lächelndem Wohlgefallen auf der Gestalt des gebückten Greises.

— Nun, Du alter Gurgelabschneider, begrüßte er den Klausner, laß mich hören von Deiner Wahrsagekunst. Der Bursche da erzählt mir davon Wunderdinge, ich liebe die Romantik und ich höre, daß Du ein Mann von Bildung, ein Gelehrter bist. Ich bin ein Freund und Beschützer der Gelehrten.

— Sie erzeigen mir viele Ehre, Herr Baron! Ich darf es nicht wagen, einem so hochgebildeten Manne meine gewöhnlichen Kunststücke, wie sie für den Aberglauben taugen, darzubieten, wenn Sie aber mich ihrer Aufmerksamkeit würdigen wollen, so will ich versuchen, Ihrem Wunsche durch eine Erzählung zu entsprechen, die in einem Gleichniß Ihr Schicksal andeuten wird.

Und zitternd begann der Eremit seine Erzählung:

— „Es lebte einst in einem Königreich, ich nenn' es Arragonien, ein mächtiger Fürst, der sehr streng und grausam gegen seine Unterthanen war, ohne eigentlich ungerecht und lasterhaft zu sein; man konnte ihm nichts zum Vorwurf machen, als seine Härte. Man fürchtete ihn sehr; aber man liebte ihn nicht, denn Jeder wußte sich doch irgend eines Fehlers schuldig und fürchtete die harte Strafe des strengen Richters. Dieser Fürst, ich will ihn Monaco nennen, hatte einen Sohn, den er in seiner Kindheit zu armen Leuten bringen ließ, um ihn dort erziehen zu lassen, ohne daß dieser je erfuhr, wer sein Vater gewesen. Seinen Pflegeeltern ward bei Todesstrafe geboten, das Geheimniß zu bewahren und das Kind in Armuth und Dürftigkeit zu erziehen, bis es großjährig sei. Es war dies eine seltsame Laune des Fürsten, die aus dem herrschsüchtigen und finsteren Charakter desselben entsprang; er wollte nicht,

daß sein Sohn durch sein Geburtsrecht etwa zu früh herrschsüchtig werde und Gelüste trage, seinen Vater vom Throne zu stoßen; denn Monaco wußte, daß der Apfel nicht weit vom Baume fällt und er selbst hatte seinen Vater, der im hohen Alter blödsinnig geworden war, vom Throne gestoßen.

Der Pflegevater des Prinzen war ein gehorsamer Knecht und er erzog sein Pflegekind in derselben Furcht des Herrn, die ihm eigen war, und das war es, was der Fürst wollte: einen Sohn, der ein blinder Sklave seines Willens sei, damit er auch einst nach dem Tode seines Herrn und Vaters in seinem Geiste fortregiere und das aus alter Gewohnheit thue, was er sonst aus Furcht vor dem Herrn gethan.

Der junge Prinz zeigte bald die schönsten Anlagen, aber er war von Natur störrisch; er lehnte sich bald gegen den Willen seiner Pflegeeltern auf und war immer bemüht, seinen Willen durchzusetzen. Wilde Leidenschaften erwachten zeitig in seiner jungen Brust, das elterliche Joch war ihm lästig und der Fürst hatte befohlen, ihm in allen Dingen seinen Willen zu lassen, weil er wollte, daß sein Sohn durch sein selbst bereitetes Schicksal erzogen werde.

Der junge Alfonso entfloh aus dem Hause seiner Pflegeeltern und trat in den Kriegsdienst seines Vaters. Um der milden Zucht seiner Pflegeeltern zu entgehen, begab er sich freiwillig in die harte Disziplin des Soldatenlebens, für das er allein Geschmack hatte, da er wähnte, sich in demselben dem Müßiggange und der Zügellosigkeit der Sitten ganz hingeben zu können. Er fügte sich gern den strengen Regeln des Kriegsdienstes, ertrug ohne Murren alle Beschwerden und Entbehrungen, fügte sich sogar mit sklavischer Ergebung in die empfindlichsten Strafen und ertrug den Uebermuth seiner Vorgesetzten, um in seinem übrigen Lebenswandel frei und ohne Zügel zu sein und seiner herrischen Gemüthsart freien Lauf lassen zu können. Durch seine Anlage, seine Geschicklichkeit brachte er es bald dahin, eine Offizierstelle zu erhalten. Nun ergab er sich allen Lastern und Ausschweifungen, erfüllte aber seine Dienstpflicht mit strenger Pünktlichkeit. Das erfreute seinen königlichen Vater der Art, daß er ihn schnell von Stufe zu Stufe steigen ließ und ihm endlich den Oberbefehl über seine Armee anvertraute.

Don Alfonso vermählte sich jetzt mit der Tochter eines vornehmen Kastilianers, der aus altem fürstlichen Geblüte stammte, und der König Monaco konnte nun sagen, daß sein Sohn die erste und stärkste Stütze seines Thrones war. Alfonso ließ der Wildheit seiner Natur alle Zügel schießen. Da ihm um den Preis der Treue gegen seinen König Alles erlaubt war, so bemühte er sich, seine Macht und sein Ansehen zu erhöhen.

Viele Großen des Reichs waren mit dem harten Regiment des Königs unzufrieden, sie machten daher böse Anschläge gegen ihn, die jedoch Alfonso durch seine Wachsamkeit alle zu vereiteln wußte. Durch seine Verwandtschaft gelang es ihm, alle Geheimnisse der Adeligen zu erfahren. Er entdeckte mehrere Komplotte und ließ die Schuldigen mit der grausamsten Härte bestrafen; er schonte selbst seine Verwandten nicht, wenn sie sich gegen den König hatten etwas zu Schulden kommen lassen.

Da es dem Könige immer an Geld fehlte, um seine Armee glänzend zu belohnen, so erlaubte sich Alfonso die größten Bedrückungen, er preßte den Armen ihren letzten Nothpfennig ab und ließ die Reichen unter mancherlei Vorwänden in den Kerker werfen, um ihre Güter einziehen zu können.

Auf diese Art steigerte er den Haß des Volkes der Art, daß ihm selbst der König darüber Vorwürfe machte und ihm Mäßigung befahl, denn er wollte keine Ungerechtigkeit; aber es war zu spät, Einhalt zu thun, die Gerichte bewiesen dem Könige sonnenklar, daß Alfonso Niemandem Unrecht gethan habe, denn es ließ sich jedem Opfer irgend eine Handlung oder eine unbesonnene Aeußerung nachweisen, welche eine Uebertretung des Gesetzes darstellte.

Die Folge davon war, daß Alfonso eben so gefürchtet als gehaßt wurde, er mißtraute bald seinem Schatten und hielt seine treuesten Diener für Verräther. Er fand für jede mensch-

liche Handlung einen schlechten Beweggrund und behauptete, daß der König keinen Unterthan besitze, der nicht den Tod verdient habe. Um sich zu zerstreuen und die vielen Thränen zu vergessen, die er vergießen machte, ergab sich Alfonso den ausschweifendsten Belustigungen. Seine Gattin bemühte sich umsonst, das grausame und verhärtete Gemüth ihres Gatten zu mildern; sie nahm oft die Verfolgten in Schutz und suchte Begnadigung bei demselben für sie zu erwirken.

Endlich geschah es, daß selbst ihr Bruder des Hochverraths angeklagt und überwiesen wurde, mit einem anderen Fürsten Pläne zum Umsturz des arragonischen Reiches befördert zu haben. Er wurde vor Gericht gestellt und Alfonso's Gattin warf sich dem Könige zu Füßen, um seine Begnadigung zu erwirken. Alfonso ward vor seinen königlichen Vater beschieden, der seine Treue auf eine harte Probe stellen wollte. Der König hatte sich vorgenommen, wenn er diese Probe bestände, ihn öffentlich für seinen Thronerben zu erklären, damit das Volk alle Hoffnung aufgebe, durch Anschläge auf das Leben des Königs von dem drückenden Joche des Despoten befreit zu werden. Er empfing seinen Sohn mit Strenge und redete ihn folgendermaßen an:

— Ich habe bisher geglaubt, keinen treuern Diener zu haben, als Euch! Mit der größten Verwunderung aber höre ich, daß in Eurer Familie selbst die böswilligsten Anschläge gegen mich geschmiedet werden. Eure Gattin hat sich erfrecht, für ihren Bruder um Gnade zu bitten; ich kann es nicht anders als gnädig beurtheilen, was sie für ihren Bruder thut; sie ist ein Weib, sie kennt nicht die Regeln der strengen Pflicht; aber Ihr, Alfonso, Ihr müßt wissen, was Ihr zu thun habt, um Euch des Vetrauens Eures Königs und Herrn würdig zu zeigen. Ich überlasse das Schicksal des Angeklagten Eurer Willkür, verurtheilt ihn oder begnadigt ihn, ich werde Alles gut heißen; ich werde nur aus Eurer Handlungsweise beurtheilen, in welchem Grade Ihr mir ergeben seid und wie weit Eure Treue geht.

Alfonso, über diese Anrede seines Königs betreten, fast sprachlos vor Schrecken und wildem Zorn, entfernte sich nach einer stummen Verbeugung mit der grausamsten Entschlossenheit, Alles aufzubieten, um das Vertrauen des Königs auf seine Treue zu rechtfertigen. Er überhäufte seine Gattin mit den schrecklichsten Vorwürfen, verletzte ihr Zartgefühl durch die fürchterlichsten Drohungen und kündigte ihr an, daß ihr Bruder unnachsichtlich die Strafe des Todes erleiden werde. Vergebens warf sich Donna Elvira ihrem erzürnten Gatten zu Füßen; ihre Thränen der schwesterlichen Liebe und des menschlichen Mitleids steigerten nur seine Erbitterung, er machte ihr zum Vorwurf, daß die Stimme der Natur bei ihr stärker wäre, als ihre Gattenliebe und nahm ihr alle Hoffnung auf die Rettung ihres Bruders, die doch in seine Hände gegeben war.

Donna Elvira glaubte, daß die Härte ihres Gemahls von den Befehlen des Königs herrühre; sie eilte daher, um sich demselben nochmals zu Füßen zu werfen und um Barmherzigkeit zu flehen. Der König aber hob sie gnädig auf und sagte:

— Nicht an mich, sondern an Euren Gatten wendet Euch, er hat von mir Gewalt über Leben und Tod, er kann Euren Bruder begnadigen; er hat nur die Verantwortlichkeit für seine Handlungen. Wenn er es für das Reich gut und gefahrlos findet, Euren Bruder zu begnadigen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden.

Donna Elvira wußte nun ein schreckliches Geheimniß. Ihr Gatte allein war es, der so grausam sein wollte, ihr den Bruder zu rauben, seine eigenen Blutsverwandten zu beschimpfen und ihrem Schwesterherzen einen tödtlichen Streich zu versetzen. Sie kannte Ihren Gatten zu genau, um noch einen vergeblichen Versuch zu wagen, ihren Bruder zu retten, ja sie fand es gefährlich, ihm zu sagen, was sie vom Könige erfahren hatte. Ihr Herz wurde von einem grimmigen Haß gegen ihren Gemahl erfüllt und sie beschloß, um jeden Preis ihren Bruder aus den Händen der Gerichte zu befreien. Sie

nahm deshalb zu einer List ihre Zuflucht, begab sich sofort zu dem Oberrichter, warf sich ihm zu Füßen und sagte:

— Ihr wißt, daß mein Bruder des Todes schuldig ist und könnt Euch leicht vorstellen, daß mein Gatte nicht wünscht, daß sein Schwager das Blutgerüst besteige; der König selbst wünscht nicht, seinem treuesten Diener ein so hartes Herzeleid zu verursachen. Da es jedoch ein schlechtes Beispiel geben würde, wenn man einen Verschwörer gegen das Leben unseres Herrn und Königs begnadigte, so bleibt nur ein Mittel übrig, ihn zu retten; es besteht darin, ihn heimlich entfliehen zu lassen. Ihr begreift aber, daß weder der König, noch viel weniger mein Gemahl seine ausdrückliche Zustimmung hierzu ertheilen können; sie haben mich daher beauftragt, Euch zu bitten, diesmal für Euch selbst zu thun, was sie Beide so sehnlich wünschen, und meinen Bruder frei zu lassen. Ihr werdet aber den König und meinen Gemahl sehr verpflichten, wenn Ihr das aus eigener Machtvollkommenheit thut und nicht erst bei ihnen anfragt; denn Ihr würdet sie sonst zu ihrem eigenen tiefsten Schmerz nöthigen, meinen Bruder dem Gesetze zu opfern. Nur Euer freier Wille kann den Unglücklichen retten.

Der Oberrichter war aber ein zu erfahrener Mann, um Alfonso's Gattin unbedingten Glauben zu schenken; da jedoch der König ihm gesagt hatte, daß er Alfonso allein die Verurtheilung des Schuldigen überlassen habe, so fand er doch einigermaßen glaubwürdig, was ihm die bekümmerte Schwester sagte. Er erwiederte daher:

— Gern, edle Frau, werde ich thun, was Ihr und, wie Ihr sagt, auch Euer Gatte so sehr wünscht. Obwohl Euer Gemahl ein strenger Herr ist, so wäre es allzusehr gegen die Natur, strenger zu handeln, als er nach Eurem Vorgeben handeln will. Auch begreife ich sehr wohl, daß er mich nicht ausdrücklich ermächtigen kann, einen Hochverräther frei zu lassen; wohl aber kann er mir ein Zeichen geben, daß er mit dem, was Ihr mir sagt, einverstanden sei. Denn ich selbst würde ja meinen Kopf aufs Spiel setzen, wenn ich dessen nicht vollkommen versichert wäre.

— Seid Ihr damit zufrieden, wenn Euch mein Gemahl zum Zeichen seiner Uebereinstimmung mit meinen Worten seinen Siegelring schickt? Ihr wißt, daß er mit demselben oft Vollmachten giebt! erwiederte Alfonso's Gattin voll Todesangst.

Der Oberrichter antwortete:

— Wohl, ich bin damit zufrieden.

Voll des bittersten Hasses, aber bewaffnet mit edler Frauenlist, begab sich Donna Elvira zu ihrem Gatten, warf sich ihm zu Füßen und sprach unter einem Strom von Thränen:

— Ich weiß, mein theurer Gemahl, daß Du nicht handeln kannst, wie Dein Herz es gerne möchte; ich sehe, daß das Loos meines Bruders nicht abzuwenden ist; wohl aber steht es in Deiner Hand, den Schimpf von unserer Familie zu nehmen. Wenn mein Bruder durchaus sterben muß, wie mir der Oberrichter sagte, so bewillige wenigstens, daß er ihn heimlich hinrichten lasse; das Gesetz hat dann sein Opfer und uns ist dadurch die öffentliche Schmach erspart, die zum Theil auch auf Dich selbst fallen würde.

Don Alfonso hatte in der That selbst schon an etwas Aehnliches gedacht, aber die Sache in mancher Beziehung noch viel zu bedenklich gefunden; er glaubte schon durch diese Gunst den König zu beleidigen und sagte daher:

— Ich werde mir die Sache überlegen, aber es ist schwer, gegen das Gesetz zu handeln. Am Besten wäre es, wenn der Richter diese Sache auf sich allein nehmen wollte, damit ich vor dem König außer Verantwortlichkeit wäre.

— Ich will es versuchen, ihn dazu zu überreden. Gieb mir nur ein Zeichen, daß Du mit dem Antrag einverstanden bist; vielleicht genügt es ihm, wenn Du mir Deinen Siegelring anvertraust.

— O, er ist ein gewissenhafter Mann, sagte Alfonso, er kennt meine Strenge, er wird es darauf hin nicht wagen.

— Gut, gelingt es nicht, so sterbe mein Bruder auf dem Schaffot — aber erlaube mir

doch, einen Versuch zu machen! Bedenke, daß eigene Ehre auf dem Spiele steht und Deine Treue durch dieses Auskunftsmittel nicht verdächtigt wird.

Solchen Vorstellungen endlich gelang es, Alfonso zu dieser kleinen Gunst zu bewegen, er übergab den Siegelring seiner Gattin, sagte aber:

— Wenn es mißlingt, so kann ich nichts mehr für Deinen Bruder thun, doch will ich noch Eines versuchen, die Wachen zu bestechen, daß sie ihn in seinem Kerker auch ohne Wissen des Oberrichters niedermachen. Es kann noch heute geschehen!

Gepeitscht von dieser drohenden Verheißung raffte Donna Elvira ihre Kostbarkeiten zusammen, umarmte ihre Kinder und eilte zu dem Oberrichter. Sie gab ihm den Siegelring und bat ihn, ihr den Gefangenen sofort zu übergeben. Der Obermeister that, wie ihm scheinbar befohlen ward und Donna Elvira entfloh mit ihrem Bruder in einer Verkleidung. Der Oberrichter aber schickte Don Alfonso seinen Siegelring sogleich zurück und ließ ihm sagen: daß sein Wille geschehen sei!

Diese Botschaft und das Ausbleiben seiner Gattin erregten jedoch den Verdacht Don Alfonso's. Er begab sich daher selbst zum Oberrichter und erfuhr nun bald den ganzen Zusammenhang. Er ließ die Flüchtigen sogleich verfolgen und setzte sich selbst zu Pferd, um seiner Gattin nachzueilen. Er holte sie ein, sein wild kochendes Blut verwirrte sein Gehirn, er ward nicht so bald seiner Gattin ansichtig, die ihn mit einem Blicke des Schreckens und des Hasses empfing, als er ihr seinen Degen durch die Brust rannte, noch war die Degenspitze nicht bis zum Herzen eingedrungen, als ihn seine That reute. Allein Grimm und Verzweiflung machten, daß Donna Elvira sich selbst den Degen vollends ins Herz stieß, indem sie einen Fluch ausstieß über den herzlosen Mörder — es war geschehen.

Der Gefangene ward in den Kerker zurückgeführt und erlitt noch an demselben Tage vor den Augen Alfonso's den Tod.

Der ganze Vorfall ward dem König hinterbracht, er billigte die That seines treuen Generals als ein erhabenes Beispiel von Seelengröße; aber von Stunde an fürchtete er seinen Sohn mehr als seine Feinde. Indessen befand sich sein Reich in einer solchen Lage, daß er seiner mehr als je bedurfte. Don Alfonso aber versank von diesem Augenblicke an in eine tiefe Schwermuth, die ihn nie wieder verließ. Es erschien ihm jede Nacht ein Gespenst der fürchterlichsten Art und erhob drohend gegen ihn seine Hände, als ob es den Fluch seiner sterbenden Gattin wiederholen wollte. Dieses Gespenst aber, das ihn überall verfolgte, war vom Scheitel bis zur Sohle sein eigenes Ebenbild. Es wurden Wachen aufgestellt, um es zu verscheuchen, aber es ging mitten durch die geschlossenen Reihen der Soldaten, wandelte durch verschlossene Thüren und verschwand in dem Erdboden. Es erschien in voller Rüstung des Oberbefehlshabers, wie zum Spotte angethan mit allen Ehrenzeichen königlicher Gnade, jedoch mit bloßen Füßen und baarem, mit Asche bestreutem Haupte. Nur das Gesicht des Doppelgängers schien etwas älter, es war stark durchfurcht und der furchtbare Blick des Auges war gebrochen, seine Lippen waren marmorweiß, und seine Hände und Füße über und über von rauchendem Blute besudelt. Vierzehn Nächte hinter einander kam das Gespenst jedes Mal zur bestimmten Stunde an Alfonso's Lager und rief ihm mit heiserer Stimme zu:

— Du bist verflucht!

Dann kam es jede zweite Nacht, länger aber blieb es nicht aus und alle Versuche, es zu bannen, blieben fruchtlos. Die berühmtesten Aerzte wurden befragt, sie verordneten alle Spezereien der vier Welttheile und riethen endlich zu einer Luftveränderung. Aber überall hin folgte Don Alfonso sein Doppelgänger. Endlich nach einem Jahre wurden seine Besuche seltener und hörten bald ganz auf; Don Alfonso ergab sich dem Trunke und schlief wieder so ruhig, wie ehedem. Aber die fromme Geistlichkeit wähnte, durch ihre Gebete den Geist gebannt zu haben und ermahnte Don Alfonso, im Streite

ür den heiligen Glauben den zürnenden Schat-
en seiner Gattin zu befriedigen.

Zu der Zeit aber trat im Lande eine Sekte frommer Schwärmer auf, welche sich einen großen Anhang verschafften und gegen das harte Regiment des Königs öffentlich redeten. Das unzufriedene Volk versammelte sich um die Andersgläubigen; es entstand Unordnung und Aufruhr, und es blieb dem Könige gegen den geistigen Einfluß der Ketzer nichts übrig, als die Gewalt. Er beauftragte daher Don Alfonso, gegen die Aufrührer auszuziehen und sie zu Paaren zu treiben.

Diese Aufgabe war Don Alfonso um so willkommener, als er hoffte, durch ein hartes Strafgericht den Himmel zu versöhnen. Er ließ alle Häupter und Mitglieder der Verschwörung aufgreifen, unter grausamen Martern verhören, hinrichten und ihr Vermögen einziehen. Viele Tausende von Menschen verbluteten unter der frommen Wuth des Eiferers, der jetzt mit Gebet, Fasten und Kasteien die Versündigungen seines lasterhaften Lebens wieder gut machen wollte. Er überhäufte die Kirche mit den Schätzen, die er den Verurtheilten entriffen, ließ prachtvolle Kirchen bauen und Klöster stiften.

Eines Tages wurden eben wieder mehrere Unglückliche aufs Schaffot geführt, es waren Männer und Frauen. Don Alfonso wollte selbst ihrer Hinrichtung beiwohnen und erschien daher mit großem Gepränge, um seine Opfer zur „größeren Ehre Gottes" sterben zu sehen. Zehn Scheiterhaufen loderten auf seinen Befehl empor, das schreckliche Geheul der Unglücklichen erfüllte die Luft und der Rauch wirbelte in dicken Säulen zum Himmel empor. Don Alfonso ritt von einem Scheiterhaufen zum andern, um zu sehen, ob seine Befehle pünktlich vollzogen wurden. Aber überall trat ihm aufs Neue sein Doppelgänger entgegen, erhob die Hände drohend gegen ihn und schrie ihm zu, daß ihm die Seele im Innersten erbebte:

— Du bist verflucht!

Und es kam der Befehl von seinem Herrn und König, auszuziehen gegen die Mauren, die in großen Haufen in das Königreich eingefallen waren. Don Alfonso errang sich neue Lorbeern und aufs Neue ward er der königlichen Gnade versichert und mit güldenen Ketten und prangenden Titeln belohnt.

Sein Kriegerruhm erscholl über die halbe Welt, aber trotzdem ward das Reich seines Vaters schwächer und schwächer. Die handelsfleißige Bevölkerung wanderte in Schaaren in fremde Länder, die zurückbleibenden Menschenhände waren endlich kaum mehr genügend, die Geschäfte des Ackerbaus zu verrichten. Mißtrauen und Argwohn griffen um sich, die Bundesfreunde entfernten sich, der König sah sich immer mehr und mehr darauf angewiesen, durch den Schrecken zu regieren. Er durfte es nicht mehr wagen, Don Alfonso das Geheimniß seiner Geburt zu entdecken, denn nichts hätte diesen mehr gehindert, sich der Krone zu bemächtigen.

Je älter und berühmter Don Alfonso wurde, je mehr nahm seine Grausamkeit zu. Er überzog alle Nachbarländer mit Krieg und Verwüstung, immer mehr gewöhnte sich sein hartes Herz an finstern Glaubenshaß und Unduldsamkeit. Das Gespenst wich nicht mehr von ihm, aber Don Alfonso wurde mit seiner Erscheinung so vertraut, daß er desselben spottete.

Da ereignete es sich, daß in einem benachbarten Königreich, wir wollen es Navarra nennen, der Thron durch das Ableben des rechtmäßigen Königs erledigt wurde. Es war ein schönes, reiches Land, ein gütiger Fürst hatte es dreißig Jahre regiert und die reichsten Segnungen hinterlassen. Das ganze Land glich einem Garten und blühte in Wohlstand und Zufriedenheit; die Bewohner waren fromm, ohne abergläubisch zu sein, sie waren fleißig und hatten vielen Flüchtlingen aus dem Lande des Königs Monaco eine Zuflucht gewährt, wo dieselben Duldung ihrer Gewissensfreiheit, Schutz und Nahrung fanden. Auch hatten sich viele reiche und angesehene Familien hierher gezogen. Alles dies erregte den Neid des Königs Monaco.

Nun ging es aber dem greisen König Monaco zu Herzen, seinem Sohne, an dem er trotz

aller Furcht seine Herzensfreude hatte, weil er ihm glich, wie ein Ei dem andern, dereinst ein verarmtes Reich hinterlassen zu sollen. Er berief ihn daher zu sich und sagte zu ihm:

— Don Alfonso, Ihr seid ein treuer Diener Eures Herrn, nie sah die Welt ein Beispiel so ruhmvollen Eifers für den angestammten König und Herrn, Ihr seid das Muster aller Kriegsehre, ich möchte wohl von Eurer Treue eine neue Probe sehen, die geeignet wäre, Euren Ruhm zu mehren. Ihr wißt, in welchem hilflosen Zustand sich der Seckel meines Reichs befindet, hättet Ihr uns nicht ausgeholfen, es wäre uns schon schlimm ergangen. Nun bietet sich aber in Navarra eine schöne Gelegenheit dar, unser Reich zu vermehren und unsern leeren Seckel wieder zu füllen. Der König dieses Landes, mein Vetter, ist gestorben. Er hinterläßt eine unmündige Tochter, die zwar zur Thronfolge berechtigt, aber zu schwach ist, das Land zu vertheidigen. Da ich mit der Familie verwandt bin, so würde es leicht sein, Ansprüche auf diese Erbschaft zu erheben, wenn Ihr anders den Muth hättet, mit der Armee diese Ansprüche zu unterstützen.

Darauf erwiederte Don Alfonso:

— Ihr wißt, mein Herr und König, Euer Wille ist mein Befehl, denn ich bin ein Soldat und denke nicht viel nach über Recht und Unrecht. Ihr allein habt zu entscheiden darüber, meine Sache aber ist es, zu gehorchen und Euren Willen zu thun. Seit dem Tode meiner Gattin habe ich vollends kein anderes Interesse, als das Eurige, meine Kinder machen mir wenig Freude, sie mögen sich Eurer Majestät durch Fleiß und Gehorsam empfehlen. Ich aber werde thun, was Ihr wünschet, und halte dafür, daß wir stark genug sind, uns an diesem ledigen Reiche bestens zu erholen. Zudem seid Ihr ein rechtgläubiger Fürst, dort in Navarra aber soll viel ketzerischer Geist regieren. Man hat Euch außerdem schwer beleidigt, indem man alle Leute dort aufnahm, die ihr Geld dem Lande und Euch entzogen haben. Befehlt, mein Herr und König, und ich gehorche!

— So zieht denn hin in Gottes Namen nach Navarra und nehmt das Land in meinem Namen in Besitz. Und so Gott will, werde ich wohl Mittel finden, Euch noch mit einem kostbaren Geschenk zu erfreuen, wovon Ihr bis jetzt keine Ahnung habt!

Damit zog Don Alfonso gegen Navarra und verkündete überall den Fürsten Monaco als rechtmäßigen Herrn des Landes. Er behauptete, der König habe seit undenklichen Zeiten ein altes Anrecht auf das Land und er allein verstünde weise und gut zu regieren. Zum Beweise dessen brandschatzte er das ganze Land, legte Dörfer und Städte in Asche und ließ Alles niedermetzeln, was sich widersetzte; so plündernd und sengend rückte er bis zur Hauptstadt des Landes vor, wo er jedoch auf einen unvermutheten Widerstand stieß.

Die Heereskräfte des Landes hatten sich hier zum Schutze der jungen Prinzessin Olympia versammelt und erklärten, bis auf den letzten Mann ihr Erbrecht vertheidigen zu wollen.

Don Alfonso schickte nun einen Friedensboten in die Stadt und ließ sie auffordern, sich zu ergeben. Da aber hierauf eine trotzige Antwort gegeben wurde und Don Alfonso sich auf dem Heereszuge so sehr geschwächt hatte, daß er besorgte, es mit dem starken Feind nicht aufnehmen zu können, so ließ er der jungen Prinzessin seinen Gruß und folgende trügerische Botschaft entbieten:

„Der König Monaco, sein edler Herr und König, habe in Betracht der Hülflosigkeit des Königreichs Navarra erwogen und beschlossen, wie vortheilhaft es für beide Theile wäre, wenn die junge Königin sich in seinen Schutz begeben wollte. Derselbe habe zu dem Ende ihm aufgetragen und ihn ermächtigt, ihr seine Hand anzubieten, damit sie mit Hülfe eines kriegsgewohnten Heeres unter mannhafter Leitung sich gegen böse Nachbarn vertheidigen könne. Es solle zwischen beiden Reichen ein Schutz- und Trutzbündniß auf ewige Zeiten errichtet werden, eines solle das andere schützen und das Königreich Navarra solle selbstständig unter seiner Königin bleiben und solle dasjenige Reich das andere beerben, welches sich zuerst eines männ-

lichen Thronfolgers erfreuen würde. Genehmige die Prinzessin diesen Vorschlag, so möchte sie seinen Truppen die Stadt öffnen, den ihrigen aber bis auf Weiteres anbefehlen, die Waffen zu strecken."

Zugleich, da er wohl wußte, wie wenig Neigung die Prinzessin haben würde, ihm freiwillig ihre Hand zu reichen, schickte er Unterhändler in die Stadt, welche die Vornehmsten des Landes mit Geld und großen Versprechungen verführen und einen Aufstand zu Gunsten des Königs Monaco anzetteln mußten. Von allen Seiten aber sperrte er der Stadt die Zufuhr ab und bewirkte es so, daß die feindlichen Truppen sich wehrlos machten und ihn im Triumph in die Stadt einziehen ließen.

Als aber Don Alfonso sich im Besitze der Stadt und des Reiches sah, ließ er schleunig die Prinzessin gefangen nehmen und erdrosseln, die vornehmsten Großen, die ihm entgegen waren, ermorden und den König Monaco als rechtmäßigen Herrn und König des Landes proklamiren.

Die in ihren Erwartungen so schrecklich getäuschten Einwohner stürzten nun aus ihren Häusern und rauften sich die Haare aus, die entwaffneten Soldaten rotteten sich zusammen, um ihre Waffen wieder zu erobern und in der ganzen Stadt war nichts als Wehklagen und Jammer. In der That gelang es einem entschlossenen Soldatenhaufen, wieder in Reihe und Glied Widerstand zu leisten. Aber dies vermehrte nur die Greuel der Eroberung, ohne der Stadt etwas zu nützen. Vielmehr wurden nun die schrecklichsten Grausamkeiten gegen Wehrlose und Kinder verübt und das königliche Kastell, wo sich die Truppen von Navarra zu sammeln und zu halten suchten, wurde in Brand gesteckt. Nach einem mehrstündigen Blutbade wurde die Stadt völlig überwältigt; was nicht floh, wurde niedergehauen, der Brand wurde gelöscht und Don Alfonso schlug in dem noch rauchenden Kastell sein Quartier auf.

Dort aber lag aufgebahrt und mit halb verbrannten Leichenkleidern die ermordete Königin und Don Alfonso ging hin, um sie zu betrachten. Rings umher lagen die Leichen der Getreuesten, die für sie gestorben waren, aber auch die gräßlich entstellten und verstümmelten Leichname ihrer gedungenen Mörder. Obwohl Don Alfonso an blutige Scenen gewöhnt war, so sträubte sich doch sein Haar bei diesem Anblick. Als er den Leichnam der jungen, schönen Prinzessin betrachtete, erinnerte er sich seiner Gattin; plötzlich stieß er einen furchtbaren Schrei aus, denn hinter dem Sarge der Ermordeten stand wieder mit drohend erhobenen Händen der verhaßte Doppelgänger und sprach seinen Fluch über ihn.

Don Alfonso stürzte wie todt zusammen, nur mit Mühe konnte er wieder ins Leben gerufen werden. Als er erwachte, fiel er in ein hitziges Fieber, welches ihn mehrere Wochen ans Krankenlager fesselte. Die Heftigkeit seiner Krankheit widerstand allen Anstrengungen der Heilkunst, denn der Patient sah immer seinen Doppelgänger mit dem schrecklichen Todtengesicht und dem mit Asche bestreuten Haupte neben sich am Lager sitzen.

Es war aber in der Gegend ein großer Geisterbanner, der sich darauf verstehen wollte, Teufel auszutreiben. Da Don Alfonso ohne Bewußtsein immer noch in Phantasien lag, so berief man den Mann an das Krankenlager, um seine Kunst zu versuchen. Er stellte sich, mit einem Stab von Binsenrohr bewaffnet, an das Lager, in die Nähe des Ortes, wo der Kranke seinen Doppelgänger immer bemerkte, und begann seine Beschwörungsformeln, indem er mit dem Binsenstabe auf die Stelle losschlug, wo das Gespenst sich befinden sollte. Der Kranke erhob sich bei seinem Anblick im Bette, starrte den Geisterbanner verwundert an, betrachtete seine Anstrengungen mit Angst und gespannter Aufmerksamkeit und sank endlich mit einem epileptischen Gekreisch in seine Kissen — der Geisterbanner aber lag mit zuckenden Gliedern am Boden und hauchte in wenig Minuten seinen Geist aus.

Von der Stunde an aber besserte sich der Zustand des Kranken, der Doppelgänger war verschwunden und Don Alfonso in ein tiefes Nach-

denken versunken. Man brachte ihm nun einen Brief des Königs Monaco, welcher also lautete:

„Da Ihr mir abermals einen großen Beweis gegeben habt, welcher aufopferungsvollen Treue ihr fähig seid — da Ihr doch ganz anders für Euren persönlichen Vortheil Bedacht nehmen und Euch eine schöne Prinzessin und ein schönes Reich willkürlich aneignen konntet, so ernenne ich Euch zum Statthalter des neu gewonnenen Reiches und gebe Euch hierdurch Vollmacht, zu schalten und zu walten in diesem Reiche nach Eurem Gutdünken und Gefallen und allen Nutzen, den Ihr aus dem Lande ziehen möget, für Euch zu nutznießen. Zugleich verleihe ich Euch in Gnaden den Titel eines Vice-Königs und Herzogs von Navarra!“

Bald vergaß Don Alfonso die gehabten Schrecken, der Glanz seiner Macht, die Fülle seiner Reichthums beschäftigten ihn der Art, daß er seines Doppelgängers ganz vergaß, er hielt diese Vision für eine Geburt seiner aufgeregten Phantasie und sorgte dafür, seinen Geist durch Lustbarkeiten und Festlichkeiten zu zerstreuen. Wie König David umgab er sich mit Vergnügungen aller Art, kleidete sich in seidene Gewänder und legte die schwere Rüstung ab, trieb Musik und Spiel, ordnete prächtige Stiergefechte an und lebte ganz und gar der Freude und dem Genuß.

Es begab sich aber, daß König Monaco, schon sehr betagt, zu kränkeln anfing und starb. Da kein männlicher Nachfolger von ihm bekannt war, so wußte man nicht, wer das Reich erben sollte, bis man sein Testament öffnete und darin die Anerkennung Don Alfonso's als rechtmäßigen Sohn und Thronerben fand.

Als dies bekannt wurde, gab es nichts als Heulen und Wehklagen im ganzen Land und Viele verwünschten den Augenblick, wo sie das Licht der Welt erblickt hatten; die Weiber beklagten im Voraus ihre Söhne, die man zum Kriegsdienst schleppen würde, denn Jedermannn glaubte, Don Alfonso werde nun schreckliche Kriege anfangen, um ganz nach seines Herzens Lust Blut vergießen zu können.

Eine feierliche Deputation erschien in Navarra und überbrachte dem Thronerben nebst der Botschaft von dem erfolgten Ableben des Königs seine letztwillige Anordnung, die Don Alfonso das Erbrecht über die beiden Königreiche Arragonien und Navarra verlieh.

Mit einem an Entsetzen grenzenden Erstaunen empfing Don Alfonso diese Enthüllung des Geheimnisses seiner Geburt. Er versank in ein tiefes Nachdenken und ließ, während man ihn zum Könige ausrief, mehrere Tage Niemand vor sich. Sein Doppelgänger stellte sich wieder ein, aber in sehr veränderter Gestalt. Er trug eine große Narrenkappe und einen zerlumpten Hermelinmantel; er stellte ein jammervolles Bild glänzender Hoffahrt dar und erfüllte den ganzen Palast mit einem schauerlichen Hohnlachen. Man hörte ihn überall poltern und rumoren, und Don Alfonso schämte sich so sehr über sein Glück, daß er nicht wagte, vor den Menschen zu erscheinen. Die Ursachen dieser seiner Scham und Traurigkeit waren aber folgende Betrachtungen, die er in seiner Einsamkeit anstellte und die ihn mehr mit Grausen, als mit Eitelkeit und Hoffnung erfüllten:

— So habe ich also mit der Unmenschlichkeit eines Tigers und der Thorheit eines Blödsinnigen an meinem eigenen Elend gearbeitet, so habe ich denn für eine grausame und thörichte Tyrannei die Liebe und das Zutrauen meines Volkes verscherzt, so habe ich denn mein Weib gemordet und ihren Fluch auf mich geladen, um jetzt selbst dafür verantwortlich zu sein, um keine Entschuldigung durch erfüllte Treue für mich zu haben; so habe ich denn mein eigenes Erbe zerrüttet und verwüstet und unfruchtbar gemacht für alle Zukunft. Denn hätte ich gewußt, daß dieses Reich meine Erbschaft sein solle, ich würde mich gehütet haben, seine Hülfsquellen aufzusaugen, alle Großen des Reiches gegen mich zu reizen, das Volk zur Verzweiflung und zum Hasse gegen mich zu treiben; ich würde mich gehütet haben, meine Nachbaren mir zu Feinden zu machen und ein Land mir zu unterwerfen, das nicht auf die Dauer behauptet werden kann. Denn alle Brand-

schatzung reicht nicht hin, das zu ersetzen, was meine Truppen verwüstet haben. O Schicksal, o grausames Verhängniß, o blutiger Hohn des Zufalls. Welche wahnsinnige Verblendung trieb meinen Vater an, das als Treue zu belohnen und zu ermuntern, was ein Verrath, ein Raub an seinem Erben war? Wozu dient mir ein Königreich, welches nur erschöpft und ausgeplündert ist, welches keine Hülfsquellen hat, ein Volk, das mich verwünscht und haßt, ein Heer, welches ich bald nicht werde bezahlen können? So bin ich denn vom reichen Edelmann und berühmten Feldherrn, der sich mit dem Lorbeer heldenmüthiger Dienertreue vor der Welt schmücken konnte, ein Bettlerkönig geworden, der in grausamer Verblendung sein Erbe verpraßt, allen Segen des Landes in Fluch verwandelt und sich selbst auf das Schändlichste bestohlen hat! O, jetzt begreife ich die Rache des Schicksals und die Schadenfreude des bösen Feindes, der mich überall überlistet hat? O ich armer König! O ich unglückseliger Herr! O ich verabscheuungswürdiges Ungeheuer! Was wird die Nachwelt von einem Manne sagen, der so sehr sein eigner Feind gewesen ist." — —

Solche Betrachtungen hielten den Thronerben lange ab, sich vor der Welt sehen zu lassen, aber endlich mußte er den ungestümen Bitten nachgeben und sich dem Volke zeigen, er mußte seine Rolle gut oder übel ausspielen, er sah ein, daß er nichts gut würde machen können als König, was er als Diener eines Königs so übel gemacht hatte. Er hätte dazu der Allmacht Gottes bedurft und selbst diese würde nicht vermocht haben, das Geschehene ungeschehen zu machen.

Was ihn aber am empfindlichsten in der Seele traf — ein Giftpfeil — war die ihm jetzt klar gewordene Ueberzeugung, daß er vor Gott Alles zu verantworten habe, was er im Namen seines Vaters verübt hatte. War auch der Glaube an die göttliche Gerechtigkeit, der in ihm lebte, sonderbar und verkehrt genug, so viel erkannte er, das eine rächende Gewalt gegen ihn gewesen sei und sein verhärtetes Gemüth irre geleitet habe.

Bald zeigten sich seine schrecklichen Vorahnungen in ihrer Verwirklichung. Gleich nach seiner Besitznahme des Thrones in Arragonien empörte sich Navarra. Die reichsten Familien entflohen aus beiden Reichen, die Staatseinkünfte stockten, das ausgeplünderte Volk hatte nichts mehr zu geben. Das Heer, dem man seinen Sold nicht mehr pünktlich bezahlen konnte, fing an zu murren und verweigerte den Gehorsam. Ueberall zettelten sich Verschwörungen an, überall stockten Handel und Verkehr, die Hiobsposten mehrten sich von Tag zu Tage.

Zuerst wurde ihm gemeldet, daß man einen Neffen des abgesetzten Königs zu seinem Nachfolger in Navarra ausgerufen und daß ein benachbarter Fürst ihn in seinen Schutz genommen habe.

Dann vernahm er, daß ein Soldatenaufruhr in einer Stadt ausgebrochen war.

Am dritten Tage meldete man ihm den Ausbruch einer Hungersnoth.

Am vierten Tage meldete der Verwalter der Steuern, daß kaum der zwanzigste Theil der gewöhnlichen Steuern eingehe.

Am fünften Tage berichtete man ihm, daß die „Ketzer" die Klöster in Brand gesteckt hätten.

Am sechsten Tage seiner Herrschaft entfloh der Reichsschatzmeister aus dem Lande und nahm die größten Kostbarkeiten mit sich.

Am siebenten Tage verheerte ein Orkan fast die ganze Ernte.

Am achten Tage wurden seine Truppen aus Navarra geschlagen.

Am neunten Tage erklärten ihm drei benachbarte Fürsten den Krieg.

Und um allen diesen Bedrängnissen entgegenzutreten, blieben ihm nunmehr keine anderen Mittel, als diejenigen, deren er sich bisher bedient hatte, die Grausamkeit, das Blutvergießen, die Erpressung, die Plünderung, die Vermögensentziehung.

Sein Wüthen gegen das Volk wurde in dem Grade schrecklicher, als seine Macht in Verfall gerieth. Aber es schaffte ihm keine Hülfe.

In seiner entsetzlichen Rathlosigkeit wandte

er sich an einen berühmten Zauberer und Wahrsager. Er versprach ihm abergläubisch den größten Reichthum, wenn er ihm die Mittel angebe, wie das Reich zu erhalten sei. Dieser aber forderte von ihm drei Dinge. Könnten sie herbeigeschafft werden, so würde er das Reich retten und lange und glücklich regieren.

Diese drei Dinge aber waren: erstens der überflüssige Pfennig eines Reichen; zweitens eine Unze Blut von einem Tugendhaften; drittens ein Zahn eines ihm ergebenen Freundes.

Der aberwitzige König setzte nun Alles in Bewegung, um diese drei Dinge zu erhalten. Er schickte an tausend Boten aus, um dieselben binnen acht Tagen herbeizuschaffen. Diese tausend Boten gingen nach allen Seiten hinaus in's Land. Die acht Tage waren schon fast um und noch war Keiner wiedergekommen. Mit Mühe konnte man drei derselben aufgreifen, welche nun unter Androhung der schrecklichsten Martern gezwungen wurden, auszusagen, was sie erfahren hatten. Denn alle Uebrigen waren geflohen, in der Meinung, der König habe den Verstand verloren. Die drei Boten aber sagten Folgendes aus und betheuerten eidlich, daß sie die Wahrheit sprächen:

— Ich bin ausgegangen, Herr, um den überflüssigen Pfennig eines Reichen zu suchen. Ich suchte alle reiche Einwohner, die ich kannte, auf, aber sie antworteten Alle? Wir stehen in der Hand des Königs, er kann uns all unsere Habe nehmen, aber einen überflüssigen Pfennig haben wir nicht. Der alte König hat uns so in's Gedränge gebracht, daß wir kaum mehr das Nothdürftige haben. Die Noth im Lande ist so groß, daß wir nicht wissen, was in vier Wochen ein Pfund Brod kosten wird. Wer kann da wissen, ob sein Vermögen ausreichen wird, um die Seinigen vor Hunger zu schützen?

Der zweite Bote sagte:

— Ich suchte einen Tugendhaften. Ich war so glücklich, einen Mann zu finden, der im allgemeinsten Rufe der Tugend steht. Als ich ihm aber sagte, was Dein Begehren ist, antwortete er mir: Der König kann mir alles Blut in meinen Adern abzapfen lassen. Wenn es aber, wie es nur der Sinn der Forderung zu sein scheint, freiwillig geopfertes Blut sein soll, so muß ich Dir sagen, wie könnte der tugendhaft sein, der sein Blut vergießen wollte für einen Lasterhaften? Für den Mörder seines Weibes und den Verderber aller Guten? Für den Räuber so vielen gerechten Gutes und den Mörder so vieler Schuldlosen. Spare Deine Mühe, Du wirst keinen Tugendhaften im ganzen Lande finden, der sein Blut für den Tyrannen vergießen wollte.

Der dritte Bote aber sagte:

— Ich fand viele Menschen, welche betheuerten, daß sie Dir ergeben wären. Als ich ihnen aber sagte, was Du begehrest, da fragten sie, was sie wohl für einen Dir geopferten Zahn bekommen würden? Ob man sie dafür zu hohen Aemtern berufen oder zu Grafen und Baronen machen würde? Das Alles konnte ich ihnen nicht versprechen. Ich sagte ihnen vielmehr, wie es mir befohlen worden, daß das Opfer freiwillig und ohne Eigennutz gebracht werden müsse. Da lachten sie mir in's Gesicht und sagten: der König hat die Gewalt, uns alle Zähne ausziehen zu lassen. Auch möchten wir uns wohl für guten Lohn ein solches Opfer zu bringen herbeilassen. Aber einen Mann, der sich für den König freiwillig und ohne Aussicht auf Lohn einen Zahn ausziehen läßt — traun — einen solchen Narren wirst Du im ganzen Lande nicht finden.

Jetzt erst sah der König ein, daß ihn der Zauberer zum Besten gehabt habe. Er ließ ihn also in den Hungerthurm werfen, um ihn für seine Frechheit zu bestrafen. Inzwischen wurde diese Sache im Volke bekannt und nun verlor Jedermann die Furcht vor dem König. Die Großen des Reiches versammelten sich ohne Scheu auf einem öffentlichen Platze und verkündeten dem Volk, daß der König geisteskrank geworden sei. Jedermann fand es in der Ordnung, daß man daran dachte, in wessen Hände die Regierungsgewalt zu legen sei. Man ernannte eine Junta, welche den König für regierungsunfähig erklärte, das Heer wollte sich wiedersetzen, als aber die Führer hörten, was

vorgefallen sei, war ihnen bange, daß dem Könige gelüsten könne nach ihren überflüssigen Pfennigen, ihrem Blut oder ihren Zähnen, und waren einverstanden mit dem Beschluß. Nur eine Anzahl von Trabanten blieb dem Könige treu, weil sie nicht Verstand genug hatten, um einzusehen, daß seine Sache verloren sei. Ein brüllender Volkshaufen und eine starke Abtheilung von Truppen umzingelten bald den Palast des Königs, denn man fürchtete, daß sein Wahnsinn in gemeinschädliche Handlungen ausarten könnte. Als der König sah, was vor dem Palaste vorging und hörte, daß man begehrte, sich seiner Person zu versichern, gerieth er in eine schreckliche Wuth und Verzweiflung. Er rannte durch alle seine Gemächer und suchte einen Ausgang, um zu entfliehen. Aber zu seinem Schrecken hörte er dicht auf seinen Fersen die Schritte eines Verfolgers, der ihm überall nachfolgte. Er wendete sich um — und o Entsetzen — sah den Doppelgänger in voller Rüstung, angethan mit dem Schwert, wie er, und mit vor Wuth funkelnden Augen. Und er stellte sich mit der Entschlossenheit des Wahnsinns ihm gegenüber, riß sein Schwert aus der Scheide und schrie ihn an:

— Steh endlich Rede, Furchtbarer!

— Ich stehe Dir Rede! antwortete das Gespenst und das Schwert in seiner Hand blinkte im Lichte der Fackeln, die von der Straße herauf leuchteten.

— Vertheidige Dich! schrie der König.

— Vertheidige Dich! antwortete der Doppelgänger.

Der König erhob mit beiden Händen sein Schlachtschwert, der Doppelgänger that desgleichen.

Der König führte einen furchtbaren Streich — er strauchelte —

Der Doppelgänger fiel zu Boden —

Der König hatte sein eigenes Schwert im Herzen — der Doppelgänger desgleichen.

— „Erkenne mich endlich!“ sprach der Doppelgänger mit röchelnder Stimme, „ich lebte mit Dir — ich warnte Dich als Kind schon — ich war Dein Freund, Du warst mein Feind

— Du stießest mich von Dir — ich bin Dein besseres Ich — wie es jeden Menschen warnend begleitet — ich bin Dein Schutzgeist und bin Dein Rächer — denn wisse: ich bin — Dein eigenes Gewissen!“

Als die Truppen in den Palast eingedrungen waren, fanden sie ihren König in sein eigenes Schwert gestürzt, im Blute schwimmend — vor einem Spiegel!“

Der Freiherr von Hormayr hatte diese Erzählung in großer Unruhe angehört. Mehrere Male schien er geneigt, den Eremiten zu unterbrechen, doch gewann er es über sich, ihn bis zum Ende anzuhören. Jetzt stand er still auf, betrachtete mit zornfunkelnden Augen den Alten und schien mit sich selbst zu Rathe zu gehen über das Schicksal, das er ihm bereiten wolle. Der Eremit warf sich jetzt zu seinen Füßen:

— Verzeihen Sie, Herr Baron! Sein Sie barmherzig!

— In der That! sagte Hormayr stolz und streng, es ist das Frechste, was mir geboten worden ist. Du bist also kein Tyroler? Aber in Deiner Fabel liegt manche wohlgemeinte Wahrheit. Es sei Dir darum verziehen! Ich liebe den Freimuth. Aber besinne Dich wohl, Deine Fabel ist todte Weisheit eines verkehrt sehenden Geistes, das Leben aber ist lebendig. Deine grauen Haare sind mir ehrwürdig, wenn auch Deine Fabel viel Unwahrscheinliches und für mich Beleidigendes enthält.

Damit legte er eine Börse in die Hand des Alten und schloß:

— Diese Schlucht ist ganz gemacht zu einem Schlupfwinkel für Strauchdiebe. Laßt Euch hier nicht auf unrechten Dingen betreten.

Trällernd suchte nun der Freiherr an Jokels Hand den Heimweg.

— Der Spitzbube, sagte er fröhlich vor sich hin, er hat nicht ganz unrecht, wenn ich das dem Stadion erzählen könnte, es wäre drollig, ich werde den guten Rath nicht verachten, aber ich fürchte, es wird mir nichts nützen. Uebrigens, der Weise baut seinen Feinden goldene Brücken.

Als die beiden Gäste den Klausner, herzlichen Abschied nehmend, verlassen hatten, warf

sich derselbe vor dem Bilde des Gekreuzigten auf die Knie, verrichtete ein langes und inbrünstiges Gebet für den jungen Mann, der ihn soeben verlassen, und für das im Kampfe begriffene Volk, und suchte dann sein Lager auf.

Der Frauenkrieg.

Der Mond stand blutroth am Himmel und beleuchtete die Gegend mit einem matten Schimmer. Gleich schwarzen Riesen standen die Innthaler-Berge umher mit ihren Schneekappen, über den Hochwäldern aber flogen gleich Gespensterheeren die Nebelschatten, die, von leichten Winden getrieben, von Süden nach Norden zogen. Um den großen Birnbaum auf dem Windeck aber tanzten etwa dreihundert Weiber in drei Reihen, mit langen birkenen Besen, kreischend und singend.

Als sie ihren schaurigen Gesang, der mit wildem Geschrei der Rache vermischt war, beendet hatten, wurde derselbe nach einer kurzen Pause in einer ähnlichen Weise, doch nur von einer Stimme, beantwortet und gleich darauf erschien hinter einem Felsen ein kleines, mageres Weibchen, das munter an einem Dornstab einhertrippelte, in graue Lumpen gehüllt und ganz wie eine Hexe frisirt war. Bei dieser Erscheinung erscholl nun ein Angstgeschrei der die Beschwörung singenden abergläubischen Weiber. Aber sie hielten Stand, ihre Reihen blieben geschlossen bis auf eine Stelle, an der Südseite, wo sie sich öffneten, um die alte Hexenmutter in den Kreis aufzunehmen. Jetzt wurde es völlig still, mit Grauen waren alle Blicke auf das Weib gerichtet, die jetzt im keifenden Tone und gemeinsten Dialekt in folgende Worte ausbrach:

— Na, ihr sakrischen Weibsbilder, bin ich Euch jetzt gut g'nug, sucht's mich in der Noth und wenn Euch das Messer am Halse sitzt. Eure Männer sein jetzt alle in der Brisil und wem ich net helf, der kommt nicht wieder, denn mit den Bayern und Franzosen sind alle mächtigen Geister. Laßt sehen — was habt Ihr mir denn für Opfer gebracht. Der große Schuriwuri ist fürchterlich hart auf die geizigen Tyroler Weiber, dasmal kost's Euch und Euren Liebsten Leib und Seel', wenn Ihr nicht in Euch geht und den großen Berggeist versöhnt.

Und ohne die Antwort abzuwarten, ging das Weib an die Musterung der Opfergaben, welche die Versammlung mitgebracht hatte und nun furchtsam in kleinen Körben am Stamme des Birnbaumes niederlegte. Es waren prächtige Würste, Schinken, gebratene Hühner, ganze Hüte Zucker, Mandeln, Rosinen, Mehl, Brod, Salz und mancher harte Thaler in Papier eingewickelt, denn Schuriwuri galt für eine allmächtige Hexe, der nichts unmöglich zu vollbringen sei.

— Na ja, sagte sie, die Körbe mit ihrem Stabe verächtlich musternd und durchstöbernd, das alte G'fraß, nix als Schinken und Backerei, wenig Geld, das ist so Eure Modi, glaubts Ihr denn, daß der große Schuri einen Laden in Insbruck aufrichten soll, um das G'fraß loszuwerden, na, na, wenigstens sieht man heute den guten Willen, das Geld braucht Ihr halt für Eure Männer, die jetzt brav trinken und den ganzen Tag nicht mehr nüchtern werden. Ich will mir genügen lassen, sagt an, was ist Euer Begehr, eine nach der anderen.

Und zufrieden schmunzelnd setzte sich Schuriwuri auf einen Stein und nahm eine aus Baumbast zusammengesetzte Dose zur Hand, um unter fast ununterbrochenem Tabakschnupfen den beängstigten Weibern des Inn- und Pusterthales, welche in sie Vertrauen hatten, Audienz zu geben und ihre Gesuche zu empfangen. Rings um sie her war ein kleiner mit Kohlen belegter Kreis, den Niemand betreten durfte.

Jetzt trat zuerst mit entschlossenem, furchtlosem und verzweifelten Wesen eine alte rüstige Bauersfrau, Margareth, die Mutter Toni's, hervor und sagte:

— Schuriwuri, hilf mir, die Bayern haben mir meinen Buaben g'fangt! Sag' an, was g'schicht mit ihm? Werde ich ihn wieder sehn? Kannst Du ihn retten? Mein Hab' und Gut

geb' i her für mein Buaben. Und der Koaser kann kan Bravern finden. Sein Glück war g'macht, er hat an schön Summ Geld bei sich, das kriegen nun auch die Bayern sammt seiner Medalli. Was soll aus mir altem Weib werden? Er ist mein einzig's Kind! Auf, hilf, Schuriwuri, hilf!

Die Hexe aber fuhr sie mit grimmigem Tone an:

— Margareth, Du meine schlimmste Feindin, Du und Dein Bua, die mich immer aus g'lacht haben, jetzt siehst, was der Schuri kann, er hat ihn in seiner G'walt, in zwölf Stunden wird er erschossen!

Frau Margareth fiel auf ihre Kniee.

— O du unbarmherzige Furi! Was verlangst? Einen Tropfen Blut, und meine Unterschrift? Nimm mein ganzes Blut! Mein Geld? In dem Papier sind drei harte Thaler, mein ganzes Geld, was ich erspart hab' in zehn Jahren! Nimm es hin und rett' den Toni. Sag' an, wo ist er?

— Drei Kronenthaler! schrie die Hexe, geh' hin zu den Bayern, schau, ob sie Dir Deinen Toni dafür verkaufen, nicht um zehntausend Gulden, sie werden es ihm eintränken, vielleicht verbrennen sie ihn, wie er die Bayern hat verbrennen wollen, der Fredi versteht kan Spaß und will ein Exempel geben, daß ganz Tyrol darüber zittert. Es giebt wohl ein Mittel, aber daß Du's weiß, ich mag net.

Aber jetzt vereinigten alle Weiber ihre Bitten mit denen der jammernden Mutter Margareth, denn keine von ihnen hatte ein so wichtiges Anliegen, wie sie, die Tyroler waren überall glücklich im Kampf gegen die Bayern gewesen und hatten gegen 8000 Gefangene gemacht, während die Bayern fast Niemand außer Toni gefangen hatten. Die meisten der anwesenden Bauerfrauen verlangten nur nach sogenannten Schußzetteln und Amuletten für ihre am Krieg betheiligten Angehörigen, denn der Klausner in der Wolfsschlucht war damit sehr karg, um die Tyroler nicht in ihrer Grausamkeit noch mehr zu bestärken. Schuriwuri ließ sich lange bitten, endlich ergriff sie ihren Zauberstab, schwang ihn nach allen Himmelsrichtungen in der Luft, verfiel dann in Zuckungen und legte endlich dem großen Schuri ihre Fragen vor, indem sie in eine Höhle unter dem Birnbaum hineinmurmelte. Dann legte sie ihre Ohren horchend auf das Felsenloch und sagte:

— Zuart auf der Rart, in der Alm, liegt a Bua von vornehmen Eltern, bei der Evakath, der ist den Bayern mehr werth, als der Toni, wacht er auf vor Vieri, so ist der Toni kaput, fangt's ihn drei handfeste Weiber, so ist der Toni gerett'!

In diesem Augenblick schlug es auf der Thurmuhr von Insbruck zwölf Uhr.

— Und was hat es mit dem bayerischen Buben für eine Bewandniß? fragte Mutter Margareth halb athemlos.

— Er ist an franzö'scher Spion, gilt viel beim Kaiser Naboleon, er hat viel Geld bei sich und es ist ein Herz dabei im Spiel, das ihm wohl will, aber das Werk will kuraschirt sein, der Bua hat Pistolen und Dolch und er hat Kurasch, wie der Toni. Nur Weiber können das Werk vollbringen — Tyroler Weiber, denn es sind Verräther bei der Hand, die ihm helfen werden, nur mit List kann man ihn fangen, eh' der Tag anbricht. Nach Vieri ist Alles vorbei und der Toni wird um Neuni fruh erschossen.

— Wer wagt's mit mir? rief Mutter Margareth.

Keine Antwort.

— Es sind zwei Weiber auf der Rart, fuhr die Hexe fort, die werden es wagen mit Dir!

— So hab' Gott's Lohn, Schuriwuri! sagte Mutter Margareth, ich wag's!

Damit ergriff Mutter Margareth eine Axt, die auf dem Boden lag und mit der die Weiber das Reisig zu den Besen abgehauen hatten und verschwand im Walde. Theilnehmend blickten ihr die übrigen Weiber nach, aber keine folgte der von Angst um ihr Kind gepeitschten entschlossenen Mutter. Berg auf, Berg ab, durch Wald und über Felsen eilte sie der Gegend zu, wo die ihr angezeigte Alm sich befand

und auf dem Wege arbeitete ihr listiger Geist, die Mittel ausfindig zu machen, wie 'sie mit List der Bürgschaft für das Leben ihres Sohnes habhaft werde.

Trotz ihres angestrengten und rüstigen Laufes konnte sie erst um drei Uhr die angezeigte, ihr wohlbekannte Sennhütte erreichen. Auf ihr leises Pochen öffnete sich die Thür, und eine weibliche Stimme fragte flüsternd:

— Seid Ihr es, Mutter Margareth?

— Ich bin's! Schuriwuri schickt mich her.

— Ich weiß — aber pst, um Gotteswillen, er schlaft nit recht und hat Verdacht. Auf dem Heuboden aber liegen zehn Tyroler, die san mit ihm einverstanden, sie hab'n nir getrunken, und wann sie was merkten, so wär' All's hin, und der Toni, den ich so gern hab', auch.

— Gott seg'ne Dich, brav's Mad'l, ich hab's immer g'sagt, ihr müßts an Paarl werd'n!

— Ach, das hat gute Zeit! sagte Evakath. Wer waß, ob er mich mag. Wie's auch geht, retten will ich ihn und wann's mir mein Leben kost'! Nur still, er schlaft nit und er versteht jedes Wort teutsch. Kommt herein und thut, als ob Ihr hier schlaf'n wolltet.

Und laut setzte sie hinzu:

— No, Mutter Margareth, ich hab' lang' auf Enk gewart. Dort ist Enk Strapußen, legts Enk gleich nieder und seid's still, damit der gnäd'ge Herr nicht aufwacht, der bei uns anloschirt ist. Morgen woll'n wir um acht Uhr ins Heu geh'n.

Mutter Margareth folgte dem gegebenen Rath und legte sich auf ein Bündel Heu, das dicht neben dem Lager des Fremden lag. Evakath aber setzte sich auf einen Stuhl und that, als ob sie einschlafen wollte. Bald rührte sich nichts mehr in der Hütte, und man hörte nur den Athem des schlafenden Fremden, der in seinen Kleidern unruhig zu schlafen und zu träumen schien.

Es verging etwa eine Stunde, ehe Evakath sich vollkommen überzeugte, daß ihr Gast fest schlief. Dann schlich sie auf bloßen Füßen zu ihrer Schwester heran, die auf einer Bank schlief, weckte sie vorsichtig auf und winkte der Mutter Margareth, die halb aufgerichtet, die Axt in der Hand, auf ihrem Lager saß. Die beiden Schwestern und Margareth verständigten sich nun durch Winke über ihr Vorhaben, welches in wenigen Sekunden verabredet war. Sie ergriffen ein dick angefülltes Federbett und näherten sich unhörbar dem Lager des Fremden, in dem wir Brivilliers erkennen. Sie waren nur noch einen Schritt von ihm entfernt, als er aufwachte und überrascht die drei Weiber anblickte. Jetzt stürzten sich die Tyrolerinnen auf ihn und warfen das Bett auf seinen Kopf. Mutter Margareth, ein Riesenweib, warf sich mit der ganzen Wucht ihres Körpers auf ihn und suchte sich seiner Hände zu bemächtigen, während die beiden Schwestern seine Füße ergriffen und mit einer Schlinge fesselten. Brivilliers machte verzweifelte Anstrengungen, sich zu erheben; es gelang ihm, mit einer Hand die Haare der Mutter Margareth zu ergreifen und einen halb erstickten Hülferuf auszustoßen. Aber im nächsten Augenblick, nachdem das Binden der Füße gelungen war, kamen die beiden Schwestern der Mutter Margareth zu Hülfe, und nun war es leicht, Brivilliers Hände zu binden und ihm gewaltsam den Mund zu verstopfen, ehe er einen zweiten Ausruf ausstoßen konnte.

Als die drei Heldenweiber dies verrichtet hatten, stießen sie ein unterdrücktes Jubeln aus und setzten sich ruhig hin vor dem zuckenden und sich wälzenden Gefangenen, um zu berathschlagen, was nun zu thun sei. Sie kamen bald darin überein, ihn über das Gebirge auf den nächsten Sammelplatz der Insurgenten zu tragen, die sich eben zu einem neuen Schlagen rüsteten. Man schleppte eine große „Krainze" herbei, die zum Holz- und Reisigtragen bestimmt war, ergriff den Gefangenen und drängte ihn, wie ein gebundenes Kalb, mit dem Rücken so hinein, daß Kopf und Füße hinausragten. Frau Margareth ergriff nun die starken Tragbänder des Korbes und lud die Last mit Hülfe der beiden Schwestern mit großer Leichtigkeit auf ihren, weit größere Bürden gewöhnten Rücken. Die

beiden Schwestern gingen ihr zur Seite, und so setzte man sich geräuschlos in Bewegung, um die Hütte zu verlassen.

Der Morgen fing bereits an zu grauen, jenseits des Thales erglänzte der Himmel in Purpurröthe, und schon hörte man die ersten Töne des Alpenhornes, als die muthigen Weiber mit ihrem Gefangenen über die Alpenwiesen im leichten Laufe dahin eilten, als gelte es, nur eine Tracht Heu zu fördern. Von Zeit zu Zeit wechselten sie mit einander beim Tragen des Korbes ab, aber keines von diesen starken Weibern fand die Last zu schwer. Der unglückliche Brivilliers vermochte nur ein dumpfes Gestöhn hervorzubringen, an das sich die Weiber nicht kehrten. Mutter Margareth dachte nur an die Rettung ihres Sohnes, Evakath nur an ihren Geliebten.

Als sie beim Wechseln der Last einen Blick auf das schöne Gesicht des Gefangenen warfen, regte sich zwar ihr Mitleid, aber ohne sie in ihrem Vorsatz zu erschüttern.

— Er ist wohl vornehmer Leute Kind! sagte Mutter Margareth. Aber eine gnädige Frau hat ihr Kind wohl nicht so gern, wie eine Tyrolerin. Der arme Toni! Wird er nicht schon Todesangst aussteh'n.

— Uebrigens soll ihm ja nix geschehen. Wann uns der Toni ausg'liefert wird, lassen wir den Hascher auch laufen. Seids ruhig, lieber Herr, wir können nicht anders.

Dann ging es wieder, ohne sich an Brivilliers bittende und zornige Geberden zu kehren, im leichtfüßigen Laufe über die Wiesen, dicht an Felsabhängen vorbei, bis man endlich auf eine Tyroler Schildwache auf der Kettenalm stieß.

— Juchhe! schrie Evakath, der Papensepi! Freu' Dich, wir hab'n einen Fang g'macht!

— Was habt Ihr denn da in der Krainzen? fragte der Tyroler. A Kalbl wohl, das wär' uns schon recht.

Und neugierig trat er zu dem Korbe heran, nahm das Tuch von dem Kopfe des Gefangenen und prallte überrascht zurück.

— Was der Teufi is das!

— Es ist ein gefang'ner bayrischer Spion, wir wollen ihn gegen den Toni auswechseln, der heute todtgeschossen werden soll.

— Teufelsweiber, wie habt Ihr das ang'stellt?

— Wie hab'n wir's ang'fangt? erwiederte Evakath, die Krainze absetzend und ein Stück Brod in ihren Mund schiebend. Freili, Ihr Männer hät's den Vogel nicht kriegt, er hat gute Freund' bei sich g'habt. Es ist eine Schand', es waren Tyroler.

— Und woher wißt Ihr denn, daß er ein Spion ist? fragte der Tyroler weiter.

— Die alte Her' Schuriwuri hat's gesagt!

— Die Schuriwuri? fragte Sepi erstaunt. Seid Ihr bei Trost, wie soll die das wissen?

— O, die kennt mehr, als Birnbraten! sagte die Evakath.

— Und wie wollt Ihr denn beweisen, daß er ein Spion ist?

— Das ist nicht unsere Sach', der Kommandant wird das schon kennen.

— Und er war unter Bedeckung von Tyrolern? fragte Sepi kopfschüttelnd und bedenklich. Mir scheint, Ihr habt da was ang'fangt, was dem Kommandanten nicht g'fallen wird! Und so geknebelt! Der arme Mensch blut ja aus dem Mund. Wenn er nun a guter Tyroler wär', und die Schuriwuri Enk ang'führt hätte?

Verdutzt und plötzlich voll Angst sahen sich die Weiber an. Mutter Margareth, die ohnehin auf Schuriwuri nur in der Noth Vertrauen hatte, kratzte sich mit beiden Händen in den dichten schwarzen Haaren. Sepi aber näherte sich dem Korb, befreite den Gefangenen von seinem Knebel und fragte ihn:

— Wer seid Ihr? Was ist das mit den Weibern? Was habt Ihr ihnen ang'than?

Brivilliers bedurfte einiger Minuten, um seinen Mund und Hals vom Blut zu befreien, welches von zwei eingeschlagenen Zähnen herrührte. Nachdem er eine Weile Blut ausgehustet und seine Lunge frei gemacht hatte antwortete er:

— Ich bin ein Gelehrter, der Pflanzen

sucht, übrigens habe ich einen Paß vom General Chasteler und reise unter dem Schutze von zehn Tyroler Schützen, die der guten Sache ergeben sind. Sie stehen im Dienste Andreas Hofers und haben mir über den Berg hier sicheres Geleit gegeben. Diese Weiber haben mich wie wilde Thiere im Schlaf überfallen. Untersucht meine Papiere, ob ich die Wahrheit spreche!

— Teufi! Teufi! Weiber, was habt's Ihr ang'fangt! rief Sepi. Wo san die Papiere von dem Herrn?

— Hier in der Krainzen.

— Meiner Six! Ein Paß von Excellenz Herrn General Chasteler, sicheres Geleit von Andreas Hofer. Element, was treibts Ihr für Sachen! Ist's nicht g'nug, daß uns unsere Weiber zu Hause den Krieg erklären, müssen sie sich auch in die Politik einmischen! Bindts gleich den Herren los und bitts a um Verzeihung! Der kann Euch eine schöne Suppe einbrocken.

Mutter Margareth stand verblüfft und unschlüssig da. Die beiden Schwestern wollten den Gefangenen losbinden.

Da erschien eine Patrouille der Tyroler mit einem österreichischen Offizier an der Spitze.

— Was geht hier vor? fragte er, erstaunt, die seltsame Scene betrachtend, die sich ihm darbot, und ein wenig lächelnd über die komische Figur, welche Brivilliers in dem Korbe spielte.

— Ach, die Teufelsweiber haben in ihrem Aberglauben auf den Befehl einer verrufenen Hex' den Herren hier eingefangen als Spion. Er hat aber einen Paß vom General Chasteler.

— Ja, mein Herr! sagte Brivilliers mit affektirter Entrüstung. Man mißhandelt mich hier auf eine beispiellose Weise, diese Weiber haben mich auf dem Rücken wie ein Stück Vieh übers Gebirge geschleppt, ich werde Genugthuung fordern.

— Vom General Chasteler haben Sie einen Paß? fragte der Offizier, plötzlich sehr aufmerksam den Gefangenen betrachtend. Wo ist dieser Paß?

— Hier! meldete Sepi.

— Sie heißen Max Brivilliers? rief der Offizier mit wachsendem Interesse.

— So ist es!

— Es ist merkwürdig! fuhr der Offizier erstaunt fort. Und eine Hexe hat Euch gesagt, daß dieser Herr ein Spion ist?

— Ja, die alte Schuriwuri, lautete die Antwort.

— Dann muß diese Frau merkwürdige Verbindungen haben, denn dieser Herr ist in der That ein Agent der großen französischen Armee. Er reist im Auftrage des Kaisers Napoleon. Der Paß des Generals Chasteler ist in der Ordnung, er ist von ihm erschlichen worden; aber ich habe einen Befehl desselben Herrn Generals, diesen Max Brivilliers lebendig oder todt einzuliefern, wo er sich betreten lasse.

Da Brivilliers sich verrathen sah, erbleichte er und entgegnete mit Resignation:

— Wohlan, mein Herr, da ich verrathen bin und mein Schicksal kenne, so hoffe ich, werden Sie als Mann von Kriegsehre mich von der Gefangenschaft in den Händen dieser Weiber befreien. Mein Herr, wilde Thiere haben mehr Mitleid, als Ihre Frauenzimmer. Eine solche Behandlung ist noch keinem Feinde von den Franzosen wiederfahren.

— O, was das betrifft! sagte der österreichische Offizier. Sie haben in Egypten und Spanien auch das Ihrige gethan, lassen Sie es gut sein. Wir vergiften nicht ganze Spitäler, wie Ihr Herr Bonaparte. Ich kann zur Milderung Ihres Schicksals nichts beitragen; das, was diese Weiber gethan, ist so heldenmüthig, daß ich ihnen den Triumph nicht versagen darf, ihren Gefangenen, so wie sie ihn hierher brachten, dem Korps-Kommandanten abzuführen, besonders, da man jetzt bei den Bayern furchtbare Repressalien ausübt. Fort mit ihm!

Obwohl die Lage Brivilliers fast unerträglich war, so wollte er doch nicht durch Bitten auf den grausamen Befehl einwirken. Evakath packte daher ihren Korb wieder auf, und der Zug bewegte sich unter lautem Triumphgeschrei weiter. Die muthwilligen Bursche umschwärmten Evakath mit den tollsten Sprüngen, speiten

Brivilliers ins Gesicht und überhäuften ihn mit Schmähungen. Mutter Margareth schlug sich voll Freuden in die Hände. Sie sah schon ihren Toni im Geiste an ihrer Mutterbrust liegen. Evakath, vom Muthwillen der jungen Leute angesteckt, fing an, mit ihrer Last kleine Sprünge zu machen. Man kam im tollen Lauf unter Fastnachtsjubel im Hauptquartier an.

Mutter Margareth mußte nun ihren Gefangenen herumtragen und endlich vor dem Zelte des Kommandanten abladen. Brivilliers wurde mit Spott und Hohn begrüßt, man legte ihm sofort schwere Fesseln an und war geneigt, augenblicklich Standrecht zu halten, aber Mutter Margareth trat jetzt für den Gefangenen auf und reklamirte ihn als Bürgschaft für ihren Sohn.

Man fand das Begehren der heldenmüthigen Mutter billig, und Brivilliers wurde ihr gefesselt überantwortet, bis man aus dem bayrischen Lager Antwort auf den Auswechselungsantrag erhalten haben würde. Brivilliers hatte daher nebst seinem Mißgeschick auch noch die Schmach zu ertragen, von einem Weibe bewacht zu werden. Man wies ihr und ihm ein gemeinsames Zelt im Walde an, den die Tyroler besetzt hielten, während ein Bote ins bayrische Quartier geschickt wurde, um sich nach dem Schicksale Toni's zu erkundigen.

Als die schwer bekümmerte Mutter sich mit ihrem Gefangenen, den sie dem Muthwillen der Tyroler entzogen hatte, allein sah, thaute ihr von neuen Hoffnungen verarmtes Herz auf und es rannen ihr große Thränen über die braunen Wangen, indem sie ihren Gefangenen mit Blicken des Mitleids betrachtete. Brivilliers bemerkte nicht ohne Bewegung diese Anzeichen der Theilnahme. So schrecklich in ihm Wuth- und Beschämungsgefühle tobten, so sehr er sich selbst den Tod wünschte, um diesem Schmerz entzogen zu werden, so erfüllte ihn doch dieser Heldenmuth einer Mutter mit Bewunderung. Margareth versäumte ihrerseits jetzt nichts, was seine Lage erleichtern konnte. Sie untersuchte seine von dem Druck der Fesseln geschwollenen Hände und Füße, sie verband seine Wunden, die ihm durch Mißhandlung beigebracht worden waren, sprach ihm Trost ein und bedeckte den Unglücklichen, da er vom Fieber geschüttelt in Erschöpfung hinsank, mit einer wollenen Decke, unter welcher er endlich einschlief.

Während dieser Scenen im Lager der Tyroler, herrschte im Lager der bayrischen Truppen eine große Bewegung; man hatte Verstärkung aus Bayern erhalten; General Deroy beschloß, an den Tyrolern furchtbare Rache zu nehmen. Das Dorf Miltau vor Insbruck ward von einem Bataillon Bayern besetzt. Man traf alle Vorbereitungen, um einige gefangene Tyroler zu füsiliren. Die Zahl der Opfer war gering, sie betrug nicht mehr, als zwölf Mann, die zu gleicher Zeit den Tod fürs Vaterland erleiden sollten. Der Kommandirende war selbst herbeigekommen, um der Exekution beizuwohnen. Die Soldaten brannten vor Begierde, die Gefangenen sterben zu sehen. Es war ein Festtag für die Truppen.

Um neun Uhr marschirte eine starke Abtheilung vor das Dorf hinaus, an einen Platz, der sich an eine hohe Felsenwand lehnte, auf dessen Gipfel man das Kreuz des Erlösers bemerkte. An dieser Stelle, so erzählten sich die Dorfbewohner, waren schon öfter Menschen im Sturz von dem jähen Felsen verunglückt, zu deren Andenken das hölzerne Kreuz errichtet worden war. Im Dorfe Miltau herrschte Heulen und Wehklagen, denn die meisten der Opfer waren Kinder aus dem Dorfe. Ihre Angehörigen, meist Weiber und Kinder, begleiteten laut jammernd den Zug der Unglücklichen, die, einer an den anderen gefesselt, von starken Soldatenschaaren eskortirt wurden. Zwölf Gräber waren unter dem Felsen gegraben worden, an ihrem Rande wurden die zwölf Opfer der Reihe nach hingestellt. Schon hatten sich die Priester von den Delinquenten entfernt, schon waren die Soldaten, welche das Gericht vollstrecken sollten, vorgetreten, als dem kommandirenden Offizier eine Depesche seines Oberen überbracht wurde, welche ihm befahl, einzuhalten.

Es war von den Tyrolern der Antrag gestellt worden, den französischen Agenten gegen die zwölf Gefangenen einzutauschen, und das bayrische Militair-Kommando befand sich mit den Tyrolern deshalb in Unterhandlung. Man konnte über die Bedingungen nicht gleich einig werden; die Bayern fanden es unbillig, zwölf Gefangene für einen herauszugeben.

Während man mit dem Tyroler Parlamentär in hitzigem Wortwechsel begriffen war, zeigte sich oben auf der Spitze des unzugänglichen Felsens eine überraschende Scene.

Es zeigten sich etwa zehn Tyroler, welche einen Gefangenen an einem Stricke führten. Einer derselben bestieg das Kreuz und befestigte dort den Strick, an dem der Gefangene, Brivilliers, gehangen werden sollte. Die Soldaten harrten bereits mit angeschlagenen Gewehren des Winkes, Feuer zu geben, aber der Anblick auf dem Felsen machte, daß sich alle Blicke dorthin wendeten. Der kommandirende Offizier überlegte lange und konnte zu keinem Entschluß kommen. Auf dem Felsen waren alle Anstalten getroffen, um bei der ersten Salve Brivilliers in die Luft zu schleudern. In diesem peinlichen Augenblick, während Hunderte von Menschen das Signal zum Tode der Verurtheilten in athemloser Bangigkeit erwarteten, stürzte sich plötzlich ein junger bayrischer Soldat mit einem Schrei zu den Füßen des kommandirenden bayrischen Offiziers und bat um Gnade für die Tyroler. Es war Cilli, welche den Doktor Brivilliers auf dem Felsen erkannt hatte. Dies entschied zu Gunsten der gefangenen Tyroler. Anstatt des Kommando's „Feuer!" erscholl der Ruf: „Pardon!"

Kaum war der Ruf „Pardon" laut geworden, als die zwölf Delinquenten aufsprangen. Man löste ihre Bande, nahm ihnen die Binden von den Augen und kündigte ihnen ihre Freiheit an. Als die Tyroler auf der Felsenspitze dies sahen, schnitten sie den Strick entzwei, an den sie den halb Ohnmächtigen gefangen hielten und beobachteten aufmerksam die Scene im Thale. Plötzlich hörte man eine kräftige Stimme:

— Aufi, aufi, laufts, was Zeug halt!

Einen Augenblick nur sammelten sich die zwölf Verurtheilten, schauten sich um, dann, die Vortheile des Terrains für die gewohnten Kletterer wahrnehmend, entsprangen sie nach allen Seiten ins Gebüsch am Felsen, der nur für Tyroler ersteiglich war. In wenigen Augenblicken waren sie verschwunden. Einige Soldaten, einen bösen Anschlag vermuthend, suchten sie zu verfolgen; vergebens, sie waren nicht im Stande, zwischen den Felsenspalten, auf den schmalen Kanten vorzudringen und rutschten immer zwei Schritt zurück, wenn sie drei vorgedrungen waren. Jetzt erscholl auf der Spitze des Felsens ein wildes Jauchzen:

— Da habts Euren Spion! schrie eine Stimme, und gleichzeitig sah man den Körper Brivilliers, sich drei Mal überschlagend und von Felsen zu Felsen rollend, herabstürzen und zu den Füßen Cilli's mit zerschmetterten Gliedern niederfallen. Ein panischer Schrecken lähmte alle Zeugen dieses schrecklichen Schauspieles. Ehe man sich von dem heftigen Eindruck der Scene erholen konnte, war jede Spur der Insurgenten verschwunden.

Brivilliers athmete kaum noch. Seine stieren, brechenden Augen erkannten Cilli nicht mehr, die erstarrt und schaudernd vor dem zuckenden Leichnam stand. Man lud ihn auf eine Tragbahre, und die Truppen kehrten bleich vor Schrecken über den wilden Geist des Volkshasses, dem sie auf jedem ihrer Schritte begegneten und dem sie nirgends gewachsen waren, in ihre Quartiere zurück.

Eine Stunde später lag Toni in den Armen seiner heldenmüthigen Mutter.

Der Maibaum in Rattenberg.

Die französisch-bayrische Armee in Tyrol befand sich in der traurigsten Lage. Fast überall geschlagen, sowohl in der offenen Feldschlacht, wie im kleinen Kriege, hatte sie mehr als zehntausend Mann binnen wenigen Wochen eingebüßt. Andreas Hofer war überall Sieger ge-

blieben und hatte ganze Bataillone mit zahllosem Kriegsgeräth gefangen genommen. Der General Deroy versammelte in Folge so vieler Mißgeschicke einen Kriegsrath, um die schicklichsten Maßregeln in einer so außerordentlichen Lage der Dinge zu berathen. Es wurden die ältesten und erfahrensten Offiziere zugezogen.

— Dieser Krieg, sagte er zu seinem Generalstab, macht alle bisherige Kriegsführung zu Schanden. Wir haben Kanonen, die Tyroler stellen uns Heuwagen entgegen. Wir haben Bayonnette, die Tyroler haben nichts als Dreschflegel und Sensen, und überall sind sie Sieger.

Wir müssen an außerordentliche Mittel denken, eine so beispiellose Verwegenheit zu überwinden. Die Kraft dieses Volkes scheint lediglich in dem Geiste einer Hand voll verwegener Anführer zu liegen. Wir müssen uns derselben um jeden Preis zu bemächtigen suchen.

Es hat sich in den Kleidern unseres Kriegsagenten, des unglücklichen Brivilliers', ein von seinem Blut getränkter Zettel gefunden, auf dem alle diese Anführer mit ihren Geliebten und Verwandten verzeichnet stehen. Er wird uns dazu dienen, ihrer habhaft zu werden.

Die Massen dieses unwissenden Volkes sind uns nicht gefährlich, wenn wir ihre Führer vernichtet haben. Sie folgen blind ihren Befehlen, sie wissen nicht, was sie beginnen sollen, fehlen ihnen deren Anweisungen. Alles liegt daran, diese Menschen durch List und Gewalt einzufangen.

Wir haben in der Armee eine junge Frau, welche sich schon einmal um sie verdient gemacht hat. Der Kaiser hat mir empfohlen, ihre Terrainkenntniß und ihre Gefühle für den Dienst auszubeuten. Die Tyroler haben ihr alle ihre Angehörigen erschlagen. Sie wird uns mehr nützen, als alle unsere Ingenieure und Kanonen. Sie ist seit dem letzten Vorfall mit Brivilliers in einem Gemüthszustand, der sie zur Heldin machen wird. Ihr Scharfsinn ist außerordentlich. Sie weiß Alles, was bei den Tyrolern vorgeht und verspricht, uns alle Führer in die Hände zu liefern. Man muß ihr Beistand leisten. Sie ist unsere Jeanne d'Arc. Der Muth vermag nichts gegen diese Barbaren. Lassen Sie uns zusehen, was die List eines begeisterten Weibes über sie vermögen wird.

Die anwesenden Offiziere schienen jedoch wenig geneigt, auf eine so schwache Stütze das Wohl der Armee zu setzen. Indeß waren sie neugierig, die verwegene Abenteuerin zu sehen und ihre Meinung zu vernehmen. Sie wurde daher vor den Kriegsrath berufen.

Cilli trat mit ernster, ruhiger Miene in die Versammlung. Das spöttische Lächeln der Veterane verwandelte sich bei ihrem Anblick in ernste Theilnahme. Wenige von ihnen hatten ein schöneres Weib gesehen. Dennoch verscheuchte ein heiliger Ernst auf ihrer klaren Stirn jedes frivole Interesse. Sie glich in der That einer Heiligen. Sie trat festen Schrittes auf den General zu und erwartete mit stummer Demuth seine Befehle.

— Glücklich der Mann, sagte Deroy, der im Stande sein wird, das unglückliche Herz dieses Weibes zu rühren! Aber ich glaube, daß Niemand dies hoffen darf. Es gehört nur dem Kaiser, unserem Herrn. Nur die Begeisterung für ihn erfüllt es.

— Sie ist eine Prophetin. Bei dem unbegreiflichen Unglück, das uns verfolgt, ist es uns nicht zu verargen, wenn wir unsere Zuflucht zu dem Uebernatürlichen nehmen. In diesem Weibe steckt ein Geist, der höheren Ursprungs ist, wie ich glaube, als alle unsere Kriegswissenschaft. Sprich, Sergeant Cilli, was steht uns bevor?

— Herr General, antwortete Cilli, der Ruhm und das Glück werden noch lange die Waffen des großen Kaisers begleiten. Dieser Volkskrieg ist nur eine kleine Erinnerung an die Allmacht des Himmels. Auch hier wird Napoleon siegen, wenn man einiges Vertrauen in meine einfache kindliche Einsicht hat. Alles, was ich von den großen Anstalten des Krieges sehe, überzeugt mich, daß diese gewaltigen Waffen zu plump sind für den Krieg in Tyrol. Ich verstehe nichts vom Kriege, ich sehe zum ersten Male in meinem Leben diese großen Geschütze, diese Rüstwagen, diese Pferde und Lanzen. Ich

begreife nur, daß diese Kanonen zu schwer sind, um über die Berge getragen zu werden. Ich sehe nur, daß Ihre Kugeln kein Ziel haben in einem Lande, wo so viele Verstecke vorhanden sind. Die erfinderische Rache allein macht die Tyroler unüberwindlich, die Rache allein wird sie besiegen. Gebet mir tausend Mann, und ich überwinde dieses Volk, was mich um Alles gebracht hat!

— Und was werden Sie mit diesen tausend Mann beginnen? fragte ein Offizier.

— Sie sollen in Bereitschaft stehen auf einem gegebenen Punkt, um alle die Hauptführer in der Umgegend gefangen zu nehmen, die ich ihnen zuführen werde.

— Und binnen welcher Zeit hoffen Sie dies zu bewerkstelligen?

— Binnen 48 Stunden, sagte Cilli mit Zuversicht.

— Und worauf setzen Sie so übertriebene Hoffnungen?

— Der Geist meines Vaters, die Geister meiner Freunde, das heilige Recht der Blutrache, das in diesen Bergen stets sicher seine Opfer findet, die Gewalten des Himmels werden mich führen und mir beistehen.

— Meine Herren, sagte Deroy, so abenteuerlich Ihnen dies erscheinen mag, ich habe in Spanien Dinge gesehen, welche ganz geeignet sind, mich gläubig zu machen. Ueberdieß ist keine Gefahr dabei. Wir können mit den Truppen keine günstige Bewegung machen. Es ist gleichgültig, ob wir 1000 Mann auf diesen oder jenen Punkt verwenden. Wir müssen suchen, abschreckende Beispiele zu geben. Wenn wir erst den Tyrolern beweisen, daß wir sie in ihren Schlupfwinkeln aufzufinden wissen, so ist Alles gewonnen.

— So gehen Sie mit Gott, Sergeant, und der Himmel möge Ihnen seinen Beistand verleihen. Meine Adjutanten werden Alles thun, was Sie anordnen. Und möge das baldige Ende des Krieges Ihnen jenen Lohn bringen, den Sie um den Kaiser verdienen.

Cilli's Gesicht erglänzte. Sie salutirte den General vorschriftsmäßig mit leuchtenden Augen und begab sich in ihr Quartier, um ihre Anstalten sofort zu treffen. Der Adjutant des Generals mußte ihr einen weiblichen Anzug verschaffen, wie ihn die Zillerthaler Bauermädchen tragen. Hierauf warf sie ihre militairischen Kleider von sich und stand bald in ein reizendes Kind der Berge umgewandelt vor dem General. Sie begehrte nun funfzig Francs, um ein Fäßchen zu kaufen und es mit Kirschbranntwein zu füllen. Ehe der Tag anbrach, machte sie sich auf und verschwand im Hochgebirge den Augen der sie begleitenden Adjutanten.

Sie trug den Blutzettel Brivilliers auf dem bloßen Busen, so daß sie ihn immer an ihrem Herzen fühlte. Sie nahm ein lustiges Wesen an und sang mit lauter Stimme auf dem Wege alle Tyroler Alpenlieder, die sie kannte. In dieser Tracht, mit den gefärbten Augenbrauen konnte sie leicht sogar von Bekannten unerkannt bleiben. Sie ging geradezu ins Hauptquartier der Tyroler Insurgenten. Als sie bei dem ersten Vorposten singend ankam, fragte man sie, was sie wolle.

— Kerschenwasser verkaufen, antwortete sie, magst kosten, Schmarotzer.

Der Vorposten, ein alter Wildschütz, ließ sich es nicht zwei Mal sagen, er guckte lachend dem schönen Weibe in die großen Augen und sagte:

— Gieb her, Du Wederhex! Gott g'seegn's Dir! Es ist heut verteufelt frisch. Dein' G'sundheit, Dearndl! Passirt! Bis zum Ober-Kommandanten! Sacker-di-bir, so a Marketenderin wird denen g'rad recht sein! Und des Kerschwasser is delikot und — wohlfeil.

Damit gab er ihr einen Schmatz, den sie geduldig hinnahm, und sagte:

— Passirt! Und daß Du's weißt, die Parol' ist: Hofer und Tyrol!

Bald kam sie zu kleinen Gruppen von Tyrolern, die sie Alle mit Scherzen begrüßten und sich ihrer jugendlichen Fülle und Schönheit freuten. Der Teufel des Muthwillens schien sie ganz und gar besessen zu haben, sie erwiederte jeden derben Witz mit einem derben Wort, ließ sich überall willig finden, so weit es mit An-

stand ging, und wies Ungebührliches mit tyrolischer Derbheit zurück. Das gefiel dem Tyroler Völklein so wohl, daß sie Cilly im Triumph durch's ganze Lager führten. Und schäkernd und tändelnd erfuhr sie Alles, was sie wissen wollte; in wenig Stunden kannte sie den Aufenthalt aller derjenigen, die in dem Blutzettel benannt waren. Hierauf kehrte sie nach Rattenberg zurück, um ihr leer gewordenes Fäßchen neu zu füllen. Nachdem sie sich durch Schlaf und Mahlzeit gestärkt, ging sie, um ihre Opfer aufzusuchen. In einer Dorfschenke im Amselthale waren sie Alle für heute Abend zum Tanz und Kegelschub angesagt, denn mitten im Kriege wollten diese Leute nicht den gewohnten Vergnügungen völlig entsagen. Deroy vermied klüglich alle Gefechte, und es gab daher nichts zu thun. Es war spät Abend geworden, als sie mit frisch gefülltem Fäßchen in der Schenke ankam. Es ging bereits lustig her, Geigen und Pfeifen, Zithern und Triangel gaben ein treffliches Charivari. Die Helden Tyrols tanzten in Ermangelung von allem weiblichen Geschlecht miteinander. Die lustige Marketenderin war ihnen daher übermäßig willkommen. Man sprach ihrem Fäßchen nicht minder wie ihrer Person zu, aber Cilli blieb derb und züchtig und reizte durch überlegte Sprödigkeit und feine Koketterie. Von den gesuchten Führern waren die meisten da, sie lernte sie bald Alle kennen. Der erste von ihnen war Mathäus Roysch, ein junger Wildfang mit einem Auge, der das andere im bösen Raufhandel eingebüßt hatte. Er zog sie gleich bei Seite und sagte:

— Weberher' — ich mag Dich gern — sag', magst mit mir fensterln?

— Warum nicht — bist doch a schmucker Bursch — wann Du Kurasch hätt'st — könnt's wohl sein — aber ich mag nur den leiden, der sich vor dem Teufi und die Bayern nicht fürcht'.

— Ich mich fürchten? Wo wohnst denn, Herzl?

— In Rattenberg.

— In Rattenberg wohnst? Da liegen ja die Franzosen!

— Was liegt d'ran, unser kleines Gärt'l liegt am Felsen, wer da abi kommt, den sieht kan Franzos, und in unserer Hütten liegt nur ein Soldat, und der schlaft im Stall, wo er nichts hört und sieht.

— Und wann kann i kommen?

— Morgen Abend um zehn Uhr, da schlaft Alles im Haus.

So wurde denn die Abrede genommen, der Ort genau bestimmt und Alles vorsichtig erwogen.

Auf diese Art gab Cilli allen Anwesenden nach einander — wenige Schüchterne ausgenommen — Stelldicheins an verschiedenen Orten in und bei Rattenberg und prägte Jedem ein, daß er allein der Begünstigte sei und sie nicht verrathen dürfe. Nachdem sie ihr Geschäft in der Schenke glücklich vollbracht, suchte sie noch in derselben Nacht zwei andere Schenken auf. So gab sie etwa fünfzig der verwegensten und listigsten Insurgenten Stelldicheins um dieselbe Stunde, doch an verschiedenen Orten. Als sie Alles verrichtet hatte, schrieb sie auf den Blutzettel alle Orte in Rattenberg auf, wo sie ihre Werber zu erwarten hatte, und begab sich in das Hauptquartier, wo sie den Adjutanten von ihren Anstalten in Kenntniß setzte. Den folgenden Tag brachte sie in der Kirche zu, um sich auf die Schrecknisse der Nacht vorzubereiten.

Die kommandirenden Offiziere legten nun überall, wohin Cilli einen Insurgenten beschieden hatte, zehn Mann in den Hinterhalt, denn so groß war die Furcht vor der verwegenen Kühnheit dieser Bauern, daß man nur durch solche Uebermacht sie zu überwältigen hoffte. Zugleich wurde die ganze Besatzung angewiesen, unter den Waffen zu bleiben, um auf alle Ueberfälle vorbereitet zu sein.

Um aber die Tyroler sicher zu machen, gaben die Offiziere einen Ball, der sie glauben machte, daß man an nichts weniger denke, als an eine feindselige Unternehmung. Alle Hohlwege und Schluchten wurden besetzt, um die Flucht der verwegenen Liebhaber zu vereiteln.

Um ein Viertel über zehn Uhr rief die Alarmtrommel alle Truppen unter die Fahne.

Jetzt hörte man von allen Punkten Büchsen

knallen. Auf dem Platze in Rattenberg war der Stab versammelt. Bald brachte man einen der Anführer am Haupte scharf verwundet ein. Dieser Eskorte folgten an fünfzig andere. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr und von den Bergen flammten bald Alarmfeuer empor. In weniger als einer Stunde verbreitete sich das Gerücht mit Hilfe der Frauen, Kinder und Greise über die ganze Gegend. Die Wuth der Soldaten gegen die Gefangenen ließ sich kaum zügeln, denn sie hatten sich Alle wüthend vertheidigt. Die Gefangennehmung der fünfzig Anführer kostete über hundert Mann Franzosen. Bald kamen kleine Schaaren von Tyrolern die Berge herab, um ihre Führer zu befreien. Es entstand ein wildes nächtliches Gefecht, wo Freund den Freund nicht erkannte; es endigte nach starkem Blutvergießen mit dem Rückzuge der Tyroler. Dieser erste Sieg der Truppen berauschte sie vollkommen. Sie warfen sich nun auf alle umliegenden Ortschaften und steckten sie in Brand. Jetzt ergriffen Weiber, Greise und Kinder die Waffen und vertheidigten ihre Häuser mit der Wuth der Verzweiflung. Wie ein Engel der Rache flog Cilli mit der Brandfackel voran, das Herz voll Grausamkeit, und leitete das schreckliche Werk einer schauerlichen Wiedervergeltung. —

Da alle Bewaffneten in die Berge entflohen waren, so kehrte sich die Wuth der bayrischen Soldaten gegen die wehrlosen Einwohner, welche ja stets Antheil am Kampf genommen hatten. Cilli führte sie in alle Schlupfwinkel der Tyroler, zu ihren Weibern und Kindern, die im Blutzettel angegeben waren, sie leuchtete mit der Fackel voran, den gezückten Säbel in der Rechten, den Dolch im Gürtel der Uniform; sie labte sich an dem Zetergeschrei der zu Tode Getroffenen; sie steckte die Ställe in Brand, welche den Mördern ihres Vaters zum Versteck gedient hatten; sie hatte kein Mitleid mit den wehklagenden Weibern, und kaum vermochten die Thränen schuldloser Kinder ihr verwildertes Herz zu rühren. Je schrecklicher die Soldaten hausten, je mehr schien ihre Raserei sich zu steigern; in blutdürstiger Trunkenheit flog sie durch brennende Gassen und ermunterte überall die Soldaten, Niemand zu schonen.

— Brennt sie aus, die Höhlen dieser wilden Thiere, sucht die Wölfin, die jene reißenden Bergwölfe gesäugt, zerstört ihre Höhlen, steckt ihre Dächer in Brand; hier ist Niemand unschuldig, als das Kind im Mutterleibe, und selbst das hat Wolfsblut in den Adern! Die Ungeheuer! hatten sie Mitleid mit meinem Kinde? Hatten sie Erbarmen mit meinem Vater und Gatten? Dieses ist das Gericht Gottes über entmenschte Kreaturen! Ganz Tyrol soll zittern vor der Rache einer Mutter und Gattin!

Es war die Schreckensnacht vom 13ten auf den 14. Mai. Von allen Kirchthürmen heulte fruchtlos die Sturmglocke. Die von Wolken verfinsterte Nacht wurde bald von dem Brande von vierzehn Ortschaften erleuchtet. Die Einwohner, die sich retten konnten, flohen in die finstersten Wälder; wer zurückblieb, ward niedergemacht. Man riß Greise aus den Lagern, legte sie über Strohbündel und schlug sie, bis sie starben. Mitten unter dem Brande wurde nun ein schreckliches Gericht über die Gefangenen gehalten. Man hing sie der Reihe nach an die Bäume zwischen Schwaz und Rattenberg. Ueber hundert Tyroler endigten auf diese Weise; die Zahl der durch Mißhandlung Umgekommenen ließ sich nicht ermitteln.

Der anbrechende Tag machte diesen Greueln kein Ende, vielmehr schienen sie sich in größerem Maßstabe zu entwickeln; kein Schlaf kam über die entzündeten Augen der mit Brand und Mord beschäftigten Soldaten. Cilli schien noch mehr an wildem Feuer zu gewinnen, als der Tag und eine brennende Sonne den Schauplatz beleuchtete. Sie hatte vier und zwanzig Stunden keine Nahrung zu sich genommen und doch verlangte sie nicht danach; das Einzige, was sie zu sich nahm, war Wasser — so sättigte sie die Rache. Mit dem lustigen Tageslicht kehrte ihre grausame Fröhlichkeit zurück, sie dachte den Tag unter Leichen und Sterbenden vergnügt zuzubringen und sann nach, wie sie die Soldaten zum Lohn für ihre Raserei belustigen könne.

Sie ließ von den Soldaten, die ihr blind gehorchten und alle ihre Launen befriedigten, einen hohen Tannenbaum fällen, ihn aller Zweige berauben und abrinden bis auf die Krone, deren grüner Schmuck mit seidenen Bändern durchflochten wurde. Diesen Maibaum ließ sie auf einem großen Platz aufstellen und daran sechs Fuschberger Bauern, die man von Insbruck gefangen eingebracht hatte, an eiserne Haken hängen. Obwohl diese Leute am Morde ihres Vaters unschuldig waren, so rächte sie doch an ihnen die Sünde ihrer Landsleute. Als die Unglücklichen unter dem Jubel der wüthenden Soldaten ausgeathmet hatten, mußten die Spielleute des Bataillons herbeikommen, und beim lustigen Walzer eröffnete nun Cilli am Arme eines Tambour-Majors einen Reigen um den schrecklichen Maibaum, wie ihn Tyrol noch nie gesehen hatte. Die noch übrigen Frauen und Mädchen der Stadt wurden mit Gewalt herbeigeholt und von den Soldaten zu dem wilden Tanz um die blutigen Leichen gezwungen. Endlich sank Cilli erschöpft zu Boden, legte sich einen vom Blut der Tyroler besudelten Tornister unter das Haupt und entschlief so sanft, als wenn sie ein mildes Werk der Barmherzigkeit und Menschenliebe verrichtet hätte. Mit einer Mischung von Grauen und Mitleid ließen sie die französischen Offiziere aufheben und in ihr Quartier tragen, dann suchten sie selbst ihre Wohnungen, erfüllt von Ekel und Abscheu, auf und verfluchten den Tag, wo sie dieses Land betreten hatten.

Potiphar.

Mitten unter diesen Greueln des Krieges befand sich ein Wesen ungemein vergnügt und liebeselig, welches keinen Anspruch darauf zu machen hatte, der Welt ein höheres Interesse einzuflößen. Während für Kaiser Franz und Kaiser Napoleon, für den Papst und die Religion der Vernunft fast täglich in Europa Tausende von Menschen freudig in den Tod gingen, starb Niemand für die schöne Lina in Insbruck und war Niemand für sie bereit zu sterben, als ihr niedliches Bologneser Hündchen. Dem ungeachtet hatte sie einen großen Einfluß auf die Heroen des Tages, und es war ihr leicht, in ihrem Kreise zu regieren. Während sich die Bayern und Franzosen im Puster- und Innthale täglich mit schrecklichem Ingrimme schlagen, finden wir das anmuthige Geschöpf mitten unter den Blumen ihres Gartens, sich am Dufte der Rosen ergötzend und mit ihren Papageien, Affen und Hündchen spielend; ein schneeweißes Lamm folgte in munteren Sprüngen ihr überall nach, die Tauben umflatterten sie in Schaaren und Rosse und Rinder wieherten und brüllten freudig in ihren Ställen, wenn sich die kleine Huldin in ihrer Nähe sehen ließ. Während sich die ganze Welt in Haß aufrieb, folgte ihr nur überall die Liebe nach; während in allen Häusern Betrübniß und Fanatismus herrschten, kehrte bei ihr der Friede ein. Franzosen und Oesterreicher verschonten ihre Villa, sie gab mit vollen Händen allen Bedrängten, sie sandte Speisen und Charpie in die Spitäler, sie wurde nicht müde, zu helfen, wo sie konnte, und bat sich von Freund und Feind aus, daß man nur ihr kleines Paradies nicht entweihte; Jedermann vergönnte ihr ein Glück, das Niemand genoß, als sie, und obwohl sie für eine gute Kaiserliche galt, mochte doch Niemand ein Wesen kränken, welches menschlich, liebreich, klug und harmlos sich selbst und dem Vergnügen zu leben schien.

Lina stand spielend vor einem großen Käfig, in dem eine Menge Singvögel flatterten, und fütterte sie mit Zucker, als sie von Timotheus überrascht wurde.

— Siehe da, Herr Baron! Welchem außerordentlichen Umstande verdanke ich diese angenehme Ueberraschung?

— Mein Weg führte mich an Ihrer Villa vorbei; ich konnte so vielen Reizen der Natur und Kunst, die Sie hier vereinigt haben, nicht widerstehen —

— Also blos dem Zufall verdanke ich Ihren Besuch? Gleichviel, ich danke Ihnen, kommen Sie, ich will Ihnen zeigen, wie ich mein Leben genieße. Vielleicht versöhnt Sie das, was Sie sehen werden, mit meinem Leichtsinn.

Timotheus blieb aber unbeweglich an die Stelle gebannt stehen.

— Verzeihen Sie, schöne Frau, sagte er verlegen, nicht blos der Zufall, ein ernstes Geschäft, ein lang überlegter Vorsatz führt mich hierher. Das, was in den letzten Tagen geschehen ist, giebt mir einige Hoffnung, daß Sie empfänglich sein werden für das, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich komme, an Ihr menschliches Herz zu appelliren.

— Sie haben also doch Vertrauen zu meinem Herzen, sagte Lina mit einem Anflug von Schwermuth, ich danke Ihnen. Wollte Gott, ich könnte dieses Vertrauen erwiedern.

Timotheus antwortete nicht, aber er nahm die schöne Frau bei der Hand, und ein sanfter Druck derselben sagte Lina, daß dieses kalte Geschöpf nicht ohne Empfindung sei. Lina erwiederte unwillkürlich diesen Druck, ein stiller Seufzer begleitete ihn und es schien, daß Lina eben so von dem tiefen Ernste des Barons, wie er von ihrer anmuthigen Heiterkeit ergriffen sei. Es lag etwas Feierliches in diesem Zusammentreffen, ihre vereinigten Hände sagten sich mehr als unzählige Worte, sie sagten sich vor Allem, daß der schreckliche Ernst der Ereignisse von beiden Theilen in derselben Art aufgefaßt und verstanden wurde. Denn in demselben Grade, in welchem diese Ereignisse beklemmend auf die heitere Lina wirkten, erweckten sie in dem tiefsinnigen Timotheus das Bedürfniß nach dem Troste einer unbefangeneren Auffassung derselben, als die seinige war.

— In der That, sagte Lina nach langem Schweigen, Sie kommen mir höchst erwünscht; das, was in den letzten Tagen Greuliches geschehen ist, hat mich überzeugt, wie nothwendig es mir ist, etwas ernsthafter zu werden, es ist mir wie ein Traum, und ich fürchte fast, daß ich mit meiner Heiterkeit eine große Sünderin bin.

— Nicht doch, sagte Timotheus, Sie sind nur, was die Natur und die Verhältnisse aus Ihnen gemacht haben. Vielleicht wünschte ich Ihnen in Wahrheit ein wenig mehr Grundsätze, aber ich wünschte gleich sehr, daß der Himmel Ihnen jenes kostbare Gut eines frohen Sinnes bewahren möge, durch das Sie so glücklich sind und glücklich machen.

— Ach, Grundsätze, entgegnete Lina, ist es für mich nicht zu spät, solche anzunehmen? Wohl fühle ich ein Bedürfniß solcher, denn, aufrichtig, diesen Thatsachen gegenüber fange ich an, mich ungemein beunruhigt, um nicht zu sagen strafbar, zu finden. Es ist zum ersten Male, daß ich heute das Lachen selbst für eine Sünde halte. Gott befreie mich bald aus diesem Lande. Ich habe seit einigen Tagen große Lust, in ein Kloster zu gehen.

— So habe ich denn nicht geirrt in Ihnen? erwiederte der Baron mit Lebhaftigkeit und Freude, ich hoffte Sie so zu finden; dem Himmel sei Dank, daß ich Sie wirklich so finde! Kommen Sie in diese Laube, lassen Sie uns ein ernsthaftes Wort sprechen; Sie sind ein Engel an Herzensgüte, seien Sie es auch an Verstand und Thatkraft zu Ihrem eigenen Wohle, das ist Alles, was ich von Ihnen wünsche und weshalb ich gekommen bin.

— Sie wollen also, daß ich in ein Kloster gehe?

— Der Himmel bewahre Sie vor Heuchelei, nicht in ein Kloster sollen Sie gehen, nein, das finstere Haus der Buße soll der Welt nicht ein so schönes, herrliches Geschöpf rauben. Sie sollen nur durch vernünftige Grundsätze Ihr Leben verschönern und für die Welt werthvoller machen. Hören Sie mich an. Sie haben vielleicht das Schicksal dieses Landes in Ihren Händen, welches durch eine unselige Verkettung von Umständen so unglücklich geworden ist. Es ist mein Vaterland. Ich sehe es im Blute der eigenen Landeskinder schwimmen, Tausende von Fremdlingen finden hier ihr Grab, wo sonst nur der Frieden und die Liebe herrschte. Und dieses Blutvergießen, es ist unnütz, ja es ist verderblich für die Sache, welche vorgeblich in diesem Kampfe von den Tyrolern vertreten wird. Ich kann es nicht glauben, daß Ihr Herz beim Anblicke dieses Elends ungerührt bleibt, ich hoffe, daß mein Wunsch, Sie möchten, was an Ihnen liegt, nicht versäumen, um demselben

ein Ende zu machen, in Ihrem Herzen ein starkes Echo finden wird! Ich komme, Sie zu bitten, mir in meiner Bemühung, Tyrol den Frieden wieder zu geben, Beistand zu leisten."

Lina hörte diese Worte mit tiefer Bewegung an. Ihre Thränen gaben davon Zeugniß, daß Timotheus sich in diesem Herzen nicht geirrt habe. Sie vermochte vor innerer Bewegung kein Wort hervorzubringen.

— Verzeihen Sie! fuhr Timotheus fort, wenn ich in Ihrem fröhlichen Herzen schmerzliche Empfindungen erwecke, ich hoffe, Sie werden mir einst dafür danken, denn die Rolle, die Sie hier spielen, ist eben so gefahrvoll, als denjenigen Grundsätzen nicht entsprechend, von denen ich wünsche, daß sie Sie beseelen möchten und die allein geeignet sind, Sie wahrhaft und dauernd zu beglücken.

— Mein Gott! entgegnete Lina im Tone der Kränkung, bin ich es denn, die Schuld trägt an diesen Greueln? Kann ich sie hindern? Ist es mir möglich, diese Menschen zu bekehren, die sich jetzt mit kaltem Blute morden, ohne sich je beleidigt zu haben? Sie sprechen von Grundsätzen, aber ich beobachte, daß diese Greuel hauptsächlich von Grundsätzen herrühren.

— Sie haben Recht, aber diese Grundsätze sind falsche. Sie sind nicht Schuld an diesem Kriege, aber Sie können ihn beendigen oder doch mildern.

— O, wenn ich das kann, so sprechen Sie, was soll ich thun, was kann ich thun? Ueberschätzen Sie aber meinen Einfluß nicht. Ich bin ein armes Geschöpf, mit dem man spielt, das man auch vielleicht liebt, aber nicht achtet, und ich zweifle sehr, daß, ohne geachtet zu sein, man Irrende bekehren kann. Ich kenne einen einzigen Mann, auf den ich einigen Einfluß besitze und dies nur, weil er keine Grundsätze zu haben scheint.

— Sie irren, entgegnete Timotheus, dieser Mann hat Grundsätze, aber sie sind verkehrt.

— Und was soll ich thun? Soll ich den Glückslauf eines Mannes aufhalten, dem ich Alles verdanke? Soll ich einen Verrath begehen an dem Einzigen, der mich liebt —

— Der weder Sie liebt, unterbrach sie der Baron mit lebhafter Stimme, noch von Ihnen geliebt wird.

Diese mit großem Ernst gesprochenen Worte machten auf Lina einen heftigen Eindruck.

— Was sagen Sie? fuhr sie auf.

— Ich sage, daß der Baron Hormayr weder Sie liebt, noch daß Sie ihn lieben, wiederholte Timotheus.

— Und woraus ziehen Sie einen solchen Schluß, sagte Lina nicht ohne Empfindlichkeit und gekränkte Eitelkeit, sehen Sie um sich, Herr Baron, dieses reizende Landhaus, dieser Garten, diese Bequemlichkeit, dieser kleine Luxus, diesen kleinen Schatz von Kostbarkeiten, den ich besitze, und endlich — diese Flur der herrlichsten Blumen, die mich mehr als Alles erfreut, wem verdanke ich das anders, als dem Baron Hormayr. Und Sie sagen, daß er mich nicht liebt, und Sie halten mich für so undankbar, daß ich solche Liebe unvergolten lassen könnte. Sie vergessen, daß der Baron Hormayr kein abgelebter Greis, kein mißgebildeter Unausstehlicher, sondern ein schöner Mann von den feinsten Sitten ist, der Günstling und der Abgott der Frauen.

— Alles das ist wahr, sagte Timotheus, und doch lieben Sie ihn nicht, liebt er Sie nicht. Ich werde Ihnen sagen, warum. Sie lieben ihn nicht, weil Sie wohl fühlen, daß er Sie nur als ein Werkzeug gebraucht, Sie lieben ihn nicht, weil alle diese Herrlichkeiten, die er Ihnen zugeführt, nicht Ihrem Herzen, sondern nur Ihrer Schönheit dargebracht sind, er liebt Sie nicht, weil Sie nicht fähig sind, ihn zu achten, weil Sie die einzige Person sind, vor welcher seine menschliche Schwachheit unverhüllt dasteht, Sie haben zu viel Verstand, als daß er Sie lieben könnte, Sie tändeln mit seiner Eitelkeit, Sie verspotten ihn, Sie machen, daß er sich Ihnen gegenüber klein fühlt, überdies — soll ich Ihnen sagen, daß ein Mann nur das Weib zu lieben fähig ist, das er — verzeihen Sie meine Freiheit und Aufrichtigkeit — das er ungetheilt besitzt.

Lina fühlte nur zu tief die Wahrheit dieser Worte, aber es verletzte sie tief, diese Wahrheit

so schmucklos und unverhüllt zu sehen, sie zögerte, zu bekennen, was sie selbst glaubte. Sie erwiederte mit einiger Verdrießlichkeit.

— Gehen Sie weg, Herr Baron, Sie sind ein gar strenger Schulmeister! Ich wußte es wohl, daß Sie gekommen sind, mir eine Lektion zu ertheilen. Aber ich muß Ihnen bemerken, daß Sie selbst viel zu jung sind, um mir jenen Respekt einzuflößen, den solche Lehrer fordern. Was wollen Sie, hätten Sie mir nicht so überzeugende Beweise gegeben, daß ich Ihnen gleichgültig bin, ich müßte mir mit dem Gedanken schmeicheln, daß Sie eifersüchtig sind.

— Eifersüchtig? sagte Timotheus schneidend und leidenschaftlich, eifersüchtig? Nein, beim Himmel, ich kann nicht eifersüchtig sein auf Sie, so lange — doch wozu diese Bitterkeit, verzeihen Sie, ich sehe, wir verstehen uns nicht, ich bin nicht eifersüchtig, wohl aber trifft es sich, mögen Sie immerhin mich verhöhnen, daß unsere Gefühle mit dem übereinstimmen, was unsere Grundsätze fordern. Sie sagen, Sie lieben Hormayr, ich habe mich geirrt, verzeihen Sie, wenn das Interesse, welches ich für Sie — ja, welches ich für Sie empfinde, mich zu weit führte, ich wollte Sie nicht verletzen, ich wollte — ich träumte — wie schön es wäre, wenn in dieser Form eines Engels auch die Seele eines Engels wohnte, verzeihen Sie, es war immer mein Fehler vielleicht im Leben, daß ich zu streng dachte, ich kann nicht anders, ich finde meine Ruhe nur in meinen Grundsätzen; noch einmal, ich irrte mich, wir verstehen uns nicht, wir werden uns nie verstehen lernen.

Der Baron stand auf und nahm seinen Hut, um zu gehen. Lina blieb unbeweglich. Ihre Brust wogte auf vor bisher unbekannten freudig schmerzlichen Gefühlen, sie wagte es nicht, aufzublicken — den Abschiedsgruß der Höflichkeit zu erwiedern, Timotheus aber wiederholte:

— Leben Sie wohl — verzeihen Sie mir!

Jetzt erst warf Lina einen schüchternen, bittenden Blick auf ihn und sah, wie er bis in die Lippen, die sonst so frischen, erbleichte.

— Mein Gott, was ist Ihnen? sagte sie mit so wahrer und lebhafter Bekümmerniß, daß ihr ganzes Herz in diesen Worten lag. Timotheus vermochte nicht zu antworten. Aber er ließ es geschehen, daß ihn Lina wieder zu sich zog. Eine lebhafte Röthe übergoß Lina's von Freude strahlendes Antlitz.

— O fahren Sie fort, Herr Baron, mich auszuschelten! Ich fühle wohl, daß ich es verdiene! Ich liebe Ihren Zorn mehr, als Ihre Höflichkeit. Bleiben Sie. Wenn ich auch kein Engel bin, so glauben Sie nur, ist doch nicht Alles schlecht an mir, aber wer kann hoffen, Sie zufrieden zu stellen; Sie sind zu streng gegen das schwache Herz eines Weibes. Wenn es aber einen Mann giebt, der mich bessern kann, so sind Sie es.

— Wir haben uns von dem entfernt, entgegnete der Baron sich sammelnd, was ich Ihnen eigentlich sagen wollte. Sie haben gesehen, daß Sie mir nicht so gleichgültig sind, wie Sie glauben, ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem Schicksale, ich spiele die Rolle eines wahren Freundes, sie ist selten dankbar. Alles, was ich Ihnen sage, muß Ihnen wie eine Bußpredigt erscheinen. Am Ende bin ich nicht berufen, Ihren Sittenprediger zu machen. Betrachten Sie Alles, was ich sagte, von dem Gesichtspunkte meiner patriotischen Denkungsart. Ich will Tyrol nicht aufopfern lassen. Ich bin gekommen, Sie um Beistand zu bitten. Ich hatte Unrecht, zu offen zu sprechen. Sie lieben Hormayr, ich bin sein wahrer Freund, ich wollte Sie trennen, weil ich sehe, Sie Beide machen sich gegenseitig früher oder später unglücklich, es ist wahr, ich kam mit diesem Vorsatz, ich wiederhole, es war unrecht von mir, Ihren Vormund zu machen, verzeihen Sie mir, erlauben Sie mir aber, als ein Supplikant vor Ihnen zu erscheinen; Sie lieben die unbedingten Huldigungen, wie Sie mir oft sagten, wohlan, sehen Sie mich auf meinen Knieen vor Ihnen liegen und um Gnade bitten für mein Vaterland!

Damit warf sich der Baron zu Lina's Füßen und seine feuchten Augen sagten ihr, daß ein edles Herz sein Vaterland mehr liebt, als alle Wonnen der Sinnlichkeitsromantik, seine

Geberden sprachen einen so rührenden Kummer aus, daß Lina sich tief davon ergriffen fühlte. Sie fühlte eine große Beschämung in dieser Huldigung des Barons, sie gerieth in die größte Verwirrung, den Mann, den sie vor allen Sterblichen hochachtete, vor ihr auf den Knieen zu sehen.

— Wollen Sie mich durch Schande tödten, sagte sie mit Heftigkeit, ihr Gesicht verhüllend. Sie auf den Knieen vor mir, Sie, der zu befehlen hat über mich, die — Ihnen ja gern gehorchen wird! Sie sagen, ich soll Tyrol retten, mein Gott, wie können Sie glauben, daß ich es verderben will! O mein Herr, welche Begriffe haben Sie von meinem Herzen, daß Sie von mir Gnade für Tyrol erbitten! Ich will nichts von diesem gleißnerischen Glück, wenn es mit den Leiden und dem Blute von Tausenden Unschuldiger erkauft werden soll. Fordern Sie, befehlen Sie, rathen Sie, was kann ich thun für Ihr Vaterland!

— Fliehen! rief Timotheus aufspringend, fliehen mit ihrem Geliebten, der, in einem unseligen Wahn befangen, sein Vaterland zu Grunde richtet, fliehen mit dem Intendanten von Tyrol, der die verwegenen Gedanken seines persönlichen Ehrgeizes mit den Interessen des Vaterlandes verwechselt, fliehen mit dem Verführer, Verderber und Henker eines Volkes, das er zu sehr liebt und dennoch unglücklich macht, das er befreien will und in Ketten legt, in Ketten, die es lange wird tragen müssen, in die Ketten des Vorurtheils.

— Mein Verstand ist schwach, entgegnete Lina langsam und nachdenklich, ein unklares Gefühl sagte mir längst, daß der Baron Hormayr nicht die rechten Mittel wählt, sein Vaterland glücklich zu machen, aber sein Herz ist gut, geben Sie mir eine nähere Erklärung Ihrer Ansichten und — ich bin bereit, Ihrem Rath zu folgen.

— Es ist einfach, entgegnete Timotheus, in lebhafter Aufregung auf- und niederschreitend. Die Tyroler, meine Brüder und Landsleute, was hat er aus ihnen gemacht? Vor wenig Jahren galt ein Mord in diesen Bergen für etwas Ungeheures, man hat Greise gesehen, die ihr Gewissen antrieb, nach fünfzig Jahren eine Gewaltthat der Jugend zu büßen, die Tyroler kannten keinen Haß, als den gegen das Laster! Und heute, welche Scheusale hat der Volkskrieg aus diesen Menschen gemacht, der Mord hat für sie nichts Schreckliches, ja, seit man von den Kanzeln herab ihn predigt, sind die lammfrommen Herzen mit Tiegerwuth erfüllt worden! Die schrecklichen Grausamkeiten der bayrischen Truppen sind nur die Frucht der Saat, die Hormayr gesäet hat. Er sagt, es geschehe für die Treue, für den Kaiser. Ich kann nicht zugeben, daß es erlaubt ist, deshalb zum Scheusal zu werden; doch abgesehen davon, was kann es dem Kaiser nützen, wenn 300,000 Hirten sich für ihn aufopfern? Das Schicksal des österreichischen Staates wird nicht in den Bergen Tyrols, sondern auf dem Marchfelde in offener Schlacht entschieden werden. Wie die Würfel dort fallen, so muß das Loos der österreichischen Fürsten sein. Zudem, diese österreichische Familie, diese an Frömmigkeit gewöhnten Fürsten, wann haben sie je die Religion des Meuchelmords zu der ihrigen gemacht? Hormayr handelt ohne Auftrag, für sich, er glaubt sich Dank zu verdienen, der Kaiser kann ihn, wie die Sache auch ausfallen möge, nur mit Ungnade belohnen. Siegt Napoleon, so muß Tyrol sich unterwerfen, siegt der Kaiser, wie soll er sich an einer Provinz erfeuen, die man gelehrt hat, allen göttlichen Gesetzen Hohn zu sprechen? Sie allein haben Gewalt über diesen eigensinnigen und leichtsinnigen Charakter. Ein ungemessener Ehrgeiz reißt ihn fort. Sie sagen, er liebt Sie, Sie lieben ihn — wohlan so retten Sie ihn. Seine Ende läßt sich mit Bestimmtheit voraussehen. Siegen die Franzosen, so wird er und sein Werkzeug, dieser edle, beschränkte Hofer, des blutigen Todes sterben, siegt der Kaiser, so wird Hormayr ruhmlos beseitigt werden. Handeln Sie nach Ihrem Herzen; noch einmal, wenn Sie Hormayr lieben, so fliehen Sie mit ihm aus einem Lande, welches bald nur noch Flüche für ihn haben wird. Der gesunde Verstand wird diesem Volke sagen, daß Hormayr es betrogen hat, daß es

nicht sich, sondern seinem Ergeiz gedient hat. Es wird sich an ihm rächen.

Diese Worte, mit allem Feuer der Ueberzeugung gesprochen, verfehlten ihren beabsichtigten Eindruck nicht. Das junge, leichtsinnige Weib hatte so viel kalte Ueberlegung, um die Wahrheit dieser Vorstellungen sofort zu begreifen.

— Das Alles, entgegnete sie, habe ich mir schon oft gesagt, Sie haben Recht! Er ist verblendet. O, ich sehe wohl, was für ein Unterschied zwischen ihm und Ihnen ist. Aber er ist halsstarrig, er wird mir nicht folgen.

— Er wird Ihnen folgen! entgegnete Timotheus, ich kenne ihn. Er hat nicht den Muth und die Begeisterung Andreas Hofers. Er ist eifersüchtig auf ihn. Wenn Sie diese Eifersucht zu benutzen verstehen, so ist Alles gewonnen. Denn obwohl Hormayr Andreas Hofer alle Gefahr überlassen hat, will er doch den Ruhm für sich allein haben. Die Eitelkeit und Selbstüberschätzung ist die Triebfeder seiner Handlungen. Er will nur sein Glück machen; er wird der Erste sein, der am Triumphwagen Napoleons zieht. Stellen Sie ihm vor, daß er sich nicht zu sehr kompromittiren darf. Erschüttern Sie seine Siegeszuversicht, machen Sie ihn bange vor dem Erfolg, dann, ich bürge dafür, wird er davon abstehen, die Sache auf's Aeußerste zu treiben. Er beruft sich auf den Erzherzog Johann, ich kenne den Prinzen, er ist voll heiligen Feuers, aber er ist der Letzte, der jene blinde Begeisterung liebt, welche die Tyroler solchen Gefahren Preis giebt.

— Ich werde sehen, was ich thun kann, entgegnete Lina traurig, ich werde jenes Feuer des Ehrgeizes zu erlöschen, ich werde Hormayr in sein Nichts zurückzuschleudern trachten, ich werde mich des einzigen Freundes, den ich habe, berauben, ich selbst werde wieder sein, was ich war — nur —

Sie konnte nicht weiter sprechen; Thränen erstickten ihre Stimme.

— Er wird aufhören mich zu lieben, fuhr sie dann schluchzend fort, er wird mich verachten, ich werde Niemand mehr haben auf der weiten Erde, der mich liebt, gestehen Sie, Herr Baron, das Opfer, das ich Ihnen, Ihrem Vaterlande bringen soll, ist kein geringes, ich fühle tief, daß Sie als ein Ehrenmann handeln, indem Sie es von mir fordern; ich wünsche nichts, als daß Sie erkennen mögen, dieses Opfer sei so groß, daß ich kein größeres Ihnen zu bringen wüßte.

Timotheus seufzte tief auf, eine schwere Last fiel von seinem bekümmerten Herzen, er ergriff die Hand Lina's und sagte:

— Haben Sie Dank für Ihre Bereitwilligkeit, beruhigen Sie sich über die Folgen Ihres Entschlusses, ich habe Ihre Lage wohl erwogen und ich würde nicht wagen, mit solchen Forderungen vor Sie zu treten, könnte ich Ihnen keinerlei Ersatz darbieten. Ich besitze ein kleines Haus in der Residenz, sein Ertrag wird zureichen, Ihre Bedürfnisse zu decken, Sie werden frei und unabhängig und nicht darauf angewiesen sein, von der verächtlichen Gunst von Männern das Gnadenbrod zu essen, welche die schönsten Vorzüge, die Ihnen die Natur gegeben, für ihre Ränke ausbeuten. Dieses Papier enthält eine rechtskräftige Cession meiner Besitzung, nehmen Sie es und betrachten Sie es nur als ein schwaches Merkmal der großen Theilnahme, welche ich für Ihr Schicksal in mir trage, wollte Gott, ich könnte Ihnen stärkere Beweise davon geben.

Lina bedeckte sich die Augen mit ihren Händen und antwortete nicht. Sie stieß das Papier von sich und fing heftig zu weinen an. Nachdem sie sich erholt hatte, sagte sie:

— Sie haben Recht, wir verstehen uns nicht! Wir werden uns nie verstehen. Das Opfer, was ich meine, ist ein anderes. Sie trauen es mir nicht zu. Ihre Großmuth selbst sagt mir, wie groß dieses Opfer ist. Der Baron Hormayr ist der einzige Mensch, der mich nicht verachtet. Er findet einen Werth in mir, den die Welt nicht zu taxiren vermag. Das ist es, was mich bekümmert! Alles, was mir seine Großmuth giebt, kann ich entbehren. Ich sehne mich darnach, in einer bescheidenen Dachkammer in Wien für mich und meine arme

Mutter zu arbeiten. Der Reichthum, den mir Hormayr gewährt, hat mich nicht an ihn gefesselt. Ich weiß und wußte wohl, daß er nicht von Bestand sein kann. Was mich an sein Schicksal gebunden, ist, daß er Alles von mir weiß, was ich je aus Leichtsinn und Liebe gethan habe, und mich darum nicht verachtet. Er ist, sagen Sie, was Sie wollen, ein guter, ein edler Mensch. Er beurtheilt mich menschlich. Ich soll undankbar an ihn handeln, ich soll einen Freund zurückstoßen, der allein Mitleid mit der Schwäche eines jungen Weibes hatte. Was kann Ihre strenge Moral, Herr Baron, mir darbieten, das mich für den Verlust eines solchen Freundes schadlos hielte, Sie sagen, ich soll nicht in das Kloster gehen. Wo anders als dort — und bei dem lieben Gott kann ich den Trost finden, dessen meine Seele bedarf?

— Sie würden Recht haben, meine Freundin, erwiederte Timotheus kalt, wenn Ihr Freund nur die Theilnahme eines Freundes für Sie hätte. Aber täuschen Sie sich nicht! Er ist am wenigsten unter allen Sterblichen frei von den Vorurtheilen unseres Gewohnheitslebens. Er achtet Sie nicht, er liebt Sie nur, er liebt Sie, wie alle Männer seines Gleichen ein Weib lieben, so lange sie schön und jung ist. Das, was Sie also an ihn fesselt, ist nichts, als eine Selbsttäuschung. Lassen Sie es auf eine Probe ankommen. Sobald Hormayr entweder sein Ziel erreicht, oder die Ueberzeugung gewonnen hat, daß er es nicht erreichen kann, wird er Sie verlassen.

— Er wird es nicht, wenn ich nicht seine Pläne durchkreuze.

— Er wird es, gerade dann am Sichersten, wenn er sein Ziel erreicht. Ich sehe, Sie befinden sich in einer grausamen Verblendung. Noch einmal, Sie lieben diesen Mann nicht, er liebt Sie nicht. Und ich behaupte dies nur, weil ich es beweisen kann. Wissen Sie, was Liebe ist? Ich zweifle! Liebe verdirbt nicht, was sie liebt, Liebe könnte es nicht ertragen, Sie zur lebenslänglichen Entbehrung zu verurtheilen; Liebe bemeistert selbst die Sinnlichkeit, Liebe will, was sie liebt, rein und frei. Legen Sie Ihre Hand an's Herz und fragen Sie sich, ob Hormayr wünscht, daß Sie rein und frei seien? Doch sehen Sie — wer belauscht uns dort im Gebüsche, der Zufall kommt mir zur Hilfe. Sehen Sie, theure Lina, Freundin, sehen Sie, es ist Hormayr. Verhalten Sie sich ganz still. Thun Sie, als ob Sie nichts bemerkten.

Er umfaßte sie dabei, um sie zu hindern, eine auffallende Bewegung zu machen und flüsterte:

— Er beobachtet uns. O ich kenne ihn! Gestatten Sie mir jetzt, was Sie mir vor Kurzem gestatten wollten — eine Umarmung, einen Kuß — so — jetzt sehen Sie, was Ihr Freund beginnt — sehen Sie, wie er sich davon schleicht, um Sie nicht zu stören — und Sie behaupten, daß dieser Mann Sie liebt?

Lina fühlte sich vernichtet. Sie erinnerte sich an das, was ihr Hormayr gesagt hatte. Sie erwiederte die Umarmung des Barons mit Feuer und sagte:

— Wohlan, wenn Sie mich lieben, ich liebe ihn nicht mehr!

— Und genügt es Dir denn, wenn ich dich liebe, wie Hormayr dich liebt, wer könnte Dir widerstehen? Bist du nicht schön, wie eine griechische Göttin? Ja, ich liebe Dich, aber mehr als Hormayr; ich will Dich mit Niemand theilen, gehe hin und thue, was ich Dir gerathen und — in Wien sehen wir uns wieder! Wenn dieses Land wieder den Frieden erhalten hat, wenn ich Dich frei weiß von jeder Verbindung mit Hormayr, wenn Du wieder bist, was Du warst — dann sehen wir uns wieder!

Damit riß sich Timotheus aus ihren Armen los und eilte fort, um Lina sich selbst zu überlassen.

Ungewiß, ob sie wache oder träume, wollte sie dem Baron nacheilen, ihn zurückrufen, aber ein der Schaam verwandtes Gefühl hielt sie an die Stelle gebannt. Sie wagte es nicht für wahr zu halten, was sie gehört hatte. Welche Zukunft lag vor ihr, welche Hoffnung

des Glücks! Und doch fühlte sie sich zu schwach, um es zu verdienen. Die neben ihr liegende Urkunde zerstreute alle ihre Zweifel. Timotheus erschien ihr als ein höheres Wesen. Welcher Unterschied zwischen ihm und Hormayr. Er, der sie opferte und mißbrauchte für seinen Ehrzeig, Timotheus, der aus Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Menschheit sich selbst zum Opfer brachte. Er, dem die reichsten und vornehmsten Erbinnen sich ergeben haben würden, er gab ihr eine Verheißung, die ihre kühnsten Gedanken übertraf. Sie fühlte sich unwürdig dieses Opfers, sie wagte nicht, die Gedanken auszudenken, die ihr erlaubt worden waren. Ueberdieß, welche Aufgabe für sie. Die Schlingen alle zu zerreißen, welche ihr Freund um sie geschlungen hatte. In diesem wilden Brande der Leidenschaften die Gemüther friedlich zu stimmen. Zwar lagen die Häupter des Aufstandes zu ihren Füßen, aber nur um aus ihr eine Kreatur der politischen Intrigue zu machen. Sie eilte in höchster Aufregung durch die Blumengänge ihres Gartens. Das Leben hatte für sie eine neue Weihe erhalten, die Greuel des Krieges erfüllten sie mit Ekel. Aber wie sich ihnen entziehen, wie die Argusaugen täuschen, mit denen man sie umstellt hatte, wie Hormayr bewegen, seinem Ruhm, seinem Glück zu entsagen. Mit diesen Gedanken beschäftigt, fand sie der Freiherr von Hormayr noch am Mittag in einer Laube ihres Gartens, aufgelöst in Thränen des Entzückens und der Beängstigung. Erstaunt sah der Freund die Spuren ihrer inneren Bewegung. Er warf unmuthig seinen Hut auf den Tisch und sagte:

— Was ist das? Hat dieser Trotzkopf Dich beleidigt? Ich will seinen Eigensinn brechen, beim Himmel, ich will es. Er stellt meine Geduld auf harte Proben. Ueberall ist er mir im Wege. Seine Schuld ist es nicht, wenn das heilige Feuer, dessen Entzündung mir so viel Mühe verursacht, nicht schon längst erloschen ist. Ich habe gute Lust, ihn als Verräther zu behandeln. Sprich, was ist vorgefallen?

— Es ist nichts, beschwichtigte Lina, Du irrst, Deine Wünsche gehen in Erfüllung, er ist verliebt, was willst Du mehr?

— Also doch! sagte der Freiherr froh aufathmend, dann laß Dich umarmen, dann ist Alles gewonnen.

— Alles gewonnen? entgegnete Lina, sind die schrecklichen Greuel, welche die fremden Truppen verübt haben, ein Gewinn für Dich?

— In gewisser Beziehung ja, denn sie steigern die Wuth des Volkes aufs Höchste. Höre Lina, Alles geht vortrefflich, das ganze Volk steht auf, Weiber, Greise und Kinder bewaffnen sich, in wenig Tagen sind diese Truppen völlig vernichtet. Schon ziehen sich die Bayern zurück. Andreas Hofer schlägt den Feind überall. Oder siehst Du nicht, daß ich vor Dir stehe? Auch Vorarlberg erhebt sich. Die Wegführung des Papstes aus Rom hat alle Klöster revoltirt. Es stellen sich Priester an die Spitze. Ehe zwei Wochen vergehen, zieht Hofer in Insbruck als Sieger ein. Mag die halbe Welt zu Grunde gehen, meine Felsenburg Tyrol steht fest. Haben wir nur diesen Starrkopf Timotheus für uns, so müssen wir siegen — er allein hemmt unsere Unternehmung durch seine ewigen Zweifel.

— Du glaubst also, daß die Tyroler siegen werden? fragte Lina verlegen und betroffen.

— Sie werden siegen! rief Hormayr laut und mit Begeisterung, denn ich führe sie zum Siege!

In diesem Augenblicke hörte man ein gellendes Zischen, gleich darauf einen Büchsenschuß — eine Kugel hatte in die Vergitterung des Laubes eingeschlagen und sie zerschmettert, die halbe Laube stürzte mit ihrem gebrechlichen Bau von schwachen Holzstäben über Hormayr zusammen. Aus der Ferne aber erscholl eine kräftige Männerstimme:

— Schurke — das Mal hab ich Dich g'fahlt, aber ich treff Dich schon noch a Mal!

— Das war eine Tyrolerkugel! sagte Hormayr erbleichend mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes und Schreckens, die erste Abzahlung vom Danke meines Vaterlandes?

Neben dem Landhaus erhob sich ein hoher

Felsen, auf dessen Spitze man einen Tyroler sah, wie er drohend seine Büchse gegen Hormayr erhob:

— Spitzbua, miserabliger! wiederholte er, für das Mal adio — aber das sag' i Dir, wann Du mir noch a Mal in die Schußweiten kommst, sollst meine Kugel im Magen haben, Du Unheilstifter, das Land Tyrol soll von Dir befreit werden.

Es währte lange, ehe sich Hormayr und seine Geliebte von dem Schrecken erholt hatten.

— Mein Gott! jammerte Lina, wie soll das noch enden; Hormayr, Hormayr Du siehst, wie Dich die Tyroler lieben, Du wirst Dich und mich unglücklich machen. Auch ich bin ein sehr bedauernswürdiges Geschöpf, aber wenn mich nicht Alles trügt, so bist Du es noch mehr wie ich.

— Es ist übrigens seltsam, entgegnete Hormayr, ohne ihr zu widersprechen, dieser Mensch hätte es viel einfacher gehabt, er hätte mich an die Bayern verrathen können, die hier in der Nähe eine Wachtstube haben, ich darf mich nicht sehen lassen hier, nur die Sehnsucht nach Dir verleitete mich zu dem Wagniß, dieser Mensch muß einen sehr eigenthümlichen Charakter haben, das ist die echte Tyroler Natur, rachsüchtig, aber unfähig eines Verrathes.

— Du machst Dir da eine sonderbare Auslegung, dieser Mann hat wohl eben so viel Ursache, die Bayern zu meiden, wie Du!

— Du hast Recht, ja, ich bin ein Thor, ich sehe, man wird mir mit Undank lohnen, wenn die Sachen schlecht gehen; aber das ist der Welt Lauf, nur den Sieger erwarten die Lorbeeren.

Er versuchte hierauf zu scherzen, aber es herrschte ein Mißton in seinen Späßen und seine Siegeszuversicht war gebrochen. Lina besaß Verstand und Geistesgegenwart genug, diese Stimmung zu benutzen. Sie stellte ihm mit einfachen, natürlichen Worten alle Folgen seiner Unternehmung vor Augen. Er schloß sie in seine Arme und entgegnete:

— Aufrichtig gesagt, ich fürchte selbst, daß es draußen an der Donau schlimm werden wird. Ich muß in der That daran denken, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Ich muß fort, zu Andreas Hofer. Was auch geschehen mag, halte Dich bereit zur Reise. Ich werde einen Expressen nach Wien schicken, fast alle Kundschafter bleiben aus. Sind die Sachen schon zu weit gediehen, so will ich keine zweite Kugel abwarten.

Damit nahm er zerstreut und bange für seine Sicherheit Abschied und versprach Lina, bei der ersten Wendung der Dinge mit ihr die Flucht zu ergreifen. Lina begleitete ihn ängstlich zu dem geheimen Ausgang, der durch eine Grotte in die Wolfsschlucht führte.

Als sie erschöpft von diesen Aufregungen in die Villa zurückkehrte, fand sie dieselbe von französischen Soldaten wimmelnd, welche den Baron Hormayr suchten, der inzwischen eine sichere Zuflucht in der Klause des Eremiten gefunden hatte.

Die Martinswand.

Es war in der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten Juli, als auf der Straße von Insbruck nach Brixen ein rüstiges Tyroler Weib mit einem Schubkarren an der Martinswand vorbei fuhr. Sie schien eben keine große Eile zu haben, auch war die Last ihres Schubkarrens offenbar keine kostbare, denn sie rastete alle Augenblick und warf von dem Karren ein Bündel nach dem anderen auf die Straße, um sich die Bürde zu erleichtern. Dann setzte sie sich an die Felsenwand hin, nahm einen kleinen Nasendämpfer und stopfte sich gemüthlich ein Pfeifchen.

— Es hat Narr'n geregnet, murmelte sie dabei vor sich hin, erschießen soll man sich lassen, bleiben lassen soll'n wir's, pfiad die Gott, Krieg und Ruhm, ich bleib' bei meiner Kraxen und nähre mich — redlich oder unredlich, was liegt dran. Wie die zwölf Kerls vor mir 'standen haben mit ihre Büchsen und ich glaubt hab', die Engel im Himmel singen zu hören, da ist mir das Licht aufgegangen! Es is Allens nix,

Bayer, Franzos oder Tyroler. Der hat a blaues, und jener a grünes Gewandl an; was liegt d'ran! Hol' mich der Fuchs, wenn ich mich dafür todtschießen laß! Soll ich schon sterben, bin noch so jung, so jung! Heißa, tralla, morgen rafens wieder, daß die Fetzen davon fliegen. Ich will an Mal schauen, ob ich wo dreinwischen kann!

— Was murmelt denn da unten! sagte Jokel, der oben auf der Martinswand mit unterschlagenen Beinen im Kostüm eines alten Bauernweibes saß und ebenfalls sein Pfeifchen rauchte. Der Kerl singt, das muß kan Soldat sein, denn denen ist das Singen vergangen. Ob ich ihn anruf? Bis morgen fruh kann ich gut da hocken, wann mir Niemst hilft. Mir scheint, dem lustigen Burschen kann ich mich wohl anvertrauen. Bei der Finsterniß schad'ts g'rad nix, wann auch der Kittel sich aufischiebt.

— Ist mir doch, als hörte ich was wischpern! sagte jetzt Toni. Es wird doch kan Her' oder so etwas sein? Seit der Nacht, wo mich an Irrlicht zu die Franzosen geführt hat, bin i in der Nacht a Bisl kopfschief wor'n. Da is ja die Martinswand! Potz Kreiz! Das wird doch nicht der Koaser Marl san, der da oben sitzt, wie die Katz' auf'n Eilfer-Faßl.

— Wann ich recht seh', fuhr Jokel in seinem Selbstgespräch fort, so is das a Kraxen und a Mensch aus'm Innthal. Richtig, sie hat ja die spitzige Hauben auf. Aber Vorsicht, Vorsicht! Der Teufi hat mannix Mal sein Spiel. Ich wag's und stell' mich an, als ob ich a Schildwach wär'.

— Ki fif! rief er, daß das Echo von allen Bergen wiederhallte.

— O Du Himmel Schlagermenter! schrie Toni, indem er die Tragbänder seines Karrens zu Boden warf. Da hat der Deixel richtig wieder a franzö'sche Schildwach!

Und zu Jokel gewendet rief er mit verstellter Weiberstimme:

— Gut Freund! Gut Freund, Herr Soldat! Ich wünsch' schön guten Abend. Ich bin nur an armes Bauernmadl, die Kuhfutter daham schleppt. Laßts mi gehen!

— Ah, ist es um die Zeit, meinte Jokel. No, waßt was, ich bin auch nix, als an altes Bauernweib. Ich hab' mich da verteufelt verkraxelt. Hilf mir abi, es soll mir auf an'n Sechsbatzer nicht ankommen; ich hab' ein paar Groschen schwabisch Geld bei mir. Waß der Teufi, wie mir das passirt is; ich geh' da ins Holz und denk an dies und an das — auf an Mal rutsch ich aus und sitz da wie angenagelt auf der Martinswand. Hast denn kan Feuerzeug zum Licht machen? Und kannst mir net a Leiter und a Seil verschaff'n? 'S is nicht gar so hoch aufi, denn ich hab' mich schon an hübsches Stückl herabg'wurlt; aber jetzt komm' ich immer weiter aufi und nicht abi.

— Kurios! meinte Toni. Das geht nit mit rechten Dingen zu. Zuerst ruft er mich an mit einer Bärenstimme, und jetzt antwort' er wie an altes Muderl von vierzig Jahren. Aber in der Persil sitzt er, das muß wahr sein.

— No, was besinnst Dich denn? fuhr Jokel fort. Haltst mich etwan für an verkladten Franzosen?

— Ei was, Franzos oder Tyroler, sagte Toni, das ist mir egal, aber wissen möcht' ich's gern. Was hast Du denn da oben zu thun g'habt? Das ist kan Ort zum Holz stehlen. Wann Du eine ehrliche Diebin bist, so ist mir's schon recht, aber Franzos oder Tyroler oder Bayer?

— Und was bist denn Du? Deine Stimm' kommt mir nicht vor, wie die von an Frauenzimmer. Die Bayern sind doch auch brave Leit. Was meinst denn?

— Wie man's nimmt; antwortete Toni, ich hab' schon Etliche g'kennt, die waren nicht zu verachten.

— Aber mit wem haltst Du's denn?

— Mit dem, der mich zahlt, Hascherl!

— Schau, schau, ganz meine Religion. Nur mit dem Schiedunter, daß ich's auch mit dem nit halt, der mich zahlt.

— Das ist eine rare Bekanntschaft, sagte Toni für sich.

— Mir scheint, wir fürchten uns vor einander, fuhr Jokel forschend fort. Waßt was

bist denn Du auch an guter Mensch, dem man vertrauen kann?

— Das will ich meinen!

— So so, na, pfiad Gott, da bleib' ich auf mein Felsen.

— Wie so denn?

— Das will ich Dir verrathen; 's wär' mir lieber, wann Du kan guter Mensch wärst.

— Ich hätt' auch nix dawider, wann Du an rechter Spitzbub wärst.

— No, schau, schau, ich man', wir können z'sam. Sag' mir nur Eins, was ist Dir lieber, wann die Kaiserlichen oder wann die Franzosen da bleiben?

— Meinetwegen können sie alle Zwa bleiben, wo der Pfeffer wart.

— Da bist Du aber ein Haupt-Spitzbub.

— Kann mir net helfen.

— Waßt was, trinken wir Brüderschaft!

— Sieh, sieh, hätt' ich doch nicht g'glaubt. so spat noch a so kreizbrave Frau zu begegnen. Es wird mir a große Ehr san, Frau Gevatterin. Was trinkst denn lieber, Schlipowitze. oder Kerschwasser.

— Kerschenwasser, Kerschenwasser! sagte Jokel. Ich spür's schon, daß Du an ganzer Kerl bist!

— Kikeriki! rief Toni in die Nacht hinaus,

— Da bin i! antwortete Jokel. Potz Kreiz, kommst Du aus der Wolfsschlucht?

— No freilich, Tschapel, aber ich bin erst Anfänger.

— So laß mi abi, laß mi abi, Herz mein Herzerl. Du scheinst mir an ganz respektirlicher Spitzbub zu sein.

— O, das ist zu viel Ehr, aber ich will mich bestreben. No, da is das Seil, fang — hopsa — noch ein Mal.

— O, wann i nur an Schluck Kerschenwasser hätt'. I seh' nix in der Finsterniß.

— Ja, wanns Du nicht aufpaßt, kannst net abi; allo, fang, fliegst die Kürbisflaschen, sie ist voll Kerschenwasser. Kurasch, knüpf' an, aber an an Baumstummel, und komm' abi!

Jetzt ergriff Toni einen Stein, band ihn an das Ende des Seils und warf es noch einmal in die Höhe. Glücklicherweise traf er an die Stelle, wo Jokel saß, so genau, daß dieser das Seil erfassen konnte. Er befestigte es nun an einen Fichtenstumpf und war in einer Sekunde am Boden.

Lachend begrüßten sich die beiden Nachtvögel.

— Aber wie haben sie denn Dich angezogen?

— Herr Jemine, Du schau'st ja aus, wie die Schuriwuri.

— Kerschenwasser, Kerschenwasser! drängte Jokel.

— Da ist's, genug für uns Beide.

— Heißa, no, grüß Gott, wie heißt Du denn?

— Hiob! entgegnete Toni.

— I Du Teufelskerl, Du bist also der Toni! Also bist auch Du g'scheid wor'n? Gotts Kreiz, Brandraketen! Was fallt Dir denn ein, Menschen zu braten, wie Hasen? Ich gratulire zu Deiner schnellen Bekehrung. Sag' mir, wie viel Menschen hast Du denn schon erschlagen?

— Meinst Du in meiner Unschuld?

— O, das weiß ich, ich mein', seitdem Du Hiob getauft bist?

— Es ist beim guten Willen bisher geblieben.

— Sixtes, sixtes! sagte Jokel. No, ich hoffe, Du wirst an braver Kamerad sein und uns Ehr machen. Und daß Du's weißt, ich bin der Spiegelberger aus der Wolfsschlucht, im ganzen Landl weit und breit bekannt. Der Klausner nennt mich seine rechte Hand.

— Gut, daß wir z'samtreffen! entgegnete Toni lachend. Ich hätt' da einen guten Gedanken, der ist Geld werth. Morgen giebt's eine große Remisuri; der Hofer liefert den Franzosen eine große Schlacht. 'S sollen die Fetzen davon fliegen, hat er g'sagt. Da könnten wir ja auch einen Fetzen kriegen. Saperment, sie werden alle die Köpfe verlieren, die großen Helden! Was meinst Du, die Kriegskasse, das wär' an Fressen!

— Oho, Du giebst es gar zu hoch! Was

meinst denn für eine, die der Franzosen oder die vom Anderl?

— Es wär' mir just alles Eins. Aber die vom Hofer ist leichter zu haben.

— Meinst Du?

— Aber wann Dir die bayrische lieber ist, mir gilt's gleich!

— In welcher ist denn mehr?

— Ich glaub', in der bayrischen.

— Aber wie wolltst Du denn das anstellen?

— Nix leichter, als das. Wir verkleiden uns als Bayern. Der Klausner hat ein hübsches Nagl von bayrische Uniformen, aber er halt's mehr mit den Franzosen.

— O, was das Geld betrifft, ist er nicht so hakelich.

— Waßt Du was, wir gehen zu ihm.

Damit trollten die beiden Nachtvögel gegen Insbruck und bogen dann seitwärts einen Fußweg ein, der zur Wolfsschlucht führte. Sie fanden bereits zahlreiche Gesellschaft vor. Es wurde Kriegsrath über die Geschäfte des kommenden Tages gehalten. Die eingelaufenen Berichte waren fürchterlich; der Klausner befand sich in der größten Aufregung. Die Greuel, welche die Bayern verübt hatten, durchkreuzten alle seine Pläne. Seit Brivilliers Tode fehlte es an Geld unter der Bande; Hormayr hegte Argwohn und Andreas Hofer hatte die Wolfsschlucht schon einige Male durchsuchen lassen; die hier sich versammelnden Strolche waren ein Wild, welches von allen Parteien gehetzt wurde. Als die Versammlung vollzählig befunden wurde, redete er sie an:

— Uns ist es gleichgültig, welche von beiden Parteien die andere schlägt. Wir haben nur ein Ziel, dem Kriege ein baldiges Ende zu machen. Viele unserer bravsten Kameraden sind im Kampfe gegen beide Parteien umgekommen. Wir wollen keine Rache nehmen, wir wollen nur darnach streben, ihnen die Mittel zum Kriege zu nehmen. So wie ich höre, hat Andreas Hofer viel Geld bekommen. Ein Theil davon liegt in der Hauptkriegskasse, ein größerer ist auf der Mutteralpe versteckt. Unser Kamerad Hiob kennt den Ort. Er ist zwar stark bewacht, aber ich hoffe, die Verwirrung der Schlacht wird uns eine Gelegenheit geben, uns des Geldes zu bemächtigen. Unser brave Kamerad Hiob besitzt die meiste List und Verschlagenheit unter uns. Ich übertrage ihm daher die Oberleitung der Unternehmung. Spiegelberger mag ihm beistehen.

Der Vorschlag fand den ungetheiltesten Beifall. Toni entfaltete nun seinen Plan. Vor Tagesanbruch sollte die Hälfte der Gesellschaft sich, als bayrische Soldaten verkleidet, in einen Hinterhalt legen, während die andere Hälfte in der Kleidung der Tyroler die Hauptaction auszuführen hatte. Man machte, wie zu einem Fastnachtsschwanke, die Toilette zu der gefahrvollen, fast unmöglich scheinenden Expedition. Aber Toni zeigte eine solche Zuversicht, daß selbst Jokel Vertrauen zu der Sache gewann. Die Nacht verstrich unter Zechen und Plaudern. Man hörte Signalschüsse und von den Höhen sah man gegen den Brenner zu zahlreiche Alarmfeuer. Alle Anstalten zur Hauptschlacht waren beiderseits getroffen; die ganze Gegend erwartete die Stunde der Entscheidung in schlafloser Spannung.

Bei Tagesanbruch erdröhnte endlich ein weithinhallender Kanonenschuß. Jetzt brach die Bande auf und marschirte auf verschiedenen Wegen ihrem Ziele zu. Die Mutteralpe lag von dem Schauplatze des Kampfes weit entlegen, im unzugänglichsten Theile des Gebirges. Kein französischer Soldat war hier zu sehen, die feindlichen Generale hatten alle Diversionen ins Innere des Gebirges eingestellt. Nur auf dem Wege vom Brenner bis nach Insbruck, dem Hauptheerweg nach Italien, stellten sich die Truppen zum Schlagen auf. Es galt der Hauptstadt Insbruck. Der Herzog von Danzig stand mit 25,000 Mann den unregelmäßigen Truppen Andreas Hofers, die nur 8000 Mann stark waren, entgegen. In beiden Heeren herrschte die Zuversicht des Sieges; aber selbst Tyroler zweifelten, daß Hofer sich werde gegen eine so überlegende Heeresmacht behaupten können. Man hatte auf dem Wege zur Mutter-

alpe die unwegsamsten Hölzer und steilsten Felsen zu passiren. Man mußte eben so sorgfältig die Vorposten der Feinde wie der Freunde vermeiden. Jokel führte, als bayrischer Sergeant verkleidet, eine Truppe von zwölf Mann an, während Toni mit zwanzig Mann die Hauptsache zu vollbringen übernahm.

Schon raste in den Thälern und auf den Bergstraßen eine fürchterliche Schlacht, als die Wegelagerer ohne Gefährde die Mutteralpe erreichten. In einer hochliegenden, eine weite Rundschau gewährenden Sennhütte lag ein Piket Tyroler, welches durch eine Linie von Vorposten gegen das Innthal hin mit dem Haupt-Korps in Verbindung stand.

Als Toni von Weitem die Sennhütte bemerkte, traf er seine Anordnungen so, daß seine bayrischen Truppen in einen nahen Wald gelegt wurden, wo sie sein Signal zum Aufbruch erwarten mußten. Er selbst ging unbefangen mit seinen zwanzig Mann auf die Sennhütte zu. Jokel hatte sich zum Scheine binden lassen und figurirte als Gefangener, den man eskortirte. Als die Besatzung der Sennhütte, welche aus etwa dreißig Mann bestand, eine Schaar Tyroler herankommen sah, gingen sie ihnen entgegen und begrüßten sie.

— Woher des Weg's, Kameraden?

— Wir sind Rekruten aus dem Puzgau. Wir haben uns diese Nacht auf dem hohen Naplkopf versammelt, um zum Anderl zu stoßen. Auf dem Weg haben wir mit den bayrischen Vorposten raufen müssen und den Gefangenen gemacht. Wir wollen ihn hier in Verwahrsam geben und dann ins Thal ziehen, zu der Hauptschlacht. Wir bitten nur um einen frischen Trunk.

— Den sollt Ihr haben, lautete die Antwort. Aber was sagt Ihr da von bayrischen Vorposten? Hinter der Mutteralm ist weit und breit von uns kein Feind gesehen worden. Es muß ein zersprengtes Korps sein.

— Es sind Marodeurs gewesen, sagte Toni, die vom Heere abgeschnitten sind, aber es war ein mächtiger Haufen. Hätt' sich der Sergeant nicht zu weit vorgewagt auf das steile Geröll, wo ihm Niemst nachfolgen konnte, wir hätten den Fang nicht machen können, und wenn uns nicht unser Bergsteigen geholfen hätte, wir hätten Alle Haar lassen müssen, denn es sind wohl zweihundert Mann, gering gerechnet, die durchs Gebirg' schlankeln und rauben und stehlen, wo sie was finden können.

— Himmel tausend Element! fluchte der Kommandant des Pikets. Und uns laßt man hier im Stich mit dreißig Mann und die Kassen dazu, und, so wie ich seh', ist man so leichtsinnig, alle Vorposten einzuziehen, man kann uns abschneiden vom Hofer. Da kann ich Enk nicht fortlassen; bleibts hier zur Verstärkung der Bedeckung.

— Soll gern geschehen, Herr Kommandant, entgegnete Toni, aber lange können wir uns net verhalten. Wir haben strenge Ordre. Schickens lieber a Paar Mann hinunter ins Thal an den Ober-Kommandanten, um Verstärkung zu fordern.

— Ein Paar Mann? Wo denkst Du hin, Rekrut! Es müßten wenigstens fünfzehn Mann sein in der Zeit, wann nur Einer gewiß hinkommen soll. Ablösen soll man uns, das gehört sich! Sind wir nicht schon drei Tag' und Nacht hier wie angenagelt? Der Teufi soll so eine Kommission holen! Ich will lieber unten mit raufen, als hier den Kettenhund machen.

Jetzt krachte im Thale eine furchtbare Kanonade. Alles lief herbei, um hinab zu sehen von einer Felsenkuppe, die von der Sennhütte etwa hundert Schritte entfernt war. Viele ließen ihre Waffen zurück. Toni aber sagte.

— Herr Kommandant, wir sind durstig, mit Verlaub.

Damit begab er sich mit seiner Schaar in die Sennhütte.

Nach einer Weile kam der Kommandant herbei und rief:

— Gleich gehen zehn Mann hinab zum Herrn Ober-Kommandanten! Ich laß mich empfehlen und um Verstärkung bitten!

Die Sache war, daß es im Thale furchtbar lustig herging. Man sah auf verschiedenen Bergshöhen Flüchtlinge von beiden Heeren.

Die zehn zum Aufbruch beorderten Mann ließen es sich nicht zweimal sagen, von diesem verlorenen Posten, wie sie glaubten, abzuziehen. Der Kommandant säumte nicht, ihnen die größte Eile zu empfehlen, und sie gehorchten in der That so schleunig, als sich ihre Füße bewegen konnten.

Das Schauspiel im Thale fesselte die Tyroler der Art, daß, außer den Gefährten Toni's, Niemand, mit Ausnahme zweier Schildwachen, in der Hütte blieb. Diese ließen sich nun in ein Gespräch mit Toni ein, welches bald eine traurige Wendung nehmen sollte. Denn nach Ablauf einer halben Stunde hielt es Toni an der Zeit, seinen beabsichtigten Streich zu vollführen. Er hatte sich mit seinen Kameraden verabredet, daß sie mit großem Geschrei aus dem Walde hervortreten, aber sich nicht von demselben entfernen sollten, damit man glauben könne, daß eine viel größere Anzahl im Walde verborgen sei. Das Signal bestand in dem landesüblichen Tyroler Jauchzen.

Als Toni annehmen konnte, daß die abgeschickten zehn Mann, welche Verstärkung holen sollten, weit genug entfernt seien, trat er vor die Hütte hinaus und ließ seine kräftige Stimme in einem kunstgerechten Jodeln erschallen. Sogleich erschienen die verkleideten Kameraden und erhoben ein furchtbares Geschrei. In einem Nu warf nun Toni die beiden Schildwachen zu Boden, seine Gefährten ergriffen ihre Waffen und stellten sich an Fenster und Thüren der Art auf, daß Jedermann, der sich der Hütte nahte, in die Mündungen angeschlagener Büchsen gehen mußte. Jetzt gaben die als Bayern verkleideten Tyroler blind Feuer. Die Wachtmannschaft stürzte herbei, um ihre Waffen zu holen, aber sie wurden von dem Zuruf Toni's empfangen:

— Nehmts Fersengeld, Hascherln, wir sind Bayern, dort sind Bayern, wir haben alle Büchsen, machts keine Umständ' und packts Euch. Für die Kasse werden wir schon sorgen; sorgts Ihr für Euer junges Leben!

Diese Worte wurden durch eine neue Salve der Bayern aus dem Walde unterstützt.

— Verrath! schrie der Kommandant. Halts Stand, Tyroler, um Gotteswillen!

Sein Ausruf bewirkte nichts, als ein schallendes Gelächter des verwegenen Burschen Toni, denn die sich wehrlos sehende Mannschaft, welche im Walde noch mehr Truppen vermuthete, war bereits im vollen Lauf. Der Kommandant aber sah sich ergriffen und in die Hütte geschleppt, um mit anzusehen, wie die Tyroler die Kasse schleunigst ausräumten.

Alles dies geschah ohne jede unnütze Gewaltthätigkeit. Niemand wurde verwundet, und die Schildwachen ergaben sich mit ihrem Kommandanten mit solcher Resignation, daß die ganze Scene lustig genug endete.

Jokel, der inzwischen losgebunden worden, gab sich nun ein militairisch-gravitätisches Ansehen und sagte:

— Im Namen des Kaisers Nabolion, unseres gnädigen Herrn, nehme ich Besitz von dieser Kriegskasse der Tyroler Rebellen. Gebt mir Feder und Papier, und ich will Euch eine Quittung darüber ausstellen, daß hundertundfunfzig Soldaten des Kaisers einen von nur zwanzig Mann bewachten Posten überwältigt, ihnen die Kasse abgenommen und sie hierauf großmüthig entlassen haben. Denn wisset, Ihr Banditen, daß der Kaiser Nabolion ein gar großmüthiger Herr und Podendat ist. Er will feurige Kohlen über Eure Häupter sammeln. Wir wollen Euch nur hindern, Euch selbst zu schaden. Darum werdet Ihr uns nicht verargen, daß wir Euch binden und hier liegen lassen, bis Eure Kameraden zurückkommen und Euch befreien. So geschehen den zwölften Juni anno 1809. Signatur: Nabolion der Große, Kaiser der Franzosen.

In diesem Sinne ward nun eiligst ein Certifikat ausgestellt, unterfertigt und mit einem französischen Fünffousstück besiegelt, welches bescheinigte:

„Dreißigtausend bayrische Gulden in Zwanzigern und Kronthalern empfangen und erhalden zu haben bestedigt

Nabolion."

Hierauf wurde ruhig eingesackt und mit

dampfenden Pfeifen unter lautem Jodeln abgezogen.

Jokel aber hielt während des Abzuges an seine in feierliche Stimmung und stille Selbstbetrachtung versunkenen Gefährten folgende erbauliche Ermahnung:

— Ihr seht's, liebe Brüder, wie man sich in Liebe und Güte mit den Menschen vertragen kann. Zu was das Streiten nnd Todtschlagen, zu was das Schelden und Schlagen, zu was das Blutvergießen, das is Allens nur aus die alten barbarischen Zeiten. Sind wir nit wahre Wohlthäter der Menschheit? Mit den dreißigtausend Gulden wär' viel Unheil angericht wor'n. Ich bin heute mit Euch sehr zufrieden, besonders mit Dir, Hiob! So jung und schon so liebreich gegen die Menschen! Es ist noch net lang her, da warst Du auch so ein Mensch, der die Leut' todtschlagt und waß net, warum! Und heute bist schon an veredeltes Geschöpf, von der Art, wie sie in Zukunft sein werden. Wie lang wird's dauern, und Du bist auch ein kleiner Nabolion, der nur Krieg führt, damit die Menschen einander Fried' geben. Es ist ein guter Anfang. Auch der Bonapart hat klein ang'fangt. Nimm Dir ein Beispiel an dem großen Christoph Columbus! Er hat mit a Kupfergroschen ang'fangt und mit einen ganzen Welttheil aufgehört. — Wie schön ist heute der Sommertag! Und drunten rafens, und hat Einer dem Andern nix gethan. Wir erschlagen Niemst, der uns nix thut, wir suchen kan Händel, und Alles, was wir thun, thun wir in Liebe und Güte. Wir schauen zu, wie sie sich den Hals abschneiden und gehen mit sanftem Gemüth unseren Geschäften nach Und der Himmel giebt uns mannigs Mal seinen Segen!

— Juchhe, der Jokel soll leben!

So schrieen die erbauten Zuhörer. Und das Echo ihres Jubels hallte von allen Bergen wieder, während im Thale die Schlacht in wilden Sätzen vom Brenner bis zur Hauptstadt hinstürmte. Verscheucht flohen die Adler gegen das Puzgau zu, die Gemsen flüchteten vor dem ungewohnten Donner der Kanonen bis an die Gletscher, die Singvögel verstummten und die Thäler füllten sich mit dem Rauche des Pulvers. Der Tod hielt eine schreckliche Ernte. Das Heer des Herzogs von Danzig und der vereinigten Bayern wurde aufgerieben.

Der Triumph.

In der Stadt Insbruck herrschte ein unbeschreiblicher Jubel, die Tyroler hatten Wunder der Tapferkeit gethan. Die Schlacht am Brenner war gewonnen, die feindlichen Heere waren zersprengt und aufgerieben; Hofer hatte in der Hauptstadt seinen Einzug gehalten. Es folgten frisch aufeinander Feierlichkeiten aller Art; die Kirchen waren voll des Lobes des Allmächtigen, die Opferstöcke mußten täglich mehrere Male geleert werden, man tafelte, man zechte, man sang und jubilirte, man machte Gedichte und spielte Komödie; überall streute man Blumen den Siegern, auf allen Gesichtern glänzte die Freude.

Ganz Tyrol war binnen achtzehn Tagen befreit worden. Andreas Hofer hatte vom Kaiser Franz eine goldene Gnadenkette erhalten, kurz, das Glück der Tyroler war vollkommen und die allgemeine Fröhlichkeit hätte nichts weniger, als deren wahre Veranlassung, ahnen lassen, hätte nicht der Anblick der vollgepfropften Wagen mit Verwundeten, Sterbenden und Leichen, die Function des Kriegsgerichtes und die tägliche Wiederholung von Exekutionen geoffenbart, um welchen hohen Preis die allgemeine Siegesfreude erkauft worden war.

Es war drei Uhr Morgens, als sich einer jener schauerlichen Züge vom Stockhause in Bewegung setzte, welcher die Verurtheilten zum Tode führte; es war keine gewöhnliche Exekution, wie es schien, denn die halbe Stadt war auf den Beinen, und die Eskorte von bewaffneten Reitern und Fußsoldaten war so stark, daß man sogleich bemerken konnte, es müsse dieses Mal ein außerordentlicher Umstand obwalten. Durch alle Straßen wogte die Menge, überall bildeten sich Knäuel von durcheinander schreienden Neugierigen, welche das Opfer sehen woll-

ten; es gab Faustschläge und Rippenstöße, die Wache hieb mit dem Gewehrkolben in den Pöbel ein, und alle Fenster der Straßen waren von Zuschauern besetzt, welche, mit Fernröhren und Brillen bewaffnet, den Zug erwarteten. Endlich fingen sämmtliche Glocken der Stadt an zu läuten, man hörte aus der Ferne den langsamen Trommelschlag der Eskorte, eine lautlose Stille trat an die Stelle des bisherigen Tumults, und es öffnete sich eine breite Straße, welche sofort von einer Eskadron Kavallerie eingenommen wurde. Hierauf folgte in einem von Füselieren umschlossenen Viereck ein Leiterwagen, in welchem zwei Priester saßen — ihnen gegenüber die Verurtheilte im Sterbegewande, geschmückt mit Blumen, leichenblaß, ein Weib von großer Jugend und Schönheit. Sie saß ihren Beichtigern gegenüber mit zusammengeschnürten Händen und blickte mit weit aufgerissenen, grimmigen Augen auf die Menge, die sie mit einer Mischung von Hohn, Haß und Verachtung anblickte. Es war Cilli, die, in der Brennerschlacht gefangen genommen, zum Galgen geführt wurde. Zwar hatte Andreas Hofer an wehrlosen Gefangenen alle Rache verboten, doch waren die Kundschafter und Verräther ausgenommen, und Cilli's bekannte Thaten waren der Art, daß sie keine Gnade zu verdienen schien. So grausame Unmenschlichkeit wollte man am wenigsten ihrer Jugend verzeihen, das, was in jedem anderen Falle als Strafmilderungsgrund gegolten hätte, gereichte ihr zum Verderben. Die öffentliche Meinung verlangte entschieden ihren Tod, man hätte sie lebendig verbrannt, wäre diese Todesart nicht schon unter Maria Theresia abgeschafft worden. Keine Miene der Barmherzigkeit war auf den Gesichtern der Zuschauer zu lesen, ja ihre Schönheit und Jugend steigerte die Wuth des Volkes noch mehr gegen sie. Nur durch ihre starke Eskorte konnte das Volk verhindert werden, sie in Stücke zu reißen, denn von Mund zu Mund gingen die schauerlichen Geschichten von Rattenberg und Schwaz, die ihr eine schreckliche Berühmtheit verschafft hatten. Nur einige junge Männer betrachteten die Unglückliche mit einer schimpflichen Theilnahme, während die Weiber kein Maß und Ziel in ihrer Wuth kannten. Sie hatten sich in dichten Haufen zur Eskorte gedrängt und stießen die schrecklichsten Schmähungen und Verwünschungen gegen Cilli aus.

Es war auffallend, zwei Bauernweiber mitten unter den Furien zu sehen, welche nicht in diese Flüche mit einstimmten, sondern, Hand in Hand gehend, bald stumme Blicke auf die Verurtheilte, bald auf sich selbst warfen. Sie hatten sich, um besser zu sehen, auf das Gesimse eines öffentlichen Brunnens gestellt, an dem der Zug vorbei mußte; sie blieben keinen Augenblick länger auf ihrem Platze, als nothwendig war, um die Verurtheilte zu sehen, dann verließen sie mit dem Ausdruck der Befriedigung und stillen Trauer ihren Posten, um sich durch die Menge Bahn in eine Seitengasse zu brechen, wo sie sich den Augen des Volkes, dessen Aufmerksamkeit sie erregt hatten, rasch entzogen.

— Du armes Hascherl! sagte Jokel, zum ersten Male in Thränen ausbrechend, seit er in früher Jugend das Weinen verlernt hatte. Sie geht kuraschirt in den Tod! O schnöde Welt, was für ein Engel hätte aus dem Weib werden können, zu was für ein Teufi hat sie die Welt gemacht! Die wilden Viecher! Zuerst machen sie Mörder, nachher hängens sie's auf. Und wann sie zehntausend solche Dickköpf erschlagen hätte, sie ist doch eine Heilige.

Toni antwortete nichts, aber sein bleiches, verstörtes Gesicht sagte mehr, als Worte hätten aussprechen können.

— Sie hat Dir das Leben gerettet, Toni, jetzt komm' und zahl' ab. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Der Doktor wartet auf uns beim Klausner. In einer halben Stunde ist Alles vorbei. Wann Alles gut geht, so bringen wir's mit dem Leben davon. Es kostet uns zwar zehntausend Gulden, aber wann alle dreißigtausend drauf gingen, sie ist es werth. Gotts Saperlod! so an Weib wird nimmer in Tyrol geboren. — Hast Du die Maschine zum Klausner getragen, Toni?

— Es ist Alles vorbereitet!

— So komm!

Mit beschleunigten Schritten eilten sie nun schweigend in die Wolfsschlucht, wo der Klausner sie schon erwartete. Man grüßte sich mit stummen Händedrücken, kein Wort wurde verloren. Man horchte nur mit athemlosem Bangen auf die Insbrucker Glocken. Endlich verstummten sie, und man hörte jetzt das Sterbeglöcklein wimmern. Jetzt warfen sich alle drei Personen auf ihre Kniee und Jokel betete:

— Du lieber Herrgott, steh' ihr bei, wann's Dir anders möglich ist! Was Menschen thun können, haben wir gethan. Gieb uns Deinen Beistand! Amen.

Abermals entstand eine feierliche Pause. Endlich verhallte auch das Sterbeglöcklein.

— Es ist vorbei! sagte der Klausner, sich bekreuzend.

Jetzt setzten sie sich hin und harrten. Der Klausner aber bereitete auf einen Tisch verschiedene Medikamente und Tinkturen vor, prüfte den Inhalt, daran riechend, mit Sorgfalt und legte ein Leinentuch über den Tisch. Jokel und Toni sahen ihm mit gefalteten Händen zu. Es verging eine halbe Stunde. Der Klausner sah ängstlich nach der Uhr, noch fünf Minuten, deren Ende man zu rasch kommen sah, dann noch zwei. Toni trat jetzt aus der Klause heraus und spähte. Man hörte aus der Entfernung einen Wagen heranrollen.

Bald darauf zeigten sich zwei Männer, welche in großer Hast mit einer schweren Last herbeitrabten. Toni lief ihnen ohne ein Wort zu sagen entgegen. Mit seiner Hülfe brachte man die Last in die Klause und legte sie schweigend auf den Tisch. Gleich darauf erschien ein junger, wohlgekleideter Mann, schweißtriefend, rothglühendem Gesicht und athemloser Brust. Man nahm die Verhüllung von dem Körper Cilli's, riß rasch die Sterbekleider von ihr und entblößte sie völlig. Der Körper war ganz warm und das Gesicht völlig blau; am weißen Halse zeigte sich ein mit Blut unterlaufener, stark angeschwollener Reif. Der ganze Körper hatte noch die Farbe des Lebens. Der Doktor öffnete nun ohne Zeitverlust eine Ader am Halse. Das Blut sprang mit Lebhaftigkeit heraus und spritzte ins Gesicht des Arztes.

— Gottlob, es ist Hoffnung da! sagte der Arzt.

Jetzt fingen alle Drei auf Geheiß des Arztes an, den Körper des Weibes mit wollenen Tüchern zu frottiren; man hielt ihr ein Fläschchen mit Hirschhorngeist unter die Nase.

— Es ist vergebens! sagte der Arzt nach einer Weile. Jetzt rasch an's letzte Mittel!

Er ergriff nun die Hände Cilli's und brachte sie mit einer Galvanisirmaschine in Verbindung. Einige Schwingungen, und Cilli erhob sich mit konvulsivischer Plötzlichkeit, ihre Beine zuckten und ihre Augen öffneten sich, während sie mit einem furchtbaren Schrei erwachte.

— Es giebt einen Gott! schrie Jokel mit freudigem Entsetzen und fiel auf seine Kniee, indem er sich die Brust mit wahrer Zerknirschung zerschlug.

— Es giebt einen Gott! wiederholte er schluchzend, und die Thränen rannen stromweise über seine Wangen.

— Es giebt einen Gott! rief er zum dritten Male und rutschte auf seinen Knieen zu dem Kruzifix, um die Füße des Erlösers zu küssen.

Cilli's Blut floß indessen reichlich aus der geöffneten Halswunde, ihr Gesicht entfärbte sich und wurde bleich, ihr Athem machte sich in lebhaften Stößen, die von einem starken Blutauswurf begleitet waren, frei. Der Arzt beobachtete diese Symptome mit bedenklichem Kopfschütteln, doch gab er die Hoffnung nicht auf. Es wurde eifrig fortgefahren mit dem Frottiren aller Körpertheile, während Cilli mit einem blödsinnigen Ausdruck diese Bemühungen lallend betrachtete. Sie versuchte zu sprechen, aber sie vermochte es nicht. Allmählich verschwand die Wirkung des galvanischen Lebensstromes. Cilli sank zurück, streckte ihre Glieder aus und — begann still und mit reichlichem Erguß von Thränen zu weinen!

— Sie ist gerettet! rief jetzt der Arzt mit Begeisterung aus, es ist ein großer Triumph der Wissenschaft! Ja, es giebt einen allmäch-

tigen Gott, aber nur die Wissenschaft vermag ihn in seiner erhabenen Wahrheit ganz zu erkennen. Diese Wiederbelebung ist das dritte Beispiel dieser Art in der Welt!

Er verband nun mit einer leichten Compresse die Halswunde Cilli's, flößte ihr einen Trank ein, bedeckte ihren alabasterweißen, allmählich sanft sich röthenden Leib mit einer dichten Decke und trug sie mit Hilfe Jokels und des Einsiedlers auf dessen bereitstehendes, weiches Lager. Hier versank die Gerettete sogleich in einen tiefen Schlaf.

Alles dies geschah bei verschlossenen Thüren und verhängten Fenstern. Nach einer Weile hörte man ein ungestümes Klopfen an der Thüre der Klause. Sofort gaben sich die in der Klause beschäftigten Personen Winke zum Stillschweigen, der Klausner aber fragte:

— Wer stört mich in meinem Gebete?

— Narrenspossen, rief eine Stimme draußen, ich bin es, der Hormayr!

— Herr Jesus Christus! sagte Toni.

— Was beginnen wir? fragte der Klausner voll Todesangst. Der Arzt aber sprang mit begeisterter Zuversicht auf und sagte:

— Ueberlaßt mir Alles, es ist erwünscht, er liebt die Wissenschaft, er wird uns nicht verrathen!

Damit öffnete er die Thüre, ließ den Intendanten herein, empfahl ihm mit einer ausdrucksvollen Geberde Stillschweigen und sagte:

— Herr Intendant — Sie sind ein Gelehrter, der Himmel hat Sie berufen, Zeuge eines der größten Wunder der Physik zu sein. Erschrecken Sie nicht.

Damit führte er den betroffenen Intendanten zu dem Bette des Klausners, nahm die Decke von dem Leibe des nackten Weibes und sagte:

— Kennen Sie diese Person?

Betreten prallte Hormayr zurück. Er hatte die Delinquentin erkannt. Ein Blick auf ihre von lebhaftem Athemholen bewegte Brust, auf die Medizinflaschen und die Galvanisirmaschine sagte ihm Alles.

In der That, sagte er, Alles vergessend über dem wissenschaftlichen Interesse des Anblicks, das ist außerordentlich, das ist erstaunlich, ich habe wohl davon in den englischen Zeitungen gelesen, aber ich hielt es für unmöglich. Mein Gott, welch' ein Fortschritt! Was sind alle Entdeckungen der Vorzeit gegen diese? Und wie ich sehe, hat der Büttel seine Schuldigkeit gethan, er hat sie nicht zart behandelt, das ist in der That unbegreiflich!

— Ach, nicht so unbegreiflich, wie die Aufopferung dieser Menschen, welche Alle ihr Leben gewagt haben, um diesen Triumph der Wissenschaft möglich zu machen! sagte der Doktor und wies auf die Zeugen der Scene: Toni, Jokel, und den Einsiedler.

— In der That, sagte Hormayr, beim Anblick Jokels vor Zorn erröthend. Sie haben hier gefährliche Gehülfen. Soll ich aus dem Beisammensein auf gleiche Denkungsart schließen, so wäre hier Niemand, der nicht den Tod verdient hätte, denn dieser Jokel ist ein Verräther! Gestehe, Schurke, bist Du nicht der Spion der Franzosen, der Räuber einer Kriegskasse, der Anführer einer Räuberbande?

Jetzt fiel der Arzt vor Hormayr auf die Knie.

— Verzeihung, im Namen der heiligen Wissenschaft! Selbst der Kaiser würde verzeihen; der Gewinn für das Wissen ist unermeßlich. Was liegt an dem Leben dieser Leute, was sie auch mögen gethan haben, diese That sühnt Alles, sie ist ein Akt der Tugend, der große Verbrechen aufwiegt. Seien Sie barmherzig, verrathen Sie meine Gehülfen nicht!

— Beruhigen Sie sich, Doktor! erwiederte Hormayr, Ihr Vertrauen zu mir thut mir wohl, und wenn ich bedenke, wie mich diejenigen belohnen, welchen ich vertraut habe, meine Freunde, ist es wahre Erquickung, unter den Collegen der Wissenschaft ein solches Vertrauen zu finden. Sie sollen sich in mir nicht geirrt haben. Aber verhüten Sie, daß Hofer etwas von der Sache erfährt, er würde sie für ein Werk des Teufels halten und dann wehe denen, die daran Theil genommen. Halten Sie die Sache möglichst geheim, ich könnte Ihnen nicht helfen gegen die

Verfolgung der Gerichtspersonen. Sie wissen, das sind hier zu Lande eben keine großen Gelehrten. Ueberdies muß ich Ihnen gestehen, daß es nicht mein Wille war, wenn diese Person zum Tode verurtheilt worden ist. Ihr Charakter ist nach den Akten, die ich gesehen, ein psychologisches Phänomen! Ein solches Weib in solcher Jugend ist nicht minder wunderbar, als Ihr glückliches Experiment.

— In Wahrheit zu sagen, erwiederte der Arzt, dieser Urtheilsspruch war ungerecht, sie befand sich in einem abnormen Gemüthszustand, im Zustande der Unfreiheit des Willens, Alles, was ihre Handlungen ausdrücken, war eine eigenthümliche Art des Irrwahns, der mir weit unzurechnungsfähiger erscheint, als eigentlicher Wahnsinn, in welchem die meisten Kranken ein Gefühl von Recht und Unrecht übrig behalten. Ach Herr Baron, welch' ein elendes Ding ist die menschliche Gerechtigkeit! Wie viele Verbrechen erscheinen der Wissenschaft blos als Krankheitserscheinungen? Wann wird endlich das Zeitalter für die Menschheit einbrechen, wo man Kranke, anstatt sie hinzurichten, zu heilen sucht?

— Sie haben in allen Dingen Recht! erwiederte Hormayr. Was würde aber auch aus der Gerechtigkeit werden, wenn es der Wissenschaft frei stände, alle Verbrechen für Krankheitserscheinungen zu deklariren?

— Und sind Sie denn etwas Anderes! sagte der Arzt mit Begeisterung, könnte man ihnen nicht vorbeugen, anstatt sie zu rächen.

— Lassen wir dies unerschöpfliche Thema! sagte Hormayr, sich seiner Stellung erinnernd, indem er noch einmal die Schlafende mit Staunen und Theilnahme betrachtete, eilen Sie, Herr Doktor, ihr Geschöpf zu retten — Hofer würde nicht so urtheilen, wie ich.

— Der Himmel lohne Ihnen, was Sie thun. Aber vollenden Sie, was Sie angefangen, geben Sie uns einen Paß für diese Unglückliche, welche Tyrol verlassen muß, wenn sie ihr Leben nicht noch einmal verlieren soll, Sie haben die Gewalt dazu, es würde uns schwer werden, die Unglückliche über die Grenze zu bringen. Eine Zeile von Ihrer Hand genügt, sie zu retten.

Der Intendant überlegte — dann ergriff er ein Etui mit Feder und Tinte, das er stets bei sich trug, und schrieb einige Zeilen, die er dem Arzt einhändigte. Sie lauteten:

Vorzeiger dieses passirt überall ungehindert.

Hormayr.

— Es ist Alles, was ich thun kann. Ich gebe Ihnen dies Papier. Mißbrauchen Sie es, so es nicht meine Schuld. Ich kann wahrhaftig nicht mehr thun.

Damit verabschiedete sich Hormayr und ging nach Insbruck zurück, um mit gemischten Gefühlen es mit anzusehen, wie sein Geschöpf, Hofer, die Aehren erntete, die er zu verdienen sich anmaßen durfte.

In Insbruck war Alles so siegberauscht, daß kein weiterer Besuch des Klausners Hütte störte, man konnte ruhig die Nacht abwarten. Die Kranke blieb schlafend und in Fieberträumen bis gegen Mitternacht in der Klause. Dann hüllte man sie in warme Tücher ein und Toni trug sie mit Jokel in die Sennhütte der Mutter Margareth. Die gute Alte empfing den kranken Gast mit mütterlicher Theilnahme, sie war ja die Retterin ihres Sohnes. Unter ihrer Pflege machte die Genesung Cilli's langsame Fortschritte. Toni wich selten von ihrem Lager, um Erkundigungen im Thale einzuziehen. Jokel bewachte gleicherweise das Asyl der Unglücklichen. Seine Natur hatte sich plötzlich verändert, er war still, nachdenklich, fromm und weich geworden. Noch auffallender war die Veränderung, die mit Toni vor sich gegangen war. Er saß halbe Tage vor dem Bette der Kranken und lauschte auf ihre Seufzer, suchte ihr Lallen zu verstehen. Er bemühte sich augenscheinlich, in Cilli die Erwiederung seiner Gefühle hervorzubringen. Die Kranke hatte aber nichts, als Thränen, um sich verständlich zu machen, sie hatte die Sprache verloren und ihr Geist schien in Blödsinn versunken. Ihre Krankheit dauerte sechs volle Wochen, während welcher die Ereignisse in Tyrol eine den Patrioten ungünstige

Wendung nahmen. Neue feindliche Heere brachen über alle Grenzen herein, die Insurgenten verloren alle Früchte ihres Sieges. Endlich war Cilli genesen, ihre Wangen färbten sich mit frischem Roth, sie schien von allem Geschehenen kein Bewußtsein zu haben. Es wurde beschlossen, sie nun über die italienische Grenze in Sicherheit vor der Rache der Tyroler zu bringen. Man gab ihr einen Anzug Toni's, um in dieser Verkleidung und durch einen künstlichen Bart verstellt, die Flucht zu ergreifen. Drei Tage und Nächte brauchten die Fliehenden, um die italienische Grenze über das hohe Gebirge mit Sicherheit zu erreichen. Man war eben auf dem Giogo di Stelvio angelangt, als sich die Flüchtlinge von einem Tyroler Vorposten angehalten und sogleich mit Feindseligkeiten behandelt sahen. Es gab bereits zwei Parteien in Tyrol, wovon die eine es mit den Bayern hielt. Der kommandirende Häuptling erkannte Jokel und nahm ihn und seine Gefährten gefangen. Man führte sie über einen steilen Felsenabhang zu dem Verstecke der Tyroler. Man hatte ihnen alle Waffen abgenommen und hielt es für genügend, ihnen drei Mann mit geladenen Büchsen zur Bedeckung mitzugeben. Jetzt erst erwachte Cilli's Geistesgegenwart; die Gefahr gab ihr volles Bewußtsein und die Erinnerung an das Geschehene zurück.

Die drei Gefangenen tauschten mit einander Blicke des Einverständnisses aus, sie waren sämmtlich entschlossen, das Aeußerste für ihre Freiheit und ihr Leben zu wagen.

Der Weg führte an einem Abgrund vorbei und war so schmal, daß nicht zwei Personen neben einander gehen konnten. Einer der Bewaffneten ging daher sorglos voran, während die übrigen den Gefangenen nachfolgten.

Jokel ging der Hinterste in der Reihe — er hatte also die stärkere Gewalt hinter sich während Toni nur einen Bewaffneten vor sich hatte. In dieser Situation entwarf Jokel rasch einen schrecklichen Befreiungsplan.

— Was soll ich noch in dieser schnöden Welt, sagte er vor sich hin, wär' mir nicht wohl da unten im Thal? Was liegt an einem Leben? Für was leb' ich, für wen leb' ich? Was freut mich, was macht mich traurig? Nix in der Welt. Es ist aus mit mir so wie so. Wann wir alle drei sterben sollen, ist es nicht besser, wann Einer für den Andern stirbt? Hinter mir sind zwei Mann — vor ist nur Einer. Was gibt's da zum Besinnen — frisch darauf, Kamerad, es ist für's Sterben abgerechnet, wann's noch so schlecht geht. Die zwei Strölch hinter mir gehen mit mir an Weg.

Während dieser Betrachtungen gelangte man an eine schauerlich schöne Stelle. Eine zackige Felsenspitze ragte über einen Abgrund von sechstausend Fuß Tiefe.

Tief unten rauchten die Nebel, hoch oben strahlte die Sonne in schönster Pracht. Von dieser Spitze ging es jenseits Thal ab, so daß der erste Bewaffnete schon aus dem Gesichtskreis verschwunden war, als Cilli noch sich labend an dem herrlichen Anblick der Thäler verweilte. Die Führer selbst waren müde und vergönnten sich eine kurze Rast zum Athemholen. Jokel warf einen schwärmerisch traurigen Blick in die entsetzliche Tiefe. Der Himmel schien ihm schöner blau, als je, die Thäler schienen ihm reizender, als er sie in seinem Leben gesehen. Sein Herzschlag stockte, ein zärtlicher Blick auf Cilli ermunterte seinen Geist zu einem rasenden Entschlusse. Je heißer die Inbrunst war, mit welcher er Cilli betrachtete, deren Herz offenbar mit großer Freundschaft — vielleicht mit Liebe — an dem jüngeren Toni hing, während Jokel ihr eine Art von Grauen einflößte, wenn sie sich entsann, wohin dieser Mensch sie gebracht hatte, je mehr erfüllte ihn das Leben mit Abschen vor der Welt und vor sich selbst.

— Und wer hat Dich denn um Vater und Mann gebracht, wer hat Dich Lammsherz zur Tigerin gemacht, wer hat Dich an's Hochgericht gebracht, wer hat Dir Rache und Menschenhaß gelehrt, wer hat all' Dein Glück zerstört und verwüstet? Der Jokel wars, der Jokel, der giftige, neidische Jokel! Und jetzt kann ich ihr das Leben retten und ich besinn mich? Weshalb? O mein Gott, verzeih mir alle meine Sünden und nimm mein Leben für das Ihrige.

Und gieb ihr noch Glück und Segen und mach', daß ihr Herz vergessen kann, was ich ihr angethan.

Nachdem er dieses kurze Gebet gesprochen, schrie er mit kraftvoller, entschlossener Stimme:

— Toni, hab' Acht, nimm Deinen Mann auf Dich, besinn Dich nicht, pfiad Di God, und Dich auch, Cilli.

Hierauf wandte er sich rasch um, warf sich wie ein Tiger auf seinen Hintermann und fing an, ihn um den Leib nehmend, mit ihm zu ringen. Auf einem Fuß breiten Boden sanken beide Kämpfer sogleich in die Knice und rangen, ohne einen Laut von sich zu geben, plötzlich im Angesicht aller Schrecken eines gewissen Todes mit der furchtbaren Kraft der Verzweiflung.

— Herr Jesus Christus! rief der letzte Bewaffnete und prallte an die Kämpfenden.

Mit furchtbarer Kraft hob jetzt Jokel seinen Gegner in die Höhe, warf sich mit einem schrecklichen Sprung auf den hintersten Mann, daß dieser taumelte und stürzte — Beide mit sich fortreißend und mit dem lauten, mit fester Stimme gesprochenen Ausruf: „Im Namen der allerheiligsten Mutter Gottes! Gott sei uns Allen gnädig!" in den Abgrund.

In demselben Augenblick hatte Toni — den Kopf ausstreckend und vorbeugend — sich auf seinen Vordermann gestürzt und ihn mit dem gewaltigen Anlauf eines wilden Stieres zum Fallen gebracht.

— Jesus Maria Joseph! schrie der Fallende, sich an den Felsen anklammernd, um das Gleichgewicht zu erhalten. Der Stutzen ging los und die volle Ladung fuhr in seine Schulter. Ein Faustschlag Toni's auf den Hirnschädel genügte, um ihn völlig zu betäuben.

— Schrecklich, schrecklich! rief Cilli, plötzlich ihre Sprache wieder erhaltend und am ganzen Leibe zitternd, als sie die drei Körper — Jokel mit seinem Hintermann verschlungen, mit fliegenden Haaren und Hüten — in den Abgrund stürzen sah, der so tief war, daß man erst nach mehreren Sekunden hören konnte, wie die Körper an den Felsen zerschmetterten und die nachfallenden Büchsen in Stücke sprangen.

Ein furchtbares Geschrei hallte von allen Bergen wieder. Dann wurde Alles todtenstille und Cilli sah sich allein mit Toni, der nun mit dem Kolben der Büchse seines Gegners ihm vollends den Hirnschädel einschlug. Dann gab er ihm einen Ruck, wälzte den zuckenden Körper über den Rand des Abgrundes, daß er sich sogleich überschlug und den Weg ging, den seine Kameraden gegangen waren, und sagte dann zu Cilli kalt und starr vor Grauen:

— Gott sei ihnen Allen gnädig!

Er reichte ihr die Hand, sah ihr traurig und erschüttert in die stieren Augen und geleitete sie hinab von der fürchterlichen Stelle auf eine mit zahllosen Alpenblumen bedeckte Matte, wo eine Quelle rieselte. Der Himmel war so blau und die Schalmeien von den Alpen tönten so fröhlich und die Vögel sangen so lustig, als ob nichts vorgefallen wäre. Aus der Ferne sah man die Gemsen hervorkommen und neugierig hinabschauen. In der Tiefe war keine Spur der Unglücklichen zu sehen und die ganze Natur bot nichts dar, was ein Anzeichen gewährte, daß drei Menschen verunglückt waren.

— Schau, schau, Cilli! sagte der Toni, wie sich nix rührt, und wie sich kein Vogel und kein Grashalm kümmert um die drei Hascherl — o, das menschliche Leben ist nur ein Hauch und ein Lüftel nimmt's weg, wie ein Bladel vom Pappelbaum und streut's abi — und vorbei ist's mit uns und mit der Rach' und mit der Lieb' auf Nimmerwiedersehen.

Zitternd saß Cilli da und sann und sann und ihr von so vielen Schrecken wüster Kopf war leer und ihr Herz schlug kaum. Sie konnte sich nicht über ihre Rettung freuen und den Tod Jokels nicht bedauern. Stumpfsinnig strich sie sich das Haar von der Stirne und sagte:

— Barmherziger Gott! wann werden meine Leiden enden? Wie oft muß ich sterben? Und bin noch so jung und hab' schon so viel Menschen sterben sehen durch fremde und meine Schuld!

Erschöpft sank sie zu Boden, um im kalten Hinbrüten sich zu erholen.

— Cilli! sagte Toni nach einer langen Pause, ich muß auch sterben!

— Du? rief Cilli bekümmert und die Hände ringend mit hadernder Bitterkeit. O ja, das fehlt allein noch — o Gott, warum hast Du mich verlassen!

— Cilli! fuhr Toni fort und weinte, in mir geht etwas vor, der heutige Tag ist mein letzter!

— Barmherziger Gott, was ängstigst Du mich so!

— Cilli! rief jetzt Toni mit zunehmender Angst, liebe Cilli, gieb mir ein Bußi, es ist zum Abschied, es ist mein letztes End!

— Aber was fehlt Dir denn?

— Cilli! sagte er, der Himmel thut Wunder und der gerechte Gott der Vergeltung wird mich erwischen, wie er die da unten erwischt hat, und wie viel Mal hab ich den Tod verdient, wie viel hab ich auf meinem Gewissen! Du hast Deine Sprache wieder, Cilli, das ist ein Zeichen vom Himmel, weil der Jokel gestorben ist, der allein an all' Deinem Unglück Schuld ist.

— Gott wird ihm gnädig sein und ihm verzeih'n!

— Es ist vorbei, Cilli, schau Dich um und nimm die Flucht. Gieb mir einen Kuß.

Erschrocken sah Cilli sich um, auf den Höhen wimmelte Alles von Tyroler Insurgenten.

— Pfiad Di God, Cilli! rief jetzt Toni, sie mit Heftigkeit umarmend, rühr' Dich nicht, wann Dir Dein Leben lieb ist. Von allen Seiten kommen die Racker, um uns einzufangen. Gehen wir alle zwei, so fangens uns alle zwei; bleib Du hier, versteck Dich, so gut Du kannst, ich will schauen, wie ich davon komm'. Schwör' mir, Cilli, daß Du mir nicht folgst! Es wäre Dein Tod! Bleib hier! Ich hab' gehört, daß man die Pferde laufen läßt, wann die Wölfe kommen, um sich zu retten. Ich will's probiren, ob sie Dich vergessen. Wenn sie mich verfolgen, dann lauf, was Du kannst, in den Wald hinunter. Schwör mir, Cilli, daß Du da bleibst.

— Mein Gott, mein Gott! jammerte Cilli, ich kann ja ohnehin nicht von der Stelle. Meine Füße tragen mich nicht!

— So pfiad Di Gott, Cilli! sie kommen. Adio, in jener Welt sehen wir uns wieder!

Noch einen Kuß drückte er ihr auf die bleichen Lippen, dann entsprang er, von Fels zu Fels klimmend, um sich bemerkbar zu machen, und nun wurde eine förmliche Treibjagd auf ihn gemacht. Kaum athmend sah Cilli, wie Toni von Spitze zu Spitze flog mit der Behendigkeit eines Rehes. Schon glaubte sie, er werde sich retten, weiter und weiter entfernte sich die Scene, die Hallo's der Insurgenten verhallten schon in der Ferne, jetzt hatte Toni eine fast unzugängliche Felsspitze erklommen, aber von da war kein Entrinnen mehr. Näher und näher umzingelten ihn die Schützen, jetzt warf er seinen Hut in die Luft und schrie aus Leibeskräften:

— Halloh, alloh — huß, ihr Hetzhunde — hussah, da bin ich!

— Im Namen Andreas Hofer! war die Antwort.

Drei Büchsen krachten und Toni taumelte rücklings den Felsen hinab. Es war vorbei.

Dieser Anblick gab Cilli ihre Beweglichkeit wider. Der Trieb der Selbsterhaltung jagte sie von dannen. Sie lief, wie Toni ihr gerathen, in den Wald hinab, drei Stunden in einem Athem. Sie war allein und erinnerte sich des Passes von Hormayr, den sie bei sich trug und der ihr jetzt, da sie allein und von Niemand gekannt, war von Nutzen sein konnte. Sie erreichte die äußerste Vorpostenkette der Tyroler, die sich gegen Bormio zog.

Muthig ging sie auf die Tyroler zu und zeigte ihnen den eigenhändigen Paß von Hormayr.

— Es darf Niemand passiren! lautete der Bescheid. Morgen raufen wir uns wieder, wir können keinen Spion durchlassen.

— Der Paß ist ja von dem Intendanten! entgegnete Cilli.

— Der geht uns nix an! herrschte sie der Tyroler an. Der Hormayr gilt nix. Im Na-

men Andreas Hofers! Zurück! zurück! Dabei hielt er Cilli die Büchse vor die Brust.

Jetzt erwachte wieder die alte Wildheit ihres Blutes. Wuthschaum trat ihr vor die Lippen. Ihre Augen rollten. Sie hob beide Hände wie zum Fluche und sagte mit unterdrückter Stimme:

— So will ich denn wie ein wildes Thier von Wurzeln leben und Gras essen, so lange, bis ich diesen Andreas Hofer todt vor meinen Augen sehe. So war mir Gott gnädig sein soll und so wahr dieser Krieg verflucht ist in alle Ewigkeit. Amen!

Damit wandte sie sich rasch dem Gebirge zu und entfloh in die wildesten Schluchten des Giogo di Stelvio.

Jubel-Zeit.

Auf die große Schlacht am Brenner folgte ein unbeschreiblicher Jubel. Das ganze Land war aufgestanden und Spekbacher bereits bis nach Salzburg vorgedrungen. Ganz Pinzgau schloß sich den Siegern an. Die beiden Sommermonate Juli und August waren für Tyrol eine Zeit des Jubels und der Siegesfreude. Die feindlichen Truppen sahen nichts mehr in Tyrol, als ihr Grab. Ueberall folgte ihnen Nachstellung aller Art, aus allen Gebüschen, von allen Bergen, aus den Häusern, Scheunen, Kirchen, begrüßten sie die Tyroler mit ihren Büchsenkugeln, und während jede derselben traf, sahen die Soldaten selten einen Feind, und wenn sie ihn sahen, so war er immer bereit, den Tod der Schande vorzuziehen. Die Tyroler metzelten ihre Gefangenen nieder, sie nahmen oft, aber gaben kein Pardon, sie rechneten nie auf die Großmuth des Feindes. Den Truppen wurde weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe gelassen, ihr Angreifen, ihr Rückzug, ihre Flucht war eine fortgesetzte Schlacht. Obwohl in Deutschland die Waffen Napoleons überall siegreich waren, so kamen doch täglich Neuigkeiten von dort, welche die Hoffnungen und die Zuversicht der Tyroler belebten.

Den größten moralischen Eindruck machte das Attentat des Studenten Staps in Schönbrunn auf den Kaiser Napoleon. Aber alle diese Botschaften wurden von Gerüchten widersprochen, welche den Kampf in Tyrol den Besonnenen als einen nutzlosen erscheinen ließ. Trotz der terroristischen Begeisterung des Volkes wurden doch Stimmen laut, welche sich nicht scheuten, zu behaupten, daß selbst der vernünftigere Theil der Hof-Partei jeden weiteren Widerstand für gefährlich hielt.

Man rieth dem Kaiser Franz zum Frieden und derselbe, des Blutvergießens müde, hatte bei Napoleon selbst um Frieden gebeten. Der Aufstand in Tyrol erschien schon längst nicht mehr als eine patriotische Unternehmung, sondern als eine Rebellion.

Demungeachtet wurde in Tyrol immer noch Alles aufgeboten, das Volk zum Aeußersten zu treiben. In achtzehn Tagen war Tyrol vom Feinde befreit worden.

Noch am 10. September erfocht Hofer einen neuen glänzenden Sieg. Am 4. Oktober noch wurde der Namenstag des Kaisers Franz unter den Waffen gefeiert, aber immer stärker und stärker wurde die Partei des Friedens und diese Partei wurde zur herrschenden.

Am 13. Oktober endlich wurde Friede und Verzeihung für Tyrol verkündet, und am 25sten rückten drei frische Heere in Tyrol ein. Den 29sten wurde eine Aufforderung des Erzherzogs Johann zur Niederlegung der Waffen bekannt gemacht.

Von nun an erschien längerer Widerstand allen Vernünftigen für Tollheit und selbst Andreas Hofer sah dies wohl ein und gelobte feierlich, die Waffen niederzulegen.

Allein wider alles Vermuthen erschien am 15. November ein neuer Aufruf zu den Waffen. Hofer revoltirte auf's Neue die Pinzgauer und Oberinnthaler und die feindlichen Truppen wurden im Passayerthale von den Tyrolern mit dem alten Muth angegriffen und fürchterlich geschlagen.

Der ganze Zeitraum umfaßte eine Menge von Thatsachen, welche der Geschichte angehören; er enthält zahllose Proben von Heldenmuth, welche beide Theile gegeben, viele grausame Excesse, Züge

von Edelsinn und Rache, besonders aber eine unübersehbare Menge von Familienunglück.

Es gab keine Familie mehr in dem kleinen Lande, welche nicht den Verlust eines Angehörigen zu beklagen hatte. Alle Dörfer waren verwüstet, alle Städte ausgeplündert, die Thäler hatten in diesem Lande um so mehr zu ertragen, da sie mit allen Kriegssteuern, Lasten und Beschwerden für das ganze Land einzustehen hatten.

Unter diesen Umständen kehrte sich die allgemeine Erbitterung der Besitzer gegen die Urheber des Aufstandes. Die zahllosen ausgestreuten falschen, den Aufstand ermunternden Gerüchte fanden täglich eine neue Widerlegung in den Zeitungen und den Angaben der zuverlässigsten und geachtetsten Personen. Zu denjenigen, welche den Aufstand am meisten geschürt hatten, gehörte der Freiherr von Hormayr, ihn beschuldigte die öffentliche Meinung, daß er gegen seine Aufträge vom Wiener Hofe, gegen den Willen des Erzherzogs Johann die Tyroler bewog, auch da noch die Waffen zu erheben, wo der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich schon geschlossen und alle Aussichten auf Behauptung Tyrols vorhanden waren, wo also der Aufstand in Tyrol selbst als ein Verrath an dem Kaiser von Oesterreich erscheinen mußte.

Es gab eine vom Auslande und wie man glaubte von England aufgestachelte Partei, welche die Ansicht verbreitete, daß Tyrol mit der Schweiz sich selbstständig verbünden und ein Reich bilden würde, um sich gegen den Besieger Oesterreichs behaupten zu können.

Es gab viele Schwärmer, welche an eine solche Chimäre ernstlich glaubten, das beispiellose Glück der Tyroler hatte allerdings in allen Alpenländern übertriebene Vorstellungen von der Vertheidigungsfähigkeit des Gebirges hervorgebracht, aber die Mehrzahl der angesehensten Personen in Tyrol sah in diesen Hirngespinnsten nur das, was sie waren.

Durch den Frieden mit Frankreich, durch die österreichische Ermahnung zur Niederlegung der Waffen, hatte der Aufstand seine Weihe verloren, er war im Namen der Treue für den Kaiser begonnen worden, und mußte auch in derselben beendigt werden.

In aller Vernünftigen Augen war diese Ansicht die maßgebende; die politische Moral dieses Bergvolkes war zu einfach, um nach den Combinationen der Intrigue umgemodelt werden zu können, für den Kaiser hatten sich die Tyroler erhoben, auf Befehl dieses Kaisers mußten sie die Waffen niederlegen. Von nun an hatte jede weitere Aufopferung keinen anderen Sinn, als das bekannte höhnische Witzwort: Und wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an!

Allein Andreas Hofer war von Männern umgeben, welche ihm andere Ansichten beibrachten. Sie sagten ihm, obwohl der Kaiser selbst öffentlich die Niederlegung der Waffen fordere, würde ihm aber doch nichts angenehmer sein, als wenn man von dieser Aufforderung keine Kenntniß nähme. Man verleitete ihn zu den gewagtesten und tollsten Unternehmungen und zu Versicherungen, deren offenbare Unwahrheit keinem Verständigen entgehen konnte. Dieses edle, patriotische, von Vaterlandsliebe und Frömmigkeit durchglühte Herz hatte keinen Begriff von dem höheren politischen Triebwerk der Intriguen, von der Möglichkeit eines falschen oder doppelten Spieles, von den Interessen anderer Staaten bei diesem Kampfe. Sein schlichter, einfacher, an den Grundsätzen der größten Redlichkeit und Treue hangender Verstand konnte nicht daran glauben, daß man so viel Leidenschaft, so viel tödtlichen Haß, so viel Blut von Freunden, Brüdern, Kindern, so viele Schicksale der Familien, so viele Begeisterung, so viel Pulver und Blei, Geld und Gut, so viele Menschenleben hingegeben haben könne, um hinterher die bayerische Fahne in Tyrol aufzupflanzen, um den Kaiser der Franzosen als den Schwiegersohn des Kaisers Franz zu begrüßen und, so zu sagen, die Hand desjenigen zu küssen, der dem Lande so schreckliche Schläge versetzt hatte. Alles das lag außer dem Horizont des einfachen und beschränkten Fühlens und Denkens eines Mannes, der viel leichter be-

greifen wollte, daß man für eine verlorene Sache sterben könne, als daß man einem Sieg freiwillig entsagen, den Preis für solche Opfer gutwillig herausgeben, um Verzeihung bitten und von dem vermeintlich geschlagenen Feind Gnade erbitten solle. Er glaubte daher gutmüthig Alles, was man ihm davon sagte, daß der Kaiser keine Versöhnung, daß er den Kampf auf Leben und Tod fortsetzen, daß er in Tyrol sich eine feste Burg sichern, den Feind mit trügerischen Versprechungen hinhalten und seine Kräfte wieder sammeln wolle. Ein so unbesiegbarer Trotz und Stolz, eine so beharrliche Ehrliebe, eine solche Tapferkeit, ein solches Helden-, vielleicht Märtyrerthum entsprach zu sehr seinem eigenen Charakter, als daß er hätte sie nicht seinem Kaiser zutrauen sollen. Es gereicht vielleicht seinem Verführer, dem Freiherrn von Hormayr, in späterer Zeit des leidenschaftslosen Urtheils mehr zum Ruhme, als zum Vorwurfe, daß er sich selbst solcher Täuschung zu lange hingegeben habe.

Es war in dieser Zeit der Zweifel und der bereits gegen ihn laut gewordenen Mißgunst, als sich das geheime Comité der Patrioten zum letzten Male um ihn versammelte, um das Schicksal Tyrols zu entscheiden. Der Freiherr hatte sich gegen viele ihm gemachten Vorwürfe zu vertheidigen, er that es in folgender Art:

— Man hat mir vorgeworfen, daß ich zu sehr der österreichischen Familie ergeben bin. Ich werde es nie in Abrede stellen. Das Weltverhängniß hat uns die Wahl gestellt zwischen einer Familie, welche vielleicht eine zu große Frömmigkeit mit Menschenliebe und gutmüthigem Gewährenlassen vereinigte, welche die Tugenden, die sie selbst übte, auch von ihren Unterthanen forderte, welche das Laster mit Milde strafte und dem menschlichen Irrthum verzieh, und einem intelligenten, atheistischen, unfrommen und herzlosen Menschen, der die Religion als Mittel zum Zweck braucht, der den Papst zu seinem Knechte, die Kirche zu seiner Sklavin machen will. Ich schwankte nicht in meiner Wahl.

Man hat mir vorgeworfen, daß ich gegen den Willen des Kaisers Franz handle. Ich habe darauf zu erwiedern, daß ich nur weiß von dem großen Einfluß einer Partei, welche den Frieden um den Preis der Ehre will, welche will, daß das Haus Habsburg freiwillig sich demüthigen soll und das Volk mit ihm. Ich leugne nicht, daß ich nicht zu dieser gehöre, daß ich den Frieden nicht um den Preis der Ehre will!

Ich frage: Hat die Partei, welche diesen Preis bezahlen, welche das Vaterland erniedrigen, die geschichtlichen Traditionen mit Füßen treten, das Völkerrecht und die heiligsten Verträge gering schätzen will, hat diese Partei eine Berechtigung, auf den Willen des Kaisers zu influiren, Anhänger zu sammeln, Intriguen zu machen, den Kaiser in der Freiheit seiner Entschließungen zu hemmen? Hat diese Partei dieses Recht, wohlan, wie kann man ihrer Gegnerin, welche Oesterreich und Deutschland groß, herrlich, ruhmvoll und siegreich, welche, mit dem Recht und der Kirche im Bund, vor Allem die Ehre retten will, dasselbe Recht bestreiten.

Demungeachtet, um meine Treue und meinen Gehorsam außer Zweifel zu stellen, erkläre ich mich bereitwillig, am Wiener Hofe selbst den wahren Willen, der sehr unterschieden ist von demjenigen, den man ihm aufdringt, zu erforschen. Halten Sie Tyrol so lange aufrecht, bis mir dies gelungen ist und ich verspreche Ihnen, wie auch dieser Wille beschaffen sei, entweder zur Niederlegung der Waffen aufzufordern oder mit dem untergehenden Tyrol zu siegen oder zu sterben.

Ein lauer Beifall belohnte den Redner für diese lebendigen Phrasen, Timotheus aber entgegnete ihm mit bitterer Ironie:

— Diese Deklamationen kommen um drei volle Monate zu spät. Als noch das französische Heer am Rhein stand, da wären sie zeitgemäß gewesen, heute, wo schon so vieles Blut vergossen, die Niederlage Oesterreichs, der Sieg Napoleons entschieden sind, heute sind diese Erklärungen nichts, als ein schwacher Versuch, begangene Fehler zu beschönigen. Der Freiherr von Hormayr kann heute Tyrol keinen Dienst weiter erweisen, als den, dieses unglückliche Land, das er seinem Ehrgeiz geopfert hat, von seiner

Gegenwart zu befreien. Ich kann ihm versichern, daß er hier nicht blos überflüssig sein würde, sondern daß seine besten Freunde ihm nicht länger seine persönliche Sicherheit gewährleisten könnten. Die Tyroler fangen billigerweise an, sich zu fragen, für welchen Zweck sie sich noch länger aufopfern sollen, sie fragen sich, wer bei diesem schrecklichen Blutbad etwas gewonnen hat, sie begreifen, daß sie nur blinde Werkzeuge gewesen sind.

Diese Bemerkungen fanden so wenig Widerspruch, daß dem Freiherrn von Hormayr nichts übrig blieb, was ihm Trost gewährte, als die Erinnerung an Lina und ihre Rathschläge. Als er sah, daß ihn Niemand unterstützte, ergriff er seinen Hut und empfahl sich mit den Worten:

— Ich gehe, um meinen Monarchen zu fragen, ob diese Ansichten auch die seinigen sind. Ich kann mir keinen Vorwurf machen, mögen diejenigen das Schicksal Tyrols verantworten, welche das heilige Feuer auslöschen, das ich mit so vieler Mühe entzündet habe; die Geschichte desselben wird noch in ferne Zeiten hinüberleuchten!

Er entfernte sich mit einer Hast, welche verrieth, daß er den ganzen Umfang seiner gefährlichen Lage begriff. Er lenkte seine Schritte zu Lina's Landhause, wo bereits eine vierspännige Reisechaise in Bereitschaft stand. Lina eilte in seine Arme und in wenig Augenblicken begann die Flucht des Mannes, der allein durch seinen Geist diese schreckliche Feuersbrunst in Tyrol entzündet hatte. Der Wagen rasselte über das Pflaster von Insbruck, hinaus auf die Straße nach Oesterreich. Der nächtliche Himmel war von keinem Stern erleuchtet, ein heftiger Regensturm prasselte an die Fenster des Reisewagens. Hormayr bog sich in eine Ecke und verharrte in Stillschweigen. Als Lina sich über sein Angesicht beugte, um ihn mit ihren Küssen zu trösten, fühlte sie, daß sein Gesicht von Thränen gebadet war.

— Beruhige Dich! tröstete Lina, sie sind Deiner nicht würdig, es sind wilde Bären, diese Tyroler, sie haben Dich nicht verstanden. Preise Dich glücklich, daß Du ihrer los und ledig wirst. In Wien vergessen wir bald das Geschehene. Dieses Volk wird nie das Große begreifen.

— Du irrst, entgegnete Hormayr sich sammelnd, das, was mich kränkt, ist nicht der Undank der Tyroler, ich habe nicht auf ihren Dank gerechnet, ich habe ihre Leidenschaften und Vorurtheile in Bewegung gesetzt, ich kann mich über die menschliche Dummheit nicht beklagen, denn sie ist mir dienstbar gewesen. Das, was mich tief verletzt, ist der Undank der höher Gebildeten, die Feigheit der Großen, die Erbärmlichkeit Jener, die dieser Corse wie Schulknaben behandelt, sie sind es, über die ich mich zu beklagen habe, das, was mich in tiefster Seele peinigt, ist, daß ich diesen Menschen gegenüber dieselbe Rolle gespielt habe, die ich diesen bärtigen Wilden habe spielen lassen. Sie haben mich zu meiner gewagten Unternehmung verleitet, sie haben mich mir selbst überlassen, sie werden jetzt, da Alles mißlungen ist, mich Alles entgelten lassen. Von diesen Menschen hatte keiner den Muth, etwas zu wagen, das haben sie mir überlassen. Sie werden mich vielleicht jetzt zur Verantwortung ziehen. Das Schmerzlichste aber ist, daß sie meinen Gönner und Wohlthäter, den edlen Prinzen Johann selbst verdächtigt haben. Man hat dem Kaiser Franz die abscheulichsten Verleumdungen über ihn hinterbracht. Er befindet sich in Ungnade. Man wird Napoleon ein Opfer bringen, um ihn wegen des Aufstandes in Tyrol zu versöhnen, ich fürchte, daß ich dieses Opfer sein werde.

— Du gehst zu weit in Deinen Besorgnissen, Hormayr! entgegnete Lina. Der Kaiser kann und darf nicht öffentlich ungerecht gegen Dich sein. Du wirst Deine Gegner in Wien leicht besiegen. Ziehe rüstig am Triumphwagen Napoleons, man wird über Deine Rolle höchstens lachen.

— Das ist wohl möglich, sagte Hormayr, aber traurig genug. Weißt Du nicht, was der sterbende Löwe für das Schmerzlichste erklärt hat in der Fabel? Es ist der Huftritt des Esels! Er wird mich treffen, wie er schon Viele vor mir getroffen hat.

— Es ist ein merkwürdiges Schicksal, welches alle Freunde des österreichischen Hauses ereilt seit Jahrhunderten. Ich hätte besser die Erinnerungen daran bewahren sollen.

— Bist Du nicht selbst ein wenig Schuld an diesem Schicksal, bester Hormayr? Denke an unser österreichisches Sprichwort: Ungeschaffte Arbeit findet keinen Dank. Warum hast Du es nicht auch so gemacht, wie die großen Herren? Sie freuen sich des Sieges und der Niederlage.

Ein Schuß unterbrach dieses Gespräch. Der Wagen stand plötzlich still. Der Kutscher stieß einen Fluch aus. Eins der Pferde war gefallen. Der Freiherr ergriff seine Pistolen und fragte den Kutscher, was vorgefallen sei. Es war rings umher still, keine Spur eines Menschen.

— Mein Handtiger ist todt! jammerte der Kutscher.

— Woher ist der Schuß gekommen?

— Hier rechts vom Felde, der Schütze hat Reißaus genommen.

Es war nichts zu thun, als das todte Pferd auszuschirren und mit drei Pferden die Reise fortzusetzen. Man that es in möglichster Eile, während Hormayr ängstlich umherspähte. Lina zitterte wie Espenlaub und wagte sich nicht zu rühren. Bald war der Wagen wieder im beschleunigten Lauf. Der Kutscher hieb auf die Pferde und gewann bald eine Anhöhe. Kaum hier angelangt, sah man abermals einen Schuß aufblitzen, die Kugel fuhr durch den Wagen und warf den beiden Reisenden die Splitter des zerschmetterten Wagenfensters ins Gesicht.

— Der Tyroler Abschiedsgruß! sagte Hormayr mit grimmiger Bitterkeit.

Jetzt war man über die Anhöhe hinweg, aber plötzlich sah man sich von einem Trupp bewaffneter Tyroler aufgehalten. Schon glaubten die Reisenden, man wolle sie ermorden, aber man irrte sich. Der herantretende Führer der Truppe zog höflich seinen Hut und sagte:

— Ich hoffe, Sie sind unverletzt, Herr Baron! Es ist nicht unsere Schuld. Sie sind zu spät abgereist. Wir hatten Sie schon am Thore erwartet, um Ihnen sicheres Geleit zu geben, wir dachten, Sie wären schon voraus, erst als wir die Schüsse fallen hörten, gewahrten wir unseren Irrthum.

— Und wem verdanke ich diese rührende Sorgfalt für mein Leben? fragte Hormayr.

— Der Baron Timotheus hat uns dies aufgetragen. Er weiß, daß Sie nur wenige Freunde haben. Er hat durch sein Kundschafter erfahren, daß man Sie auf der Reise ermorden will. Diese Schüsse sind nur das Vorspiel. Aber im nächsten Walde warten dreißig Tyroler auf Ihren Wagen. Sie werden sich aber mit uns in kein Gefecht einlassen. Der Baron hat einen Abgesandten an diese Leute geschickt und sie mit harter Strafe bedrohen lassen. Demungeachtet haben wir Befehl, Sie zu begleiten.

— Ha, das sieht ihm ähnlich! sagte Lina für sich.

— Seltsam, erwiederte der Freiherr, man erkennt seine wahren Freunde, wie es scheint, immer zu spät. Dieser Mann, den ich nie hassen konnte, sammelt feurige Kohlen über meinem Haupte.

— Du hast ihn immer verkannt, ich wußte wohl, wer er ist! O Hormayr, wie glücklich könntest Du sein, hättest Du seine Rathschläge befolgt. Er ist ein edler, ein herrlicher Mensch.

Der Freiherr antwortete nichts, aber er stellte über sich und Timotheus Betrachtungen an.

Die Reise konnte nur langsam fortgesetzt werden, denn die Tyroler waren zu Fuß.

Man erreichte bald den gefürchteten Wald. Einige Tyroler machten dem Freiherrn den Vorschlag, nach Insbruck umzukehren, aber Hormayr erwiederte ihnen, daß er sich lieber gleich, als später in sein Schicksal ergeben wolle.

— Habe ich um Tyrol den Tod verdient, entgegnete er, so mag man mich gleich tödten. Ich will mich nicht langsam martern lassen.

Es währte nicht lange, so stieß man auf ein Bivouak von Tyrolern, welche die Straße gesperrt hielten. Die beiden Haufen traten so-

fort mit einander in lebhafte Unterhandlungen. Die Beschützer Hormayrs überhäuften ihre Kameraden mit heftigen Vorwürfen.

— Sind wir Banditen? sagten sie, daß Ihr auf den Landstraßen auf die Reisenden wartet.

— Wir warten nur auf Einen! lautete die Antwort. Bringt Ihr den Hormayr, so sagen wir Euch, daß wir auf ihn warten.

— Und was wollt Ihr mit ihm thun?

— Das, was ihm gebührt und was die Amnestie von uns fordert, ihn ausliefern.

— Es ist besser, daß Einer für uns Alle, als daß Alle für ihn büßen.

— Schande und Spott über Euch! eiferten Hormayrs Beschützer, seid Ihr kleine Kinder? Schämet Ihr Euch nicht, den Franzosen zu sagen, der Baron hat uns verführt?

Das Argument wirkte. Niemand wollte in dem Licht eines Verführten erscheinen — aber dadurch wurde der Grimm gegen Hormayr nicht gemildert.

— So wollen wir uns an ihm rächen! riefen Mehrere.

— Und was hat er denn an Euch verbrochen?

Jetzt wurde eine ganze Litanei von Anklagen abgesungen.

— Er hat das Geld, das für uns bestimmt war, für sich behalten.

— Er hat mit Frauenzimmern es durchgebracht.

— Er hat uns zum Narren gehalten.

— Er hat uns gebrandschatzt, um sich zu bereichern.

— Er ist ein Mensch ohne Gewissen und Ehre.

— Er hat sich dem Andreas Hofer widersetzt.

— Er hat den Tod verdient und wir wollen ihm geben, was ihm gehört.

Hormayr, der alle diese wüthenden Ausbrüche der Ungerechtigkeit des Volkes hörte, wollte jetzt aus dem Wagen springen und sich verantworten. Seine Beschützer aber hinderten ihn daran. Der Beredteste von ihnen aber antwortete auf alle diese Anklagen.

— Ihr sagt, er hat sich bereichert? Wollt Ihr's bezahlen, was er schuldig ist? Er hat Euch gebrandschatzt? Dessen können kaum die Bayern sich rühmen, denn wo nix ist, hat der Kaiser das Recht verloren. Was giebt's bei uns noch zu brandschatzen? Wen von Euch hat er gebrandschatzt? Er ist ein Freund von Frauenzimmern? Was geht das Euch an? Seid Ihr denn Weiberfeinde? Er hat dem Anderl nicht parirt? Aber wo steht denn geschrieben, daß er ihm hat pariren sollen? Wer ist denn der Anderl? Ein Bauer, wie wir! Wer ist der Baron Hormayr? Ein grundgescheuter und studierter Herr! Hätte der Anderl ihm gefolgt, es stünde anders um Tyrol. Was kann der Baron dafür, daß man mit Napoleon Frieden macht. Er hat's ehrlich gemeint mit Tyrol — darauf lebe und sterbe ich!

Es entstand ein lebhafter Disput, während dessen Hormayr sich völlig passiv verhielt. Die Wagschale des Geschickes schwankte hin und her — endlich machten Hormayrs Beschützer dem Streit durch Entschlossenheit ein Ende, indem sie ihre Büchsen anschlugen und ausriefen:

— Platz da für den Intendanten von Tyrol oder wir brennen los.

Jetzt öffnete der Freiherr die Fenster und rief:

— Um Gotteswillen kein Blut vergießen! Wer mich liebt, der vergießt nicht Tyrolerblut.

Einen Augenblick legte sich hierdurch der Sturm, aber bald entbrannte er auf's Neue, nur in anderer Weise. Beide Parteien schulterten ihre Büchsen und die feindliche sagte spöttisch:

— Recht hat er, sollen die Tyroler sich noch um ihn balgen. Ist der Schacher ein Tropfen Tyrolerblut werth? Laßt ihn laufen; besser, daß hundert Spitzbuben durchkommen, als daß ein ehrlicher Tyroler fällt. Schleppt ihn fort, Kameraden, wir haben nix dagegen, nur schaut's, daß er nit wiederkömmt. Denn sonst, jeder Tyroler hat eine Kugel für ihn. Laßt ihn davon mit seiner Herzallerliebsten, hol ihn der Kukuk, nur nicht wiederkommen, hörst' Hormayr, sonst kommst nimmer lebendig davon!

Ein Hagel von Schimpfworten begleitete den Reisewagen des Freiherrn. Man warf ihn zum Ueberfluß mit Koth, aber man trieb die Thätlichkeiten nicht weiter. Allmälig verließen sich die Erzürnten, um in den nächsten Schenken sich ihrer Heldenthat zu rühmen. Von Ort zu Ort begleiteten den Freiherrn die von Timotheus bestellten Eskorten, aber Hormayr mußte zu seiner tiefsten Kränkung beobachten, daß sie ihren Dienst mit Widerwillen verrichteten. Er schlug daher eine Seitenstraße ein, wo man ihn nicht erwartete und setzte seine Reise auf Umwegen fort. Aber an vielen Orten wurde er erkannt, doch mäßigten sich die Leidenschaften gegen ihn nach Maßgabe seiner Entfernung von Insbruck. Endlich erreichte er die Grenze seines Vaterlandes. Auf dem Markstein zwischen Tyrol und Kärnten saß ein in Lumpen gehülltes Weib, die den vorüberfahrenden Wagen um eine Gabe anbettelte. Sie sah bleich und abgezehrt aus und schien doch noch sehr jung zu sein. Der Ausdruck ihres Gesichts war schrecklich; Hunger, Elend und wilde Leidenschaften schienen es verzerrt zu haben. Sie streckte ihre entfleischten Arme gegen den Wagen aus und schrie:

— Bitt' gar schön, bitt' gar schön um ein Almosen für den Andreas Hofer!

Betreten ließ Hormayr den Wagen halten. Er wurde bleich wie der Tod.

— Das ist die Nemesis von Tyrol, sagte er zu Lina, die schaudernd die Bettlerin betrachtete. Gott steh' mir bei, das ist die Gehenkte von Insbruck — sie ist wahnsinnig.

Und außer sich vor Schrecken, Mitleid, Schmerz und Reue, nahm er aus seinem Portefeuille eine kleine Brieftasche, in der 300 Gulden enthalten waren und warf sie der Unglücklichen zu Füßen.

Der Frauen-Convent.

Abermals tanzten die Weiber um den Birnbaum, abermals riefen sie Schuriwuri, die sich keifend und wiederwärtig, wie das erste Mal, finden ließ. Zwölf Weiber traten klagend gegen ihre Männer, Brüder und Geliebten auf und brachten nach der Reihe ihre Beschwerde vor.

Zuerst trat Cilli Brandmayr, die Wirthin vom rothen Schwan in Schwatz, auf, ein großes, riesenhaft gebautes Weib mit entschlossener Physiognomie, und ward in folgender Weise klagbar gegen ihren Eheherrn, den im ganzen Lande wegen seiner Leibesstärke bekannten und gefürchteten Herrn Mathias Brandmayr, der im Heere der Tyroler den Rang eines Hauptmanns bekleidete.

— Es ist Euch Allen und Jedermann im Lande Tyrol bekannt, daß mein Mann ein ehrenfester Bürger und ein Muster von einem Wirth und Eheherrn war. Er war Niemandem was schuldig, weder im Guten noch im Bösen, seine Wirthschaft war die schönste im Oberinnthal, Jedermann ist gern eingekehrt im rothen Schwan, denn nirgends ist man besser bedient worden, unsere Würste waren berühmt und unser Weinkeller war der größte. Und mein Mann war brav und arbeitsam, in der Früh war er der Erste auf im Hause und auf die Nacht der Letzte im Bett, und als Eheherr hat er mich gehalten wie einen Schatz und im zwölften Jahr unserer Ehe war er mir noch so treu und in Lieb ergeben, wie vor der Hochzeit. Es hat kein Unfrieden geben in unserm Haus, der über Nacht gedauert hätte. Seine einzige Unterhaltung war der Kegelschub, bei dem er täglich seinen harten Thaler verdient hat und das Scheibenschießen, von dem er nie heimgekommen ist, ohne alle Säcke voll Silbergeld daheim zu bringen. So ist unser Wohlstand mit Gottes Segen so herangewachsen, daß wir unsere 50,000 Gulden erspart haben und unser Haus neu bauen wollten. Da ist der Krieg in Tyrol ausgebrochen und mit ihm nichts als Unglück und Unfrieden. Bis dahin hatte jeder Gast im Wirthshaus seine Zeche ehrlich bezahlt und wer es nicht gethan hat, ist hinausgeworfen worden und gewiß nimmer wieder gekommen. Da haben sie meinen Mann zum Hauptmann gemacht und von der Stund an hat die Kreide im Hause nimmer ausgehen dürfen. Früher hab' ich um

einen Kreuzer das ganze Jahr genug gebraucht, jetzt habe ich kaum eine Woche genug. Die Herren Offiziere und Feldwebel sind gekommen und alle haben ihren Schoppen getrunken und gesagt, nach dem Krieg wollten sie abrechnen. Das war nicht genug, bald hat der eine Büchse gebraucht, bald jener einen Säbel, dann haben sie noch Geld geborgt, was sonst meines Mannes Gewohnheit nicht war und hab' ich was dagegen gehabt, so hat's immer geheißen: Laß gut sein, Cilli, der Kaiser zahlt Alles. Kurz und gut, unser Geld ist draufgegangen. Mein Mann aber hat mich so oft geschlagen, so oft er sich Geld aus der Truhe geholt hat und ich hab so oft den Schlüssel an den Kopf gekriegt, bis ich ihm gesagt hab: Da hast ihn und verthu' Alles.

Anstatt des Geldes aber hat der Simpel eine Menge Papierln zu Haus bracht, Obloagazionen und Lieferscheine, Quittungen und Schuldscheine und lange Dinger, wie unsere Fleischzettel, und dabei hat er hoch und theuer geschworen, daß sich unser Vermögen verdoppeln wird in einem Jahr — und ich hab' meine Tetschen kriegt, wann ich dawider geredet hab', und eine dumme Gans nach der anderen. Da hab' ich also einen Juden g'fragt, was denn die Papierln werth sind? Der hat ein Gesicht g'macht, wie der heilige Laurentius auf der Brucken und hat g'sagt: Weih geschrieen, was mach' ich mit dem Plunder, es ist kan Drittel werth — und das nicht gewiß. Jetzt hab' ich g'nug g'habt. Potz Kreiz Million Simpel, hab' ich zu meinem Mann g'sagt, Du Dieb an Deinen Kindern, Du willst mich also mit meinen Kindern in Noth und Elend bringen? Wann das so fort geht, sollst mich kennen lernen. Ich will meine Aussteuer und was ich sonst Dir zug'bracht hab', zurück haben, dann kannst Du Dein Geld nehmen und es verschenken an Deine Kameraden. Das war ihm freilich nit recht, wir, die zwölf Jahr mit einander gelebt haben, wir, es drückt mir's Herz ab, wir sind mit einander vor das Gericht getreten! Der Herr Syndikus, ein braver Mann, hat meinem Mann Vorstellungen g'macht, daß er geweint hat, wie ein Kind, und ich bin ganz weich worden und hab's nit übers Herz bringen können, ihm die Schand' anzuthun und ihn auszupfänden. Von der Stund an ist mein Mann in sich gegangen, aber es war zu spät. Und nun hat's alle Tag im Haus an dem und jenem gefehlt, der Weinbauer ist kommen, und mein Mann hat nicht zahlen können; das Vieh hat er schuldig bleiben müssen, und ein ganzer Haufen Papierln ist geschrieben worden, damit das Geschäft nicht ins Stocken g'kommen ist. Jetzt ist mein Mann Wochen lang nimmer zu Haus gekommen, und zum ersten Mal hab' ich ihn betrunken gesehen. Und weil ich das nicht gelitten hab', ist er fast gar nimmer zu Haus kommen. Bald hat er in Insbruck, bald wo anders zu thun g'habt — und immer hat er Geld fortgetragen und nie was zu Haus bracht. Da ist Einquartierung gekommen und die große Feuersbrunst; auf einem glühenden Aschenhaufen, unter brennenden Möbeln, hab' ich mein Letztes zusammengesucht, eine Schnur Perlen, meine Ohrringe und ein Beutel mit Muttergottesdukaten.

Das Alles war nicht genug. Mein Mann ist mir auch noch untreu worden. Zuerst hat er mit liederliche Weibsbilder in Insbruck sein Spaß g'habt; ich hab' mich darüber hinausgesetzt und mir denkt: Du lieber Gott, wann er so lang allein ist, wird ihm die Zeit lang. Da, ich hab' g'rade auf der Brandstatt gesessen und geweint, daß sich die Steine hätten erbarmen mögen, kommt ein Weibsbild daher und fragt mich, ob ich nicht wüßt, wo der Brandmayr wär? Sie hat ausg'schaut wie eine ordentliche Person, aber ich hab' gleich gesehen, daß sie in andere Umständ war. Ich sag ihr nun, daß ich sein Weib wär, daß uns das Haus z'sambrennt ist und daß uns die Franzosen genommen hätten, was wir g'habt haben, und daß ich nichts gerett' hätt, wann ich net an Paar Franzosen, die geplündert haben, hätt' bewältigen können. Da setzt sie sich zu mir hin, hebt zu Flennen an und sagt mir, daß sie noch viel schlechter d'ran ist, und gesteht mir, daß mein Mann sie verführt hat und daß sie

die Tochter von der Ochsenwirthin in Meran ist und — kurz und gut — eine Geschicht', daß mir die Haar' zu Berg' g'standen sind.

In der ersten Raschi wollt ich's nehmen und abprügeln, nachher aber hat sie mir leid gethan, denn sie war ganz abgerissen und hat ja ein Kind von meinem Mathias unterm Herzen tragen! Und weil sie mir so herzbrechend ihre Reu' erzählt hat und hoch und theuer geschworen, daß sie nix mehr mit dem Mathias zu thun haben will, ich sollt ihr nur verzeihen und helfen, daß sie niederkommen könnt', so hab' ich sie zu mir g'nommen und ihr getraut, und sie hat in meinem Stall, den ich zur Wohnung eingerichtet hab', ihre Wochen gehalten. Mit tausend vergelts Gott ist sie von mir gegangen und hat mir ihr Kind zurückgelassen und hat auf den Knieen sich bedankt, daß ich's genommen hab', und ist zu ihren Eltern nach Haus gegangen, die sie davon gepeitscht haben.

Wie nun mein Mann wieder z' Haus kommt, natürlich war ich nicht wie sonst, sondern still und trotzmäulig, da hört er das Kind schreien. Was ist denn das? fragt er ganz erschrocken. Was wird's denn sein, sag' ich. Dein Kind ist's, da Du, schlechter Mann, des Meraner Ochsenwirths Nani verführt hast. Ich hab' den armen Wurm zu mir g'nommen, daß er nicht verhungert und die Mutter nicht ihm ein Leids anthut, und so wirthschaftest Du jetzt in Deinem Haus und bist ein Lump durch und durch. — Da ist mein Mann ganz komisch worn und hat sich vor mir hinkniet und hat g'flennt und bitt, ich sollt ihm nur verzeihen, an Allem wär' der Krieg und die Kameradschaft Schuld, und er wollt sterben vor die Franzosen, und ich sollt mich trösten und an Andern heirathen, der mich besser behandelt und sollt nicht mich kränken. Drauf bin ich selber weich worn und hab' ihm gesagt: Unser Herrgott hat uns heimg'sucht, und wann er seinen Fehler bereut, so wollt ich ihm Alles verzeihen und Noth und Schicksal mit ihm theilen und Alles vergessen, denn wir sind Alle Menschen, und ich wußt' wohl, daß nur der Krieg ihm seine gesunde Vernunft verblendet hat. Da haben wir uns also wieder versöhnt und ich hab' ihm g'sagt, er soll die Büchsen weglegen und z' Haus kommen, und der Kaiser sollt sich helfen, wie er könnt, a Jeder für seine Sach' und Wirthschaft, er hätt' g'nug gethan für den Kaiser. Da ist mein Mann aufg'sprungen und hat ausg'ruft: Wie, was? Wie ein Lump soll ich enden? Und Alles das soll ich gethan haben für nix und wieder nix, und nicht a Mal an Ehr davon haben? Das könnt nur ein schlechter Kerl! Er würd' hinausziehen in den Krieg und nicht eher wieder z' Haus kommen, bis er Ersatz hätte für seine Opfer, und wann's das Leben kostet, das wär' Alles eins, und ich müßt' wieder eine reiche Frau werden, was ich g'wesen bin, sonst getraute er sich nicht mehr vor meine Augen.

Alles, was ich dagegen g'sagt hab', war umsonst, und am End war ich selber dabei, daß er sich Müh' geben sollt, die ausstehenden Schulden hereinzubringen und vom Kaiser Ersatz zu erhalten; er hat sich ja hervorgethan im Krieg, wie Keiner, außer dem Anderl, und hat Anspruch auf den Dank vom Hause Oesterreich, für das er seine g'raden Glieder und sein ganzes Vermögen hingegeben. Da ist er denn wieder fort — und der Krieg hat von Neuem ang'hebt. Jetzt hör' ich aber, daß der Kaiser Frieden macht. Ich schreibe also meinen Mann voller Freuden, daß er z' Haus kommen soll. Aber der Anderl ruft wieder alle Tyroler auf, und mein Mann ist bei die, welche die Sach' auf das Aeußerste treiben wollen. Potz Himmel tausend Element, jetzt hab' ich die G'schicht dick und satt! Der Teufel soll den Krieg holen und die ihn anbrennt haben! Ich will Frieden haben und mein Mann im Haus, was ich mit Gottes Hülf' wieder aufbaut hab'. Und darum bin ich hier. Hilf Schuriwuri!

Hierauf folgten noch mehrere andere Frauen, die in ihren Erzählungen alle ihre Schicksale dem Kriege zuschrieben, unter ihnen auch Mutter Margareth, die das Schicksal ihres Toni beklagte. Die Uebrigen schwiegen, denn was diese noch vorzubringen hatten war ähnlicher Natur. Es waren Frauen, die sich über ihre Männer und den Ruin ihres Hauses, Mütter,

die sich über ihre Söhne, Schwestern, die sich über ihre Brüder zu beschweren hatten.

Jetzt erhob sich Schuriwuri, stellte sich mit geschwungenen Krücken aufrecht gegen die versammelten Weiber und beantwortete ihre Klagen in folgender Buß- und Strafpredigt:

— Weiber von Tyrol! Was soll ich Euch sagen über Eure Klagen und Euer Lamentabel. Wer, als Ihr selbst, hat Alles verschuld't, und Eure Hoffahrt und Eure Eitelkeit! Hätt' die Frau Wirthin von Schwatz nit selbst gern ihren Gottfriedl in der Hauptmannsuniform gesehen, hätt' sie nit selber 's ganze Innthal kommandiren wollen, es wär' ihr net so gangen. Ihr wollts keinen Krieg — na, und Ihr wißt Euch nit zu helfen? Versteckt den Männern die Büchsen, verweigert ihnen Gruß und Kuß, wann's daheim kommen, trotzmault mit ihnen so lange, bis sie zu Kreuz kriechen. Vor allen Dingen zahlts a Jede Euren Kronenthaler in mein Büchsen und pfiad Eng God auf Nimmerwiedersehen. Es ist mir kalt auf der Welt — geschwind bringts die Besen her und die Kronenthaler. So, jetzt ist's Recht, und jetzt zündt's an die Besen, frisch, Kurasch, sonst holt Euch Alle der Satan bei lebendigem Leib. Frisch, frisch, jetzt zündt's an, da seht's, ich geh' voran. Der Krieg ist aus und Jeder geht daheim, der a Weib hat, oder eine Schwester, oder eine Tochter, pfiad di God Tyrol und schnöde Welt. Huh, mich friert! Feuer! Feuer! Huisa, wie labend und wohlriechend ist der Brand und wie z'wieder seid's Ihr! Pfiad God, pfiad Eng God!

So verbrannte die Hexe sich anscheinend mit dem Birnbaum, und die Weiber flohen kreischend beim Leuchten der Feuersbrunst in die finsteren Thäler.

Von Stund an war dem Tyroler Krieg sein Urtheil gesprochen.

Krisis.

In der Wolfsschlucht, nahe an der Hütte des Klausners, begegnete der Sandwirth den Vater Klaus. Er blieb vor ihm stehen, nahm seine Büchse von der Schulter und sprach:

— Apropos, mit Dir habe ich a Wortl zu sprechen. Bist Du ein Zauberer oder ein Verräther? Nur Eins von Beiden kann sein. Wer kann wissen, wie stark der Feind ist, wo der und jener General steht, außer ein Spion? Bei Dir kann man Alles erfahren, höre ich. Franzosen und Tyroler, Bayern und Oesterreicher, Dir ist das Alles eins, Du hälst offene Tafel für alle Parteien. Das Wesen wird mir zu bunt hier. Deine Geister haben Fleisch und Bein und gute Büchsen. Ich bin selber hergekommen, um mit Dir zu reden. Du hast gute Freund' in Insbruck, die nix auf Dich kommen lassen, aber ich sag' Dir, mach' Deine Rechnung nicht ohne den — Sandwirth!

— Du thust mir Unrecht, Andreas. Es ist wahr, ich helfe gern Jedermann und mein Wundbalsam hilft den Franzosen und den Tyrolern. Macht denn unser Herr Gott einen Unterschied zwischen ihnen? Scheint nicht alle Tag seine Sonne auf sie? Und lehrt uns nicht die Religion Christi, daß man seinem Feinde Gutes thun soll.

— Das ist wahr und gut, aber bei Dir vermuthet sich kein Mensch mehr Religion und Frömmigkeit, sondern Du treibst schwarze Kunst, und die ist des Teufels. Wann Alles nach meinem Sinn ging, würd' ich das Ding nicht leiden, aber unsere Gelehrten selbst sind nix als Ketzer und Heiden.

— Nicht Alles ist das Werk des Teufels, was so scheint, Andreas Hofer. Es giebt geheime Wissenschaften, die uns den Blick in die Zukunft gewähren, die uns sagen, wo diese oder jene Person weilt, was sie thut, und Alles dies geht ohne Zauberei zu, durch Hülfe der natürlichen Magie. Wenn Du willst und wenn Du mir dafür Deinen Schutz gewähren willst, daß meine Klause auch in Zukunft ein Asyl des Friedens bleiben kann, so will ich Dir beweisen, was ich vermag, und Du magst wohl Nutzen davon haben. Bist Du denn nicht neugierig, ein wenig in die Zukunft zu blicken und Dein eigenes Loos zu erforschen?

— Alles, was ich wissen möcht', entgegnete Hofer, ist, was in drei Monaten sein wird.

— Du sollst es erfahren, Hofer, komm heute um Mitternacht in meine Klause.

— Ich will mir's überlegen.

Aber Hofer überlegte nicht viel. Alles, was ihn umgab, war falsch. Alles zeigte sich anders, als er es sich vorgestellt, täglich erlebte er neue Enttäuschungen, er war entschlossen, die schwarze Kunst des Klausners zu Rath zu ziehen, um endlich mit sich ins Reine zu kommen. Er stellte sich, trotz seiner ausgesprochenen Furcht vor der Nacht und vor Gespenstern zur festgesetzten Stunde in der Klause ein. Vater Klaus hatte ihn erwartet und alle Vorbereitungen getroffen, seinen Gast würdig zu empfangen.

Vater Hofer fand einen guten Imbiß vor und einen guten Trunk, einen bequemen Lehnstuhl und feinen ungarischen Rauchtabak, Dinge, die Hofer zu verschmähen nicht gewohnt war.

— Gott verzeih mir die Sünde, sagte Hofer. Wenn Du mit dem Teufel im Bunde bist, muß er ein guter Weinkenner und feiner Riecher sein.

— Bild' Dir nix ein, Hofer, vom Teufel, und lege Deinen Aberglauben ab. Es giebt geheimnißvolle Kräfte in der Natur, die Du nicht begreifst, und daher Alles Unheil in Tyrol. Hör' mich an, Hofer, es ist Dein letzter Tag. Morgen noch wirst Du frei handeln und darüber entscheiden können, ob der Krieg fortzusetzen sein wird, oder nicht. Versäumst Du diesen Tag, so bleibt Dir keine Wahl mehr. Laß Dir vor allen Dingen eine Geschichte erzählen, die sehr lehrreich ist für Dich. Du wirst darin das Bild Deines eigenen Schicksals finden und Deine Zukunft erkennen.

„Vor Zeiten lebte hier in der Wolfsschlucht eine mächtige Fee — Amorosa mit Namen — sie war schön, wie der Mai, und liebreich und voll Herzensgüte und Erbarmen gegen Arme, Verfolgte und Unglückliche. Aber sie hatte eine böse Nachbarin, die im Volderthal ihr Feenschloß hatte und Furiosa hieß. Beide aber waren verliebt in einen und denselben Hirten; man hieß ihn den schwarzen Peter, wegen seiner schönen schwarzen Haare und Augen und seines schön gekräuselten Bärtchens, denn er war noch zu jung, um schon einen ordentlichen Bart zu haben. Beide machten dem Hirten Liebeserklärungen und Versprechungen, und jede versprach ihm, was sie eben zu geben hatte, und jede verschwieg ihm, was für Ungemach sie ihm bringen würde.

— Wenn Du mich lieben willst, sagte Amorosa, so werde ich Dir eine unendliche Welt der Wonne und Seeligkeit erschließen. Du wirst die Gabe erhalten, mit jeder Blume sprechen zu können, alle Geschöpfe werden Deinem Zaubergebot gehorchen, Du wirst zukünftige Dinge sehen und Dein Herz wird stets voll Zufriedenheit und Wonne sein!

Furiosa aber sagte:

— Wenn Du mich liebst, Peter, so werde ich Dich reich und mächtig machen und Du sollst ein König werden mit einer güldenen Krone und alle Welt soll vor Dir im Staube sich krümmen und Du wirst Macht haben über viele Menschen.

Der arme Peter wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Denn Amorosa fesselte ihn durch den Zauber ihrer Schönheit und Anmuth, während Furiosa ihn durch Gluth der Leidenschaft und wildes Liebesfeuer hinriß.

Er hätte gerne Beide besessen, aber die beiden Feen haßten sich, wie Nebenbuhlerinnen sich gewöhnlich hassen. Sie thaten dann auch, was Nebenbuhlerinnen zu thun pflegen, sie verleumdeten sich und sagten einander viel Böses nach, was wohl auch in der Wahrheit begründet war.

— Fliehe Amorosa, sagte Furiosa, sie ist arm, sie nennt nichts ihr Eigenthum, als eine Hand voll Blumen. Zudem ist sie nicht treu, sie liebt Jedermann, Jeder darf sich um ihre Gunst bewerben, wer sie liebt, darf ja nicht eifern, denn er muß ihr Herz mit Jedem theilen, der ihr gerade gefällt.

Dagegen sagte Amorosa:

— Hüte Dich vor Furiosa! Sie ist boshaft, neidisch, zänkisch, eifer- und herrschsüchtig. Wehe dem, der sie liebt, er ist ihr Opfer. Ihre

Reichthümer beglücken nicht, und die Menschen, über die sie Dir Gewalt geben wird, werden Dich nicht lieben. Sie wird Dir Alles zum Feind machen und Dich verderben. Du wirst das Glück in ihren Armen nicht lange genießen, denn sie tödtet Jeden, der sie liebt, um sich wieder einen anderen Geliebten zu suchen.

Der Unglückliche, der ihr Herz zu besitzen glaubt, ist zeitlebens ihr Sklave, sie peinigt ihn auf jede Art, sie vergällt ihm jede Stunde seines Lebens, sie macht seine Nächte schlaflos und der Fluch begleitet ihn auf allen seinen Wegen.

Trotz dieser Vorstellungen wählte sich der schwarze Peter Furiosa zur Geliebten.

— Denn, sagte er, was nützt es, mit Blumen sprechen zu können? Kann man satt werden von ihrem Anblick? Und wenn die Thiere mir gehorchen, was habe ich davon? Das kann einem Thierbändiger von Nutzen sein, aber für mich hat das keinen Werth. In die Zukunft aber zu sehen, ist mir sehr gleichgültig, wenn ich schon in der Gegenwart nichts zu nagen und zu beißen hätte! Wenn auch Furiosa mich ein wenig quält, so werde ich doch an Allem Ueberfluß haben. Und wenn sie meiner müde ist, werde ich es zeitig genug merken, um vor ihr auf der Hut zu sein.

Amorosa weinte sehr, als sie des schwarzen Peter unwiderruflichen Entschluß vernahm, sich der Fee Furioso so ganz hinzugeben. Sie beklagte seine Verblendung weit mehr, als ihr eigenes Schicksal, denn da ihr Herz voll Gefühl für alle Kreaturen der Schöpfung war, so konnte sie der Verlust des Geliebten nicht unglücklich machen. Eine jede Blume erfreute sie und die Liebe aller Kreaturen, der sie begegnete, entschädigte sie reichlich für die Entbehrung eines Glückes, was sie gewünscht hätte, mehr um den Hirten zu beglücken, als um selbst durch ihn beglückt zu werden. Es kränkte sie nicht, daß er sie verschmähte, sondern sie beklagte nur, daß er unglücklich werden sollte. Sie hätte ihn gerne aus den Armen Furiosa's gerettet, aber diese bewachte ihren Geliebten mit tausend Augen dienstbarer Geister.

Furiosa machte nun ihren Geliebten so glücklich, als sie es vermochte. Sie ordnete die Hochzeit an und schuf durch ihren Zauberstab einen Palast, wo sie mit einander wohnen und des Lebens Freuden im reichsten Maße genießen sollten. Sie selbst kleidete sich bräutlich und erhöhte ihre Reize durch alle Mittel einer verführerischen Kunst. Die beiden Liebenden schwebten im Vollgenuß aller denkbaren Vergnügungen. Ihr liebstes Vergnügen war die Jagd. Im leichtgeschürzten Jagdkleide durchtobten sie die friedlichen Thäler, und zahllose Geschöpfe verbluteten täglich unter ihren Jagdmessern und Pfeilen. Auch das stille Thal Amorosa's wurde von ihnen nicht verschont, sie zertraten ihre Blumen, verwüsteten ihre Gärten und ermordeten die friedlichen Thiere des Waldes, die sich in dies stille Thal geflüchtet hatten. Der Rausch der Vergnügungen benebelte den Hirten, aber nicht lange. Bald wurde er des immerwährenden Blutvergießens müde und sehnte sich nach der Fee Amorosa. So oft er sich der Wachsamkeit Furiosa's entziehen konnte, schlich er sich zu Amorosa und ergötzte sich von Weitem an ihrem Anblick, denn er wagte es nicht, sich ihr zu nähren. Sein Herz war von Reue und Sehnsucht zerrissen. Endlich wurde ihm dieser Zustand unerträglich. Seine Nächte waren schlaflos, denn die Geister der von ihm gemordeten schuldlosen Kreaturen quälten seine Seele.

Eines Tages warf er seine Krone von sich und seine reichen Kleider, zerbrach seinen Jagdspieß und zog seine Hirtenkleider wieder an.

Dann sagte er, was hilft mir Reichthum und Glanz, wenn Alles mich flieht und Niemand mich liebt? Er suchte Amorosa auf, aber das eifersüchtige Auge Furiosa's entdeckte bald sein Vorhaben. Sie folgte ihm auf seiner Flucht zur schönen Amorosa und in dem Augenblick, wo er ihr zu Füßen fallen und sie um Liebe und Verzeihung bitten wollte, flog ihm ein Pfeil mitten durch's Herz. Aber der Pfeil tödtete den Unglücklichen nicht, denn er war aus einem gar seltsamen Stoff, er spaltete nur sein Herz und verursachte ihm einen unheilbaren Schmerz, der ihn antrieb, immer zu fliehen

vor der unerbittlichen Rache Furiosa's. Alle ihre dienstbaren Geister folgten ihm auf der Flucht und so jagten sie ihn fortwährend über Berg und Thal und gönnten ihm nirgends Rast und Ruhe. Endlich erbarmte sich seiner die mächtige Amorosa. Sie beschwor alle ihre hilfreichen Geister, um die rasende Furiosa zu bekämpfen. Es gelang den Geistern der Liebe, die wilden Schaaren Furiosa's zu vertreiben. Der schwarze Peter aber lag im Grunde des Thales mit dem Pfeil im Herzen. Amorosa nahte sich ihm:

— Du siehst, Unglücklicher, daß Alles eingetroffen ist, was ich Dir sagte. Was soll ich nun thun? Ziehe ich den Pfeil aus Deinem Herzen, so mußt Du sterben, lasse ich ihn darin, so wird er Dich immer schmerzen. Du kannst wohl lange mit dieser Wunde leben, aber sie ist unheilbar. Sprich, wozu entscheidest Du Dich?

Der schwarze Peter aber antwortete:

— O zieh' mir den Pfeil aus dem Herzen, denn ich will nicht leben mit dieser Qual! Aus Deinen Händen ist der Tod süßer, als das Leben, ich habe mein Glück von mir gestoßen, ich habe Dich verschmäht, so laß mich wenigstens die Wollust genießen, von Deiner Hand zu sterben.

Da beugte sich Amorosa über den sterbenden Hirten, küßte ihn, zog ihm den Pfeil langsam aus dem Herzen und trug seinen Leichnam in ihren Garten, wo sie ihn unter Blumen zur ewigen Ruhe bettete."

Der Einsiedler schwieg. Andreas Hofer aber sagte gutmüthig:

— Du meinst wohl mit dem schwarzen Peter Manches, was mich angeht? In Gottes Namen, mach' Dich lustig über mich. Ich weiß wohl, daß morgen der letzte Tag ist, wo ich mich noch den Franzosen unterwerfen kann. Aber weiß Gott, ich kann's nicht über's Herz bringen fast. Wann ich nur ein kleines Bis'l in die Zukunft schauen könnte, ich gäbe viel darum.

Jetzt ergriff der Klausner ein Fläschchen mit einer Tinktur.

— Diese Tinktur gibt Dir die Kraft, in die Zukunft zu sehen! Hast Du das Herz dazu, so trink. Was Du sehen und träumen wirst, das wird in Erfüllung gehen. Ich rath' Dir nicht ab und nicht zu.

— Gieb her, ist es, was es will, ich trink's aus, probiren muß man Alles. Und es soll Dein Schaden nicht sein, wann nur der Traum gut ausgeht und wann mir was Gutes träumt.

Der Klausner gab ihm die Tinktur und sagte:

— Vergiß nicht, Hofer, trink es noch heute, denn Du weißt, morgen ist der letzte Tag, es könnte zu spät sein.

Als Hofer sich traurig und mit gebrochener Zuversicht entfernt hatte, stieß der Klausner in sein Horn. Langsam versammelte sich die in der Schlucht verborgen gewesene Bande in Vollzähligkeit. Es waren nur etwa fünfzig Mann.

— Unser Tagewerk ist vollbracht, redete sie der Klausner an, dieser Krieg geht zu Ende, was auch Hofer unternehmen mag, seine Zuversicht ist dahin, er hat kein Vertrauen zu sich selbst mehr. Der morgende Tag ist der Letzte, der uns noch Freiheit gewährt, lasset uns keine Zeit versäumen und das Land verlassen, wo bald ein Zustand wieder eintreten wird, der uns keine längere Sicherheit gewährt. Wir müssen auf unsern Rückzug denken, nicht nur Hofer, auch die Bayern haben Mißtrauen gegen uns, wir sind hier keinen Tag mehr sicher, alle unsere Geheimnisse liegen am Tage, die Meisten von uns sind bereits gezeichnet. Andreas Hofer wird uns für sein Schicksal verantwortlich machen, ich kenne ihn, man muß dem sterbenden Löwen aus dem Wege gehen. Das Gewissen und die Reue begleiten ihn auf seinen letzten Wegen, er weiß, daß er vielfach betrogen worden ist, er scheint von unserem Wirken schon Einiges erfahren zu haben.

Die Anwesenden beriethen sich nun in lebhafter Debatte, aber sie wurden bald darüber einig, daß ihnen nichts übrig bleibe, als die Flucht. Sie rüsteten sich aus zur weiten Reise auf verschiedenen Wegen, der Klausner selbst stand bald in einem gewöhnlichen Rock und mit

einem wohlbepackten Ranzen vor ihnen. Man trank den vorhandenen Rest von Wein und Branntwein aus und verabschiedete sich. Der Klausner aber nahm einen brennenden Span und zündete im Innern der Hütte ein Strohfeuer an, welches bald die ganze Barake ergriff. Bei dem weithin leuchtenden Schein der Feuersbrunst zerstreuten sich die Nachtvögel in alle Weltgegenden. Ihr Zuruf verhallte, das Feuer brannte aus und die Wolfsschlucht versank wieder in tiefe Nacht.

Inzwischen hatte Andreas Hofer seine Wohnung erreicht. Er trank sogleich das Fläschchen aus und legte sich zu Bette; er versank bald in tiefen Schlummer! er hatte nichts getrunken, als ein Fläschchen gewöhnlichen Branntwein, der mit etwas Zucker braun gefärbt war. Aber der Traum blieb nicht aus, obwohl der Klausner ihn mit dem Wundertrank betrogen hatte. Seine Nerven waren von Strapazen und Gemüthsbewegungen krankhaft aufgeregt, seine thätige Phantasie fing sogleich zu spielen an. Es erschien ihm die Haupt- und Residenzstadt Wien mit allen ihren Palästen zur Freudenfeier der Verlobung Maria Louisens festlich illuminirt, von tausenden von Lichtern strahlend. Er selbst schlenderte im Traum mit schwerem Herzen in den Straßen Wiens herum, mit der Büchse auf seinen Schultern und ärgerte sich über die Freude der Wiener. Er fragte die Vorübergehenden, wo der Kaiser Franz wohne. Man antwortete ihm mit Achselzucken und Niemand wollte wissen, wo der Kaiser wohne. Endlich fand er sich selbst zurecht zur kaiserlichen Hofburg, er fand sie von französischem Militair besetzt, auf der Burgwache waren französische Grenadiere. Er trat hinzu und fragte sie, ob der Herr Kaiser Franz, sein allergnädigster Herr, hier wohne; er hätte „ein Wörtel unter vier Augen mit Sr. Majestät zu sprechen". Die französischen Offiziere sahen ihn groß an und antworteten: Was ist das für ein Mann? Ist das nicht der General Barbois aus Passeyr? Sacre nom de dieu — was will der Kerl hier beim Schwiegervater Sr. Majestät des Kaisers Napoleon? Hat man vergessen, ihn in Tyrol zu erschießen? Fort mit dem Tyroler Bär in die Prison. Darauf wendete ein Franzose ein, daß das nicht civil wäre, der Mann sei ein guter Patriot gewesen, er habe nix gethan, als seine Schuldigkeit, er sei ein brav Soldat und ehrlich Mann und müsse respektirt werden. Aber es solle die Sache an den Kommandirenden von Wien gemeldet werden. Hierauf führte man ihn auf die Wachstube und gab ihm Wein zu trinken und Braten zu essen; dabei gingen die Herzen auf und er unterhielt sich sehr gut mit den Franzosen. Man erzählte sich die Kriegsabenteuer und gestand sich gegenseitig, daß man sich wacker geschlagen habe. Man lud ihn ein, in französische Dienste zu treten, denn der Kaiser wolle tapfere Leute haben und er werde ihn zum General von Tyrol machen. Darauf sagte Hofer ganz trotzig und beleidigt: Wer ihm das noch einmal sage, den wolle er hinter die Ohren schlagen, er habe dem Kaiser Franz Treue geschworen. Er werde nie seinem Feinde dienen, wenn man ihm auch eine Prinzessin gebe. Er sei keine Prinzessin und der Kaiser selbst habe ihn nicht zu verschenken. Er würde sich zeitlebens schämen, einen französischen Waffenrock zu tragen. Und die französischen Offiziere fanden das wacker und ehrenvoll gesprochen und nannten ihn einen braven Soldaten, einen Ehrenmann. Sie tranken mit ihm Brüderschaft als Kriegskameraden und sagten ihm, wenn sie ihm in der Schlacht begegneten, würden sie erst den Hut abziehen, ehe sie auf ihn schießen, und Hofer seinerseits gestand, daß die Franzosen auch brave Kerls wären, wäre er nicht ein Tyroler, er würde sich eine Ehre daraus machen, ein Franzose zu sein. Denn er habe sie kennen gelernt, daß sie nicht so schlimm seien, als die Bayern. Und die wären doch deutsche Landsleute gewesen! So vergnügte man sich im traulichen Gespräch, als plötzlich eine Abtheilung der österreichischen Grenadiere ankam. Ein Offizier trat herein und fragte:

— Wo ist der Rebell, der Andreas Hofer?

— Rebell? fragten die Franzosen, ja, gegen uns war er ein Rebell!

— Er ist auch ein Rebell gegen den Kaiser von Oesterreich, er hat die Waffen gegen sein Verbot gezogen.

— Erlauben Sie, Herr Offizier! sagte Hofer. Das ist ein Irrthum. Man sagte mir ja, daß das nur zum Schein geschehen ist.

— Gleichviel, wir haben Befehl, den Mann zu verhaften und zu binden.

— I was, sagte ein Franzose, der Offizier sein betrunken, den Kaiser sein bravstes Mann binden, arretiren — das ist uns erlaubt — man kann ihn aus Höflichkeit für den Kaiser Napoleon bitten, daß er nach Hause geht, aber binden, arretiren, le Général Barbois par ordre de son Empereur? C'est impossible!

— Ich habe meinen Befehl.

Darauf erhob sich Hofer ganz roth vor Zorn und schrie:

— I Du Krippenreiter, was, binden willst Du den treuesten Kerl von Tyrol, der sein Leben hundert Mal für den Kaiser gewagt hat? Na komm' und probir's, ich will Dich mit meinem Stutzen belehren, wer der Hofer ist.

Aber jetzt fällten die österreichischen Grenadiere das Bayonnett gegen ihn und forderten ihn auf, sich zu ergeben.

— Das sein eine lustige Komödie! sagten die Franzosen, o was sein das für Leut von die Barbar.

Andreas Hofer aber ergriff die gegen ihn gefällten Gewehre bei den Bayonnetten und schleuderte die sechs Mann so gegen einander, daß sie das Gleichgewicht verloren und Einer über den Andern purzelte. Dann aber ergab er sich lammfromm in den Befehl mit den Worten:

— Ich ergeb' mich aus Gehorsam gegen meinen Kaiser, aber nicht aus Furcht vor Euch. Führt's mich vor Euren Kommandanten, ihm will ich sagen, was sich gehört. Pfui der Teufel, Ihr Fuchsschwänz! Schämt Euch vor die Franzosen, wann's Euch nicht vor Euch selber schämt's.

Trotz alles Protestirens wurde er gebunden und abgeführt. Man brachte ihn unter dem Zulauf einer Menge Menschen mitten durch die Stadt, die neugierigen Wiener machten sich noch eben so lustig über seinen großen Bart, wie sie es schon einmal gethan hatten, als er nach Wien gekommen war, um mit dem Kaiser zu sprechen. Auch damals hatte er Se. Majestät nicht zu Hause angetroffen, sondern nur den Baron Hormayr.

Man brachte ihn aber nicht vor den Kommandanten, sondern in's Stabsstockhaus, wo man ihn mit Deserteuren und Dieben zusammen einsperrte. Da ließ man ihn bei Wasser und Brod in der Kälte liegen, indem man ihn in schwere Ketten legte.

Nachdem er lange hier gelegen und seinem Zorn in lautem Schreien Luft gemacht hatte, führte man ihn zum Verhör vor das Kriegsgericht. Man fragte ihn, wie er heiße, wo er geboren, ob er verheirathet sei, ob er schon in Untersuchung gestanden, nie etwas gemaust und sonst ein Verbrechen begangen habe, wie alt er sei und welcher Religion er angehöre. Darauf ward immer dasselbe geantwortet — er sei der Andreas Hofer und das sei genug, alle diese närrischen Fragen zu beantworten. Und er fragte, ob die Herren etwa zu viel getrunken hätten? Und sagte ihnen, daß die Franzosen derselben Meinung wären. Ob denn Einer von den Herren schon Pulver gerochen habe? Und ob sie sich nicht schämten, dem Andreas Hofer solche Fragen vorzulegen? Darüber ärgerten sich nun die Herren vom Kriegsgericht der Art, daß sie die Bank in's Verhörzimmer bringen ließen und ihm mit Schlägen drohten, wenn er sich nicht manierlicher betrage.

Darüber wurde Hofer nun vollends wüthend, aber jetzt machten die Herren Ernst und ein Dutzend Soldaten warfen sich auf Hofer und streckten ihn auf die Bank nieder, wo er in aller Eile zehn wohlgezählte Stockstreiche erhielt. Nun erst wurde mit dem schäumenden Angeklagten das Verhör fortgesetzt.

— Ob er nicht trotz des Befehls, die Waffen niederzulegen, sie wieder ergriffen und Tyrol aufgewiegelt habe, als der Frieden schon geschlossen war? Ob er daher nicht gegen den Verbündeten, Freund und Schwiegersohn des Kaisers, gefochten habe? Wie er sich erfrechen

könne, sich gegenüber dieser bewiesenen Anklage wie ein Schuldloser zu benehmen?

Darauf antwortete Hofer:

— Es Simpel! Es Landesverräther! Hätt' ich's schmecken können, wann der Intendant von Tyrol kein Befehl gehabt hat? Haben nicht die Herren Minister selbst heimliche Boten nach Tyrol geschickt? Und ist dann das nicht die Schuldigkeit eines treuen Dieners, wann er sieht, daß sein Herr nur gezwungen auf Alles Ja sagt, auch gegen seinen Willen Nein zu sagen? Ob das etwa die wahre Treue ist, die nur auf dem Platz bleibt, wenn der Herr der Stärkere ist, und wenn der Befehl Einen deckt? Gerade das sei ja die wahre Treue, die will, daß der Herr seinen freien Willen haben soll.

Auf diese Vertheidigung hat aber das Kriegsgericht sich nicht eingelassen; man fragte ihn noch einmal, ob es wahr sei, wessen man ihn angeklagt habe, und auf sein Geständniß wurde sofort das Urtheil gesprochen, daß er des Todes schuldig sei und zwar des ehrlosen Todes durch den Strang.

Darauf erwiederte Hofer nichts mehr, als daß er bat, mit dem Kaiser sprechen zu dürfen. Aber man lachte ihm in's Gesicht und sagte, der Kaiser habe keine Zeit zu solchen Lappalien und ein Verurtheilter dürfe nie mit ihm sprechen.

Darauf führte man ihn hinweg und sperrte ihn mit Ketten an einen Stuhl, der von zwölf Mann bewacht wurde, schor ihm den Bart und Kopf und ließ ihn öffentlich ausstellen.

Bald darauf sah er sich im Traume noch in andere Situationen der schrecklichsten Art.

Er sah sich auf dem Karren mit auf den Rücken gebundenen Händen — er bestieg die Leiter.

Jetzt erwachte er und sprang wüthend auf.

— Heilige Jungfrau Mutter Gottes, war das ein Traum? Gott verzeih' mir alle meine Sünden, das war so natürlich, so natürlich, ja der Klausner hat Recht, das würde mir geschehen, das sind meine Freunde im Stande, das würde ich in Wien erleben, wenn ich mich ergebe, das soll nicht geschehen. Muß ich schon sterben, so will ich lieber von der Hand der Feinde sterben, um die hab' ich's ehrlich verdient, Wurst wider Wurst, ich habe Manchen kalt machen lassen, aber von seinen Freunden so behandelt werden, das wäre zu schrecklich.

Und doch mußte sich Hofer gestehen, daß, wie er Alles jetzt kannte und wußte, doch nichts natürlicher wäre, als ein solches Ende.

Sein Entschluß war gefaßt, er wollte die Sache auf's Aeußerste treiben. Er wollte den Krieg auf eigene Faust fortsetzen und sich einstweilen zum Herrn von Tyrol erklären.

Noch einmal entschlief er. Jetzt erschien ein anderes, nicht minder lebendiges Schreckensbild seiner aufgeregten Phantasie. Tyrol war frei, er stand als Herr von Tyrol in der Kirche zu Insbruck und verlieh Orden und Belohnungen. Da kamen mehr, als gebeten waren, es entstand ein Aufruhr unter denen, welche belohnt sein wollten, der sich endlich gegen ihn offen kehrte. Seine eigenen Landsleute fielen über ihn her, beschuldigten ihn des Raubes und Diebstahls und warfen ihn in einen tiefen Kerker von Kufstein, wo er mit Kröten und Schlangen zusammenwohnte.

Erschöpft von diesen Visionen stand Hofer aus dem Bette auf und verzichtete auf den Schlaf.

Wie der Klausner vorausgesehen hatte, kehrten sich die ersten Ausbrüche seines Unwillens gegen ihn. Er befahl sogleich, die Klause zu durchsuchen und sich seiner Person zu bemächtigen, denn er dachte völlig im Ernste, daß diese Träume aus der Mixtur entsprungen seien und daß man sie so gemischt habe, um ihn zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Aber mit nichten, er wollte lieber tausend Mal sterben, als fremden Willen thun. Und doch that er nie etwas Anderes. Es war sein Schicksal. Bald brachte man ihm die Nachricht von dem Verschwinden des Klausners und der Einäscherung seiner Klause. Mit dem Frühesten wurde ihm eine alte Frau gemeldet, die er zu sich bestellt hatte, um sich von ihr die Karten legen zu lassen; es war Mutter Magareth. Obgleich erst übel genug berathen von seinen abergläubischen Ideen, konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen.

Mutter Magareth trat mit trauriger Zuversicht vor Andreas Hofer.

— Du willst Dein Schicksal wissen, Andreas Hofer, aber bedenke wohl, was Du beginnst. Meine Karten sind keine Schmeichler, und der Geist, der in mir lebt, ist kein Hanswurst, der Dir zum Spaß dient. Höre, Hofer, merk' wohl auf, diese Karten haben mir prophezeit, daß mein einzig's Kind von seinen Landsleuten wird erschlagen werden, und es ist eingetroffen. Was auch die Karten Dir verkünden, es wird auch eintreffen.

— Der Wille des Herrn geschehe! sagte Hofer.

— Mutter Margareth, sage mir, wer hat Dein' Buben erschlagen? Und wegen was? Hat er's verdient oder unverdient erlitten? Gott ist mein Zeuge, daß ich keine Ungerechtigkeit geduldet hab'.

— Verdient oder unverdient, er ist todt, Du kannst ihn net aufwecken, Andreas, Gott verzeih uns Allen unsere Sünden, aber für die, welche den Krieg in Tyrol angezettelt haben, giebt's kein Erbarmen, weder hier, noch dort oben!

— So zeig' Deine Kunst, Mutter Margareth, sagte Hofer und setzte sich mit ihr an einen kleinen Tisch.

Die Alte legte kunstgerecht die Karte auf den Tisch, das ganze Spiel in ein Viereck. Dann fing sie an, zu studieren, schüttelte bedenklich den Kopf, stand dann schweigend auf und ging zur Thür hinaus, indem sie auf die zurückgelassenen Karten wies. Das Treff-Aß — das Todesloos — lag neben dem Herz-König.

In der Haupt-Pfarrkirche zu Insbruck saß der Pater Haspinger und hörte öffentlich Beichte. Der Zudrang zu ihm war außerordentlich, man wußte, daß er ein intimer Freund Hofers und die Seele des Aufstandes war, man suchte sich im Beichtstuhle bei ihm Rath zu holen. Der unbeugsame Priester ermahnte zur Fortsetzung des Widerstandes, er tröstete die Betrübten, er ermuthigte die Schwankenden; er absolvirte alle Sünden, groß und klein, für ihn gab es nur eine Sünde: die Waffen niederzulegen. Bereits hatten eine Menge Männer und Frauen die Absolution erhalten, als auch Cilli schwankend und kaum sich aufrecht haltend, in den Beichtstuhl trat. Sie war völlig unkenntlich für Alle, die sie sonst gesehen hatten, ihr Gesicht war völlig eingetrocknet, ihre fahlen Wangen legten sich, wie Pergament, an die Knochen, keine Spur ihrer Jugendfrische und Schönheit war zurückgeblieben, ihre eigene Mutter würde dieses Skelett nicht für ihre Tochter erkannt haben. Hüstelnd und schwer athmend trat sie in den Beichtstuhl und begann ihre Beichte:

— Ich armer, sündiger Mensch beichte und bekenne, viel mit Worten und Thaten gesündigt zu haben. Ich habe das Leben vieler Menschen auf meinem Gewissen und bitte Ew. Hochwürden um Vergebung meiner Sünden!

— Sie ist Dir gewährt! sagte der Pater, in der Meinung, einen Insurgenten zu absolviren. Jeder Feind, den Du erschlagen, wird dereinst eine Staffel für Dich zum Himmel der ewigen Seligkeit bilden. Gehe hin und bete fünf Vater Unser und fünf Ave Maria, es ist Dir verziehen.

— Ach, Hochwürdiger Herr! fuhr Cilli fort. Mich beängstigt noch ein anderer Skrupel. Ich habe in der Wuth ein schweres Gelübde gethan, ist es unerläßlich, ein Gelübde zu halten, welches man aus Rache abgelegt hat? Ist es nicht viel mehr Sünde, ein solches Gelübde zu halten?

— Ich habe die Vollmacht, zu binden und zu entbinden, wie lautet Dein Gelübde.

— Ich habe gelobt, erwiederte Cilli, mit wilder Begeisterung, so lange mich von Wurzeln zu nähren, bis der Feind überwunden ist.

Der Pater sah sie mit frohem Erstaunen an.

— Ja, sagte er, Du muß Dein Gelübde halten, Niemand kann Dich davon entbinden. Wollte Gott, alle Tyroler hätten dies gelobt. Aber die Meisten von ihnen sehnen sich an den Fleischtöpfen Egyptens.

— So ist der allmächtige Gott Zeuge, daß

Du, sein Bevollmächtigter, es mir geheißen hast! erwiederte Cilli mit bitterm Lächeln und ging ihrer Wege.

— Wie lange wird dieser Bursche noch im Beichtstuhl bleiben? sagte Hofer, der hinter Cilli erschienen war, die Frist ist in zehn Minuten vorbei, ich wollte Haspinger noch sprechen und zu Rathe ziehen.

Eben wollte Cilli sich entfernen, als ihr der Pater noch sagte:

— Dein Gelübde ist ein Gott gefälliges, halte es pünktlich, suche durch Dein Beispiel Andere zu ermuthigen.

Jetzt kam Hofer und raunte Haspinger einige Worte in's Ohr. Der Pater fuhr erschrocken auf.

— Wenn das ist, so müssen wir nachgeben! sagte er.

In diesem Augenblick schlug es zwölf Uhr. Die letzte Frist des letzten Tages war ungenutzt verstrichen.

Hofer legte die Waffen nicht nieder, sondern erließ neue Aufrufe zu den Waffen.

Andreas Hofers Ende.

Das ganze Land war bald wieder im Besitze des Feindes. Die Insurgenten befanden sich im Zustande der Auflösung, Andreas Hofer selbst, „unwissend wo," wie es in seinen erfolglosen Proklamationen hieß, auf flüchtigem Fuße, von seinen eigenen Anhängern verlassen und verfolgt; der General Deroy hatte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Es war gegen Ende November, im Hochgebirge häufte sich der Schnee, der Sturm heulte durch die Thäler, das erschöpfte Volk suchte entmuthigt Zuflucht im Schooße der Häuslichkeit, die Büchsen wurden versteckt oder vergraben, Niemand dachte mehr an Widerstand. Nur die Hauptstadt war noch, im Besitz der letzten Reste des Insurgentenheeres, in ungewisser Lage von einem Tag auf den andern der Entscheidung ihres Schicksals gewärtig.

Auf dem Gebirge um Passeyr lag der Schnee so hoch, daß es für völlig unzugänglich betrachtet werden konnte. Wer aus dem Thale auf die von dichten Schneemassen bedeckten Felsen sah, mußte es für unmöglich halten, daß in dieser Jahreszeit diese Höhen von Menschen über die Waldregion hinaus besucht werden könnten. Denn bei jedem Schritt drohte ein Lawinensturz, die Abgründe waren von Schneedächern oft bedeckt, die Ueberbrückungen der Bäche schienen untrüglicher, fester Boden zu sein, es war unmöglich, hier einen sicheren Schritt zu machen, wenn man nicht jeden Baum, jeden Felsblock, jede Lawinengefahr, jede gefährliche Stelle kannte. Wer sich hierher flüchtete, that es nur auf Gefahr seines Lebens, wer hier den Flüchtling verfolgen wollte, war fast seines Todes gewiß. Dazu kam, daß dichte Nebel das Gebirge einhüllten, so daß man oft nicht drei Schritte vor sich hin sah, daß man sich daher nicht orientiren konnte und jeden Augenblick besorgen mußte, daß der Boden unter den Füßen wich. Von dieser Beschaffenheit des Hochgebirges hatten die frisch eingetroffenen Truppen keinen Begriff, erst nachdem Hunderte von Soldaten im Schnee versunken, in Abgründe gestürzt, oder durch Lawinen verunglückt waren, erkannte man alle Schwierigkeiten kriegerischer Diversionen in dieser Jahreszeit.

In dieses Gebirge hatte sich Andreas Hofer geflüchtet. In einer halb verfallenen Sennhütte mitten in den Wolken hatte der Kommandant von Tyrol sein letztes Hauptquartier aufgeschlagen, um einen Krieg fortzusetzen, dem die Natur selbst schon Grenzen gesetzt hatte. Das sorgenschwere Haupt in seine Hände gestützt, saß er da und erwog das Letzte, was er noch zu erwägen hatte, die Rettung seiner Person. Sein Geist war von dem Nebel befreit, der bisher auf ihm gelegen hatte; er sah die Weltbegebenheiten und sein eigenes Leben im Lichte der Wahrheit. Mit dem Gefühle der bittersten Kränkung erkannte er seine heroische Laufbahn ohne Eitelkeit und Selbsttäuschung. Er dachte an den Ursprung seiner Berühmtheit, an die stille Wohnung seiner Lieben, an das geräuschlose Glück, das er genossen hatte. Keine von

allen jenen Betrachtungen kam ihm in den Sinn, die ihm Dichter und Geschichtsschreiber gewöhnlich in den Mund legen; der angeblich beglückende Rausch des Märtyrerthums war von ihm gewichen, er sah in sich nichts mehr als die Kreatur und das Opfer des Egoismus. Es liegen von ihm eigenhändige Briefe vor, welche seinen letzten Ideengang darstellen. Freunde und Schicksalsgenossen berichten in gleicher Weise über diesen Ideengang. Die Poesie glaubte ein Recht zu haben, ihn zu idealisiren und ihm den Schmerz einer großen, erhabenen Begeisterung unterlegen zu müssen. Aber der Wintersturm, der ihn umgab, die eisige Kälte, in welcher Tyrol erstarrt war, die trostlose Einsamkeit, in der er sich befand, der moralische Tod der kurz vorher noch so heftig bewegten Welt um ihn her ertödteten in ihm alle jene Täuschungen, welche das Glück und Unglück seines Lebens ausgemacht haben. In ihm lebte nur noch ein Gefühl, der Haß gegen die Urheber seiner Schicksale, nur ein Wunsch, ein vergeblicher, sich an ihnen rächen zu können, nur ein Kummer, seine Familie vielleicht nie wieder zu sehen.

Er nahm Feder und Tinte und setzte mit ungeschickter, des Schreibens wenig kundiger Hand sein Testament auf. Es enthielt die ganze Geschichte seines Heldenthums, die Aufklärung über alle Verhältnisse, und nebst anderen Ergießungen folgende Betrachtungen:

„Zu spät erkenne ich, daß nur menschliche Schlechtigkeit mein treues Herz und meine Vaterlandsliebe mißbraucht haben. Gott verzeih' ihnen ihre Sünden, ich kann's nun und nimmer. Alle die Agenten, die mit Lug und Trug mich umsponnen, mich in schreckliche Lagen verwickelt, zu unbedachtem Widerstand mich getrieben haben, alle die Schliche und Schelmereien, der grausame Muthwillen, den man mit mir getrieben hat, die Vorspiegelungen und Versprechungen, die man mir gemacht hat, die Lügen, durch die man mich hintergangen hat, sie schreien um Rache zum Himmel. Es wird eine Zeit kommen für Tyrol, wo man Alles in der Wahrheit erkennen wird. Ich bereue aufrichtig Alles, was ich gethan hab', ich entsage jeder menschlichen Hoffahrt, ich weiß, was ich gewesen bin, aber so viel sagt mir ein höherer Geist, daß eine Zeit kommen wird, wo alle Spitzfindigkeit an den Tag kommen und bestraft werden wird. Adio! schnöde Welt, ich hab' mit dir nix mehr zu schaffen. Der zahlende Tag wird aber nit ausbleiben für die, welche hinterm Ofen sitzen blieben und die Betrügereien ausgebrütet haben, wodurch ein braves, treues Volk um Hab' und Gut gebracht und sein Blut vergossen worden ist. Ich seh's an meinem Schicksal, daß der liebe Gott anders denkt, als die Menschen; ich hab' mich geirrt, ich hab' gesündigt; aber so wie mich die Strafe Gottes getroffen hat, wird sie einst die treffen, welche glauben in Sicherheit zu sein und ungestraft die Redlichkeit mißbrauchen zu können."

Ein leises Pochen störte Hofer in seinem traurigen Geschäft — es war Donay, der Priester, der letzte der Getreuen.

— No, was giebt's Neues? fragte Hofer.

Der junge Priester, ein bleicher, schmächtiger Mensch mit dem Ausdruck der Verzagtheit, zuckte die Achseln.

— Alle sagen ab. Insbruck wird sich in diesen Tagen ergeben. In Wien wird Frieden gemacht. Man spricht davon, daß unsere Prinzessin den Kaiser Napoleon heirathen wird.

— Was sagst Du? schrie Hofer auf.

— Es ist das Neueste, was man hört.

— Auch gut, es ist Alles gut, was Gott macht! sagte Hofer, sein Haupt entblößend; nur was die Menschen aus eigenem Antrieb thun, ist schlecht. Was sagst Du, Donay, dazu?

— Es ist nicht zu ändern, man muß sich d'rein ergeben.

— Man muß sich d'rein ergeben, wiederholte Hofer, das will ich auch. So geh' denn, mein lieber Donay, und bringe diesen Brief dem General von den Franzosen und sag' ihm, daß ich mich ihm auf Gnad' und Ungnad' ergeben will.

— Was fällt Dir ein? entgegnete Donay verlegen; hast Du vergessen, daß bei den Franzosen keine Gnad' mehr ist? Es ist zu spät.

Sie haben ja einen Preis auf Deinen Kopf gesetzt.

— No, willst Du den Preis verdienen? sagte Hofer bitter.

— Was willst Du von mir? entgegnete der Priester gereizt, indem er seine fast erstarrten Hände zu erwärmen suchte; mit mir solltest Du nit anbinden, Andrel! Wer war so dumm wie ich? In diese Wüsten bin ich Dir gefolgt und hab' mit Dir gehungert und Kälte gelitten. Aber Alles hat sein Ende. Ich kann Dir nur einen Rath geben, nimm Dein Geld zusammen und schauen wir, wie wir das Weite gewinnen. Ich denke mit 20,000 Frs., die Du in der Kasse hast, werden wir wohl durch die Welt kommen.

— Was fallt Dir ein? schrie Hofer empört; ich soll die Kriegskasse angreifen? Von dem Geld da gehört kein Groschen mir. Das Geld gehört Tyrol und dem Kaiser.

— Paperlapa! höhnte Donay, Dein Kopf gehört auch den Franzosen. Willst ihnen nicht den geben? So eine Ehrlichkeit ist Dummheit. Noth kennt kein Gebot. Du warst der Kommandant von Tyrol, und Du sollst nicht einmal 20,000 Frs. davon haben?

— Halt's Maul, Donay, kein Wort mehr davon! Du kennst mich. Traurig genug, daß das Unglück Dich verblendet, mich wird es nicht verblenden. Was, meinst denn, der Hofer soll sich ein Mal im Grab nachsagen lassen, daß er das Land bestohlen hat? Den Ruhm vergönn' ich denen, die ihn verdienen. Ich hab' nichts, als meinen ehrlichen Namen, und der ist mir mehr werth, als mein Leben. Das Gut gehört meinen Kindern, meiner Familie. Es ist das einzige Vermögen, das ich ihnen hinterlassen kann. Was, der Hofer soll ein Dieb werden? Donay, ich hätt' gute Lust, Dir eine Kugel vor den Kopf zu geben. Wag's nicht noch einmal, so ehrlose Dinge zu reden. Du kennst mich!

Der Priester wurde über und über roth vor Zorn. Aber er mäßigte sich und entgegnete mit verstellter Bescheidenheit:

— Na, Hofer, nix für ungut. Es war nur geredt. Mir kannst es nicht verdenken, daß ich es für Dich gut mein'. Aber einsehen wirst Du, daß wir so nicht mehr beisammen bleiben können. Pfiad Di God, Hofer, ein Jeder ist sich selbst der Nächste. Ich muß schau'n, wie ich davon komm'.

Damit entfernte er sich rasch aus der Hütte. Hofer rief ihn nicht zurück.

— Geh'! rief er ihm nach, als er schon entfernt war; es ist gut so, daß der letzte schlechte Kerl mich verläßt. Wir haben nix gemein mit einander.

Donay aber lief in blinder Wuth hinab ins Thal und konnte sich nicht fassen über die Widerspenstigkeit Hofers.

— Hoho, ist das der Dank? Geiz, Geiz, dein Name ist Hofer! Er will das Geld für sich allein behalten! So friß es und ersticke daran! Mord Element! geizig gegen einen Freund, der alle Tage sein Leben für ihn gewagt hat? Und drohen will er mir noch, er, der schon auf dem letzten Loche pfeift? Warte Andrel, das soll Dir theuer zu stehen kommen. Wie einen Lumpen läßt er mich fortgehen; auch nicht ein gutes Wort hat er für mich, der aufgeblasene Pilz! Und ich habe mit ihm gefroren und gehungert und alle Leiden mit ihm getheilt. Ehrlich sein heißt er das, der Simpel! Na, wohl bekomm' Dir Deine Ehrlichkeit!

Während dieses Selbstgesprächs stolperte Donay hastig über das Geröll hinab, so daß Schnee und Steine bei jedem Schritt ihm nachfolgten. Es hatte etwas gethaut, der Schnee war naß und weich, durch die Bergrinnen rieselte das Schneewasser in raschen Strömen, aber Donay hatte nicht Acht auf diesen gefahrvollen Umstand. Seine Aufregung war zu groß. So kam er denn unter fortwährenden Schneestürzen bis in das obere Thal des Gebirges; er folgte dabei den Spuren seiner eigenen Schritte im Schnee, die er im Hinaufgehen zurückgelassen hatte. Zu seinem höchsten Erstaunen sah er von Weitem einen Menschen, der mit großer Aufmerksamkeit denselben Spuren folgte und der ihm entgegenkam. Ueberrascht blieb er stehen und ergriff seine Büchse; aber sie glitt ihm von der Schulter und fiel zu Boden; der Schuß

ging los. Sofort sah er mit Schrecken, wie vor ihm ein Berg von Schnee in langsames Schieben gerieth, bald wälzte sich die ungeheure Masse rascher und stark anwachsend dahin, endlich stürzte sie über einen jähen Abhang unter donnerähnlichem Getöse ins Thal. Der Mensch, den er vorhin bemerkt hatte, war verschwunden. Er erinnerte sich, daß er unbewaffnet gewesen und die Tyroler Kleidung trug. Instinktmäßiges Mitleid bewog ihn, dem Verschütteten zu Hülfe zu kommen. Es konnte eben so gut ein Freund wie ein Feind sein. Die Lawine war nicht so groß, daß er hätte glauben können, der Verschüttete sei nicht zu retten. Der Schnee war sehr locker und weich, kein Steingeröll hatte die Lawine begleitet, er wußte, daß unter solchen Umständen verschüttete Menschen viele Stunden unter dem Schnee leben und athmen können. Er fing daher mit einem starken Baumast den Schnee überall zu untersuchen an und war nach einer Stunde Arbeit schon so glücklich, den Verunglückten zu entdecken. Mit seinen Händen schaufelte er den Schnee von seinem Körper und befreite ihn völlig von der auf ihm liegenden Last; er fand ihn lebend, doch sehr stark betäubt und halb ohnmächtig. Es war ein junger, abgezehrter Bauernbursche mit abgerissenen Kleidern, wie es schien, aber bei den Anstalten, die der Priester zu seiner Wiederbelebung treffen mußte, entdeckte er, daß es ein verkleidetes Weib war. Er verdoppelte nun seine Anstrengungen, denn er hatte von dieser Begegnung schwerlich etwas zu fürchten; nach einer Viertelstunde schlug die Verunglückte ihre Augen auf, erhob sich rasch und sagte, den Priester anglotzend:

— Schönen Dank, lieber Herr, aber es war nicht der Mühe werth. Ich wäre da gut aufgehoben gewesen.

— Und was hast Du denn hier zu suchen gehabt? fragte der Priester.

— Nichts, antwortete Cilli, nichts, gar nichts, ich wollte blos den Hofer besuchen.

— Du weißt also, wo er ist?

— Jetzt weiß ich es nicht mehr, seit ich die Spur des Mannes verloren habe, der ihn täglich besucht. Die Lawine hat Alles verschüttet! Ich werde Hofer nicht sehen.

— Und liebst Du denn Hofer so sehr?

— O ja, sagte Cilli mit den Zähnen klappernd, ich liebe ihn sehr!

— Gehörst Du zu seinen Verwandten?

— Das nicht, aber ich habe mit ihm etwas abzurechnen. Dies sagte sie und suchte im Schnee herum, bis sie eine kleine rothe Brieftasche fand, die ihr aus dem Busen gefallen war.

— So ist Dir Hofer etwas schuldig?

— O ja, er ist mir sehr viel schuldig! sagte Cilli fast heulend vor Frost.

— Komm' mit mir, entgegnete der Priester, ich will Dich wohin bringen, wo Du Deine Kleider trocknen kannst. Aber sag' mir, warum trägst Du Mannskleider?

— Weil ich ein Mann bin! sagte Cilli dreist.

— Das ist nicht wahr! Du lügst!

— Gleichviel, könnt Ihr mir nicht sagen, wo ich den Hofer finden kann?

— So weißt Du also nicht, daß die Franzosen einen Preis auf seinen Kopf gesetzt haben? Willst Du ihn etwa durch Verrath verdienen?

— Nein, sagte Cilli, ich will ihn bezahlen.

— Du willst ihn bezahlen? Hast Du denn so viel Geld? Weißt Du wohl, daß die Franzosen 300 Frs. für ihn bezahlen wollen?

— Ich würde 300 Frs. bezahlen! sagte Cilli, forschende Blicke dem Priester zuwerfend.

— Diese Brieftasche enthält wohl Deinen Schatz? fragte Donay obenhin.

— Sie enthält 300 Frs.

— Laß doch sehen!

— Hier seh't.

— Du bist also eine Spionin?

— Nein, ich sagte Euch ja, lieber Herr, Hofer schuldet mir viel, ich will ihn sprechen, ich bedarf —

— Schon gut, entgegnete Donay, komm' mit mir, Dir soll geholfen werden.

— Ich gehe nicht mit Euch! sagte Cilli

einen Dolch zückend, mit furchtbarem Ausdruck, ich traue Niemand.

— Du bist also eine Feindin Hofers?

— Vielleicht!

— Sage lieber ja, dann könnten wir einen Handel machen!

— Gut denn, ich bin seine Feindin!

— So gieb mir Deine Brieftasche, ich führe Dich zu Hofer.

— Nicht früher, bis Hofer in meinen Händen ist.

— Wie willst Du Dich seiner bemächtigen? Er nimmt es wohl mit Dir auf.

— Ich habe Freunde!

— Wer sind Deine Freunde?

— Die Soldaten des Kaisers Napoleon! entgegnete Cilli entschlossen.

Der Priester befand sich in größter Aufregung. Er hatte die Wahl zwischen zwei Opfern: Hofer oder dieses Weib. Rache und Eigennutz entschieden bald seinen Entschluß.

— Wenn Du Freunde hast bei den Franzosen, kannst Du mir nicht Verzeihung verschaffen für meine Betheiligung an der Insurrektion?

— Vielleicht.

Dann habe ich nichts zu überlegen mehr. Gehe hin zu dem General Drouet und sage ihm, der Priester Donay bitte um Amnestie und wolle Hofers Versteck verrathen. Der General soll mir durch Dich an dieser Stelle die Versicherung der Gnade schicken. Im Thale sollen aber die Soldaten auf meinen Wink warten. Ich werde meine Büchse abfeuern, wenn sie kommen sollen. Ist Dir der Handel so recht?

Cilli antwortete nur mit ihren funkelnden Augen.

— Ich werde die 300 Frs. erhalten?

— Und den Preis der Franzosen dazu.

— So mag der Teufel das Gewissen holen! sagte der Priester. Komme morgen um 11 Uhr an dieselbe Stelle. Ich werde aus der Ferne beobachten, ob Du allein bist. Bringst Du die schriftliche Begnadigung vom General, so ist Hofer sein Gefangener. Er kann nicht entfliehen. Ich werde dafür Sorge tragen. Die Franzosen werden bei dem Handel gewinnen, er hat viel Geld bei sich.

Damit entfernte sich Donay, in raschen Sprüngen thalab laufend.

Cilli aber setzte sich auf den Schnee und zog aus der Tasche eine Handvoll Wurzeln, die sie mit Begierde und scheinbar mit großem Vergnügen mit ihren weißen Zähnen kaute und verschlang.

— Könnte ich sein Blut dazu trinken! sagte sie und sah lange dem entfliehenden Priester nach. Dann raffte sie sich auf und schlug einen ziemlich guten Weg ein, der zur Sommerszeit wohl von Wagen befahren wurde. Er führte in das Hauptquartier des nächsten französischen Korps-Kommandanten. Sie war bei demselben nicht bekannt und verschwieg, ihres Gelübdes eingedenk, ihre schauerliche Lebensgeschichte. Sie erzählte blos einfach, was sie von Donay vernommen hatte. Der General traf sogleich die erforderlichen Anstalten. Man gab Cilli ein Nachtquartier auf der Wachstube und bat sie, zu essen und zu trinken, sie verschmähte aber Speise und Trank und schlief auf der Pritsche so sanft, als ob sie auf Eiderdaunen gebettet wäre. Und sie träumte in den ewigen Wohnplätzen der Schatten zu sein und sah alle die Opfer, die für sie gestorben waren, ihren Vater, ihren Gatten, Brivilliers, Jokel, Toni, und sie lächelten ihr wohlgefällig zu und unterhielten sich mit ihr. Die ganze Nacht dauerten diese Visionen ihrer Rache, und sie glich, mit ihnen beschäftigt, so wenig einem Verräther, der für Geld seinen Nächsten aufopfert, daß die Offiziere, erstaunt über den Geist, der sie belebte, sie neugierig betrachteten.

— Du verräthst ihn also nicht für Geld?

— Das Geld bekommt ein Priester — es kommt in gute Hände, ich bedarf es nicht.

— Also hast Du Ursache, Dich zu rächen?

— Es wird sich finden.

Mehr war aus ihr nicht herauszubringen. Sie schien über Nacht plötzlich jünger und frischer geworden zu sein, sie sprang den Soldaten wegweisend munter voran und summte wohl ihr Liedchen dazu. Nur zuweilen blieb sie

stehen und stieß ein konvulsivisches Geschrei, wie das eines wilden Thieres, aus. Dann perlten ihr Thränen aus beiden Augen und sie bedurfte immer einiger Minuten, um sich zu erholen. Unter solchen Anfällen erreichte sie den Ort, wo sie mit dem Priester zusammentreffen sollte, indeß die Truppen im Thale blieben, um das Signal abzuwarten. Da sie den Priester noch nicht zur Stelle fand, so setzte sie sich wieder in den Schnee und nahm ihr Frühstück ein. Und abermals sagte sie:

— Könnte ich sein Blut dazu trinken!

Da erschien Donay, bleich, entstellt, von tausend Schrecken und Gewissensbissen aufgerieben.

— Hast Du gethan, was ich Dir gesagt? fragte er athemlos.

— Es ist geschehen, wie Du gesagt, entgegnete Cilli; hier ist der Brief des Generals. Er sichert Euch vollkommene Verzeihung unter der Bedingung, daß Ihr Hofer ihm lebendig ausliefert.

Jetzt fing Donay heftig zu zittern an.

— Du bist sehr eilig gewesen — mein Gott — ich habe — ich wollte — ich will Dein Geld nicht — ich will Hofer nicht verrathen —

— Es ist zu spät, sagte Cilli, Du kommst lebendig nicht von diesem Platze, wenn Du nicht hältst, was Du versprochen.

— So sind die Soldaten schon im Thale?

— Sie sind nicht nur im Thale, sie nähern sich uns bereits von allen Seiten in einem Kreise — Du kannst nicht entfliehen.

— So mag's drum sein! sagte Donay und brannte seine Büchse los.

Es währte etwa fünf Minuten, dann kamen die französischen Soldaten und nahmen den Verräther in ihre Mitte.

— En avant! lautete das Kommando.

— Einer stirbt! sagte Cilli, Du oder Andreas Hofer. Vergiß das nicht und thue das Deinige.

Mit schlotternden Knieen und dem Gewissen Ischariots gehorchte der Priester. Man bedurfte zweier Stunden zu dem Wege, den er thalab in einer halben Stunde zurückgelegt hatte.

Die Sennhütte war verschlossen, die Fenster waren verrammelt. Auf das Pochen der Soldaten fragte Hofer:

— Wer ist da? Wen sucht Ihr?

— Wir suchen den Andreas Hofer, ehemaligen Kommandanten von Tyrol. Ihr seid es?

— Ich bin der Andreas Hofer, hier bin ich, entgegnete Hofer, entschlossen die Thüre öffnend.

Sofort warfen sich die Soldaten auf ihn, rissen ihn zu Boden und banden ihm die Hände unter fürchterlichen Schlägen auf den Rücken. Der Unglückliche duldete Alles mit Ergebung. Nachdem man den riesenhaften Mann auf diese Art wehrlos gemacht, führte man ihn am Stricke hinweg. Alle Soldaten der Eskorte fühlten ihre Wuth nun an ihm, man riß ihm den Bart aus und spie ihm in's Angesicht.

Inzwischen hatte Donay seinen Judaslohn erhalten und war weinend entflohen.

Cilli geberdete sich wie wahnsinnig vor Wuth und Freude. Sie stürzte sich mehrere Male auf Hofer und schlug ihn mit der Faust ins Angesicht.

— Nimm das für meinen Vater, das für meinen Mann, das für Brivilliers, das für Jokel, das für Toni, das für mich, Ungeheuer!

Die Offiziere mußten sie mit Gewalt an weiteren Mißhandlungen hindern.

— Er wird seinem Schicksal nicht entgehen, sagten sie.

— Ich bin ein Soldat des Kaisers, sagte jetzt Cilli, ich bin gefangen, zum Tode verurtheilt und gerettet worden; ich fordere den Dienst bei der Bewachung dieses wilden Thieres. Ich habe in der Brigade des General Damon am Brenner als Lieutenant gefochten.

Sie bat um die Gunst, sofort bewaffnet zu werden und forderte die Ehre, den Gefangenen zu führen. Man gab ihr ein Gewehr und sie bewachte Hofer mit Tigerblicken.

Als man mit dem Gefangenen im Haupt-

quartier anlangte, entstand ein allgemeiner Aufruhr. Jedermann wollte den General Barbois sehen. Cilli erzählte dem Kommandanten ihre Geschichte und forderte zum Lohn für ihre Leiden, daß ihr die Bewachung des Gefangenen bis zu seinem Tode anvertraut werden sollte. Man gewährte ihre Bitte und sie wich von der Stunde bis zum Tode Hofers nicht mehr von seiner Seite.

Am 20. Februar 1810, an demselben Tage, wo Maria Louise mit Napoleon verlobt wurde, führte man Andreas Hofer auf den Wall von Mantua. Ein junger Offizier befehligte die zur Exekution beorderte Mannschaft. Er war bleich wie der Tod. Dennoch erfüllte er seinen Auftrag mit Entschlossenheit. Auf sein Kommando durchbohrten sechs Flintenkugeln den Tyroler Helden. Er starb mit offenen Augen und indem er den Himmel bat, seinen Feinden zu verzeihen. Man schaufelte Erde über seinen Leichnam — da trat der junge Offizier heran und warf betend eine Handvoll Erde ins Grab, dann sank er ohnmächtig zu Boden. Drei Tage später trug man seine Leiche unter den gewöhnlichen militairischen Ehren zu Grabe. Auf seinen Leichenstein aber setzte man die von ihm selbst verfaßte Inschrift:

Hier ruht
Cäcilia Stürmer, geb. Luther,
Premier-Lieutenant in der französischen Armee,
geb. den 1. Mai 1792,
gest. den 21. Februar 1810.

Schön ist's, für das Vaterland zu sterben,
Dank der Nachwelt, Nachruhm zu erwerben,
Schöner doch, der Liebe sich zu weih'n,
Seinem Feind im Tode zu verzeih'n.
Blut um Blut und Rach' um Rache
Heiligt, sühnet, reinigt keine Sache;
Selig stirbt nur, wer den Haß bereut,
Kohlen auf das Haupt des Feindes streut.

Timotheus.

In einer Dachstube der Vorstadt Mariahilf saß Lina im schlichten Kleide am Fenster und nähte emsig für die Braut des Kaisers Napoleon. Alle Herrlichkeiten ihres Tyroler Lebens waren in Nichts zerronnen, ihre schöne Villa war von den Gläubigern gepfändet worden und der Freiherr von Hormayr war in seine alte bescheidene Stellung in der Staatskanzlei zurückgetreten und ersann Huldigungsverse für die bevorstehende Vermählungsfeier. Alle seine Protektion reichte kaum hin, seiner ehemaligen Geliebten von dem Obersthofmeisteramte Arbeit für den Hofstaat der Prinzessin zu verschaffen; er selbst vermied sie zu sehen, um sich nicht an seine verblichene Herrlichkeit zu erinnern. Mutter Therese saß mit nassen Augen bei ihrem geliebten Kinde und erschöpfte sich in nutzlosen Lamentationen und Vorwürfen.

— Ach, was hast Du nun von dieser glorreichen vielversprechenden Bekanntschaft? Noth und Kummer und Schande. Der Reichthum, den er Dir verhieß, ist ausgeblieben, er selbst lebt nothdürftig von seinem Gehalt, er kümmert sich nicht um Dich, und in den Augen der Welt bist Du eine verlorene Person.

Lina ertrug mit Geduld diese mütterlichen Vorwürfe, aber sie suchte immer harmlosen Scherz in ihre Selbstvertheidigung und Selbstanklage zu bringen, denn sie wußte wohl die schwache Seite ihrer Mutter anzufassen und sie that es mit einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit.

— Du hast Recht, Mutter, aber bist Du nicht selbst schuld? warum hast Du mich so geliebt und gehätschelt und mir in allen Stücken meinen Sinn gelassen? Warum hast Du mich nicht geschlagen, wie ich es verdiente, warum hast Du mir meinen Willen gethan? Nun hast Du's davon! Doch sei ruhig, liebe Mama, wenn es auch mit dem Baron nichts ist, vielleicht kommt noch ein Graf, der's besser meint und besser machen kann, wie es Hormayr gemacht hat. Uebrigens, was kann er dafür?

Wäre er Graf von Tyrol geworden, wäre ich Gräfin von Schwatz oder Hall, was weiß ich, auf jeden Fall eine große Dame. Uebrigens stehen die Sachen nicht so schlimm, wie Du glaubst, ich habe noch ein großes Geheimniß auf dem Herzen, das wirst Du aber erst erfahren, wenn es Zeit ist. Bemerkst Du denn nichts an Deinem Kinde? Ich weiche dem Hormayr aus, ich gehe nicht in's Theater, ich nähe Tag und Nacht, wie es nie meine Gewohnheit war, Alles das muß etwas zu bedeuten haben. Meinst Du nicht auch, Mama?

— I nun, entgegnete die Mutter neugierig, es ist wohl Zeit für Dich, vernünftig zu werden. Wenn's nur nicht zu spät ist. Ich habe dafür gehalten, daß der Pater Anselm Dich zum Christenthum bekehrt hat. Und steckt etwas Anderes dahinter, warum weilst Du so hinterm Berge? Deine Geheimnisse kenne ich, gewiß wieder so ein Bruder Windbeutel, bilde Dir nur nicht ein, daß ich mich über so etwas freuen könnte. Ein ehrsamer Handwerker, ich sagte Dir's immer, das allein könnte mich glücklich machen. Laß mich in Ruhe mit Deinen adeligen Hirngespinnsten, die sich doch nie verwirklichen werden. Ich sage Dir, wenn noch einmal solch ein Mädchenbetrüger in mein Haus kommt, ich lasse ihn durch den Hausmeister zu Thür und Thor hinauswerfen.

— Je nun, kommt Zeit, kommt Rath, entgegnete Lina neckend, es kann doch noch sein, daß ein Hochgeborner ehrliche Absichten hat. Zwar ist es bisher in der Natur noch nicht vorgekommen, aber die Welt macht Fortschritte, liebe Mutter. Hat ein corsischer Edelmann Kaiser werden können, warum soll ich nicht noch eine Baronin werden?

— Gott steh' mir bei, eiferte die Mutter, so steckt Dir doch wieder ein Baron im Kopf?

— Nicht nur steckt er in meinem Kopfe, sondern ich stecke in dem seinigen. Und ich vertraue auf ihn. Wenn der's nicht ehrlich meint, so gehe ich in's Kloster.

— Da magst Du bei Zeiten Dich umsehen, ich sage Dir, Deine Barone kommen nicht mehr über meine Schwelle, und was Dich betrifft, Dir werde ich schon einen Riegel vorschieben. Der Herr Vormund —

Jetzt lachte Lina laut auf:

— Der Herr Vormund, ja, das ist der rechte Jugendbeschützer. Er hat mir erst gestern Anträge gemacht.

— Gleichviel, ich sage Dir, fange an, mit wem zu willst, nur mit keinem Baron.

Ein Briefträger unterbrach dieses Gespräch.

— Wohnt hier Fräulein ***? hier ist ein Brief aus Insbruck.

Mit einem Sprung war Lina aufgefahren, sie erbleichte und legte ihre Hand ans Herz, um es zu beruhigen. Die Mutter ergriff den Brief und gab ihn ihrer Tochter, indem sie bekümmert ausrief:

— Mein Gott, was ist Dir, so habe ich Dich noch nie gesehen.

Der Briefträger war mittlerweile fortgegangen. Lina brach in helle Thränen aus.

— Aber was ist Dir denn?

— Nichts, Mutter, gieb mir den Brief, Leben oder Tod — Gott steh' mir bei.

Und sie riß das Couvert ab. Sie verschlang jeden Buchstaben mit ihren Augen, und mit steigender Gemüthswegung las sie einmal, zweimal, zehnmal — und sie schien die Worte des Briefes zu memoriren — dann verbarg sie den Brief in ihrem Busen, ihn bis an die Stelle hinschiebend, wo das Herz schlug und überließ sich einem so leidenschaftlichen Weinen, daß ihre Mutter vor Angst nicht wußte, was sie zur Beruhigung derselben angeben sollte.

— I du mein lieber Himmel! rief die Mutter, was ist denn das wieder für ein neues Unglück, was Dich und mich getroffen hat! So beruhige Dich doch. Was wird's denn am Ende sein? Wieder eine Enttäuschung.

Lina hatte Mühe, sich verständlich zu machen, die gute Frau hatte keine Ahnung, daß auch die Freude ihre Thränen habe.

— Er hält Wort, er wird mich holen, Mutter, wir werden glücklich sein! sagte Lina endlich.

— Wer wird Dich holen?

— Das sage ich nicht, bis er es gethan.

— Du bist also Deiner Sache noch nicht sicher?

— Ich bin furchtsam im Hoffen geworden.

Endlich fing Lina doch zu erzählen an. Die ungläubige Mutter ward ganz niedergeschlagen.

— Ach, sagte sie, daß ist ja wieder nichts, als die umgekehrte Geschichte von Hormayr. Man hat Dich getäuscht, das ist Alles.

Statt aller Antwort legte Lina ihrer Mutter die Cession des Hauses vor.

— Ja, wenn die Schrift ächt ist, sagte die argwöhnische Alte, dann hat die Sache einen Anschein. Wenn auch der Baron ausbleibt, so ist doch sein Haus da. Aber vielleicht ist es verschuldet? Mein Gott, die gnädigen Herren haben ja allerhand Spiegelfechtereien.

Aber schon nach drei Tagen wurde diese Ungewißheit auf die froheste Art beendet. Zur voraus pünktlich angezeigten Stunde fuhr vor dem bescheidenen Vorstadthause ein Fiaker vor, ein Mann im Galakleide der tyroler Landstände stieg aus und fünf Minuten später stand er in der Dachstube. Er begrüßte Lina mit einem herzlichen Händedruck und sagte zu ihrer Mutter:

— Erlauben Sie, gute Frau, daß ich Ihre Tochter auf drei Stunden entführe! Es handelt sich um ihr, und ich kann es wohl sagen, auch um mein Glück, der Baron Hormayr ist in Gefahr, Lina kann ihn retten, der Kaiser Franz will aus ihrem Munde die Bestätigung dessen erfahren, was ich ihm sagte, um Hormayrs Verfahren zu beschönigen. Wir werden zu einer Unwahrheit unsere Zuflucht nehmen müssen, aber es werden dadurch genugsame Mißverhältnisse geändert.

— Zum Kaiser? fragte Lina erschrocken. Was kann dem Kaiser mein Zeugniß gelten?

— Mehr als Sie glauben, der Kaiser weiß Alles, die strengen Urtheile und Berichte der Polizei werden in Ihrem Munde, selbst wenn sie bestätigt werden müßten, um Vieles gemildert werden. Der Kaiser liebt es, menschlich zu urtheilen und mit Vertrauen behandelt zu werden, wenn man ihm die Sache so darstellt, wie er gern Alles dargestellt wissen will, als Familienangelegenheiten, so richtet er immer menschlich und mit Mäßigung.

— Ach, ich habe den Muth nicht dazu! Mein Gott, was fordern Sie von mir? Ich soll mit dem Kaiser von meiner Bekanntschaft mit Hormayr sprechen. Er ist ein frommer Mann, in welchem Lichte werde ich erscheinen? Was wird er von mir denken?

— Es ist das letzte Opfer, welches ich von Ihrer Freundschaft fordere.

— Das ist mehr —

— Ich werde es Dir nie vergessen, theure Lina. Es ist die letzte Demüthigung. Alles ist bereit. Von dem Kaiser führe ich Dich zum Altar!

In ihrem einfachen Hauskleide — so wollte es Timotheus — erschien Lina an der Hand ihres Verlobten vor dem Kaiser Franz im öffentlichen Audienzzimmer.

— Das also ist die Freundin von Hormayr? sagte der Kaiser mit freundlichem Ernst. Nun, was wissen Sie? Hier liegen dreißig verschiedene Berichte, die alle den Baron Hormayr des Verraths an mir anklagen. Ich habe den Menschen lieb gehabt, es thut mir weh, solche Sachen von ihm zu erfahren. Sie allein können wissen, ob es ihm Ernst mit allen diesen Unternehmungen gewesen ist. Man kann vermuthen, der Hormoyr hat mich um Land und Reich bringen wollen.

— Ich kann nichts sagen zur Bestätigung dieser Angabe, sagte Lina mit ruhiger Fassung und Geistesgegenwart. Alles, was ich weiß, ist, daß Hormayr stets mit Liebe und Ehrfurcht von Ew. Majestät gesprochen hat. Er war der Meinung, daß schlechte Rathgeber Ew. Majestät umgeben.

— Ei freilich, sagte der Kaiser unwillig, ihm und dem Stadion hätte ich allein folgen sollen, mein Volk hätte ich noch ganz zu Grunde richten sollen, dann hätte ich eine Konstitution geben und den Hormayr zum ersten Minister machen sollen. Ist es nicht so?

— Es ist so, aber seine Absicht war gut, er glaubte, daß Alles das zum Besten Ew. Majestät nothwendig wäre. Er mag sich geirrt

haben, seine Eitelkeit ist groß, aber bösen Willen hatte er nicht. Er ließ sich verblenden durch seinen Glauben an Dinge, die im Bereich der Unmöglichkeit liegen, durch illusorische Hoffnungen, die, wie er selbst eingestand, möglicherweise nie verwirklicht werden könnten. Er war zu hastig, zu übereilt; auch mochte er wohl glauben, daß ihm Vieles gelingen würde, was Andere vergebens versuchten. Denn er hielt seine Rathschläge für die einzig möglichen, für die allein ausführbaren. Dennoch habe ich nie etwas von ihm vernommen, was nicht darauf hingezielt hätte, Oesterreichs Größe und Ruhm und die Macht Ew. Majestät zu vermehren. Hormayr war ein Patriot — gewiß! Mehr Patriot vielleicht, als für sein eigenes Wohl gut war. Aber in Bezug auf seine Pläne kannte er keine Beschränkung, keine Rücksicht. Darin überschätzte er sich selbst, und diese Selbstüberschätzung trieb ihn weiter, als er hätte gehen sollen!

Die treuherzige Einfachheit dieses Berichtes verfehlte ihren Eindruck nicht.

— Es ist gut, sagte der Kaiser, es thut mir wohl. Diese Herren machen gerne aus der Mücke einen Elephanten, ich kenne das, ich will Ihnen mehr glauben. Sprechen Sie zu Niemand von der Sache, am wenigsten zu Hormayr. Ich danke Ihnen, mein lieber Baron. Möchten doch die Monarchen mehr solche Freunde haben, wie Sie sind. Wir sind von manchem Schmeichler umgeben.

Damit entfernte sich Franz in sein Kabinet. Timotheus aber führte Lina zum Altare, wie er versprochen hatte. An demselben Tage beschlossen die Neuvermählten, die Residenz zu verlassen und nach England zu reisen. Als sich Lina um die Ursache dieser seltsamen Flucht erkundigte, sagte der Baron:

— Es ist immer so, die wahren Freunde der Fürsten müssen ihre Nähe fliehen. Neid und Mißgunst sind fast immer der Lohn treuer Dienste.

Die Schicksale der Staaten und ihrer Repräsentanten sind niemals in die Hände der Einzelnen gegeben, denn Gott allein regiert die Welt. Darum habe ich mich diesem Treiben der persönlichen Eitelkeit widersetzt, weil ich erkenne, welches Gesetz die Menschenwelt beherrscht. Zwei Männer haben diesem schrecklichen Bergkrieg ihren Willen aufdringen wollen. Was haben sie gewollt? Andreas Hofer war weit entfernt, dasselbe mit dem Freiherrn von Hormayr zu wollen. Sie Beide sind nichts anders, als blinde Werkzeuge des göttlichen Willens. Die Zeit war weder noch da, für das, was Hofer wollte, noch war sie schon gekommen, für das, was Hormayr wollte. Beide haben sich nutzlos aufgeopfert, indem sie selbst etwas zu wollen sich vermaßen. In Beiden lebten die edelsten Ueberzeugungen, verbunden mit den verschrobensten Irrthümern. Beide hielten sich für Helden, die ihre Zeit regieren, während sie nichts sein konnten, als die Kreaturen der unsichtbaren Weltregierung. Die Epoche, die Hormayr vorausgesehen, ist von der, die Hofer sich träumte, hundert Jahre entfernt. Das, was ich selbst voraussehe, läßt uns noch ein Menschenalter Zeit, die Gebrechen dieser Welt mit Ergebung zu tragen.

Als der Freiherr nach einer heimlichen und ohne alle Zeugen und ohne Gepränge vollzogenen Trauung sein schönes, liebeglühendes Weib im einfachen Brautkleide in das Brautgemach führte und sie inbrünstig an sein Herz drückte, sank Lina, zerfließend in Liebe, Verehrung, Dankbarkeit und eine an Anbetung grenzende Hingebung vor ihm auf die Kniee und umfaßte die seinigen. Sie weinte, indem sie seine Kniee küßte.

— Was hast Du, Kind? fragte Timotheus fast unwillig, solche übertriebene Huldigung geziemt nicht dem Weibe, an deren Brust ich Trost, Erheiterung, Liebe und Schonung finden will. Habe ich Dich mit etwas gekränkt? Oder hast Du mir Dein Gelübde nicht gehalten?

— Ach nein, Timotheus, Geliebter, aber ein tiefer Kummer begleitet mich, o könntest Du ihn von meiner Brust wälzen.

— So sprich!

— Wirst Du eine Person auch ganz und

immer so, wie ich Dich liebe, lieben können, die einst so tief gefallen ist?

Timotheus lächelte und das Blut stieg ihm in's Angesicht. Er verschlang seine Braut mit Blicken der brennendsten Leidenschaft, dann riß er sie an sich und sagte:

— Du seltsames, reizendes, herrliches Geschöpf! Ist es denn nicht mein Stolz und mein Glück, zu wissen, daß Du alle Freuden der üppigsten Frivolität, alle die berauschenden, wenn auch giftigen Süßigkeiten eines freien Lebens freiwillig für mich allein hingegeben hast? So würde ich kein Weib lieben, die aus der Kinderstube einfältig, unerfahren und ungeprüft hervorgegangen wäre, wie ich Dich liebe, das vollendete Weib, das mit Bewußtsein sein Opfer bringt und weiß, was es opfert. Und dadurch gerade unterscheide ich mich von anderen Menschen, daß ich ihre Vorurtheile verachte und den Adel der Natur über Alles heilige, der in Dir so schön, so rein, so klar vorliegt. Denn ganz so wie Du warst und bist, ganz so ist die wahre Weiblichkeit. Ein Weib in solcher Schönheit, das nicht so geirrt hätte, würde mich nie so haben lieben können, wie Du es thust. Ich liebe Dich nicht nur unaussprechlich — Du bist mein Götze?

Damit verstummten seine brennenden Lippen und nur die an einander schlagenden Herzen sagten sich, daß es Geheimnisse des Glücks gebe, die nur diejenigen begreifen, welche vom Himmel bevorzugt sind.





